F. C. Laukhards,
vormaligen Magisters der Philosophie, und jetzt Musketiers
unter dem von Thaddenschen Regiment
zu Halle,

Leben und Schicksale,

von ihm selbst beschrieben,

und zur Warnung

für Eltern und studirende Jünglinge

herausgegeben.

Ein Beitrag zur Charakteristik der Universitäten in Deutschland.

Erster Theil.

Mit einem Titelkupfer.

Halle,
bei Michaelis und Bispink.
1792.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
Bibliothek

Dem

Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn,

Herrn

Friedrich August,

Herzogen zu Braunschweig und Lüneburg,
General der Infanterie der Preußischen Heere
und Ritter des Preußischen Schwarzen-
Adler-Ordens.

Meinem Gnädigsten Fürsten und
Herrn.

Durchlauchtigſter Herzog,
Gnädigſter Fürſt und Herr,

Als ich vor zwei Jahren das unſchäzbare Glück hatte, Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht perſönlich bekannt zu werden, hatten Höchſtdieſelben die Gnade, mir einen Aufſatz von meinen Begebenheiten zu befehlen: und als ich nach dieſem mir ſo theuren Befehl, Höchſtdenſelben einen franzöſiſchen Aufſatz dieſes Inhalts unterthänigſt überreichte, bezeugten Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht Dero Höchſte Billigung meiner kleinen Schrift.

Dieſe erhabene mir bewieſene Höchſte Huld Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht machten den Gedanken bei mir rege, daß Höchſtdieſelben meiner Lebensgeſchichte eine gnädige Aufnahme nicht verweigern würden: und daher nehme ich die unterthänigſte Kühnheit, Ew. Durchlaucht dieſe Schrift zuzueignen.

Die Vorsicht lohne die erhabenen Tugenden, welche die Welt an dem großen Helden, an dem Menschenfreunde, an dem ruhmvollen Kenner und Beförderer der Wissenschaften — an Friedrich August bewundert und verehrt. Dies ist der höchste Wunsch

Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht

unterthänigsten Knechts
Friedrich Christian Laukhard,
Soldaten bei dem Königl. Preuß. Regiment
von Thadden.

An den Leser.

Ich übergebe dem Publikum den ersten Theil meiner Lebensgeschichte, wobei ich einiges zum voraus sagen muß, damit man meinen Zwek kennen lerne, und über das ganze Buch richtig urtheilen könne.

Der verstorbene Doktor Semler, dessen Asche ich nie genug verehren kann, gab mir im Jahr 1784 den Rath, meine Begebenheiten in lateinischer Sprache heraus zu geben. Ich hatte dem vortreflichen Mann mehrere davon erzählt, und da glaubte er, die Bekanntmachung derselben würde in mancher Hinsicht nützlich werden. Ich fing wirklich an zu arbeiten, und schrieb ohngefähr acht Bogen, welche ich ihm vorwies. Er billigte sie, und rieth mir, den Herrn Professor Eberhard um die Censur zu bitten. Ich that dies schriftlich: denn damals scheute ich mich, weil ich kurz vorher Soldat geworden war, es mündlich zu thun. Auch Eberhard lobte mein Unternehmen; nur rieth er mir, um der mehrern Leser Willen, deutsch zu schreiben. Ich folgte ihm, und zeigte

mein Vorhaben öffentlich an. Aber weil damals mein Vater noch lebte, so mußte ich, um ihn nicht zu beleidigen, oder ihm gar durch meine Nachrichten in der hyperorthodoxen Pfalz und bei den dasigen Bonzen und Talapoinen nicht zu schaden, vieles weglassen, was doch zum Faden meiner Geschichte gehörte. Daher war jener Aufsaz mangelhaft und unvollständig. Mein Vater erfuhr indessen durch die Briefe des Herrn Majors von Müffling, daß ich mein Leben schriebe, und befürchtete, ich möchte Dinge erzählen die ihm Verdruß bringen könnten. Er schrieb mir daher und befahl mir, von meinen Lebensumständen ja nichts eher, als nach seinem Tode drucken zu lassen. Der Brief meines guten Vaters war voll derber Ausdrücke: er stellte mir das Uebel, das für ihn daraus folgen könnte, so lebhaft vor, daß ich mein Manuskript ins Feuer warf.

Einige Jahre hernach starb mein Vater, und ich konnte nun freimüthig zu Werke gehen: aber der Feldzug im Jahr 1799 und andre Geschäfte, welche ich ums liebe Brod übernehmen mußte, hinderten mich, meinen längst gefaßten Vorsaz eher ins Werk zu richten: nachdem ich aber mehr Muße und thätige Unterstützung redlich gesinnter Männer, die ich zu seiner Zeit nennen will, erhielt, so ging ich neuerdings ans Geschäft, und so entstand die gegenwärtige Schrift.

Jeder Leser wird ohne mein Erinnern gleich schließen, daß das, was der Dichter von seinen Versen sagt:

— — — paupertas impulit audax,
Ut versus facerem;

auch von meinem Buche gelte; und ich würde sehr zur unrechten Zeit wollen diskret seyn, wenn ichs nicht bekennte. Ich bin ein Mann, welcher keine Hülfe hat, kein Vermögen besitzt, und keinen Speichellecker machen kann: folglich würde ich sehr kümmerlich leben müssen, wenn ich mir keinen Nebenverdienst suchen wollte. Und wer kann mir das verdenken?

Allein ob gleich der erste Grund der Erscheinung gegenwärtiges Buches im Magen liegt; so ist er doch nicht der einzige.

Ich war ein junger Mensch von guten Fähigkeiten, und von gutem Herzen. Falschheit war nie mein Laster; und Verstellung habe ich erst späterhin gelernt, und geübt, nachdem ich vieles schon gethan und getrieben hatte, dessen ich mich schämen mußte. Mein Vater hatte mir guten Unterricht verschaft, und ich erlangte verschiedene recht gute Kenntnisse, welche ich meiner immer fortwährenden Neigung zu den Wissenschaften verdanke. Meine Figur war auch nicht häßlich. Da war es denn doch Schade, daß ich verdorben und unglücklich ward. Aber ich wurde es, und fiel aus einem dummen Streich in den

andern, trieb Dinge, worunter auch wirkliche gröbere Vergehungen sind, bis ich endlich aus Noth und Verzweiflung an allem Erdenglück die blaue Uniform anzog. —

Wenn nun ein Erzieher, ein Vater, oder auch ein Jüngling meine Begebenheiten liest; muß er da nicht manche Regel für sich und für seinen Zögling abstrahiren? Muß er nicht oft stutzen und sich selbst auf unrechtem Wege finden? Wird er dann nicht, wenn er klug ist, einen andern und bessern Weg einschlagen? Muß er nicht aufmerksamer auf die Folgen seines Denkens und Handelns werden, und folglich mehr Harmonie und Konsequenz in sein Leben zu bringen suchen? — Meine Unglücksfälle sind nicht aus der Luft gerissen, wie man sie in Romanen liest: sie haben sich in der wirklichen Welt zugetragen, haben alle ihre wirklichen Ursachen gehabt, und lehren, daß es jedem eben so gehen kann, der es so treibt, — wie ich.

Ich glaube daher mit Recht, daß mein Buch einen nicht unebnen Beitrag zur praktischen Pädagogik darbietet, und daß niemand ohne reellen Nutzen dasselbe durchlesen wird: und das ist doch nach meiner Meinung sehr viel. Auf diese Art werde ich, der ich durch meine Handlungen mein ganzes Glück verdorben habe, doch durch Erzählung derselben gemeinnützig, und das sey denn eine Art von Entschädigung für mich.

Außerdem hoffe ich auch, daß die Erzählungen selbst niemanden lange Weile machen werden. daß also meine Schrift auch zu denen gehören wird, welche eine angenehme Lektüre darbieten. Und so hätte ich, wenn ich mich nicht überall irre, einen dreifachen recht guten Zweck erreicht.

Aber einigen Vorwürfen muß ich hier im voraus begegnen, welche man ohne allen Zweifel meinem Werkchen machen wird.

Ich habe viele angesehene Männer eben nicht im vortheilhaftesten Lichte aufgestellt — von unwürdigen Menschenkindern, einem Kammerrath Schad, einem Brandenburger, und andern dergleichen, ist hier die Rede nicht: die haben die Brandmarkung verdient! — warum hab' ich das gethan? — Deswegen meine lieben Leser, weil ich glaube und für unumstößlich gewiß halte, daß die Bekanntmachung der Fehler angesehener Männer sehr nützlich ist. Die Herren müssen nicht denken, daß ihr Ansehen, ihr Reichthum, ihre Titel, selbst ihre Gelehrsamkeit und Verdienste ihre Mängel bedecken, oder gar rechtfertigen könnte. Diese Männer, von welchen ich erzähle, haben theils mit mir im Verhältniß gestanden, und haben mir nach ihrem Vermögen zu schaden gesucht, und wirklich geschadet: theils aber schadeten sie der guten Sache, den Rechten der Menschheit, besonders jenem unumstößlichen ewigen

Recht, über alle intellectuelle Dinge völlig frei zu urtheilen, und seine Gedanken darüber zu entdecken. Wenn ich also die Professoren zu Mainz, Heidelberg und sonstige Meister als intolerante Leute beschreibe, welche gern Inquisitoren werden, und den heiligen Bonifacius, oder jenen abscheulichen Menschen, den Abschaum aller Böswichter, den Erfinder der Inquisition und Hexenprozesse, ich meine den Pabst Innocentius III. nachmachen möchten: thu ich dann Unrecht, da die Sache sich durch Thaten bestätiget? Vielleicht schämen sich andre, und werden toleranter, und wäre das nicht herrlich? Hätte ich da nicht mehr Gutes gestiftet, als mancher Verfasser dicker Bände von Predigten und andern theologischen, philosophischen oder juristischen Unsinn?

Ferner, sagen Sie sichs selbst, lieber Leser, ob ich recht habe: darf ich den nicht beschreiben, der mir wehe that? Rache schreien zwar die Moralisten (in ihren Theorien) sey überhaupt ein schändliches Laster, dem kein Weiser nachgeben müsse: ja, ich sage irgendwo selbst, daß sie gröstentheils unter der Würde der Menschheit sey. Allein ich gestehe es, daß ich ihr Gebot nicht ganz einsehe; ich bin ein Mensch, so gut wie der Pabst und der Fürst: ich hab' auch meine Galle, und es kränkt mich auch, wenn man mir unrecht thut, und mich armen ohnmäch-

tigen Menschen drückt, und seine Freude dran hat. Ich suche mich nun zu rächen, wie ich kann, und das kann ich auf keine andre erlaubte Art, als daß ich die Leute von der Art nenne, und ihren Karakter bekannt mache. Ich werde das auch in der Zukunft so halten, und Anekdoten von der Art mehr sammeln, um einmal Gebrauch davon zu machen. Urtheilen Sie ferner, meine Leser, ob Sie es nicht auch so machen würden, wenn Sie in meinen Schuhen ständen? Ich brenne mich nirgends weis, und erdenke an mir keine Gesinnungen, die ich nicht habe. Daher gestehe ichs, daß die Großmuth, welche alle Neckereien übersieht, und sich ohngeahndet hudeln läßt, meine Tugend nicht ist. Wer besser in diesem Stück ist; nicht der, welcher blos besser spricht, verdamme mich: ich habe nichts dawider. Und wer übeln Nachreden entgehen will, der thue nichts übles. Schwachheiten abgerechnet, ist Publicität für Thorheit und Laster ein weit zuträglicheres Heilmittel, als das Mäntelchen der christlichen Liebe -- das freilich gerade von denen am fleisigsten empfohlen wird, die es am meisten bedürfen. Ich zweifle nicht, daß meine Biographie, so wie die des verstorbenen D. Bahrdt, mehrere andre Büchleins von Beiträgen, Berichtigungen und vielleicht gar von Schimpfereien im Gefolge haben wird. Das soll mir auch wegen des bekannten

Sprüchelchens: contraria contrariis magis elucescunt recht lieb seyn. Aber die Herren Beiträgeschreiber werdens auch nicht für Uebel nehmen, wenn ich ihnen nach Befinden antworte. Mir soll jeder Ton, der sanfte und grobe, gleichviel gelten: denn ich bin dergleichen schon etwas gewohnt. Wo ich aber vielleicht aus Gedächtnißfehler wirklich geirrt habe, will ich mich herzlich gern belehren lassen, und wie billig, widerrufen. Aber ich hoffe, daß dergleichen Fehler nicht sollen untergelaufen seyn.

Im zweiten Theile, der auch schon unter der Presse ist, erzähle ich meine Geschichte bis auf die jetzige Zeit. Er hat einige wichtigere Nachrichten als der erste, und wird hoffentlich die Neugierde der Leser befriedigen, und ihnen mancherlei Genugthuung leisten.

Und so viel habe ich Ihnen, meine Leser, zum voraus sagen wollen. Ich wünsche, daß Sie alle, das Glück genießen, welches mir das Schicksal wegen meiner eignen Verirrungen versagt hat. Geschrieben zu Halle den 5ten Mai 1792.

Erſtes Kapitel.

Nicht alle Prediger ſind, was mein Vater war!

Um meine Lebensgeſchichte etwas methodiſch einzuleiten, muß meine Erzählung doch wol von der Zeit und dem Orte anfangen, wo ich geboren bin. Das iſt geſchehen im Jahre 1758 zu Wendelsheim, einem Orte in der Unterpfalz, der zur Grafſchaft Grehweiler gehört. Mein Vater war Prediger dieſes Orts, und genoß einer ganz guten Beſoldung bei einem ſehr ruhigen Dienſte. Das iſt nun freilich in der Pfalz eine ſeltene Sache, indem die lutheriſchen Pfarrer durchaus ſchlecht beſoldet und dabei mit Arbeit überladen ſind. Dies iſt aber nur von den eigentlichen Pfalzer Pfarreien zu verſtehen: denn die gräflichen und ritterſchaftlichen befinden ſich beſſer. Leider aber werden dieſe beſſern Stellen auch jedesmal, wenn eine erledigt wird, an den meiſtbietenden verkauft oder ordentlich verſteigert. Mein Vater war jedoch ſo glücklich geweſen, ſeine Stelle ohne einen

Kreuzer Ausgabe dafür, zu erhalten, und dies von dem Kurfürsten zu Mainz, der daselbst Patron ist, und der, als Erzbischof einer heiligen Kirche, eine ketzerische Pfarrstelle wol nicht ohne Geld hingegeben hätte, wenn nicht andere Gründe da gewesen wären. Mein Vater hat mir diese Gründe zwar niemals entdeckt; daß sie aber da gewesen seyn müssen, erhellet daraus, daß alle und jede gute protestantische Pfarren, welche der Kurfürst zu Mainz vergiebt, von alten Zeiten her bis auf den heutigen Tag, verkauft werden [a]).

Meine Leser werden es nicht ungern sehen, wenn ich eine kurze Beschreibung von meinem Vater liefere, der sich ohne Ruhm zu melden, von den übrigen protestantischen Herren Pfarrern in der Pfalz merklich unterschieden hat.

Er hatte in seiner Jugend sehr fleißig studirt, und hatte besonders die Wolfische Philosophie zu seinem Lieblingsstudium gemacht. Er bekannte mir oft, daß ihn die Grundsätze der Wolfischen Metaphysik [b]) dahin gebracht hätten, daß er an den Hauptdogmen der lutherischen Lehre gezweifelt hätte. In

---

a) Der jetzige Inhaber der Pfarrei zu Wendelsheim hat, wie ich aus Briefen weis, 1000 Gulden rheinisch dafür bezahlen müssen.

b) Besonders den ontologischen Satz: quaecunque sunt in ente, vel essentialia sunt, vel attributa, vel modi, vel modi analogici.

der Folge, da er sein Studium nicht nach Art so vieler geistlichen Herren, an den Nagel henkte, untersuchte er alle Dogmen seines Kompendiums, und verwarf sie alle, da er sie mit den Sätzen seiner lieben Metaphysik unvereinbar fand. Endlich fiel er gar auf die Bücher des berüchtigten Spinoza, wodurch er ein vollkommner Pantheist ward.

Ich kann dieses meinem Vater jetzt getrost nachsagen, da er todt ist, und wol nicht zu vermuthen stehe, daß ihn die hyperorthodoxen Herren in der Pfalz werden ausgraben lassen, wie dies vor ohngefähr vierzig Jahren dem redlichen Bergmeister Schittehelm von Mörsfeld geschehen ist. Es liessen nämlich die protestantischen Geistlichen zu Kreuznach diesen helliehenden Kopf als einen Edelmannianer herausgraben, und so nahe an den Nohfluß einscharren, daß ihn der Strom beim ersten Anschwellen heraus und mit sich fort riß. Dergleichen Barbarei wird man doch, hoffe ich, am Ende dieses Jahrhunderts nicht mehr begehen!

Sonst war mein Vater sehr behutsam in seinen Reden über die Religion: nur seinen besten Freunden vertraute er dann und wann etwas von seinen Privatmeinungen, und bekannte mir oft in traulichen Gesprächen, daß er gar nicht wünschte, daß sein System Leuten bekannt würde, welche einen moralischen Misbrauch davon machen könnten. Vielleicht gebe

ich einmal eine Handschrift heraus, die er unter dem Titel: Geschichte meiner Zweifel und Ueberzeugungen, hinterlassen hat: da wird man recht würdige Gedanken über diesen Punkt finden!

Mein Vater hatte in den Sprachen und Wissenschaften viel geleistet. Er verstand recht gut Latein, und war in den morgenländischen Sprachen, wie auch in der griechischen, gar nicht unerfahren. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie er den Propheten Maslachias mit mir las, und in Herrn D. Bahrdts Kommentar über diesen Propheten, die Schnitzer rügte, welche dieser artige Meister in der orientalischen Litteratur da wider die gemeinsten Regeln der hebräischen und arabischen Grammatik gemacht hat, oder wenn er Herrn D. Bahrdts lateinische Barbarismen und Solöcismen herzlich lachend durchging.

Die Predigten meines Vaters waren nicht ausgeschrieben; und das heißt in der Pfalz viel, sehr viel! Denn da reiten die Herren, was das Zeug hält, die alten Postillen zusammen: ja, das ist schon ein rechter Mann, welcher aus Martin Jockisch sel. expeditem Prediger, aus Pastor Götzens Dispositionen, aus Dunkels Skiagraphie oder aus einem andern Tröster von der Art, eine Predigt zu fabriciren im Stande ist. Den meisten Herren muß alles von Wort zu Wort vor der Nase stehen; sonst verlieren sie gleich den Zusammenhang. So war aber mein

Vater nicht: er arbeitete seine Dispositionen und Predigten selbst aus, und trug weit mehr Moral als Dogmatik vor. Niemals konnte er sich entschliessen, die Sabellianer, Arianer, Eutychianer, Pelagianer, Apollinaristen, Deisten, und andere alte und neue Ketzer auf der Kanzel zu befehden, nach Art seiner Herren Amtsbrüder: und dieses wollte man eben von Seiten dieser Herren nicht sehr loben. Sogar begieng er den Fehler, daß er die Katholiken und Reformirten ihr Kirchenwesen ruhig für sich treiben ließ: ein Benehmen, welches ihn bei den dortigen co...ros versüchtigen Herren vollends in Miskredit brachte. Aber er bekümmerte sich um die Herren nichts, und wandelte seinen Pfad getrost für sich fort.

Ausserdem war mein Vater ein unerschütterlicher Freund jeder bürgerlichen und gesellschaftlichen Tugend. Seine Ehrlichkeit kannte eben so wenig Granzen, als sein Bestreben, gegen jederman gefällig zu seyn und jedem Nöthleidenden zu helfen.

Bei diesem Karakter mußte mein Vater nothwendig bei jederman beliebt seyn: niemand haßte ihn, als vielleicht die, welchen er dann und wann die Wahrheit sagte, wovon ich unten ein mehreres berichten werde. Von allen andern, welche ihn kannten, wurde er geliebt und geschäzt als ein biederer, ehrlicher Mann, auf den man sich in allen Stücken verlassen konnte.

Herr D. Bahrdt meldet irgendwo in seiner Lebensbeschreibung, daß er viele freundschaftliche Briefe von der verstorbenen Frau Landgräfin von Hessen-Darmstadt aufbewahre. Dieses ist, wie man ihm öffentlich vorgeworfen hat, erdichtet; er kann keine Zeile von der Hand dieser vortrefflichen Fürstin vorzeigen. Allein unter den Papieren meines Vaters finden sich noch Briefe, welche die verewigte Henriette an ihn geschrieben hat: Briefe, in welchen der Geist und die Herzensgüte der großen Mutter der Königin von Preussen recht sichtbar hervorglänzt. Ich führe dieses nicht aus Ruhmredigkeit oder aus der Absicht an, mir einige Vortheile durch Erwähnungen von der Art zu erschleichen: es geschieht blos, um meinem Vater die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, welche das Andenken eines ehrlichen Mannes verdient. — Der Fürst Moriz von Salm Kyrburg, und die vortreffliche Luise, seine Gemahlin, schätzten meinen Vater nicht weniger: sie beehrten ihn mit einem recht freundschaftlichen traulichen Umgange bis in seinen Tod. Seht, Ihr Herren Prediger! auch Große schätzen euren Stand, wenn Einsicht und Verdienst Euch selbst nur ehrwürdig machen!

Dabei hatte mein Vater indeß auch seine großen Schwachheiten; aber doch auch nur Schwachheiten und keine Laster. Er war — daß ich nur etwas

davon anführe — ein groſser Kenner der Alchymie, und wollte durchaus Gold machen. Ein gewisser Mutzeh Fuchs, welcher um das Jahr 1760 wegen Geldmünzerei und anderer Hallunkenstreiche in Schwaben gehangen worden, hatte ihn mit den Geheimnissen dieser edlen Kunst bekannt gemacht. Er fieng an zu laboriren, und las dabei die herrlichen Bücher des Basilius Valentinus, Baptist Helmontius, und seines noch tollern Sohns, Meister Merkurius Helmontius, Paracelsus, Becher, Sendirogius — den er besonders hoch hielt — und anderer theosophischer alchymistischer Narren und Spitzbuben. Die Lektüre dieser Skarteken verwirrte ihm den Kopf, und machte, daß er Jahr aus Jahr ein den Stein der Weisen suchte, und beträchtliche Summen bei dieser unseligen Bemühung verschwendete.

Meine Mutter machte dem verblendeten Mann die triftigsten Vorstellungen, welche nicht selten in Zank und Spektakel ausarteten; aber alles umsonst! Er laborirte frisch weg, und versicherte mehr als einmal, daß er das groſse Magisterium nunmehr gefunden hätte, und nächstens Proben davon geben würde. Der Apotheker Eschenbach in Flonheim war meines Vaters treuer Gehülfe. Dieser war bankrott geworden, zwar nicht durch Alchymie, sondern durch sein Saufen, und durch die Spitzbübereien eines Ab-

schaums aller Spitzbuben, des verstorbenen Raths Stutz in Flonheim. Eschenbach, welcher arm war, und keinen Unterhalt wußte, war froh, daß ihn mein Vater zu seinem Kalefaktor, oder wie sie es nannten, Kollaboranten und Symphilosophen aufnahm. Er half nicht nur treulich laboriren, sondern schafte noch alle alte vermoderte Bücher herbei, welche die Kunst, Geld zu machen, lehren sollten. Hätte mein ehrlicher Vater statt der Wolfischen Metaphysik die physischen Werke dieses Philosophen studirt; so würde viel Geld erspahrt und manches Nachgerede unterblieben seyn. Er hat einige Jahre vor seinem Tode aufgehört zu laboriren: aber noch 1787, als ich ihn zum leztenmal besuchte, behauptete er, daß die Goldkocherei allerdings eine ausführbare Kunst sey. „Es ist nur Schade, fügte er hinzu, daß man so viel Lehrgeld geben muß, und doch keinen erfahrnen Lehrmeister haben kann."

Meine Mutter, welche noch lebt, ist eine ganz brave Frau, und so habe ich sie immer gekannt. Sie ist eine Enkelin des ehemals berühmten Rechtsgelehrten Johann Schilter von Strasburg. Mein Vater hatte sie aus Liebe geheurathet, und sie schien immer eingedenk zu seyn, daß sie ihm nichts zugebracht hatte. Sonst hat sie, wie alle Weiber, ihre kleinen und großen Mängel, die ich eben hier nicht angeben mag!

Zweites Kapitel.

Soviel vermögen Tanten und Gesinde!

Von meinen ersten Jahren und frühern Erziehung kann ich nur wenig anführen. — Mein Vater hatte eine Schwester bei sich im Hause, welche niemals — wer weis, warum? — verheurathet gewesen ist. Diese führte die besondere Aufsicht über uns Kinder; war aber dabei so nachgiebig, daß sie alle unsre kleinen Teufeleien nicht nur vor den Augen unsrer Eltern fein tantisch verbarg, sondern selbigen nicht selten noch gar Vorschub that. Und so ward ich früh unter den Bauern als ein Bube *) bekannt, der es, mit den Pfälzern zu reden, faustdick hinter den Ohren hätte, und ein schlimmer Kunde werden würde. Noch jezt erinnere ich mich mit Unwillen oder manchmal mit Wohlgefallen, je nachdem meine Seele gestimmt ist, an die Possen und Streiche, welche ich in meiner ersten Jugend gespielt habe. Ich muß einige erzählen.

*) Nach der Pfälzer Sprache heißen alle Jungen Buben: die Bauern nennen ihre Söhne so, bis sie heurathen. „Hanes Henrich," sagte der alte Gerheim zu seinem 25jährigen Sohne, „Hans Henrich, wann dau Vatter „werrschst un eich werre Bub, dann beselliche dau „die Mäuwe. Hescht des gehört, Hanes Henrich?"

Der alte Eschenbach hatte sich einmal entsetzlich besoffen, und saß schlafend auf einem Strohstuhl in unsrer Scheune. Ich war allein zugegen, und bemerkte, daß Wasser von dem Stuhle herablief: husch! nahm ich ihm die Perüke vom Kopfe, hielt sie darunter, ließ sie vollaufen, stürzte sie ihm wieder auf den Kopf, doch so, daß der Haarbeutel über das Gesicht zu hängen kam, und entfernte mich. Der alte Säufer erwachte darüber, lief, wie ich ihn gemustert hatte, auf den Hof, und schrie einmal übers andere: wer thut mich mit Wasser schütten! — Mein Vater erfuhr den Vorgang, und, statt mich zu züchtigen, sagte er nichts als: 's ist ein Blitzbube! hat er den alten Sausaus nicht bezahlt! habeat sibi! Noch eins von dieser Art!

Meister Trippenschneider handelte mit Essig, Zwiebeln und Salz, welches alles er auf einem Esel herumführte. Einst kam er in unsern Flecken, und ging in meines Vaters Haus, um da seine Waaren anzubieten. Fluchs steckte ich dem Thier angezündeten Schwamm hinters Ohr. Der Esel ward wild, warf seine Ladung ab, wobei das Salz verschüttet und die Essigfäßchen zerbrochen wurden. Man untersuchte genau, woher das Thier so wild geworden war; aber man fand auch keine Spur von Ursache. Meister Trippenschneider erklärte endlich den Zufall aus der Feindschaft der Schlampin,

einer alten Frau, welche bei uns für eine Hexe galt. Diese sollte den Esel durch ihre Hexereien so in Harnisch gejagt haben. — Ich für mein Theil freute mich; konnte aber nicht schweigen: und so erfuhr mein Vater den Urheber des Spektakels. Ich erhielt Ohrfeigen zur Belohnung, und Meister Trippenschneider — Ersatz seines Schadens. Meine Tante pflegte hernach dieses Stückchen als einen Beweis meiner Fähigkeiten anzuführen, wenn sie für gut fand, ihre Affenliebe gegen mich durch Lob zu äussern.

Meine Tante war eine große Freundin vom Trunk, und diese Neigung ging so weit, daß sie sich nicht nur oft schnurrig machte, sondern auch dann und wann recht derb besoff. Mein Vater schloß also, wenn er mit meiner Mutter über Feld ging, den Keller zu, und ließ der Tante blos ihr Bestimmtes.

Meine Tante machte die Entdeckung, daß eins von den Kellerfenstern ohne eiserne Barren und blos mit einem hölzernen Gitter verwahrt war. Das Gitter konte leicht weggenommen werden: ich mußte mich also an einem oben befestigten Seile hinablassen. Inwendig öffnete ich sodann die Kellerthür, und Mamsell Tante konnte sich nach Herzenslust Wein holen. Für sie selbst hätte es hingehen mögen: denn

ſie war einmal ans Trinken gewöhnt [d]); daß ſie aber auch mich, — mich einen Knaben von ſechs Jahren zum Weintrinken anführte, war im höchſten Grade unrecht: ich würde ſagen, daß es ſchändlich war, weil ſie dadurch den Grund zu vielen meiner folgenden Unfälle gelegt hat. Aber ihre Affenliebe zu mir, ließ ſie blos auf Mittel ſinnen, wie ſie mir Vergnügen machen könnte. An nachtheilige Folgen dachte ſie nicht.

Auf dieſe Art wurde ich alſo in der zarteſten Jugend ein — Säuffer. Oft war ich durch den Trunk meiner Sinnen beraubt; und dann entſchuldigte mich meine Tante, wenn ja die Eltern nach mir fragten, durch Vorgeben: daß mir der Kopf wehe thäte, daß ich ſchon ſchlieſe u. ſ. w. Mein Vater erfuhr demnach von meinen Sauſereien nichts.

Ich führe dieſe Umſtände deswegen an, damit ich einen Erfahrungs-Grund zu der Vorſchrift gebe: „daß Eltern ihre Kinder auch ihren nächſten Ver„wandten nicht anvertrauen ſollen, ſo lange ſie an

---

d) Zur Schande des Frauenzimmers in der Pfalz muß ich anmerken, daß ſehr viele unter ihnen ſich dem Saufen recht unziemlich ergeben. Alle Frauenzimmer trinken Wein, und viele dergeſtalt, daß ſie die Mannsperſonen darin übertreffen. — Meine ſchöne Landsmänninnen werden freilich über mich zürnen: denn bei ſolchen Nachrichten möchten Ausländer eben nicht ſonderliche Luſt ſpüren, ein Pfälzer Mädel zu heurathen; aber ich kann leider nicht gegen die Wahrheit.

„deren regelmäßigem Leben auch nur im geringsten „zweifeln können." Eben dies gilt von Freunden und Freundinnen, und vorzüglich vom Gesinde. Man wird gleich sehen, warum.

Zu den schönen Tugenden, womit meine Jugend ausgerüstet war, gehört auch das Fluchen und Zotenreißen. Unser Knecht, Johann Ludwig Spangenberger unterrichtete mich in diesen saubern Künsten zu früh und zu viel. Er erklärte mir zuerst die Geheimnisse der Frauenzimmer, und brachte mir leider so viel Theorie davon bei, daß ich in Stand gesetzt wurde, zu den schaamlosen Neckereien und Gesprächen des Gesindes *) mein Kontingent allemal richtig und mit Beifall zu liefern. Und seitdem der Knecht mich so unterrichtete, suchte ich seine Gesellschaft mit aller Emsigkeit, und versah ihn mit Taback aus meines Vaters Büchse: es war natürlich, daß sein Unterricht hierdurch zunahm. Da auch Meister Hans Ludwig wie ein Landsknecht fluchen konnte; so ahmte ich ihm auch hierin so treulich nach, daß jedesmal, wenn ich redete, das zweite Wort eine Zote und das dritte ein Fluch war. In meiner Eltern Gegenwart entfuhren mir anfänglich

*) In der Pfalz scheinen die Zoten wie zu Hause zu seyn: besonders herrscht unter den gemeinen Leuten eine solche Schaamlosigkeit im Reden, daß auch ein Preußischer Musketier über die unlautern Schäckereien der Pfälzer Hänsels und Gretels erröthen würde.

auch dergleichen Unflätereien; da ich aber bald merkte, daß sie das nicht leiden konnten, ward ich vorsichtiger, und sprach bescheiden; aber nur in ihrer Gegenwart.

Es läßt sich denken, daß es nicht blos bei Ludwigs Theorie geblieben ist: ich bekam bald Lust, auch das zu sehen und das zu erfahren, wovon ich so viel gehört hatte. Dazu fand ich Gelegenheit bei einer unsrer Mägde, welche gern zugab, daß ich bei ihr alles das untersuchte, was mir Hans Lundwig als das non plus ultra der höhern Kenntnisse angewiesen hatte. —

So war meine erste Erziehung beschaffen, oder vielmehr, so wurde das wenige Gute, welches mein Vater durch Unterricht und Ermahnen in mich zu bringen suchte, durch Verführung und böses Beispiel Anderer verhunzt und vernichtet!

Drittes Kapitel.

Auch Väter versehens oft.

Ich muß es meinem guten Vater zwar nachrühmen, daß er mich oft und mit aller Herablassung und Sanftmuth unterrichtet hat: ja, er hielt mir anfangs keinen Lehrer, weil er glaubte, daß der Un-

terricht eines Vaters jenem eines Lehrers weit vorzuziehen sey: und darin hatte er nun freilich Recht! Allein er hätte mehr auf meinen Verstand und mein Betragen, als auf mein Gedächtniß Rücksicht nehmen, und das letztere nicht blos mit einseitigen Kenntnissen ausfüllen sollen. Denn da unsre Lehrstunden nicht lange dauerten, und ich das, was ich außer denselben auswendig zu lernen hatte, mit meinem ziemlich glücklichen Gedächtniß bald faßte; so entzog ich mich seiner Aufsicht, und benuzte meine übrige Zeit, da mein Vater in seiner Studierstube oder im alten Hause mit Gold-Laboriren beschäftigt war, zu allerhand kleinen Teufeleien. Meine Mutter gab vollends noch weniger auf die Aufführung ihrer Kinder acht: und so waren wir größtentheils uns selbst überlassen.

Mein Vater setzte ferner, wie viele Väter, die Erziehung in den Unterricht: lernen hieß bei ihm erzogen werden, und ein junger wohlgezogener Mensch bedeutete ihm blos einen Jüngling, der seinen Cicero und Virgil lesen, die Städte, Flüsse und dergleichen, auf der Landkarte anzeigen, die Namen der großen Herren, die Schlachten bei Marathon, Cannä u. a. auf dem Nagel herzählen, und dann endlich französisch plappern konnte. „Dies, sagte er, ist für einen Knaben genug: das Uebrige gehört für die höhern Schulen!“ Wie sehr er hierin geirrt habe,

darf ich nicht erst sagen: das haben unsre Herren Pädagogen schon bis zum Eckel gesagt. Aber diese Herren haben wieder auf der andern Seite darin geirrt, daß sie die Geschichte und alles Studium der ältern Sprachen, besonders der lateinischen, die ihnen Jalappenharz zu seyn scheint *f*), versäumen.

Vom Schönschreiben war mein Vater kein Freund: docti male pingunt, sagte er: und so war es hinlänglich, wenn ich nur ich nur schreiben, d. i. Krakfüße machen konnte. Er gieng hierbei in seiner Pedanterie so weit, daß er den Verfasser eines von Seiten der Schriftzüge schön geschriebenen Briefes, jedesmal für einen Ignoranten erklärte.

Diesem Vorurtheile meines Vaters verdanke ich es, daß ich immer elend und unleserlich geschrieben, und dadurch schon mehrere Flüche und Verwünschungen der Druckerher verdient habe. Ich habe mich zwar selbst geübt, nach Vorschriften zu schreiben; aber was ich dadurch gewann, ging hernach durch das Nachschreiben in den Kollegien auf den Universitäten wiederum verloren.

---

f) Man sehe die Edukationsschriften hin und wieder, und vergleiche damit des trefflichen Dresdner Krebs Vanitas Critica in inanes paleas Basedowii: desgl. den zweiten Theil des herrlichen Romans — Hillesbrand.

In die deutsche Schule zum Katechismus oder zum Religionsunterricht, wollte mich mein Vater aus guten Gründen nicht schicken. Er war, wie meine Leser schon wissen, ein Pantheist, mußte folglich die Art, wie man Kindern in den Schulen von der Religion vorschwazt, von Herzen verabscheuen: ich durfte also den Katechismus nicht lernen, und habe ihn auch nie gelernt. Erst in Gießen, als ich D. Benners Vorlesungen über die Symbolik hörte, las ich den Katechismus Lutheri mit allem Ernst.

Dagegen wurde schon in meinen frühern Jahren das Latein mit mir angefangen, und zwar aus Amos Comenius bekanntem Buche, dem Orbis pictus g). Ich muß gestehen, daß ich diesem Buche vieles verdanke: es ist das beste Buch, welches ich kenne, um Kindern eine Menge Vokabeln und lateinische Redensarten spielend und ohne allen Eckel beizubringen. Ein Knabe, der den Orbis pictus

g) Herr Adelung hat das Leben des braven Commenius seiner Geschichte der menschlichen Narrheit einverleibt. Das hätte er nicht thun sollen: Commenius hatte Verdienste, und war wenigstens kein Narr. Aber Herr Adelung hat auch andere Männer in die Klasse der Narren gebracht, die es nicht verdienten, z. B. den Jordan Brunus, wobei ihm das Baillische Wörterbuch hätte aushelfen können.

treibt, kommt in drei Monaten im Latein weiter, als er durch den Gebrauch der so genannten Chrestomathien und Lesebücher der Herren Stroth, Gedike, Wolfram und anderer, in einem Jahre kommen kann. Neben dem Orbis pictus, wurden die Trichter des Muzelius getrieben, und dadurch ward ich nach dem gewöhnlichen Schlage in der Grammatik fest. Mein Vater hatte den guten Grundsatz, daß die Grammatik das Fundament der Sprachlehre ausmachen müsse.

Als ich ohngefähr acht Jahre alt war, wurde mein Vater in einen Handel verwickelt, der ihn ganz niederschlug: es war folgender.

Viertes Kapitel.

So machens Priester und Grafen!

Der Rheingraf zu Grehweiler, meines Vaters hochgebietender Herr, hatte einen Hofprediger, Johannes Herrenschneider, von Strasburg, ehemaligen Konrektor der Schule zu Grünstadt, einen Mann, der französisch parlirte, sich täglich mit Lavendelwasser einbaisamirte, und immer durch die Fistel sprach. Dieser Mann hatte in Strasburg studirt, einem Orte, wo die krasseste Orthodoxie von

Zeiten der Reformation an, fürchterlich geherrscht hat und noch herrscht. Daher war er denn auch übertrieben orthodox, und roch, wie D. Bahrdt sagt, die Ketzer von weitem. Uebrigens wußte er gar nichts, und war ein trübseliger unwissender Schüler. Und dennoch ließ sich dieser saubere Herr beigehen, ein Buch zum Unterrichte der Kinder in der Rheingrafschaft herauszugeben. Er sudelte zu dem Ende ein Ding aus seinen dogmatischen Heften zusammen, welches das non plus ultra alles Unsinns und aller Grillenfängerei war: ein Ding, worin sogar von Mittheilung der Eigenschaften, von der Höllenfahrt Christi k), vom Antichrist und von allen Raritäten des Systems weitläuftig gefaselt wird. Am Ende des Wisches steht obendrein ein Anhang von der Verschiedenheit der Religionen, oder eine Nachricht für Bauerkinder, — von den Gnostikern, Arianern, Nestorianern, Eutychianern, Monotheleten, Schwenkfeldern, Majoristen, Atheisten, Deisten, u. dgl.

Das Buch wurde ganz in der Stille zu Strasburg abgedrukt, und sollte auf Befehl des Herrn

---

k) Auf die Frage: warum Christus zur Hölle gefahren sey? heißt die Antwort: daß er predigte ewige Verdammniß den verdammten Geistern, und sich seines Sieges an ihrer Quaal und Marter erfreute. — Pfui der Schadenfreude!

Grafen in alle Schulen der Grafschaft eingeführt werden. Mein Vater widersetzte sich der Einführung dieses elenden Wisches mit aller Gewalt, und schrieb deswegen an den verstorbenen Herrn D. Töllner nach Frankfurth an der Oder, der immer sein Freund gewesen ist, wie auch an Herrn D. Walch nach Göttingen. Diese Männer erklärten den Wisch für das, was er war, für die Geburt eines elenden Grützkopfs, die sich zum Schulunterricht durchaus nicht schicke. Mein Vater übergab dem Grafen die Briefe seiner Freunde, legte ihm die Mängel des Buches, dem der Verfasser den Namen Heilsordnung gegeben hatte — deutlich vor Augen; aber was halfs? Das Ding wurde eingeführt, und von den Schulkindern auswendig gelernt. — Daß der Hofprediger von nun an meines Vaters erklärter Feind wurde, versteht sich von selbst.

Ich bin zwar nicht gewohnt, die Geistlichen als Männer anzusehen, welche die menschlichen Schwachheiten abgelegt haben, ja, wenn ich etwas Skandalöses von einem Schwarzrok höre; so bin ich allemal geneigt, es zu glauben: die Erfahrung hat mich so weit gebracht. Doch bin ich überzeugt, daß man meinem Vater Unrecht gethan hat, als man ihn in puncto sexti beschuldigte. Man urtheile selbst!

Mein Vater hatte sich einen benachbarten Geistlichen zum Feinde gemacht, den nahen Anverwandten eines Einwohners unsers Ortes. Einige Unvorsichtigkeiten meines Vaters gaben hierauf seinen Feinden Gelegenheit, dem Meister Brandenburger — so hieß der Vetter des benachbarten Geistlichen, der meines Vaters Feind war — alles zuzutragen, einen schmutzigen Umgang zwischen ihm und einem Frauenzimmer des Ortes, welches eben nicht im besten Rufe stand, zu supponiren, und ihn, nachdem sie vorher alles fein eingefädelt hatten, förmlich anzuklagen. Die Beweise fehlten gänzlich, und ob man gleich viele Eide schwören ließ; so konnte man doch nicht das geringste herausbringen, das meinen Vater auch nur aus der Ferne wirklich gravirt hätte. Dennoch wurde er suspendirt: denn der Graf selbst war sein Feind. Ich muß den Grund dieser Feindschaft anführen.

Der Graf von Grehweiler hatte ohngefähr nur 40000 Thaler Einkünfte, und führte doch einen fürstlichen Hofstaat, hielt sogar Heyducken und Husaren, eine Bande Hofmusikanten, einen Stallmeister, Bereuter und noch viel anderes unnöthiges Gesinde. Dazu gehörte nun Geld, und seine Einkünfte reichten nicht zu. Die Unterthanen durfte er aus Furcht vor dem Lehnsherrn, dem Kurfürsten von der Pfalz, nicht mit neuen Auflagen belastigen; daher blieb

blos der einzige Weg übrig, Schulden zu machen. Dieser modus acquirendi ging Anfangs recht gut; aber bald wollte niemand mehr dem Hrn. Grafen auf sein hochgräfliches Wort borgen: was war zu thun! Man nahm Geld auf die Dorfschaften auf; und die Unterthanen musten sich unterschreiben. Auf diese Art wurde nach und nach eine Summe von 900000 rheinischer Gulden geborgt.

Die Procedur bei diesem Anleihen war oft mit den größten Spitzbübereien verbunden. So wurde zum Beispiel an den Grafen von Lamberg in Mainz, ein Wald zwischen Bokkenheim und Wonsheim versezt, von 500 Acker; und doch ist in der ganzen Gegend keine Staude zu sehen. — Die Bedienten des Grafen ließen sich alle zu den Absichten ihres Herrn willig finden: sie sahen ihren Vortheil dabei. Ich muß doch diese ehrlichen Leute nennen, ob sie gleich schon in öffentlichen Schriften als Erzbetrüger gebrandmarkt dastehen. So etwas warnet! Es waren folgende! Herr Kammerrath Schad [1]), Kammersekretär Arnoldi, Rennmeister Brekenfeld, den die Bauern hernach den Verreck-im-Feld

1) Kammerrath Schad ist erst vor einigen Jahren als ein Bettler gestorben, nachdem er über zehn Jahre im Gefängniß zugebracht hatte. Folgendes Epigram auf den alten Schind-Hannes, welchen der Kammerrath um Haab und Gut gebracht hatte, charakterisirt ihn nicht übel. Es heißt:

nannten, Oberschulz Häfner, nebst Gemahlin, der Mätresse des Grafen, Kammerdiener Rohard, Baumeister Biel, Gastwirth Braun, eine Menge Juden und andrer Helfershelfer, welche sammt und sonders sich auf des Grafen Unkosten, oder vielmehr auf Unkosten der Gläubiger zu bereichern suchten.

Mein Vater sah das Unwesen, und sprach davon so deutlich, wie er es seiner Pflicht angemessen hielt. Er ermahnte seine Pfarrkinder, sich nicht ferner zu unterschreiben, weil sie einmal doch würden bezahlen müßen. Dies wirkte: die Leute widersetzten sich: die Schuld davon fiel auf meinen Vater. Das entflammte den Grafen zur Rache: was konnte ihm daher erwünschter seyn, als eine Gelegenheit, sich an ihm zu rächen? Diese both ihm die erzählte Beschuldigung dar. Mein Vater wurde also suspendirt. Aber da dieser den Proceß am Kammergericht zu Wetzlar anhängig machte; so wurde er nach neun Monaten für unschuldig erklärt, und erhielt einen Ehrenersatz. Wie sehr aber der Proceß seine ökonomischen Umstände in Unordnung gebracht habe, kann man denken.

Ich war ein alter armer Schinder.
Jedoch im Schinden viel gelinder
Als der Herr Kammerrath Schad,
Der mich, den Schinder selbst geschunden hat.
Ich schund nur todtes Vieh, und meist krepirte Hunde.
Indeß Herr Kammerrath Schad lebendige Menschen schunde.

Während der Zeit dieser Suspension war ich zu Dolgesheim in dem Institut des Inspektors Krah, der nachher Leiningischer Superintendent geworden ist.

Wenn meine Leser die Nachrichten von dem Rheingrafen zu Grehweiler nicht mit Langerweile gelesen haben; so werde ich ihnen keinen üblen Dienst leisten, wenn ich die Tragikomödie auserzähle.

Nachdem sich also die Schulden des Grafen zu sehr gehäuft hatten; so forderten die ältern Gläubiger ihr geliehenes Geld zurück. Man hatte auch die vielen Bubenstücke entdeckt, welche bei den Borgereien waren begangen worden. Man hatte nämlich Schulknaben die Namen ihrer Väter unter die Obligationen schreiben lassen oder Namen hingeschrieben, die nicht existirten, u. s. w. Alles das bewog die Gläubiger, ihre Zahlung mit Ungestüm zu fordern. Unter diesen befand sich auch der Mainzische Staatsminister, Graf von Lamberg. Dieser ließ durch den Mainzischen Amtsverwalter Heimbach, einige gräfliche Unterthanen und drei Juden nach Neubamberg locken, anhalten und nach Mainz ins Gefängniß bringen, wo sie über fünf Jahre geblieben sind. Der Graf hielt sich bei diesem Vorfall ganz ruhig; doch unterstand er sich nicht, seine Grafschaft zu verlassen.

Endlich kam eine kaiserliche Kommission, welche die ganze Wirthschaft untersuchte, und zuvörderst den Herrn Grafen mit seinen Bedienten festsetzte. Die meisten dieser saubern Finanziers hatten sich aus dem Staube gemacht. Oberschulz Häfner war nach Holland und von da nach Amerika gegangen. Eben so waren Brekenfeld und Arnoldi entwischt; aber die Frau des Oberschulzen, der Kammerrath Schad und mehrere wurden festgesetzt, und erst lange hernach losgelassen. Der Fürst von Nassau Weilburg war Kommissarius.

Nach mehrern Jahren kam das Endurtheil von Joseph II. Die Unterthanen, welche sich unterschrieben hatten, wurden von der Bezahlung losgesprochen. Der Graf sollte wegen seiner Betrügereien auf zehn Jahre nach der Festung Königstein bei Frankfurt gebracht, und der Regierung unfähig erklärt werden. Die Succession sollte nicht auf den noch lebenden Bruder des Grafen, den Ludwig, sondern auf eine Seitenlinie von Gumenbach fallen. Die Kommission sollte so lange bleiben, bis die Schuldener bezahlt wären, welche aber keine Interessen zu fordern hätten. Alle andere, welche an der Sache mala fide Antheil gehabt hätten, sollten nach Befinden von dem Kommissar zur Strafe gezogen werden. —

Dies war das Urtheil, welches den Einsichten, und der Denkungsart des vortreflichsten Kaisers wahre Ehre gemacht hat! — und so — endigte sich die Grehweilerische Komödie mit Schrecken!

Der Graf hat seine vollen zehn Jahre ausgesessen. Seine Tochter, die Gemahlin des Grafen von Ortenburg, reisete zwar selbst zum Kaiser, und bath fußfällig um die Loslassung ihres Vaters; aber der gerechte Fürst antwortete: „der Graf hätte sich „einer weit schärfern Ahndung schuldig gemacht. „Danken Sie Gott, Madame, setzte er hinzu, daß „ich mir, wie ich anfangs willens war, in dieser „Sache nicht das Gutachten der Kurfürsten und der „Reichsstände ausbath: wäre dieses geschehen, Ihr „Vater würde so nicht weggekommen seyn.“ Mit diesem Troste muste sich die gute Gräfin abführen.

Jetzt ist die Sache dahin gebracht, daß der Graf Karl von Grumbach die Regierung der Grafschaft führt, und die Schulden bezahlen muß. Er hat sich mit der jüngsten Tochter des Rheingrafen vermählet. Der Bruder des Grafen hat ein Fräulein in der Lausitz geheurathet, und ist da gestorben.

Fünftes Kapitel.

An dem Schulwesen in der Pfalz giebt es noch viel zu verbessern!

Der Inspektor Kratz in Dolgesheim hatte schon vor mehrern Jahren eine Art Erziehungsinstitut angelegt, und manche junge Leute so weit gebracht, daß sie die Universität beziehen konnten. Unter andern war auch der Nachfolger des theuren Herrn Sigismundus, weiland Professors der Theologie und Moral auf dem Bahrdtischen Philanthropin zu Heidesheim k), der ehrwürdige Herr Schulmann, Alumnus des Kratzischen Instituts, bis er die hohe Schule in Giessen bezogen hat. Kratz war wirklich ein geschickter Mann im Latein und im Griechischen: er wuste viele Vocabeln, war stark in der Grammatik, und konnte ganze Reden des Cicero wörtlich hersagen: sonst war er steif orthodox. Als daher Hr. D. Bahrdt in der Pfalz 1777 seine Komödie spielte, predigte er tapfer wieder ihn los. Im Unterricht war er ein rechter Orbilius, der immer cum baculo et annulo dastund, und seinen Schü-

k) Von diesem theologischen Manne handeln die Beiträge zu Doktor Bahrdts Lebensgeschichte in Briefen eines Pfälzers, S. 97. f.

lern das Zeug eingerbte. Ich kann mich vorzüglich rühmen, die schwere Hand des Hrn. Kraz oft und derb empfunden zu haben.

Seine Eleven waren meistentheils übelgezogene Jungen; und wie vorbereitet ich in diese Gesellschaft gekommen bin, wissen meine Leser. Die Schüler, an der Zahl vierzehn, behandelten mich als einen kleinen Buben, der ihren Komment (Kommando) nicht verstünde, und den sie also in die Lehre nehmen müßten. Aber sie wurden bald inne, daß sie sich geirrt hatten. Ich fing an, das praktisch zu zeigen, was ich in Wendelsheim von meinem Mentor, dem Ludwig Spangenberger, theoretisch gelernt hatte: und da sahen die Dolgesheimer Jungen, daß ich in manchen Stücken noch hätte ihr Lehrmeister seyn können. Ich ward jetzt der Theilnehmer an allen ihren Vergnügungen, und bald die Seele der Gesellschaft. Kein Lumpenstreich wurde ausgeführt — Mosjeh Fritz war dabei, und nicht selten der Anführer. Unsern Lehrmeister, oder wie wir ihn nannten, Lehrprinzen (Principalen) schonten wir nicht, und schabernakten ihn, wo wir nur konnten. Ich muß doch so einen Streich erzählen!

Der Inspektor Kraz hatte einen Knecht, Namens Hans. Diesen Kerl wollte der Inspektor zwingen, ein Privet im Garten auszuräumen. Der Knecht, welcher diese Arbeit unter seiner Würde

hielt, wollte durchaus nicht, und als der Herr Inspektor ihm mit Schlägen drohte, versetzte er demselben einen solchen Stoß, daß er rücklings ins Privet fiel, und sich schrecklich besudelte. — Von diesem schmutzigen Handel machten wir eine Komödie, und führten sie mehrmalen auf: da kamen noch andre Personen dazu: eine Hexe, ein Jude, sogar der Teufel. Hr. Kraz erfuhr endlich, daß er den Stoff zu einer Komödie seiner Schüler hergab, und da regnete es nun Prügel mehr als zu viel. Drei Tage währte die Exekution, bis wir alle, wie man sagt, unser Fett reichlich bekommen hatten.

Die Bauern in Dolgesheim fürchteten sich erdentlich vor uns: denn es vergieng kein Tag, daß wir die Leute nicht geneckt oder sonst gehudelt hätten.

Ich wohnte bei dem Bruder meines Vaters, der sich in Dolgesheim aufhielt, und Kammersekretär bei dem Grafen von Leuningen Gundersblum Emmerich war. Dieser Graf hat sich nachher selbst erschossen. Mein Onkel hatte einen Sohn, Jakob, welcher eben so lustig lebte als ich, und es trotz mir, in der Schelmerei weit genug gebracht hatte. Meine Leser werden nun schon für sich selbst einsehen, daß meine Sitten in Dolgesheim eher verschlimmert, als verbessert wurden.

Im Latein kam ich freilich weiter. Ich lernte den Cellarius auswendig, und fieng an, den Cor-

nelius zu exponiren. Auch fing ich an, griechisch zu käuen. Aber der ganze Unterricht wollte mir nicht recht behagen: ich fühlte den Unterschied zwischen der Lehr- und Behandlungsart meines Vaters und der des Herrn Kraz. Jener war immer liebreich, fluchte und schalt nie; Hr. Kraz war ganz anders. Der fluchte, wenn er tückisch war, wie ein Bootsknecht, und gab uns immer die garstigsten Zunahmen: Flegel, Esel, Schlingel, Büffel, Ofenlochsgabel, Hache — waren die gewöhnlichen Titel, womit er uns begrüßte; und darauf pflegte eine derbe Prügelsuppe zu folgen. Selten war Herr Kraz freundlich. Konnte ein Schüler seine Vocabeln ohne Anstoß hersagen; so bestand der ganze Beifall in einem mürrischen hm, hm! fehlten aber einige Wörter, dann klang die Musik anders. Kurz, die Schulstunden waren allemal, wie ein Fegefeuer, und doch durften wir sie bei schwerer Strafe nicht versäumen.

Herr Kraz hatte keine Kinder, und seine liebe Hälfte war ein wahres Konterfait von der Hexe zu Endor. Es ist schwer, sich etwas abscheulichers vorzustellen: ihr Schmutz ging über alle Beschreibung. Sie soll sogar einmal eine Reissuppe von einer Jüdin für einige Kreuzer gekauft haben, weil sie Trefe, d. i. unrein, und folglich ungenießbar für Juden geworden war. Der Inspektor liebte seine Frau nicht: wen befremdet es, daß der Mangel an ehelicher Liebe die

Liebe gegen Andere, nicht verfeinerte, nicht erhöhte. — Er lebte für sich, er war für sich auf seiner Stube, wo er seine Buben — so nannte er die Schüler — unterrichtete, seine Tauben fütterte, und in seinen Büchern herumblätterte: übrigens ließ ers gehen, wie es ging, und die ganze Wirthschaft hing von der Frau Inspektorin ab.

Ich hatte ohngefähr anderthalb Jahr in Dolgesheim zugebracht, als mich mein Vater zurück hohlte. Ein Baugefangner, der nach zehn Jahren sauter Festungsarbeit, wieder frei wird, kann nicht froher seyn, als ich es war, da es hieß — es ginge nach Hause! Beinahe hätte ich vor lauter Jubel vergessen, bei meinem Lehrprinzen, dem Hrn. Kraz, Abschied zu nehmen, und ihm für seinen Unterricht, wie auch für die vielen Schläge, u. dergl. aufs verbindlichste zu danken. —

Ich war also wieder im Schooß meiner Familie, erneuerte meine alten Bekanntschaften, und fings wieder da an, wo ich es gelassen hatte.

Mein Vater würde mich jetzt auf eine öffentliche Schule geschickt haben, wenn ihn nicht die elende Beschaffenheit der Pfälzischen Schulen daran gehindert hätte. Da die drei Hauptpartheien der Christen in der Pfalz beinahe gleiche Rechte prätendiren — obgleich die Katholiken, als die herrschende Kirche alle Arten der gröbsten Intoleranz, mit aller mögli-

chen Insolenz gegen die andern Religionsverwandten ausüben — so haben auch Lutheraner, Reformirten und Katholiken in jeder Pfälzischen Stadt ihre Schulen; aber die sehen auch aus, daß es ein Greuel ist! Zur Zeit der Jesuiten gab es noch einige bessere katholische Schulen; jedoch nur wenige. Die andern sind von jeher das rechte Gegentheil eines vernünftigen Unterrichts gewesen.

Für die katholische Jugend ist Meisters Canisius Katechismus mit Pater Matthäus Vogels Erläuterungen das Orakel der Religion. Das Latein lernt man aus Emanuel Alvari's trefflichem Rudimente, und aus einigen verstümmelten Autoren. Die Geschichte wird aus einem Lehrbuche vorgetragen, wo auf der einen Seite im abgeschmacktesten Latein und auf der andern im fürchterlichsten Deutsch die Begebenheiten nach wahren jesuitischen Grundsätzen, mit einer Menge Fabeln und Verdrehungen erzählt sind. Ganz früh sucht man den zarten Gemüthern allen nur möglichen Haß gegen Ketzer, und recht regen Abscheu gegen Neuerungen, profane Litteratur, Lesung Protestantischer Bücher, u. s. w. einzutrichtern. Kommt daher so ein Mensch aus einer Pfälzischen katholischen Schule; so ist er kraß, wie ein Hornochse, und unwissend in allen nöthigen Kenntnissen; spricht aber doch Latein. Aber was für Latein? Solches: Ex mandato Domini Ballivii ve-

stra dominatio hodie vel cras tenetur, extradere pecuniam, quam apud illam depositit Dominus N. Ex post videbimus u. s. w. das ist phälzisch-katholisches Latein!

Die Pfälzischen lutherischen und reformirten Schulen sind noch zehnmal elender! Da Doziren nicht einmal Leute, die ein Bissel Latein verstünden: und daher kommt es, daß die Schüler, wenn sie die Universität beziehen sollen, weder den Cornelius übersetzen, noch ein griechisches Verbum analysiren können. Ein mir bekannter Schaffner Namens Job, gab einmal dem Rektor Paniel in Kreuznach folgende deutsche Redensart, ins Latein zu übersetzen auf, wozu er ihm die Vocabeln dictirte: „ich zweifle nicht, du werdest deiner Pflicht „Genüge thun." Herr Paniel, ohne sich lange zu besinnen, übersetzte frisch weg non dubito, quin fat acturus sis officio tuo. Wenn ein Rector so ein Schächer in der Grammatik ist, was kann aus den Schülern werden? — Die einzige gute Schule in der Pfalz ist die zu Grünstadt, welche der Graf von Leiningen Westerburg anlegen ließ, und die bisher immer brave Männer zu Lehrern gehabt hat. Ich will nur die Herren Seybold, Heyler und Balz davon nennen. Wer in der Pfalz auf Schulen etwas gelernt hat, hat es gewiß in Grünstadt

gelernt: auf den andern Schulen ist das unmöglich. Doch hier ist der Ort nicht, von den Pfälzer Schulen weiter zu schreiben: wolt' ich das thun; so müßt' ich ein ganzes Buch füllen, und könnte doch nur Jeremiaden anstimmen.

Mein Vater hatte also wohl Ursach, mich nicht auf eine vaterländische Schule zu schicken: weit entfernen wollte er mich auch nicht. Da er nun wirklich Gaben und Geschick zum Unterrichten hatte; so entschloß er sich, mich noch eine Zeitlang bei sich zu behalten. Auch nach Grünstadt sollte ich nicht, und zwar deswegen nicht, weil ein Bruder seines ärgsten Feindes, des Pastors **Rodrian**, damals an dieser Schule Unterlehrer war. Ich blieb also in Wendelsheim, und der Unterricht wurde wieder angefangen.

So brachte ich noch einige Jahre zu Hause zu, und da wir sehr fleißig anhielten; so las ich unter der Anführung meines Vaters mehrere lateinische und griechische Autoren. Zugleich kam ich in der Erdbeschreibung und Geschichte, welche zu allen Zeiten meine liebsten Wissenschaften gewesen sind, so ziemlich weit. Ich erinnere mich noch, mit welcher Freude ich mit den Herren Pastoren in unsrer Gegend über Stellen aus diesem und jenem Schriftsteller disputirt, und sie in gewaltige Verlegenheit gesetzt habe, wenn sie die besprochenen Stellen nicht recht verstun-

den: denn sehr bald merkte ich, daß ich ihnen überlegen war.

Sechstes Kapitel.

Merkts euch, ihr Volks- und Kinderlehrer!

Ich habe mir nicht vorgesetzt, ein curriculum vitae aus meiner Lebensgeschichte zu machen, wie ihn die Studenten auf einigen Universitäten einreichen müssen, wenn sie ein Testimonium von der Fakultät haben wollen: denn in einem solchen Curriculum ist es hinlänglich, daß die gehörten oder nicht gehörten Collegien, wenn sie nur bezahlt sind, angeführt werden. Ich will aber das nicht thun: ich erzähle nicht, wie ich studirt, und was ich etwa gelernt habe: denn einmal bin ich kein Gelehrter, und fühle nur zu sehr, wie manches ich versäumt habe — und dann soll mein Büchlein Nutzen stiften im Publikum. Ich werde daher nur das angeben, was dem Pädagogen, dem Schulmanne, dem Beobachter und vorzüglich dem unverderbenen und verderbenen Jünglinge Stoff zum Nachdenken geben kann. Und aus dieser Absicht muß alles, was ich hier schreibe, beurtheilt werden.

Meine Tante nahm mich nun noch mehr, als vorhin in Schutz: ihre Neigung zu mir hatte durch meine lange Abwesenheit viel leiden müssen. Sie bewies mir ihre Affenliebe bei jeder Gelegenheit jezt dergestalt, daß ich weiter keine Rücksicht auf sie nahm, wenn ich einen Streich vorhatte: vielmehr muste sie oft die Hände dazu bieten. So muste sie z. B. die Jüdin Brendel unterhalten, indeß ich in deren Stube schlich, und Schweinsgedärme um die Schabes-Ampel oder Sabbatslampe wand, worüber ein entsetzlicher Spektakel ausbrach. Sie war es auch, die mich lehrte, auf dem Eise glandern, und Schrittschuhe laufen. Diese Kunst hatte sie als Mädchen getrieben, und suchte sie wieder hervor, um ihren lieben Neffen darin zu unterrichten. Mein Vater sah wohl, daß die Tante mir zu gut war; aber da er nichts Böses, oder doch nicht viel Böses, von mir hörte; so schwieg er, und ließ es gut seyn. Die Mutter war vollends froh, daß ich nicht viel um sie war, und ihre Geschäfte nicht stöhrte.

Die gute Tante war abscheulich abergläubig. Ueberhaupt ist das Volk in der Pfalz diesem Fehler ausserordentlich ergeben. Es giebt zwar aller Orten Spuren von dieser Seuche; aber nirgends auffallender, als in der Pfalz. Daß es dort viele tausend Schock Teufel, Hexen, Gespenster, feurige Männer — u. s. f. giebt: daß es sich anzeigt, daß das

Maar — wie man den Alp in der Pfalz nennt — auf Anstiften böser Leute drückt, und tausend dergleichen Herrlichkeiten, sind bei meinen lieben Landesleute ganz ausgemachte Wahrheiten: wer eine davon leugnen wollte, würde gewiß für einen Ketzer, oder für einen Dummkopf angesehen werden. Jede Stadt, jedes Dorf hat seine öffentlichen Dorfgespenster, ohne die Hausgespenster. So geht z. B. in meinem Geburtsorte das Muhkalb und der Schlappohr im Dorfe: im Felde spuckt der alte Schulz Hahn: item in der Adventszeit läßt sich ein feuriger Mann im Felde sehen. Beinahe alle Wendelsheimer schwören, diese Ungeheuer gesehen zu haben. Die Häuser sind auch nicht frei von Uhuhus: selbst im Pfarrhaus — im Hinterhaus — geht ein Mönch mit einem schrecklich langen Bart: in der Pfarrscheune, wie die Drescher oft versichert haben, läßt sich der Sanktornus sehen, u. s. w.

Daß der Pöbel an dergleichen Schnurren glaubt, ist ihm zu verzeihen; aber in der Pfalz glauben auch angesehene Leute oder so genannte Honoratiores alles das eben so einfaltig, wie der Pöbel. Ich bin mehrmals in Gesellschaften gewesen, wo Geistliche, Beamte und Officire sich in vollem Ernst mit Gespensterhistörchen unterhielten, und einander ihre Erfahrungen mittheilten. Keine Seele unterstand sich zu widersprechen; und wenn ich manchmal widersprach,

nachdem ich diesen und noch mehr andern Unsinn hatte einsehen lernen; so erschrak man über meinen Unglauben, und versicherte mich, ich würde schon einmal mit Schaden klug werden. Ja, dieser Aberglaube sitzt den dortigen Einwohnern so praktisch fest in den Köpfen, daß der herrschaftliche Hofmann in Wendelsheim, dem Gesinde weit mehr Lohn geben muß, als man gewöhnlich giebt, blos darum, weil der Schlappohr in seinem Revier stark spuckt, wie man vorgiebt, und weil sich immer eine weiße Frau im Kuhstalle sehen läßt. —

Das abscheulichste ist, daß die dortigen Geistlichen selbst den Aberglauben zu unterhalten und zu vermehren suchen. Mein Vater predigte zwar stark gegen diese Fratzen; aber er war auch der einzige *), der dergleichen Ungereimtheiten öffentlich herwahm. Doch dafür rächen sich nun auch die von ihm verworfenen Gespenster, indem ihn die Hausleute des jetzigen Pfarrers Schönfeld selbst haben spuken sehen, wie mir ein guter Freund schon vor einem Jahre geschrieben hat.

---

*) Herr Edelius in Ilbesheim, Arefenius in Niederwiesen, Wedsarg in Eichloch, Simon zu Jeßweiler und noch einige wenige andre, wohin auch der katholische Pastor in Erbesbüdesheim, Herr Hofmann, gehört, sind Männer, welche Balthasar Beckers Geist haben. Gott wehre sie dafür!

Herr Schönfeld hätte billig dergleichen üble Nachreden wider seinen würdigen Vorfahr ernstlich zu nichts machen sollen; aber er ist vielleicht selbst zu sehr von der Existenz der Gespenster überzeugt, als daß er dergleichen zu widerlegen wagen dürfte. Indessen fordere ich ihn hiermit auf, wenn ihn anders diese Geschichte in die Hände kommen sollte, den guten Namen meines Vaters in dieser Hinsicht zu rechtfertigen, oder zu erwarten, daß ich ihn noch bei lebendigem Leibe auch spuken lasse. Herr Schönfeld versteht ohne Zweifel meinen Wink: und damit mags für diesmal gut seyn!

Ich wurde von meiner Tante mit allen Arten des Aberglaubens bekannt gemacht. Jeden Abend erzählte sie mir und dem Gesinde Histörchen von Hexen und Gespenstern — alles in einem so krassen, herzlichen Tone, daß es uns gar nicht einfiel, ihre Erzählungen im mindesten zu bezweifeln. Unvermerkt ward ich dadurch so furchtsam, daß ich mich nicht getrauete, des Abends allein zur Thür hinaus zu gehen. Mein Vater merkte endlich das Unwesen, und fing an, wider die Gespenster loszuziehen, so oft er in dem Zirkel seiner Familie erschien. Er nahm mich des Abends, auch spät in der Nacht, mit auf den Kirchhof, und erzählte mir bei seiner Pfeife Tabak, allerhand Anekdoten, wie der und der durch Betrug der Pfaffen — mein Vater kleidete seine skandalösen

Histörchen allemal so ein, daß ein Pfaffe dabei verwickelt war: daher mein unbezwinglicher Haß gegen alles, was Pfaffe heißt — mit Gespenstern wären geneckt worden. Sofort vertröstete er mich auf die Zukunft, wo ich würde einsehen lernen, daß alles, was man so hinschwatzte, und was er zum Theil selbst hinschwatzen müßte, erdichtet und erlogen wäre: daß die Leute, welche von abgeschiedenen Seelen, von Gespenstern, Geistern und Erscheinungen u. dergl. viel Wesens machten, nicht wüßten, was sie trieben. — Auf diese Art legte damals mein Vater den Grund zu der Irreligion, welcher in der Folge meinen Kirchen-Glauben glücklich vernichtet hat.

Meine orthodoxen Leser werden doch nicht böse, daß ich so geradezu mich zu denen bekenne, die von Priester-Grillen nichts glauben? Die Gründe lege ich ihnen noch zum Theil in meiner Biographie historisch vor; und zwar ganz andre Gründe, als jene, welche Hr. D. Bahrdt aufgetischet hat. Jeder hat indeß so seinen eignen Gott, seine eigne Welt, seinen eignen Himmel, Hölle, Glauben, seine Meinungen, seine Narrheit, seine Philosophie, seine — und wer ihn darin irre macht, ohne ihm etwas Brauchbareres dafür an die Hand zu geben, hat Unrecht — er sey, wer er wolle.

In der Pfalz ist zwar keine Inquisition; aber die Herren Geistlichen wissen es doch so hübsch zu

karten, daß der, welcher sich wider ihre Alfanzereien auflehnt, zwar nicht widerlegt, aber doch gedrückt und verfolgt wird. So nahm ich es mir einmal heraus, nachdem ich meine sogenannten Studien geendigt und Erlaubniß zu predigen erhalten hatte, eine Predigt gegen den Aberglauben zu halten; aber da stach ich in ein fürchterliches Wespennest: ich hätte eher sollen Vorsehung und Fortdauer des Seelenwesens leugnen, als die leiblichen Besitzungen des Satans, die Hexereien und die Existenz der Gespenster: das würde mir nicht so vielen Verdruß erregt haben. Doch genug hiervon!

Ich hatte nun ohngefähr das dreizehnte Jahr erreicht, als mich mein Vater endlich nach Grünstadt schickte. Hier genoß ich bis ins sechszehnte Jahr den Unterricht verschiedener braver und gelehrter Männer, insbesondere des Hrn. Professors Seybold. Ich nahm würklich in den Schulwissenschaften sichtbar zu, wenigstens wuste ich so viel latein, griechisch und französisch, als man in der Pfalz zu wissen pflegt, und wohl noch etwas mehr. Auch war ich in der Geschichte, Erdbeschreibung und Mathematik nicht ganz fremde, wie meine lieben Landesleute gemeiniglich zu seyn pflegen.

Ich blieb nicht in einem fort in Grünstadt: denn da mein rechter Fuß, welchen ich vorher zerbrochen hatte, um diese Zeit wieder aufbrach, so

nahm mich mein Vater nach Hause, um mich da unter seinen Augen heilen zu lassen. Das geschah im Herbst, wenn ich nicht irre, des Jahres 1771. Und gerade zu der Zeit hatte der nunmehrige Superintendent Krah meinem Vater einen sehr geschickten Hauslehrer, wofür er ihn hielt, empfohlen, der denn auch zu uns zog, und seine Lectionen mit mir und meinem zwei Jahre jüngern Bruder anfing.

Der Mensch hieß Weichselfelder, und hatte ehemals in Jena studirt: hernach war er Pfarrer geworden in einem Dorfe des Grafen von Solms Rödelheim, aber sein unbändiges Saufen und andere Ausschweifungen hatten ihn vom Dienst gebracht. Darauf hatte er sich nach Gießen begeben mit einem Sohn von vier Jahren, und dort angefangen, mediciniſche Kollegia zu hören. Nachdem er so weit gekommen war, ein Recept zu schreiben, und kein Geld mehr hatte, um in Gießen weiter auszudauern; so ging er auf gut Glück in alle Welt, salbaderte und quacksalberte in den kleinen Herrschaften am Rhein und Main herum *), und kam so

*) In den unzähligen kleinen Herrschaften und Territorien in jenen Gegenden, sieht es mit der medicinischen Einrichtung schrecklich aus. Jeder Quacksalber und Marktschreier, jedes altes Weib hat daselbst das Privilegium zu medicinren, und die Leute nach Wohlgefallen in die andere Welt zu schicken. Der Kuhdoctor Herr Thomas zu Schwabenheim, der meistens mit Sympathie kurirt, und ein andrer Charlatan, Mas

auch ins Leiningische zum Superintendenten Kratz, welcher damals einen Schaden am Fuß hatte. Kratz ließ sich von ihm behandeln, und der Schaden heilte. Nun nahm ihn Kratz in seinen Schutz, und empfahl ihn meinem Vater, als einen sehr gelehrten Linguisten, zum Lehrmeister für seine Söhne, auch als einen sehr geschickten Arzt. Mein Vater, welcher vor kurzem den Apotheker Eschenbach, seinen Calefactor, oder Symphilosophen verlohren hatte, war froh, jemanden ins Haus zu bekommen, der Eschenbachs Stelle in seinem Laboratorium ersezzen könnte. Er versuchte also zuförderst seine chemischen Fähigkeiten, fand aber zu seinem Aerger, daß Hr. Weichselfelder ein Erzignorant in der edlen Kunst der Goldmacherei war, daß er nicht einmal wußte, die Grade des Feuers nach dem Thermometer zu bestimmen, und was der Dinges mehr ist.

In den Schulwissenschaften, wenn man ein wenig französisch ausnimmt, war Weichselfelder gerade so weit gekommen, als die ehemaligen Professoren auf dem Heidesheimer Philanthropin. Daher muste mein Vater den Unterricht mit mir wieder

---

gnus Kaspar Köhler, Bauer in Wendelsheim, sind durch ihre Wunderkuren und Spitzbübereien berühmt und reich geworden. Indessen mundus vult decipi! — Aber je eingeschränkter das Reich scharfsichtiger Aerzte ist, desto ausgedehnter ist das Reich des Aberglaubens und der — Pfaffen. Mein Vaterland beweinet es.

selbst übernehmen; nur mein Bruder blieb unter der Disciplin des theuren Pädagogen.

Bald bemerkten wir die größten Fehler des Lehrmeisters: beinahe täglich war er berauscht, und machte auf den benachbarten Dörfern in den Schenken allerhand Excesse: er prügelte sich mit den Bauern, und lief den Menschern in den Kuhställen u. s. w. nach. Da Signor Weichselfelder viel Neigung zu dergleichen bei mir wahrnahm; so machte er mich zu seinem Vertrauten. Seine und meine Streiche blieben durch die Vermittelung meiner Tante, welcher er doch den Unnamen Kobold gegeben hatte, eine Zeitlang verborgen. Allein in der Länge wollte es doch nicht gehen: mein Vater erfuhr alles, filzte ihn derb aus, und da dies bei dem im Grunde verderbten Menschen nicht fruchten wollte; so gab er ihm den Laufzettel, und schickte mich von neuem zur Schule.

Weichselfelder ist hernach Schullehrer in Gladenbach ohnweit Gießen geworden. Ob er noch lebe, und wo er sich jetzt herumtreibe, weiß ich nicht. Er hat zu Frankfurt am Main einen elenden Wisch gegen den berühmten Abt Schubert über die Wirksamkeit der heil. Schrift herausgegeben, der aber gleich nach seiner Erscheinung auf die heimlichen Gemächer wandern mußte.

Siebentes Kapitel.

Auch die Liebe ist ein Krypto-Jesuit, und im Proselytenmachen oft ein mächtiger Apostel.

In den Ferien war ich gewöhnlich zu Hause, und suchte mich durch lustige ausgelassene Streiche für die ausgestandenen Mühseligkeiten und Arbeiten auf der Schule, in vollem Maaße zu entschädigen. Noch hatte ich, so sehr ich ein theoretischer Zotologe war, in Praxi nichts gethan, einige Handgriffe abgerechnet, welche ich bei den Dorfmenschern, und auch wohl bei einigen sogenannten Mamsellen — anbrachte. Aber nun kommt die Periode, wo ich anfing, das förmlich auszuüben, wozu mir unser Knecht schon frühe Anleitung gegeben hatte.

Ich war einst im Herbst zu Hause, gerade da meine Mutter ihre große Wäsche besorgen ließ. Das Zeug mußte über Nacht auf der Bleiche liegen bleiben, und wurde von den Waschweibern nebst einigen Knechten bewacht. Ich stieg in der Nacht aus meinem Fenster, weil die Hausthür verschlossen war, und begab mich zu den Bleichern. Ich fand eine recht lustige Gesellschaft, welche mir damals baß behagte. So lüstern, saft- und wortreich ich war, schäkerte ich mit, und übertraf an Ungezogenheit die

Knechte und die Menſcher, ſo ſehr ſie ſich auch bemühten, kräftig zu ſprechen. Endlich kettete ſich eine Dirne, welche ſchon ein Kind von einem Mühlburſchen gehabt hatte, an mich, ließ mich neben ſich liegen, fragte ſodann nach dieſem und jenem, woraus ich ihre Abſicht leicht merken konnte, und führte mich hinter eine Hecke von Bandweiden, wo wir uns hinlagerten und —

Ich bin nicht im Stande, die Angſt zu beſchreiben, worin ich mich nach dieſer Ausſchweifung befunden habe: ich zündete meine Pfeife an, trank Wein; aber nichts wollte mir ſchmecken: ich wollte Spaß machen; aber es hatte keine Art: endlich lief ich nach Hauſe; konnte aber auch nicht ſchlafen.

Den folgenden Tag ſah ich die nämliche Dirne: ich ſchämte mich; aber ſie wußte ſo gut zu ſchäkern, daß ich alle Schaam hintanſetzte, und ſie ſelbſt erſuchte, mir Gelegenheit zur Fortſetzung unſers Umgangs zu verſchaffen. Dies geſchah, und zwar ſo, daß meine Eltern nicht das geringſte davon erfuhren. — Alle Begierden waren nun in mir rege und geſchärft; und von dem Augenblick des erſten Genuſſes an, betrachtete ich die Frauenzimmer mit ganz andern Augen, als vorher. Jede reizte meine Sinnen; aber ſehr wenige, oder, wenn ich eine einzige ausnehme, gar keine, machte ferner bleibenden Eindruck auf mich. Die Anmerkungen, welche ſich hier

anbieten, mögen die Leſer ſelbſt machen: ich will in meiner Geſchichte fortfahren.

Der Amtmann zu .... — man verzeihe mir, daß ich hier die Namen verſchweige, ſo ſehr ich es mir zum Geſetz gemacht habe, die Leute mit Namen zu nennen. Ich habe für den Amtmann und ſeine Familie viel Ehrfurcht, beſonders für ſeine Tochter: und dieſe Ehrfurcht verbietet mir, dieſe guten Menſchen zu beleidigen. — Alſo der Amtmann zu .... hatte eine Tochter, welche ohngefähr ein Jahr jünger war, als ich. Das Mädchen hieß Thereſe, war ziemlich hübſch, aber katholiſch, und zwar ſtreng jeſuitiſch-katholiſch, wie ihre ganze Familie. Ich lernte ſie auf einem Jahrmarkte kennen, und ſuchte von der Zeit an, mit ihr näher bekannt zu werden. Es war im Herbſt, als ich ſie zum erſtenmal ſahe. Ich ſollte auf die nächſten Oſtern die Univerſität beziehen. Ich hatte daher, als angehender Student, ſchon mehr Freiheit, und mein Geſuch, Thereschen näher kennen zu lernen, war ſehr leicht auszuführen. Ich beſuchte ſie hernach öfters. Der alte Amtmann konnte mich wohl leiden: denn ich ſuchte mich nach ſeinen Grillen zu bequemen und widerſprach ihm niemals. Thereſe war auch allemal froh, und ſehr merklich froh, wenn ſie mich kommen ſah. Ich muß geſtehen, daß jene drei oder vier Monate, welche ich in dieſem Umgang

zubrachte, die seligste Zeit meines Lebens gewesen ist. Immer, wenn ich mich allein untersuchte, fand ich, daß ich dem Mädchen sehr viel zu sagen hatte; aber sobald ich bei ihr war, hatte ich nicht Muth genug, das zu offenbaren, was mir die Brust drückte, so oft ich mich auch entschlossen hatte, alles gerade heraus zu bekennen, es möchte auch werden, wie es wollte.

Endlich machte ichs, wie alle unerfahrnen Liebhaber: ich schrieb ihr einen Brief, und gab ihrer Magd einen Gulden, damit sie das Geschäfte einer Unterhändlerin übernehmen möchte. Einige Tage schwebte ich zwischen Furcht und Hoffnung, und war wie im Fegefeuer: endlich brachte mir ein Bauer einen Brief von Thereschen, worin sie sich über meine lange Abwesenheit — ich war drei Tage weggeblieben! — beklagte, und mir alle Ursache gab, das Beste zu hoffen. Nun flog ich nach . . . . traf mein Mädchen allein in ihrer Stube, und hatte das erstemal Herz genug, sie mein Mädchen, meinen Engel zu nennen, und ihre Wangen zu küssen. Das war ein Tag, lieben Leser, wie ich Ihnen recht viele gönnen möchte! Größere Seligkeit läßt sich nicht denken, als ich an diesem schönsten Tage meines Lebens genoß!

Von diesem Tage an wuchs unsre Vertraulichkeit immer mehr, und wir wechselten beständig Briefe,

welche, wenn sie mein Vater nicht verbrannt hat, sich noch unter dessen hinterlassenen Papieren befinden werden. Ich machte auch Verse; und so wenig Geschick ich auch immer zur Poeterei gehabt habe, gefielen sie meiner Geliebten doch besser, als die besten unsrer Dichter. Das ist so in der Natur der Liebenden gegründet, und daher erklärt sich auch zum Theil die Verschiedenheit des Geschmacks.

Der alte Amtmann entdeckte auf irgend eine Art — auf welche gerade, weiß ich nicht — unser Verständniß, und hielt mir deshalb eine derbe Strafpredigt. So ein Umgang, meinte er, schikte sich für junge Leute, als wir wären, nicht: ich hätte keine Aussichten, kein Vermögen, u. d. gl. Besonders stieß er sich an meiner Religion: ich wäre lutherisch, und er würde nimmermehr zugeben, daß sich seine Tochter mit einem Menschen behinge, der nicht ihres Glaubens wäre. In diesem Gespräch gedachte er auch, daß die Lutheraner den Satz vertheidigten, daß der Pabst der Antichrist, und die katholische Kirche die babylonische Hure sei. — Nun möchte ich selbst bedenken, ob er, auch von allem andern abgesehn, sich nur könnte einfallen lassen, sein liebes Kind einem Menschen anzuvertrauen, der dergleichen Grundsätzen beipflichte? — Er bath mich darauf, sein Haus sparsamer zu besu-

chen, um ſeine Tochter nicht ins Gerede zu bringen.

Das war ein Donnerſchlag für mich! Ich wußte nicht, was ich dem Manne antworten ſollte: ich ſtammelte einiges Unverſtändliches, faßte mich kurz, und führte mich ab, ohne dieſen Tag meine Thereſe geſehen zu haben.

Ich machte mir allerhand Grillen: bald wollte ich an den Herrn Amtmann ſchreiben; aber da war die Frage, was ich ſchreiben ſollte? Bald wollte ich zu Thereſens Baſe laufen, welche einige Meilen davon wohnte, und ihr meine Noth klagen: bald wollte ich ſonſt was thun. Aber von allen meinen Anſchlägen wurde auch kein einziger ausgeführt, ich wußte nämlich nicht, wozu ich mich entſchließen ſollte. — Zwei Tage nach dieſem harten Stand erhielt ich ein kleines franzöſiſches Zettelchen von meiner Thereſe, worin ſie mir meldete, daß ſie zu ihrer Baſe nach .... reiſen würde: daß ſie mich daſelbſt auf den Sonntag unfehlbar erwartete. Ich hatte Mühe, von meinem Vater die Erlaubniß zu erhalten, nach Kreuznach zu gehen, als wohin ich gehen zu wollen vorgab. Vielleicht hat ihm ſo was von einem quid pro quo geahnet; indeſſen erhielt ich die geſuchte Erlaubniß, und flog mehr als ich ging, nach dem Orte hin, wo mein Thereschen ſich aufhielt.

Die Base empfing mich sehr höflich, doch mit einer Zurückhaltung, die mich schmerzte. Von der Sache selbst wurde kein Wort gesprochen. Endlich kam Therese aus der Kirche, und that sehr zurückhaltend gegen mich in Beiseyn der Base. Sie that gleichsam, als wäre ich ihr ein unerwarteter Besuch. Und so saßen wir beinahe eine halbe Stunde, bis endlich die Base mich fragte: ob ich ihnen die Ehre thun wollte, zum Mittagsessen bei ihnen zu bleiben? Ich konnte nicht anders, als mich entschuldigen, und gab vor, daß ich nur hätte sehen wollen, wie sie sich befänden: daß mein Weg eigentlich nach Kreuznach ginge, daß ich dort zu Mittag mit Hrn. Licentiaten Macher essen würde, und was des Geschwäzzes mehr war. „Sie haben nach Tische noch Zeit, nach Kreuznach zu gehen, wo Sie doch über Nacht bleiben werden," fing nun Therese an: „bleiben Sie immer noch, und wenn es die Frau Base erlaubt; so begleite ich Sie eine Strecke: ich will die Mamsellen auf der Saline diesen Nachmittag besuchen." — Das war nun Wasser auf meiner Mühle: ich blieb, und nach Tische ging ich mit meinem Mädchen auf die Saline zu.

Kaum waren wir allein, als Thereschen mir der Länge nach erzählte, daß ihr Vater unsers Umgangs wegen böse wäre: daß er sich hauptsächlich an meiner Religion stieße, und daß, nach Wegräumung

dieſes Steins des Anſtoßes, ihr Vater keinen Anſtand nehmen würde, unſre Liebe ferner nicht zu ſtöhren: daß er mich für einen braven Menſchen hielte, aus welchem noch was werden könnte, u. ſ. w. Ich fing wieder an, Athem zu ſchöpfen. „Wenns weiter keinen Anſtand hat, erwiederte ich, ſo wollen wir ſchon Rath ſchaffen. Die Religion liegt mir nicht ſehr am Herzen; und um Dich zu erhalten, Engel Gottes! wollt ich wol einen Glauben annehmen, bei welchem ich ewig verdammt werden könnte." — Ich beredete mich ſofort mit meinem Mädchen, und verſprach ihr, die katholiſche Religion näher zu prüfen, und mich ganz von ihr und ihrem Vater leiten zu laſſen.

Manche Leſer werden hier gewiß recht auf mich zürnen; aber wer einmal würklich verliebt iſt, würde gewiß alles thun, was ich that, wenn er auch viel weniger Leichtſinn beſitzen ſollte, als Mutter Natur mir mitgetheilt hat: — Kurz! recht ſeelenvergnügt ſchieden wir von einander, und Thereſe verſprach, mich in ihr Gebet einzuſchließen, damit der liebe Gott meine Augen öffnen, und mir die Wahrheit recht ſichtbar machen möchte.

Sobald ich nach Hauſe kam, beſuchte ich den katholiſchen Pfarrer Neuner, in Erbesbudesheim, den ich ſchon lange kannte, und der in ziemlich vertrautem Umgange mit meinem Vater ſtand. Ich

fing recht gefliſſentlich an, von der Religion zu ſprechen, und erinnere mich: daß unſer Geſpräch die Rechtmäßigkeit der lutheriſchen und überhaupt der proteſtantiſchen Geiſtlichen betraf. Herr Neuner ſetzte mir ſtarke Gründe entgegen, daß ich bald ſelbſt geſtehen mußte — und gern geſtand ichs ja! — daß unſre lutheriſchen Geiſtlichen nicht geſetzlich geweiht und berufen wären; daß ſie folglich nicht ordentlich und gültig konſekriren könnten. Daher leitete er mehrere Folgen, und bewies mir augenſcheinlich, daß die katholiſche Kirche einen unendlichen Vorzug vor allen andern Kirchen hätte. Das Ding gefiel mir unendlich, obs mir gleich nicht wenig auffiel: denn dergleichen hatte ich in meinem Leben noch nicht gehört. Ich erſuchte ſogar den Hrn. Neuner, ſich die Mühe nicht verdrießen zu laſſen, mir mehrere Auskunft über das eine und andre Stück der Religion zu geben: denn mir ſei es wirklich darum zu thun, die Wahrheit zu erkennen, und hernach auch zu bekennen, wenn ich ſie nur einſähe.

Herr Neuner borgte mir beim Abſchied ein Buch, das den Titel hatte: Religio prudentum, ſeu ſola fides catholica fides prudens, von einem gewiſſen Augspurger Jeſuiten, Namens Neumeyer. Er verſicherte mich, daß ich in dieſem Buche die Hauptbeweiſe der katholiſchen und die Hauptwiderlegungen der unkatholiſchen kirchlichen Lehrſätze finden würde.

Herr Neuner hätte mir kein angemessenere Buch geben können. Neumeyer hat schön latein und so verführerisch geschrieben, daß auch ein Mensch ohne Interesse hätte irre dabei werden können. Ich hatte niemals viel von theologischen Kontroversien gehört, und verstand die Lehren meiner eignen Secte nur so obenhin. Da überdies mein Vater sehr tolerant war; so hatte er mir auch keinen Haß gegen andre Kirchensysteme eingeflößt. Auf diese Art war also meine Seele des Eindrucks recht empfänglich, welchen die Vorstellung von der Güte des Glaubens meiner Geliebten auf sie erregte. Kaum hatte ich demnach die Religio prudentum durchgelesen; so bekannte ich mir selbst, daß das katholische Kirchensystem besser, als das Meinige wäre, und wurde recht ernstlich böse auf die Reformatoren, welche den unseligen Kirchenspalt bewirkt hatten, der mir jetzt mein ganzes Glück zu rauben drohte.

Mit aller Freude besuchte ich nun meinen lieben Neuner — denn damals schien er mir mein bester Freund zu seyn — und entdeckte ihm ohne Umschweife, daß die Religio prudentum mich auf ganz andere Gedanken gebracht hätte: daß ich gestehen müßte, die katholische Kirche habe recht, unsre hingegen unrecht. — Neuner lächelte mit proselytensüchtiger Zufriedenheit; aber da er ein Jesuiterschüler war, so konnte er mit einem so raschen Bekenntniß nicht

zufrieden seyn. Er muthmaßete ein Nebeninteresse von meiner Seite, und fragte mich geradezu: ob ich reine Absichten bei meiner vorhabenden Bekehrung hätte? — Ich stutzte: doch antwortete ich ihm: daß mir nichts näher am Herzen läge, als die Wahrheit. Darauf erklärte er mir den Ausspruch Christi: wer Vater oder Mutter mehr liebt, als mich, der ist mein nicht werth. Er stellte mir bei der Auslegung dieser Stelle vor, daß ich bei dem Bekenntniß der Wahrheit auf meine Eltern keine Rücksicht nehmen dürfte: daß der liebe Gott ein solches Opfer für sehr verdienstlich ansähe, und folglich gewiß auch für mich sorgen würde, u. s. w. gl. Diese Rede des Hrn. Pastors erbaute mich gar sehr, und ich schied zufrieden von dannen.

Inzwischen besuchte ich wieder einmal den alten Amtmann, und fand seine Gesinnungen gegen mich besser, als das letztemal. Ich erzählte ihm, daß ich jetzt die Religio prudentum studierte, und beinahe von der Wahrheit der katholischen Religion überzeugt wäre. Er fiel mir ins Wort, und sagte, daß er um mein gutes Geschäfte schon wüßte, und zwar durch den Capuziner, Pater Hermenegild von Alzey, der es vom Pfarrer Reuner gehört hätte. Uebrigens dürfte ich nicht fürchten, verrathen zu werden, indem niemanden die Sache bekannt wäre, der Vortheil davon haben könnte, sie auszuschwa-

zen. Er versicherte mich endlich, wenn ich der Wahrheit getreu bleiben, und dieselbe öffentlich bekennen würde, daß man bereit wäre, mich auf der Universität zu Heidelberg etwas rechts lernen zu lassen und mir mit der Zeit auch eine Versorgung zu verschaffen: und so würde schon alles gut werden.

Dieses zündete wieder neue Hoffnung in meiner Seele an, und der Himmel hing mir voll Geigen, wie man in der Pfalz zu sprechen pflegt. — Ich durfte seit dieser Zeit mit meinem Mädchen unter den Augen des Vaters vertraut umgehen, durfte sie herzen und küssen, ohne daß er uns je etwas anders gesagt hätte, als: Leutchen, macht, daß ihr nicht in wüste (schändliche) Mauler kommt! — Noch dank' ich es dem guten Schicksal — denn meinen Grundsätzen habe ich es wahrlich nicht zu danken — daß unser Umgang nicht in eine allzu große und schädliche Vertraulichkeit ausgeartet ist. Gelegenheit war überflüßig da; aber so ausschweifend ich auch sonst schon bei andern gefälligen Mädchen gewesen war, so fiel mir doch niemals der Gedanke ein, etwas mit meiner lieben Thereſe vorzunehmen, das wider die Ehrbarkeit gestritten hätte. So viel vermag ein bestimmter, ehrbarer Gegenstand der Liebe, auch bei verwöhnten feurigen Jünglingen! —

Dem Pastor Neuner und hernach dem Pater Hermenegild versprach ich, nicht auf eine protes

ſtantiſche Univerſität zu gehen, ſondern katholiſch zu werden, und ohne weitere Rückſicht auf meinen Vater, mit Unterſtützung einiger angeſehener, reicher und eifriger Katholiken in Heidelberg die Rechtsgelehrſamkeit zu ſtudieren. Ob das Ding ſo hätte können ausgeführt werden, überlegte ich damals nicht hinlänglich: mir ſchien es möglich, und wenn ich es noch jetzt überlege; ſo finde ich keinen Widerſpruch. Mein Vater, dem im Herzen alle Kirchenſyſteme, als ſolche, gleich waren, würde ſich wieder, wenn der Schritt einmal geſchehen wäre, mit mir ausgeſöhnt haben: eine Verſorgung hätte mir auch nicht entgehen können, da ich ein Neubekehrter geweſen wäre, welches in der Pfalz von jeher eine große Empfehlung geweſen iſt, und es leider noch iſt. Thereschen wäre mir am wenigſten entgangen. — Doch es hat nicht ſeyn ſollen: mein Schickſal hatte es anders mit mir beſchloſſen.

Achtes Kapitel.

Schon wieder ein Pfaffenſtreich! — und dann ein Strich durch meine Rechnung.

Mein Vater merkte bald, daß ein Liebesverſtändniß zwiſchen mir und der Mamſel Thereſe .... auf

dem Tapete war; aber er hielt das Ding für eine Kinderei, die ihn nichts anginge, und die er also nicht zu stören nöthig hätte. Es würde sich schon alles von selbst geben, dachte er, wenn ich auf Ostern die Akademie bezöge.

Zu dieser toleranten Gesinnung meines Vaters trug das regelmäßige und ordentliche Betragen nicht wenig bei, welches ich seit dem Anfange meiner neuern Liebschaft annahm. Ich ließ alle meine ehemaligen schlechtern Bekanntschaften fahren, war, wenn ich nicht in .... oder zu Büdesheim war, beständig zu Hause, und studirte besonders fleißig den Quintilian und den Plutarch, meines Vaters erste Lieblinge. Ausserdem hatte ich mich bei ihm durch eine lateinische Elegie in starken Kredit gesetzt, welche ich auf den tragischen Tod der Tochter des Hofpredigers, Herrenschneider, gemacht hatte, und die man als ein Meisterstück — so schlecht sie sonst wohl seyn mochte — bewunderte. — Meine Leser mögen es nicht übel nehmen, wenn ich ihnen die Veranlassung zu dieser Elegie erzähle: sie ist einzig in ihrer Art, und giebt zu manchen Anmerkungen Stoff an die Hand.

Der Hofprediger Herrenschneider, dessen ich oben schon gedacht habe, hatte den Grehweilerischen Pfarrer Valentin zu Münster bei Kreuznach

beleidiget, und dieser ihm aus Rachsucht einen tödtlichen Haß geschworen. Der Hofprediger wohnte so, daß man aus dem Schloßgarten gerade durch ein Fenster in seine Wohnstube sehen konnte. Das wußte Meister Valentin, welcher ehemals in Grehweiler Hofkaplan gewesen war. Um nun seine Sache auszuführen, begab er sich an einem Winterabend in den Schloßgarten, und schoß eine Flinte mit gehacktem Blei durch das gedachte Fenster ab, als der Hofprediger mit seinen Kindern zu Tische saß. Seine zweite Tochter, ein Mädchen von eilf oder zwölf Jahren wurde von einem Stück Blei ins Herz getroffen, und starb auf der Stelle: der Hofprediger selbst wurde nur an der Schulter beschädiget.

Diese Begebenheit erregte in der dortigen weiten Gegend fürchterliches Lärmen; aber den wahren Thäter errieth niemand. Das ganze Publikum fiel auf den Rheingrafen, welcher den Hofprediger damals schlangenartig verfolgte. Valentin verrieth sich aber selbst: auf dem Nachhausewey ging er zu Kalkofen in eine Schenke. Es war um Mitternacht, und also schon verdächtig. Hiezu kam, daß er einige Tage vor der grausamen That Blei und Pulver in Kreuznach hatte holen lassen, und mehrmalen dem Hofprediger den Tod geschworen hatte. Auf diese und mehr andere Anzeigen ließ ihn die Obrigkeit einziehen; allein er kam dem Richter dadurch zuvor,

daß er selbst sein Leben mit Gift unterbrach, welches er zu diesem Gebrauch vielleicht schon lange bei sich geführt hatte. Er starb in schrecklichen Konvulsionen, und gestand demohngeachtet, daß er sich freuete, daß ihm seine Rache an dem Schurken, dem Hofprediger Herrenschneider, gelungen wäre. So italiänisch unversöhnlich haßte dieser Mann Gottes in Deutschland! — Er mußte über vier Wochen über der Erde liegen bleiben, weil die pfälzische Justiz ihren gewöhnlichen Schneckengang auch hierbei ging: endlich verdammte ihn die Kammer zu Wezlar, nebst zwei Universitäten, zu einem Begräbniß unter — dem Galgen!!") — Jezt wieder zu meiner eignen Geschichte!

Also, wie gesagt, mein Vater hinderte meine Liebschaft nicht: er ging sogar so weit, daß er mir von Landau, wohin er wegen seiner Alchymie gereiset war, ein Paar seidene Pariser Frauenzimmer-Handschuh mitbrachte, und sie mir mit den Worten überreichte: „da hast'e was vor (für) dein Mensch!"[o]).

---

n) Der Hofprediger verlies bald darauf Grehweiler, ward Pfarrer zu Rappoltsweiler im Elsaß, und hernach zu Straßburg.

o) Die Sprache in der Pfalz ist, wie meine Leser hier sehen, eben nicht delikat: eine Geliebte heißt da, auch unter den Honoratoriem — Mensch; der Liebhaber — Borsch (Bursche).

Aber die Freude dauerte nicht lange: mein Vater entdeckte meinen Briefwechsel, und sahe da zu seinem Erstaunen, daß meine Liebschaft die Veränderung der Religion zum Mittelzweck hatte. Ich war nämlich unvorsichtig genug gewesen, den ersten Aufsatz meiner Briefe an Herr Neuner und Pater Hermenegild nicht zu zernichten. Einer derselben fiel meinem Vater in die Hände, und bewog ihn, mein Schränkchen näher zu durchsuchen. Er fand also die ganze Geschichte mit allen ihren Urkunden und Belegen. Daß er jetzt nicht ganz gleichgültig geblieben sey, errathen meine Leser ohne mein Erinnern: er verbarg aber seinen Unwillen, und ließ alle Briefe, wie er sie gefunden hatte.

Ich war am selbigem Tage in Flonheim bei dem Vikarius Grim p), und kam erst spät nach Hause. Meine Tante nahm mich gleich auf die Seite, und steckte mir, daß der Vater meine Schreibereien untersucht hätte. Ich erschrack nicht wenig, lief an mein Schränkchen, fand aber alles in der gewöhnlichen Lage, und war zufrieden. Nach dem Abendessen warf mein Vater die Frage auf: ob der Churfürst von Sachsen recht gethan hätte, daß er um die

p) Es ist eben der Grim, der hernach Rektor zu Alzey ward, und sich zum Professor bei D. Bahrdt anwerben hat. Man lese die Beiträge zu D. Bahrdts Lebensgeschichte. S. 120.

Polnische Krone zu erhalten, katholisch geworden wäre? — Es wurde über diese Frage viel hin und her gesprochen; doch ohne sich etwas merken zu lassen, was eigentlich zur Sache gehört hätte.

Den andern Tag nahm er mich mit nach Steinbockenheim zum Pfarrer Dietsch. Erst auf dem Rückwege nach Hause machte er mich auf mein Vorhaben aufmerksam, und zeigte mir das Vernunftwidrige, worein ich verfallen würde, wenn ich die geringere Thorheit des Lutherthums gegen die größere des Pabstthums vertauschen wollte. Ueberdem gab er mir nicht undeutlich zu verstehen: daß ich meine Absicht ohnehin nicht erreichen würde, wenn ich auch meinen Sectennamen oder meine Confession veränderte.

Die Leser können sich schon einbilden, was mein Vater als Vater, als lutherischer Prediger und als Pantheist hier weiter sagen konnte und mußte: ich übergehe also das Ausführliche seines Gesprächs. Schimpfen und Schelten fiel indeß nicht vor. Ich mußte ihm nur versprechen, mein Vorhaben aufzugeben: und dabei schien er sich zu beruhigen. — Zu Hause wurde weiter nichts davon erwähnt, und selbst meine Mutter war wenig von der Sache unterrichtet, weil er sie nicht kränken wollte.

Nach Verlauf von drei Wochen kündigte mir endlich mein Vater an, daß ich mich anschicken sollte, in einigen Tagen eine Universität zu beziehen: „hier,

sagte er, „wird aus dir nichts, hier verdirbst du an Leib und Seele, und ärgerst mich noch zu Tode!“ — Ich stellte ihm vor, daß noch lange nicht Ostern wären, daß es Aufsehn erregen würde, ausser der Antrittszeit sich zur Universität zu begeben, u. s. w. Aber alle meine Vorstellungen waren vergebens: es blieb bei seinem Entschluß: kaum konnte ich noch acht Tage Aufschub erhalten, um von meinen nächsten Bekannten Abschied zu nehmen; — meine Thereſe sollt' ich durchaus nicht weiter besuchen. — Das that mir freilich sehr wehe; aber die Erwartung der Dinge, welche ich nun bald auf der Universität erleben sollte, milderte meinen Schmerz, erheiterte meine Mine.

Mein Vater wollte mich selbst nach Gießen — denn dahin sollte ich — begleiten, damit ich unterwegs keine dummen Händel vornehmen möchte. Trotz aller dieser Strenge schrieb ich aber doch einige Tage vor meinem Abzug noch an meine Thereſe, und erhielt eine recht zärtliche Antwort. Von Frankfurt am Main hab ich noch einmal an sie geschrieben.

Unterwegs gab mir mein Vater viele vortreffliche Lehren; und ich würde gut gefahren seyn, wenn ich sie befolgt hätte: aber leider schon in Frankfurt vernachlässigte ich eine seiner Hauptvorschriften. In dieser Stadt diente ein Barbiergeselle aus meiner Gegend, den ich aufsuchte, weil mir seine Anver-

wanten einen Auftrag an ihn gegeben hatten. Der Mensch war froh, daß er mich sah, und both sich an, mich auf den Abend in die Komödie zu führen. Mein Vater erlaubte es. Da ich dergleichen schon mehr gesehen hatte, und ohnedies ein sehr bekanntes Stück gegeben wurde; so bath ich meinen Führer, mir lieber sonst etwas Merkwürdiges in dieser schönen Stadt zu zeigen. Um meinen Vater hernach zu beruhigen, verabredeten wir, ihm zu sagen, daß wir in der Komödie gewesen wären. Gesagt, gethan! Mein Landsmann nahm mich mit, und führte mich — ins Bordell, zur Madame Agricola. In meinem Leben war ich noch in keinem Hause gewesen, welches der Venus geweiht war: ich erstaunte also nicht wenig, als ich die zügelloseste Wollust sich hier in ihrer abscheulichsten Reizbarkeit entwickeln sah. Mein Kamerad machte sich mit den Mädchen viel zu schaffen; mich aber hinderte meine Blödigkeit, zu machen, wie man vielleicht erwartet.

Ohngefähr um eilf Uhr verließen wir dieses lüsterne Haus *). Ich machte meinem Vater eine

*) Zu Frankfurt am Main sind viele Bordelle; aber keins ist öffentlich privilegirt. Der Magistrat schickt eben darum zuweilen die Häscher hin, welche visitiren, und die Mädchen wegbringen müssen: die Visitationen bleiben aber ohne Folgen, die zweckmäßigen ausgenommen: denn wie Juvenal sagt:

— — Quis custodiet ipsos
Custodes? —

Beschreibung von dem Schauspiel, das ich wollte gesehen haben, und er war zufrieden. Des andern Tages besuchte er einen Freund, der ihn zum Abendessen dabehielt. Nun konnte ich wieder ausgehen, und meine Leser errathen schon, daß mein Gang zue Madam Agricola gegangen ist. Ich war jezt dreister: mein Begleiter war nicht bei mir. Ich blieb bis nach Mitternacht, und verzehrte über eine Karoline von dem Gelde, das mir meine Mutter und einer meiner Verwandten zur Universität geschenkt hatten. Ich Thor wuste noch nicht, wie sauer Geld erworben wird! Die Mädchen waren fürchterlich aufgeräumt, und kirrten mich so zuckersüß heran, daß ich ihnen Wein, Chokolade, Gebacknes u. d. gl. bringen ließ. Cetera non curat praetor. Mein Vater war ungehalten auf mich, daß ich so lange ausblieb; aber ich wuste ihm so viel vorzunebeln, daß er sich endlich zufrieden gab.

Neuntes Kapitel.

So elend fand ich die Gießer Universität.

Zu einem Tage reiseten wir von Frankfurt nach Gießen, welches ohngefähr zwölf starke Stunden da-

von sagt. — Mein Vater überließ es unterwegs meiner Wahl, ob ich Jura oder Theologie studiren wollte; er stellte mir aber auch vor, daß ich in der Pfalz als Jurist keine Versorgung, oder doch nur sehr schwerlich zu erwarten hätte. Er fügte hinzu, daß Protestanten wegen ihrer Religion wenig Ansprüche auf kurfürstliche Bedienungen machen dürften. Er rieth mir also zur Theologie, ob er gleich im Herzen die meisten Sätze des Kompendiums für Erdichtungen oder erzwungene Lehrvorschriften hielt. Ich versprach demnach, Theologie zu studiren; aber im Ernst hatte ich das nicht im Sinne. Ich wollte nämlich noch sehen, wie es mit meinem Mädchen und ihrem Anhang werden würde. In Beisein meines Vaters versprach ich zwar hoch und theuer, an Theresen nicht mehr zu denken, und noch weniger an sie zu schreiben; aber mein Herz hing noch fest an ihr, so fest nämlich, als es für das Herz eines äußerst leichtsinnigen und unerfahrnen jungen Menschen möglich ist: — und noch hatte ich keine andre Vorstellung von Glück, als von dem in ihrem Besitz. Ich wollte also, wie schon gesagt ist, zusehen, wie es noch werden würde.

In Gießen ließ ich mich immatrikuliren, und meinen Hut nach der neuesten Mode zustutzen. Sodann suchte ich mir auf dem Lektions-Katalog einige Collegien aus, pränumerirte sie, kaufte die Kompen-

dien, ſtattete meinen Beſuch auf den Dörfern ab, und verſchafte mir einen neuen blauen Flauſch mit rothen Kragen und Aufſchlägen. Mein Vater blieb nicht lange: er gab mir noch gute Lehren in Menge, und reiſete zu Hauſe.

Hier muß ich dem Leſer eine Beſchreibung von der Gießer Univerſität liefern, wie dieſe damals war, als ich dahin kam. Ich wünſchte, daß dieſe Beſchreibung weder langweilig noch läppiſch ſcheinen möchte. Aber bei der Beſchreibung einer Univerſität muß doch nothwendig manches Läppiſche mit vorkommen, wenn ſie anders die nöthige Vollſtändigkeit haben ſoll. —

Gießen ſelbſt iſt ein elendes Neſt, worin auch nicht eine ſchöne Straße, beinahe kein einziges ſchönes Gebäude hervorragt, wenn man das Zeughaus und das Univerſitäts-Gebäude ausnimmt. Es führt den Namen einer Feſtung; die aber unter allen Feſtungen, welche ich je geſehen habe, die elendeſte iſt. Zudem wird ſie von einem Berge kommandirt, von woher man ſie recht gut beſchießen kann. Es ſteht ein Regiment Soldaten darin, das aber gar nicht ſtark iſt, und nur, wenn ich nicht ſehr irre, ſechs Kompagnien zählt. Das Regiment iſt das Darmſtädtiſche Kreisregiment, und muß zu der Reichsarmee ſtoßen, wenn dieſes Heldenkorps zu Felde zieht. Bei Rosbach ſind die Darmſtädter recht

exemplarisch gelaufen! Die Officiere des Regiments haben meistens von der Muskete an gedient, und sind endlich zu Chargen gelangt, aus keinem andern Grunde, als weil sie lange gedient hatten. Ihre Lebensart ist eben nicht die beste. Außer Dienst sitzen sie auf den Dorfschenken, auf dem Schießhaus, bei Eberhard Busch oder sonst in einer Kneipe, machen mit Gnoten oder Philistern *) und mit Studenten Brüderschaft, und spielen Tarock, sechs Marken zu einem Pfennig. Sehr wenige dieser Herren sind von Adel. Unter den Soldaten giebt es sehr viel alte Invaliden: sonst sind sie lauter Landeskinder.

Unter den Bürgern giebt es mehrere wohlhabende; überhaupt aber ist Gießen kein Ort, wo es viel Reiche giebt. Die Ursache liegt wohl darin, daß die Stadt wenig Verkehr, und gar keine Manufakturen hat. Ob sie dergleichen nicht haben könnte, ist eine andre Frage; aber daran denkt man vielleicht nicht. Die Stadt liegt wenigstens auf einem guten Boden, und an einem ziemlich schiffbaren Fluß — doch das geht mich nichts an!

Die Universität hatte zu meiner Zeit sechszehn besoldete und etwa drei unbesoldete oder außerordentliche Lehrer. Herr D. Bahrdt hat einige dieser

*) So werden die Bürger auf den Universitäten von den Studenten genannt.

Herren in seiner Lebensbeschreibung die Revüe passiren lassen: ich habe in meinen Beiträgen und Berichtungen zu dieser Schrift einiges hinzugefügt: darüber hat Herr Schmid ein klägliches Geschrei erhoben, und für gut befunden, mich in der 153ten N. des Intelligenzblatts der Litteraturzeitung von 1791, zu befehden. Ich kann nun nicht umhin, die Gießer Herren abermals zu beschreiben, gerade so, wie ich sie gefunden habe. Vielleicht sehen unpartheiische Leser, daß Herr Schmid mit seiner Apologie mein Vorgeben noch nicht ganz vernichtet hat. — Herr Koch mag den Anfang machen.

Koch ist ein Jurist von Ansehen und nicht gemeinen Kenntnissen, wenn man ihm nämlich und seinen Schülern glauben will. Ich habe wohl wenig Männer gesehen, die die Kunst verstanden, ihre Kenntnisse so geltend zu machen, als dieser Herr Kanzler. Sein Ton ist im Kollegium und im gemeinen Gespräch so diktatorisch, so zuversichtlich, daß es scheint, er habe, gleich dem Vicegott zu Rom, alle Weisheit allein, und befinde sich im Besitz, im ausschließenden Besitz der ganzen juristischen Gelehrsamkeit. Es giebt aber andre Gelehrte, die ihm diesen Vorzug nicht lassen wollen. Herr Schott in Leipzig will in den Kochischen Schriften nichts als oberflächliche Kenntnisse, und schales Räsonnement

gefunden haben. Kochs Latein soll vollends gar nichts taugen: man soll sogar in seinem Jus criminale grammatikalische Schnitzer finden. Dieses Buch hat, wie ein großer Jurist urtheilt, ich meyne den Herrn Professor Woltär in Halle, mehr Glück gehabt, als es verdient. Dafür ist es aber jetzt aller Orten abgeschafft, und wird nur noch in Gießen von Herrn Koch zum Leitfaden seiner eignen Vorlesungen gebraucht, vielleicht auch noch auf jenen Universitäten, wo man noch an Hexen glaubt, oder Ketzereien für ein Hauptverbrechen ausgiebt: denn dieses lustige Buch enthält einen Artikel de Magia, und einen — de Haeresi.

Wenn es wahr wäre, was Herr Schmid in seiner Apologie gegen mich anführt, daß Koch ein großer Verehrer des großen Leysers sey; so müßte er gewiß auch von diesem sehr vernünftigen Juristen gelernt haben, über K. Carl V. Halsgerichtsordnung vernünftig zu urtheilen: aber aus dem criminale des Herrn Koch erhellet gerade das Gegentheil. Leyser urtheilte von dieser Compilation sehr unvortheilhaft; Koch aber, Duce Kreß, macht sie zum Repertorium aller kriminalischen Einsicht. Indessen mag ich doch nicht leugnen, daß Herr Koch den Leyser gelesen hat: Leyser ist ein herrliches Hülfsmittel zu Vorlesungen über die Pandekten des seel. Böhmers: auch zu Hellfelds

Pandekten giebt er Stoff genug her, so reichlich, daß man eben nicht nöthig hat, die alten ohnehin so schwerfällig geschriebenen Schmöcker nachzuschlagen, und sich bei ihnen den Kopf zu zerbrechen.

Wie stolz übrigens Herr Koch auf seine Kanzlerwürde halte, erhellet daraus, daß er auch im Französischen den Titel Excellence fordert. Herr Chastel, französischer Sprachmeister zu Gießen, dedicirte ihm im Jahr 1778. eine Sammlung prosaischer Aufsätze zum Gebrauch der Anfänger. In der Dedikation hieß es: dedié très humblement à Monsieur Koch u. s. w. Herr Koch nahm diesen Titel schröklich übel, und Herr Chastel mußte, um ihn zu befriedigen, hinzusetzen: à son Excellence, Monsieur Koch. Jeder Kenner der französischen Sprache, der den Gebrauch des Wortes Excellence im Französischen wußte — in Deutschland kann ihn niemand führen, nach Richelet und de la Laine, als wer auch den Titel Monseigneur führen kann — lachte freilich über die läppische Titulatur; aber der Herr Kanzler Koch hieß doch einmal son Excellence Monsieur Koch, und damit war es gut.

In Gießen fürchtet sich jederman vor dem Herrn Koch: was Er auf dem akademischen Senate spricht, muß gelten, und wenn Rector und alle Professoren andrer Meinung wären. Wer den

her den Herrn Koch zum Freunde hat, darf thun, was er will: kein Haar darf ihm gekrümmt werden. Er ist eben darum fürchterlich stolz, gebietherisch und grob gegen die Studenten, welche er, wenigstens zu meiner Zeit, wie Schulknaben behandelte. Dabei macht er ein Gesicht — wie ein fürstlicher Befehl. Eben so despotisch verfährt er in seinem Hause. Zu meiner Zeit bewohnte es sein Schwager, ein alter Kandidat der Rechte, Herr Rolle, dem es aber stark an der secunda Petri *) fehlte. Dieser Mann durfte nicht mit an seinem Tische essen, obgleich Herr Koch sein ganzes Vermögen in Händen hatte. Freund Rolle hat nicht selten über die Härte und den übertriebnen Stolz seines Herrn Schwagers geklagt.

Mit den übrigen Professoren hat Herr Koch wenig Umgang. Die Juristen sind ihm besonders ein Dorn im Auge, so bald sie etwas mehr verstehen, als Heineccii Institutionen. Der Regierungsrath Höpfner lehrte zu meiner Zeit mit vielem Beifall die Rechte in Gießen. Er war ein Mann, der nicht nur den Leyser, sondern auch jene ältern Restauratoren der Juristerei, einen Alciatus, Augustinus und Cujacius fleißig studirt hatte —

---

*) An der Beurtheilungskraft. Dies Sprichwort kommt daher, daß Petrus Ramus im zweiten Theil seiner Logik De Iudicio handelt.

der in der alten Litteratur zu Hause war, und ächtes Latein schrieb. Das war hinlänglich, daß Herr Koch den guten Herrn Höpfner fürchterlich haßte und neckte. Herr Höpfner nahm hernach eine Stelle in Darmstadt an, blos um aus Kochs Collegenschaft zu kommen.

Ich habe in meinen Beiträgen S. 49. gesagt, Herr Kanzler Koch sey zu Bahrdts Zeiten ein großer Zotenreißer gewesen: und Herr Schmid hat sich darüber sehr aufgehalten. Allein jeder Gießer weis ja, wie Herr Koch sogar in Gegenwart der Frauenzimmer lozieht. Auf der Doktorpromotion des Herrn Lobsteins, der jetzt Professor in Strasburg ist, riß Freund Koch vor der Frau Doktorin solche Zoten, daß diese aufstand und fortgieng. Herr Koch entschuldigte sich ganz kurz mit dem bekannten Weidspruch: naturalia non sunt turpia! Uebrigens habe ich nicht selten gefunden, daß viele sonst angesehene große Gelehrte auch große Zotenreißer waren — welches doch wol Herr Schmid nicht leugnen wird?

Ich komme nun auf einen Punkt von mehrerer Wichtigkeit. In den erwähnten Beiträgen steht S. 20. Herr Koch habe in Jena eine Tochter gehabt, welche Hannchen geheißen, und im Jahr 1775 nach Gießen gekommen sey. Da habe ihr Vater sie schlecht aufgenommen, und ihr gedroht, er

wolle sie durch den Rathediener, sonst Häscher, Meeb *), zum Thor hinaus bringen lassen. Herr Schmid widerlegt meine Angab: mit ermüdender Weitschweifigkeit; läßt sich aber auf die Hauptsache gar nicht ein, wie ich sogleich beweisen will.

Zum voraus muß ich erinnern, daß ich von der Jenaischen Historie des Hrn. Kochs nichts aus eigner Erfahrung sagen kann. Ich habe das alles vom Hörensagen: denn vor dem Herbst 1776 habe ich Jena nicht besucht; aber 1775 habe ich wirklich ein Mädchen in Gießen gesehen, auch in Lollar bei dem Wirth Menges, linker Hand, wenn man ins Dorf kommt, das sich für Herrn Kochs Tochter aus Jena ausgab, und ihre Entstehungsgeschichte so erzählte, wie ich sie erzählt habe. Ich habe auch gleich damals den ganzen Hergang dem noch in Gießen lebenden Hrn. Prof. Köster entdeckt, der mir aber rieth, ihn als eine skandalöse Geschichte zu unterdrücken. Allein diesen Rath befolgte ich aus natürlichem Leichtsinn und auch deswegen nicht, weil ich damals der Meinung war: Hobbesische Inquisiten verdienten keine Schonung. — Auch sprach man schon vorher merklich laut von Kochs Hannchen aus Jena. Das Ding war also gar kein Geheimniß.

---

*) Ich hatte Neve geschrieben, weil ich die Orthographie der Häschernamen nicht so gut studirt habe, als Herr Schmid.

Soll ich mich auch noch auf Andere berufen? Allerdings! aber auf welche? Auf Leute, welche damals in Gießen studirt, und jetzt in Darmstädtischen Aemter haben? — Die werden mir den Henker thun, und Zeugniß ablegen in einer Sache, wie diese ist? Aber es sind doch noch Leute in der Welt, welche Jungfer Hannchen gekannt haben, und zur Steuer der Wahrheit meine Behauptung unterstützen können. Diese Leute sind Herr Henrici von Kusel, Herr Hahn von Stutgard, Herr Luk aus dem Erbachischen, Herr Schmid, Doktor der Medicin in Saarbrück, und Herr Müller von Zweybrück: — alle diese sind Ausländer, alle haben damals in Gießen studirt, haben das hübsche Hannchen so gut gekannt als ich — und können, wenns seyn muß, meine Aussage durch ihr Zeugniß bestätigen. Kann Herr Schmid mehr verlangen?

Aber der Häscher Reeb weis von Hannchen nichts, spricht Herr Schmid. Wie elend dies Argument sey, fällt in die Augen. Ich habe ja auch nicht gesagt, Meister Reeb habe sie wirklich zum Thor hinaus geschmissen, sondern nur: daß Herr Koch dem armen Hannchen gedroht habe: er wolle sie, wenn sie sich nicht selbst gutwillig abführte, durch Meister Reeb hinaus schmeißen lassen!

Uebrigens hat Herr Schmid in seiner Apologie nicht geleugnet, daß Herr Koch so ein Hannchen in

Jena gehabt habe. Ich will also auch diesen Punkt nicht weiter beweisen, so leicht es mir sonst, seyn würde.

Die andere Anekdote, welche Herr Schmid angreift, betrift die Absetzung des Rectors Ouvrier. Diese soll nicht Koch, sondern der damalige Präsident von Moser bewirkt haben. Gesetzt, das wäre so; warum versprach denn Herr Koch den Studenten Genugthuung? warum sagte er zu Koch aus dem Usingischen, und zu Boly von Mümpelgard, sie sollten Genugthuung haben, und wenn auch der höllische Satan Rektor wäre? Warum sagte er öffentlich: „ohne mich kann „der Rektor nichts thun! thut ers doch; so solls „ihm kläglich gehen: er pfeift so schon auf dem letzten Loche?“ — Sonst soll, nach Herr Schmids Angabe, der Schwiegervater des Rektors, Herr Miltenberg in Darmstadt, Kochs großer Freund und was weis ich noch mehr gewesen seyn; das ist aber, mit Herr Schmids gnädiger Erlaubniß — nicht wahr: die waren wie canis et anguis!

Aber ich befürchte, meine Leser zu ermüden: sonst würde ich meine Bemerkungen über Herrn Koch und sein Wesen fortsetzen können. Indessen werde ich des Herrn Kanzlers im Verlauf dieser Geschichte noch öfter gedenken.

Zehntes Kapitel.

Schlechtere Professoren gab es wohl nirgends!

Herr Schmid mag nun verrücken! Er war vorher Professor in Leipzig, und wurde nach Gießen berufen — durch welchen Canal? weiß ich nicht. Er ist eigentlich von Profession ein Jurist; hat aber auch die schönen Wissenschaften begrüßt, und daher ein sehr feines Weibchen geheirathet — die Schwester des Professors Schulz.

Herr Schmid hat das mit Herrn Koch gemein, daß er sich für einen Matador unter den deutschen Gelehrten hält. Was Wunder, daß er sich in alle Wissenschaften gemischt; aber auch von den Recensenten derbe Hiebe bekommen hat, — nach dem Sprichwort: lascivienti ferula puero! Er ist auch der Redacteur des Leipziger Musenalmanachs, des fadesten Zeugs der ganzen poetischen Leserei, gewesen, welcher eben seinem Geschmack wenig Ehre gemacht hat. Ich erinnere mich, daß Herr Deinet in Frankfurt der dortigen gelehrten Zeitung einst ein Epigram einverleibte, aus welchem ich einige Verse zur Curiosität behalten habe. Hier sind sie:

Herr Schmid in Gießen beſtach die Dienſt der
trefflichſten Dichter:
Gebt mir, ſo ſprach unſer Schmid zu Leuten von
dieſem Gelichter,
Was eure Herren insgeſammt
Zur Straf auf heimliche Gemächer verdammt!
Die Schurken ließen ſich beſtechen — — — a)
Und ſo entſtund denn nach und nach
Der Leipziger Muſenalmanach.

In Gießen hieß man ihn, als ich mich da aufhielt, den Reimenſchmid, nach Aehnlichkeit des Heftenſchmids in Jena. Würklich war auch nichts traurigers, als Herrn Schmids Gedichte. Seine Trinklieder klangen, wie ſeine Trauergedichte, erbärmlich, — alles nach der Melodie: ich liebte nur Jsmenen. Er verfertigte einmal ein Gedicht auf die Vermählung des Erbprinzen von Darmſtadt für die Handwerker in Gießen: das Ding war ſo tiefſinnig gelehrt, daß es kein Menſch verſtehen konnte.

Zu meiner Zeit las Herr Schmid folgende Collegi... und zwar alle publice, damit er nur Zuhörer bekam: über Heineccii fundamenta ſtili — über Peter Müllers Bücherkenntniß — über Ovidii faſtos b), über Gatterers Univerſalhiſtorie — über

a) Hier ſind mir einige Zeilen entfallen.

b) Bei dieſem Buche hat ſich Herr Schmid oft geſchnitten. Kläglicher hat wohl noch kein Docent einen alten Chirfiſteuer erklärt.

Sulzers Encyklopädie. Nicht selten verließen ihn seine Gratis Zuhörer mitten im halben Jahr: und er hatte sodann Muße genug, Leipziger Musenalmanache zusammen zu tragen.

Wenn ich gern skandalöse Histörchen auftischte; so sollte es mir leicht seyn, eine dergleichen von Herrn Schmids Frau Gemahlin anzubringen. Aber die Gießer verstehen mich so schon.

Herr Schulz war zu meiner Zeit Professor der orientalischen Sprachen, und Extraordinarius bei der theologischen Fakultät. Das ist so ein Mann Kelebh Adonai, wie David *). Er wollte zu D. Bahrdts Zeiten auch sein Schärflein zur Aufklarung beitragen, und fing an, etwas freier über das System zu räsonniren. Nachdem er aber inne ward, daß dergleichen Heterodoxien dem Landgrafen nicht lieb wären; so lenkte er ein, und betete die Konkordienformel eben so wieder nach, wie sein Schwiegervater, der alte Doktor Benner. Der verstorbene Ritter Michaelis hat von Schulz

---

Tempora cum causis Latium digesta per annum. Causae bedeuteten hier, — wie Schmid erklärte — die Ursachen, weshalb der Comput das Jahr in gewisse Abtheilungen brachte. — Sehr gelehrt!

*) Nach dem Herzen Gottes, d. i. wie es schon ein alter Rabbiner erklärt hat, der sich in die Zeit zu schicken weis, auf deutsch, ein Mantelträger.

Jens Gelehrsamkeit eben nicht sehr vortheilhaft geurtheilt, ob er gleich sein Schüler gewesen war.

Sonst ist Herr Schulz ein reicher Mann, dabei aber auch so geitzig, daß er auf Pfänder geliehen hat. Ich weiß es noch, daß der Tambour Hofmann — ich muß doch die Leute nennen, die man sogleich in Gießen fragen kann — oft Kleider, Schnallen, Uhren, Pfeiffenköpfe u. d. gl. hintrug, und bei dem Herrn Professor versetzte. Einst geschah eine wahre Schnurre. Die Studenten hatten eine maskirte Schlittenfahrt, die sonst in Gießen sehr gemein waren, und es vielleicht noch sind. Einer davon war als Jude maskirt, saß zu Pferde, und hatte alte Kleider, Hosen, Hemdden u. d. gl. bei sich. Herr Schulz war am Fenster: der verkappte Jude ritt hin zu ihm, und fragte, ob er nichts zu schachern hätte? Der Herr Professor antwortete, nein. Der Jude both ihm darauf seinen ganzen Trödel zum Versatz an, und versprach ihm dreissig Procent. Herr Schulz schmiß das Fenster zu, und die Zuschauer lachten. Weiter ward nichts daraus.

Seine Frau Gemahlin ist die Tochter des verstorbenen D. Benners — ein Frauenzimmer von seltener Fleischigkeit, wie Herr Bahrdt sagt. Aber nicht der Fleischigkeit, sondern des Geldes wegen hat Herr Schulz sie geehliget. Schon vorher war ihr Ruf sehr zweideutig, und so ist er auch geblieben.

Einigemal hat sie ihren Mann verlassen, und mit Studenten communem caussam gemacht. Aber Herr Schulz ließ sich alles gefallen, weil sie Erbin eines beträchtlichen Vermögens war.

Nun dann Herr Bechtold! — Ich weiß nicht, ob ich von diesem Ehrenmann etwas noch sagen soll, da man schon aus Bahrdts Lebensbeschreibung und meinen Anmerkungen zu derselben sich einen nicht unrechten Begriff von diesem großen Kirchenlicht machen kann. Aber die Leser dieser gegenwärtigen Schrift, lesen jene vielleicht nicht, und diesen zu Gefallen muß ich doch wenigstens eins und das andre von Herrn Bechtold anführen.

Als Gelehrter, sagt Herr Bahrdt im Kezzeralmanach, ist Bechtold unter aller Kritik. Dieses Urtheil ist so wahr, das selbst die Gießer Füchse x) sich über ihn lustig gemacht haben. Das Epigram auf den Herrn Stax y): die Beinamen, die er in Gießen hatte, Quodammodarius, Grundsuppenschwabe, und mehrere dergleichen, sind hiervon Beweis genug. Wegen des letzten Namens dient folgendes zur Erläuterung. Er las ein Collegium über

x) So nennt man die Neulinge auf der Universität.

y) Siehe die Beiträge zu Bahrdts Leben, S. 19.

die dogmatischen Beweisstellen: dieses Collegium nannte er fundamentale biblicum; die Studenten aber hießen es, seines seltenen elenden Lateins wegen, fundamentalitium biblicanum, die dictas classicas, das Grundfundament, und endlich gar die Grundsuppe. Daher der Grundsuppenschwabe. Wäre Bechtold nicht Ephorus der Stipendiaten gewesen, er hätte nie einen Zuhörer bekommen: niemand besuchte seine über allen Glauben erbärmlichen Vorlesungen als Stipendiaten, oder solche, die es werden wollten. Die Bedaurungswürdigen! — Seine Orthodoxie war ehedem so stark, daß er in dem Ton eines Philipp Nicolai [z]), einige Wische wider die Reformirten hinsudelte, unter dem allerliebsten Titel: Calvinianorum Deus, scripturae ignotus et a sana ratione abhorrens. Seine Beweise waren, wie die des Philipps Nicolai. — Aber jetzt ist

---

z) War ein lutherischer Theolog aus dem 16ten Jahrhundert. Er hat einen Aufsatz geschrieben: Der Calvinisten Gott, der Teufel, worin er unter andern sagt: „Der calvinische Herrgott ist ein leichtfertiger, geiler, unkeuscher, blutdürstiger Moloch: „ein Brüllochse, ein Ochsengott, der höllische Brüllochse, der alte böse Feind, und verfluchte Leviathan.“ Siehe G. Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie B. 16. Kap. 21. §. 10. — Schade, daß zu der Zeit weder ein Hume, noch ein Pastor Schulz in Gielsdorf, noch ein Kant etwas über den lieben Gott geschrieben hatten!

Freund Bechtold von seiner theologischen Düsterheit zurückgekommen, und wundert sich, daß er sonst so einen vernebelten Kopf hat haben können. Er räsonnirt, wie ich vor einigen Jahren bei meiner Durchreise zu Gießen gehört habe, über die heiligen Dogmen sehr hörbar, und lacht über das alte System — das klügste, was er auch thun kann, wenigstens zehnmal klüger, als über das neue System rosenkreuzerisch zu lamentiren.

Sonst ist Bechtold ein schlauer Politikus, und ein Schadenfroh, der seines Gleichen sucht. Er und Koch waren besonders Ursache, daß Lobstein von Gießen weg muste. Unter seinem Rectorate waren die Eulerkappereien im Flor, ja sie nahmen zu, weil er ihnen nicht steuerte, oder vielmehr es gern sah, daß der arme Eulerkapper recht gepeinigt wurde. — Bechtolds Töchter sind brevi manu weggegangen: — sie hatten — Geld!

Von Herrn D. Wahrdt, den ich auch in Gießen gekannt habe, sage ich hier nichts: ich habe in meinen Beiträgen von ihm genug gesagt.

Den alten Dogmaticus, den D. Benner, will ich ebenfalls in Ruhe lassen.

Aber von Herrn Ouvrier einige Worte! Er war vorher Hofmeister oder Informator bei den fürstlichen Kindern in Darmstadt gewesen, und zur Dankbarkeit, aus Gnade nach Gießen als Professor

der Theologie gesetzt worden *). Er ist, als Gelehrter, gar keiner Rücksicht werth, hat auch nicht das geringste geschrieben, woraus man auch nur einen Schein von gelehrter Einsicht erzwingen könnte. Er las, als ich in Gießen war, über des Jenaischen D. Danovs Dogmatik: weil ihm das Latein dieses Buches zu hoch war — machte er manches quid pro quo. In der Frankfurter gelehrten Zeitung ist ihm einmal ein lateinisches Exercitium, dem er den Titel Programm gegeben hatte, häßlich korrigirt worden. Da gab es mehr als vierzig derbe Grammatikalien! Er ist überhaupt ein Mann, der sich zum Professor durchaus nicht schickt. Auf der Kan-

---

*) Wie ein gewisser P — r vor einiger Zeit nach H — — . Möchten doch die Großen nicht auf Kosten des Publikums ihre Dankbarkeit äußern wollen! Die Schande fällt doch zuletzt auf ihr eignes Haupt; aber der Nachtheil — aufs Publikum. Doch Mancher steht selbst auf einem zu sehr verfehlten Posten, um den angemeßnen für Andere nicht wieder zu verfehlen! —, Und daraus pflege ich so nach meiner Art zu folgern: daß entweder die Götter sich um das Irdische nicht bekümmern, oder daß noch ein Zeitpunkt seyn müsse, wo das alles (der allgemeinen Gerechtigkeit wegen) wieder ins Gerade gebracht werden wird. — Es ist freilich hierbei das Seltsame, daß man erst manchen dummen Streich erleben muß, um — zur Schadloshaltung — dereinst einen klugen zu erleben. — So zirkulos denkt vielleicht kein Sterblicher! Indeß die Schulen lehren es so — und was die Schulen lehren, muß doch wohl wahr seyn! —

zel ist sein Vortrag elend, wie im Kollegium; daher ist seine Kirche und sein Auditorium gleich leer.

Von seinem Karakter weiß ich nichts zu sagen: wer ihn zwar so sieht und hört, sollte ihn für einen schleichenden Jesuiten halten; aber davon muß ich ihn frei sprechen: denn zum Jesuiten fehlt ihm alles. Sonst hört er gern Stadtmährchen, und erzählt dergleichen gern, wie alle Müßiggänger oder Kleingeister und Schwätzenfrohe. Er ist aber von daher in manche Klatscherei verwickelt worden, die ihm manche trübe Stunde gemacht hat.

Zu den Juristischen Professoren gehörten ausser Koch und Höpfner noch die Herren Gatzert und Jaup. Herr Gatzert ist jetzt in Darmstadt, und Herr Jaup spielt gern l'Hombre. Seine Schwestern zählte man zu meiner Zeit in die Zahl der Gießer Schönheiten.

In der Medicinischen Facultät kannte ich nur den Bergrath Baumer, und den Professor Nebel. Letzterer war ein rechtschaffener Mann, der an keinen Kabalen der Universität Theil nahm, und ein guter Geburtshelfer. Baumer war ehemals Geistlicher gewesen; hatte aber aus guten Gründen die liebe Theologie mit der Medicin vertauscht, und in der letztern viel geleistet. Sonst war er ein Mann, der einen massiven Ton für deutsche Freimüthigkeit hielt.

Unter den Philosophen muß ich hier einen Mann nennen, der so viel und wohl noch mehr werth war, als die übrige ganze Universität, sowohl in Absicht der Gelehrsamkeit, als auch der Rechtschaffenheit und des Biedersinns. Dieser Mann war der verstorbene Professor Boehm. Wenig Männer habe ich gekannt, die mit diesem trefflichen Manne zu vergleichen wären. Ob er orthodox war, kann ich nicht sagen, wenigstens zog er in seinen Vorlesungen nicht selten auf die Theologen und Pfaffen los, ließ sich aber weiter nichts merken, wahrscheinlich aus Furcht vor den — Juden. Daß Böhm eine gründliche Kenntniß, besonders in der Mathematik gehabt hat, beweisen seine Schriften: daß er der redlichste Mann gewesen sey, müssen alle gestehen, die ihn gekannt haben.

Der Professor Köster war vor Zeiten Pastor zu Wallertheim in der Pfalz, und hernach Prorector zu Weilburg. Ich muß gestehen, daß er viel historische Kenntnisse besitzt, welches seine Schriften auch bezeugen. Um nicht partheiisch zu scheinen, enthalte ich mich alles weitern Urtheils über ihn: er ist mein Vetter.

Die übrigen Herren Professoren der Philosophie, als Herr Klevesahl, Herr Link, Herr Piehl, wie auch Herr Doctor Snell, waren sammt und sonders trübselige Ignoranten, die sehr selten ein Kollegium zu Stande brachten, und gänz-

lich in Dunkeln vegetirten. Herr Link hatte arabisch buchstabiren gelernt, und fing an, über des Erpenius Grammatik ein Arabicum zu lesen. Da kam ein Student, welcher den Ritter Michaelis in Göttingen übers Arabische gehört hatte, und widersprach ihm öffentlich im Kollegium — und die Arabische Lektion hatte ein Ende. Link ist hernach Dorfpastor geworden.

Das wäre nun eine kurze Nachricht von jenen Professoren, welche ich in Gießen kennen gelernt habe. Nimmt man alles zusammen; so ergiebt sich, daß (auch die luscos reges inter coecos mitgezählt) in der theologischen Fakultät nur Ein Mann war, der etwas leisten konnte, und dieser Mann war — ich muß es gestehen — Herr D. Bahrdt. Der alte Benner konnte vor hohem Alter beinahe nicht mehr lesen, und was es las, war so altmodisch-orthodox, daß es sich auch für unsre orthodoxern Zeiten nicht so recht mehr schicken würde. D. Bechtold und Ouvrier waren theologische Krüppel, immer einer trübseliger, als der andre. Herr Schulz fing erst nach Bahrdts Abschied an, eigentliche Theologie vorzutragen, ja man konnte recht merken, daß er erst damals anfing, Theologie zu studiren. Er schrieb ganze Stellen aus Gruners deutscher Dogmatik und andern dergleichen

Büchern wörtlich ab, und trug sie seinen Zuhörern hübsch wieder vor.

In der philosophischen Fakultät wüßte ich aus jener Zeit niemanden vorzüglich zu nennen, als die Herren Böhm und Koester, obgleich diese auch von sehr beträchtlicher Verschiedenheit waren. Noch zu meiner Zeit kam Herr Schlettwein in diese Fakultät, und ward ihre Zierde.

Von den Medicinern will ich noch anmerken, daß innerhalb den drei Jahren, und drüber, die ich in Gießen verlebt habe, nur ein einziger Kadaver auf dem anatomischen Theater ist secirt worden. Dergleichen herrliche Anstalten sind da getroffen, die Wissenschaften in Flor zu bringen!

Der Grund von der äusserst elenden Besetzung der Professorstellen — ich rede noch immer von der Zeit, als ich nach Gießen kam — ist nicht schwer zu entdecken. Die Professoren sind meistens Landeskinder, welche ausser Gießen nicht studirt haben. Sie kennen also nur den hergebrachten Schlendrian der Gießer Universität: und da wird denn das Ding fortgesetzt, wies von alten Zeiten her gewöhnlich war. Selten wird ein Ausländer dahin berufen, oder wird es ja einer; so hat er seine liebe Noth. Die ehrlichen Männer Bahrdt, Kartheuser, Köster, selbst Koch und mein Panegyrist, Signor Schmid, haben erfahren, was es heißt, in Gießen Professor zu

seyn, ohne seinen Stammbaum von denen herleiten zu können, welche unter Philipp, dem Großmüthigen, der Reformation beigetreten sind. Zu Heidelberg ist das noch ärger, wie auch zu Mainz: doch davon zu seiner Zeit.

Daß auch Auswärtige, um diese Zeit, die Gießer Universität nicht hoch geachtet haben, zeigt eine Anekdote, welche mir der jetzige Professor zu Gießen, Herr Roos, erzählt hat, als ich vor einigen Jahren da war. Ich will sie hier anbringen.

Nach dem Absterben des Professors Wolff wurde der Lehrstuhl der orientalischen Sprachen erledigt. Das Kuratorium glaubte, daß der Professor Klotz zu Halle auch in diesem Fache gelehrt sey, und both ihm die Stelle an. Klotz dankte für die Ehre aus guten Gründen. Er verstünde, schrieb er in seiner Antwort, zwar kein Hebräisch, noch sonst etwas Orientalisches; doch ceteris paribus sollte ihn das nicht abhalten, die Professur anzunehmen, indem er, binnen vier Wochen, soviel von dergleichen zu lernen gedächte, als die Gießer Studenten nimmermehr brauchen würden. —

Wenn es übrigens wahr ist — wie es nur ein Strohkopf, ein wahrer Quodammodarius leugnen kann — daß ächtes Studium der Philologie, der Philosophie und der Geschichte die Grundfeste aller wahren Gelehrsamkeit ausmachen; so muß jeder ohne

mein Erinnern einsehen, daß in Gießen zu der Zeit, als ich mich daselbst aufhielt, blutwenig Gelehrsamkeit zu holen war. Der alte Böhm las zwar philosophische Kollegien; aber das war weiter nichts, als Wolffische Logik und Wolffische Metaphysik: über die übrigen Theile der Weltweisheit las kein Mensch, das Jus naturae ausgenommen, welches Herr Höpfner für Juristen erklärte nach Achenwall: die Geschichte der Philosophie, die Aesthetik und die zu diesen Wissenschaften gehörige Litteratur waren ganz unbekannte Dinge.

In der Philologie sah es noch scheußlicher aus. Herr Schmid docirte zwar einmal gratis, oder wie man sagt, publice, die fundamenta Styli; verstand aber selbst den lateinischen Styl so wenig, daß er alle Augenblicke wider die Grammatik verstieß, wenn er als Professor der Eloquenz eine lateinische Rede — vorm lateinisch Schreiben nahm er sich in Acht — halten mußte. So hielt er einst eine Rede auf die Vermählung des Erbprinzen, woraus ich mir einige Flosken bemerkt, und mich hernach mit meinen Bekannten darüber lustig gemacht habe. Dergleichen waren: benedicat Deus principi juventutis (Gott segne den Erbprinzen!) Et nostram olim curam geres, o Princeps. Quis est, qui vocem nostram jubeat obmutescendam? — Neque est operae pretium, commemorandi. Freilich sind

dieſe Schnitzer nicht ſo grell, als die, welche Herr Deinet in dem Ouvrierſchen Exercitium korrigirt hat; aber für einen Profeſſor der heiligen Eloquenz ſind ſie doch immer grell genug.

Eben dieſer Herr Schmid erklärte auch dann und wann einen lateiniſchen Claſſiker; da war aber nichts von dem Geiſt, der in den Vorleſungen eines Heyne zu Göttingen oder eines Wolfs zu Halle ſichtbar iſt: da wurden die Anmerkungen Anderer z. B. die des Baxters und Geßners über den Horaz, und Lubini notae zum Juvenal — geritten, daß es eine Art hatte. Wer den Baxter hatte, konnte Herr Schmids Lectionen gar wohl entbehren.

Ueber griechiſche Skribenten wurde vollends gar nicht geleſen, auch nicht über einen einzigen. Da hieß es, und es heißt vielleicht noch ſo in Gießen: graeca ſunt: non leguntur. Der jetzige Profeſſor Roos las damals, als Student, für ſich den Homer und andre Griechen: und die Studenten ſahen ihn als ein Monſtrum der Gelehrſamkeit an. Eben ſo ging es mir, weil ich Xenophons Kyropädie und den Anakreon las. — Aber wer hätte auch damals Griechiſche Autoren erklären ſollen! Benner verſtand wohl Griechiſch, wie man aus ſeinen recht guten Anmerkungen zu Lucians ſomnium de longraevis ſieht; aber der war zu alt und zu ſtolz dazu: alle andre waren nicht weiter gekommen, als ans

neue Testament: und da liest sichs nicht so leicht über griechische Skribenten.

In der Geschichte gings nicht viel besser. Herr Köster erbot sich zwar immer, über alle Theile der Geschichte zu lesen; aber selten konnte er einige Kollegia zu Stande bringen. Der Geschmack war einmal verdorben: wer seine Brodlectionen gehört hatte, fragte viel nach derlei Nebensachen. Köster mußte sogar die Kirchengeschichte in einem halben Jahre endigen, wenn er Zuhörer haben wollte.

Das mag hinlänglich seyn, um meine Leser in den Stand zu setzen, ein richtiges Urtheil über die damalige zweckwidrige Einrichtung der ganzen Gießer Universität zu fällen. Daß sie auch noch zu jetziger Zeit nicht viel besser ist, habe ich erst 1787 erfahren.

Manche Eltern glauben noch immer, man könne auf jeder Universität das Seine lernen, — welches freilich in Ansehung einiger guter Köpfe wahr ist — man müsse daher den wohlfeilsten Ort ausfuchen, und den Herrn Sohn da studiren lassen. Aber diese guten Eltern verrechnen sich häßlich: vielmehr sollten sie eine Universität wählen, auf welcher die größte Anzahl der berühmtesten Männer das Fach lehren, für dessen Erlernung ihr Sohn entschieden ist, es sey nun Medicin, Jurisprudenz, Theologie oder ein anderes — und wo bei angemessenen Besoldungen,

Bibliotheken und Curatoren die ausgedehnteste Schreib- Lehr- und Preßfreiheit herrschet. Freilich wird auch da aus Manchem nichts; aber an einem Orte, wie Gießen, Heidelberg, Rinteln, Mainz, Strasburg und auf mehr dergleichen Universitäten, wo Subjekte lehren, die kaum auf einer Trivialschule lehren sollten, oder wo ein Landesherr oder ein Curator ohne Kopf den Vorsitz führt, und alles so engbrüstig schematisirt, daß man den Verstand darüber verlieren könnte — wird es vollends gar nichts. Die Anmerkung ist freilich bitter, sie ist aber wahr, und deswegen sage ich sie gerade hin, wenn sich auch Herr Schmid in Gießen, nebst Konsorten weit und breit, noch so sehr darob ärgern sollte.

Eilftes Kapitel.

So commersirten damals die Gießer Bursche!

Zu meiner Zeit waren ohngefähr 250 Studenten in Gießen, obgleich in allen Zeitungen herumstand, es wären über 500 da. Aber man darf von derleichen nur die Hälfte glauben. Im Durchschnitt trifft das so bei allen Universitäten ein, z. B. gegenwärtig sollen in Halle 1600, in Jena 1000, in Göttingen 1200 Studenten seyn — wenigstens sagens die so,

welche von so einer Universität herkommen. — Untersucht man aber das Ding genauer; so muß man die Summe merklich vermindern. — Wem das Blut noch hoch hüpft, der macht es nicht anders: er erhöht und dehnt objectivisch uns, um selbst subjectivisch dabei zu gewinnen. Machten es die Herrn Geschichtschreiber nicht besser!

Die Gießer Studenten waren meistens Landeskinder; doch befanden sich auch viele Pfälzer, Zweibrücker und andre daselbst. Der Ton der Studenten oder der Bursche war ganz nach dem Jenaischen eingerichtet; die vielen relegirten Jenenser, welche dahin kamen, um auszustudiren, machten damals das steele Leben der Brüder Studio von Jena in Gießen zur Mode. Zudem ist Gießen auch so recht der Ort, wo man auf gut Mosellanisch hausiren kann. Das Maaß Bier, ein volles Rheinisches, kostet zwei Kreuzer, oder sechs Pfennige Sächsisch. Freilich ist es jämmerliches Bier; aber es füllt doch den Bauch, und macht endlich — übermäßig gesoffen — den Kopf heroisch. — Wer leugnen wollte, daß der Hauptkomment zu Jena im Biersaufen bestehe, wenigstens noch vor Kurzem darin bestanden habe, ist in Jena nicht gewesen.

Zu Gießen borgen die Hauswirthe nicht, oder sie geben, studentisch gesprochen, keinen Pump; höchstens bekommt auf die Art der Student nur

Milch zum Kaffee. Alles andre muß er sich selbst holen lassen, auch selbst für sein Bier sich im Wirthshause Pump verschaffen. Auf den Stuben wird daher selten gesubelt; vielmehr setzt man sich zusammen ins Bierhaus, und zecht auf Rechnung. Das ist auch die Ursache, warum alle Kneipen oder Bierschenken, wo sonst Bursche hingehen, zu allen Zeiten, voll Studenten sind. In meinen Tagen besuchte man besonders den Kappen, den Stern, die Reiberei, die beiden Buschereien, das Schießhaus, den Stangenwirth Balthasar, und einige andre. Weinhäuser besuchte man seltener. Wer nun ein honoriger Bursch heißen wollte, ging des Abends wenigstens in eine dieser Bierkneipen, saß bis zehn oder eilf Uhr, und schob hernach ab. Und daß es noch jetzt so ist, hab ich erst vor einigen Jahren selbst wieder gesehen.

Da man es für Pedanterie hielt, von gelehrten Sachen zu sprechen; so wurde von Burschen-Affairen diskurirt, und größtentheils wurden Zoten gerissen. Ja, ich weis noch recht gut, daß man in Eberhards-Busch-Kneipe ordentliche Vorlesungen über die Zotologie hielt, worüber ein Kompendium im Manuscript da war. Herr Schmid erwähnt in seinem Pamphlet, ich selbst habe in Gießen Professor Zotarum geheißen: davon werde ich zum Jahr 1777 mehr sagen.

In Gießen sind die Kommerse erlaubt: wir haben mehrmals auf der Straße kommersirt, und das Ecce quam bonum zur großen Freude der Gießer Nymphen hingebrüllt. Herr Schmid muß das recht gut wissen; er bewohnte damals des Schusters Best Haus auf dem Kirchenplatz. — Man stelle sich also leicht vor, daß die Kommerse bei den täglichen Saufgelagen der Studenten sehr frequent werden gewesen seyn: und so war es auch wirklich. Ich habe oft vierzehn Tage nach einander alle Tage einem Hospitz oder einem kommersirenden Saufgelage beigewohnt.

Die Hauptbestandtheile eines damaligen Gießer Burschen oder Renommisten findet man in einer Beschreibung, welche man der poetischen Laune des Herrn Hild von Saarbrücken zu danken hat. Ich will sie meinen Lesern mittheilen. Die Verse sind zwar elend; aber man kann doch hinlänglich daraus ersehen, was für Eigenschaften man an einem honorigen Gießer Burschen gefordert hat. Man höre nur!

Wer ist ein rechter Bursch? — Der, so am Tagt schmauset,
Des Nachts herum schwärmt, weht b) — —

b) D. i. Mit dem Degen ins Pflaster haut, daß die Funken heraus sprühen.

Der die Philister schwänzt c), die Professores prellt,
Und nur zu Burschen sich von seinem Schlag gesellt:
Der stäts im Carcer sitzt, einher tritt wie ein Schwein,
Der überall besaut, nur von Blamagen rein,
Und den man mit der Zeit, wenn er genug renommiret,
Zu seiner höchsten Ehr' aus Gießen relegiret.
Das ist ein firmer Bursch: und wers nicht also macht,
Nicht in den Tag 'nein lebt, nur seinen Zweck betracht,
Ins Gasthaus niemals kommt, nur ins Collegium,
Was ist das für ein Kerl? — das ist ein Drachkum! d)

Was meynen meine Leser zu diesem Ideal? Ich kann sie aber auf Ehre versichern, daß alle unsre sogenannten honorigen Bursche demselben so ähnlich waren, wie ein Ey dem andern: nur das Philisterschwänzen und Professorespreller wollte nicht immer so recht gelingen: die meisten Studenten waren sehr nahe zu Hause, und folglich hielt es nicht schwer, sie nach ihrem Abzuge zum Bezahlen gerichtlich anzuhalten.

---

c) Nicht bezahlt, anführt.

d) Ein damals bekannter Schimpfnamen, womit man Bursche belegte, die anderwärts Theekessel genannt werden.

Wer den Gießer Studenten Petimäterei schuld giebt, thut ihnen wahrlich Unrecht. Die meisten traten einher — nach dem Liedchen — wie die Schweizer. Ein gewißer Nöllner aus dem Elsaß hatte keine Lust, das Burschikose mitzumachen; er kam also selten in die Gelage, und ließ sich auch ein gutes Kleid machen. Dies war Losung genug, ihn nicht schlecht zu verfolgen: in allen Kollegien wurde ihm Musik gemacht, und auf der Straße nachgeschrieen. Das wurde so lange getrieben, bis er endlich abzog, und nach Göttingen gieng: hier konnte er nun freilich ohne Gefahr, ausgepfiffen zu werden, in seinem rothen Kleide mit dem seidnen Futter spanisch einherstreten.

In Kleidern verthut der Bursche in Gießen daher blutwenig: ein Flausch ist sein Kleid am Sonntag und am Werktag: selten hat einer neben dem Flausch noch einen Rock. Dann trägt er lederne Beinkleider und Stiefeln: weil aber die ledernen Beinkleider selten gewaschen werden; so sehen sie gemeiniglich aus, wie die der Fleischer.

Nur wenig Studenten in Gießen machen Knöpfe e): das wird überhaupt daselbst für perimä-

e) Knopfmachen heißt dem Frauenzimmer aufwarten: daher Knopfmacher. Diese Phrasis ist auch in Wezlar bekannt, und schon in einem Stück des deutschen Museums erklärt worden.

trisch und unbürschikos gehalten. Vielmehr giebt es, oder gabs doch zu meiner Zeit einige, welche das gute Frauenzimmer bei jeder Gelegenheit prostituirten. So zogen sie z. B. auf dem Walle, wenn sie spatzieren giengen, hinter ihnen her, und wiederholten laut ein Kapitel aus der Zotologie. Herr Handwerk, Oekonom der Universität, hatte eine ganz hübsche Tochter, Minchen, welche was ehrliches geneckt wurde. Die Studenten kamen des Abends vor ihr Haus, und schrien: Minchá as de ham giße, as de die Schwernuth kriest *f*). Mit diesen Worten hatte sie ihr Vater einmal nach Hause geholt.

Noch eins! Die Tochter des R. Raths Reuß hatte sich mit einem Musensohn zuweit eingelassen. Zum Unglück erfuhren die Studenten, daß die Hebammme zu ihr gerufen sey: Fluchs zogen sie vor das Haus, und machten eine Katzenmusik, wobei die schändlichsten Lieder gesungen wurden. Der R. R. beschwerte sich bei dem Rektor; aber der freute sich selbst über den schnurrigen Einfall seiner Bursche, und ließ es gut seyn.

Schlägereien sind in Gießen gar nicht selten. So klein die Universität ist, so viel Balgereien fallen vor: manchmal haben sie einen gefährlichen Aus-

f) Minchen, willst du nach Hause gehen, oder du sollst die Schwernoth kriegen.

gang. Zu meiner Zeit war es gewöhnlich, sich auf der öffentlichen Straße zu schlagen, und dies alsdann, wenn man zum voraus gewiß war, daß es würde verrathen werden. In diesem Falle gieng der Herausforderer vor das Fenster seines Gegners, nahm seinen Hieber *g*), hieb damit einigemal ins Pflaster, und schrie: pereat N. N. der Hundsfott, der Schweinekerl! tief! pereat! pereat! Nun erschien der Herausgeforderte: die Schlägerei gieng vor sich, endlich kam der Pedel, gab Inhibition, und die Raufer kamen aufs Carcer: und so hatte der Spaß ein Ende.

Bordelle giebt es in Gießen nicht; aber doch unzüchtige Menschen, und folglich auch — wie jetzt leider auf jeder Universität — venerische Krankheiten. Was für fürchterliche Folgen hieraus entstehen, lehrt die tägliche Erfahrung. Der lüsterne Jüngling läßt sich hinreißen, zumal der, den der kurzsichtige Vater oder Lehrer von allem Umgang mit Mädchen entfernt gehalten hat. Er wird inficirt. Sein irriges Ehrgefühl hält ihn zurück, sich einem geschickten Arzte zu entdecken. Dieser ist ihm zu berühmt, zu ansehnlich. Um sich weniger schämen zu müßen, vertraut er sich einem noch studierenden Mediciner, oder einem Feldscheerer an — und wird —

---

g) Der Säbler diente zu geheimen Schlägereien.

verpfuschert. Denn wenn je in einer Krankheit gepfuschert wird; so geschieht es in der venerischen nach allen ihren Aesten und schönen Abstufungen. Und doch ist in keiner Krankheit das Pfuschern gefährlicher, als eben in dieser. Jeder Bartkratzer, jeder Junge, der kaum zur Ader lassen kann, giebt sich hier für einen erfahrnen Doktor aus. Einige Inficirte sind gar so kühn, ihre Kur nach Büchern oder ausposaunten Zeitungs-Arkanen selbst zu übernehmen. Wer kann hier genug warnen! Mehr als fünfhundertmal habe ich es erlebt, daß unwissende Quacksalber oder voreilige Stöbdlinge aus einem kleinen Uebel von der Art, ein rechtfürchterliches, ja unheilbares gemacht haben [k]).

---

k) Sonderbar ist es, daß der größte Theil der inficirten Studenten gerade Theologen — Schullehrer- und Prediger-Söhne — gewesene Waysenhäusler oder — überhaupt solche seyn sollen, die man zu Hause oder auf Pädagogien, und andern eingeschränkten Schulanstalten für Universität vorbereitet hat. — Noch sonderbarer ist es, inficirte Stipendiaten — man merke dies für Halle! — so bald sie entdeckt werden, des Stipendiums verlustig zu erklären. Zur Schaam, sich einem geschickten Arzte zu entdecken, kommt hier ja noch Furcht vor Verlust hinzu! und das erschwert die Kur noch mehr. Er mag nun wollen oder nicht — er läßt Pfuschern in die Hände, und verpflanzt, als halbgeheilter, über kurz oder lang, sein Gift weiter: ja, er bringt es nach Gegenden, wo es vorhin vielleicht noch unbekannt war, und macht auf diese Art seine wirkliche Sünde zur Erbsünde, wider die weder

Die fieberhafte Hitze, brav Hefte nachzuschmieren, plagt die Gießer Studenten nicht, wenigstens zu meiner Zeit nicht, wenn man die Pandectens Schüler des Kanzlers Koch ausnimmt. Dieser hielt keinen Studenten für fleißig, welcher die vorgetragne Weisheit nicht schriftlich eintrug, oder doch wenigstens einige Bemerkungen darüber nachschrieb. Auf andern Universitäten hab ich immer rüstige Heftenschreiber gefunden; nirgends aber ärger als in Halle. Hier füllen die Studenten viele Quartbände mit akademischer Kollegien-Weisheit an, und schreiben oft Dinge nach, welche in dem Kompendium weit besser stehen, als in ihren Heften, oder gar nicht zur Sache gehören. Das macht aber in Gießen, daß die Professoren alle über gedruckte Bücher lesen, und durchaus nicht dictiren, und dadurch das Hefteſudeln verhindern. Einige Zuhörer mögen wohl auch den Vortrag ihrer Lehrer keiner schriftlichen Bemerkung werth finden, — und andern mag es an Vorkenntnissen fehlen, um Spreu von Korn zu unterscheiden.

In Göttingen wird freilich auch nachgeschrieben, aber doch nicht so, wie in Halle. Dies Unwesen

---

Taufe noch Exorcismus etwas vermögen. — Hierauf mit Ernst Rücksicht zu nehmen, ist wahrlich mehr Verdienst, als mit spanischer Inquisitionswuth auf theologischen Unsinn zu dringen!

hat auch die vorige Herbstmesse eine sehr üble Folge für einen Hallischen Professor gehabt. Ein Student hatte nämlich die jüdische Geschichte, so wie sie Hr. D. Knapp vortrug, nachgeschmiert, und sie hernach in Leipzig drucken lassen. Und das wird, wie ich befürchte, noch öfter geschehen. Mit den exegetischen Heften des Hn. D. Rösselt, und der Therapie des seel. Oberbergraths Goldhagen[1]) ist es nicht besser gegangen. — Außerdem rechnet der Nachschmierer auf das Bleibende seiner Hefte, und verschiebt eben darum das Durchdenken und Wiederholen — oft bis zur Ewigkeit. Einige schreiben auch zu schnell nach, um ihr Gekratztes dereinst nicht selbst eckelhaft oder unleserlich zu finden. In Gießen möchte der Abdruck der Hefte freilich nicht zu befürchten seyn, wenn auch alles nachgeschrieben würde: denn welcher Verleger würde wohl die Vorlesungen eines Hrn. Bechtolds, Schmids u. a. in Verlag nehmen?

---

1) Herr Böhm, ein Arzt, und Herr Hecker, jetzt Professor der Medicin zu Erfurt, haben sich hieran zu Rittern geschlagen; doch der letztere mit mehr Verdienst, als der erstere.

Zwölftes Kapitel.

Leider auch ich ward Burschikos!

Ich fand zu Gießen einige Landsleute, welche mich zustutzten und mit dem Kommang, so wie ich ihn hier beschrieben habe, vertraut machten. Ich sah die Bursche, ich bewunderte sie und machte so recht affenartig alles nach, was mir an ihnen als heroisch auffiel. Da ich bemerkte, daß die meisten den Hut queer trugen; so trug ich meinen auch so, und gefiel. Zum Unglück war gleich nach der Abreise meines Vaters in Wiesek ein Kommers: ich wohnte demselben bei, mußte über zehn Maaß Bier zur Strafe ausleeren, weil ich die Kommerslieder nicht auswendig wußte, und erwarb über dreißig Dutzbrüder! Wer war froher als ich! Dreißig honorige Bursche, die ich von dem Augenblick an Du heißen durfte! Calvin mag sich kaum so gefreut haben, über die Quaalen des braven Servets in den Flammen, als ich mich freuete, da ich den Degen am Balken betrachtete, woran die Hüte und mit ihnen die Brüderschaften angespießt waren! Ich sahe mich nun mit ganz andern Augen an, als zuvor, und ward um so eifriger in dem edlen Vorsatz, ein recht honoriger Bursch zu werden.

Hierzu zeigte sich auch bald Gelegenheit. Es studirte ein gewisser von Avemann in Gießen, ein Erzrenommist und Schläger, vor dem man gewissen Respekt äußerte, ob er gleich an Liederlichkeit seines gleichen nicht mehr hatte. Es schien ihm sogar der gesunde Menschenverstand zu fehlen. Dieser Avemann nannte oder schalt mich einst auf dem Schießhaus — Fuchs. Ich nahm das Wort häßlich auf: denn meine Kameraden hatten mir aufgebunden, mich durchaus nicht Fuchs, krassen Kerl u. s. w. nennen zu lassen. Also trat ich zu ihm, und verbath mir den Ehrentitel. Avemann lachte mir ins Gesicht, worüber ich so erboßte, daß ich ihn einen dummen Jungen nannte. Hierauf hob er die Hand auf, um mich zu maulschelliren. Meine Freunde hielten ihn zurück, und erklärten dem Großsprecher, daß er Desavantage sey, und daher von mir Satisfaktion fordern müßte. Avemann ergrimmte schrecklich: denn nichts konnte ihm empfindlicher seyn, als daß er, ein Erzrenommist, von einem Fuchs Genugthuung fordern sollte. Aber es mußte einmal so seyn! Der übermorgige Tag wurde also zur Balgerei festgesetzt. Ich hatte mich zwar schon vorhin etwas im Fechten geübt; jetzt aber gaben sich meine Freunde alle Mühe, mich ein wenig mehr einzuschustern in diese edle Kunst, um doch nicht ganz als Naturalist aufzutreten.

Wir schlugen uns nun wirklich. Avemann verletzte mir ein klein wenig den Arm; ich ihm aber derber sein Collet — und der Skandal hatte ein Ende. Nachdem wir Frieden gemacht hatten, sahen alle Anwesende mich mit Augen an, die vor Freude und Beifall funkelten: da war Bruder Laukhard hinten und Bruder Laukhard vorn! jeder würdigte mich seiner besondern Freundschaft — und ich Thor war über den Ausgang dieses Handels so begeistert, als kein General es seyn kann, wenn er eine Menschen-Schlacht gewonnen hat!

Ich weiß nicht, ob der Rektor den Vorfall klagbar erfahren hat: ich wenigstens bin deshalb nicht zur Verantwortung oder Strafe gezogen worden. Daß aber doch etwas davon entdeckt worden sey, folgere ich aus den Vorwürfen darüber, die der Kanzler Koch mir kurz darauf vor dem akademischen Gerichte gemacht hat. Genug, man hat wahrscheinlich von der Sache gerichtlich nichts wissen wollen, und das vielleicht wegen der Mutter meines Gegners, der Frau Geheime-Räthin von Avemann, die damals sich zu Gießen aufhielt. Wäre auch eben diese Dame hernach nur nicht in des Herrn Prof. Höpfners Haus gezogen, ihr Sohn wäre wahrlich nicht relegirt worden, so sehr tolle Streiche er auch weiterhin getrieben hätte. Allein kaum war sie eingezogen; so fiel auch gleich ein Theil des Grolls,

womit Herr Kanzler Koch den Herrn Prof. Höpfner verfolgte, auf sie, und Avemann wurde relegirt. — So gerecht verfuhr dieser Inhaber der Gerechtigkeit zu Gießen! Herr Schmid mag das nun leugnen, wenn er kann: die Leute in Gießen wissen aber das alles recht gut, und die Frau von Avemann kann bezeugen, wie diskret der Kanzler Koch in Rücksicht auf sie verfahren ist. Doch was kümmern uns die, die draußen sind!

Nach meiner ritterlichen That wurde ich in eine geheime Gießer-Studenten-Gesellschaft aufgenommen, die nun glaubte, ein sehr respektables Mitglied in meiner Person zu acquiriren. Die Geschichte davon ist lang: ich will sie aufsparen.

Ich hatte in meinem Vaterlande zwar derb lernen Wein trinken, wie meine Leser aus dem vorhergehenden wissen können; aber Schnapps war nie in meinen Mund gekommen. Das Branntweintrinken wird überhaupt in der Pfalz gleichsam für schändlich gehalten *). Die Trunkenheit hält man nicht für schändlich; nur das Vehikel, wodurch sie entstehet! Ich hatte zwar einen ganz artigen Wechsel; aber der würde nicht zugereicht haben, wenn ich hätte täglich

*) Ein günstiges Vorurtheil! Es fördert den Absatz und Anbau des Weins, und beuget dort dem Kornmangel vor, der aus stark betriebner Branntweinbrennerei entstehen würde. Und dann ein Pfaffenland!!

Wein trinken wollen. Also da doch manchmal eine Schnurre passiren sollte; so ahmte ich meinen honorigen Brüdern nach, und trank — Schnapps.

Der Gießer Schnapps ist, wie das Bier, sehr elend: er hat einen Geschmack, wie wenn er mit Rauch von Rußlaub geräuchert wäre. Dabei ist er sehr wohlfeil: wer für sechs Kreuzer oder achtzehn Pfennige trinkt, ohne ganz berauscht zu werden, muß ein kapitaler Säufer seyn [1]).

Eines Tages kommersirten wir in Schnapps auf dem Schießhaus bei Balzer. Mein vieles pro poena trinken brachte mich von Sinnen. Eben dies widerfuhr noch vier andern von der Gesellschaft. In der Besoffenheit trieben wir allerhand Muthwillen. Endlich taumelten wir in die Stadt herein — es war noch heller Tag — und setzten unser barbarisches Wesen fort. Auf der Straße fiel ich hin nebst noch einem, und man mußte uns zu Hause tragen.

Am folgenden Tag wurden wir auf den Senat vorgefordert zur Untersuchung der Sache. Das war

---

1) Zu Gießen ist das Branntweintrinken mehr als vielleicht an einem Ort in Deutschland Mode: daher giebt es dort auch die größten Säufer. Ein gewisser husaren Korporal, Hasian, konnte drei Schoppen (etwas über anderthalb Kannen) einschicken, ohne zu taumeln. Vivat sibi!

schon recht: denn solchen Excessen sollte billig jedes mal gesteuert werden. Der damalige Rektor der Universität, Herr Schulz, hielt es für hinlänglich, uns unsere Ausschweifung zu verweisen, und unter der Androhung einer schärfern Ahndung im Wiederholungsfall zu entlassen. Allein der Kanzler Koch war andrer Meinung. Man vernehme — warum? Einer von uns vieren, Namens Schacht aus Dillenburg — ich muß die Leute recht genau beschreiben, blos um des Herrn Schmids willen, damit der Mann doch wisse, wo er die Belege zu meinen Behauptungen finden kann — also Schacht aus Dillenburg, Student der Medicin, hatte kurz vor unserm Tumulte den ältesten Sohn des Kanzlers, einen ausgelassenen Jungen, der Schachten geneckt hatte, derb maulschellirt, und einen dummen Buben gescholten. Das war in den Augen des Kanzlers ein crimen laesae majestatis, welches er gewiß mit Carcer und Arrest gerächt hätte, wenn die größte Schuld nicht selbst auf seinen Sohn m) gefallen wäre. Er muste also die Beleidigung für dasmal einstecken. Aber hier nun zeigte sich eine Gelegenheit, seine Rachsucht scheinrechtlich zu befriedigen. Er sagte also dem Rektor vor Gericht gerade heraus: „Ein Ver-

m) Ich spreche noch mehr von dem guten Menschen: er hat seinem Vater tausend Verdruß gemacht, ist endlich französischer Soldat geworden u. s. w.

weis wäre nicht hinlänglich, wir müßten exemplarischer bestraft werden — Schacht insbesondere." — Der Rektor, der sich vor Kochs Allmachtswort fürchtete, gab nun nach, und so kamen wir jeder zwei Tage, Schlacht aber vier Tage ins Carcer. Ausserdem mußten wir noch die Relegation unterschreiben, das heißt, versprechen schriftlich, daß wir uns gern wollten relegiren lassen, wenn wir uns wieder gegen die Gesetze vergehen würden. — So exemplarisch rächte sich Herr Koch! —

Ich stellte mir diese Unterschrift als etwas vor, das wichtige Folgen haben könnte; aber meine Bekannten erklärten mir das Ding anders: sie nannten es eine akademische Spiegelfechterei, und so vergieng mir die Furcht.

Nicht lange nach meiner Ankunft zu Gießen wohnte ich auch einem Kreuzzuge bei. Das Ding war so: Sechs derbe Bursche bewaffneten sich mit Flinten und dem Zugehör, und marschirten gegen Abend auf ein Dorf, etwa zwei Stunden von der Stadt. In diesem Dorfe wurde derb gezecht, und dann gieng der Zug auf ein anderes. In jedem Dorfe wurden die Bauern perirt, die Flinten losgeschossen, dem Nachtwächter das Horn genommen, wild darauf geblasen: kurz, ein Spektakel verführt, daß alle Bauern in Harnisch geriethen. Wagten sie es dann, sich uns zu widersetzen; so wurde ihnen ge-

droht, daß, sobald sie sich weiter mokirten, wir scharf auf sie feuren würden, ohne die Ankunft unsrer übrigen Kameraden abzuwarten: wir wären, wer weiß wie stark! Würden sie aber Friede machen; so wollten wir abziehen und dergl. In einigen Dörfern wurde wirklich auf diese Art Friede gemacht; aber in Buseck, wohin wir gegen Tages Anbruch kamen, und wo wir weit ärger tobten, als vorher irgendwo, wollten die Bauern von kapituliren so wenig wissen, daß sie uns, nachdem wir eine blinde Salve auf sie gegeben hatten, dergestalt durchkeilten, daß es uns vergieng, den Kreuzzug fortzusetzen. Freilich hätte mich dies witzigen sollen, dergleichen Kreuzzügen nicht wieder beizuwohnen: gefährlich waren sie immer und sehr tief unter der Würde eines Universitäters, aber — wie man ist! Mein Leichtsinn, mein studentischer Heroismus verleiteten mich noch dreimal dazu!

Dreizehntes Kapitel.

Theresgen kommt wieder zum Vorschein.

In dem wilden Leben vergaß ich ganz meines Theresgens, oder besser zu sagen, die Burschenphrene sie bemächtigte sich aller meiner Sinne so sehr, daß ich

an sie nicht denken konnte. Freilich fiel sie mir mehrmals ein: allein der stärkere Gedanke, daß ich Bursch wäre, und nun als Bursch leben müßte, verscheuchte sogleich das Bild des guten Kindes, und jagte mich zum Balzer oder zum Eberhardt-Busch.

An einem Sonntage, — es war der Sonntag Exaudi 1775, — wollte ich eben mit meinem Freund Diefenbach nach Reiskirchen gehen, wo er zu Hause war, drei Stündchen von Gießen. Diefenbach und ich waren die innigsten Freunde. Er war, ob ich gleich Fuchs, und er schon ein alter Bursche war, doch mein Schüler im Lateinischen und Hebräischen. Da nun einige Tage Vacanz einfielen; so wollten wir diese bei seinem Vater, einem alten kreuzbraven Manne, zubringen. Wir waren schon beinahe am Thor, als der Postbote Linker*) — mir zwei Briefe überreichte: den einen von meinem Vater, mit etwas Geld von meiner Mutter; den andern, wie ich aus der Hand der Aufschrift schloß, von meinem Onkel, dem Pfarrer zu Oppenheim. Ich gab dem Linker seine Gaben, und steckte die Briefe zu mir, um sie in Reiskirchen mit voller Muße zu lesen. In Reiskirchen konnte ich erst den Abend beim Schlafengehen Zeit dazu ge-

*) Herr Schmid meint, ich habe so ein ungetreues Gedächtniß: aber sehen Sie, Herr Schmid, daß ich sogar den Namen des Gießer Postboten noch weis

gewinnen: der ganze Tag wurde mit lauter erheiternden Zerstreuungen hingebracht, und dann hatte die Schwester des Herrn Diefenbachs, ein liebenswürdiges Landmädchen, jezt die würdige Gattin des Herrn Rectors Römheld in Geudern, mich entzückt, so sehr entzückt, daß ich beinahe vergessen hätte, daß ich Bursche war.

Auf meinem Schlafzimmer öffnete ich meine Briefe, und las den meines Vaters zuerst; er war lateinisch mit vielen griechischen Versen aus dem Homer, Theokrit u. a. nach seiner Gewohnheit ausgeschmückt. Nachher öffnete ich den meines Onkels; aber Himmel, wie ward mir, als ich mich getäuscht fand, als ich meines Thereschens Hand erkannte! Lange Zeit konnte ich vor Zittern und Verwirrung keinen Buchstaben weiter heraus bringen: endlich sucht' ich mich zu fassen, las mit Besinnung, und wurde jezt nur noch tiefer gerührt. Therese meldete mir, daß sie sich in Mannheim bei der Frau B.... ihrer Base, aufhalte, und machte mir über mein Stillschweigen Vorwürfe. Sie wisse, schrieb sie, daß wir verrathen wären, daß mein Vater alles erfahren hätte, und daß er mir nicht hätte erlauben wollen, von ihr Abschied zu nehmen: daß also dies nicht geschehen sey, wäre leicht zu verzeihen; daß ich aber von Gießen aus auch nicht einmal an sie schriebe,

wäre ihr ein Räthsel. Ob ich sie vielleicht nicht mehr liebte? u. s. w. Wenns übrigens nicht gar zu weit wäre, fügte sie hinzu, so würde sie mich bitten, sie in Mannheim zu besuchen. —

Ich bedaure, daß ich diesen Brief nicht mehr in Händen habe; sonst würde ich ihn meinen Lesern mittheilen. Es war ein naiver Brief eines unschuldig verliebten Mädchens, den kein Romanschreiber nachahmen kann — Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen: hundertmal wollte ich aufstehen, und gerade hin nach Mannheim laufen: tausend andere Gedanken fuhren mir durch den Kopf: mein ganzes Ich war von meinem Mädchen eingenommen, und nicht ein Schatten von Gedanken an Kommers und Burschenkomment blieb in meiner Seele. Ich redete mit dem lieben Mädchen, als wäre sie gegenwärtig, klagte ihr meine Noth, bath um Verzeihung, schwur ihr von neuem ewige Treue, und was der Verliebten Schwindelei mehr war. Den Brief überlas ich — wer weis wie oft! — und lernte ihn fast auswendig.

Endlich ward es Tag, und Diesenbach kam, mich zum Kosse abzuholen. Er bemerkte anfänglich meine Verwirrung nicht; aber seine Schwester sah mir gleich an, daß ich nicht der mehr war, der ich am vergangenen Tage gewesen war. Sie fragte mich, ob ich vielleicht nicht gut geschlafen hätte?

Niemals besser, war meine Antwort. — Diesenbach hatte sich auf eine halbe Stunde entfernt, und nach seiner Zurückkunft bat er mich, ihn in den Garten zu begleiten. Ich thats, und nachdem wir unsere Pfeiffen gestopft hatten, fragte Diesenbach ernstlich: Höre Laukhard! wie siehst du aus? du machst ja ein Gesicht, wie eine verhunzte Grundbirnen-Pastete! sag', was ist dir?

Ich: nichts Lieber, gar nichts: ich wüßte nicht, was mir fehlen sollte!

Diesenbach: das must du einem Narren weis machen! dir ist was begegnet, es sey nun, was es wolle!

Ich: sey versichert, mir fehlt gar nichts.

Diesenbach: bist verliebt Kerl, gesteh's nur; was hilft das leugnen! Nicht wahr, bist verschossen?

Ich: In wen denn? Ich glaube, du wilst mich zum Narren haben!

Diesenbach: (indem er Theresens Brief hervorzieht) Sieh, Freund, du must deine Korrespondenz künftig besser verwahren! Meine Schwester hat den Brief da droben in der Stube gefunden, und hat ihn auch gelesen, und ich hab ihn auch gelesen. — Schau, nun leugne, daß du ein verschammerirter Hase bist!

Ich: (wie vom Blih getroffen) du wirsts doch in Gießen nichts sagen?

Diefenbach: da müßte mich der Gukuk plägen! meynst du denn, daß ich ein Drastikum bin? Sey nur getrost: von mir erfährt der Teufel selbst kein Wort, und von meiner Schwester auch nicht. —

Während dieses Gesprächs war auch Mamsel Diefenbach in den Garten gekommen, und fing nun an, mich aufzuziehen; als sie aber sah — und so was sehen die Frauenzimmer eher, als der feinste Kritiker ein mendum, — daß sie mich tief kränkte, änderte sie ihren Ton, und theilte meine Empfindung. Nichts ist labender für einen Verliebten, als ein schönes Frauenzimmer, das in seine Gefühle einstimmt. Ich schwamm in Seligkeit und gerieth über dem Lob meines Mädchens so in Enthusiasmus, daß ich vergaß, daß das Lob des einen Frauenzimmers beinahe allemal die Eitelkeit des andern beleidiget.

Mamsell Diefenbach bestärkte mich in meinem Vorhaben, nach Manheim zu reisen, um Theresgen zu besuchen. Ich blieb noch einige Tage in Reiskirchen; aber dann konnt' ichs nicht mehr aushalten vor lauter Sturm und Drang, wie Meister Klinger spricht: ich gieng nach Gießen zurück, rüstete mich, gab vor, ich wollte meine Bekannten

in Weilburg besuchen, und begab mich auf die Wanderschaft der Liebe.

Ich machte in einem Tage die Strecke von Gießen nach Frankfurt, und das zu Fuße. — Nun, meine Herrn Psychologen, will ich Ihnen was sagen, das Ihnen vielleicht nicht so leicht zu erklären seyn möchte, als die Ideen-formen. Ich war doch voll von Theresens Bild, war ihr von ganzer Seele wieder ergeben: regte Sehnsucht trieb mich zu ihr hin, kein Gedanke stund in mir auf, an dem die Idee meines Mädchens sich nicht sogleich angeheftet hätte; und doch besuchte ich den Abend, als ich zu Frankfurt angekommen war, die berüchtigte Madam Agrikola. Wie ging das zu? —

Den folgenden Tag fuhr ich mit dem Marktschiffe nach Mainz, am dritten setzte ich mich in eine Retourchäse, war schon um eilf Uhr in Worms, und kam des Abends noch vor dunkel in Mosheim an. Ich logirte im goldnen Stern, wo ich den Wirth kannte, der sich nicht wenig wunderte, mich bei sich zu sehen. Sogleich fertigte ich ein Billet in das Haus der Madame B .... des Inhalts, daß jemand aus der Gegend der Mamsel .... da wäre, und sich erkundigte, ob sie nichts an ihren Herrn Vater zu bestellen hätte? Absichtlich gab ich mir einen falschen Namen. Der Bothe kam zurück, brachte mir ein Kompliment von der Mamsel, mit

dem Zusatz: man würde sich freuen, wenn ich sie des andern Tages zum Kaffe besuchen wollte.

Wer war froher als ich? Ich ließ mich früh à la mode de Manheim frisiren, bürstete meinen Rock fein aus, und marschirte mit tausend Herzklopfen nach dem Hause der Madam B . . . in der Nachbarschaft der Dominikaner. Therese empfing mich an der Hausthür, gab mir einen Wink, machte mir ein gleichgültiges Kompliment auf französisch, und sagte sodann: je vous donnerai une lettre; onvrez-la, quand vous serez hors d'ici *). Die alte Base empfieng sehr höflich, und erkundigte sich nach dem Befinden ihres Herrn Vetters, den sie noch vor einem Monate; ich aber seit einem halben Jahre nicht gesehen hatte. Therese gab mir während des Kaffeetrinkens den Brief, den ich ihrem Vater überreichen sollte; ich merkte aber wohl, daß er für mich war. Ich blieb lange da, und es wurde vielerlei gesprochen. Einmal aber hätte ich den ganzen Spaß bald verrathen: denn ich fing an, eine Gießer Historie aufzutischen, und von Burschenkoment zu unterhalten. Therese ward feuerroth: da merkte ich erst, wie dumm ich gewesen war, und lenkte ein; erzählte aber doch weiter, nur sagte ich,

*) Ich werde Ihnen einen Brief geben; öffnen Sie ihn, wenn Sie von hier weg sind.

ein guter Freund, der vor kurzem von Gießen gekommen wäre, hätte mir den Jux (Spaß) mitgetheilt. Die Alte merkte auf die Art nichts. — Endlich kam ein Schneider, welcher Thereschen das Maaß zu einem Schlender nehmen wollte. Sie ging mit ihm ins Nebenzimmer, und da hob sich folgendes Gespräch an:

Base: Sind Sie denn auch katholisch?

Ich: O ja! — Mein Vater ist ja Oberförster.

Base: Nun, so darf ich Sie ja um etwas befragen! Kennen Sie den jungen Laukhard?

Ich: (bestürzt) O ja, warum solte ich den nicht kennen!

Base: Nun, wie ists denn mit dem?

Ich: (gefaßter) Er ist jetzt in Gießen: erst vor einigen Tagen habe ich einen Brief von ihm erhalten, worin er mir schreibt, daß es ihm recht gefalle, daß er sich das Burschenleben recht zu Nutze mache, und den Burschenkomment schon ziemlich verstehe. Ich muß Ihnen doch einen Begriff machen vom Burschenkomment, wie Laukhard mir ihn beschrieben hat. Sehen Sie, ein rechter Bursch —

Base: Lassen Sie jetzt die Bursche und ihren Comment — wir haben über wichtigere Dinge zu sprechen. Sie wissen doch, daß Laukhard auf Therese ein Auge geworfen hat?

Ich: davon weis ich nichts!

Base: Nicht? die ganze dortige Gegend ist davon voll. Sie werdens gewiß auch wissen! Doch dem mag seyn, wie's will; meynen Sie denn im Ernst, daß Laukhard es ehrlich meyne?

Ich: Laukhard hat mir immer ein ehrlicher Kerl zu seyn geschienen.

Base: Ja, geschienen — aber seine Aufführung beweiset ja, daß er ein Schlingel ist, ein recht undankbarer Gukkuk, ders gute Mädel hat in der Leute Mäuler gebracht, versprochen, er wollte katholisch werden, und dann einmal Thereschen heurathen: Und jetzt geht der Schlingel hin, und studirt lutherisch geistlich — pfui!

Ich: Hören Sie, Sie thun vielleicht dem Menschen unrecht. Sein Vater ist ein strenger Mann: der hat ihn gezwungen, nach Gießen zu gehen.

Base: Ach, was gezwungen! Glauben Sie denn, daß der Esel nur einmal geschrieben hätte? — Das gute Närrchen, die Therese, hat sich bald die Augen ausgeheult, und der Flegel sitzt zu Gießen, und denkt nicht mehr an sie. Von Komment kann er Briefe schreiben; aber an das gute Mädel auch nicht eine Zeile!

Ich: Aber wenn er nun auch geschrieben hätte, das wäre ja doch vergebens gewesen!

Base: Ih, warum nicht gar! — Man hätte doch noch Mittel und Wege finden können, wenn nur der Schlüssel nicht so ein Schuft gewesen wäre.

Mit dem kam Therese wieder, und unser Gespräch hatte ein Ende. Wer war froher als ich! Zwar hatte ich nun meine Ehren Titel gehört; sah aber doch auch, daß noch Hoffnung für mich übrig war. Ich eilte darauf weg, um zu sehen, was Therese geschrieben hätte.

Ehe ich in mein Quartier kam, begegnete mir Herr Emons, jetzt Stadtschreiber in Oppenheim, und nöthigte mich, mit ihm auf ein Koffehaus zu gehen. Wir spielten eine Parthie Billard; ich entfernte mich aber auf einige Augenblicke, um den Inhalt von Thereschens Brief zu erfahren. Der war sehr kurz! Ich sollte, schrieb sie, um vier Uhr jenseits des Neckers in der Aue seyn, da würde sie mich sprechen: ich sollte nur am rothen Häuschen verweilen. Das war viel Trost für mich!

Auf dem Koffehaus wurde onze et demi gespielt: ich wollte einige Gulden wagen, die ich entbehren konnte — ich hatte von Gießen über vier Louisd'or mitgenommen — war aber glücklich, und gewann gegen dreißig Gulden. Gegen Mittag hörte das Spiel auf. Ich bin niemals ein Freund vom Spiel gewesen; aber wenn ich spielte, hatte ich meistens Glück.

Um vier Uhr — o wie bleiern langsam schleppte sich diese so sehnlich gewünschte Stunde heran! — war ich schon lange am rothen Häuschen jenseits des Neckers. Endlich erschien auch Thereſe, und führte mich hinter die Bäume, wo wir ungestört kosen konnten. Das Gespräch bestand aus Vorwürfen, Entschuldigungen, Nachrichten, und Betheurungen ewiger Liebe u. dergl. Leser von Erfahrung wissen, was wir reden konnten. Zuletzt offenbarte ich Thereschen das Gespräch ihrer Base. Sie war sehr froh darüber, und sagte mir, daß ich am folgenden Tage unter meinem eignen Namen in ihrer Wohnung erscheinen sollte. Die Base soll doch sehen, setzte sie hinzu, daß Laukhard kein Schuft ist: kommen Sie, wir wollen nach der Stadt gehen.

Ich begleitete mein Mädchen bis an ihre Wohnung, wo die Base zum Fenster heraus sahe, und mich bat, herein zu kommen; aber das war wider unsre Abrede. Ich entschuldigte mich, gab Geschäfte vor, und ging — weiter.

Ein Hanswurst hatte einige Tage vorher in Manheim durch seine sieben Künste die Beutel der Müßiggänger, der Domherren und des übrigen heiligen nnd unheiligen Pöbels in Contribution gesetzt, und hielt sich jetzt in Frankenthal auf, um seine Possen auch da zu benutzen. Eine große Menge Manheimer, — so erbaulich ist auch da der Ge-

schmack! — fuhren, ritten und gingen nach Frankenthal, und auch ich ließ mich von Herrn Emons bereden, in einer Kalesche ihn dahin zu begleiten. Der Hanswurst balanſirte auf dem Drath, ließ Marionetten ſpielen u. ſ. f. wobei das Zuſchauervolk ſein Zwerchfell mächtig voltigiren ließ. Wir ſpeiſeten den Abend im Wirthshaus; aber wie fuhr ich zuſammen, als ich den Kupferſchmid Keßler von Alzey gewahr wurde! er logirte im nämlichen Gaſthofe. Er fragte mich nach der Urſach meines dortigen Aufenthalts: Herr Dietſch von Frankfurt, antwortete ich, hat mich zu dieſer Reiſe bewogen, und Keßler fragte nicht weiter.

Nachts um eilf Uhr war ich wieder bei meinem Freund Sternwirth. Früh kam die Magd der Madam .... und bat mich im Namen ihrer Herrſchaft, doch gegen neun Uhr zum Frühſtück zu erſcheinen. Ich flog um die beſtimmte Stunde dahin. „Ach, ſagte die Baſe, Sie haben mich ſchön angeführt! aber dafür haben Sie geſtern Ihren Text „hören müſſen! — Wir wollen es gegen einander „aufheben, und gute Freunde ſeyn!“ Mit dieſen Worten nahm ſie mich bei der Hand, und ſetzte mich neben ſich.

Nun ward das Geſpräch ſehr ernſthaft, ſo ernſthaft, daß Thereschen ſich wegbegab. Es wurde, damit ichs kurz mache, der Entſchluß gefaßt,

daß ich zwar für jetzt in Gießen bleiben, aber in den Herbst-Ferien meine Eltern besuchen sollte. Inzwischen würde sich schon ein Mittel zeigen, unsern großen Zweck auszuführen. Das war die ganze Abrede. — Ich blieb noch zwei Tage in Manheim, sah alle Tage mein liebes Mädchen, und reisete dann mit schwerem Herzen wieder ab. Meinen Rückweg nahm ich durch die Bergstraße, und kam nach einer Abwesenheit von ohngefähr zwölf oder dreizehn Tagen in Gießen wieder an.

Vierzehntes Kapitel.

Nichts zu voreilig, meine Herren!

Meine Kameraden ließen sich leicht bereden, daß ich in Weilburg gewesen wäre, und waren fideel p), daß sie mich wieder sahen.

Ich hatte einige Kollegia bei Hn. Böhm, nämlich die Logik und reine Mathematik, welche letztere er zwar nach Wolffs Auszug, aber doch mehr nach dem vortrefflichsten aller mathematischen Lehrbücher

p) froh.

des Herrn Kästners q) sehr gründlich lehrte. Dann besuchte ich das Grammatikale Hebräum des Herrn Link, welches aber so traurig war, daß ich es schon mit der sechsten Stunde aufgab. Die allgemeine Geschichte hörte ich bei Herrn Köster, und die Dogmatik bei Hrn. Schulz. Letzterem gab ich nun auch den Abschied, weil ich seit meiner Conferenz mit der Base meines Thereschens fest entschlossen war, blos schöne Wissenschaften, Mathematik und Geschichte zu treiben, um meinen großen Zweck desto eher zu erreichen.

Ich war ziemlich fleißig, schwänzte r) nie, und ließ es an guter Repetition nur selten fehlen. Herr Köster borgte mir manches gute Buch, aus dem ich viel lernen konnte. So las ich damals schon die treffliche Theodicee des unsterblichen Leibnitz, und gerieth oft in gewaltigen Enthusiasmus, wenn ich eins seiner Argumente gefaßt zu haben glaubte. Beiher habe ich auch im ersten Sommer meines Aufenthalts zu Gießen den ganzen Ovidius und den ganzen Tacitus gelesen. Beim Tacitus hatte ich eine französische

---

q) Seit Kästners Lehrbuch hätte billig kein anderes über diese Wissenschaft sollen geschrieben werden. Alle andere, das Karstensche selbst nicht ausgenommen, bleiben weit hinter ihm.

r) Schwänzen heißt, nach der Studenten-Sprache, die Vorlesungen versäumen.

Ueberſetzung zu Hülfe, die zwar ſehr alt, aber zum Verſtehen des Schriftſtellers ſehr dienlich war. — Auch legte ich mich aufs Italiäniſche, und brachte es unter der Anleitung eines gewiſſen Exkapuziners von Modena, Paters Brunelli, innerhalb drei Monaten ſo weit, daß ich ohne Mühe ein italiäniſches Buch, auch wohl einen italiäniſchen Dichter leſen konnte. Herr Schmid hat mir damals die Komödien des Goldoni, und den Taſſo geborgt, wofür ich ihm hiermit öffentlich danke, damit er mich nicht auch in Abſicht Seiner des Undanks beſchuldige, wie er in Abſicht des Herrn Kochs gethan hat.

Es mochten wol vier Wochen ſeit meiner Reiſe nach Manheim verfloſſen ſeyn, als ein Brief von meinem Vater ankam. Das war ein Brief! Schrecklicher, als er darin auf mich loszog, kann ein Musketier-Kapitän nicht auf einen Soldaten losziehen, der die Parade verſchlafen hat. Er hatte von dem Alzeyer Keßler meine Donkiſchotts-Reiſe erfahren; — und die Urſache davon konnte er ſich leicht hinzudenken. Er wußte, daß Thereſe in Manheim war, und mußte alſo auch ſchließen, daß ich ſie da geſehen und geſprochen hatte. Er drohte mir, mich von Gießen wegzunehmen, und nach Koppenhagen auf die Univerſität zu ſchicken: da ſollte es mir wol vergehen, nach Manheim zu reiſen! Er wollte mit aller Gewalt meine unwürdige Liebſchaft

stören: da müßte sonst der Henker drein sitzen u. s. w. Sogleich sollte ich antworten, und den Verlauf meiner Reise aufrichtig und ohne Umschweife erzählen: er wisse doch schon alles, und wenn ich nicht aufrichtig wäre; so würde er selbst nach Gießen kommen, und mich nach Koppenhagen hinführen — in eigner Person.

Diese Drohung schlug mich gewaltig nieder: denn ich fürchtete nichts so sehr, als nach Dänemark geschickt zu werden. Um also diesem Uebel vorzubeugen, antwortete ich, daß ich zwar in Manheim gewesen, aber blos mit einem guten Freunde dahin gereiset sey, der im Elsaß zu Hause wäre, und zu Gießen studiert hätte. Ich leugnete geradezu, Theresen gesehen zu haben: ich wüßte ja nicht einmal, daß sie sich in Manheim aufhielte! Uebrigens räumte ich ein, einen erzdummen Streich gemacht zu haben; versprach aber, mich zu bessern, und bat um Verzeihung. Ich hatte meinen Brief lateinisch geschrieben und brav mit griechischen Stellen ausstaffirt, welches meinem Vater denn dergestalt behagte, daß er mir verzieh, und mich nur noch zum Gehorsam anwieß.

Nun war ich wieder getröstet! Aber der angelobte Gehorsam blieb aus: ich wechselte von der Zeit an beständig mit Mamsell Thereschen Briefe, und schrieb auch von Zeit zu Zeit an den Pastor

Neuner. Dieser gute Mann ermahnte mich, fleißig gute katholische Bücher zu lesen; und dem zufolge hohlte ich mir auf der Universitäts-Bibliothek das Manuale Controversiarum Becani, eines gelehrten Jesuiten. Ich habe mich hernach oft gewundert, wie ich schon damals im Stande war, einem alten polemischen Klopfechter, wie Becani Manuale ist, mit Aufmerksamkeit und Lernbegierde zu lesen. Die Folge zu seiner Zeit.

Funfzehntes Kapitel.

Die Musensöhne sind oft sehr bösartige Kinder.

Ohngefähr im Monat August dieses Jahrs entstanden in Gießen die Eulerkapp'ereien, welche mir und vielen andern zu schaffen gemacht haben: sie verdienen daher allerdings eine Stelle in meiner Biographie. Ich muß aber zum voraus den Ursprung dieser Benennung erklären.

Zu Gießen am Wagengäßchen, wohnte ein gewisser Euler, welcher in seiner Jugend Theologie studiert hatte, hernach aber wegen eines illegalen Beitrags zur Bevölkerung, der durch seines Vaters Magd zum Vorschein gekommen war, die Hoffnung verlohr, ein geistliches Amt zu bekleiden. Er hatte

die Mädchenschule in Gießen angenommen, war bei Leichenbitter, Kantor in der Zuchthauskirche, und Klingelbeuteiträger in der Stadtkirche. Dieser Euler, oder nach dem Eckelnamen, den ihm die Studenten gegeben hatten, Eulerkapper, war ein äußerst lächerlicher Mensch: seine Minen, sein Anzug, sein Gang, kurz, alles war so auffallend beschaffen, daß ihn niemand ansehen konnte, ohne überlaut zu lachen. Er war eben darum der allgemeine Gegenstand für die Neckereien der Gießer Studenten: und diese Neckereien nannte man — Eulerkappereien. Was man alles mit ihm vorgenommen hat, lehrt unter andern folgendes.

Neben Eulerkappern wohnte ein Student, welcher aus seinem Kammerfenster gerade in dessen Putzstube sehen konnte. Der Student nahm einmal den Zeitpunkt in Acht, als das Fenster dieser Putzstube offen stand, befestigte seinen Kammertopf an eine Stange, längte dieselbe hinüber und leerte den Topf — es war Unrath von verschiedener Gattung darin — in der Putzstube aus. Euler mußte das Ding bald erfahren, mußte auf den Urheber schließen, und nun war es ganz natürlich, daß er ihn beim Rector verklagte.

Der Student wurde vorgefordert, er lehnte aber die Beschuldigung von sich ab, durch Vorgeben:

daß manche Burſche in ſeiner Abweſenheit auf ſeine Stube zu gehen pflegten, und da könnte es immer ſeyn, daß ſie den Muthwillen verübt hätten. Er für ſeine Perſon wäre von dergleichen ſchmutzigen Affären weit entfernt. — Auf dieſe Art kam Bruder Schacht — eben der, von dem oben geſprochen iſt — ohne Strafe davon, und der Rector lachte blos über den Einfall, einen Kammertopf in ein fremdes Viſitenzimmer auszuleeren.

Den folgenden Sonntag verſammelte Herr Schacht eine große Menge Studenten auf ſeine Stube. Kaum war Euler mit Frau und Tochter zur Kirche, ſo wurde ſein Fenſter mit einer Stange eingeſtoßen, und auf die vorhin beſchriebene Art eine Menge Ladungen in die Putzſtube transportirt. Euler erfuhr ſchon auf dem Rückweg nach Hauſe, was vorgefallen war. Er klagte; aber nun halfen dem guten Schacht ſeine Ausflüche nicht: er mußte vier Tage ins Karcer, mußte Eulern das Fenſter neu einſcheiben laſſen, und dreißig Kreuzer zur Reinigung der Putzſtube hergeben.

Zu Gießen war es damals Mode, daß ein inkarcerirter Student einen andern des Nachts zur Geſellſchaft bei ſich haben konnte. Herr Schacht wählte mich dazu: ich ging hin, und hier verbanden wir uns, den Euler forthin auf alle mögliche Art zu necken und zu beſchimpfen. Ich hielt redlich Wort,

wie ich denn überhaupt bei dergleichen Versprechungen niemals wortbrüchig geworden bin. Wäre ich nur in andern Dingen auch so genau gewesen!! Ich hielt Wort, und perirte den Eulerkapper gleich am folgenden Abend, und warf ihm die Fenster ein. Aber das Unglück wollte, daß ich erkannt und beim Prorector angegeben wurde. Dieser dictirte mir zwei Tage Karcer, und die Unkosten für die eingeworfenen Fensterscheiben. Einige andre Freunde, welche den Eulerkapper auch perirt hatten, kamen gleichfalls aufs Karcer, oder wie man in Gießen spricht, nach Corbanopolis *). Darüber ergrimmte die ganze Burschenschaft, und schwur dem Eulerkapper den Tod.

Schacht indicirte nun ein Parlament, welches sich im Rappen versammelte, und ein Urtheil über den Eulerkapper sprechen sollte. Das Parlament kam zusammen, Schacht redete, nachdem jeder seinen Bierkrug vor sich, und seine Pfeiffe angesteckt hatte, die Versammlung an, und stellte ihr vor, wie Euler, der Mädchenschulmeister, bisher Ursache gewesen sey, daß so manche brave honorige Bursche

*) Der damalige Karcerknecht — eine recht gute Anstalt ist das mit dem Gießer Karcerknecht! — hieß Conrad. Diesen Namen veränderten die Studenten in Corbanus, und das Karcer hieß daher, und heißt noch Corbanopolis.

ins Karcer gekommen und sonst gestraft worden wären; daß also eine allgemeine Entscheidung zu fassen sey, wie man es in Zukunft mit dem Euler halten sollte. Er für sein Theil fände nothwendig, daß man ihm einen angemeßnen Eckelnamen beilegte. — Hierauf wurde debattirt und endlich beschlossen: daß der Mädchenschulmeister Euler in Zukunft Eulerkapper heißen und jeder Bursche ihn wenigstens einmal die Woche periren sollte. Die Perificationsformel wurde auch durch die meisten Stimmen folgendermaßen angegeben: „Es leben Ihre Magnifizenz, der Herr Johann Heinrich Eulerkapper, Ritter von Fellago, des heiligen Römischen Reichs Großkronseelsohrträger, Hunzfott und Schwerdtfeger, hoch und abermal hoch und noch einmal hoch! Pereat Eulerkapper!" — Dabei sollte, wenn sichs sonst thun ließe, der Perifikant dem Eulerkapper auch die Fenster einwerfen.

Das löbliche Parlament gab gleich denselben Abend ein Beispiel der Befolgung der sancirten Gesetze. Alle Assessoren, nachdem sie sich derb benebelt hatten, zogen vor des armen Mannes Haus und perirten ihn in der besten Form. Der Eulerkapper, welcher sich nicht getrauete, vor seine Thür zu treten, mußte dem Lärmen ohngeacht zuhören: denn er kannte niemanden, war also nicht im Stande, einen Perifikanten bei der Obrigkeit anzugeben.

Seit dem Parlamentstage hatten die Kappereien kein Ende: alle Abende wurde von mehr als hundert Studenten, pereat Eulerkapper, gegrölt, und eine Fensterkanonade vorgenommen. Ja, einst periten ihn gar zwei junge Frauenzimmer. Es blieb aber nicht beim Periren und Fenstereinschmeißen allein: es wurden auch Pasquille, Liedchen und scheußliche Gemälde gemacht, und aller Orten, besonders in der Gegend des Hauses dieses geplagten Schulmeisters, angeklebt.

Da so oft Studenten vom Kapper erkannt wurden; so kamen auch nicht wenige aufs Karcer. Freilich war diese Strafe niemals scharf: ein, höchstens zwei, bei öfterer Wiederholung auch drei oder vier Tage Arrest, war die ganze Züchtigung — nebst der Bezahlung der zerschmissenen Fensterscheiben. Der Rector lachte allemal, wenn er jemanden wegen Kapperei verhatte. Vorzüglich ziehen diese Possen dem Herrn Bechtold, welcher mich besonders, freilich im Spaß und mit großem Gelächter, des Satans Engel hieß, der Eulerkappern mit Fäusten schlüge. Dafür muste ich indeß doch nach Cordanopolis wandern.

Ehemals war das Karcer in Gießen so wie die Karcer auf andern Universitäten, blos mit dem Namen derer bemalt, welche in demselben kampirt hatten; aber seit der Eulerkappereien fings auch an, an

den Wänden tapezirt zu werden. Anfangs wurde blos der Eulerkapper gerade der Thür gegen über gemalt mit schwarzem Rock, gelber Weste, rothen Beinkleidern u. s. w. Bald hernach wurde ein Teufel in scheußlicher Gestalt vor ihm hingestellt, der ihm Brüderschaft zutrank. Die Malerei blieb nicht beim Eulerkapper stehen: es wurden noch mehr Personen mit Epigrammen abkonterfeiet, — und auf diese Art wurden alle Wände so voll, daß innerhalb Jahresfrist kein Platz zu Porträts übrig blieb.

Ein gewisser Student, Namens Anaker sollte einmal eingesteckt werden; er stellte aber gleich am ersten Abend bei Herrn Bachgeld vor, daß er sich vor den vielen im Karcer abgemalten Teufeln fürchte, und wurde losgelassen. Als ich vor einigen Jahren durch Gießen reisete, waren noch die meisten dieser Gruppen im Karcer sichtbar. Doch genug hiervon! Man muß die Nachsicht seiner Leser nicht mißbrauchen.

Sechszehntes Kapitel.

Illicos intra muros peccatur et extra!

Die Stadt Wezlar habe ich bald nach meiner Ankunft in Gießen besucht. Sie liegt kaum drei Stun-

den von da, und ist ein ungleiches, rustiges, schlecht gebautes Nest. Die Stadt ist gemischter Religion. Die Geistlichkeit derselben ist so bigot, daß man wohl schwerlich in der Welt bigotteres Grod antreffen wird. Nur ein Pröbchen hiervon.

Kurz vor meiner Zeit hatte sich der Sekretär Jerusalem, der Sohn des berühmten Abts Jerusalem aus Haß gegen einen Gesandten und aus Liebe zur Tochter des Amtmanns Buff, erschossen. Man sagte damals in Gießen und Wetzlar, daß eine Beleidigung, welche Jerusalem in dem Hause des Präsidenten, Grafen von Spauer, habe erdulden müßen, bei dem sehr empfindlichen und stolzen Jüngling das meiste zu diesem traurigen Entschluß gewirkt habe. Genug, Jerusalem erschoß sich: und nun hatte es Schwierigkeit mit seiner Begräbnißstätte. Der Amtmann Buff, ein redlicher Mann, bath den Pfarrer Pilger um die Erlaubniß, die Leiche des Unglücklichen auf den Gottesacker zu begraben: aber der Pfaffe, der leider in dieser Sache zu befehlen hatte, sah jeden Selbstmörder als ein Aas an, das eigentlich für den Schinder gehöre, und versagte die Erlaubniß. Kaum konnte der Graf v. Spauer, der sich recht thätlich für Jerusalems ehrliche Beerdigung interessirte, soviel erhalten, daß der Erblaßte auf einer Ecke des Gottesackers durfte begraben werden. Der Pastor Pilger hat hernach mehrere Predigten

wider den Selbstmord gehalten, und den guten Jerusalem so kenntlich beschrieben, daß jederman merkte, er sey es, der nun in der Hölle an eben dem Orte ewig brennen müsse, wo Judas der Verräther brennt, der sich erhenkte, mitten entzwei barstete und all sein Eingeweide ausschüttete. (Act. 1, 18)

So elend Wezlar sonst ist, so volkreich ist es wegen des dortigen Reichskammergerichts. Da giebt es außer den vielen Assessoren, Prokuratoren, Advokaten, Notarien und Skribaxen, wovon alle Gassen wimmeln, und welche sich alle gewöhnlich schwarz kleiden, auch noch eine Menge von Fremden, welche dahin kommen, den Gang ihrer Processe zu befördern, d. i. die Referenten auszuspähen, denen ihre Acten übergeben sind, und diese dann mit baarem schweren Gelde, oder sonst etwas zu bestechen *).

Bei dieser großen Volksmenge fehlt es nicht an allerhand Vergnügungen, an anständigen und unanständigen, wie einer Lust hat. Oft halten sich, zum Beispiel, Komödianten da auf, welche aber meistens

*) Daß dieses und noch vielmehr in Wezlar gäng und gäbe sey, lehrt die vor 20 Jahren angestellte Visitation, wobei Herr von Rettesheim, Herr von Papius, und mehr andere Herrn vom Rad nicht von als Scheine sich aus dem Staube machen musten, um dem Galgen, den ihnen Kaiser Joseph II. gedrohet hatte, zu entgehen. Moser's Staatsrecht giebt Auskunft darüber.

so elend spielen, wie weiland Signor Schmettau in Passendorf, oder der Signor, welcher diesen Winter, 1792, in Merseburg die besten Stücke so fein radebrechen konnte. Mein Geschmack ist wahrlich nicht fein; aber von den vielen Schauspielen, welchen ich in Wetzlar beiwohnte, hat mir auch nicht eins gefallen. Einst sah ich Leßings Emilia Galotti: da agirte Odoardo wie ein besoffener Korporal, Marinelli wie ein Hanswurst, und der Prinz natürlich wie ein Schuhknecht. Klaudia sah aus, wie eine Pastorswittwe, Emilia wie ein Hockenmädchen, und die Gräfin Orsina endlich wie eine kurasirte derbe Burschen-Aufwärterin. Schreien konnten die Kerls und die Menscher, als wenn alle halb taub gewesen wären. So war die Komödie! dem aber ohngeachtet klatschten die Wetzlarische Herren und Damen, als spielte ein Garrik!

Das Entree kostete indessen auch nicht viel, — drei Batzen auf dem Parterre! Und für kupfer-Geld kriegt man auch nur kupferne Seelmessen! Daher ist das Theater immer schlecht erleuchtet, und die Musik ganz abscheulich. Nirgends kann eine Musik elender seyn, als sie dort im Schauspielhause und auf den Bällen ist. Ordentliche Konzerte hört man da nicht, wenigstens zu meiner Zeit nicht: dann und wann, eben wie in Gießen, kommt ein Fremder, und läßt sich hören. Sonst giebts Karrussel u. d. g. in Wetz-

lar, auch einige Gärten; wo man ſich ſo ziemlich zerſtreuen kann.

Die Gießer-Studenten beſuchen Wezlar ſehr oft, wie denn überhaupt die Studenten gewohnt ſind, außerhalb des Ortes, wo ſie ſich aufhalten, ihre Vergnügungen aufzuſuchen, geſetzt auch, ſie könnten dergleichen in ihrer Heimath weit beſſer antreffen. Daß ich nicht lange wartete, dieſen Ort zu beſuchen, läßt ſich ſchon aus dem Vorhergehenden abnehmen, da ich überhaupt gern alles das nachmachte, was Leute meines Zirkels und meines Gleichens zu thun pflegten. Allein mir gefiel das alte Neſt nicht; deſto beſſer aber behagte mir die Tiſchgeſellſchaft im Adler, weil da Leute aus allerlei Provinzen ſpeißten, und ihre Avanturen beim Glas Wein erzählten, ſo unwahrſcheinlich einige auch klingen mochten. Ich habe hernach noch viermal, von Gießen aus, Wezlar beſucht, und mich allemal gefreut, wenn ich mit Deputirten von Dörfern und Städten aus allen Theilen desjenigen deutſchen Reichs, worüber die Kammer zu Wezlar noch etwas zu ſagen hat, kannegießern konnte.

Da in Gießen keine Bordelle ſind, und doch die Burſche daſelbſt den Stachel der Sinnlichkeit eben ſo gut fühlen, wie an jedem andern Orte; ſo ziehen die meiſten nach Wezlar, um das Vergnügen zu genießen, ſich mit dem Auswurf des weiblichen

Geschlechts zu unterhalten. Freilich sind außer der Geldzersplitterung, die übrigen Folgen oft sehr traurig: denn die Wezlarischen Nymphen sind größtentheils französisch, und begaben ihre Liebhaber mit einer Galanterie, die alle andere Vergnügungen vergiftet, so lange sie dauert. Ich selbst — warum sollt' ichs nicht gestehen, da ich alles gestehen will, was mir begegnet ist, es sey gut oder böse? Hat ja doch Herr Schubart auch dergleichen von sich gestanden? Ich selbst habe die bösen Folgen eines Umgangs mit dergleichen gefälligen Menschern empfunden. Im zweiten Halbenjahre meines Aufenthalts in Gießen, ritt ich einmal nach Wezlar in Begleitung einiger Bursche. Des Abends gingen wir zu einer gewissen Makerelle, welche da unter dem Namen der Postmeisterin bekannt war, und divertirten uns. Ich hatte nicht Lust, mich weiter einzulassen, als es unter aller Augen geschehen konnte: ich begnügte mich daher mit der Zotologie u. dgl. Allein da meine Kammeraden alle, einer nach dem andern, mit den Mädchen verschwanden, und hernach höchst vergnügt, wie es schien, zurückkamen, da besonders ein ganz artiges Geschöpfchen sich mir mehr, als dienlich war, näherte; so ließ ich mich denn auch vom Satan blenden, und gieng mit ihr in ein Apartement, wohin schon viele große Männer, auch theologische Professoren, Doctoren u. d. gl. gegan-

gen waren. Einige Tage hernach empfand ich das Geschenk, welches das Wezlarische Mensch mir gemacht hatte. Ich war gleich anfangs so glücklich, in die Hände eines geschickten Studenten der Medizin, des jetzigen Herrn Doctor Arzan Diels von Gladenbach, der sich seither durch einige gute Schriften bekannt gemacht hat, zu gerathen. Dieser ließ mich eine angemessene Diät halten, und kurirte mich innerhalb vier Wochen aus dem Grunde. Wäre ich unglücklich genug gewesen, einem Gießer Quacksalber, deren es dort viele giebt, in die Krallen zu fallen, vielleicht wäre meine sonst dauerhafte Gesundheit in ihrer Grundfeste erschüttert und zerstöhrt worden.

Ehe ich mein Kapitel von Wezlar schließe, muß ich noch etwas von dem Ton, welcher daselbst herrscht, sagen, und dann eine empfindsame Procession zum Grabe des jungen Werthers erwähnen.

Nirgends in ganz Deutschland, selbst in Lauchstädt nicht, in Eisenach nicht, und in Merseburg nicht, ist der Ton in den vornehmen Gesellschaften steifer, als eben in Wezlar. Ich habe dieses zwar nicht aus unmittelbarer Erfahrung: denn der Gießer Student hat wenig Zutritt zu den vornehmen Gesellschaften daselbst; allein jeder, den ich darüber habe sprechen hören, — und ich habe mehrere Sachkundige gehört, — haben mir das so gesagt. Der

Adeliche, und besonders die adelichen Damen, wiſſen es gar zu gut, daß ſie adlich ſind, und laſſen es jedem, der mit ihnen umgeht, recht empfinden. Beiher muß man wiſſen, daß der Adel in Wezlar eben nicht durch die Bank ſtiftsmäßig iſt, daß viel funkelneue darunter ſind, auch wohl ſolche, welche gar nicht von Adel, aber unverſchämt genug ſind, ſich für ſolche auszugeben. Haben ſie einen Ball; ſo wird er mit folgenden Worten angezeigt: den und den, iſt im Hauſe des und des Herrn öffentlicher Ball, woran jeder adeliche Herr und jedes adeliche Frauenzimmer Theil nehmen kann. — Einige adeliche Damen nehmen es indeſſen nicht übel, wenn ein bürgerlicher, der klingende Münze hat, und ſonſt robuſt iſt, ihnen die Kur macht, und ſich die Mühe nimmt, dem hochwohlgebornen Eheherrn Hörner aufzuſetzen. Beiſpiele ſind verhaßt.

Die Prozeſſion nach dem Grabe des armen Jeruſalems wurde im Frühlinge 1776 gehalten. Ein Haufen Wezlariſcher und fremder empfindſamer Seelen beiderlei Geſchlechts beredeten ſich, dem unglücklichen Opfer des Selbſtgefühls und der Liebe eine Feierlichkeit anzuſtellen, und dem abgefahrnen Geiſte gleichſam zu parentiren. Sie verſammelten ſich an einem zu dieſen Vigilien feſtgeſetzten Tage des Abends, laſen die Leiden des jungen Wer,

thers von Herrn von Göthe vor, und sangen alle die lieblichen Arien und Gesänge, welche dieser Fall den Dichterlinns entpreßt hat. Nachdem dies geschehen war, und man tapfer geweint und geheult hatte, ging der Zug nach dem Kirchhof. Jeder Begleiter trug ein Wachslicht, jeder war schwarz gekleidet, und hatte einen schwarzen Flor vor dem Gesicht. Es war um Mitternacht. Diejenigen Leute, welchen dieser Zug auf der Straße begegnete, hielten ihn für eine Procession des höllischen Satans, und schlugen Kreuze. Als der Zug endlich auf den Kirchhof ankam, schloß er einen Kreis um das Grab des theuren Märtyrers, und sang das Liedchen „Ausgelitten hast du, ausgerungen." Nach Endigung desselben trat ein Redner auf, und hielt eine Lobrede auf den Verblichnen, und bewies hieher, daß der Selbstmord — versteht sich aus Liebe, — erlaubt sey. Hierauf wurden Blümchen aufs Grab geworfen, tiefe Seufzer herausgekünstelt, und nach Hause gewandert mit einem Schnupfen — im Herzen.

Die Thorheit wurde nach einigen Tagen wiederholt; als aber der Magistrat es ziemlich deutlich merken ließ, daß er im abermaligen Wiederholungsfall thätlich gegen den Unfug zu Werke gehen würde; so unterblieb die Fortsetzung. Hätten lauter junge Lassen, verschossene Hasen und andere Firlefanze, wie

auch Siegwartiſche Mädchen, rothäugige Kuſinchen und vierzigjährige Tanten dieſes Poſſenſpiel getrieben; ſo könnte mans hingehen laſſen: aber es waren Männer von hoher Würde, Kammeraſſeſſoren, und Damen von Stande. Das war doch unverzeihlich! Und alle die Thorheit hat das ſonſt in ſeiner Art meiſterhafte Büchlein des Herrn von Göthe verurſacht! So relativ wirkſam ſind Vorſtellungen, wenn ein Mann von Anſehen ſie ſo oder ſo ſtafiret!

Das Grab des jungen Werthers wird noch immer beſucht, bis auf den heutigen Tag.

Siebzehntes Kapitel.

Wer einmal Don Quixote gegen ſich ſelbſt iſt, wird es auch gegen Vater und Geliebte!

Ich hatte den Sommer fideel und burſchikos zugebracht, hatte mich zweimal geſchlagen, war drei oder viermal im Karzer geſeſſen, und hatte nach den Statuten des eben erwähnten Parlaments den Cuierkapper bis aufs Leben gekehrt. Da freute ſich nun meine Seele, als ich gegen das Ende des Halbjahrs meine Thaten ſo überlegte, und keine einzige fand, warum ich mir — wie ich damals dachte — hätte

Vorwürfe machen dürfen. Das waren aber meine tollen Streiche noch nicht alle.

Einmal war es mir gar eingefallen, einem Ball am Ludwigstage als dem Namenstage des Landgrafen, beizuwohnen. Ich ließ mich deswegen chapeaubas frisiren, zog seidne Strümpfe an — und ging nach dem Rathhause zu, wo der Ball gegeben wurde. Unterwegs begegnete mir ein gewisser Brumhard, welcher eben dahin wollte. Wir beredeten uns, vorher zum Stangenwirth — so hieß der Wirth Balthasar bei den Studenten — zu gehen, und da einige Stangen Doppelbier auszuleeren. Als wir ins Bierhaus kamen — man stelle sich eine erzraucherige Stube, voll Tabacksqualm vor, wo Studenten, Philister und Soldaten beisammen sitzen, und Bier trinken: und dann denke man sich uns beide, ballmäßig gekleidet und chapeaubas auf der Bierbank mit einer Stange — einem großen Paßglase in der Hand: — genug, als wir hinkamen, fanden wir so viel Bekannte, daß wir bis zehn Uhr verweilten, und uns derb benebelten. Dann fiel es uns ein, auf den Ball zu gehen. Wir gingen hin; aber gleich merkte jederman, daß uns der Kopf schwer war. Brumhard hörte, daß man sich über ihn aufhielt, er fing daher an zu spektakeln, bis man ihn endlich zur Thür hinaus transportirte. Er trat hierauf vors Rathhaus und perirte den ganzen Ball: dafür

mußte er auf einige Tage nach Cordanopolis wandern.

Ich war, als dieses vorgieng, in einem Nebenzimmer, wo ein gewisses Frauenzimmer, welches ich kannte, mir Thee einschenkte. Es war die Demoiselle Langsdorf, welche mir besonders gewogen war, weil ich einem dummen Jungen (Musje Lauer hieß er), der ihr einen Ekelnamen einst gab, derbe Ohrfeigen zugetheilt hatte. Diese Heldenthat hatte sie erfahren, und belohnte mich dafür mit ihrer Freundschaft *). Mamsel Langsdorf hatte wohl gesehen, daß es mit mir nicht richtig war: sie sorgte also dafür, daß ich im Nebenzimmer blieb, und keinen Skandal machte, wie mein Kamerad. Endlich ging ich doch in den Tanzsaal, und tanzte einige Menuets; wie aber — das kann man schon denken!

Kurz darauf schrieb ich meinem Vater, daß jetzt bald Ferien wären: er möchte mir also erlauben, ihn zu besuchen. Meine Leser errathen, ohne daß

*) Woraus sich die Regel ergiebt: daß man sich beim Frauenzimmer stark in Gunst setzt, wenn man ihrentwegen Ohrfeigen austheilt. Die alten Ritter waren wahrlich nicht dumm: sie wagten noch mehr; aber auch — wie's sich versteht — gegen etwas mehr, als eine Tasse Thee.

ich es sage, daß nicht die Begierde, meine Eltern zu sehen, sondern ein aufwiegelnder Drang, mein Mädchen zu sprechen, Ursache war, warum ich um diese Erlaubniß anhielt. Thereschen war wieder von Manheim nach Hause gereiset, und das mußte ich: denn ich hatte wohl ein halbes Dutzend Briefe von ihr erhalten, und lauter Briefe, so lang, als immer einer aus Sophiens Reisen seyn mag.

Mein Vater mochte das Ding merken: wenigstens schrieb er mir: „ich sollte fein hübsch in Giessen bleiben, und die Ferien zur Repetition meiner Kollegien anwenden: es schicke sich nicht, daß der Student alle Augenblick von der Universität zu Hause lief: das sähe ja aus, als wollte er seiner Mutter Katz' noch einmal sehen." — So hätte ich also bleiben müssen, und wäre auch wirklich geblieben, wenn nicht ein Vetter von mir, Herr Böhmer, damals Hofmeister bei einem Herrn von Breidenbach in Marburg, seine Reise durch Gießen genommen, und mich zum Mitreisen in die Pfalz aufgefodert hätte.

Von der Reise selbst will ich nichts erwähnen: es ist mir nichts Merkwürdiges dabei aufgestoßen, außer dem folgenden.

Eine halbe Stunde von Wendelsheim wird jährlich ein berühmter Jahrmarkt unter dem Namen Bellermarkt gehalten, und zwar im blanken

Felde, woran mehrere Ortschaften Theil nehmen. Dahin kommen Kaufleute und Krämer viele Meilen her — von Mainz, Worms, Manheim, ja sogar von Frankfurt und Strasburg. Es werden auch eine Menge Weinhütten, ohngefähr 50, errichtet, und von allen Bierfiedlern aus dem ganzen Umkreis her bemusiciert. Daher besucht die dortige Gegend von weit her den Jahrmarkt. Da findet man Gräfliche und Adeliche, Civilbediente und Prediger, Frauenzimmer von Stande, auch Hans und Gretel, Creti und Plethi, nebst einer ansehnlichen Menge Töchter der Freude, und die Anzahl dieser letztern soll sich, wie man sagt, noch jährlich vermehren.

Ich hörte in Flonheim, daß heute eben der erste Bellermarktstag wäre. Das war mir eine erwünschte Nachricht. Ich hatte von Alzey aus ein Pferd mitgenommen, und nun statt nach Wendelsheim zu reiten, ritt ich à la Bursch angezogen, mit einem derben Hieber versehen, auf den Bellermarkt. Gleich vorne an traf ich den ehrlichen Töpfer Engel aus Wendelsheim, der da sein irdenes Geschirr feil hatte.

Engel: Ei Herr Jeh! Musche Fritz, willkum! Ach um Gottes Wille, wo kumme Sie dann her?

Ich: Heute nicht weiter, als von Alzey. Hör Er, Meister, ist mein Vater hier?

Engel: Noch nit: er werd abber doch bal kumme. Die Mammese kimt och, un och die Tantese, (Mamma und Tante.)

Ich: Iſt ſonſt kein Bekannter hier?

Engel: (vertraulich) Muſche Frih, Ehr Menſch, (Ihre Geliebte) es ſchun da mit ehrem Babe (Papa).

Ich: Das wäre! Und wo ſind die, mein lieber Meiſter?

Engel: Da unne in Bremshütt.

Ich: Da muß ich gleich hin! à propos Lieber! ich habe eine Bitte an Ihn.

Engel: Wann eichs (ich es) thu kan, mit Frode.

Ich: Kann er mir einige Gulden vorſtrecken, bis wir nach Hauſe kammen?

Engel: (ſehr freudig) Ei warum nit! Eich will Ehne zehn Gulle gebe: hun Se damet genut?

Ich: Mit der Hälfte! wenn ich nur fünf Gulden habe.

Engel: (zählt Geld) Nä, da ſeyn Zehn Gulle, Es eß ſchun gut. Se (zu) Wennelshem gebe Se mer ſe wedder.

Auf dieſe Weiſe war mein Beutel wieder in Ordnung, welcher auf der Reiſe, beſonders zu Frankfurt, ziemlich ſchwindſüchtig geworden war.

Hierauf band ich mein Pferd an den Wagen des ehrlichen Engels, und ging, mein Mädchen aufzusuchen. Ich fand sie bald; aber wie roth ward sie über und über, als sie mich erblickte! Ihr Vater schüttelte mir indeß traulich die Hand, und bewillkommte mich, als wäre ich sein Sohn gewesen. Aber wegen der Herumstehenden konnten wir nichts reden, was zur Sache gehörte. Vielmehr ermahnte er mich, ihn und seiner Tochter zu verlassen, damit uns mein Vater, der wahrscheinlich auch kommen würde, nicht zusammen fände, und hernach von neuem lärmte. Ich fand diesen Grund vernünftig, empfahl mich, versprach aber, den folgenden Morgen sie wieder zu besuchen, und ging.

Weit von Bremshütte setzte ich mich in eine andere, worin ich einige geistliche Herren, die ich kannte, sah, und fing an, à la Bursch zu zechen. Kaum hatte ich einen Schoppen Wein geleert, als mein Vater mit einer starken Gesellschaft vorbeiging. Ich lief auf ihn zu, grüßte ihn: und der gute Mann, so unerwartet ihm auch mein Hervortreten war, gab doch sein Vergnügen zu erkennen, daß er mich sah. Ich meldete ihm die Veranlassung zu dieser Reise durch Herrn Böhmer, und er glaubte alles, oder schien es doch zu glauben, was ich ihm sagte. Wir waren rec. vergnügt: es war da alles so philanthropinisch! keiner nahm dem andern etwas übel.

Den Abend ging es nach Wendelsheim: mein Vater und seine Gesellschaft zu Fuße; ich aber ritt ganz burschikos neben her, und sprach vom Kommerz. Meinem Vater missfiel dies, wie ich aus seiner verdrieslichen Mine merkte; die andern schienen aber ganz Ohr zu seyn. Endlich kamen wir an, und die Bauern und Nachbarn liefen alle zusammen, den Musche Fritz, den sie seit dem Jänner nicht gesehen hatten, zu beschauen, ob er auch recht bengelich (stark und robust) geworden wäre. Mein Vater fragte mich, woher ich das Roß hätte, und da log ich ihm vor, ich habe es zu Flonheim genommen, wo noch ein Bekannter von mir sich aufhielte: ich würde es den folgenden Morgen wieder dahin reiten: und so fragte er nicht weiter.

Ich war freilich sehr müde, und hätte gern den andern Tag geschlafen bis 8 Uhr; aber ich wollte ja Thereschen besuchen! Das weckte mich schon um fünfe. Ich stand auf, zog mich an, und frisirte mich, so gut ach konnte; sodann mußte unser Knecht das Pferd sattlen, und darauf gings fort, noch lange vorher, ehe mein Vater aufstand.

Als ich zu Theresen kam, war sie eben aufgestanden, und noch ganz im Neglischee. Ich genoß da wieder selige Augenblicke! Es wurde alles in Beisseyn ihres Vaters wiederholt, was schon mehrmals war verabredet worden, besonders an Pfingsten in

Manheim. Das Pferd schickte ich durch einen Boten nach Alzey, und begab mich bald zu Fuße zurück, um wenigstens zum Mittags-Essen zu Hause zu seyn, und meinem Vater Argwohn zu ersparen. Der gute Alte hat auch nicht gemerkt, daß ich ihn gleich am ersten Tage hintergangen hatte. So leichtsinnig ist man, so lange man noch unstätig ist!

Der Bellermarkt ging ganz in Jubel vorüber, und ich sah mein Mädchen noch einmal daselbst. Aber wenn ich mich nun so untersuchte; so fand ich, daß meine sonst so feurige Liebe, viel von ihrer Stärke verloren hatte. Die lange Abwesenheit hatte sie wahrlich nicht geschwächt: denn noch, als ich mit dem Töpfer Engel redete, war Theresens Bild so in meiner Seele, daß es dieselbe ganz und gar ausfüllte: nur als ich sie in der Weinhütte sah, nahm das Bild an Lebhaftigkeit ab, und wurde jedesmal, so oft ich nachher bei ihr war, schwächer. Ob die kleinlichen Verhältnisse ihres Aufenthalts in der Hütte, sie selbst bei mir verkleinert, oder ob die vielen und rauschenden Zerstreuungen meine Empfänglichkeit für sie vermindert hatten, weiß ich nicht: genug, ich fühlte nach acht Tagen Aufenthalt in der Pfalz, keinen allgewaltigen Drang mehr, mein Mädchen zu besuchen, und war in ihrer Abwesenheit sogar aufgeräumt. Eine neue Liebschaft hatte hieran keinen Antheil: denn ich kann schwören, daß damals kein

Mädchen auſser Thereſen meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Kurz, mein Enthuſiasmus in der Liebe hatte nachgelaſſen. Der Verſuch alſo, mich über dieſen Punkt auszuſpähen, mislang meinem Vater: er fragte mich nämlich, ob ich nicht Luſt hätte, den Amtmann ..... zu beſuchen? Er ſey immer ein Freund unſerer Familie geweſen: auch würde hoffentlich die Lapperei mit ſeiner Tochter — ſo nannte er unſre Liebſchaft — nun ihr Ende erreicht haben. — Ich ſagte ihm ganz unbefangen: wenn er es haben wollte, ſo würde ich ihn beſuchen, wenn er aber im geringſten beſorgt wäre, daß ich wieder in meine vorigen Schwachheiten zurückfallen möchte; ſo ſollte es nicht geſchehen. Mein Vater war damit zufrieden, und verſprach mir, daß er ſelbſt mit mir zum Amtmann gehen wollte. Das geſchah auch einige Tage hernach; aber unſere Zuſammenkunft war ſo ziemlich kalt und gleichgültig. Thereſe ſelbſt ſchien mich nicht mehr als ihren Einzigen zu betrachten. Vielleicht hatte ſie einige Erkaltung in meiner Liebe gegen ſich bemerkt: und Bemerkungen von der Art, ziehen etwas ähnliches nach ſich: vielleicht — Doch die Zeiten ändern ſich mit uns, und wir mit ihnen.

Ich hab einmal geleſen, ich glaub' es war in der Mariane von Marivaux, daß Liebe ſo lange ihre Herrſchaft ausübe, bis ein anderer Ge-

genstand, oder bis Eckel, Alter oder grobe Befleidigung andre Leidenschaften rege machten, oder sie vertilgten. Das ist aber nicht wahr: Liebe vergehet wie hitzige Krankheit. Heftig ist ihr Anfall, und heftig sind ihre ersten Paroxismen: diese lassen nach, und hören endlich gar auf. Dann brauchts nur ein klein wenig Arzenei: und die ganze Krankheit ist gehoben. — Aber freilich ist die erste Leidenschaft dieser Art von wunderbar langer Dauer, wenn man sie gegen andre Liebschaften hält, die mancher hernach in der Welt angiebt. Vielleicht theile ich derer noch mehrere mit: einige muß ich schon mittheilen, denn ohne sie zu kennen, würden einige meiner Begebenheiten nicht leicht zu erklären seyn. Doch genug davon.

Während meines damaligen Auffenthalts in der Pfalz, hatte ich auch einigemal Gelegenheit, mit einigen Herren Pastoren und andern orthodoxen Herren über Gegenstände der Theologie zu disputiren, von der ich freilich damals noch blutwenig wußte. Ich hatte aber doch gehört, daß die Gottheit des Herrn Christus anfinge, stark bezweifelt zu werden: daß Bahrdt die Ewigkeit der Höllenstrafen, die Kraft der Taufe bei kleinen Kindern u. s. w. leugnete: daß Semler in Halle ganz neue Grundsätze über den Kanon aufgestellt hätte, und was dergleichen Weisheiten mehr waren. Ich brachte meine

Sätze, die ich noch so vom Hören-sagen hatte, und eben darum nur halb vertheidigen konnte, aller Orten vor: man widersprach mir mächtig; ich war aber immer glücklich genug, meine Gegner in die Enge zu treiben, und freute mich allemal in der Seele, wenn so ein Herr Pastor nicht weiter forekonnte, und seine Zuflucht zu Machtsprüchen, und Schimpfereien nehmen mußte. Herr Pfarrer Machwirth von Morschheim wurde einst über Tische gleich nach der Suppe, so über mich erbost, als ich behauptete, das Hohelied des Salomo sey nichts, als eine Sammlung von Fragmenten aus Liebesliedern, und sey noch obendrein schmutziges Inhalts, wenn man es nach unsern Zeiten betrachtete, — daß er keinen Bissen weiter zu sich nehmen konnte: so sehr hatte ihn der Eifer für die reine Lehre ergriffen!

Mein Vater sah mit Vergnügen, daß ich nach seinem Ausdruck, anfing zu erkennen, wo Barthel Most hohlt. Er empfahl mir zugleich das Büchelchen des Samuel Crellius de uno Deo Patre, welches er mir mit nach Gießen gab, das ich ihm aber nach einigen Monaten zurückschicken mußte. Ich habe diesem Buche wahrlich zu verdanken, daß ich anfing, über die von der Kirche und den Theologen geheiligten Fratzen ganz anders zu denken, als man so gewöhnlich denkt. Crellius hat das soge-

nannte Geheimniß der Dreieinigkeit nach meiner Einsicht gründlich untergraben, und dessen Ungrund sogar aus dem neuen Testamente so bündig bewiesen, daß kein Theologe bisher auf seine achilleischen Argumente hat antworten können. Sociniani pflegte mein Alter zu sagen, in eo reliquis Christianis praestant, quod ibi philosophantur, ubi ceteri credunt. Ich glaube, der Alte hatte vollkommen recht. Er empfahl mir zwar das Buch des Crellius nicht, daß ich blos auf sein Wort glauben und annehmen sollte, was darin stände, sondern um zu sehen, wie nöthig theologische und philosophische und andre Gelehrsamkeit wäre, um das System der Kirche nur einigermaßen zu vertheidigen, wenn Gegner von Crellius Art dagegen aufträten. Hier im ganzen Lande, und auch im Darmstädtischen, sagte mein Vater, wird niemand so leicht den Crellius widerlegen. Während dieses meines Aufenthalts bei meinen Eltern, machte ich eine Acquisition, die mir in der Folge unendliches Vergnügen gemacht hat. Das war die Bekanntschaft und Freundschaft des Pfälzischen Försters, Herrn Haags, dieses von Bonzen und Talapoinen in der Pfalz genug verketzerten Mannes. Ich werde fernerhin mehr von diesem aufgeklärten Manne sagen, und da muß ich denn freilich vom katholischen Pastor zu Wöllstein und den Alzeier Kapucinern einiges anbringen, das diesen

Derwischen nicht gefallen wird. Aber dergleichen Dermische und Kalender lesen ja mein Geschriebenes nicht!

Achtzehntes Kapitel.

Siehe da einen Ordensbruder!

Die Ferien waren schon acht Tage zu Ende, als ich nach Gießen zurück kam. Ich ordnete meine Kollegia, und fing an, fleißig zu studiren. Ich fand jetzt mehr als jemals, daß Kenntnisse ein wahres Bedürfniß für meinen Kopf waren. Ich habe auch, ohne mich zu rühmen, blos aus innerm Trieb, und niemals deswegen gelernt, weil ich einmal mein Brod damit verdienen wollte. Meine Weisheit ist niemals weit her gewesen, und in keiner einzigen Wissenschaft hab ich mich über das sehr Mittelmäßige erhoben; doch habe ich ohne Unterlaß studirt, und studire noch recht gern; nur muß mir ein Buch in die Hände fallen, worin mehr erzählt, als räsonnirt wird. Denn gegen das Räsonnement hab ich von jeher einen gewissen Widerwillen gehabt: und das ist auch der Grund, daß ich in der Philosophie ein jämmerlicher Stümper geblieben bin. Vielleicht war aber das auch so übel nicht!

Ich hatte bisher bei einem gewissen Schneider Klein gewohnt; nun aber quartirte ich mich zum Eberhard Busch, berühmten Bierschenken zu Gießen, ein. Dies Logis war in der ganzen Stadt bekannt, und das Bier war da wenigstens so gut, als man es in Gießen haben konnte. Mein Hauswirth war ein lustiger braver Mann, bei dem ich ausgehalten habe, bis ich von Gießen abzog.

Ohngefähr zwei Jahre vor meiner Universitätszeit, waren die Orden auch zu Gießen eingeführt. Diese unsinnigen Verbindungen sind eigentlich in Jena entstanden. Die Moſellaner Landmannsſchaft hat zuerſt dergleichen ausgebrütet. Nach und nach haben sie ſich an mehreren Orten eingeſchlichen, ſo daß ſchon 1778. viele deutſche Univerſitäten von ihnen inficiret waren, beſonders Jena, Göttingen, Halle, Erlangen, Frankfurt, Gießen, Marburg, u. a. Einige Jenenſer hatten den Orden der ſogenannten Amicisten [w], nach Gießen gebracht. Anfänglich blieb das Ding geheim: nachdem aber die Ritter, ich wollte ſagen, die Herren Ordensbrüder inne wurden, daß man in Gießen alles thun durfte; ſo machten ſie ihre Sache publik. Sie trugen auszeich-

w) L'ordre de l'amitié auf franzöſiſch genannt: denn die Deviſe war: Amitié, welche durch dieſes Zeichen XX (vivat Amicitia!) angezeigt wurde.

nende Kokarden, und ihren nicht, daß die Profanen x) dergleichen nachmachten. Den andern Studenten gefiel das Ding: sie rotteten sich also zusammen, und stifteten der Orden mehrere. Und so entstund der Hessen-Orden, ja sogar der Rezommisten-Orden oder der Orden des heiligen Fensters, welcher aber leider, wegen der großen Schiefität, der schiefe Orden und der Lause-Orden benannt wurde.

So war die Lage der Orden, als ich nach Gießen kam. Ich gerieth gleich Anfangs in Bekanntschaft mit mehrern Ordensbrüdern; aber doch konnte ich mich nicht entschließen, ihrer Verbindung beizutreten. Ich war einmal versichert, daß ich der Hörner kein fremder Hülfe nicht bedurfte: zum andern fing man von Seiten der Universität an, auf die Orden aufmerksam zu werden, und drittens mochte ich mit einer ganzen Bande keine genaue Freundschaft aufrichten, von welcher mich viele nach dem Gießer Ausdruck, laxirten, d. i. mir höchst unausstehlich waren. So blieb ich also vom Orden frei, auf eine Zeitlang nämlich.

Indessen hatten die Pfälzer ein Kränzchen unter sich errichtet, welches herumgieng, und uns

---

x) So nennen Ordensbrüder diejenigen, welche keine Ordensbrüder sind. Den Profanen steht aber, wie jeder weis, das Heilige entgegen. Wofür sich doch die Herren halten müssen! O sancta simplicitas!!

viel Vergnügen machte. Wir hatten freilich unsere Gesetze und Statuten, die den Gesetzen der Orden ziemlich nahe kamen: unser Zweck war auch der Zweck aller Orden, nämlich ein gewisses Ansehn auf der Akademie zu behaupten. Aber wir waren weder eidlich, noch auf sonst eine Art an einander geketet, und es stand einem jedem frei, uns zu verlassen, sobald es ihm beliebte. Uebrigens herrschte unter uns die größte Freundschaft und Harmonie, und da wir lauter solche zu Mitgliedern hatten, die als honorige Bursche auf der Universität angesehen waren; so wagte es niemand, das Pfälzer-Kränzchen zu beleidigen, oder schlecht davon zu sprechen. So blieben die Sachen eine geraume Zeit, bis endlich ich und noch zwei andere aus unserm Kränzchen uns in den Amicisten Orden aufnehmen ließen.

Hätte ich vor meiner Aufnahme das eigentliche Wesen einer solchen Verbindung gekannt; ich würde wahrlich niemals hineingetreten seyn. Das Ding ist ein Gewebe von Kindereien, Absurditäten und Präsumtionen, über welche ein kluger Mann bald unwillig werden muß. Die Gesetze sind alle so elend abgefaßt, und so kauderwälsch durch einander geworfen, daß man Mühe hat, sich aus dem Labyrinthe derselben heraus zu winden. Ueberhaupt ist es ein erztoller Gedanken, daß ein Haufen junger Leute eine geheime Gesellschaft stiften wollen, deren Zweck

ist, sich ausschließlich das höchste Ansehen zu verschaffen: deren Oberhaupt ein Bursche ist, welcher eine Gewalt in seinem Orden ausübt, wie weiland der Jesuiten General in der Gesellschaft Jesu. So ungern es manche hören werden, muß ich doch die Wahrheit bekennen, und gerade herausſagen: daß akademische sogenannte Orden y), unsinnige Institute sind. Ich muß die Sache näher beleuchten.

Als ich hineintrat, las man mir die Gesetze vor, welche in gewisse Titel, z. B. von Schlägereien, vom Borgen und Bezahlen, vom Fluchen und Zotenreißen — abgetheilt waren. Die Sprache der Gesetze war äusserst legal, das ist, undeutsch und unverständlich. Da die Gesetze nach und nach gemacht sind; so fehlt es ihnen nicht an Widersprüchen, Wiederholungen und ganz unbrauchbaren Vorschriften. Doch das ist ja auch der Fall im Corpus juris und in mancher andern heiligen und unheiligen Sammlung von Gesetzen.

Ich erinnere mich noch an viele Gesetze des gedachten Ordens, wovon ich meinen Lesern einige der vornehmsten mittheilen will.

---

y) Orden sind bei Leuten, welche den Sprachgebrauch nicht verhunzen wollen, öffentliche Societäten, oder öffentliche Ehrenzeichen. Der Studenten-Orden aber ist eine geheime Gesellschaft, und niemand gesteht gern, daß er ein Mitglied davon ist: das ist contradictio implicita.

Der Zweck des Ordens ist, sich auf der Universität Ehre und Ansehn zu verschaffen, d. h. sich in solche Positur zu setzen, daß alle Studenten, ja selbst die Professoren und die Vorgesetzten sich vor den Herren Ordensbrüdern fürchten möchten.

Daher ist die engste Verbindung nöthig. Diese erfordert natürlicher Weise, daß kein Mitglied das andere beleidigen darf. Alle Beleidigungen, die vorfallen, müssen vom Senior geschlichtet werden. Ueberhaupt sind viele Gesetze da, welche Freundschaft, Verträglichkeit u. d. gl. gebieten. Da aber Freundschaft ein Ding ist, das sich nicht gebieten läßt; so giebt es im Orden immer so viele Disharmonien, daß gewiß stets Schlägerei seyn würde, wenn nicht andere prägnante Gründe Ruhe heischten.

Das Oberhaupt des Ordens ist der Senior, welchem die andern gehorchen müssen. Er hat ihnen zwar nur in Ordenssachen zu befehlen: da sich aber dahin allerlei ziehen läßt; so ist der Senior gleichsam der Herr der Mitglieder, und die Mitglieder sind, wenn er es verlangt, seine gehorsamen Diener. So wird man Sklave, um frei zu seyn!

Neben dem Senior ist noch ein Subsenior, der auch etwas zu sagen hat, vorzüglich in Abwesenheit des großen Moguls, ich meyne, des Seniors: dann

folgt das fünfte Rad am Wagen, — der Herr Sekretär.

Ordnung muß seyn: wer also gegen den Senior spricht, ihn schimpft, und sich seinen Befehlen freventlich widersetzt, wird ohne alle Gnade, wenns nämlich der Herr Senior befiehlt, aus dem Orden herausgeschmissen. An Satisfaction darf er nicht denken.

Die vom Senior angegebne Kontribution muß richtig bezahlt werden. Fügt es sich, daß Ausgaben zu einer Zeit vorfallen, wo nicht alle Glieder bei Gelde sind; so müssen die, welche Geld haben, vorschießen; das Vorgeschossene muß aber promt ersetzt werden, unter Strafe der Verbannung aus dem Orden.

Um die Kosten zu bestreiten, muß eine Kasse angelegt werden, welche unter der Aufsicht des Seniors steht, und worüber ordentlich Rechnung geführt werden muß.

Wenn ein Mitglied Händel bekommt; so muß er sich schlagen: doch aus guten Gründen, schlägt sich auch der Senior oder ein anderes Mitglied für ihn. Ueberhaupt müssen in diesem Fall die Glieder dafür sorgen, daß sie und nicht ihre Gegner in Avantage sind. Lieber eine Niederträchtigkeit begangen, lieber sich à la mode der Gassenjun-

gen herumgebalgt, als den Vortheil und die Ehre der Avantage aus den Hände gelassen.

Bei den Zusammenkünften muß der, an dem die Reihe ist, rechtschaffen aufwichsen: Geht aber die Zeche auf gemeinschaftliche Kosten; so zahlt jeder seinen Antheil, ausser dem Senior, der immer frei ist, weil er der Herr ist.

Eine Klugheitsregel hieß es: keine arme Verwachsene, Muthlose u. dergl. aufzunehmen. Der Orden hätte von diesen Menschenkindern keinen Vortheil, und nichts als Kosten, Schande und Verdruß. So soldatisch-anstabel dachten die Amicisten! —

Und von dieser Art waren die Regeln, oder die Gesetze des wohllöblichen Ordens der Herren Amicisten. Ihre Anzahl ließe sich noch stark vermehren, wenn ich nicht befürchten müßte, meinen Lesern zur Last zu fallen. Einige ihrer Gesetze waren aber doch gut, z. B. daß die Mitglieder fleißig seyn, die Kollegia nicht versäumen, nicht fluchen oder Zotenreißen sollten, u. dergl. Allein diese Vorschriften wurden nicht befolgt, vielmehr wurde in unsern Zusammenkünften geflucht und gezotologirt, wie auf keiner Hauptwache. — Die meisten andern Gesetze waren äusserst unsinnig und läppisch, z. B. die, über die Aufnahme, über das Zeichen, wodurch ein Glied sich dem andern entdecken konnte, über die Art, sich

zu grüßen, über das Einzeichnen in den Stammbüchern u. s. w. Herr Professor Isenflamm in Erlangen hat, wenn ich nicht irre, 1780 auf der dortigen Universität den Amicisten Orden zerstört, und ihre Gesetze drucken lassen.

Ich habe hernach mehrere akademische Orden kennen gelernt, und alle kamen in der Hauptsache mit einander überein: nur daß jeder seine besondern Geheimnisse, das heißt, seine besondern Zeichen und andre Alfanzereien vorgiebt. In Halle gab es einmal einen Orden der Inviolabilisten, und einen andern der Desperatisten. Wer dergleichen Namen hört, sollte meynen, das wären gewisse Secten oder Ketzereien, wie die Interimisten, Adiaphoristen, Antinomisten u. s. w., wenigstens könnte man leicht Unitarier in Polen und Unitisten auf Universitäten für eins halten.

Obgleich der Hauptzweck der Orden, vorzüglich nach einer neuern Einrichtung bei einigen, auf eine unzertrennliche Freundschaft und gegenseitige Beförderung hinauslaufen soll; so ist doch das Ding zuletzt lauter Wind oder kindische Speculation. Auf der Universität hindert oder verdirbt einer den andern, und hernach verabscheuen sie sich oft um so mehr, je mehr sie an Reife zunehmen, und nun den Nachtheil einsehen, der aus dieser Spiegelfechterei für sie entstanden ist. Herr Clemens in Hersfeld, wollte mich

vor fünf Jahren gar nicht mehr kennen, und doch war ich lange sein Ordensbruder gewesen, und hatte mich sogar einmal für ihn, oder doch wegen seiner, herumgebalgt.

Die übrigen Zwecke werden auch sehr selten erreicht. Ich habe selten gesehen, daß ein Ordensbruder vor andern Profanen einen Vorzug gehabt hätte: es geht ihnen, wie allen hochmüthigen Schwächlingen, die ihren Werth nicht von sich, sondern von Andern hernehmen wollen. Und dies gilt vom Innern, wie vom Aeußern. Mir sind Fälle bekannt, wo Ordensbrüder von sogenannten Profanen verachtet, derb ausgeprügelt und hernach mit Schande bestanden sind. Einmal hat sogar ein Herr Senior auf öffentlicher Straße beinahe alle Zähne verloren.

Für manchen Professor, Sprachmeister, Stiefelwichser, Schneider, Pferdeverleiher, Feldscherer, Gastwirth und Haarkrauseler haben die Orden allerdings Vortheile. Diese guten Leute — zumal die größten Fuscher darunter, stecken sich hinter angesehne Mitglieder derselben, und nun werden alle übrigen ihre Kunden. Die Beispiele davon sind freilich verhaßt; sie finden sich aber leider mehr, als zu viel.

Es ist wohl nicht zu hoffen, daß die Orden auf Universitäten durch die Kraft der Gesetze werden

vertilgt werden. Es sind immer einige angesehene und reiche junge Leute in denselben; und diese haben Anhang. Nun mag das Curatorium oder der Landesherr noch so scharfe Edicte wider sie ergehen lassen — man stellt wohl Untersuchungen an; aber die endigen sich mit Geldstrafen, und der Orden wird stärker, als zuvor. Auch hiervon hat man Beispiele die Menge.

Aber da doch der Schaden, welchen die Orden unter jungen Leuten stiften, unermeßlich ist: da diese Verbindungen die Jünglinge von Fleiß und Subordination abbringen: da sie ihnen aufreizende Grundsätze von Ehr' und Schande einflößen, dadurch sie einen Staat im Staate bilden lehren, unverträglicher machen und so gleichsam ein Bellum omnium contra omnes unterhalten: da sie sich einander auf Abwege führen, in Gefahren stürzen, und schändlich ums Geld prellen, und dabei auch nicht den geringsten wahren Nutzen aufweisen können; so wäre es durchaus der Mühe werth, ein Mittel auszusinnen, wie diese Art von Verbindungen könnte gestöhrt werden. Gesetze, Verbote, Strafen, Karcer und Relegation enthalten dies Mittel nicht; noch weniger die so häufig angewandten Geldstrafen: das hat die Erfahrung gelehrt. Es giebt aber doch eins dergleichen; nur ist hier der Ort nicht, davon weiter zu reden. Vielleicht liegt auch

den Akademischen Senaten wenig daran; diese sehen vielleicht aus ökonomischen Rücksichten gern, daß das Unwesen fortdaure. Wenigstens weis ich, daß Herr Isenflamm in Erlangen sich manchen von der Akademie daselbst zum Feinde gemacht hat, als er etwas unsäuberlich mit den hochlöblichen Herren Ordensbrüdern umgieng.

Aber genug von den Orden: ich habe vielleicht schon mehr davon gesagt, als mein Zweck mit sich bringt.

Neunzehntes Kapitel.

Weiber Sinn und Mondesschein
Können nie beständig seyn!

Die Universität Marburg habe ich einigemal besucht, und da sowol den Burschen-Komment als auch einige Gelehrte kennen gelernt. Die Universität war damals sehr schwach: sie hatte kaum 180 Studenten, deren Komment elend genug war, nämlich Burschikos zu reden. Die Studenten waren meist Landeskinder, und man hielt sie in gar strenger Zucht. Die Universität soll sich seit der Regierung des jetzigen Landgrafen merklich zu ihrem Vortheil vermehrt und verbessert haben. Dieses bestätigte mir vor kur-

zen noch Hr. Dambmann aus Darmstadt, den ich in Halle darüber gesprochen habe. Als ich von Gießen aus da war, machten die Marpurger Studenten eine Figur, wie ohngefähr die Schüler auf dem Hallischen Waisenhaus. Sie waren den Gießer Studenten nur darin ähnlich, daß sie derb Bier trinken und schnappsen konnten. In Kleidern gingen sie etwas galanter, als die Gießer; dafür wusten sie aber auch keinen Komment. Wir kommersirten einst — versteht sich ein Schwarm Gießer — in einem Gasthause zu Marburg. Einige Marburger sahen uns zu; wurden aber nicht eingeladen zum mitmachen. Wir sangen aus dem erbaulichen Liede ça donc ça donc folgende Verse sehr oft zur Erbauung der Herren Marburger:

Rien, Rien :,:
So spricht der dumme Teufel
Der noch nicht den Comment versteht.
Seht doch den dummen Marburger an,
Der noch nicht kommersiren kann!
Courage, Courage :,:
So spricht der Gießer Butsche
Der da recht den Comment versteht
Seht doch den Gießer Burschen an,
Wie er brav kommersiren kann!

Die Marburger hatten nicht das Herz, uns etwas übel zu nehmen: Vielleicht waren sie zu klug

dazu. Als wir sie fragten: wie ihnen unser Kommers gefallen hätte, und sie mit einem: sehr schön antworteten, sagte Bruder Henrici: „Ja, Ihr „müßt auch wissen, Ihr Marburger, daß die Gießer „den Komment erst recht verstehen. Das sind ganz „andre Kerls, als ihr! Schwerenoth, zu uns müßt „ihr kommen! Ein Fuchs bei uns weis mehr Kom„ment, als eure ganze Universität! Gott straf mich, „das ist wahr!“ — Die Herren Marburger lächelten und gingen ihrer Straße. Sie waren klüger, als wir.

In einigen Kollegien hospitirte ich, und besuchte auch selbst einige gelehrte, bei denen mich mein Vetter Böhmer, der Hofmeister bei Herrn von Breitenbach, einführte. Es waren die Herren Wyttenbach, Coing, Seip und Curtius.

Herr Curtius ist ein herrlicher Mann, so viel ich nämlich nach der kurzen Bekanntschaft urtheilen konnte. Er sprach sehr hübsch und gründlich über Litteratur und Philologie, und machte auch einige Anmerkungen über Herrn Schmid in Gießen, die mir baß behagten.

Coing ist ein finsterer Mann, so recht von der Mine eines Dorfschulmeisters: dabei ist er schröcklich orthodox, und im hohen Grade impertinent. Er hat auch allerhand geschrieben, aber niemand hat es lesen wollen. Die Titel seiner Bücher stehen im ge-

lehrten Deutschland; die Bücher selbst findet man stückweise bei den Gewürzkrämern.

Wyttenbach ist schon lange todt. Er war ein Mann, auf dem Calvins Geist dreifach ruhte: ich meyne den Geist der Intoleranz, der Rechthaberei und des theologischen Stolzes. Er war ein strenger Verfechter des herrlichen decreti absoluti, worüber er einige Streitschriften mit dem Abt Schubert geführt hat. Er war schon damals ein alter Mann, doch aber noch rüstig zu heiligen Katzbalgereien. Mit mir gab er sich auch ab, und disputirte de omnipraesentia carnis Christi. Ich sagte ihm zwar, daß ich selbst die Allgegenwart des Leibes Christi nicht glaubte, und bath ihn, sich nicht weiter mit seinen Argumenten zu bemühen. Aber wie? fuhr er auf, Sie glauben nicht omnipraesentiam, oder wie die Herren Lutheraner reden, ubiquitatem carnis domini? — So sind Sie auch nicht γνησιως ein Lutheraner.

Ich: Diese Lehre gehört gar nicht zur lutherischen eigentlichen Dogmatik: das ist eine scholastische Grille einiger Privatlehrer.

Er: Privatlehrer? Ist es nicht die Lehre der heiligen formula concordiae, die die Herren Lutheraner dem Worte Gottes an die Seite setzen?

Ich: Das kann ich nicht sagen: ich habe die Formula Concordiä noch nicht gelesen: aber das weis

ich, daß die Ubiquität so wenig Lehre unsrer Kirche ist, als das absolutum decretum eine wesentliche Lehre der Reformirten.

Er: Ei, sieh doch: absolutum decretum! Ja nun, wie mans nimmt! Aergert Sie das Wort absolutum decretum; das kann man aufgeben: aber die Sache ist doch certa sub limitatione richtig, und ein wesentlicher Artikel des Glaubens.

Nun folgte eine fürchterliche Erläuterung des Artikels von den göttlichen Rathschlüssen, wobei der alte Doctor so sehr in die Hitze gerieth, daß er seine Pfeife — darüber zerbrach. Dieser Zufall machte, daß er sich wieder erholte. Hernach ging der Lärmen von neuem los. Einigemal gedachte er des Sankt Calvins mit großen Lobsprüchen, nannte ihn einen frommen treuen Arbeiter im Weinberge Jesu u. s. w. Allein ich war dem Sankt schon seit langer Zeit spinne feind, weil ich die Hinrichtung des Servetus in Mosheims Geschichte schon zu Hause gelesen hatte. Ich nahm mir daher die Freiheit dem Herrn Doctor zu erwiedern: Calvin sey ein Mann von sehr hämischen, heimtückischen, erzboshaften Character gewesen, so ungefähr wie der Sankt Dominik oder sein Ebenbild Meister Hochstraten. Da fing Wyttenbach Feuer, vertheidigte den Calvin, und behauptete geradezu, daß man gotteslästerliche Ketzer, wie Servet, der die Trinität einen dreiköpfigen Cerberus ge-

heißen hätte a), hinrichten könnte. Calvin hätte recht gehabt.

Dieser Freund Wyttenbach hätte sich ganz vortreflich zu einem Ketzermeister oder Inquisitor geschickt. Hier will ich nur so im Vorbeigehen bemerken, daß man bei den Reformirten weit mehr Intoleranz und Geist der Verfolgung antrift, als bei den Lutheranern. Woher das kommen mag, weis ich nicht; es ist aber in der That so. Auch fand ich bei ihnen in der Pfalz immer mehr Rechthaberei und geistlichen Stolz, als bei den Lutheranern. Ich denke je spitzfündiger ein System ist, desto mehr

---

a) Nichts ist abgeschmackter, als wenn die Verfechter Calvins von Cervetus Gotteslästerungen was daher plappern! Cervet läugnete die Trinität; sie war ihm ein Non-Ens; wie konnte er sie also lästern? Oder warum verbrannte man nicht auch den Luther, als Blasphemanten, da er die Messe einen Drachenschwanz, Teufelopfer u. s. w. nannte? Hier ist ja alles relativer Ideenkrieg! Und wenn der liebe Gott selbst Philosoph genug ist, die Quergrillen der Menschenkinder über sich zu dulden: wer gibt denn uns Thoren das Recht, statt seiner zu züchtern, oder zu dominiciren? — Aber freilich, die Herren Feuer- und Schwerd-Apostel waren von jeher unausstehliche, stolzsüchtige Grillenfänger, die für ihre Rechthaberei und Verfolgungssucht keinen glänzenden Deckmantel finden konnten, als die Aufrechthaltung der Ehre Gottes, oder der — reinen Lehre.

Schulfüchserei, Schlupfwinkel, Ausflüchte, Rechthaberei, Intoleranz — desto mehr Sache der Phantasie, mehr Indolenz u. s. w. Da ich gegen alle Sekten so ziemlich gleichgültig bin: so wird man mir auf mein Wort glauben, daß ich nicht aus Partheisucht diese Anmerkungen herschreibe. Doch weiter!

Das erste Jahr hatte mein Wechsel hübsch zugereicht, und ich war um Ostern 1776 keinen Pfennig schuldig. Ich hatte zwar lustig gelebt, doch hatte ich meine Oekonomie so eingerichtet, daß ich mit meinem Bestimmten auskam. Auch hatte ich mir einige gute Bücher, unter andern die Bousset- Cramersche Historie, Mosheims Institutiones Hist. Eccles. majores, le siécle de Louis XIV. und einige andre angeschaft. Meine Mutter gab mir das Geld dazu her, und bezahlte mir auch den Italiänischen Sprachmeister.

Auf Ostern zog ich wieder nach Hause, meine Eltern zu besuchen, und beiher auch Thereschen zu sehen. Freilich sehnte ich mich nach ihr nicht mehr so sehr, als vorhin.

Mein Vater wollte jetzt durchaus, daß ich eine mal predigen sollte: ich lernte also eine auswendig: denn selbst konnte ich noch keine machen, hatte auch nicht Lust dazu, und hielt sie mit vieler Dreistigkeit in Möresfeld vor Bergknappen und Bauern.

Mein Vater hatte mir vor der Kirche zugehört, ohne daß ich es wußte, und war hernach ganz entzückt über meine Eloquenz; — nur meinte er, ich müßte künftig meine Predigten hübsch selbst ausarbeiten, und nicht, wie sonst die Herren, aufs Reiten legen. In der Folge habe ich zwar manche Predigt selbst gemacht; die meisten aber schrieb ich ab, und hielt sie. Ich glaubte das nämliche Recht zu haben, was ein Professor der Geschichte hat, welcher sie wörtlich abschreibt, und hernach seinen Herren Zuhörern dahin kanzelt.

Meine Therese bekam ich für diesmal nicht zu sehen: sie war in Manheim, und mir war die Lust vergangen, mich einem Wescher von meinem Vater dadurch aussetzen, daß ich dahin hätte fahren mögen. Weiber hatte ich auch ein anderes Mädchen kennen gelernt, welches mir meinen Aufenthalt zu Hause ziemlich angenehm machte. Verliebt in sie — bin ich wahrlich nicht gewesen, bin auch seit Theresens Zeiten es in keine mehr geworden, hab' gar hernach über die verliebten Thorheiten oft weidlich gelacht! Doch hatt' ich so mein Behagen an hübschen Gesichtern, aber auch blos an Gesichtern, d. i. am Körperlichen: denn für die Seelen der Weiber hab' ich von jeher blutwenig Respect gehabt. Es sind, so nach meiner Meinung, welche ich aber niemanden aufdringen will, die sich indeß schon von selbst in

der leidigen Erfahrung aufdringt — eitle, eingebildete, abergläubische, neidische Dinger, die gern wollen brilliren, die sich blos am Schein belustigen, in Kleinigkeiten Kabalen spielen, sich durch Nachäffung formen, keinen Karakter haben, Gottes- und Pfaffengunst durch geistliche Coquetterie zu erschleichen suchen, und wie's Wetter im April bald gut und sanft, bald stürmisch und tigermäßig grausam sind. —

Das ist so mein Glaubensbekenntniß vom lieben Frauenzimmer, wozu ich mir die Gründe aus der Erfahrung abstrahirt habe. Ich habe sie gesehen in vornehmen Zirkeln, und in Bufftellern: sie waren aber da wie dort: immer gleiche Gesinnungen, nur bestand der Unterschied in einigen Schattirungen, welche gröber und feiner sind, und die Frauenzimmer von Qualität von denen ohne Qualität unterscheiden. — Ja meine liebe Dame, daß es auch hierbei Ausnahmen gebe, weis ich; daß aber diese selten sind, weis ich eben so gut, als daß Sie sich zu diesen Ausnahmen rechnen werden, oder mein Buch mit Verachtung hinwerfen. Der größte Theil von Ihnen ist nun so!

Das Mädchen, von dem ich zuvor redete, hieß Lorchen, und war die Tochter eines ehrlichen Pfarrers, der in der Folge mein bester Freund geworden ist. Wenn ich nicht das Unglück gehabt

hätte, welches ich weiterhin berichten werde; so wäre ich längst Pfaffe, und Lorchen wäre meine Frau geworden. Aber so wollte mein Miszeschick das nicht. Und wenn ichs so recht bedenke, ärgere ich mich auch darüber nicht. Wer weis, wie unglücklich ich mich mit meiner Familie noch gemacht hätte! Zum Pfaffen war ich verdorben, und würde gewiß über kurz oder lang wegen Ketzerei seyn kassirt worden. Wenn ich also im Unglück bin — und ich bin meiner Meinung und meiner Empfindung zu Folge nicht ganz darin — so bin ich allein darin.

Ich habe bei meiner Biographie gar den Zweck nicht, dem Leser eine mitleidige Thräne abzulocken, und dem Publikum so was vorzuwinseln: nein, meine Begebenheiten sollen nur den Beweis erneuern: „daß man bei sehr guter Anlage und „recht gutem Herzen ein kreuzliederli„cher Kerl werden und sein ganzes Glück „ruiniren kann." Da wird nun vielleicht Mancher, der das liest, vorsichtiger in der Welt handeln, damit er nicht auch anrenne, wie ich angerennet bin!

Der Pastor Neuner besuchte uns fleißig in Wendelsheim, und da ich mehrmals Gelegenheit hatte, mit ihm allein zu sprechen; so ermangelte er nicht, mir vorzustellen, daß es bald Zeit wäre, das große Vorhaben des Katholischwerdens auszuführen.

Er erſchrack aber nicht wenig, als er hörte, daß ich den Lehren, welche ich ſonſt für gewiß zu halten ſchien, jetzt geradezu widerſprach, und mit Gründen dawider diſputirte. Ich hatte nämlich nach dem Manuale controverſiarum Becani auch das Buch von dem verſtorbenen Gießer Kanzler Pfaffen: Réponſe aux douze lettres du R. P. Scheffmacher geleſen, und war dadurch in den Stand geſetzt worden, den Katholiſchen Kirchenplunder etwas richtiger zu beurtheilen.

Ich fand damals Wohlgefallen an dergleichen Kontroverſen, und diſputirte gern: hernach aber, als ich in Abſicht der ganzen heiligen Religion andere Gedanken bekam, verlohr ich auch die Luſt, dogmatiſche Kontroversbücher zu leſen: doch haben mir die Hiſtörchen dieſer Katzbalgereien immer gefallen, und gefallen mir noch.

Mein Paſtor Neuner richtete alſo nichts bei mir aus, und gab ſchon die Hoffnung halb auf, daß ich mich jemals bekehren würde. Freilich ſtellte er mir vor, daß ich nun ein haereticus formalis wäre, und wenn ich ſtürbe, ſchlechterdings, ohne allen Pardon ſchides d. i. verloren gehen müßte.

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Mäuſekrieg in Gießen!

Auf den Neujahrstag 1776 war Freund Ouvrier Rector der Univerſität geworden. Er verwaltete ſein Rectorat nach gewiſſen Grundſätzen, die ihn äuſſerſt verhaßt machten, und ihm manches pereat zuzogen. Der Kanzler Koch haßte ihn aus vielen Urſachen, vorzüglich wegen ſeines Schwiegervaters, des Geheimen Raths Miltenberg zu Darmſtadt. Herr Schmid ſagt zwar in der dickbelobten Apologie: Miltenberg ſey immer ein vorzüglicher Freund und Gönner von Kochen geweſen; das iſt aber mit Herrn Schmids Erlaubniß, nicht wahr: wenigſtens haßte Koch im Jahr 1776 den Geheimen Rath Miltenberg von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe, und aus allen ſeinen Kräften, und hielt dieſen Haß für ſein erſtes und gröſtes Gebot. Freilich ſehr unevangeliſch; aber Herr Koch iſt nicht ſehr orthodox, was die Moral betrift — wie das gewöhnlich der Fall bei vielen Orthodoxen iſt! — In der Dogmatik iſt er allerdings rechtgläubig, geht aber nicht in die Kirche, als am Neujahrstage, wenn der neue Rector in der Kirche inaugurirt wird.

Von den übrigen Professoren waren nur wenige dem guten Ouvrier geneigt, und so war er als Rector nicht in der besten Lage.

Im Frühlinge dieses Jahres kam der Bruder des regierenden Herzogs von Würtenberg durch Giessen, mit seiner Tochter, die für den Russischen Großfürsten zur Gemahlin bestimmt war. Der Herzog logirte über Nacht im Posthause. Die Studenten wußten das vorher, und machten Anstalt zu einer Serenade, so gut man dergleichen in Giessen haben kann. Die Gießer Hautboisten, die sich freilich unter Meister Wittichs Anführung, wenig über gemeine Bierfiedler erheben, wurden in Beschlag genommen; und damit alles recht feierlich herginge, wurden Pechfackeln bestellt, für jeden ein Paar. Der Herr Rector wußte um alles, und ließ uns machen, bis an dem Tage, für den die Serenade bestimmt war. Da erschien plötzlich des Nachmittags um drei Uhr ein Edict am schwarzen Bret unter dem Rubrum: Rector Universitatis Ludovicianae cum Senatu a), worin den Studenten durchaus verbothen wurde, der Prinzessin von Würtens

a) Wie ist aus guten Gründen das cum Senatu immer als ein Schnitzer vorgekommen. Die Römer schrieben: Senatus Consulo C Fannio et C. Massala. Doch man muß das nicht so genau nehmen.

berg Musik zu bringen: sonst möchten sie Musik bringen, wem sie wollten: man wolle ihnen ihre Gerechtsame nicht schmälern.

Die Studenten lasen den Anschlag: viele geriethen darüber in Furcht, weil Meister Ouvrier dabei gesetzt hatte: sub poena relegationis in perpetuum [b]; allein die Entrepreneurs der Serenade, Herr Lang aus dem Nassauischen und Herr Bohy aus Mümpelgard setzten auf dem Billard, wo eine Zusammenkunft war, fest, daß das infame Hundsfötter, Drastika und Laxierpillen seyn sollten [c], die sich an des Röckels Befehle kehren würden: wer ein rechtschaffner hessiger Bursch wäre, käme auf den Abend, das Trifolium, den Rector und die verfluchten Pedelle Möser und Stein tief zu periren! — Das war das conclusum, welchem streng nachgelebt wurde. Ich selbst hatte viel zu läppische Begriffe von akademischer Freyheit, als daß ich diese Gelegenheit nicht hätte ergreifen sollen, mich zu zeigen, und übernahm eine Adjutanten Stelle. Gegen Abend versammelten sich alle Bursche auf dem Kirchenplatz, und nach acht Uhr warteten wir dem Her-

---

b) Meinen lateinischen Lesern, die nicht auf Universitäten gewesen sind, muß ich sagen, daß das akademisches Latein ist. Freilich stehts so nicht im Cicero.

c) Gießische Studenten-Terminologie.

zog mit der Serenade auf. Er schien mit dieser Achtung gegen ihn ausserordentlich zufrieden zu seyn, und dankte nebst der Prinzessin sehr höflich. Auch ließ er im Posthause so viel Wein auftischen, als uns zu trinken beliebte. Da die meisten ohnehin schon beinahe zu viel hatten; so kam es jetzt dahin, daß der ganze Haufen sehr bezecht wieder abzog.

Auf dem Kirchenplatz wurden die übrigen Fakeln und Fackelstummel verbrannt, der akademischen Freiheit ein Vivat und den Unterdrückern derselben ein helles Pereat geschrieen. Sofort wurde das schwarze Bret, woran das Edict geheftet war, herabgerissen, in Stücken zerschlagen und ins Fackelfeuer geworfen. Das war nun das völlige Signal zum Tumulte. Die ganze Nacht ging der Spektakel nach Panduren Art fort, bis an den hellen Tag: der arme Eulerkapper mußte schrecklich herhalten: dem Schuster Wanwich *) wurde das Haus gestürmt, und alle Fenster eingeschmissen. Dem Rector erscholl manches wilde Pereat.

Den andern Tag früh setzten sich die Hauptanführer Lang und Bohy zu Pferde, und ritten nach

---

*) Das war ein sogenannter Pietist oder Separatist in Giessen, der immer betete; aber auch alle Jahr wenigstens ein Hurenkind fabricirte. Die Studenten züchtigten ihn aber auch dafür ganz separat.

Butzbach, wo damals Herr Koch sich auf dem Landtage aufhielt. Sie stellten vor, was geschehen war. Koch ermahnte sie zur Ruhe, und versprach ihnen Genugthuung, und wenn auch der höllische Satan Rector wäre. Das waren seine eignen Worte.

Obgleich die Hauptanführer nicht in Gießen waren, so fehlte es doch nicht an solchen, welche den Aufruhr verbreiteten und unterhielten. Kein Mensch wollte weiter ins Kollegium, bis nach ausgemachter Sache. Der Rector ließ in aller Eile wieder ein schwarzes Bret verfertigen, ermahnte zum Frieden, und hielt ein Concilium, worauf sich Lang und Bohy, die jetzt von Butzbach zurück waren, mit aller möglichen Insolenz und Grobheit vertheidigten. Herr Ouvrier wurde nun noch mehr aufgebracht, und da er sich von Darmstadt aus Unterstützung versprach; so ließ er die Relegation der beiden Anführer anschlagen: den Andern wurde die Carcerstrafe zuerkannt. Aber nun gings auch vollends los. Den folgenden Tag sahe man an verschiedenen Orten der Stadt Zettel angeheftet, worin von Seiten der Burschе verbaten wurde, in ein Collegium zu gehen, und wer hineinginge, bekam nicht nur die allerschönsten Beinamen, sondern man wollte ihn auch mit der Hundspeitsche begrüßen, und er sollte ein blamirter Junge seyn und bleiben. Das schwarze Bret litte abermals Noth. Ich selbst beging zu der Zeit den dummen

Streich, mich an meinem Freunde und wahren Gönner, dem Bergrath Böhm zu versündigen. Er las von 8 bis 9 die Metaphysik, welche ich sonst selbst hörte. Nun wollte ich doch sehen, ob welche da wären, und fand ohngefähr vier oder fünf Zuhörer, welche vielleicht vom Interdict nichts wissen mochten. Diese preschte ich mit starken Worten heraus, und machte solchen Lärmen, daß der Sohn des würdigen Mannes, Herr Assessor Böhm, dazu kam, und mir meine Impertinenz verwies. Aber da war für dasmal weder Gefühl noch Besinnung: ich antwortete grob, und das Kollegium ward leer. Nachher hab ich mich freilich geschämt, und beide um Verzeihung gebeten: allein der dumme Streich ärgert mich noch bis auf die heutige Stunde.

Ouvrier hielt von neuem ein Concilium; woran aber nur wenig Professoren Theil nahmen, und bestätigte die zuerkannten Strafen. Dies war Oel ins Feuer gegossen: es empörte noch mehr.

Aber warum verfuhr denn Herr Ouvrier so? Man muß wissen, daß er ehemals Lehrer der fürstlichen Kinder in Darmstadt gewesen war, und folglich auch die erste Gemahlin des Russischen Großfürsten unterrichtet hatte. Nun schien es ihm nicht recht zu seyn, daß man im Darmstädtischen zu eben der Zeit, wo man noch über den Tod jener Fürstin trauerte, Freude über derselben Nachfolgerin feierlich beweisen

wollte. Das war so seine Empfindung, und da glaubte er denn durchzudringen. Beiher rechnete er auch auf den Beistand seines Schwiegervaters, und ärgerte sich, daß sich die Bursche an den Kanzler gewandt hatten, und ihm auf dem Concilium grob begegnet waren: und so beging er eine Uebereilung, welche ihm so viel Unlust und so wenig Ehre gebracht hat.

Nachdem man gewiß war, daß Lang und Bohy relegirt waren; so versammelten sich alle Studenten auf den größern Plätzen in Gießen, und berathschlaagten, was zu thun wäre. Kurz, es wurde einhellig beschlossen, auszuziehen, und sich auf die Dörfer zu begeben, bis man Genugthuung erhalten hätte.

Der Rector bath den General von Rothberg und den Obristen Zangen um einige Patrouillen, welche den Skandal stillen sollten, den die Studenten durch ihr wildes Herumlaufen und Toben auf den Straßen erregten. Aber die Herren erwiederten: „die Sache ginge sie nichts an: die Studenten „vertheidigten ihre Rechte, und darin könnte man „sie nicht stören.“

Gegen ein Uhr ging der Zug zum Thor hinaus, und keine zehn Studenten blieben in dir Stadt. Die Hautboisten bließen vorn weg, und dann folgten die Bursche. Viele hatten sich mit Kienruß große

Bärte in die Gesichter gemalt, und trugen Husarenpelze, und große Husarensäbel, welche sie von den Gießischen Husaren geborgt hatten. Sie saßen zu Pferde, und machten die Anführer, Schließer und Adjutanten. Ich schloß den ganzen Zug, und hatte mich so verstellt und verkienrußt, daß mich niemand erkennen konnte.

Auf dem nächsten Dorfe wurde Halt gemacht, gezecht, dann auf ein anderes marschirt, und dabei alle mögliche Possen verübt, wie man leicht denken kann.

Am andern Morgen kamen Lang und Bohy von Butzbach, und verkündigten uns den nähern Willen des Kanzlers. Er würde, so hieß es, uns vollkommene Satisfaction schaffen: keinem Menschen sollte ein Haar gekrümmt werden; nur sollten wir ruhig nach Gießen zurückkehren, und das Lärmen einstellen. Auf diese Versicherung bezogen wir wieder die Stadt; aber die Gährung dauerte noch über acht Tage fort, so daß auch kein Professor Kollegien lesen konnte. Der Kanzler machte indeß einen Bericht nach Pirmasens an den Landgrafen — nach seiner Art — worin er das Vergehen der Studenten entschuldigte; hingegen den Rector als die einzige Ursache des Tumultes, und des Schadens und Schimpfes für die Universität schilderte. Auf diesen Bericht wurde der Rector sogleich abgesetzt, und sein

Amt auf den D. Bechtold übertragen. So endigte sich dieser Mäusekrieg; aber die Katastrophe zog dem verschwärzten Herrn Ouvrier ein Gallenfieber zu.

Herr Schmid will in seiner Apologie die Schuld dieser Absetzung ganz vom Kanzler Koch abwelzen, und sie blos dem damaligen Präsidenten Herrn von Moser zuschieben. Dieser war zu der Zeit zwar auch in Butzbach; allein wie sollte der Herr von Moser, der niemals in Gießen gewesen war, der den Rector nicht kannte, und von der Verfassung der Universität nichts wußte, an den endlich kein Deputirter geschickt war, der mit keinem Studenten gesprochen hatte: der ferner in der Sache nicht einmal berichten konnte, da das Ding dem Kanzler oblag; wie sollte, frage ich, dieser Mann dem Landesherrn den Vorfall berichtet, und ganz allein, wie Herr Schmid vorgiebt, so berichtet haben, daß darauf ein Mann gestürzt wäre, der ihn nie beleidiget hatte? — Wer das alles überlegt, und das vorsichtige bis zur Grillenfängerei behutsame Verfahren des Herrn von Mosers kennt, der muß das Vorgeben des Herrn Schmids ungegründet, das Meinige hingegen nicht nur wahrscheinlich, sondern beinahe ausgemacht gewiß finden.

Was aber für ein schiefes Licht aus dieser verzerrten Geschichte auf den Karakter des Herrn Kanz-

lers falle, mögen andre beurtheilen. Mich geht das hier weiter nicht an.

Unter Bechtolds Regierung blieb der Zustand der Gießer Universität ziemlich ruhig. Man ging vorsichtiger zu Werke, und die akademischen Kinder hatten, für ihr Theil, nun einmal ausgetollt! —

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Wer zu Hause nicht klug ist, ist es in der Fremde auch nicht.

Lange hatte ich den Wunsch genährt, die ihres Kommerts wegen hochberühmte Universität zu Jena kennen zu lernen. Diesen Wunsch befriedigte ich im Herbst 1776. Ich machte mich auf, nachdem ich meinen Wechsel schon in der ersten Frankfurter Meßwoche erhalten hatte, und wanderte ganz allein zu Fuße dahin. Meinen Weg nahm ich über Grünberg, Alsfeld, Hersfeld, Eisenach, Gotha, Erfurt und Weimar. Ich wählte mit Fleiß diesen Weg, um einige Städte mit zu besehen, welche mir schon aus Beschreibungen bekannt waren.

Auf dieser Fahrt hatte ich nun so recht Gelegenheit, die niedere Klasse der Einwohner dieser Länder kennen zu lernen, eine Klasse, welche ich immer so

gern kennen lernte. Im Hessenkasselschen hatte ich hierzu vorzüglich Gelegenheit. Ich merkte es gar zu genau, daß ich in ein Land kam, wo ziemlich überspannte Grundsätze herrschten. Die Bauern waren durchaus arme Leute, und eben damals hatte der verstorbene Landgraf seine Unterthanen nach Amerika verhandelt. Da liefen einem die halbnackten Kinder nach, baten um ein Allmosen, und klagten, daß ihre Väter nach Amerika geschickt wären, und daß ihre armen verlaßnen Mütter und ihre alten abgelebten Großväter das Land bauen müßten. Das war ein trauriger Anblick! Dergleichen empört tausendmal mehr, als alle sogenannten aufrührerischen Schriften: jenes ergreift und erschüttert das Herz; diese beschäftigen meist blos den Kopf. Aber von diesen will man nichts wissen, um jenes desto ungestöhrter treiben zu können — wie wenn es nicht weit aufrührerischer wäre, aufrührerisch zu regieren, als aufrührerisch zu schreiben, zumal, da dieses größtentheils eine Folge von jenem ist! Ist das consequent? — Ist es im Ganzen klug, den Thurmhütern und Nachtwächtern das Lärmenmachen über Brand und Einbruch zu verbieten? Heißt das für das öffentliche Wohl besorgt seyn? — Einsichtige, väterliche Regenten denken hierbei weit vernünftiger: man überdenke die Regierung Friedrichs des Einzigen! —

Ich gab soviel von meiner Baarschaft her, als ich entbehren konnte. Ich sprach in allen Hessischen Schenken ein, und hörte da nichts als Klagen und Verwünschungen. Ich stehe dafür, wenn ein Fürst zu Fuße und unbekannt eine Reise durch seine Länder vornähme: es würde manches geändert werden; aber so sitzen die guten Herren in Schlössern und in Zirkeln, wo Noth und Armuth fremde Namen sind; und da lernen sie die Beulen und Wunden nicht kennen, an denen ihre armen Unterthanen krank liegen.

Ganz anders sieht es im Gothaischen und Weimarschen aus und noch besser im Erfurthischen. Zu Erfurth selbst lernte ich einige Studenten kennen, welche aber meinem damaligen Geschmack weit weniger entsprachen als die Marburger. Ich hospitirte auch in den Vorlesungen zweier Professoren, des Paters Grant — nicht le Grand, wie Herr D. Bahrdt schreibt — und des Professors Froriep, welcher damals schon allerlei Spectakel und Händel machte. Herr Grant hat mir sehr gefallen: er las Physik. — Der Herr Froriep behagte mir gar nicht. Gern hätte ich auch einen katholischen Theologen hören mögen; aber da war niemand, der mich in ein solches Auditorium hätte führen können, oder wollen. Das Hospitiren ist überhaupt in den katholischen Theologischen Horsalen gar nicht Mode.

Zu Jena kam ich gegen Abend an, und trat im halben Mond ab. Da ich hier gar keine Burſche antraf, ließ ich mich nach dem Abendeſſen auf den Fürſtenkeller führen, wovon ich ſchon vieles gehört hatte. Ich fand da einen ganzen Haufen Studenten, welche mir alle unbekannt waren. Ich forderte Bier, und rauchte meine Pfeiffe an. Ein Student trat zu mir, und fragte; Der Herr iſt gewiß Burſch?

Ich: Natürlich!

Er: Woher? — von Halle?

Ich: Nein, von Gießen!

Er: Das iſt brav: wie iſts denn in Gießen? Alles noch flüchtig?

Ich: O ja, fidel!

Er: Recht ſo!. Wollen Sie hier bleiben?

Ich: Nein, ich will mich hier nur beſehen.

Er: Schön! — Hier können Sie den Komment recht lernen. Sapperment! Sie werden die Reiſe nicht bereuen!

Ich: Das glaub ich auch: hab' immer viel vom Jenaiſchen Komment gehalten!

Er: (nimmt ſeinen Krug) à bonne!

Ich: (gleichfalls mit dem Krug). Schmollis! Ich empfehle mich deiner Freundſchaft, heiß Laukhard, und bin aus der Pfalz.

Er: Gleichfalls: heiße Kröber, und bin aus der Pfalz *). — Also Landsleute: Pardiö! das ist ja exellent! Komm Bruder, setz dich hieher! — Nun hatte ich schon Einen Bruder in Jena, aber noch ehe ich den Fürstenkeller verließ, zählte ich derer über zwanzig. Die Bursche wetteiferten, mir nach ihrer Art Höflichkeiten zu bezeugen.

Man muß es den Jenaischen Studenten lassen, daß sie alle sehr freundlich gegen Fremde sind, und die Gastfreiheit in einem hohen Grade ausüben. Das findet in Halle und Erlangen wenig und in Göttingen gar nicht statt. Zu Mainz, Heidelberg, Strasburg, Fulda und Würzburg ist auch nicht ein Schatten von akademischer Gastfreiheit. Die Gießer kommen den Jenensern darin am nächsten. Vielleicht trägt die Wohlfeilheit des Unterhalts zu Jena und Gießen vieles dazu bei; doch scheint mir der Hauptgrund in den Gelagen zu liegen, welche auf den gedachten Universitäten mehr oder weniger im Gange sind. Gelage machen herzliche Freundschaften, wenigstens auf einige Zeit; und herzliche Freundschaft erzeugt Gastfreiheit. „Freude läßt uns unsere „Nebenmenschen im vortheilhaften Lichte erscheinen: „sie mache wohlwollend und zutraulich, öffnet das

*) So macht man die akademische Brüderschaft!

„Herz und besonders den jugendlichen Busen für „Freundschaft und Liebe. Niemand, als der Fröh„liche, ist bereitwilliger, Fehler zu verzeihen, Freund„schaften zu schließen, selbst seine Geheimnisse Andern „zu vertrauen. Daher sind Heiterkeit der Seele, „und Gemüthsruhe, wegen der wohlwollenden Ur„theile und Gefühle, die sie für Andere in uns er„wecken, die reichhaltigsten Quellen der gesellis„gen Tugend!" So schreibt Hr. Prof. Maaß in seinem Versuch über die Einbildungskraft (1792.) S. 160: ein Versuch, der, nach meiner Einsicht, in der Hand eines jeden Psychologen, Aesthetikers und Pädagogen seyn sollte.

Als die Jenaischen Studenten hörten, daß ich im halben Mond logirte, untersagten sie mir, länger dort zu bleiben, und einer von ihnen both sich sogleich an, mich in seiner Wohnung so lange aufzunehmen, als ich in Jena verweilen würde. Ich nahm dies an, und wohnte jetzt in der Läuterstraße bei einem Becker, aber so schrecklich hoch, daß mir allemal die Beine wehe thaten, wenn ich die Treppen stiegen mußte.

Der Ton der Jenenser behagte mir sehr: er war blos durch mehrere Roheit von dem der Gießer unterschieden. Der Jenenser kannte — wenigstens damals — keine Komplimente: seine Sitten hießen Petimätetei, und ein derber Ton gehörte zum rech-

ten Komment. Dabei war der Jenenser nicht beleidigend grob, oder impertinent; vielmehr zeigte sich viel Trauliches und dienstfertiges in seinem Betragen. Ich habe hernach den viel feinern Ton in Göttingen, und den superfeinen Leipziger kennen gelernt: da lobe ich mir denn doch meinen Jenischen. Vielleicht war mein Geschmack verdorben, und zu sehr an gröbere Speisen gewöhnt: aber bei dem allen scheint es doch der Sache angemessen zu seyn, daß der Student auf Universitäten sich, so viel er kann, von allem verzärtelten und verfeinerten Wesen abhalte. Dieses hat sichtbare böse Folgen, wie es bei einer andern Gelegenheit erhellen wird, nämlich da, wo ich das glänzende Elend der Studenten zu Leipzig beschreiben werde.

Man hatte mir schon gesagt, daß Schlägereien in Jena häufig vorfielen: und in der That fand ich, daß es gar leicht war, in Händel zu gerathen. Sie wurden zwar mit dem Degen ausgemacht; da aber immer für gute Sekundanten gesorgt wurde; so waren die Balgereien selten gefährlich. Doch ist noch vor ohngefähr zwölf Jahren ein gewisser Baron von Herstal auf der Nasenmühle erstochen worden *f*).

f) Dieser Vorfall machte, daß der Besuch der genannten Mühle den Studenten verboten wurde.

Seit kurzem sollen jetzt in Jena alle Duelle durch eine recht artige Konvenienz der Studenten selbst abgeschaft seyn. In Kiel soll man etwas Aehnliches vorhaben. Auch soll der Herzog von Weimar, dieses edle Muster aller Humanität an einem Fürsten, sich auf die liberalese Art bemühen, die Denkungs- und Lebensart der Studenten zu Jena so zu modificiren, daß die akademische Freiheit auf eine angemessene Art dabei bestehen könne. Heil diesem Vater seiner Länder!

Die Professores lasen damals gerade nicht, weil die Ferien eben angegangen waren. Doch besuchte ich den Professor Danovius, dessen Dogmatik, im schwerfälligsten Latein, ich schon in Gießen gelesen hatte. Der Mann war sehr zurückhaltend, und wollte nicht recht mit der Sprache heraus, als ich mit der Weisheit hervorplatzte, die ich aus Crellius Buch geschöpft hatte. Er sagte mir, das Lesen der Schriften von Socinianern sey sehr verführerisch, und einem jungen Menschen höchlich zu misrathen. Als ich ihn bath, mir ein Buch anzugeben, worin des Socinismus vollkommen widerlegt, und die Lehre von der Trinität und der Satisfaction hinlänglich bewiesen wäre, bedaurete er, daß er mir keine Schrift von der Art anzeigen könnte, weil man nicht so wohl auf die Lehre selbst, als vielmehr auf den Beweis der kirchlichen Bestimmungen gesehen hätte. Doch

empfahl er mir Reusch's Introductio in Theologiam revelatam. Ich habe zwar hernach dieses Buch auch gelesen: aber da ich schon weiter mit meinem System gekommen war, und es damals schon durch Tindals bekanntes Buch „Erweis, daß „das Christenthum so alt ist, als die Welt" berichtiget hatte; so konnte keine Erläuterung und Modifikation eines so genannten Geheimnisses bei mir weiter Statt finden.

Damasius empfahl mir vor allen Dingen das Studium der alten Sprachen und der Geschichte, sonst meinte er, könne aus allem Studiren nichts werden, auch aus dem Theologischen nichts. Dieser rechtschaffene Mann hat nachgehends, weil er sein Hauskreuz nicht länger tragen konnte, sich in der Saale ersäuft!

Meine Freunde suchten mir meinen Aufenthalt so angenehm zu machen, als sie vermochten. Die Dörfer Ammerbach, Lichtenhein, Löbstädt, Ziegenhein, wie auch die Mühlen, hab ich in ihrer Gesellschaft fleißig besucht: auch in der Oelmühle in einer Bataille mit den Gnoten derbe Kopfnüsse davon getragen. Auf der Schneidemühle und in Wenig-Jena habe ich einige unsaubere Nymphen angetroffen, welche den Beutel, die Gesundheit und die Sitten der Jünglinge so schändlich verwüsten. Damals war eine gewisse Hanne in Wenig-Jena, der

ein Student die Ehe durch einen schriftlichen Aufsatz versprochen hatte. Seine Kameraden mochten seine Reue darüber wissen, und um ihn zu beruhigen, stürmten sie nach seinem Abzuge das Haus der Dirne, und zwangen sie, den Aufsatz heraus zu geben. So war also das Mädel geprellt! —

Wenn ich dächte, daß es etwas fruchten würde, so erzählte ich in einem eignen Kapitel einige auffallende Beispiele von Mädchen, auch sonst nach ihrer Art recht guten Mädchen, die von leichtsinnigen Studenten auf den Universitäten durch Eheversprechungen an der Nase herumgeführt, hernach vom Pöbel beklatschet und endlich unglücklich geworden sind. Ich habe in der langen Zeit, die ich unter Studenten verlebt habe, eine solche Menge von dergleichen Beispielen erfahren, daß ich wohl eine ganze Chronik damit füllen könnte. Aber was würde eine Nachricht der Art nutzen? Mannsüchtige Mädchen werden sich so lange anführen lassen, als es noch neugierige Verführer und wollustgierige Wüstlinge geben wird: und an diesen fehlt es niemals.

Den Orden der Amicisten fand ich auch in Jena im besten Flor: er behauptete damals den Vorzug auf der ganzen Universität, und bestand vorzüglich aus Moselanern. Die Ordensbrüder hielten sich aber jezt stille, weil kurz vor meiner Ankunft eine Untersuchung wider sie ergangen war. Die Mosel-

langen waren zu der Zeit die angesehnsten Bursche, wenigstens die fideelsten, welche das meiste Bier soffen, und am wenigsten ins Konvikt gingen. Dieses ist ein herrschaftlicher Freitisch, den aber auch solche benutzen, die den Freitisch nicht haben, und doch einen wohlfeilen Tisch suchen müssen. Es ist sonderbar, daß der Jenenser die Studenten, welche das Konvikt besuchen, nicht für voll ansieht. Der Student an allen Orten verachtet zwar keinen wegen seiner Armuth; aber so recht leiden er es doch nicht, daß ein Armer, um wohlfeil durch zu kommen, die Mittel benutzt, welche auf den Universitäten für Unbemittelte dazu da sind. So gilt einer, der in Halle das Waisenhaus, in Jena das Konvikt, in Heidelberg die Sapienz besucht, schon darum etwas weniger. Lieber verzeiht mans, daß einer Schulden mache, und die Philister prelle. Ich glaube dies rührt von dem Contrast her, den man nach einem gewissen Würdigungsgefühl der Studenten zwischen einer liberalen Jovialität und der Scheinheiligkeit oder dem sonderbaren abgeschmackten Wesen antrift, dessen sich die Benefiziaten befleißen müssen, um zu dergleichen freilich ohnehin sehr kümmerlichen Anstalten nur Zutritt zu haben. Der größte Theil dieser Dürftigen sind armer Prediger, oder Schullehrer Söhne, deren gerader, offener Sinn schon durch den Druck der Dürftigkeit zu Hause verstimmt, oft gar zur

Unempfindlichkeit gegen herabwürdigende Behandlungen, oder zu allerhand Tücken, Schleichwegen, und Niederträchtigkeiten verwöhnt, und deren Ehrgefühl eben darum größtentheils abgestumpft oder gar erstickt ist. Geht es ihnen hernach auf der Universität nicht besser: wie werden sie den Ekelnamen und der damit verknüpften Verachtung entgehen können? — Das eine erzeugt das andere! Und doch sind diese beinahe durchgängig diejenigen, denen man die Erziehung und Bildung der künftigen Generationen in Kirchen, Schulen und anderwärts anvertraut! Aber unsere Zeiten sind finanzlos, und das Wohlfeilste hält man fürs Beste! —

Außer der Mosellaner Landmannschaft spielten die Liefländer und Mekkenburger eine ansehnliche Rolle. Die Landeskinder waren wie überall, wo sehr viel Fremde sind, und das Land klein ist, am wenigsten geachtet. Die Nähe oder die Aufsicht der Eltern hält sie etwas knapp: sie können also nicht so recht mitmachen, und dadurch sinkt ihr Ansehn. Auch wirkt hier das Vorurtheil, nach welchem man von extensiver Größe auf intensive schließt — von Menge auf Werth. —

Es hat auch jemand, als ich in Jena war, für den medicinischen Doktor disputirt; aber so elend, wie ichs schon oft gesehn und gehört habe. Kochs Hannchen — denn so hieß sie — hab ich damals

zwar nicht gesehn; wohl aber viel von ihr gehört. Sie fing um diese Zeit schon an, gemeinnützig zu werden.

Noch etwas von Jenischer Policei! Es war den Schenken verboten, nach zehn Uhr in der Stadt Bier und dergleichen herzugeben. Wenn nun die Bursche beisammen saßen, und nach zehn Uhr bleiben wollten — und das wollten sie immer, — so ließ sich ein jeder so viel Bier geben, als er zu trinken gedachte, zwei, drei und mehr Stübchen: hernach konnte ihn doch niemand zwingen, eher wegzugehen, als bis er sein Bier ausgeleert hatte! Und so saß er dann bis nach Mitternacht. Fürs hineinkommen in sein Quartier durfte er nicht sorgen: die Häuser standen meistens die ganze Nacht über auf. Die Aufwärterinnen sind eben darum in Jena mehr geplackt, als auf irgend einer Universität. In Göttingen sind sie es am wenigsten. — Ein Maaßstab der Cultur im Kleinen!

Nachdem ich ohngefähr drei Wochen in Jena zugebracht hatte, trat ich meinen Rückweg an. Zu Weimar sprach ich den Hofrath Wieland, oder vielmehr, ich sah ihn nur: denn kaum hatte ich und ein Liefländer Platz genommen, als ein Fremder sich anmelden ließ, welcher allein den Diskurs fortführte. Ich habe seinen Namen vergessen: es war aber einer von denen, die von sich so sehr eingenommen sind,

daß sie niemanden als sich selbst gern reden hören. Ich war aber doch froh, daß ich nun den herrlichen Wieland in Person kannte! — Groß und berühmt zu seyn, ist indeß doch etwas Lästiges: jeder will davon participiren auf diese oder jene Art: und so ist ein solcher Mann selten ganz Herr von sich und dem Seinen, am wenigsten von dem ungestöhrten Gebrauch seiner Zeit. Jeder Eingriff in dieselbe, ohne vollgültigen Ersatz, sollte man aber billig für eine Sünde wider den heiligen Geist halten.

Ich ging nicht wieder über Hersfeld, sondern über Fulda, wo auch ein Stück von Universität ist. Ich fand einige Studenten in einer Schenke vor der Stadt, die man die Moschee hieß: aber die Leutchen waren zu sehr mit ihrem Kegeln beschäftigt, als daß sie mich hätten unterhalten sollen. Ich schloß, sie müßten wenig Komment verstehen. Wohl ihnen!

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Opinionum commenta delet dies: Naturae confirmat.

Als ich wieder nach Gießen kam, waren die Wintervorlesungen schon einige Tage angegangen. Ich wählte mir gute Kollegia, und fing an, recht emsig zu studiren. Der Professor Köster, mein Vetter,

und der Bergrath Böhm setzten mir besonders zu, ja recht fleißig zu seyn. Ich faßte auch wirklich den festen Vorsatz, zwar burschikos zu leben, doch aber meine Wissenschaften immer daneben zu treiben, um einmal etwas leisten zu können, oder vielmehr, weil mir die Litteratur von je her behagt hat. Hätte ich in der gehörigen Ordnung studirt; so glaube ich, daß ich es in einigen Kenntnissen ziemlich weit gebracht hätte.

Ich gerieth diesen Winter in die Bekanntschaft des Prof. Lobstein. Dieser Mann war an Hrn. D. Bahrdts Stelle gekommen, hatte aber bei weitem Bahrdts Geist, und hellen Kopf nicht. Lobstein war ein Mann von einiger Gelehrsamkeit: er hatte in Strasburg und Paris studirt, und sein Gedächtniß nicht übel angefüllt; sein Verstand war aber leider unkultivirt geblieben. Zu Strasburg hatte er sich den orthodoxen pietistischen Ton angewöhnt, der dort Mode war, und den wollte er nun auch in Gießen einführen. Er warf sich also zum unbefugten Sittenrichter der Studenten auf, und verdarb dadurch seinen ganzen Credit. Wenn er seine Lehrstunden anfing, so betete er allemal eine Viertelstunde, und wenn er sie endigte, so empfahl er seine Zuhörer in die allgewaltige Hand des Herrn, und ließ sie im Frieden Jesu gehen. Kam ein Student zu ihm; so fragte er ihn, ob er auch ein Regeni-

tus vereque Converſus wäre? Dabei tobte und ſchimpfte er auf die Theologen und Hetzredoren, ſo wie auf die Bälle, Schlittenfahrten und den Kopfputz der Damen. In ſeinen Predigten war er über die maſſen abgeſchmackt, und handelte lauter Fragen ab, z. B. die Sünde in den heil. Geiſt, die Ewigkeit der Höllenſtrafen, den thätigen Gehorſam Jeſu, und dergleichen. Durch ſolches Betragen mußte nun Lobſtein lächerlich werden: er ward es auch, und ſein Hörſaal blieb leer.

Er hatte ein Collegium über den Jeſaias angeſchlagen, welches ich gern hören wollte, da ich wußte, daß der Mann im Hebräiſchen nicht übel zu Hauſe war. Ich beſorgte alſo eine Anzahl von 16 Zuhörern: und Lobſtein ward von dem Augenblick an mein Freund und Gönner. Seine ganze Bibliothek ſtand mir offen, und täglich hatte ich freien Zutritt zu ihm g).

Lobſtein diſputirte ſehr oft mit mir, welches mir aber allemal ungelegen war: denn ich wollte ihn gern zum Unterricht und nicht zur Bekehrung gebrauchen: er ſollte mich im Hebräiſchen weiter bringen, und wenigſtens arabiſch leſen leh-

g) Durch nichts kann man ſich bei den Herren Profeſſoren mehr inſinuiren, als wenn man für ſie wirbt: das ſchmeichelt zugleich ihrem Ehrgeiz und ihrer Kaſſe.

ren Art. Ich wich daher immer aus, wenn es ein Gespräch von der Bekehrung anfing, und führte eine Stelle an, die er erst erklären, das ist, nach der Grammatik durchgehen muste.

Da er keine schlechten historischen Kenntniße im Gedächtniß hatte, besonders in der Geschichte von Frankreich; so war sein Gespräch darüber unterhaltend und lehrreich. Er borgte mir aus seiner Bibliothek das berühmte Werk des Auguſt von Thou (Thuanus) woraus ich wirklich manches Nützliche gelernt habe. Um mich, wie er sagte, wider den neuen Unglauben zu sichern, gab er mir des berühmten Lardners Werk über die Glaubwürdigkeit — zu lesen. Ich las es; fand aber selten etwas, das mir behagt hätte. Nun sollte ich auch die Einwürfe der Gegner kennen lernen, und zu dem Ende borgte er mir die deutsche Uebersetzung von dem verrufenen Evwels — des Engländers Matthias Tindal. Gott, mit welchem Vergnügen und Anhalten las ich dies merkwürdige Buch! wie änderten sich nun auf einmal alle meine Gedanken über Geheimniße und Offenbarung. Alle Zweifel vergingen mir plötzlich, und sind seitdem auch nicht wieder in

---

a) Der größte Theil unsrer Herren Orientalisten weiß vom Arabischen ja auch nicht mehr! Zu keinem Theil der Gelehrsamkeit wird ärger aufgeschnitten, als in der morgenländischen.

meine Seele gekommen. Ich überzeugte mich gleichsam mit mathematischer Gewißheit: daß Geheimnisse nicht einmal der Gegenstand des Glaubens seyn können: daß sie als unbegreifliche Dinge, den Willen nicht bestimmen, und folglich die Moralität nicht befördern helfen: daß sie vielmehr eine Mißstimmung in dem Gebrauch unsrer Vorstellungskraft hervorbringen, den gesunden Menschenverstand nothzüchtigen, und den Weg zum Wahn und Aberglauben bahnen: daß eben darum Jesus und die Apostel dergleichen auch nicht gelehrt haben; sondern blos natürliche Religion, hier und da geschmückt mit Bildern aus der ältern orientalischen Bildersprache, woraus hernach die finstere hierarchische christliche Kirchenpartei solche Raritäten, wie die Geheimnisse sind, gebildet, und zu Glaubensartikeln erhoben hat: daß die moralische Religion, wie die Einsicht der Menschen, eines stäten Fortschrittes und folglich der Verbesseruug fähig sey: daß es also gar nicht nöthig, ja pflichtwidrig sey, bei den Lehren des neuen Testaments und den kirchlichen Bestimmungen darüber stehen zu bleiben: daß eben dies Buch nur localen und temporellen Werth gehabt habe, und der Ethik des Aristoteles, den Pflichtbüchern des Cicero, und andern moralischen Schriften der sogenannten Heiden nachstehen müsse. — Das war so das Resultat von meiner Lectüre der Tindalischen Schrift. Ich habe

hernach über Widerlegung derselben vom Abt Schubert gelesen, welche er seinem Buche oder vielmehr Werke von der Wahrheit der christlichen Religion angehenkt hat; aber die begnügte mich nicht: vielmehr wurde ich in meinem naturalistischen Denken bestätiget.

Da ich schon seit meiner Jugend die Hierarchie der Pfafferei gehaßt hatte; so mußte mir ein Buch dieser Art sehr willkommen seyn. Ich sah jezt die heiligen Dogmen mit ganz andern Augen an, und las nach ganz andern Grundsätzen die Kirchenhistorienschreiber. Das ganze Kirchensystem erschien mir nun als ein Gebäude, welches auf Fratzen, Aberglauben, Unwissenheit, Herrschsucht und Betrug sich stützte: und einige nähere Bekanntschaft mit der Geschichte, besonders der Kirchengeschichte, welche ich mir in der Folge verschaffte, hat mir die Beweise für diesen Glauben, in Menge dargeboten. — Meine Leser mögen mir mein freimüthiges Glaubensbekenntniß verzeihen: ich sage nur, was ich denke, und will keine Proselyten machen.

Prof. Lobstein wollte gern Doktor der Theologie werden, und wählte mich zu seinem Respondenten. Ich hatte also die Ehre, daß mein Name auf einer Disputation gedruckt stand, und daß ich selbst mit den Herren Benner, Bechtold und Ou-

vrire disputiren konnte [g]). Ich machte meine Sache ziemlich gut, und erhielt allgemeinen Beifall. Lobstein gab nach dieser Fehde einen kostspieligen Schmaus, worauf die ganze Gießer Nobleſſe zugegen war. Die Herren waren alle sorglustig, ließen sichs wohl schmecken, und machten dem Herrn Doktor freundschaftliche Komplimente, und hatten doch den Schalk im Busen, zum Theil nämlich: denn schon hatte der damalige Prorektor Höpfner, und der Kanzler Koch, welche sich nun, um einen Dritten zu stürzen, versöhnt hatten, einen Bericht nach Pirmasens gemacht, und den Professor Lobstein als einen Mann geschildert, welcher der Universität Schande mache, und sich zum Lehrer durchaus nicht schicke [h]). Der Landgraf war Lobsteinen gewogen, und ließ die Sache liegen; allein die Gießer Herren, die den guten Mann aus vielen Gründen, und auch besonders deswegen haßten, weil er ein Ausländer, ein Strasburger, war, behelligten den Fürsten so

---

g) In Gießen ist es Mode, daß jedesmal, auch bei den Disputationen der Mediciner, nicht Studenten, sondern die Fakultisten, d. i. die Professores ordinarii der Fakultät opponiren. Bei den theologischen Doctor-Promotionen mag das gut seyn: aber bei andern sollte billig den Studenten die Gelegenheit gelassen werden, sich ein Bissel im Latein zu üben: denn das thut doch heutzutage warlich Noth.

h) Zum Doktor der Theologie war er also dennoch gut? —

lange, bis er ihn auf Buttbach versetzte. Lobstein arbeitete zwar aus allen Kräften dagegen, und supplicirte; aber es half einmal nichts: er muste gegen den Herbst abziehen.

Gießen hat freilich an diesem Manne nichts, gar nichts verlohren: denn er hatte wirklich keinen Beifall, und stiftete wenig Nutzen: aber doch hätte der Kanzler und der Prorektor nicht so heimlich zu Werke gehen, und die Lobsteinische Sache vielmehr der ganzen Universität und dem Kuratorium überlassen sollen. Lobstein ist vor einiger Zeit Professor in Strasburg geworden *). Bei aller seiner Pietisterei und übertriebenen Orthodoxie hatte er doch das Glück, das schönste Mädchen in Gießen, die Tochter des Professors Diez, zur Frau zu bekommen. Man wird gemeiniglich finden, daß die Pietisten das hübsche Frauenzimmer sehr gern haben. Das gehört so zum beschaulichen Leben! Liebte doch der Schwärmer und Polemiker Sankt Hieronymus auch hübsche Gesichter! —

Ich komme wieder auf mich. Seit dem Herbst 1776 bis in den Sommer 1777 habe ich sehr fleißig studirt, und nicht nur meine Wissenschaften, beson

*) Die jetzigen lutherischen Professoren in Strasburg müssen doch gar höfisch neben den beiden Katholischen, Schneider und Dorsch, paradiren!

ders Geschichte und Geographie, letztere nach Cellarius und Büsching, stark getrieben, sondern auch die Lebensbeschreibungen des Plutarchs, mehrere Schriften des Cicero und den Athenäus durchgegangen. Auch hatte ich von den griechischen Dichtern, außer der Iliade, wenig gelesen; nun aber las ich den Theokrit, den Bion, Moschus und einiges in der Chrestomathia Tragica. Daß sich durch diese Lectüre meine Kenntnisse stark mehrten, ist gewiß; daß ich aber nicht ächt schmecken lernte, machte der Mangel an vernünftiger Anführung, die ich in Gießen gänzlich vermißte. Meine philologischen Kenntnisse haben daher immer einem Chaos ähnlich gesehen, wo alles wie Kraut und Rüben durch einander liegt: Viel Materie; aber keine Verbindung! Vielleicht liegt auch ein Theil dieser Schuld in der Verabsäumung einer vernünftigen geläuterten Philosophie: denn die Wolffische Logik und Metophysik, welche ich bei Herrn Böhm lernte, mag ich doch nicht gute Philosophie nennen.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Neuer Krieg. Ruin der Gießer Universität.

In den Ferien des Jahres 1777 kam ein gewisser Wittenberg nach Gießen. Er war ein Genie, — focht unverbesserlich auf Hieb und Stich, und spielte die Geige und den Baß meisterhaft; war aber dabei der liederlichste Kerl, den man sich vorstellen kann. Durch diesen Menschen, der sich zu den Amicisten gesellte, entstand allerlei Unruhe, und manche Schlägerei. Die Amicisten bekamen daher eine Menge Gegner und Feinde, und die Gährung ward allgemein. Endlich trafen einmal einige vor der Stadt am Wasser zusammen, und behandelten sich, wie besoffene Bauern: sie schossen sogar auf einander; und ein gewisser Lange aus dem Elsaß, wurde durch einen Schuß so gefährlich verwundet, daß man an seinem Leben lange zweifelte. Er mußte über fünf Monate die Stube hüten. Einer, Namens Conradi, hieb einen andern dergestalt zusammen, daß man mehr als zwölf Wunden vorfand. Dieser Auftritt endigte den Spektakel noch nicht, und so klein die Universität war, fielen doch innerhalb acht Tagen mehr als dreißig Schläge

reien vor. Die Antaganisten der Orden wollten die Ordensbrüder und die Orden herunter haben; und diese suchten ihren Vorzug, den sie sich einmal angemaßt hatten, zu behaupten.

Endlich, nachdem die Händel schon sehr lange gedauert hatten, fing der Prorector an, zu inquiriren. Einige wurden relegirt, z. B. Wittenberg: andere mußten aufs Karzer; und einen gewissen Breithaupt führte man nach Pirmasens ab, und steckte ihn daselbst unter die Soldaten. Aber durch diese Proceduren ward der Raufereien noch kein Ende: täglich hörte man von neuem Skandal, und neuen Strafen.

Ich war bei der Sache nicht ruhig geblieben: der Senior meines Ordens war weggejagt, und der Senior von unserer Landmannschaft war auch bestraft worden. Ich ermahnte daher, so viel ich konnte, die guten Freunde zur Standhaftigkeit, und legte selbst hand an, so viel ich konnte. Der Prorektor schickte mir einmal den Pedell Möser; da er mir aber grob zusprach, warf ich ihn zur Thür hinaus, und maulschellirte ihn zur Treppe hinunter. Nun brannte alles gegen mich. Ich wurde abermals citirt, erschien aber nicht: endlich beschloß man, mich zu relegiren, oder vielmehr mir das Consilium abeundi zu geben.

Man hatte damals gewiß Urſache, mich fort zu ſchicken: das kann ich nicht leugnen. Einmal hatte ich mich geſchlagen, dann Fenſter eingeworfen, den Spektakel nach Vermögen vermehrt: auch war ich nicht erſchienen, als man mich zum zweiten und gar zum drittenmal citirt hatte: endlich hatte ich ein ſkandalöſes Lied auf den Rektor und Kanzler gemacht, welches die Studenten des Abends auf der Gaſſe abſungen. Dieſes alles zuſammen genommen, war ſchon hinlänglich, mir die Relegation zuzuziehen, die mir indeß doch, als Ausländer, wenig geſchadet hätte.

Ich wünſchte aber in Gießen zu bleiben. Als ich nun hörte, daß man mich relegiren wollte, und daß einer meiner Freunde ſchon wirklich relegirt ſey, gieng ich zum Rektor, und gab gute Worte. Dieſer ſagte mir, daß ich ſehr gravirt wäre, beſonders wegen eines Pasquills, welches ich aber ableugnete. Darauf gab er mir zu verſtehen, daß ich eine kleine Bittſchrift an ihn aufſetzen möchte: er würde dieſelbe ſchon empfehlen. Ich that dieſes, und meine Relegation wurde aufgehoben; ich aber doch auf vier Wochen ins Carzer geſetzt.

Herr Schmid — daß ich doch mit dem Ehrenmann ſo oft zuſammen komme! Herr Schmid gibt vor: ich wäre wegen ſchändlicher Lebensart relegirt worden; dieſe Strafe aber hätte der Kanzler

Koch in Karzerstrafe verwandeln helfen. Das ist mit Hrn. Schmids kritischer und poetisch-mutenalmanachischer Treuheit, nicht wahr. Er setzt hinzu: das wäre auf mein Bitten bei Hrn. Koch geschehen; da ich doch den Kanzler niemals um etwas gebeten habe, und auch gewiß — hätte ich es jetzt thun wollen — bei dem gegen mich äußerst aufgebrachten Mann fehl gebeten hätte. — Das alles ist nicht wahr, und die noch in Gießen lebenden Professoren, Herr Jaup, Herr Köster und Herr Dieh müssen mir bezeugen, daß es nicht wahr ist. Denn an dem Tage, woran die Vota über meine Bestrafung gesammelt wurden, stimmten beinahe alle Professoren auf Karzerstrafe, und nur Hr. Koch drang auf meine Relegation: er hätte mich gar zu gern fortgejagt. Wenn also Hr. Schmid mir Undank gegen meinen Retter, Herrn Koch, vorwirft; so hat er wahrlich Unrecht: Koch hat mich niemals leiden können. Ich hatte seinem Jungen Ohrfeigen gegeben, ich hatte gegen den damaligen Exkaplan, jetzt Professor in Jena, Schnaubert a), eben nicht zum Besten gesprochen: und Schnaubert war so quasi der Mährchen- und Neuigkeitskontrolleur des Kanzlers; daher sich auch die Studenten gewals

a) Im andern Theil dieser Biographie rede ich von diesem Herrn weiter.

tig vor ihm in Acht nahmen: und endlich hatte ich dem Hrn. Koch das Latein in seinem Kompendium des Criminalrechts korrigirt. Lauter Ursachen, welche mich bei einem stolzen egoistischen, rachsierigen Manne höchst verhaßt machen musten. So hätte ich denn abermals einen Vorwurf, den Herr Schmid mir macht, widerlegt!

Auf dem Karzer studirte ich fleißig, und Herr Böhm versah mich mit Büchern aus seiner Bibliothek. Aber indessen ich auf dem Karzer war, entstand ein gefährlicher Aufstand. Der Rektor wollte nämlich die überall schädlichen Geldstrafen einführen, welche mehr eine Strafe für die Eltern, als für ihre studierenden Söhne sind, und die bisher in Gießen unerhört waren. Darüber kam nun alles in Harnisch: die feindseligen Gesellschaften und Innungen versöhnten sich mit einander, machten gemeinschaftliche Sache, lärmten, tobten, und zogen auf, so wie sie im vorigen Jahre ausgezogen waren.

Sie zogen wieder auf darmstädtische Dörfer, bis sie merkten, daß man Mine machte, sie von da nach einigen Tagen weg zu holen, und mit Gewalt nach Gießen zurück zu schleppen. Jetzt begaben sie sich ins Wetzburgische, wo die meisten in Atzbach und Gleiberg den ganzen Sommer über zubrachten. Die Universität sah sehr traurig aus, und mehrere Pro-

fessoren mußten ihre Vorlesungen aussetzen. In Gleiberg lagen sie in den Scheunen und Bauernstuben auf dem Stroh, und sahen aus, wie die Hottentotten. Wie viel Unordnungen und Skandale da vorgegangen sind, kann man denken.

Dem Kanzler und Rektor war es bei der Sache nicht wohl zu Muthe: sie befürchteten, wenn dergleichen Possen vor den Landesherrn kämen — in Darmstadt hatten sie schon alles zu ihrem Vortheil eingelenkt — so möchte man sie zur Rede stellen: denn sie waren es doch, die durch eine unzeitige Einführung ganz neuer Strafen, die erste Gelegenheit zu den Händeln gegeben hatten, und recht wohl wußten, daß die Geldstrafen ihre und nicht des Fürsten Erfindung, waren. Um indeß den übeln Folgen vorzubeugen, suchten sie um eine Komission bei dem Kuratorium an, und der Kurator, Herr Geheime-Rath Heß, erschien selbst in Gießen, inquirirte, und hob die Geldstrafen auf. Einige schon in die Kassen der Herren gefallne Gelder wurden auch wieder zurück gegeben. Aber Herr Heß war nicht im Stande, den Tumult zu stillen, und die Universität zu beruhigen. Die meisten Burschе blieben auf den Dörfern bis zum Herbst, wo sie entweder abgingen, oder andere Universitäten bezogen: einige brachten den Winter in Gleiberg zu.

Die Frankfurter Zeitungen meldeten sehr oft Neuigkeiten vom Gießer Kriege, und die Universität gerieth darüber in einen gewaltigen Miskredit, oder vielmehr wurde der Miskredit, worin sie sich schon seit langer Zeit befunden hatte, dadurch sehr vermehrt. Unter andern las man folgenden Artikel darin *):

„Gleiberg den 4ten August. Die Uni„versität ist von Gießen hieher verlegt worden. „Wir haben unsern Rector, Kanzler und Profeſſo„ren. Zu den vier Fakultäten ist noch eine fünfte „gekommen, nämlich die Zotologische, worin sich „die Lehrer ganz besonders verdient machen. Alle „Gemeinschaft mit Gießen ist abgeschnitten: die da„sigen Herren mögen den Schülern vom Pihjo Kol„legia lesen." — Pihjo — so heißt das Pädago„gium in Gießen.

Hier sehen meine Leser zugleich, was Herr Schmid mit seinem Professor Zotarum — soll es

---

*) Nämlich der Sache nach: denn einige Worte mögen wohl anders gelautet haben. Es war sonst ein derber Artikel, welcher den Gießer Herren gar nicht gefiel. Aber die Frankfurter Zeitungen, besonders die Gelehrten, waren so der Satansengel, welcher die Herren mit Fäusten schlug. Wie froh muß doch Herr Schmid seyn, daß Herr Deinet keine gelehrte Zeitung mehr herausgiebt!

gentlich Zotologiá hüſſen: heißt doch Herr Schmid auch Profeſſor Poeſeos und nicht Poeticorum! — haben will. In Gleiberg ließ ich mich nämlich zum Profeſſor dieſer edlen Kunſt ernennen, und las über ein von mir ſelbſt geſchriebenes Kompendium, dem ich den Titel Elementa Zotologiae ſive Aeſchrologiae tam theoreticae quam practicae gegeben hatte, und das damals häufig abgeſchrieben wurde. So war ich alſo in Gleiberg Profeſſor der Zotologie geworden: aber Herrn Schmids eigner Schwager war ja mein Kollege in dieſer ſaubern Fakultät!

Die Univerſität ſuchte auch in Weilburg darum an, daß man die Gießer Studenten von den Weilburgiſchen Dörfern entfernen möchte; aber das geſchah nicht: vielleicht dachte man in Weilburg: haben die Gießer Herren den Karren in den Koth geſchoben, ſo mögen ſie ſelbſt ſehen, wie ſie ihn wieder herausziehen!

Bei allem dieſem Lärmen vergaßen wir indeß den Eulerkapper in Gießen nicht: es wurden von Zeit zu Zeit Deputirte nach der Stadt geſchickt, die den armen Mann periren, und Pasquille auf ihn anſchlagen mußten. Um der Verfolgung zu entgehen, veränderte er ſeine Wohnung; aber es blieb beim alten.

Nach den Michaelis Ferien wurde es zwar nicht der ruhig; allein die arme Universität hatte eine ansehnliche Anzahl Studenten verlohren, und mußte obendrein denen, die geblieben waren, nun mehr Freiheit verstatten, als vorhin, um sie nicht noch auch zu verscheuchen. Aus der Bereitwilligkeit dazu, haben wir hernach geschlossen, daß die Herren einen derben Verweis von Pirmasens aus müßten bekommen haben.

Auch der Komment hatte sehr gelitten. Die besten Schläger waren fort, und die wenigen, welche etwa noch geblieben waren, scheuten die Strafen, welche nun freilich nicht mehr in Geld bestunden, aber doch in Relegation und Karzer: und im Karzer sitzt sichs im Winter nicht gut, besonders in dem zu Gießen nicht, wo der Ofen ganz mörderisch zu rauchen pflegte.

Zu den groben Unanständigkeiten, welche um diese Zeit in Gießen Mode wurden, gehört die Generalstallung, und das wüste Gesicht. Jene wurde so veranstaltet, daß zwanzig, dreissig Studenten, nachdem sie in einem Bierhause ihren Bauch weidlich voll Bier geschlungen hatten, sich vor ein vornehmes Haus, worin Frauenzimmer waren, hinstellten, und nach erdenklichem Kommando und unter einem Gepfeife, wies bei Pferden gebräuchlich ist, — sich auch viehmäßig, ich meyne, ohne alle Rücksicht

auf Wohlstand — erleichterten. Das garstige, oder wüste Gesicht war eine Larve von scheuslichem Ansehen, welche an einem Bündel zusammengerollter Lappen auf einer hohen Stange befestiget ward. Diese Larve nahm ein Student — ich selbst hab eine dergleichen gehabt — trat des Abends spät vor ein Haus, wo die Leute, wies in Gießen sehr gewöhnlich ist, wegen der Feuchtigkeit, im zweiten Stock logirten, und klingelte oder klopfte. Kam nun jemand ans Fenster, um zu sehen, wer da wäre; so hielt man ihm das wüste Gesicht vor, worüber dann die guten Leute zu Tode erschracken. Wir gaudirten uns aber baß darüber. Schusterjungen sind heutzutage delikater und gesitteter!

Ich gerieth diesen Winter in starke Schulden, ob ich gleich nicht sehr fideel lebte. Es ging aber ganz natürlich zu. Ich hatte in den Herbstferien eine Reise nach Oppenheim gemacht, wo meines Vaters Bruder Prediger war, der mich noch einmal vor seinem Tode zu sehen wünschte. Auf dieser Reise empfing ich mein Geld zu Frankfurt am Main, und brachte, besonders in Mainz, wo ich und Herr Lony, der von Jena gekommen war, und nach Hause reisete, den Komment einführten, eine ziemliche Summe durch. Ich muß doch meinen Lesern diese Komments-Schnurre mittheilen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Durchkommen in Mainz.

Wir waren gegen Abend in Mainz angekommen, und in den Gasthof, die Pfalz, eingekehrt. Da wir daselbst alles theu und drastisch fanden, gingen wir zum Abendessen vors Münsterthor, auf ein ansehnliches Gartenhaus, welches damals einem gewissen Dillmann zugehörte, und wegen seiner schönen Tochter fleißig besucht wurde. Die Tochter hieß in Mainz die hübsche Gretel. Hier trafen wir Mainzer Juristen an. Juristen heißen hier eigentlich, im Gegensatz der Seminaristen, oder Theologen, diejenigen Studenten, welche ganz so zu sagen von den übrigen abgesondert sind, und ihr Wesen für sich haben. Diese Herren waren artig und ließen sich mit uns ins Gespräch ein. Ihre Höflichkeit machte, daß wir uns ihrer erbarmten, und beschlossen, ihnen den Komment beizubringen: denn wir sahen wohl, daß sie in diesem Stück arme Sünder waren. Ich fragte daher den ersten besten: wie stehts denn hier mit dem Komment aus?

Student: Komment? — was ist das, wenn ich gehorsamst bitten darf?

Ich: Je nun, Komment ist Komment: das ist so die rechte Art, das rechte Avec, wie der Bursche auf Universitäten leben soll!

Student: Ja, liebster Freund, die ist hier sehr verschieden. Einige unserer Studenten — von den Seminaristen will ich nichts sagen: die liegen so nur auf der faulen Haut — sind recht fleißige Leute, und von feinen Sitten und Lebensart, —

Ich: (einfallend) Ei, wer Teufel frägt denn nach Sitten und Lebensart und Fleiß! Ich frage nach dem Komment!

Lony: Du mußt mit dem Herrn ins Detail gehen, Bruder Herz, damit er das Ding recht fasse.

Ich: Hast recht! Sagen Sie mir mein Bester, wird hier oft kommersirt?

Student: Kommersirt? —

Nun erfolgte von meiner Seite eine weitläufige Erklärung des Kommersirens: darauf sangen Lony und ich einige Kerustrophen aus dem Liede Ecce quam bonum. Das Ding gefiel den Mainzer-Studenten, und es wurde beschlossen, sogleich eine Probe davon zu machen. Also präsidirte ich; Lony präsidirte kontra, und der Kommers ging vor sich. Freilich war's ein sehr schofeler Kommers, weil keiner von den Mainzern mitsingen konnte; jedoch wur-

den sie alle so betrunken in dem Doppel-Bier, daß sie kaum noch stehen konnten. Den andern Gästen, welche uns zusahen, wie auch der hübschen Gretel behagte das Ding gar sehr, und sie wünschten nur, daß auch ihre Herren dergleichen Komment verstehen und ausüben möchten.

Nach dem Kommers gingen wir zur Stadt, und schrieen auf den Straßen, gleich Unsinnigen, ein Lurrah über das andere. Wer uns nicht weit auswich, den schuppten wir, daß er wie weit auf die Seite flog. Unsre Herren Mainzer gingen nach ihrem Logis, bis auf einen, der uns in die Pfalz begleitete. Den andern Morgen nahm uns der Student, ich glaube er hieß Blumers, mit auf ein Kaffeehaus, und traktirte uns mit Aquavit: vorher hatte er sich von uns die besten Burschenlieder *) dik-

---

*) Zu jener Zeit waren die Burschenlieder meiß schmutzige Zoten, und abgeschmackte Reime, worin oft wenig Verstand war. Z. B.

Die Welt mag immer brummen,
Die alten Weiber summen!
Brumme die Welt,
Das gilt mir gleich viel,
Hab ich kein Geld,
So hab ich kein Spiel.
Hast du nicht gesehn des Teufels sein Spiel?

Die Melodien zu diesen Raritäten waren noch abgeschmackter, als der Text selbst. Der Geschmack aber

tiren lassen, und sie nachgeschrieben. Nachmittags kamen noch mehrere auf Dillmanns Garten, und es wurde abermals kommerſirt.

Nun wollten wir auch einen Orden in Mainz stiften, wenigstens wollten wir daselbst so eine Gestalt von Amicistenklupp aufbringen. Auch das gelang uns. Wir entwarfen, weil wir die ächten Gesetze nicht bei uns hatten, eine Art von Gesetzbuch, erklärten alles, recipirten neun Studenten im Namen der Mutterloge in Jena, liessen einen Senior, Subsenior, und Sekretär wählen, lehrten sie die Zeichen und Merkmale, und verpflichteten die Mitglieder des hochlöblichen Amicisten Ordens durch einen Handschlag und eine Art von Eidesformel, dem Orden getreu zu bleiben, die Gesetze zu beobachten, und was dergleichen Tollheiten mehr waren. So wurde denn auch das Ordensgift nach Mainz gebracht. Ob sich die Thorheit daselbst erhalten und ausgebreitet habe, kann ich nicht sagen. So viel ist gewiß, daß noch im Jahr 1781 Amicisten in Mainz gewesen sind, ächte oder unächte, darauf kommt bei einem akademischen Orden gar nichts an: jeder kann dergleichen stiften, wenn er nur Leute findet, die dumm oder leichtsinnig genug sind, seine närrischen Grillen gut zu heißen, und ihnen nachzuahmen.

---

ist auch hierin viel feiner geworden, wenn sonst guter Geschmack überhaupt beim Kommersch statt finden kann.

Wir hielten uns über acht Tage in Mainz auf, wonach Lony in sein Vaterland, und ich zu meinem kranken Onkel nach Oppenheim, und von da über Darmstadt wieder nach Gießen zurückkehrte.

Die Universität zu Mainz hat nie viel getaugt. Man giebt zwar vor, daß mehrere Protestanten daselbst studiren; aber das ist nicht wahr. Ich habe noch im verwichnen Sommer einen Studenten in Halle gesprochen, der von Mainz kam, und mich versicherte, es seyen gar keine Protestanten da. Vor drei Jahren wollte ein Vetter von mir, Herr Vitriarius von Partenheim bei Mainz, der in Jena Medicin studirt hatte, daselbst Doctor werden: die medicinische Fakultät war es zufrieden; aber die Theologen, besonders Herr Hettersdorf und Freund Goldhagen, der Exjesuit, widersprachen: „der „Eid rede ja — gaben sie vor — von der immacu„lata conceptione B. Virginis p), und den könne „kein Protestant ablegen.“ So wurde denn Herr Vitriarius abgewiesen, und mußte in Gießen sich promoviren lassen. Das ist ein ganz neues Pröbchen von der sonst hochgelobten Mainzer Toleranz!

---

p) Diesen frommen Glaubensartikel hat die Mainzer Universität angenommen, zum Beweise ihrer erbaulichen Herablassung zu den Galanterie-Grillen der Franziskaner über — die liebe Maria!

Der Jesuit oder Exjesuit Goldhagen ist quasi das Haupt der theologischen Fakultät. Ich hatte im Jahr 1781 Gelegenheit, diesen Herrn nebst einem andern sehr korpulenten Theologen, dem Herrn Hettersdorf kennen zu lernen, als ich für den Pfarrer Thiels in Undenheim bei ihnen sollicitirte, wie ich an seinem Ort berichten werde.

Goldhagen hat nicht das einnehmende Wesen, das man sonst bei Jesuiten bemerkt, oder vielmehr bemerkt haben will: denn die ich gesehen habe, waren meist grobe ungeschliffene Menschen: und Goldhagen ist nichts anders. Er versprach mir damals zwar, für Herrn Thiels bei dem Herrn von Köth zu intercediren; wollte aber durchaus nicht zugeben, daß ich den Herrn Thiels Pfarrer nennte, noch weniger Priester: Prädikant müsse er heissen! Und nun mußte ich eine weitläuftige Demonstration anhören, daß die unkatholischen — so glimpflich nannte er die Protestanten — obgleich auf diese Art auch jeder Jude, Muhamedaner u. s. w. unkatholisch und folglich Protestant ist — keine ächten Priester hätten, die konsekriren könnten. Er führte noch mehr Kontroversen mit mir, halb latein und halb deutsch, nach ächter Jesuiter-Methode, und nannte mir hundertmal die Namen des heiligen Augustins, Hieronymus, Athanasius, Bernhardus und andrer Pseudoheiligen, welche ich besser kannte,

und von ganzer Seele verabscheute *). Er mußte um drei Uhr eine Vorlesung halten, und er erlaubte mir, derselben beizuwohnen. Es waren ohngefähr acht Seminaristen gegenwärtig. Er las Scripturistik; aber ich konnte leider von der heillosen Postillens Exegese, wobei auch nicht ein gescheuter Gedanke, nicht ein liberales Urtheil vorkam, nichts verstehen, noch weniger gebrauchen.

Dieser Herr Goldhagen hat Gellerts Moral mit den Schlüssen der Trientischen Synode zu vereinigen gesucht, und hat eine Ausgabe des neuen Testaments veranstaltet, wo er aus den Varianten, die Mill und Wetstein gesammelt haben, beweisen will, daß die Vulgata latina ächter sey, als der griechische Text *). O sancta simplicitas! Er ist

---

*) Voltaire sagt im Mädchen von Orleans, eher läßt vielmehr den Pater Garasburden sagen: die ganze Hölle sey voller Heiligen. Die hier genannten finden sich gewiß auch da. Ihr Leben war, ihrer sonstigen Heiligkeit unbeschadet, voller Greuel.

*) Wie wenn der auch so ächt wäre! Wo sollten die Verfasser des Neuen Testaments, die größtentheils Juden vom gemeinen Schlage waren, so viel ausländische Sprachkenntniß gesammelt haben, um ihre Denkwürdigkeiten in griechischer Sprache aufzuzeichnen? —

aber auch daß dafür ausgezischt werden! Jetzt höre ich, daß er vom Erzbischof oder Kurfürsten *) zum Großinquisitor bei einer Kommission gegen die Illuminaten ernannt sey. Der wird abermals sauberes Zeug von den Illuminaten herausbringen, ohngefähr solches, wie Herr von Einen in seinem Ketzerlexiken, unter dem Artikel Illuminaten aus den einseitigen Berichten einiger baierischer Bonzen aufgetischt hat. Wer weis auch, was das für giftige gottlose Ketzer seyn mögen! Sie hängen ja der gefährlichsten Ketzerinn an, die es für Katholiken geben kann — der Vernunft! — Was übrigens Herr Goldhagen für ein rüstiger Klopffechter in Sachen des Vicegotts zu Rom, und dessen Anhangs sey — erhellet aus der Mainzer Monatsschrift in geistlichen Sachen, und aus Winkopps Bemerkungen über dieselbe.

Herr Hettersdorf ist zwar, oder scheint wenigstens nicht so intolerant zu seyn, als Goldhagen: doch merkt mans ihm sehr an, daß er ein Schüler der Jesuiten ist, und blutwenig Weltkenntnis besitzt. Er ist, ehe er Professor, und Vikariatsrath ward, Pastor in Niedersaulheim gewesen, wo er

*) Diese Würden trennte der vorige Kurfürst Emmerich Joseph stark, und war selten Erzbischof: der jetzige ist täglich beides.

fleißig Kontrovers predigte; aber noch fleißiger die Ränke des Mainzer Vikariats studirte. Der jetzige Kurfürst lernte ihn kennen, und glaubte, das wäre der Mann, welcher ihm dienen könnte, das Vikariat zu demüthigen. Er machte ihn daher zum geistlichen Rath, und einen gewissen Heimes zum Weihbischof. Ob der Kurfürst wirklich durch diese Kreaturen das Ansehen des Vikariats geschwächt haben mag? — Es ist gar schwer, so ein Vikariat herunter zu bringen: eher geht das mit allen Kollegien in einem Königreiche an, als mit dem Vikariat des geringsten Bisthums *). Die Exempel hat das Mainzer und Wormser in Ueberfluß hergegeben: sonst kenne ich keine.

---

*) Sehr natürlich! Denn das Vicariat behandelt seine Diöcesan-Rechte nach dem allgemeinen päpstlichen Kirchenrechte, dem auch der Herr Kurfürst als Erzbischof und Katholik unterworfen ist. Ueberdem da es nur Einen Gott, Eine Taufe und Eine Kirche giebt: da ferner jeder anathematisirt ist, der es sich herausnimmt, an jenen Bestimmungen etwas zu ändern, die die liebe Mutter Kirche, zu ihrem eignen Vortheil in ihrer eignen Sache festzusetzen für gut gefunden hat: da endlich das Geistliche dem Leiblichen, das Ewige dem Zeitlichen vorzuziehen ist, so wie die Seele dem Körper: so müßten die Handhaber der Geistlichen Gerichtsbarkeit ihren Vortheil wenig verstehen, wenn sie der weltlichen nachgeben wollten. Ja vielmehr wollen sie, als Stellvertreter Gottes, dessen doch Himmel und

Uebrigens ist Mainz gar die Stadt nicht, wo eine Universität gedeihen könnte. Der Student, wenn etwas liberales aus ihm werden soll, muß einen gewissen Ton angeben, und sich an dem Orte, wo er ist, bemerkbar machen können. In Leipzig z. B. ist es mit den Studenten nichts: da richtet er sich nach dem Kaufmannsdiener, der reicher ist, als er: und in Mainz bemerkt man ihn vollends ganz und gar nicht. Diese Stadt steckt voller Kaufleute, voller reichem Adel, und voller vornehmer Geistlichkeit. Da herrscht Pracht und Ueppigkeit in vollem Maaße, und der Student, der nicht mitmachen kann, gafft und staunt so eine hochwürdige Excellenz oder Gnaden an, und fühlt seine eigne Vernichtung so sehr, daß er sichs gar nicht einfallen läßt, selbst

---

Erde ist, daß die weltliche Regierung sich nach der geistlichen richte — der Staat nach der Kirche. In katholischen Bisthümern mag das für diese hingehen: denn die guten Leute wissen, und wollen das nun einmal nicht anders; aber wie denn da, wenn Männer von dieser Denkungsart einen Posten bekleiden, auf welchem es ihnen möglich wird, nach diesen Grundsätzen Conclusa herauszubringen, die der Gewissensfreiheit der Protestanten Eintrag thun, indem sie es ihnen zum Gesetz machen, sich nach Axiomen und Postulaten der Katholischen Kirche zu richten, oder behandeln zu lassen? — Man denke an neuere Vorfälle! — In diesem Falle hat es der Protestant ärger, als der Schutzjude. Doch Intelligenti pauca, so weit Vigilantibus jura! —

etwas vorzunehmen, um sich zu erheben. Nebenher sind die Professeres, wie unter dem Zuchtmeister. Sagt einer etwas auf dem Katheder, das vielleicht dem oder jenem geistlichen Herrn misfällt; wie ein Blitz, ist die Sache beim Vikariat, und der Professor hat Spectakel. Die Geschichte des ehrlichen Isenbiehls, der sich an einer Stelle des Jesaias vergriff, d. i. sie anders auslegte, als sie Cornelius a Lapide oder sonst ein kontrackter Ausleger ausgelegt hatte, ist davon, nebst dem ehrlichen Molitor, ein derber Beweis. Der verstorbene Kurfürst schützte die Männer gegen die Kabalen der Pfaffen; aber der jetzige fand für gut, den Isenbiehl den 13. Dec. 1777 einzustecken, und sein Buch zu Rom von Pius den Sechsten verdammen zu lassen. Das ist erst in der That nur so genannte Aufklärung! Mit der Mainzer Toleranz sieht es nicht besser aus.

In Niederolm, wo Herr Dorsch Amtsverwalter ist, wurde vor zehn Jahren eine neue Kirche für die dortigen Katholiken gebauet. Der Maurer, der den Bau im Verding hatte, nahm protestantische Gesellen dabei an. Das verdroß den Herrn Jacobi und er forderte vom Maurer, daß er die ketzerischen Gesellen fortjagen sollte. Der Meister that das nicht, und Herr Dorsch, ein gescheuter Kopf, wollte sich auch vom Pfaffen nicht bewegen lassen, den Maurer zu einer solchen Abgeschmacktheit zu zwingen.

Was hatte Jacobi zu thun? — Er berichtete die Sache nach Mainz, und siehe da, es erschien der Befehl, daß der Maurer die protestantischen Gesellen vom Kirchenbau entfernen, oder selbst den Akkord aufgeben sollte. Nun wars alle! die Gesellen mußten fort. In dergleichen unbedeutenden Stückchen offenbart sich der Geist der Intoleranz und der Dummheit oft mehr, als in großen Vorfällen. Die Ursachen sind nicht schwer zu entdecken.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Noch endlich gar ein Komödiant!

Ich habe so viel von Gießen geschrieben, daß ich beinahe befürchte, meine Leser ermüdet zu haben. Aber dafür soll nun auch alles kurz gefaßt werden, damit ich Raum übrig behalte, mich als Kandidaten der hochheiligen Theologie zu produciren. Eine ganze Geschichte von anderthalb Jahren soll nur wenige Blätter einnehmen.

Mein lezter Winter in Gießen ging ziemlich ruhig vorüber, das heißt, ich wurde nicht mehr citirt, schlug mich nicht, kam nicht ins Karzer, und besoff mich nur höchst selten.

Ein Marionettenspieler, Joseph Wieland, brachte mich, Tenner und Dern auf den Gedanken, auch Komödien zu spielen. Aber wie, wo und durch welche Mittel? das war die Frage. Ich besprach alles mit dem Herr Professor Schmid. Er erboth sich gleich, die Direction zu übernehmen, und rieth mir, einen Aufsatz cirkuliren zu lassen, und Beiträge von Geld bei den Honoratioren einzusammeln. Gerathen, gethan! Der Tambour Hofmann und der Karzerknecht Cordanns, mußten kontrolliren, und in einigen Tagen hatten wir so viel Geld, als nöthig war, ein Theater zu bauen, und Kulissen nebst andern Bedürfnissen anzuschaffen. Zum Theater schlug Herr Schmid das theologische Auditorium vor: denn das große Juristische war zu Disputationen und Promotionen bestimmt. Ich hielt beim Dekan darum an: aber der alte D. Benner hielt dies für Entheiligung, und schlug das Gesuch ab. Also muste das philosophische Auditorium dazu herhalten. Dieses war seit langer Zeit der Heustall der Pedellen gewesen!! Wir ließen es reinigen, und bauten ein Theater für 80 Gulden. Kulissen, Vorhang, Lichter zur ersten Vorstellung und dergleichen kosteten beinahe eben so viel. So waren wir denn im Stande, unsre Kunst zu zeigen. Ich war Rollenmeister, Tenner Aufseher der Kasse, und Dern Theatermeister: über uns alle war der dux gregis ipse ca-

per, Herr Schmid, velut inter ignes luna minores. Das erste Stück, welches wir gaben, war Brandes Trau, schau, wem. Unsre Actrizen waren anfangs hübsche milchbärtige Studenten; nachher aber spielten auch wirkliche Frauenzimmer mit. So wurde noch die Zeit über, die ich in Gießen war, Lessings junger Gelehrter, der Zerstreute aus dem komischen Theater der Franzosen, Stephanis Deserteur aus Kindesliebe, der Bramarbas von Hollberg, und der Postzug u. a. aufgeführt. Herr Schmid ließ jedesmal in der Darmstädter Zeitung ein großes Wesen von der Vortreflichkeit unsrer Action machen. Anfangs spielte ich selbst mit, war z. B. der Graf von Werlingen im Trau, schau, wem, und Magister Stiselius im Bramarbas. Aber da ich bald merkte, daß ich zum Theater verdorben war; so gab ich das Mitspielen auf, behielt aber mein Amt, als Rollenmeister, bis zu meinem Abzug aus Gießen.

Dieses Komödienspielen hat wenig gutes gestiftet. Unsre Bursche fanden einen so starken Geschmack am Spectakel, daß alles ernsthaftere Studiren darüber vernachlässigt wurde, und jeder nur Komödien las. Die mitspielenden Personen konnten vollends gar nicht studiren. Nach meinem Abschied hat der Landgraf die Komödie verbieten lassen. Man hatte ihm vorgestellt, daß sie die ganze Universität zerrüt-

ten würde. Nichts hat aber durch das Schauspiel mehr gelitten, als der Komment, und die Orden. Denn die Verbindungen der Spielenden waren nun viel fester, als die der Orden, und über den Komment wurde gelacht. Eulerkapper hatte auch mehr Ruhe. Der Ton war Frivolität.

Bei Gelegenheit der Komödie lernte ich ein gewisses Bürgermädchen näher kennen, welches von der Zeit an mein Umgang wurde. Dieser Umgang hat mir viel Geld gekostet: ich mußte bald dieses, bald jenes für sie kaufen, und ihr bald so, bald anders ein Vergnügen machen. Dadurch gerieth ich immer tiefer in Schulden. Ich rathe jedem, der dies lieset, ja nicht auf Universitäten eine Liebschaft zu unterhalten: es kommt nichts dabei heraus, als Skandal, und wenn ja das Ding ohne Skandal abgeht; so sind Schulden allemal das Ende vom Liede. Die meisten Nymphen, welche sich mit Studenten abgeben, wollen von ihnen ziehen, halten es eben darum mit mehrerern, und lachen hernach die geprellten Mosjees in die Faust aus. Ich wußte das Ding recht gut, und ließ mich doch prellen: denn meine Liebschaft mit Gretchen Krauskopf war nichts weniger, als solide.

An dem Hrn. Regierungsrath Schlettwein, welcher diesen Sommer nebst dem armen Sünder, Breitenstein, Professor in Gießen geworden

war, erhielt ich einen wahren Freund, der mir tausend Gefälligkeiten erwiesen, und mich zu einer etwas solidern und konsequentern Lebensart angehalten hat. Seine Frau, welche eine sehr einsichtsvolle Dame ist, erzeigte mir alle Freundschaft. Ich war gewöhnlich in diesem Hause zu Gaste; und hätte ich das Glück gehabt, den Umgang dieser edlen Menschen noch lange zu genießen, ich glaube, daß ich mich bekehrt hätte, und ein gesetzter ordentlicher Mann geworden wäre. Allein das leidige Schicksal wollte, daß ich im Taumel meines Leichtsinns noch schreckliche Begebenheiten erleben sollte: und so habe ich jezt leider nichts, als schmerzhafte Erinnerungen an etwas Gutes, das mir vielleicht zu theil geworden wäre, wenn nicht ein verkehrter Studentensinn mich verleitet hätte, da mein künftiges Unglück vorzubereiten, wo meine lieben Eltern mich hinschickten, um mein künftiges Glück für sie und mich zu gründen. — Doch geschehene Dinge lassen sich nicht ändern, sagt man im Sprichwort, und dabei will und muß ich mich beruhigen. Du aber, Jüngling auf dem Irrwege —

Principiis obsta: sero medicina paratur!

Und so wäre ich mit meiner Geschichte, in so fern diese Gießen betrift, fertig. Sie ist mir unter der Hand weitläuftiger geworden, als ich selbst willens

war, sie zu schreiben. Da aber Gießen eine ganz obskure Universität ist; so war vielleicht eine etwas genauere Beschreibung derselben nicht überflüßig, wenigstens für manchen Leser nicht ganz unangenehm.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Abzug von Gießen. Händel in Frankfurt.

Ich hatte meinem Vater meine Schulden, welche sich auf 180 Gulden beliefen, ehrlich gemeldet. Der gute Mann mußte freilich stutzen, da er mir immer hinreichenden Wechsel geschickt, und zur rechten Zeit geschickt hatte, daß ich jezt mit einer so großen Nachrechnung auftrat! Zu dem hatte er beschlossen, mich nach Göttingen noch gehen zu lassen: und da konnte er schon ausrechnen, daß ihm mein Studiren eine ansehnliche Summe kosten würde. Bezahlt mußte indeß einmal seyn: er schickte mir also das Geld, und obgleich sein Brief viele Vorwürfe enthielt; so hatte ich doch nicht Ursache, daß ich mich fürchtete, vor ihm zu erscheinen.

Nachdem das Geld in meinen Händen war, bezahlte ich meinen Gläubigern, doch so, daß ich ein ansehnliches Reisegeld übrig behielt. Um dies zu bewerkstelligen, kontrahirte ich mit ihnen, blieb

dem 6, dem 8, dem 12 Gulden schuldig, und die Leute liessen das gern geschehen, da ich sie die drei Jahre hindurch immer ehrlich befriedigt hatte.

Es war ohngefähr acht Tage vor Ostern, als ich von Gießen abgieng. Da ich auf die erwähnte Art mit Gelde versehen war, so machte ich mich in Frankfurt ausschweifend lustig: und meine Baarschaft nahm zusehends ab, so daß nach Verlauf von vier Tagen, die ich da zubrachte, nicht viel über einen Louisd'or übrig war. Ich hatte vorher vor lauter Lustbarkeit nicht Zeit, meine Kasse zu untersuchen: denn ich war — zu meiner Schande muß ich dergleichen bekennen — wenig nüchtern geworden, und noch weniger von der Madam Agrikola weggekommen. Ich dachte: Jezt ists mit dem Studentreiben alle — bist nun Philister — nach Göttingen kömmst du nicht: weil dein Vater dir befohlen hat, geradeswegs nach Hause zu kommen — mußt nun pauken (predigen), mußt dich also, da du's noch haben kannst, noch einmal zu guter lezt recht lustig machen. Dieser schönen Reflexion folgte ich denn treulich nach, und lebte in Frankfurt einige Tage das wüsteste, roheste Leben. Gott! wenn mein guter Vater mich da gesehen hätte!

Um wieder Geld zu bekommen, wendete ich mich an einen gewissen Hrn. Gebhard, der meine Familie kannte, und bath ihn, mich mit 18 Gul-

den Reisegeld auszuhelfen. Der ehrliche Mann that es gern, und erst vier Jahre hernach ist er bezahlt worden, weil er nicht mahnte, und ich meinem Vater von dieser Schuld nichts sagen, aber auch, wenn ich Geld hatte, von dem Meinigen nicht bezahlen wollte.

Nun nahm ich mir im Ernste vor, den andern Tag Frankfurt zu verlassen; doch sollte den Abend Madam Agricola noch einmal besucht werden. Ich ging zeitig hin, und erklärte, daß ich morgen abreisen würde. Ein gewisser Mensch von etwa dreissig Jahren, den ich einigemal in diesem berufenen Loche gesehen hatte, war zugegen, und fragte mich, ob ich über Darmstadt oder Mainz gehen würde? Ich antwortete ihm: daß ich über Mainz müste, weil ich dahin meinen Koffer von Gießen aus geschickt hätte. „So wären wir ja Reisegefährten: ich gehe Morgen auch dahin," sagte er, und trank mir zu. Ich freute mich, jemanden zu haben, mit dem ich unterwegs auf dem Marktschiffe vom Jubel in Frankfurt schwatzen könnte, und drängte mich näher an den — Spitzbuben.

Gegen neun Uhr wollte ich fort. Mein sauberer Kumpan begleitete mich: ich hatte schon eine Schnurre, und so wars ihm leicht, mich noch einmal in ein Wirthshaus zu verführen. Er sagte mir, da gäb es herrlichen Wein, und wohlfeilen, und

ganz kapitale Menschen. Das war Einladung genug für mich: doch sagte ich ihm gleich, daß ich nicht viel verzehren könnte: denn ich müßte mein Geld zu Rathe halten, weil ich einige Tage in Mainz zubringen wollte. Ei was, sagte er, was wird's denn kosten? drei oder sechs Batzen, das ist's all! seyen Sie doch artig! —

Der Kerl führte mich in ein Weinhaus, welches, wie ich hernach erfuhr, der rothe Ochse hieß, und das österreichische Werbhaus war. Wir kamen in eine artige Stube, wo allerlei Leute waren, meistens österreichische Soldaten, und Musik. Mein Begleiter ging sogleich zur Thür hinaus, um wie er sagte, etwas nöthiges auszuführen, kam hernach zurück und trank mit mir, einen Schoppen nach dem andern. Endlich als er merkte, daß es mir im Kopfe warm war, fragte er, ob ich nicht tanzen wollte? Ich schlug es ab. So wollen wir, erwiederte er, uns wenigstens dort oben an den Tisch setzen: da ist doch Gespräch! das war ich zufrieden, und wir veränderten unsern Platz. Ich kam neben einem Unterofficier zu sitzen, welcher ganz artig von gleichgültigen Dingen sprach. Er trank mir einigemal zu, und ich that Bescheid. Der Wein stieg mir endlich so stark in den Kopf, daß ich Brüderschaft mit dem Unterofficier und meinem Begleiter; und wer weis, mit wem noch mehr, trank, daß ich

tanzte, und bei den anwesenden Mädchen *) herumschäkerte. Das Ding mag bis nach Mitternacht gedauert haben: denn bis halb zwölf Uhr hatte ich meine Besinnungskraft: was aber hernach mit mir vorgegangen ist, weis ich nicht.

Den andern Morgen erwachte ich erst um 10 Uhr, und hatte schrecklichen Durst. Ich lag noch völlig gekleidet im Bette, außer, daß man mir den Ueberrock ausgezogen hatte. Doch war ich ordentlich zugedeckt, und hatte ein Tuch um den Kopf. Meine Uhr, Stock und Huth lagen auf dem Tisch, wie auch der Siegwart, den ich in Gießen zum Zeitvertreib zu mir gesteckt hatte: Er war damals die Modelektüre. Das Zimmerchen, worin ich lag, war sehr klein, doch reinlich. Ich wußte nicht, wo ich mich befand, ging also nach der Thür: aber wie erschrack ich, als diese verschlossen war! Ich pochte stark an: endlich erschien ein Unterofficier mit einem Mädchen, welches Kaffe heraustrug. „Guten Morgen Herr Bruder, sagte er, wie hast du geschlafen?

---

*) Gewöhnlich werden in den Werbhäusern Mädchen gehalten: durch diese trägt mancher den rothen, weißen, blauen oder grünen Rock. Mags wohl grobe Ehre seyn, durch Kunstgriffe, welche jederman verabscheut, z. B. vermittelst niederträchtiger Huren, Beleidigenheit, Betrügerei u. s. w. junge Leute wo nicht zu verführen, doch zu betrügen!

Ich: Gut; aber mir thut der Kopf weh, und Durst hab ich wie'n Pferd.

Er: Glaub's halter *) gern: trink du nur Kaffe: es wird schon vergehen.

Ich: Ja, ja. Was kostet der Kaffe? will gleich bezahlen, auch das Logis.

Er: Ist halter alles bezahlt, Herr Bruder! trink du nur.

Das Mädchen: Je nun mein Herzchen, du warst gestern Abend recht selig. Scham dich, du hast bei mir schlafen sollen; aber da warst du besoffen wie ein Kater.

Der Unterof. Kann ja noch geschehen: will hinunter gehn!

Ich: Bleiben Sie nur, und sagen mir, wo ich bin.

Der Unterof. Im rothen Ochsen, Herr Bruder.

Ich: Gut! wie viel Uhr ists?

Der Unterof. Halb elf.

Ich: Potz tausend, dann muß ich fort.

Der Unterof. Ha, ha, daraus wird halter nichts: du bist ja Soldat, dienst dem Kaiser!

---

*) Ein österreichisches Provinzialwort, welches die österreichischen Herren Werber jeden Augenblick anbringen, und daher im Reiche vom Pobel auch nur schlechthin die Halters genannt werden.

Ich: Was, Soldat?

Der Unterof. Ja, komm nur mit hinüber.

Ich mußte mit ihm hinabgehen. In der großen Stube fanden wir eine Menge Leute; aber mein sauberer Begleiter war nicht darunter. Hören Sie, meine Herren, fing mein Unterofficier an, ist der Herr da halter nicht Soldat? — Alle bejahten dies. Hat er halter nicht Handgeld genommen? — Auch diese Frage wurde bejahet. Ich läugnete das alles, aber man befahl mir, meine Börse zu untersuchen. Ich that es und fand, außer meinem Gelde, noch vier Kremnitzer Dukaten. Ich erschrack zu Tode, da ich den Beweis sahe, von dem, was der Unterofficier mir gesagt hatte. Doch faßte ich mich, und fragte, ob kein Officier da wäre: ich müßte mit ihm sprechen. Das soll schon halter geschehen, war die Antwort: er wird bald kommen.

Ich setzte mich in eine Ecke des Zimmers, stieß jeden, der mit mir reden wollte, von mir, forderte ein Glas Brandtewein, und las vor lauter Aerger in meinem Siegwart. So leerte ich zwei oder drei Gläser, und da der Spiritus vom vorigen Tage noch nicht ganz verraucht war; so wurde mein Kopf wieder verwirret.

Es schlug zwölf, und noch kam kein Officier. Ich ließ mir etwas zu essen geben, und mußte vieles

von den Herrlichkeiten anhören, welche bei der Armee auf mich warten sollten. Endlich riß mir die Geduld: ich forderte, daß man einen Officier holen sollte. Man lachte. Ich wollte mit Gewalt zur Thür hinaus, aber man hielt mich auch mit Gewalt zurück: und indem wir uns so balgten, trat ein Officier in die Stube, der, wie ich hernach erfuhr, Major war.

Major: Was giebts denn da? rief der ansehnliche Mann, ich glaub ihr habt Händel?

Ein Unteros. Verzeihens halter, Ihr Gnaden, da ist ein Rekrute, der will ausreissen.

Major: (zu mir) Haben Sie Sich anwerben lassen?

Ich: Nein, mein Herr!

Major: Aber die Leute da, die Unterofficiere sagens doch?

Ich: Mein Herr, ich kam gestern Abend hier her und —

Major: (einfallend) und soffen sich so voll, daß Sie noch nicht nüchtern sind. Hab' davon hören müssen! Wer sind Sie?

Ich: Ein Student von Gießen.

Major: Wie lange studiren sie schon?

Ich: Seit drei Jahren.

Major: So, so! — Aber was nehmen Sie denn Handgeld? — Haben wahrscheinlich nichts gelernt? Nicht wahr?

Ich: Sie beleidigen mich —

Major: Daß ich nämlich bei einem Menschen von Ihrem Betragen keine Kenntnisse voraussetze! Nun, wie hieß der erste Kaiser aus dem österreichischen Stamme?

Ich: Rudolph von Habspurg.

Major: Und der letzte?

Ich: Carl der Sechste.

Major: Wann haben beide regiert?

Ich: Jener kam 1273 zur Regierung, und dieser starb 1740.

Major: Schön! Ich bin kein Gelehrter, sonst setzte ich das Examen fort. Es thut mir leid, daß Sie ihr Glück verscherzen. — Doch ich will sehen, was sich thun läßt. Ich möcht Ihnen gern helfen. Haben Sie Bekannte hier?

Ich: Ja, den Herrn Bucher, Stadtchirurgus, den Gastwirth Tennemann und —

Major: Schon gut: wollen sehen, was zu thun ist. Ich komme hernach wieder. Unterdessen halten Sie sich ruhig: aber saufen müssen Sie nicht mehr, hören Sie? —

Der rechtschaffene Mann ging fort, und die Unterofficiere waren gleich weit höflicher gegen mich, als zuvor: keiner sagte mehr Du zu mir. „Den kriegen wir halter nicht!“ sagten sie unter einander.

Nach ohngefähr drei Stunden kam der Major zurück mit noch zwei jungen Officieren. Der eine war der Sohn eines lutherischen Predigers aus Schwaben, und hieß Funk. Der Major trat ganz höflich zu mir „Mein Freund sagte er, Sie geben die vier Dukaten heraus!" — Ich that dieses mit Freuden — „der Spektakel hier, fuhr er fort, hat „ohngefähr zwölf Reichsthaler Unkosten gemacht: aber „da Sie wahrscheinlich nicht so viel bei sich haben; „so habe ich mit Herrn Bucher gesprochen, und der „haftet dafür. Sie schicken aber innerhalb sechs „Wochen zwölf Thaler an den ehrlichen Mann, das „mit er sie sonst nicht aus seinem Beutel bezahlen „müsse. Uebrigens sind Sie frei: denn unser Kai„ser will nicht, daß man besoffene Leute anwirbt: „ja, wenn Sie auch jetzt Dienste nehmen wollten; „so müßten Sie erst Ihren Rausch ausschlafen."

Ich: Herr Major, wie soll ich Ihnen meinen Dank —

Major: Stille, mein Freund: ich thue, was Menschenliebe erfordert, und vollbringe den Willen meines Herrn, der edel denkt. Danken Sie Gott, daß der Emissär Sie nicht in ein Paar andere der hiesigen Werbhäuser geführt hat. Da wären Sie, so wahr ich lebe, nicht wieder weggekommen. Diese Herren scheeren sich den Henker um Menschenliebe und Menschenrechte, wenn sie nur Leute kriegen: obs ehr-

lich oder unehrlich dabei zugehe, darum bekümmert sie sich nicht. Aber hüten Sie sich vor ähnlichen Händeln: Sie möchten sonst nicht so glücklich wieder heraus kommen.

Mit diesen Worten verließ mich der edle Major, ohne meine Danksagung abzuwarten. Ich bin seinen Namen vergessen, und das ärgert mich in der Seele. Sollte er aber noch leben, und diese Blätter zu sehen bekommen, so wird er sich dieser Geschichte erinnern, und dann versichere ich ihn, daß ich, so oft ich an ihn denke, und das geschieht sehr oft, es nie ohne das innigste Gefühl von Hochachtung und Dankbarkeit thue. Möchte ich doch erfahren, daß er die höchste Stufe der Ehre und des Glücks erstiegen hätte: wie sollte mich das freuen! — Aber dem braven Mann müssen die schönen Handlungen, deren er sich bewußt ist, schon vollkommene Belohnung seyn!

So war ich also durch einen Schurken ins Unglück gebracht, und durch einen rechtschaffnen Mann wieder errettet worden. — Aber in solchem Wasser fängt man solche Fische! Was hatte ich nöthig, mich in solche Löcher zu begeben, wo Gesundheit, Ehre, Geld und Freiheit aufs Spiel gesetzt wird! So oft gewitzigt und doch nicht klug! Es geschah mir also recht, daß ich in diese Verlegenheit gerieth: wohl mir, und mehr, als ich verdiente, daß ein Men-

schenfreund sich meiner annahm! Wer war froher, als ich! Tages darauf verließ ich Frankfurt, und kam wohlbehalten nach einigen Tagen bei meinen Eltern an.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Examen. Göttingen.

Mein Vater hätte wohl viel Ursache gehabt, mich mit einem tüchtigen Wischer zu bewillkommen, um so mehr, da ich eine weit stärkere Summe zum Abschiedswechsel gefordert hatte, als er erwartete: auf ferdem waren ihm auch mehrere meiner Stückchen bekannt geworden, besonders die Eulerkappereien. Aber mein Vater erklärte gern alles aufs beste, und so machte ers auch hier: er entschuldigte mich bei sich selbst, und empfing mich mit freundlichem Gesicht.

Die ersten Tage gingen ruhig vorbei: dann nahm er mich auf sein Stübchen, um, wie er sagte, zu sehen, ob ich was wüßte, oder ob Oehl und Arbeit verloren sey? Ich bestund aber in seinem Examen so gut, daß er mehrmals ausrief: non me poenitet pecuniae, quam in tua studia impendi.

In der einzigen Metaphysik kam ich nicht recht fort, und konnte ihm z. B. nicht beweisen, daß die Monaden eine Kraft haben, sich die Welt dunkel vorzustellen, und daß in dem Beweise dieses Satzes eine Petitio Principii stecke, und folglich zu den Schwachheiten der Leibnitzisch-Wolfischen Metaphysik gehöre. Du wirst schon noch, setzte er hinzu, die Metaphysik kennen lernen: nimm dir aber das Esse zum ersten Grund: posse esse et tamen non esse widerspricht sich; si fermo est de realitate activa, wenn man aber von der wirklichen Subsistenz redet, kann man wohl sagen, potest esse, sed non est. Ich verstand das alles nicht, fand aber späterhin, daß es sich auf die Philosophie des Spinosa bezog.

Da mein Vater mit meinen Kenntnissen sowohl zufrieden war, war ich selbst froh, und dachte an nichts, als wie ich mich einrichten wollte, um auch zu Hause meine Tage vergnügt hinzubringen. Mein Vater hatte aber nach unserm Examen sich eines andern besonnen und jetzt neuerdings beschlossen: daß ich noch auf ein Jahr die Göttingische Universität beziehen sollte, und das deswegen, damit ich mehr in den orientalischen Sprachen leisten, und überhaupt mich in Absicht meiner Sitten bessern möchte, welche in Gießen ganz verwildert waren. Göttingen stand schon damals im Rufe sehr feiner Sitten. Mein Vater entdeckte mir seinen Vorsatz, und befahl mir

mich zur Abreise in wenigen Tagen anzuschicken. Man stelle sich meine Freude vor, abermals eine Universität zu besuchen, welche die, wo ich gewesen war, unendlich übertraf. Mein Gepäcke wurde in etwas ausgebessert, und mit neuer Wäsche versehen, und dann fuhr ich ab. Ich darf meine Reise wohl nicht beschreiben: sie ging über Gießen, Marburg, Kassel und Minden. Mein Vater hatte mich abermals bis Frankfurt begleitet.

Meine Leser werden es schon glauben, daß ich die Universität Göttingen mit ganz andern Augen angesehen habe, als die zu Gießen. In Göttingen lehrten damals sehr viele berühmte Männer: ein Walch, Müller, Böhmer, Klaproth, Pütter, Selchow, Baldinger, Richter, Murray, Michaelis, Heyne, Feder, Lichtenberg, Käſtner, Meiſter, Gatterer, Schlözer, und einige andre sehr gelehrte, verdienstvolle Männer. Quanta nomina! Und wie hervorstechend groß werden nicht erst diese Namen, wenn man zwischen ihnen und den Gießer-Professoren einen Vergleich anstellt! wenn man z. B. einen Walch mit Bechtolden oder Ouvrier, einen Böhmer mit Kochen, einen Heyne mit Herrn Schmid vergleicht!

Wenn es wahr ist, daß das Ansehen und die Celebrität der Lehrer einen mächtigen Einfluß auf

den Eifer und die Fortschritte der Schüler in den Wissenschaften hat, so versteht es sich von sebst, daß der Student in Göttingen nach Voraussetzung alles Uebrigen, weit fleißiger studiren, und folglich weit mehr lernen muß, als der in Gießen, Heidelberg, Mintein oder sonst einem Orte, wo die großen Muster so selten sind. Und so ist es auch in der That, ob ich gleich herzlich gern gestehe, daß sehr viele unfleißige Studenten zu meiner Zeit auch in Göttingen waren.

Ich war an den seligen D. Walch empfohlen, welchen mein Vater in Jena genau gekannt, und seine Freundschaft genossen hatte. Walch war ein vortreflicher Mann, sowohl von Seiten der Kenntnisse und Gelehrsamkeit, als in Ansehung des Biedersinns, und der Redlichkeit. Man findet der Männer wenige, welche verdienen, mit einem Walch verglichen zu werden. Ich habe viel Gutes von ihm genossen: manchen Gefallen, manche Freundschaft hat er mir erwiesen, und mit manchen Kenntnissen hat er mich bereichert; dafür danke ich ihm noch jetzt. — Man weis, daß Walchs Stärke in der Litteratur und Geschichtskunde bestand: alles hieher gehörige hatte er gelesen, geprüft, und zur Verbesserung der historischen Vorstellungen und Begriffe nach seiner Art, sorgfältig benutzt. Einige Theile der Kirchengeschichte waren vor seiner Zeit noch ganz

unbearbeitet: er bearbeitete sie zuerst — freilich nur in so fern, als man es von einem orthodoxen Manne erwarten darf. Was hätte Walch nicht aus der Geschichte der Ketzereien machen können, wenn er Semlers Freimüthigkeit gehabt hätte! Eine Häresiologie von einem Manne, der ganz von den Fesseln der Kirchenreligion entladen wäre, der aber Walchs entsetzliche Belesenheit und eiserne Geduld hätte, müßte wahrlich mehr fruchten, als alle Dogmatiken mit und ohne Dogmengeschichte, und als alle Bestreitungen oder Rechtfertigungen der Symbolischen Bücher u. s. w. Eine Häresiologie von der Art würde augenscheinlich einen jeden überzeugen: daß die meisten kirchlichen Dogmen, wie sie da im Katechismus vorliegen, zu gewissen Zeiten und in gewissen Ländern Ketzerei, und zu andern gewissen Zeiten und in andern gewissen Ländern wieder Orthodoxie gewesen sind. Und wer das so ansieht, und erkennt, muß ja doch wahrhaftig das Gehirn erfroren haben, wenn er das Gewebe von Dogmen — von Christi Person, von der Erbsünde, Gnade, Prädestination u. s. w. — noch für Gottes Wort und Offenbarung zur Seligkeit nöthig halten kann *). Das heißt doch

*) Wie dergleichen Vorstellungen nach dem Gesetz der Einbildungskraft und des Vernunftähnlichen allmälig fabricirt sind, zeigt sehr einleuchtend Herr Prof. Maaß

den lieben Gott zum Hottentottischen Tyrannen herabwürdigen!

Ob Walch sehr orthodox gewesen sey — daran zweifle ich; ob ich gleich gewiß dafür halte, daß er kein freier oder liberaler Theologe war. Denn in der Kirchengeschichte trug er mehrmals ziemlich freie Anmerkungen vor, und bekannte sogar, daß in den ärgerlichen Pelagianischen Spectakeln, Augustin und die Orthodoxen sich mehrerer Fehler schuldig gemacht hätten, als selbst die Ketzer: aber in seinen Vorlesungen über die Dogmatik hing er ganz an den Bestimmungen der Orthodoxen.

Herr Leß war der Mann bei weitem nicht. Ich will ihm Gelehrsamkeit nicht absprechen; aber sein Ton, seine Thränen bei dem Vortrage der Moral haben mich nie gerührt, da ich hingegen, wenn Walch bei der Erzählung der Grausamkeiten des Dschinkiskan, oder des Timurs weinte, gern mitgeweint hätte. Leß ist ein pietistisches Quodlibet, so recht nach den Umständen, und hat etwas an sich von dem Wesen der Betschwestern in Frankreich, die in der Jugend — nicht beten, und im Alter — die Religion, als eine entschädigende Galanterie behandeln. Dafür hat man ihn aber auch tüchtig geschul-

---

in seinem Versuch über die Einbildungskraft.

meiſtert — und das nach Verdienſt — in dem Sendſchreiben des jetzigen Thorſchreibers zu G. vormaligen Kandidaten der Theologie — betreffend des Herrn D. Leß Entwurf eines philoſophiſchen Kurſus der chriſtlichen Religion, im 10ten Stück des Braunſchweigiſchen Journ. 1791.

Müller war der beſte Mann, ein wahrer Menſchenfreund, der gern alles that, um frohe Menſchen zu machen.

Oſſa quieta precor tuta requieſcere in urna
Et ſit humus cineri non oneroſa ſuo!

Herr Meiners iſt gewaltig gelehrt: er hat faſt alles geleſen, und das Geleſene ziemlich alle behalten: und doch lernt man aus ſeinen Vorleſungen gar wenig. Da er kein philoſophiſcher Kopf iſt; ſo wirft er alles durcheinander, wie Kraut und Rüben. Aber ich will keine Karakteriſtik der Göttingiſchen Lehrer aufſtellen: dazu bin ich zu ſchwach, und die Männer ſind ohnehin zu bekannt, als daß meine Beſchreibung noch nöthig wäre. Von zwei Männern aber muß ich doch noch ein Paar Worte ſagen.

Herr Pütter iſt, wie jedermann weiß, ein großer Publiciſt, und ein großer Kenner der Vaterländiſchen Geſchichte: in dieſer Rückſicht verdient er alle Hochachtung. Daß aber Herr Pütter den frommen Andächtling, und den Hyperorthodoxen

macht, und dabei immer, wie ein Miszsüchtiger, anderer Leute Sitten speculirt, kann nicht gefallen. Wie juriſtiſch-poſitiv er ſich den lieben Gott in Rückſicht auf das Wohl ſeiner vernünftigen Geſchöpfe vormodle, zeigt ſein einziger Weg zur Glückſeligkeit, den man aber in Göttingen nicht anders, als die Himmelspoſt beniehmte. Wenn Herr Pütter die Reichsgeſchichte vorträgt; ſo hält er ſich bei den wichtigſten Sachen nur kurz auf; hingegen bei D. Luthern und den Symbolen bringt er mehrere Wochen zu. Seiten verſäumt er eine Kirche, geht auch regelmäßig zum Abendmal, und betet ohne Unterlaß; beiher jagt er aber ſein Geſinde über das kleinſte Verſehen fort, und läßt ſeinen frommen Stolz jedermann empfinden, der zu ihm kommt: beſonders ſoll er denen, welche Hülfe und Unterſtützung bei ihm ſuchen, auſſerordentlich ſtreng und grob begegnen. Das iſt denn ſo der rechte Weg zur Glückſeligkeit!

Der andre Mann, den ich noch nennen will, iſt der verſtorbene Ritter Michaelis. Die groſſen Verdienſte dieſes Gelehrten um die morgenländiſche Litteratur weiſen ihm billig einen Platz unter den gröſten Männern ſeines Jahrhunderts an, und ſichern ſeinen Namen vor jener Vergeſſenheit, welche auf ſo manchen wartet, der ſich jezt für ein Licht der Welt hält. Aber ſein bis an Niederträchtigkeit grän-

zender Geiz, sein haberechtiges Wesen, und seine Verachtung aller andern Gelehrten neben sich, werfen ein sehr gehässiges Licht auf seinen Karakter. Man hat viel Anekdoten von ihm erzählt, welche ich aber aus Achtung für seine sonstigen Verdienste hier unterdrücke, und vielmehr auf meine Geschichte zurück komme.

Ich logirte bei der Prof. Köhlerin, einer recht braven Frau. Walch hatte mir sehr gute Regeln des Verhaltens gegeben, und hinzu gesetzt, daß, da ich schon länger auf Universitäten gewesen wäre, ich gewiß gesetzt seyn müßte: er wolle mir also nicht weiter sagen, was ich als Student zu thun hätte. Der gute Mann hat sich nicht wenig geirrt! Ich war noch so frivol, als ich vor drei Jahren gewesen war.

Ein gewisser Sturm war in Göttingen, den ich in Gießen gekannt hatte: das wußte ich, und suchte ihn auf. Nun Bruder, sagte ich zu ihm, wie siehts denn hier aus mit den Komment?

Sturm: Schofel Bruder, sehr schofel! Die Kerls wissen dir den Teufel, was Komment ist: halten ihre Kommerse in Wein und Punsch, saufen ihren Schnapps aus lumpigen Matierglässern, lassen sich alle Tage frisiren, schmieren sich mit wohlriechender Pommade und Eau de Lavende, ziehn seidne Strümpfe an, gehn fleissig ins Conzert zum Professor

Gatterer, küssen den Menschern die Pfoten; kurz Bruder Herz, der Komment ist hier schofel.

Ich: Aber doch nicht allewege?

Sturm: Nein Brüderchen! es giebt noch derbe Keris; aber die stehn wenig in Ansehn: man hält sie für liederlich, und deswegen müssen sie für sich leben, und mit einander ihre Sachen allein treiben.

Ich: Hör' Bruder, so viel an uns ist, müssen wir den Komment wieder herstellen, oder gar eins führen à la Jena —

Sturm: Hast Recht: aber das wird schwer halten: wollen indeß sehen, quid virtus et quid sapientia possit. Du gehst den Abend doch mit zum Schnapps-konradi? Nicht? —

Wir begaben uns wirklich denselben Abend zum Schnapps-konradi, einem Bruder des Schnappskonradi in Halle. Wir fanden einige Studenten da, welche aus kleinen Bolen Punsch und aus Fingerhutgläschen Schnapps tranken. Ich forderte ein Glas Schnapps, und Sturm auch eins. Man brachte es uns, aber in kleinen Gläschen; ich ließ mir also einen Bindfaden geben, um das Glas ans zubinden, damit wenn es, wie ich sagte, die Kehle hinein wischte, ich es herausziehen könnte. Man lachte über meinen Einfall, beklatschte ihn, und wir ließen uns ein Nößel Schnapps geben, leerten es aus

und gingen so wohlbezecht nach Hause. Wir fuhren fort den Schnapps: konradi fleißig zu besuchen; waren aber doch nicht im Stande, die Mode aus Nöthen zu Schnäppsen, einzuführen, obgleich einige es nachmachten: denn man kann nichts so sehr närrisches anfangen, das nicht einige Nachahmer finden sollte.

Herr Walch erfuhr diese Wirthschaft, und gab mir deshalb einen derben Wischer. Ich unterließ hierauf das häufige Besuchen des Konradi's, des Kellers und der Dörfer, und fing an, ernstlich zu studiren.

Meine Kollegien hatte ich, so lange ich mich in Göttingen aufhielt, so eingetheilt, daß ich bei Michaelis die Psalmen, das Mosaische Recht und den Hiob hörte: bei Schlözern die Staatengeschichte, bei Walchen Kirchengeschichte und Dogmatik, bei Herrn Leß Moral, aber nicht ganz aus, bei Heyne einige Philologica, bei Käſtner Mathematik u. s. w. Den Herrn Kulenkamp konnte ich in der Erklärung des Theokrits nicht ausstehen: da wußte ich mehr als er, ob ich gleich blutwenig wußte. Es ist wunderbar, daß ein Kulenkamp es sich herausnimmt, auf einer Universität zu doceiren, wo ein Heyne ähnliche Vorlesungen hält! Der verstorbene Geheimerath Klotz hat ihm mehrmals die Exercitia korrigirt.

Die vortreffliche Bibliothek zu Göttingen, die wohl leicht die beste Universitätsbibliothek in Deutschland ist, habe ich zu meinem wahren Vortheil fleißig benutzt, und bin überhaupt in Göttingen anhaltender und ordentlicher im Studiren gewesen, als in Gießen: einmal waren da nicht so viel herrschende Reize zur Renommisterei und zur Liederlichkeit, und fürs andere hatte ich Männer von Ansehn und Gewicht vor mir, fand mehr Muster und mehr Gelegenheit, etwas rechts zu lernen.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Jung gewöhnt; alt gethan!

Ich fand auch in Göttingen einen gewissen Italiäner, Badiggi, einen Exjesuiten, mit dem ich schon in Gießen Umgang gepflogen hatte. Dieser Badiggi war ein Mensch von viel Kopf und viel Erfahrung; aber auch ohne Religion, ohne Sitten und ohne Gesetze, kurz, ein wahres moralisches Ungeheuer. Er erzählte von sich alle mögliche Schandthaten, ohne Erröthen, und schrieb gewöhnlich in die Stammbücher den Denkspruch des Pabstes Alexanders VI.

Chi a dieci otto anni, e non é pazzo,
O buzzera, o fotte, o ſi mena il cazzo.

Latein konnte Badiggi reden wie Waſſer, und Latein, das ſich immer hören ließ, das keine Schnitzer hatte. Beiher hatte er eine große Beleſenheit in jenen freiern Schriften der Italiäner, welche das ſechzehnte Jahrhundert erleuchtet haben, z. B. in denen des Aretin, Pulci, Arioſto, Pallavicino, u. a. m. Einen größern Zotenreiſſer und Läſterer aller Religion, aller Sitten und aller Moral hab' ich nie gehört. Das waren aber in meinen Augen damals Tugenden, und verbanden mich um ſo mehr mit Badiggi, oder um beſſer zu ſagen, ſie machten, daß ich ſeinen Umgang fleißig ſuchte, ohne jedoch ſeine Perſon zu lieben oder zu ſchätzen. Dieſer Menſch genoß allerhand Unterſtützungen, ſowohl von Profeſſoren als von Studenten, welche letztern er mit ſeinen Schwänken beluſtigte. Er erhielt auch Geld von Auswärtigen. Endlich iſt er heimlich entwichen, nachdem er viele Leute geprellt, die Univerſitätsbibliothek um 100 Thaler Bücher betrogen, und mehr andre Lumpenſtreiche begangen hatte.

Ich für mein Theil gewöhnte mir in dem Umgange mit dieſem Menſchen einen äußerſt freien und ſchlüpfrigen Ton, in Rückſicht auf die Religion und ihre Lehren an: einen Ton, der mir, wie ich bald

erzählen werde, in meinem Vaterlande sehr viel geschadet, und mein ganzes theologisches Glück verdorben hat. Herr Walch merkte diesen Ton, und verwies mir ihn, „Hören Sie, sehen Sie, sagte er zu mir, das ist einfältig gesprochen. Was Sie nicht glauben, müssen Sie mit Gründen widerlegen; aber nicht beschimpfen." — Klug war das wohl gerathen; aber wo sollt ich so viel Klugheit hernehmen, einem klugen Rath zu folgen? — Obgleich Walch mich für einen Religionsspötter hielt; so entzog er mir seine Freundschaft doch nicht: und das war sehr tolerant!

Nun muß ich noch einen Narren beschreiben, dessen Gleichen ich nicht weiter gefunden habe. Der Mensch hieß Dippel oder Timbel — ich habe den Namen nicht recht behalten: man hieß ihn gewöhnlich Mosjeh Kilian, oder Bruder Kilian. — Er lebte als theologischer Student, von der Gutherzigkeit anderer Studenten. An einem gewissen Tische, wo ohngefähr einige dreissig Studenten speiseten, ging er herum, so daß ihn alle Tage ein anderer fütterte. Sein Logis hatte er umsonst beim Kauffmann Backhaus, ich glaube, so hieß er — hinten im Hof über dem Pferdestall und unter dem Taubenschlag. Da er sich von jederman gebrauchen ließ, wozu man nur wollte; so waren die Bursche freigebig gegen ihn, wenn er etwas nö-

thig hatte. Hier einige Pröbchen zur Erschütterung des Zwerchfells.

In einer Gesellschaft von Studenten war Meister Dippel auch. Einer davon sagte: „wenn ich doch nur mit Heynen nicht übern Fuß gespannt wäre, so ließ ich mir seine Ausgabe von Horazens hebräischen Georgicis und seiner griechischen Uebersetzung des Eulenspiegels geben. Sie kommen erst auf die Messe in den Buchläden; aber Heyne hat sie schon an mehrere verborgt." Dippel erboth sich alsobald, er wolle zu Heynen gehen, und sich die Bücher ausbitten. Man stelle sich nun Heynen vor, wie Dippel vor ihm stund um Horazens hebräische Georgica und den griechischen Eulenspiegel ausbath! Es waren gerade Fremde zugegen, und Heyne, der sich sehr ärgerte, schmiß den guten Dippel zur Thür hinaus, und schalt ihn einen dummen Esel.

Ein andermal machte ein Engländer dem Menschen weiß, man trüge jezt nach der neuesten Mode Halsbinden von bundem Stroh, mit einer Schelle vorn am Hals, ströherne Kokarden und eben solche Röschen hinten auf dem Zopf. Er schenkte ihm sogleich eine solche Garnitur, deren er etliche hatte machen lassen, um den Einfaltspinsel anzuführen: und dieser legte den Ornat auch an, wanderte so lange damit durch die Straßen, bis die hinter ihm her

schreienden Jungen deutlich genug zu verstehen gaben, daß er ein Geck sey.

Die Studenten nahmen ihn in allerhand erdichtete Orden auf, z. B. in den Orden der heiligen Genoveva, des heil. Krispinus u. a. m. machten ihm hernach weiß, er sey nun zum Großmeister des Ordens ernannt worden: und Dippel unterschrieb sich so in den Stammbüchern. Aber nicht selten wurden Komödien mit ihm gespielt, von denen die Spielenden wenig Ehre hatten. So brachte man ihn einst in Einbeck mit einem über und über inficirten Mensch zusammen, woher der arme Teufel ein Uebel abkriegte, welches ihn über zwei Monate gequält hat, so fleißig die Feldscheerer ihn auch besuchten. Das Geld zu dieser Kur wurde an den Tischen und andern öffentlichen Orten gesammelt.

Mit dem Herrn Luther, Superintendent in Göttingen, habe ich und Sturm eine kleine Fehde gehabt: wir schrieben ihm nämlich seine über allen Glauben elende Predigten nach, und hielten sie in lustigen Gesellschaften. Sturm konnte seine Gestus so treffend nachmachen, daß man dachte, man hätte Luthern selbst vor sich. Der Ehrenmann erfuhr die Neckerei, verklagte Sturm und mich; und der Prorektor verboth uns das Halten der Lutherischen Predigten. Da unterblieb denn auch das Nachschreiben.

Die Studenten haben zu meiner Zeit auch einen Krieg mit den Schneidern geführt, der aber ausging, wie alle Studentenkriege. Es sind Lappereien, worüber der geschorne Mann — der man leider als Akademist so selten ist — die Achsel zuckt. Bei Gelegenheit dieses Krieges kamen auch verschiedene Schriften heraus, wie vor einigen Jahren zu Halle wegen der berühmten Fensterkanonade. Es wurde auch ein schönes Lobgedicht auf die Schneider komponirt, und einige Zeit über von den Studenten auf den Straßen abgesungen.

In Göttingen konnte ich bei weitem die Figur nicht spielen, welche ich in Gießen gespielt hatte: dazu hatte ich nicht Geld genug. Mein Vater gab mir zwar so viel, als ich brauchte, um ordentlich zu leben, und nicht nöthig zu haben, Wasser zu trinken, wie er sagte: aber ich konnte doch nicht ausreuten, ausfahren, nach Kassel reisen, alle Tage en Michè erscheinen, wie so viel andre, welche Geld hatten. Daher blieb ich immer im Dunkeln, und war blos meinen Freunden näher bekannt. Ich will nicht sagen, daß ich mich geärgert hätte, daß ich keine Rolle spielen konnte: ich stand damals in den Gedanken, daß Concerte, Bälle, Assambleen, Spatzierfahrten u. d. g. gar nicht zum Wesen des Studenten gehörten: daß der Bursch eben nicht gerade im Briefwechsel mit Mamsell Philippine G — — —

ſtehen müſſe, und daß es nicht nöthig ſey, bei der Frau Magiſter B — —, oder der ſchönen Nichte des Profeſſors P — — ſeine Aufwartung dann und wann zu machen, und dieſe Aufwartung mit baarem Gelde, oder mit theuren Geſchenken zu erkauffen. Und doch waren die, welche dieſes konnten, die angeſehnſten auf der Akademie. Da es hier nicht ſelten geſchieht, daß Profeſſoren die Studenten auf ihren Stuben beſuchen; ſo gehört es auch zum guten Ton, dergleichen Herren dann und wann zu ſich zu bitten, und ſich in große Unkoſten zu ſtecken. Ich halte nichts davon, wenn Profeſſores die Studenten in ihrer Wohnung heimſuchen. Wollen ſie Umgang mit ihnen haben; ſo ſey es an einem dritten Ort. Der Profeſſor verliert nach und nach ſein Anſehen, und der Student macht ſich ſchwere unnütze Koſten. Am beſten iſt es, wenn beide in einer gewiſſen Entfernung von einander bleiben.

Ich muß doch ein klein Wörtchen vom Göttinger Frauenzimmer ſagen. Dieſe ſind mit gnädiger und großgünſtiger Erlaubniß der Göttinger Damen durch die Bank — nicht ſchön. Ich weis es ſelbſt nicht: ſie haben ſo was widerliches im Geſicht, welches durchaus misfällt: und ihre Farbe, oder der Teint, wie man ſagt, iſt weit entfernt von jenen Lilien und Roſen, von denen unſre Herren Reinemacher ſo viel zu ſagen wiſſen. Unter den

gemeinen Mädchen findet man auch sehr wenig rares.

Es stehen einige Kompagnien Soldaten in Göttingen, roth mit weissen Aufschlägen, welche eben so, wie in Gießen und Halle ihren Kumpers mit den Studenten treiben, ihnen die Stiefeln wichsen, für sie marschandiren, kuppeln — und sich so einiges nebenher zu ihrer Löhnung zu verdienen suchen. Ich hätte über den Umgang der Studenten mit Soldaten verschiedenes nicht undienliches zu sagen; allein ich mag niemanden schaden, der auch eine Uniform trägt, wie ich.

Die Dörfer um Göttingen werden nicht so oft besucht, als die um Gießen, Jena und Halle; doch giebt es da auch Dorfbrüder, und diese laufen gewöhnlich nach Bosten oder Döppeltshausen: am letztern Orte ist alle Freiheit, weil er Hessisch ist.

Man findet keine Bordelle in Göttingen, wenigstens fand man zu meiner Zeit keine; aber an Nymphen, welche für einige Groschen, und an Madamen und Mamsellen, welche für einige Thaler nach advenant feil sind, fehlt es auch da nicht. Es soll sogar einige Damen daselbst geben, die ihre Liebhaber bezahlen. Auf den Dörfern halten sich dann und wann auch Lustdirnen auf: und daher lassen sich die häufigen Galanteriekrankheiten erklären, welche in Göttingen grassiren. Ich glaube nicht, daß die-

ses seit meiner Zeit besser geworden ist. Auf dem Keller waren die Mädchen recht fideel: man hieß sie schlechtweg die Kellermenscher.

In Jena hat der Bursch seine sogenannte Scharmante: das ist ein gemeines Mädchen, mit welcher er so lange umgeht, als er da ist, und das er dann, wenn er abzieht, einem andern überläßt. In Göttingen hingegen sucht der Student, der's zwingen kann, das heißt, der Geld hat, bei einem vornehmern Frauenzimmer anzukommen, und macht dem seinen Hof. Gemeiniglich bleibt es beim Hofmachen, und hat keine weitern Folgen, als daß dem Galan der Beutel tüchtig ausgeleert wird. Manchesmal geht das Ding freilich weiter, und es folgen lebendige Zeugen der Vertraulichkeit, die eine Ritterstochter oft eben so bezaubernd fesselt, als eine gefällige busenreiche Aufwärterin.

Man hat es als einen Vorzug der Göttinger Universität angesehen, daß daselbst der Student Gelegenheit habe, in Umgang mit Familien zu kommen. Man hat gesagt, das wäre ein Mittel, wodurch er die Roheit der Sitten ablegen, und sich verfeinern könnte. Ich weiß aber einmal nicht, ob der Familienton in Göttingen so fein sey, daß sich ein junger Mensch daran auspoliren könne: und dann steht gewöhnlich nur da die Thür auf, wo man gern auf Unkosten der Studenten sich vergnügen

macht. In andern Häuſern wird der Student ſo, wie an andern Orten, ausgeſchloſſen. Dafür rächen ſich dann die Herren mit Pasquillen, welche man in Göttingen alle Tage leſen kann, und worauf niemand mehr achtet, weils gewöhnliche Dinge ſind.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Ich bin nun Kandidat.

Meinen Leſern habe ich vielleicht lange Weile gemacht, da ich ihnen ſo viel von Univerſitäten vorgeſchwätzt habe. Daß ich das ſelbſt müſſe gefühlt haben, beweiſen die ſo ins Enge gepreßten Erzählungen der Begebenheiten von vollen zwei Jahren. Aber nun ſollen ſie auch Begebenheiten von einer andern Art leſen, welche freilich in ſo fern, als wieder dumme Streiche mit vorgefallen ſind, meinen Burſchenſtreichen gleich kommen, und ſie vielleicht noch übertreffen. Ich wünſche nur, daß wenn dem Leſer der Student nicht zuwider war, es der Kandidat auch nicht ſeyn möge.

Ich kam im Frühling 1779 nach Hauſe. Mein Vater ſtellte abermals ein Examen mit mir an, und war zufrieden. Ich predigte mit Beifall: denn ich

predigte Moral, und nicht vom Satan oder vom Blut Jesu Christi, das uns rein macht von allen Sünden. Genug die Bauern und die Bürger hörten, wo ich auftrat, etwas neues. Ich bin nie ein Redner gewesen; allein in der Pfalz braucht man nur eine reine Aussprache zu haben, und nicht abzulesen, um des Beifalls beim Predigen sicher zu seyn. Da die Herren Prediger auch da, wie überall, kommode sind, und gern für sich kanzeln lassen; so hatte ich überflüssig Gelegenheit, mich im Kanzelvortrage zu üben, und that es auch. Besonders predigte ich gern für den Pfarrer Stuber zu Flonheim, der mein wahrer Freund, auch in meinen Mühseligkeiten gewesen ist. Herr Stuber gehört unter die wenigen Kirchenlehrer in der Pfalz, die man, ohne daß es einem übel wird, nennen kann, wenn man sie kennt.

Ich kam bald in Bekanntschaft mit dem Amtmann Schröder in Grehweiler, einem Manne von seltner Ehrlichkeit, und nicht gemeinen Kenntnissen; der aber, weil er sich mit dem faselhaften Kammerrath, Fabel und andern dieses Gelichters nicht vertragen, das heißt, dieser Herren Schleichwege nicht billigen konnte, tausend Verdrüßlichkeiten ausstehen mußte. Herr Schröder öffnete mir seine wohlversehene Bibliothek, und da las ich innerhalb einigen Jahren fast alle Werke des Vol-

taires, den Esprit des Loix von Montesquieu, Rousseau's Nouvelle Heloise, dessen Emile, und andere, freilich sehr unorthodoxe Bücher, womit die Bibliothek des Amtmanns versehen war. Ich lernte aus Voltaire nichts, als spotten: denn andere Bücher, besonders Tindals Werk, hatten mich schon in den Stand gesetzt, richtig — nämlich wie ich die Sache ansehe — über Dogmen und Kirchenreligion zu urtheilen. Gewiß habe ich unendliches Vergnügen genossen bei der Lesung des französischen Dichters, der der Priesterreligion mit seinem feinern und gröbern Witz vielleicht mehr geschadet hat, als alle Bücher der Englischen und Deutschen Deisten. Die englischen gehen von Gründen aus, und suchen ihre Leser durch philosophische Argumente zu überzeugen: die Deutschen machen es beinahe eben so, und habens auch mit unter mit der Philosophie zu thun. Zudem reduciren letztere alles auf Geschichte, und verursachen dadurch, daß die Leser ihre gelehrten Werke nicht anders verstehen, als wenn sie selbst gelehrt sind. Der französische Deist hingegen wirft einige flüchtige Gründe leicht hin, schlüpft über die Streitfrage selbst weg, und spöttelt hernach über das Ganze, als wenn er seine Behauptungen noch so gründlich demonstrirt hätte. Ich weis wohl, daß das nicht überzeugt; aber Tausende, die es lesen, halten sich von nun an für überzeugt,

und beehren den Philosophen mit ihrem ganzen Beifall. So war es auch möglich, daß Voltaire so viel Proselyten des Unglaubens anwarb. Er schrieb nicht für Gelehrte: die, dachte er, mögen die Berichtigung ihrer Denkungsart anderwärts suchen, wenn sie klug sind. Er schrieb für Ungelehrte, für Frauenzimmer, für Fürsten und für Kaufmannsdiener: diesen sollten die Schuppen von den Augen wegfallen. Und wenn das so Voltaire's Zweck war, so hat er seine Sachen wirklich klug eingerichtet. Alles Geschrei der Gegner, von einem abgeschmackten Romotte an bis auf Herrn Leß, hat dem Manne an seinem Kredit nicht schaden können. Den Romotte liest kein Mensch mehr: Herr Leß wird nur von einigen Geistlichen gelesen; Voltaire's Schriften aber sind in allen Händen, sind beinahe in alle Sprachen übersetzt, und werden dann auch noch mit Vergnügen gelesen werden, wenn man längst vergessen hat, daß solche Gegner in der Welt gewesen sind. Doch weiter im Text!"

Ich hatte anfangs wenig Umgang. Herr Haag, Amtskellner Job von Erdesbüdesheim, Pfarrer Stuber und einige andre machten meine Gesellschaft aus. Ich ging auf die Jagd, vergnügte mich mit dem Feld- und Gartenbau, und lebte so vollkommen vergnügt. Aber bald kam ich eine gröſsere Verbindung, die mich wie ein Strom fortriß,

und mir selten Zeit ließ, mich zu besinnen. Ich gerieth in die Gesellschaft des Amtsverwalters Schönburg zu Neuhamberg, seines Aktuars Metz, des Licentiaten Macher's zu Kreuznach, Amtschreibers Boyer, Oberschulz Baumann von Wöllstein, und anderer lustigen Brüder. Diese Menschenkinder hatten sichs zum Gesetz gemacht, das steife Wesen, welches in den vornehmern Gesellschaften in der Pfalz herrschte, aufzugeben und einen freiern Ton einzuführen. Sie sprachen daher, wie es ihnen in den Sinn kam, ohne darnach zu fragen, wer sie anhörte, machten keine Komplimente, und bekümmerten sich gar nichts darum, was Andre von ihnen urtheilten. Freilich fielen diese Urtheile sehr ungünstig aus! Wenn man von ihnen sprach; so hieß es nur schlechtweg: der liederliche Amtsverwalter, der liederliche Macher u. s. w. Mein Vater sah es eben nicht gern, daß ich mich so sehr an diese Leute anschloß; aber da es doch Leute waren, welche in Karakter stunden, so ließ er es geschehen, ohne mir anfangs ernsthafte Vorstellungen dawider zu machen.

Daß ich in dieser Societät nicht wenig werde brillirt haben, läßt sich denken. Meine Zotologie war in Göttingen gleichsam verrostet; ich hohlte sie aber hier wieder hervor, und erlangte solchen Beifall daß kein Gelag ohne den Großen, so nannte man mich Κατ' ἐξοχήν, gehalten werden konnte. Unsre

Gesellschafter duhten sich alle, und nahmen einander durchaus nichts übel. Unsre Gelage waren wenigstens so lustig und ausschweifend, wie die Studentengelage in Jena oder Gießen.

Ein Umstand machte mich doch ein wenig aufmerksam. Der Amtsschreiber Boger trieb Liebelei mit der Tochter des reformirten Schulmeisters zu Wonsheim, und ich, als sein fideler Kumpan, begleitete ihn oft dahin, und blieb selbst oft ganze Nächte mit ihm da, wo wir denn soffen und allerhand Zeug vornahmen. Nicht lange hernach hieß es, das Mädchen sey schwanger, was es auch in der That war; man wisse aber nicht, wer eigentlich Urheber davon sey, Boger oder Laukhard: die Freunde mögten es wohl selbst nicht wissen. So wurde ich also ausgetragen, und mein Ruf litte gewaltig bei dieser scandalösen Relation. Endlich bekannte sich Boger, auf des Mädchens Aussage, zum Vater des Kindes, und ich war frei; doch wurde ich noch manchmal damit geschoren, bis endlich die ganze Sache einschlief.

Boger versündigte sich bald darauf am Amtsverwalter Schönburg, und durfte nicht mehr in unsere Cirkel kommen. Er hat hernach Baumanns Tochter geheurathet, und sich kurz nach der Hochzeit todt gesoffen. Die skandalöse Chronik in der Pfalz hat aber sein Ende noch garstiger erzählt.

In der Gesellschaft dieser Leute ward ich nun völlig liederlich, und führte eben so ein asotisches Leben, wie sie; doch nahm ich mich anfangs in Acht, daß man mich nicht öffentlich einen dummen Streich begehen sah: und so hatte ich noch immer den Ruhm, daß ich im Röckeiskollegium — diesen Namen hatten die Herren der Gesellschaft selbst gegeben — noch bei weitem der Gesitteste sey. Ueberhaupt muß man in der Pfalz sehr mertlich ausschweifen, wenn man den Namen eines Liederlichen führen soll: denn die Sitten waren da mein Tage so delikat eben nicht.

Jeder von uns hatte sein Liebchen. (Meine Leser denken hier ja nicht an Tereschen: von dieser mach' ich ein eigen Kapitel noch, aber vielleicht nicht in diesem Theile). Der Amtsverwalter karessirte oder nach Pfälzer Ausdruck, machte er verliebte Nasslöcher bei der Tochter des lutherischen Pfarrers Köster in Wöllstein. Das Mädchen sah hübsch aus; aber wie ich merkte, konnte sie den wüsten Menschen vor ihren Augen nicht leiden, allein ihres Vaters wegen, vor der Schönburgen wohl wollte, mußte sie ihn dulden, und seine Zoten anhören. Ueberhaupt wurde die Liebe von uns recht zotologisch behandelt. Da der Amtsverwalter katholisch war; so machte man endlich dem Pfarrer Köster Vorwürfe, und gab ihm zu verstehen, daß er seine Tochter in üblen Kredit brin-

gen würde, wenn er diesen Umgang ferner gestättete, besonders da Herr Schönburg als der gröbste Schweinsigel in der ganzen Gegend bekannt war. Er ließ sich bewegen, und schickte seine Tochter nach Darmstadt zu einer Base. Schönburg war vor Aerger ausser sich, da seine Liebschaft fort war. Ich begleitete ihn nach Mainz, wo er seine Rechnung ablegen muste, und von da aus machten wir eine donquischottische Reise nach Darmstadt.

Aber nun war die Frage, wie Schönborn die Mamsell Köster zu sprechen kriegen sollte. Ich versprach es zu bewirken, besuchte sie also, welches nicht auffallend seyn konnte, da ich mit ihr verwandt war. Hier ist unser Gespräch, das wir hielten, so bald wir im Garten allein waren.

Ich: Wissen Sie was neues, Mamsell Kusine? der närrische Amtsverwalter ist hier!

Sie: Mein Gott, Herr Vetter, was sagen Sie! was will denn der hier?

Ich: Er will Sie sprechen. Er wird noch verrückt, wenn er Sie nicht bald sehen darf.

Sie: (erschrocken) Er wird doch nicht hieher kommen! Gott! was würde die Base sagen!

Ich: Er wird gewiß zu Ihnen kommen; ich habe ihn noch abgehalten, sonst wäre er schon da. Wissen Sie was, ich will Ihnen Rath geben: Ver-

sprechen Sie mir, daß Sie Heute Nachmittag um 3 Uhr im Schloßgarten seyn wollen, da soll er an der Landgräfin Begräbniß auf Sie warten. Wollen Sie?

Sie: Das kann ich nicht.

Ich: So kömmt wahrlich der närrische Amtsverwalter hieher. Sie kennen ihn, und haben nichts als Schimpf und Schande davon. Ich dächte, Sie machtens, wie ich Ihnen gesagt habe.

Das gute Kind sann hin und her, und wußte nicht, wozu sie sich entschließen sollte: nachdem ich ihr aber betheuert hatte, daß der Amtsverwalter ganz gewiß selbst kommen, und Skandal machen würde; so versprach sie endlich, um 3 Uhr in den Schloßgarten zu kommen. Ich berichtete diesen Trost meinem Schönburg, und der flog schon gleich nach zwei Uhr in den Schloßgarten. Als er wieder zurück kam, war er ganz auſſer sich vor Freuden, soff vor lauter Jubel drei Buteillen Burgunder ganz allein aus, und ward so selig, daß er nicht mehr stehen konnte.

Aber, werden meine Leser fragen, blieben Sie denn so nüchtern? — Hören Sie nur an, lieben Leser. Ich war nicht zu Hause, als das vorging, und hatte einen guten Freund besucht, der mich nun eben zum Trinken nicht forcirte. Als ich nach dem

Gasthofe zurück kam, war mein Schönburg schon im Bette.

Ich trat daher in die Gaststube, um mir da die Zeit zu vertreiben. Es waren mehrere Darmstädter Herren zugegen, unter andern auch Herr Maier, ein Sohn des Pfarrers Maier von Kupferzell, der so viel von Oekonomie geschrieben hat. Der Sohn stund in Darmstadt als Sekretär bei dem Präsidenten von Moser, und war ein eingemachter Hasenfuß. Er trallerte in der Stube herum, und ich fand ihn so ärgerlich, daß ich nur auf Gelegenheit paste, ihm eine Sottise zu sagen. Diese zeigte sich bald. Er unterstand sich, mich in einem schnippigen Ton zu fragen: „Sind Sie der Kompagnon des Mosje Firlefanz, der hier logirt?

Ich: Was für'n Mosje Firlefanz, meint der Herr?

Er: Je nun, den Menschen mit der grünen Wildschur, der Gestern hier neben Ihnen saß.

Ich: So? Und das war ein Mosje Firlefanz? — Herr Sie mögen wohl selbst Firlefanz seyn, verdammtes Fratzengesicht!

Er: (erhitzt) Reden Sie nicht so, oder —

Ich: Nun dann (aufstehend) oder? —

Er: (zurücktretend) Gott strafe mich! hätt' ich nichts zu riskiren, Sie sollten Maulschellen haben, daß Sie hinsänken.

Ich: (ihm hinter die Ohren schlagend) Verfluchter Kerl, Du willst mir Maulschellen biethen? Du?

Er setzte sich natürlich zur Wehr, ich aber konnte leicht dem kleinen Männchen einen Stoß geben, daß er weit weg fuhr, und zu Boden stürzte. Die Anwesenden legten sich alle dazwischen, und brachten uns auseinander. Mosje Maier lief fort, und schwur, daß mir die Sache so nicht hingehen sollte. Der Wirth selbst, Herr Peter im Trauben, rieth mir, mich aus dem Staube zu machen: Maier sey ein rachgieriger Mensch, und gelte alles bei seinem Herrn: ich würde gewiß arretirt werden, und viel Verdruß haben. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, verließ den Trauben, und begab mich noch des Abends um neun Uhr zu meinem Freund Panzerbieter, dem jetzigen Prorector am Gymnasium zu Darmstadt, schrieb da einen Zettel an den Amtsverwalter, und meldete ihm, daß ich noch Heute nach Arhelgen gehen würde, wo er mich den folgenden Tag abholen könnte. Ich bat Herrn Panzerbieter um die Bestellung des Billets, und marschirte zur Stadt hinaus: im Thor sagte ich, daß ich auf die Kämmerei gehen wollte.

In Arhelgen kam ich erst nach zehn Uhr an, schlief recht gut, und hoffte den folgenden Morgen meinen Schönburg zu sehen. Allein ich mußte in

der Schenke bei den Bauern einen ganzen langen Tag, und zwei Nächte harren. Am dritten Tage gegen Mittag kam Schönburg mit einem so genannten ungrischen Wägelchen, dergleichen auf jenen Posten sehr gewöhnlich sind, holte mich ab, erzählte mir, daß es noch großen Lärmen meiner Händel wegen gegeben hätte, und lobte bei dem allen meine Entschlossenheit. — Wir kamen des andern Tages wieder in Mainz an, wo aber weiter nichts Merkwürdiges vorfiel.

Dreißigstes Kapitel.

Ich soll Pfarrer werden.

Die Bauern in Kriegsfeld hatten mich zum Seelsorger — so hießen die dortigen Herren Geistlichen gewöhnlich, und hören den Titel auch gern — haben wollen; weil aber die Pfarre daselbst gar sehr schlecht ist; so wollte mein Vater nicht, daß ich sie annehmen sollte.

Ich muß hier mit Erlaubniß meiner Leser eine kleine Beschreibung von den lutherischen Pfarreien in der Kurpfalz einschalten.

Vorzeiten hatten die Lutheraner in der Pfalz gute Pfarreien; nachdem ihnen aber die Katholicken,

verbunden mit den Reformirten *), ihre Kirchengüter genommen, und unter sich getheilt haben; so müssen die armen lutherischen Geistlichen seit der Zeit blos von dem Leben, was ihnen ihre Pfarrkinder aus Gnade und Barmherzigkeit geben wollen. Da aber der Kurpfälzer Bauer selbst nicht viel hat, und also nicht viel geben kann — so sind die Predigerstellen ungemein schlecht, und die Inhaber derselben haben oft kaum das liebe Brod. Doch sind die Lutheraner in der Pfalz, wie jede ecclesia pressa, streng auf ihren Glauben, so, daß sie beinahe in jedem Dorf eine Kirche haben, und auch einen Pastor. Was das aber auch für Pastöre sind! Kaum kann man sich, ich weis nicht, ob ich sagen soll, des Weinens oder des Lachens enthalten, wenn man so einen Pfäl-

---

*) Die Reformirten haben beständig mit den Katholicken in der Pfalz gemeinschaftliche Sache gemacht, um die Lutheraner zu unterdrücken. Hier ist der Ort nicht, dieses weiter auszuführen. Ich merke nur noch an, daß der Verfasser eines sonst recht guten Buchs: „Geschichte der Reformirten Kirche in der Pfalz" (Dessau 1791.) vieles zum Vortheil der Reformirten Pfälzer ganz falsch vorgestellt hat. Der Pfälzische Lutheraner weiß wirklich nicht, wer ihn mehr drückt, der Katholik, oder der Reformirte? Jener hat die Macht, und handelt gerade zu; dieser bedient sich statt der Gewalt böhmischer Ränke, und ist nicht minder gefährlich und schädlich.

zischen lutherischen Gottesmann einhertreten sieht, mit einem alten verschabten Rock, der ehedem schwarz war, nun aber wegen des marasmus senilis, wie D. Bahrdt von seinem Hut sagt, ins rothe fällt — mit einer Perücke, die in zehn Jahren nicht in die Hände des Friseurs gekommen ist — mit Hosen, die den Hosen eines Schusters in allem gleich kommen, sogar in Absicht des Glanzes, und mit Wäsche, wie sie die Bootsknechte tragen. — Aber freilich der Mann kann sich nichts besseres anschaffen: es ist der Anzug, welcher bei seiner Ordination neu war, und ihm sein ganzes Leben hindurch dienen muß.

Das Innere dieser Herren stimmt vollkommen mit ihrem Aeußern überein, und wenn je das Sprichwort wahr ist: „man siehts einem an den Federn „an, was er für ein Vogel ist;" so ist es gewiß von den lutherischen Herren Pfarrern in der Pfalz wahr. Darunter findet man die allerkrassesten Ignoranten, welche kaum ihren Namen schreiben und lateinisch lesen können. Sie sind zwar auf Universitäten gewesen, weil sie aber schlecht unterrichtet dahin kamen; so lernten sie auch da nichts: und der gänzliche Mangel an Büchern — einige alte Schunken und Postillen, welche vom Vater auf den Sohn fort erben, ausgenommen — verbietet ihnen weiter zu studieren. Aber wenn man ihnen auch Bücher geben wollte; so würde ihre krasse Orthodoxie, welche allemal bei

Ignoranten und Dummköpfen krasser ist, als bei Gelehrten, nebst ihrer natürlichen Trägheit sie hindern, irgend einen Gebrauch von einem guten Buche zu machen.

Die Lebensart dieser Leutchen ist — abscheulich. Sauffen — das karakteristische Laster der Pfalz — ist auch ihre Sache: - da sitzen sie in den Dorfschenken, lassen sich von den Bauern tractiren, sausen sich voll, und prügeln sich mit unter sehr erbaulich. So bekam der Pfarrer Weppner zu Alsheim einst so viel Prügel in der Schenke, daß er in drei Wochen nicht predigen konnte. In einem andern Lande würden dergleichen Skandale auf verdrüßliche Konsequenzen ziehen; aber in der Pfalz nimmt mans so genau nicht.

Ich rede aber, welches sich von selbst versteht, nicht von allen und jeden, sondern vom größten Haufen. Giebt es daher noch einige, welche besser sind von Kenntnissen und Sitten — und daß es dergleichen gebe, weis ich selbst — so habe ich diese nicht gemeint. Es ist hier nur die Rede von dem, was gemeiniglich geschieht. Und wer könnte für so schlechte Stellen auch wohl etwas besseres verlangen! —

Die Reformirten und Katholischen Herren sind nicht viel besser, was nämlich ihre Sitten und Kenntnisse betrifft, ob sie gleich besser gekleidet gehen, bas-

sern Wein trinken, und der guten Ahung wegen, auch dickere Bäuche haben, als die lutherischen.

Mein Vater wollte nun nicht haben, daß ich in der Kurpfalz Pfarrer werden sollte: dazu, meinte er, hätte ich zu viel gelernt. Ich hatte auch nicht Lust, mich dem traurigen Joch des Pfälzischen Konsistoriums und der Tirannei der Oberamtmänner zu unterwerfen: überhaupt verlangte mich damals nicht nach einem Amte, welches nur meine Vergnügungen würde erschwert haben.

In unsrer Grafschaft war zwar eine nicht schlechte Stelle aufgegangen, welche mir als einem Landeskinde gebührt hätte: allein der Herr Konsistorialrath Dietsch, ein sonst braver Mann, und der damalige Administrator der Grafschaft Herr von Zwirlein, waren von einem Ausländer durch Geld praeoccupirt worden, der denn auch die Pfarre erhielt.

Aber da starb im Herbst 1779 der Pfarrer Ritterspacher in Badenheim, einem dem Grafen Schönborn, Heusenstamischer Linie, zugehörigem Dorfe. Ritterspacher war mein Freund und Universitätsbruder gewesen, und hatte die Wittwe seines Vorgängers geheurathet. Weil er aber auf der Akademie sehr akademisch gelebt hatte; so bekam er die Schwindsucht und muste abfahren. Während seiner Kränklichkeit hatte ich einigemal für ihn gepredigt,

und alles Lob der Bauern davon getragen. Diese lagen mir nun, nach seinem Absterben äusserst an, mich zur Pfarre zu melden. Ich wollte anfangs nicht: weil es aber eine sehr gute Stelle war; so drang auch mein Vater darauf, daß ich mich melden sollte. Ich that es, und gab eine Bittschrift bei dem Grafen, oder vielmehr des Grafen Beamten, dem Hofrath Schott zu Mainz ein. Dieser Hofrath ist ein rüder unwissender Mensch, welcher vorher hinter der Kutsche gestanden hatte. Er sagte mir gerade heraus: „Herr, Sie müssen die Frau nehmen, sonst „kriegen Sie die Pfarre schwerlich.“ Ich gab ihm zu verstehen, daß es wider meine Grundsätze wäre, je ein Frauenzimmer zu heurathen, das mich an Alter überträfe, und schon zwei Männer gehabt hätte. Der Hofrath bedaurte meine Delikatesse; versprach aber doch, die Sache bestens zu besorgen.

Ich traute dem Menschen nicht recht, und schrieb gerade an den Grafen nach Wien, der mir zwar auch sehr artig antwortete; aber zugleich zu verstehen gab, daß die Sache nicht mehr ganz von ihm abhinge, indem er dieselbe bereits einem andern übergeben hätte; doch wollte er sehen, was sich für mich noch thun ließe. Als mein Vater diesen Brief gelesen hatte, rieth er mir, alle Hoffnung aufzugeben: weil ich durchfallen würde. Er hatte recht: denn nicht lange darauf heurathete die Frau einen

Pfälzer Pfarrer, ja einer von denen, die ich so eben beschrieben habe: und der wurde Pfarrer in Badenheim. Freilich rebellirten die Bauern ein wenig darüber, aber Bauernrebellion hat selten Bestand. Der erste Mann der Pfarrin, die eine Schwester des bekannten Malers Müller von Kreuznach ist, hatte 1000 Gulden für die Stelle gegeben: weil er aber, so wie der zweite bald starb, ohne für sein vieles Geld die Pfarrei benutzt zu haben; so ließ ihr der Graf die Freiheit sich zur Schadloshaltung noch einen dritten zum Nachfolger des zweiten zu wählen. Allein auch der ist bald hernach gestorben, und da soll man die Pfarrei an Herrn Sträuber, einen Menschen, der es im Saufen mit jedem Matrosen aufnimmt, abermals für 1000 Gulden verkauft haben.

Ich könnte nicht sagen, daß diese fehlgeschlagenen Aussichten mich sehr geärgert hätten: aber desto mehr ärgerte sich mein Vater, daß man das Ding angefangen hatte. Er wünschte indeß gar sehr, mich versorgt zu sehen, um mich aus dem unbestimmten wüsten Leben heraus zu reißen, wie er sagte. Als demnach eine sehr elende Pfarre in der kaiserlichen Grafschaft Falkenstein aufging: so mußte ich mich auch da melden, aber vergeblich: ein Landeskind wurde mir vorgezogen. Indessen gab man mir bei dem Oberamte zu Winweiler zu verstehen, daß wenn

ich etwas daran wenden wollte, das Ding sich so karten ließe, daß das Landeskind seinem Vater adjunkirt würde, und ich die Pfarre bekäme. Dieser Vorschlag war so unrecht nicht: denn weil viel alte Pfarrer in der Grafschaft waren; so hätte ich Hoffnung gehabt, bald weiter zu rücken: allein er stand mit einem Schurkenstreich in Parallelle: und so wollte mein Vater durchaus nichts weiter davon wissen.

Diese mislungenen Versuche, mir in der Kurpfalz eine Pfarrstelle zu verschaffen, brachten meinen Vater auf den Entschluß, mich zu Heidelberg examiniren und in die Zahl der Pfälzischen Kandidaten, deren es wenige giebt *), aufnehmen zu lassen. Ich hatte freilich keine Lust in der Pfalz angestellt zu werden; doch mußte ich meinem Vater für sein öfteres Nachgeben, wohl auch einmal wieder nachgeben, und nach Heidelberg reisen, um mich da einstweilen zu erkundigen, wie mir wohl die Thür zum pfälzischen Schaafstall offen stehen möchte, oder ob ich so sonst irgendwo hineinsteigen müßte.

---

a) daß hier die Rede von lutherischen Kandidaten sey, versteht sich von selbst: denn der Name der Reformirten heißt Legion, die lutherischen Pfarrstellen werden auch meistens mit Ausländern, und zwar mit verlaufenen Ausländern besetzt.

Ich hatte einen Vetter im Heidelberger Konsistorium, den Rath Zehner: ich glaube der Mann lebt noch. An diesen hatte mir mein Vater einen Brief mitgegeben. Der Rath war, welches sonst seine Gewohnheit nicht ist, ziemlich höflich, und behielt mich zum Essen. Es würde, meinte er, mit meinem Unterkommen in der Pfalz keine Schwierigkeit haben, wenn ich mich einem rigorösen Examen unterwerfen wollte und — könnte. Das Ding ärgerte mich, und ich sagte meinem Herrn Rath, daß er an mir nicht verzweifeln sollte: ich hätte meine Sache ehrlich gelernt, und würde gewiß so gut bestehen, als Weppner, Georgi, und viel andre Herrchen, die man doch auf dem Konsistorium zu Heidelberg approbirt und mit herrlichen Zeugnissen versehen hätte. Zehner lächelte, und fing an, mich zu tentiren; doch nur so gewandsweise: er brachte das Gespräch auf die Reformirte Gnadenwahl. Aber da kam er mir eben recht: denn obgleich ich mich in der Kirchen-Geschichte nicht verstiegen hatte, so wuste ich doch recht gut, was Augustin, die Prädestinatianer, Gottschalk und Luther, von dieser Lehre gesagt hatten, kannte die Händel des Amyraldus, der Remonstranten, Jansenisten und Jesuiten weit besser, als Herr Zehner, und war daher im Stande, eine Gelehrsamkeit auszukramen, worüber der alte Rath staunte. Er ließ es daher gleich gut

seyn, leitete das Gespräch auf die Weinlese, und entließ mich, mit dem Versprechen, daß er für mich sorgen, und mir den Tag bestimmen würde, wo ich mich zum Examen stellen sollte. Aber es wurde nichts daraus: denn es öffneten sich für mich andre Aussichten, und da dachte ich nicht mehr an die Pfälzer Versorgungen. Weil ich bei dieser Gelegenheit zuerst die antiquissima Heidelbergensis, oder die rostige Universität zu Heidelberg habe kennen lernen; so mag ein Kapitel darüber nicht am unrechten Orte hier stehen.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Universität zu Heidelberg.

Wenn sich eine Stadt in Deutschland zu einer Universität schickt; so ists gewiß Heidelberg.

Sie liegt in einer der schönsten Gegenden: alles ist wohlfeil da; und da weder Hof noch Regierung die Stadt verführerisch und brillant macht, auch wenig Soldaten da sind; so könnte der Student daselbst eine angemeßne Rolle für sich spielen und ceteris paribus den Zweck seiner Ausbildung da weit wohlfeiler und ungestöhrter erreichen, als in Mainz, Halle oder Leipzig.

Vorzeiten hat diese Universität große berühmte Männer unter ihre Lehrer gezählt: aber das achtzehnte Jahrhundert hat auch nicht einen einzigen da aufkommen lassen, dessen Name mehr verdiente, als eine Stelle im gelehrten Deutschland, wo freilich die theuren Namen eines Brumbeys, Cranz, Rönnbergs, Pater Merz, und hundert und neun und neunzig andrer Strohköpfe und Distelköpfe eben so gut genannt zu werden pflegen, als die eines Wielands, Kants, Schulz, Amelangs und Semlers. — Herr Succow lehrt aber doch jetzt in Heidelberg, und das soll ein gelehrter Chemikus seyn. Ist es indeß wahr, daß er fleißig Gold laborire, so macht es seinen chemischen Einsichten eben nicht viel Ehre. Niemand sagt Herr Professor Gren in Halle, kocht Gold, als ein Erzstümper in der Physick und Chemie.

Die Universität besteht aus katholischen und reformirten Lehrern; doch hat die pfälzische Ketzerinquisition, welche am Hofe besonders mächtig ist, dafür gesorgt, daß die Statuten hintangesetzt, und beinahe alle Lehrstühle mit Rechtgläubigen besetzt sind.

So besteht die Juristenfakultät aus lauter Katholiken: die Medicinische hat nur einen Reformirten D. Nebel: und in der Philosophischen docirem nur wenige Protestanten, damals z. B. Herr Büt-

tingshauſen. Die Katholicken ſind zwar keine Herenmeiſter in den Wiſſenſchaften; aber die Reformierten ſind noch zehnmal elender: lauter homines obſcuri nominis. Die Katholiſchen Theologen ſind Exjeſuiten [a]), und lehren die Theologie, wie mans von Exjeſuiten erwarten kann. Sonſt hält ein gewiſſer Exjeſuit, Signor Biſſing, ein Dickwanſt, dem das Feiſt beinahe die Augen zudrückt, und der in gar keiner Verbindung mit der Univerſität ſteht, dann und wann Vorleſungen über die Kunſt Beicht zu ſitzen, gerade als wenn die andern Herren dieſe große Kunſt nicht auch genug dociren könnten.

Die Reformierten Theologen ſind, beſonders Herr Mieg, Herr Heddäus und Herr Wund. Erſterer war ſonſt Inſpector in Kreutznach: er hat ganz und gar keine litterariſchen Kenntniſſe: verſteht weder hebräiſch noch griechiſch, ſo daß er, wenn er ja einmal einen hebräiſchen Spruch anführen will, ihn erſt mit Mühe buchſtabirt, und das buchſtabirte hernach mit lateiniſchen Lettern aufſchreibt, und auf dem Katheder abließt. Uebrigens gehört Herr Wund zu denen, welche doch nicht kraß ſeyn wollen, und daher, da ſie ſelbſt nicht Kenntniſſe genug haben, um den Ungrund des kraſſen Syſtems einzuſehen, ſich an

---

a) Ich rede immer in tempore praeſenti, weil ſich ſeit 1779 nichts in Heidelberg verbeſſert hat.

neuere Bücher machen, und ihren Katechismus ut-cunque reformiren. Aber auch dieses ist für Heidelberg schon genug; denn da florirt der Ursinische Katechismus neben den Schlüssen der Dortrechter Synode so schön, wie immer in Holland. Hr. Wund schätzt die Schriften des berühmten Steinbarts, und was er auf dem Katheder gutes sagt, ist aus Steinbarts Glückseligkeitslehre. Er hat endlich auch einmal ein geschriebes Kompendium eingeführt, nämlich das von Mursinna, worüber aber die Herren Kirchenräthe nicht das freundlichste Gesicht gemacht haben, weil Herr Mursinna alles Disputiren über das decretum absolutum für Spiegelfechterei und theologischen Aberwitz ausgiebt. — Da man eine deutsche Uebersetzung dieses Kompendiums hat; so haben die Universitätsbuchhändler zu Heidelberg, die Herren Pfähler, auch nicht Ein lateinisches Exemplar verkaufen können. O des lieben Lateins!

Doktor Heddeus ist ein finstrer, störriger Orthodoxe, ein ächter Anhänger der Synode von Dortrecht, der Euch die Meinung der Supralapsarier vertheidiget, wie einst Meister Gomarus, und der den Heidelberger Katechismus für inspirirt hält. Er liest noch jetzt 1792 über das Kompendium Pictet. Wie doch der Mann muß studirt haben, daß er noch ein solch finsteres, und nach unsern Zeiten

abgeschmacktes Lehrbuch zum Leitfaden gebrauchen kann! Deswegen lebt er aber auch mit seinem Kollegen, dem Hrn. Wund, in stäter Feindschaft, welche sich durch niederträchtige Klatschereien Luft macht. Sonst hat er einige Sprachkenntnisse, d. i. er kann Jakob Altings hebräische Grammatik b) auswendig, kann die Bibel durch Hülfe eines Wörterbuchs von Wort zu Wort übersetzen, und schreibt Latein ohne grobe Schnitzer, welches in Heidelberg schon für gar mächtige Philologie angesehen wird. Deswegen spottet er bei jeder Gelegenheit auf den Professor Wund, welchem er den Namen eines deutschen Michels giebt.

Von Heddeus Toleranz vernehme man folgendes Pröbchen. Einer meiner Freunde, der damalige Vikarius zu Gundersblum, Hr. Simon, hatte ein Geschäft in Heidelberg, zu dessen Ausführung ihm der Reformirte Inspektor zu Oppenheim ein Empfehlungsschreiben an den Ehrenmann Heddeus mitgab. Simon bestellte seine Kommission, und Hed-

b) Diese konfuse, im vorigen Jahrhundert fabricirte Grammatik ist auf den Pfälzer Schulen noch gebräuchlich. Man muß indeß den Ketzern, den Lutheranern, die Freude nicht machen, auf einer rechtgläubigen Reformirten Schule eine lutherische Grammatik einzuführen. Sie sollten aber überhaupt das Hebräische abschaffen: denn die Herren lernen ja doch keins!

deus war sehr freundlich, so freundlich, daß er ihn zum Mittagessen einlud. Hr. Simon nahm die Einladung an, und kurz vor Tische ward Freund Heddeus erst inne, daß sein Gast ein lutherischer Vikarius sey! Da pochte ihm sein orthodoxes Herz, er verlohr die Sprache, und nachdem er oft gejähnt, und 200 Prisen Tabak genommen hatte, versicherte er Hrn. Simon, daß er Geschäfte hätte, und ihn unmöglich bewirthen könnte. Simon, ein Pfiffikus, versetzte: daß wenn E. Hochwürden zu thun hätten; so wollte er sich an der Gesellschaft der Jungfer Muhme begnügen, welche damals der Hr. Doktor bei sich hatte. Gesagt, gethan! Heddeus muste nachgeben, und Simon blieb. Der Doktor entfernte sich unter dem Vorgeben, daß er, ich weiß nicht, bei wem, den übrigen Tag zubringen müßte. Ueber Tische verschnapte sich aber Mamsell Muhme und verrieth, daß ihr Herr Vetter auf seiner Stube sey. Ei, fragte der Vikarius, warum speist denn der Hr. Vetter nicht mit uns? Je nun, erwiederte das Mühmchen, ohne zu überlegen, was sie sagte, weil Sie eben lutherisch sind: der Herr Vetter kann einmal die Lutheraner nicht leiden. — Hab ich nun genug gesagt, lieber Leser, vom Gottesmann Heddeus? — Seine Frau Gemalin hatte vor ihrer Verheurathung einen genauen Umgang mit einem Dragonerofficier, und muste den Doktor wider ihren Willen heirathen. Die

ſkandalöſe Kronik in der Pfalz giebt viel Nachrichten von ihr. —

Der Prof. Buttinghauſen las hiſtoriſche Sachen: aber da er wenig wußte, und alles durch einander vortrug; ſo glichen ſeine Lektionen einem Quodlibet. Er iſt nun todt.

Der reformirte Prof. der Philoſophie, Herr Fauth, iſt, wie ihn ſelbſt die heidelberger Studenten beſchreiben — man denke ſich heidelberger Studenten, als Kritiker eines Philoſophen! — ein elender Schwätzer, der das Kompendium abkanzelt, und hin und wieder ſeinen ſchalen Witz dazu ſetzt. Er lieſt auch Kirchengeſchichte, zwei Stunden die Woche. Das mag eine Kirchengeſchichte ſeyn!

Ueberhaupt iſt die ganze philoſophiſche Fakultät zu Heidelberg eine Geſellſchaft unphiloſophiſcher hirnloſer Grützköpfe, die lieber Vorleſungen über Eulenſpiegel, als über Philoſophie halten ſollten. Das iſt ein harter Satz, den ich aber augenſcheinlich beweiſen werde. Man höre! Herr Wiehrl, ein katholiſcher Weltprieſter, und ſehr beleſner gelehrter Mann, ward 1773 Profeſſor zu Baden. Er las über des Göttingiſchen Feders — Bücher, und das mit Beifall. Die ſchleichenden Exjeſuiten fanden bald, daß Hr. Wiehrl ketzeriſche Sätze vortrüge, und machten beim Biſchof zu Speier, der in Bruchſal wohn-

re, ſo ein abſcheuliches Spektakel, als wenn Holland in Noth wäre. Was geſchah? der Biſchof wollte Hn. Wiehrl zurück haben, aber der dankte dafür, vielmehr ſchickte er ſeine für ketzeriſch ausgegebenen Sätze, nebſt den Federiſchen Kompendien an die katholiſche Univerſität zu Freiburg im Briesgau. Dieſe erklärte, daß weder die Sätze des Hrn. Wiehrls, noch die Bücher des Hrn. Feders etwas ketzeriſches enthielten. Die Bruchſaler Exjeſuiten zogen hierauf die hochlöbliche philoſophiſche Fakultät zu Heidelberg zu Rathe, und ſiehe da, dieſe erklärte die Bücher des Göttingers, und die Sätze des Baden Profeſſors für ketzeriſch, gefährlich, den guten Sitten, (man denke doch!) zuwiderlaufend und für ärgerlich. Dieſe Cenſur wurde gedruckt, und die Freiburger balbirten nun die elenden Heidelberger nach Herzensluſt, und zeigten ihnen, daß ſie das A B C der Philoſophie noch nicht gelernt hätten. Endlich kam die Sache gar nach Rom: aber die Beiſitzer der Congregation des Judicis waren viel klüger, als die Heidelberger Diſtelköpfe. Sie ſchickten nämlich dem Hrn. Wiehrl eine Expoſition zu, welcher er gern unterſchrieb, weil ſie weiter nichts enthielt, als eine Erläuterung ſeiner Sätze. So mußten denn die Herren Heidelberger ſich ſchämen, und ſtille ſeyn. Das war ſo ein Pröbchen von der Heidelberger Weisheit und Orthodoxie.

Außer den Katholischen und Reformirten Theologen sollen auch die lutherischen Konsistorialräthe für lutherische Landeskinder theologische Vorlesungen halten. So will es wenigstens der Kurfürst; allein da die lutherischen Räthe Leute sind, denen es an Kenntnissen fehlt, so hat kein Mensch von Lutheranern dahin gehen wollen: und das Projekt ist mißlungen. Es war auch überhaupt ein seltsamer Gedanke, die dortigen Herren Michaelis, Zehner u. d. g. Collegien halten zu lassen!

Nun noch ein Wort von den Heidelberger Studenten. Diese sind lauter Landeskinder: denn sehr selten verläuft sich ein Ausländer dahin, und selbst diejenigen Landeskinder, welche etwas rechts lernen wollen, gehen auf andre Schulen und Universitäten. So besuchten Hr. Abbeg, jezt Rektor zu Heidelberg, die Schule in Grünstadt, und studirte hernach in Halle, wo er unter der Leitung des vortreflichen Wolfs sich so bildete, daß er mit Recht für den größten Philologen am Rheinstrom gehalten wird. Die beiden Hrn. Weikom haben es eben so gemacht: aber das sind seltene Beispiele.

Da die Pfälzer Schulen über allen Glauben elend sind; so kommen die Herren Füchse ohne alle Vorkenntnisse nach Heidelberg, nehmen die Lehrstunden an, welche ihnen der Herr Kirchenrath, an den

ſie empfohlen ſind, vorſchlägt, und hören dann zu. Hefte werden in Heidelberg bei den Reformirten gar nicht geſchrieben: bei den Katholiken aber wird alles Vorgeſagte von den Zuhörern ſchriftlich aufgezeichnet. Wenn ein Student zehn Stunden wöchentlich zu hören hat, ſo denkt er wunder, welche Arbeit er habe! Nach drei Jahren zieht er wieder ab, läſt ſich examiniren, und zwar bei ſeinen Lehrern, die ihn dann freilich nicht abweiſen, und er wird mit der Zeit Paſtor, Schaffner, Amtmann, Doktor oder ſonſt etwas.

Der Komment iſt zu Heidelberg elend, auch nur wenn man ihn nach eingeführten akademiſchen Regeln mißt. Die Studenten unterſcheiden ſich in Abſicht ihrer Aufführung wenig von Gymnaſiaſten: es fehlt ihnen allen das ſonſt bei Studenten gewöhnliche freie unbefangene Weſen. Doch ſaufen die Leutchen wie die Bürſtenbinder, denn der Wein iſt ſehr wohlfeil da. Schlägereien ſind gar nicht Mode, obgleich den Studenten erlaubt iſt, Degen zu tragen. Aber en Revanche nehmen die Herren allerhand Zeug vor, welches ſonſt Schüler aus Muthwillen oder Langerweile zu thun pflegen: ſie ſpielen Ball, gehen auf Stelzen, ſuchen Vogelneſter, ſpielen mit Weinſchrotern, welche ſie zuſammenjochen, und an ein kleines Wägelchen ſpannen u. d. g. Das Pasquiliren iſt auch ihnen gar gewöhnlich.

Die Studenten zu Heidelberg werden abgetheilt in Seminariſten, Juriſten und Sapienzknaſter. Seminariſten ſind katholiſche Theologen, meiſt Kinder armer Eltern: denn wer Geld hat, und geiſtlich werden will, den ſchnappen die Kuttenpfaffen (ſo heiſſen die Mönche in der Pfalz) weg, und machen einen Heiligen aus ihm. Sie, die Seminariſten, werden von Exjeſuiten und Piariſten unterrichtet, lernen Jeſuitiſche Theologie kennen, und ſehen das liebliche Syſtem des Jeſuitismus fort, wenn ſie mit der Zeit Pfarreien erhalten. Unter dem Namen Juriſten begreift man alle würklich Jura Studirende, ſodann die Mediciner und Proteſtantiſche Theologen. Dieſe ſind eigentlich der Kern der Univerſität, und alleinige Inhaber des Komments. Sapienzknaſter endlich heiſſen diejenigen armen reformirten Theologen, welche auf der ſogenannten Sapienz, einem mit Einkünften, zur Erhaltung dürftiger Studenten, errichteten Kollegium wohnen, und alſo von der Gnade des Hrn. Kirchenraths leben müſſen. Dieſe Sapienzknaſter ſind ſehr verachtet, und dürfen ſich nirgends ſehen laſſen, wo Juriſten hinwandern: ſonſt bekommen ſie Naſenſtüber. In den Kollegien wird ihnen Muſik gemacht, und wer des Nachts bei der Sapienz vorbeigeht, der ſchreiet: heraus ihr lumpigen Sapienzknaſter! pereant!

Die Anzahl der Studenten belief sich ohngefähr vor zwölf Jahren auf zwei hundert: nachher hat sich diese Zahl sehr verringert und muß, wenn keine bessere Einrichtung getroffen wird, sich noch immer mehr verringern. Die Regierung scheint sich ganz und gar nicht um die Verbesserung der Akademie zu bekümmern. Das Reformirte Wesen ist dem Kirchenrath überlassen, und für die Besetzung der Katholischen Stellen sorgt der berufene Exjesuit Frank, dieser Malleus Haereticorum, d. i. der Antijesuiten, Illuminaten und aller Vernunftfreunde zu München! Man hat den jetzigen Kurfürsten von der Pfalz gerühmt, daß er für die Aufnahme der Heidelberger Universität gesorgt habe. Wenn ich aber die Anstellung einiger Kameralisten ausnehme, so kann ich nicht begreifen, worin diese Fürsorge bestanden habe. Indessen — was rühmt man nicht alles an Fürsten!

So viel von Heidelberg!

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Mein Apostolat des Deismus.

Ich habe schon oben gemeldet, daß ich durch Erelius Buch um meinen Glauben an Dreieinigkeit, und durch Tindals Schrift vollends um allen Glauben gekommen war. In der Pfalz suchte ich nun Profes

lyten zu machen, und fand mehrere Anhänger. Anfänglich erſtreckte ſich mein Bekehrungseifer blos auf meine Freunde: mit dieſen ſprach ich oft über heilige Dogmen, und das Reſultat war jedesmal, daß das Dogma falſch und läppiſch wäre. Da unter meinen Freunden mehrere Katholiken waren; ſo hütete ich mich, Unterſcheidungslehren anzutaſten: denn ſo würde ich ſie niemals gewonnen haben; vielmehr griff ich die ſogenannten Grundlehren des Chriſtenthums an, und widerlegte ſie mit Argumenten, welche bei meinen Leuten fangen mußten. Gewöhnlich ſchlug ich den Weg ein, daß ich die ganze Hiſtorie der Bibel ſuchte verdächtig zu machen, und das gelang mir allemal, weil ich die Widerſprüche der Schriftſteller grell genug darſtellte, und dann fragte, ob man einem Buche glauben könnte, welches ſich ſo oft widerſpräche? Bald beſchrieb ich den Abraham, Moſes, David, Samuel, Elias und andre in der Bibel als Heilige dargeſtellte Perſonen, als Erzſchurken, Spitzbuben und Rebellen, deren Stückchen ich erzählte, und mit Anmerkungen erläuterte. Sofort ging ich ans neue Teſtament, machte mich über die Lehrart Jeſu und der Apoſtel luſtig, und bewies, daß die weiſen Heyden, Sokrates, Plato, Xenophon, Zeno, Plutarch, Cicero und Seneka die Moral oder die eigentliche ewige allgemeine Religion weit ſchöner und gründlicher gelehrt hätten,

als die Stifter der Kirchlichen Secten. Da ich merkte, daß die Historien der unendlichen christlichen Zänkereien, Spaltungen, Verfolgungen und Pfaffenspitzbübereien den meisten Eindruck auf meine Freunde machten; so blieb ich bei diesem Kapitel immer recht lange stehen, und erläuterte alles, so gut ich konnte. Voltaire kam mir, wie man denken kann, recht wohl zu statten. Dabei gab ich mir ein sehr gelehrtes Air, und blickte mit Verachtung auf die herab, welche die Kirchen-Religion vertheidigten. Mußte ich dem einen und andern dieser Vertheidiger die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er ein gelehrter Mann und heller Kopf sey; so gab ich vor: der Mann sey nur einseitig aufgeklärt, sey ein Heuchler, rede anders, als er denke, oder dergleichen. Ich weis es recht wohl, daß ich nicht allemal redlich zu Werke gegangen bin: denn ich brauchte oft Argumente, deren Schwäche ich selbst einsah; allein ich hatte mit Leuten zu thun, die alles, was ich sagte, für baare Münze annahmen, und da dachte ich, sey eine pia fraus erlaubt. In diesem Falle machte ich es gerade so, wie die heiligen Kirchenväter, ja selbst wie die Apostel, welche kat anthropon bewiesen, und zufrieden waren, daß ihre Zuhörer glaubten, sie mochten nun überzeugt, oder übertölpelt seyn.

Endlich erhielt ich die berühmten Fragmente, die Lessing herausgegeben hat. Jetzt war ich voll

lands recht in meinem Elemente. Bisher hatte ich die christliche Religion noch immer als eine gute moralische Stiftung für ihre ersten Anhänger, vorzüglich aus den Juden, angesehen, und verehrte den Urheber derselben, so wie seine ersten Nachfolger, als brave eheliche Männer; die höchstens Fanatiker und Feinde des Priester-Despotismus gewesen wären. Aber von nun an erblickte ich in dem ganzen christlichen System nichts als Betrug und zwar Betrug, der sich auf die abscheulichsten Absichten gründete. Ich theilte meinem Vater die Dinge mit. Er las sie durch, und gab sie mir mit den Worten wieder: haec et ego dudum cogitaram: nil invenl novi! Dabei rieth er mir, da ich nun gescheut genug seyn müste, alles das für mich zu behalten, und nichts davon ins Publikum zu bringen. Aber das war kein Rath für mich. Ich las meinen Freunden die Fragmente, besonders das über die Auferstehung Jesu und dessen Zweck und seiner Jünger mehrmals vor. Letzteres Buch wurde, weil ich es wieder zurück geben muste, von uns abgeschrieben, und war von nun an unsre Bibel.

Auf diese Art hatte ich eine kleine deistische Gesellschaft gestiftet, wovon ich der Matador war: jeder konsulirte mich, trug mir seine Zweifel vor, und bath sich meine Orakelsprüche aus. Ich nenne die Namen meiner Glaubensbrüder nicht:

denn es möchte ihnen in einem Lande schaden, wo man so inquisitorisch denkt, wie in der Pfalz. Es waren übrigens Leute von ziemlich guter Aufführung, unter welchen ich — zu meiner Schande muß ichs gestehen! — wegen meiner Sauferei der liederlichste war. Die übrigen tranken zwar auch, wie alle Pfälzer, und wurden oft schnurrig: ich aber, vom Gießer Komment und Cominers ganz und gar verwöhnt, trieb die Sache weit stärker, als die andern. Unsre Disputationen wurden meistens beim Weinglase geführt, und da disputirt sichs freilich ganz allerliebst.

Ob wir gleich unsre Sache ziemlich geheim anfangs hielten; so waren doch verschiedene Pfaffen auf unsre Spur gekommen, und hatten uns, besonders mich und meinen ehrlichen Haag, als Erzfreigeister ausgeschrieen. Um diesem üblen Gerüchte zu entgehen, fertigte ich auf Anrathen meines Vaters eine kleine Schrift aus, und ließ sie im Manuskript zirkuliren. Das Ding war lateinisch und hieß: Dissertatiuncula de veritate Religionis Christ. argumentum morale. Es enthielt die gewöhnlichen moralischen Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion, und that ziemlich gute Würkung. In meinen Zirkeln widerlegte ich, nach Art so manches andern gezwungenen Schriftstellers, mein eignes Schriftchen, und machte es lächerlich.

Mein redlicher Freund, der Inspector Birau zu Alzey, den ich sehr oft und auf mehrere Tage besuchte, ermahnte mich fleißig, mein freies Reden über die Religion einzustellen. „Sauft, lieber „Freund," sagte er oft zu mir, „macht Hurkinder, „schlagt und rauft Euch, kurz, treibt alle Excesse: das „wird Euch nicht so viel schaden, als Eure Freigeis„sterei." — Er hatte Recht: denn Saufen, Huren u. d. gl. sind peccatilia, Herrn Simons Sünden, wie D. Luther sagte, die der Küster vergiebt; aber über die Dreifaltigkeit zweifelhaft reden, verdient alle Anathemen. Ich ließ diese Ermahnungen im Ganzen vorbei gehen, und ward nur dann und wann behutsamer, warf mich auch zuweilen zum Apologeten des Christenthums in Gesellschaften auf, aber man merkte gar gut, daß es mir nicht Ernst war.

Da ich in der Rheingrafschaft Kandidat war, so kam das Ding von meiner Ketzerei vor das hochwürdige Ohr des Grehweilerischen Consistoriums, welches mir dann ein Monitorium zuschickte, und mich ad diem — ich weis nicht mehr welchen — vor sich beschied. Ich erschien. Herr Rath Dietsch ließ mich doch niedersetzen, räusperte sich dann, und fing in einem gravitätischen Ton also an: „Mein lie„ber Herr Kandidat, Sie sind in Verdacht gera„then, als ob Sie an verschiedenen Orten, nament-

„lich zu Flonheim im Bock, zu Büdesheim beim „Herrn Schulz, zu Wonsheim gleichfalls im Bock, „und neulich auf dem Bellermarkt in der Weinhütte „verschiedene freigeistische Reden geführt, und das „durch nicht geringes Aergerniß gegeben haben."

Ich: Verzeihen Ew. Hochwürden: davon weiß ich gar nichts!

Dietsch: Und doch hat mans nicht nur gesagt, sondern uns sogar geschrieben. Wollen Sie Briefe sehen? — Hier lesen Sie!

Er reichte mir einen Brief, dessen Unterschrift mit einem Papier beklebt war. Ich fand darin die fürchterlichsten Beschuldigungen, und Anklagen. Es hieß, daß ich zu Flonheim im Bock in großer Gesellschaft über die Gottheit Christi disputirt und behauptet habe, sie sey eine Erfindung der Pfaffen aus dem vierten Jahrhundert: die ältern Väter hätten ganz anders davon gelehrt, und überhaupt nicht gewußt, was sie damit machen sollten. Ferner gab mir der Verfasser Schuld, über Taufe und Abendmal gespottet und diesen heiligen Gnadenmitteln alle Kraft abgesprochen zu haben. Das alles, und noch mehr hätte ich mit starken Gründen unterstützt, und daher sey zu befürchten, durch mich möchten in den Irthum geführt werden, wenns möglich wäre, auch die Auserwählten. Daher hat der Schreiber das Consistorium, dem Unwesen zu steuren: er habe das Seine

gethan, waſche ſeine Hände in Unſchuld u. ſ. w. Ich ſchloß aus der Handſchrift, daß der Pfarrer Fliedner zu Bornheim der Schreiber des Briefs wäre.

Nachdem ich den Brief geleſen hatte, ſagte ich, daß das nur halb wahr, und vom Schreiber boshafter Weiſe falſch vorgeſtellt ſey. Aber Herr. Dietſch erwiederte „das iſt nicht das einzige, was Sie gravirt. Sie können doch nicht läugnen, daß Sie über die Religion geſpottet haben zu Wonsheim im Bock, zu —

Ich: Laſſen Sie mich Ihnen die Wahrheit ſagen. Ich habe mehrmals, das iſt wahr, über einige Dogmen geredet, aber nur ſo pro und contra. Ich wollte nur zeigen, daß ich auch was geleſen hätte.

Dietſch: Ey, ey, wenn man nur pro und contra redet, ſo diſputirt man nicht im Wirthshaus. Und zu dem ſah man es Ihnen recht wohl an, daß ſie im vollem Ernſt die Parthei der Freigeiſter ergriffen. Sie ſprachen da von nichts als von dummen Pfaffen, von unwiſſenden Geiſtlichen, und ſo fort.

Ich: Das iſt wahr: ich habe wenig Theologen kennen gelernt, welche geſcheute Männer geweſen wären.

Dietſch: (erboßt) Und doch haben Sie deren Bücher nicht geleſen: ich wette, Hrn. Sellers

Apologie der christlichen Religion ist Ihnen nicht in die Hände gekommen.

Ich: O doch. Ich kenne das Buch; aber es behagt mir nicht: es ist ein dummer Wisch, und weiter nichts! Alles ist aus Lardner ausgeschmiert. Sie wissen das doch selbst, Herr Rath?

Dietsch: (betroffen) Wohl wahr! (sanfter) Sie sind also kein Freigeist?

Ich: Behüte Gott! Aber, wie Sie selbst wissen: man kann heut zu Tage nicht alles mehr glauben, was in der formula concordiae steht. Zum Beispiel die Genugthuung Christi. —

Dietsch: Genugthuung Christi? — das ist ja dogma stantis et cadentis ecclesiae!

Ich: Erlauben Sie. Man muß das Ding recht verstehen: in gewissem Sinn hat Christus für das nicht genug gethan, nämlich in dem Sinn nicht, wie es der Erzbischof Anselm von Canterbury nahm. Aber im moralischen Sinn ist es wahr. Haben Sie die neue Apologie des Sokrates von Eberhard gelesen?

Dietsch: Nein! das Buch kenne ich nur aus den Danziger Berichten, als ein erzgottloses Buch, das alle Religion ruiniren soll.

Ich: Dann will ich die Ehre haben, Ihnen damit aufzuwarten. Sie sind ein Mann von Ein-

sichten, und Gelehrsamkeit, Sie müssen also schon finden, daß der Verfasser, einer der größten Philosophen unsrer Zeit, die Sache in das schönste Licht gesezt, und eine Menge von Wahrheiten aufgestellt hat, deren Beherzigung viel gutes stiften kann.

Nun hatte ich den Herrn Rath an der Ambition angegriffen: er wurde sehr sanft, und war zufrieden, daß ich ihn versicherte, ich sey kein Freigeist, und ihm versprach, nie wieder in Wirthshäusern von der Religion zu sprechen. Ich war froh, daß ich so weg kam; auch mein Vater freute sich über den Ausgang der Sache: denn er befürchtete schon, man möchte mir das Predigen verbieten.

Sonntags drauf muste ich in Flonheim für den Pfarrer Stuber auftreten. Da nahm ich Gelegenheit die Gottheit Christi zu beweisen, das heist, ich schrieb alle Beweise aus Schuberts Kompendium ab, brachte sie in Form einer Predigt, und warnte am Ende meine Zuhörer vor dem im finstern schleichenden Gift der Freigeister. So wollten es die Umstände! —

Nach der Kirche stellte mich der Kantor, Herr Herrmann c) mein guter Freund, zur Rede: wie

c) Dieser Herrmann ist ein recht guter Musiker, oder vielmehr der einzige Kantor in der ganzen Gegend, welcher Musik versteht. Er hat einige Klaviersonaten drucken lassen, welche den Beifall der Kenner erhalten haben.

ich eine Lehre vertheidigen könnte, über die ich schon so oft in seinem Beiseyn gespottet hätte? Ich erzählte ihm aber den Vorfall mit dem Konsistorium, und bat ihn: er möchte den Inhalt meiner Predigt so bekannt machen, als er könnte. Hr. Herrmann bat sich mein Konzept aus, schrieb es fein ab, und ließ es zirkuliren. Dieses Benehmen brachte meine Rechtgläubigkeit wieder zu einem gewissen Kredit, der aber leider nicht sehr lange währen wollte.

Denn Hr. Hahn, Pfarrer zu Kirchheim Polanden, verhunzte denselben bei dem Administrator der Rheingrafschaft, dem Herrn von Zwirnlein. Hahn ist ein Mensch ohne Kopf, das Hirn voll düsterer Orthodoxie, welche er aus D. Seilers herrlichen Schriften geschöpft hat. Dabei liest er einige Zeitschriften, welche man dort haben kann: und ob dieser Leserei hält er sich für gelehrt. Uebrigens ist er stolz, rachsüchtig und hämisch im höchsten Grade, so wie er kriechend und bis zur Niederträchtigkeit demüthig bei Vornehmen ist. Mit diesem feinen Karakter hat er sich in die Gunst der Herren gesezt, womit der kleine Nassau-Weilburgische Hof versehen ist. Bei den Hrn. von Botsheim, Zwirnlein, Geispizheim, Normann u. a. ist er immer zu Gaste, weil er gern neue Mähren erzählt, und gut Tarok spielt.

Diesen Mann Gottes fand ich einmal beim Hrn. Balleyrath Alefeld zu Oberflörsheim. Bei Tische fing er an, über gelehrte Dinge zu reden; ich mischte mich ins Gespräch und bald saß mein Herr Hahn auf dem Mist. Ich konnte ihm sogar weiß machen, daß Cromwell (es wurde von England gesprochen) mit Peter dem Großen und Ferdinand dem Katholischen in vertrautem Briefwechsel gestanden, und Paraguay, welches zwischen Persien und China liegt, an die Jesuiten für sechs Millionen Pfund Sterling verkauft habe. Nachher kam das Gespräch auf D. Bahrdt. Hahn verdammte ihn, als einen Erzketzer, ob er ihm gleich sonst seinen Hof gemacht hatte. Er stuzte nicht wenig, als ich ganz kalt behauptete, Bahrdt habe gar kein Verdienst um die Aufklärung: denn nicht mehr sagen, als er gesagt hätte, sey gar nichts gesagt: die englischen und französischen Deisten seyn andre Kerls u. s. w. Als nun Herr Hahn mit seiner Seilerischen Weisheit angestochen kam, kappte ich ihn ab, und ließ ihn marschiren. Der Hofmeister des Balleyraths, Herr Otto, den wir in Gießen, auch wegen seiner armen Sünderschaft, den Schur nannten, begleitete mich eine Strecke, als ich fortging — ich ging nach Worms — und da erklärte ich ihm, daß Hahn ein gewaltiger Ignorant seyn müste, da er die groben Anachronismen und geographischen Schnitzer, die ab-

sichtlich von mir gemacht wären, nicht gemerkt hätte. Hier machte ich mich über den Herrn Hahn nicht wenig lustig. Ich dachte, Otto würde schweigen, aber der war niederträchtig genug, gleich darauf dem theuren Herrn Pastor meine Gespräche brühheis zu hinterbringen.

Nun hatte ich einem giftigen Pfaffen auf die Füße getreten, und der muste sich nun rächen. Er that es auch. Da er bei dem Hrn. v. Zwirnlein, welcher Administrator Subdelegatus der Rheingrafschaft war, manchmal Tarok spielte, und der gnädigen Frau Stadtmährlein zutragen durfte; so bediente er sich dieser Gelegenheit, mich dem Administrator als einen höchst ärgerlichen und gefährlichen Menschen von den schlechtesten Sitten vorzustellen. Alles, was er von mir wuste, brachte er an, und dichtete und log noch auf gut pfaffisch brav dazu! Der orthodoxe Administrator, erschrak über die Beschreibung des Pfaffen, und befahl bei seiner Anwesenheit in Grehweiler dem Rath Dietsch, mich vorzunehmen, und die Sache zu untersuchen. Der Herr Rath berichtete ihn, daß dieses schon geschehen sey: daß ich ein leichtsinniger Mensch und kein Freigeist wäre u. s. w. Da besänftigte sich der Herr von Zwirnlein, und trug dem Rath nichts weiter auf, als mich zu ermahnen, vom Saufen zu lassen, die Wirthshäuser sparsamer zu besuchen, und mich aller

Reden über Religion und Gottesdienst zu enthalten. Dabei blieb es für dasmal.

Wenn ich einen Roman schreiben wollte, so könnte ich alle meine Unglücksfälle ganz kommode, wie Herr Bahrdt, den Pfaffen in die Schuhe schütten, und mich schneeweis brennen. Allein, ob mich gleich giftige orthodoxe Ochsen von Pfaffen genug gedruckt und gestoßen haben; so muß ich doch bekennen daß die Hauptschuld meiner Unfälle auf mich kommt. Wäre ich behutsamer gewesen, und hätte ich das Weinglas weniger geliebt, — alle Pfaffen, alle Hahns, Wagner, Fliedner, Schukmann, und dergleichen Gesindel würden mir nichts geschadet haben. Aber so. — Doch ich muß nur weiter erzählen, nachdem ich mit Fleiß in diesem Kapitel mehrere Dinge zusammen gestellt habe, welche in mehrere Jahre, nämlich in die 1780 und 1781 gehören. Alles that ich, um nicht jeden Augenblick von meiner Ketzerei sprechen zu müssen.

Zwei und Dreissigstes Kapitel.

Aussichten ins Darmstädtische!

Mein Vater war ein geborner Darmstädter und hatte in diesem Lande viel Freunde und Verwandten,

er ſollte auch einmal eine Stelle in dieſem Fürſtenthum bekleiden: allein ſein Wendelsheim war ihm lieber. Nun aber dachte er daran, ob er mich vielleicht an eine Stelle bringen könnte, etwa an eine Schulſtelle, deren es in dem Darmſtädtiſchen manche giebt. Er ſchrieb daher an ſeinen Freund den Hofprediger Kremer. Dieſer antwortete, er dürfe ſich deshalb gerade an den Landgrafen wenden: der wäre ein guter Herr, und wenn er bei dem Regierungs-Rath Stauch Eingang finden könnte; ſo wären die Sachen ſo gut, wie fertig. Stauch war ſeines Handwerks ein Schneider von Kyrn an der Nohe, und ein Vetter meines Freundes, des ehrlichen Pfarrers Stuber zu Flonheim. Da er gut ſchreiben konnte, auch franzöſiſch auf der Wanderſchaft gelernt hatte, ſo ward er erſt Schreiber bei dem Rath Kappes[d]) zu Pirmaſens. Nach Rath Kappes Kaſſirung kam er in Landgräfliche Dienſte, benutzte die äuſſerſt ſchwachen Seiten des Landgrafen zu ſeinem Vortheil, und ward Regierungsrath, pro titulo nämlich, denn im Grunde regierte er das ganze Land. Ich bat Herr Stubern um eine Em-

d) Dieſer Kappes war ein Erzfluch, von welchem die guten Darmſtädter noch lange ein Liedchen ſingen werden: der Landgraf hat ihn 1776 als einen Schelmen weggejagt.

pfehlung an diesen Herrn Stauch; und der war auch sogleich bereit mir, das beste Zeugniß zu geben, und mich seinem Vetter de optima nota zu empfehlen. Sein Brief würkte; Herr Stauch versprach, sich für mich zu verwenden, nur möchte er mich erst sehen, und seinem Herren vorstellen. Ich reisete also nach Pirmasens, wo der Landgraf Ludwig IX. seine Residenz hatte. Pirmasens liegt in der Grafschaft Lichtenberg ohnweit der französischen Gränze. Es ist ein kleiner Ort, den der Landgraf voll Soldaten gesteckt hat. Man muß wissen, daß dieser Fürst eben so in Soldaten verliebt war, wie der Herzog von Zweibrücken in seine Jagdhunde und Katzen. Nach Darmstadt kam der Landgraf niemals, und die Regierungsgeschäfte waren gänzlich in den Händen seiner Bedienten und seiner Kreaturen. Er hatte immer Mätressen, freilich gegen das Ende seines Lebens blos zum Spiel und Zeitvertreib. Die, welche er damals hatte, war ein gemeines Mädchen von Rheims, die lange in Paris als fille de joie gelebt hatte. Der Fürst hatte die Gnade gehabt, ihr den Titel einer Comtesse von Lemberg zu geben.

In Pirmasens logirte ich bei meinem Vetter, dem reichen Gerber Böhmer, welcher bei Herrn Stauch gut stand, und mich auch da einführte. Herr Stauch parlirte französisch mit mir, und war ausserordentlich höflich. Es war ihm, meinte er,

une satisfaction infinie, einen braven Mann, einen homme de merite zu pousiren. Das freute mich, und ich insinuirte mich beso..ers dadurch bei Herrn Stauch, daß ich ihm erzählte, wie, seithem er am Ruder wäre, die Klagen nicht mehr so gehört würden, als vorher: das müste durchaus von den guten Anschlägen herkommen, die er seinem Herrn dem Landgrafen gäbe. Und in diesem Stück hatte ich auch nicht gelogen: denn obgleich Stauch nicht studiert hatte, und ein gelernter Schneider war; so machte er doch weit klügere Anstalten im Lande, als viele seiner studierten Vorfahren, welche Schurken gewesen waren, und die Noth der mittern und untern Volksklassen vielleicht nicht so gut gekannt hatten, als er.

Herr Stauch stellte mich auf der Parade dem Landgrafen vor, welcher sehr freundlich und herablassend nach seiner stäten Gewohnheit, mit mir redete, und mir ganz treuherzig auf die Achsel klopfte. Er befahl mir, eine Schrift bei ihm einzugeben, und ihm meine Wünsche bekannt zu machen; hernach wollte er schon sehen, was man thun könnte, das hieß denn, er wollte es Herrn Stauch überlassen, wie ich könnte placirt werden. Die herablassende Güte des ehrlichen Fürsten rührte mich, und ich bedauerte ganz aufrichtig, daß ein Regent von so gutem Karacter und Herzen so wenig Regent war.

Ich besuchte, auf Herrn Stauchs Rath, auch den Feldprobst Venator, einen erzorthodoxen düstern Kopf, der mir alsobald auf den Zahn fühlte, und mich aus einen dogmatischen Kapitel examinirte. Ich hielt Farbe und behauptete das absurdeste Zeug mit allen Gründen, die ich aus dem Kompendium behalten hatte. Das behagte dem guten Herrn, welcher über die einreissende Ketzerei heftig klagte, und mich ermahnte, die Bücher des David Hollaz fleissig zu lesen: Hollaz habe das System recht aufs reine gebracht u. s. w. Uebrigens konnte Venator bei dem Landgrafen viel ausrichten, und wer daher etwas zu suchen hatte, durfte es mit ihm nicht verderben. Er war des Landgrafen geistlicher Konsulent, und mußte seine geistlichen Grillen aufs reine bringen. Der Landgraf hatte dergleichen mehrere. Z. B. wenn er des Nachts nicht schlafen konnte; so dachte er an dies und jenes, und wenn ihm etwas einfiel, worin er sich nicht zu finden wußte; so ließ er jemanden holen, der ihm ein kompetenter Richter zu seyn schien, und sollte es auch Mitternacht seyn. In geistlichen Sachen war Herr Venator sein geheime Rath und sein Orakel.

Zum Beispiel mag folgendes dienen, das mir Herr Venator selbst erzählt hat. Dem Landgrafen fiel einst die wichtige Frage ein: ob der hohe Priester im alten Testament mit bedecktem oder unbedeck-

tem Haupte ins Allerheiligste eingegangen sey? Darüber konnte er sich nun nicht finden, und Venator muste herbei des Nachts zwischen zwölf und eins, um ihm diese wichtige Frage auseinander zu setzen. Bei einer solchen nächtlichen Consultation ergriff auch einmal Venator die Gelegenheit, den D. Bahrdt, der von 1771 bis 1775 in Gießen Professor war, dem Landgrafen als einen Socinianer verdächtig zu machen, und so — orthodox zu stürzen.

Mir schien Venator gewogen zu seyn: warum? weis ich selbst nicht: der Auditeur Reinhard gab mir von weitem zu verstehen, daß der Herr Feldprobst eine Absicht mit mir im Sinne hätte. Es kann seyn, daß das wahr war: aber da aus der ganzen Sache nichts geworden ist: so hab ich niemals erfahren können, was das für eine Absicht gewesen sey.

Meine Supplike an den Landgrafen wurde von Herrn Stauch so gut unterstützt, daß ich 14 Tage nach meiner Zurückkunft, ein Dekret erhielt, darin mir Versorgung versprochen wurde, wenn ich mich in Darmstadt examiniren ließe, und bestünde. Ich schrieb deswegen an den Hofprediger Kremer und an den Superintendenten Olf. Beide antworteten mir, und bestimmten mir einen Tag, wo sie einen Kandidaten-Examen halten würden. Ich erschien, und wurde in der besten Form examinirt. Es waren

auſſer mir noch ſechs Kandidaten, deren einige ich noch von Gieſen aus kannte: und da ſtärkte ſich mein Muth gewaltig, weil mir die groſſe Unwiſſenheit dieſer Herren recht gut bekannt war. Der Superintend hielt eine lange aufgeſchriebene lateiniſche Rede, worin er den Spruch des Apoſtels erklärte: „Wer „ein Biſchofsamt begehrt, begehrt ein köſtliches „Werk.“ Nachher gings an die liebe Dogmatik, und zwar an den Artikel vom Abendmal, wo die ganze Orthodoxie ausgekramt wurde. Ich antwortete fertig, und hatte die Ehre, die hieher gehörigen Stellen aus dem 10ten und 11ten Kapitel des erſten Briefes an die Korinther auszulegen. Es wurden noch mehr Artikel, und beſonders der von der heil. Schrift mit uns durchgegangen, wobei man die liebe Inſpiration ſehr vertheidigte. Ich würde meine Leſer beleidigen, wenn ich ihnen das Darmſtädtiſche Examen weitläuftiger beſchreiben wollte: es war erzorthodox, ſo orthodox, daß Albertus Grauerus oder Paſtor Götz ihre Freude hätten haben müſſen, wenn ſie dabei geweſen wären. — Alle Kandidaten wurden approbirt, obgleich einige keine drei Worte hervorbringen konnten. Von den Examinatoren fehlte nur einer, nämlich der Hofprediger Stark, welcher eben damals, oder doch nicht lange vorher nach Darmſtadt berufen war, und zwar auf Betrieb des Erbprinzen: denn ſonſt würde Herr Stark, deſſen

Orthodoxie schon damals sehr verdächtig roch, gewiß in dieser rechtgläubig Stadt nicht angekommen seyn. Allein da der Erbprinz darauf drang, weil er eben, wie Herr Stark, ein Freimaurer ist, so hatten die Herrn Räthe das Herz nicht, zu widersprechen, und der neue Hofprediger wurde eingeführet.

Herr Stark hat mir gar nicht gefallen: ich wollte ihn sprechen, mußte aber viermal wiederkommen, ehe Seine Hochwürden mich vorliessen. Endlich kam ich vor, und erblickte eine Physionomie, die mich gleich zurückscheuchte: ich fand auch nicht einen Zug im ganzen Gesicht, der etwas gutes versprechen hätte. Die Unterhaltung war äusserst kalt, und von Seiten des Herrn Stark sehr nachlässig. Ich lenkte mit Fleiß das Gespräch auf den Hephästio; aber Herr Stark wollte mir nicht Rede stehen: er sagte blos, daß man ihn in Königsberg widerrechtlich gedrückt und verfolgt hätte; doch gehorche er der Vorsehung, und hoffe auf bessere Zeiten. — Ich bat ihn, da ich einige deistische Schriften gelesen hätte, mir eine gute Widerlegung des deistischen Systems vorzuschlagen; — und Herr Stark, der große Litterator, empfahl mir — Nonnotte's Erreurs de Ms. de Voltaire. Ich staunte, dieses Buch, als eine gute Widerlegung der Deisten von einem Manne nennen zu hören, den ich für sehr aufgeklärt hielt, und gab ihm zu verstehen, daß Non-

hatte, deſſen Buch ich auch ſchon in Händen gehabt hätte, der Mann gar nicht ſey, den ich wünſchte. Je nun, verſetzte Herr Stark gähnend, wenn Ihnen der keine Genüge leiſtet; ſo leſen Sie Leſſen: der iſt auch gut. Ich dächte aber, Sie hätten auf Univerſitäten in den Lektionen über Dogmatik genug wider die Freigeiſter gehört: damit könnten Sie zufrieden ſeyn. — Ich glaube nicht, daß der Mann im Ernſt ſo ſprach: vielleicht hatte er ſeine Rückſichten: vielleicht wollte er meiner los ſeyn. — Ich ging auch bald weg, und ärgerte mich über das unfreundliche Weſen des Ehrenmannes, hernach habe ich mehrere geſprochen, welche eben ſo von Herrn Stark waren empfangen worden. Seine Predigt habe ich auch beſucht; aber eben nichts ſonderbares gehört: das Koncept und die Aktion waren beide ſehr mittelmäſſig. In Darmſtadt führte er ein Leben, wie ein Einſiedler, ging mit keiner Seele um, und wurde von Niemanden beſucht: man hielt ihn für ſtolz und leutſcheu. Und ſo iſt er noch, wie man mir geſagt hat. Der Kryptojeſuitismus hat dem armen Mann viel Verdruß, und ſeine dabei bewieſene Heftigkeit viel Schande gemacht, eben ſo wie dem Buchhändler Fleiſcher zu Frankfurt am Main — großen Schaden. Das geht mich aber weiter nicht an.

Auf dieſe Art gehörte ich nun in die Zahl der Darmſtädter Kandidaten, und erhielt ein vortreffli-

ches Teſtimonium vom Conſiſtorio, worin die Wörter praeclare und optime mehrmals angebracht waren. Indeß auch die Hoffnung, die ich nun ſchöpfen konnte, bald verſorgt zu werden, ging durch Kabale verloren, wie man bald hören wird.

Drei und dreiſſigſtes Kapitel.

Meine Vikariate.

Der Pfarrer Thiele in Udenheim, drei Stunden von Mainz, war nicht recht kapitelfeſt. Er war eben kein vollſtändiger Narr; aber doch ein Haſenfuß, bei dem es ſtark rappelte. Das Dorf gehörte dem Baron von Köth zu Mainz, der ſich wenig um den lutheriſchen Pfarrer bekümmerte, und anfangs die Bauern fortjagte, wenn ſie mit einer Klage wider ihn einkamen. Endlich wurde der Spektakel zu arg.

Der Pfarrer lief manchmal im Dorfe herum, prügelte die Jugend, und fluchte wie ein Landsknecht. Seine Schweſter, welche ihm die Wirthſchaft beſorgte, jagte er von ſich, und drohte ihr, ſie zu erſtechen, wenn ſie ihm wieder vor Augen kommen würde. Auch gab er dem Köthiſchen Amtmann Hes-

bel, der ihn einmal zurechte wies, derbe Ohrfeigen. In die Kirche ging er gar nicht mehr, und ein abgesetzter Schulmeister Namens Knoch von Oberjaulheim, welcher ehedem ein Bischen Theologie studirt hatte, verjah seine Dienste. Da konntens dann die Bauern nicht mehr ausstehen, und kamen alle Augenblicke mit Schriften und Klagen bei ihrem Edelmanne ein. Herr von Köth sah sich also genöthiget dem Pfarrer einen Vikarius beizufügen und Herr von Wallbrun zu Partenheim schlug mich dazu vor. Mein Vater, welcher denken mochte, daß das so ein Posten für mich werden könnte, gab gern seine Einwilligung, und ich wurde ordentlich installirt. Die Bauern waren auch wirklich sehr mit mir zufrieden, und machten mir gleich anfangs ein angenehmes Geschenk mit zwei Ohm Udenheimer Wein. Aber eben dieser Wein hätte mich ohne meine Schuld beinahe in den ersten acht Tagen um Ansehn und Kredit gebracht. Denn der Oberschulz Brug von Niederjaulheim, ein Erzspaßvogel, sonst aber ein gescheuter Kopf, schmiedete ein Gedicht auf den Udenheimer Wein, welches er das goldne A B C titulirte. In diesem Karmen, das aus lauter Knittelversen bestand, wurde der Udenheimer Wein ganz erbärmlich mitgenommen, und als die elendeste Brühe in der dasigen Gegend vorgestellt. Ich will einige Strophen davon hersetzen:

Ya, Ya, ſchreits Eſelein;
Doch gebt ihm Udenheimer Wein
Es wird vor aller Angſt und Pein,
Nicht ferner mehr ſein Ya ſchrein.

Pabſt Pius thu doch in den Bann,
Wer dieſe Beth verdauen kann:
Denn es geſchieht, bei meiner Treu,
Durch Teufels Hülf und Hexerei.

Dies Zeug wurde abgeſchrieben, und kam ſo auch zu den Udenheimer Bauern, deren einige es für meine Arbeit ausgaben. Die Bauern ergrimmten nun ſehr, und ſchwuren, daß ein Menſch, der ſo ſchlecht von ihrem Wein *) ſchreiben könnte, ihr Vikarius nicht ſeyn dürfte. Der Kirchen-Vorſteher, Jaun, dachte aber ehrlich gegen mich, und behauptete, man müſſe die Sache erſt unterſuchen. Er kam auch wirklich zu mir, und konſtituirte mich. Hören Sä ämal, ſagte er zu mir, do hun ſä geſaat, Sä häträ ä grauſam Ding gemacht uf unſere Wei. Eß das ach wohr?

*) Der vornehmſte Nahrungszweig der Bauern in jener Gegend beſteht im Anbau des Weins, welcher ſehr wohlfeil, aber auch, wie auf dem ganzen Saugau, den man vom Rheingau wohl unterſcheiden muß, ſehr gering und ſchwach iſt. Zu meiner Zeit koſtete das Udenheimiſche Maaß Wein — zwei Bouteillen — ſechs Kreuzer, aber 12 Pfennige

Ich: Da weis ich kein Wort von! Was ist denn das für ein Ding?

Jaun: Do seyn dá Versch uf unsere Wei. Es es was grausames, wie der Wei erunner gemacht es. Wenn das die Leute hörä, sá kose uns nch kán Troppá máh ab.

Ich las die Knittelverse, und konnte mich des Lachens nicht enthalten. Dann versicherte ich den Vorsteher, daß ich das Gedicht nicht gemacht hätte und es jetzt das erstemal sähe: ich dächte aber den Urheber herauszubringen: denn ich müßte mich sehr irren, oder der Oberschulz Brüg wäre Verfasser. Jaun gab mir Recht, und ich schrieb noch denselben Tag an Brüg, und erhielt zur Antwort, daß er die Verse schon vor langer gemacht hätte, und recht froh wäre, daß es die Udenheimer Grobians wüßten, und sich baß ärgerten. So kam ich bei meinen Bauern wieder in Kredit, und der Jaun, ein Bruder des Kirchenvorstehers, bat mich im Namen der ganzen Gemeinde um Nachsicht mit ihrer Uebereilung.

Mit dem Pfarrer Thiels ward ich ziemlich gut fertig: ich gab ihm in allem Recht und disputirte mit ihm brav aus den Zeitungen. Wir lebten sehr friedlich zusammen, und wenn er manchmal mit mir zanken wollte; so ging ich fort, und ließ ihn sitzen. Er kam gar nicht aus seiner Stube; ich aber lief stets

sig in der Gegend herum, und machte mich so lustig, als ich konnte. Zu meinem Vater kam ich selten; aber den Amtsverwalter Schönburg besuchte ich oft, und fand mich auch oft in meinem Deisters Klubb ein.

Im Sommer 1781 entstand eine andere Kabale, welche mich vom Vikariat, und den Pfarrer Theils von seinem Dienst brachte. Der Hergang der Sache war folgender:

Der Pfarrer Wagner zu Werrstadt, in jener Gegend der Jesuit genannt *), hatte vier Söhne, welche alle vier Exzignoranten und schiefe Prisen waren. So wenig scharf die Consisterien dort herum sind, wurden doch die jungen Wagner allemal abgewiesen. Der Vater sah sich also genöthigt, ihnen eine Pfründe zu kaufen, und sie auf die Art unterzubringen. Der jüngste davon, Namens Ernst Wagner, welchem man den Beinamen Magister Weitmaul gegeben hatte, stand damals in Wendersheim,

*) In keinem Lande sind die Ehrennamen häufiger als eben in der Pfalz. Die Geistlichen haben deren beinahe alle einen. Der heißt der eine Curtius Rufus, der andere der Hanebüchene; dieser Langhals, jener Gänsehals u. s. w. Ich erinnere mich nicht, daß jemals wegen solcher Benennungen ein Injurienproceß geführt wäre.

einem dem Mainzischen Grafen von Elz gehörigen Dörfchen, als Pfarrer. Hier hatte er eine schlechte Besoldung, und suchte Gelegenheit zu einer bessern. Er hörte, daß der Pfarrer Thiels nicht recht bei Weide sey, und glaubte, durch seine Bekannte in Mainz dessen Stelle erhalten zu können. Diese Bekannte waren der Vikariats-Rath Hettersdorf, der Karthäuserpater Heinrich g) das Orakel des Herrn von Köth, der Amtmann Hebel und ein Erzschuft, Namens Brandenburger. Alle diese Leute waren bei dem Herrn von Köth sehr angesehen: den Hettersdorf und P. Heinrichen hielt er gar für Heilige! Hebel war sein Beamter, dem er alle seine Geschäfte überließ. Denn der Herr Kammerherr waren schwachen Geistes, und Brandenburger sorgte so für seine menus plaisirs: er ist nämlich als ein großer Hurenspediteur in Mainz bekannt, ich meyne den Brandenburger, und versieht Hochwürdige Gnaden, Excellenzen und Kaufmannsdiener mit leichter Waare, wenn er nur Geld bekömmt. Das mag denn nun seyn; daß aber Leute von Karakter diesen

g) Das scheint ein Widerspruch zu seyn, da die strenge Regel der Karthäusermönche bekannt ist. Aber diese Herren bekümmern sich in ihren Zellen auch noch ums Seculum, und wissen gut genug, was darin vorgeht. Pater Heinrich war einer von denen, die sich ums memento mori blutwenig bekümmern.

Schuft in ernſthaften Geſchäften gebrauchen konnten, war mir zu begreifen unmöglich, beſonders da der nichtswürdige Kerl nicht ſchweigen konnte, und alles, was er wußte, ausplapperte und es noch mit ſeinen Lügen anſehnlich vermehrte.

Die gedachten vier Herren in Mainz, welche man freilich mit Geld gewinnen mußte, arbeiteten nun gemeinſchaftlich an dem Sturz des Pfarrers Thiels, um dem Ernſt Wagner Platz zu machen. Man wollte aber bei meiner Anweſenheit in Udenheim nichts vornehmen, weil ich, als Freund des Pfarrers, mich gewiß den Machinationen der niederträchtigen Kabale widerſetzt hätte. Allein zum Unglück für Thiels verreißte ich auf einige Tage zu meinem Vater. Gleich den folgenden Tag kam Herr von Köth, Hettersdorf und Hebel nach Udenheim, und brachten es theils durch Drohungen, theils durch gute Worte dahin, daß Thiels gegen 300 Gulden ſeine Pfarrei reſignirte, und dies eigenhändig unterſchrieb. Als ich zurück kam, erfuhr ich den dummen Streich, den Thiels gemacht hatte, und ärgerte mich nicht wenig. Selbſt Thiels bereute ſeine Tollheit, und heulte wie ein armer Knabe, der ſeinen Kreuzer verloren hat. Ich lief den andern Tag nach Mainz, und ſagte dem Herrn von Köth, und ſeinem Amtmann gerade heraus, daß die Reſignation

des Pfarrers ungültig sey, weil er nicht recht bei Sinnen wäre. Herr von Köth erschrak über meine Vorstellung; der Amtmann aber sagte mir gerade heraus, daß ich die Rechte nicht verstünde, und daher zur Sache nichts sagen könnte. Den Vikariatsrath Hettersdorf besuchte ich auch; aber das ist ein kalter Jesuitenschüler, der mich ohne Trost für den Pfarrer gehen ließ. Nun fragte ich den Assessor Schad, meinen Freund, den ich bei Schönburgen hatte kennen lernen, und der ein vollkommner Rechtsgelehrter war, was in dieser Sache Rechtens wäre? Dieser versicherte mich, daß die Resignation des Pfarrers unstatthaft sey, daß man aber doch einen geschickten Juristen annehmen müßte, der die Sache erst bei Hn. von Köth betriebe, und wenn das nichts heisen würde, zu Wezlar anhängig machte. Dieser Rath gefiel mir, und als ich ihn dem Pfarrer entdeckte, überließ er mir die ganze Sache, und bath mich, einen geschickten Advokaten für ihn anzunehmen. Dergleichen Männer sind nun in der Pfalz sehr selten, ob es gleich an Rabulisten nicht fehlt: doch fand ich einen in der Person des Leiningischen Amtmanns Hn. Süssenmiehl zu Dechtheim, eines Juristen, der in der Pfalz, wenige seines gleichen hat. Ich stellte diesem braven Mann das Unrecht vor, welches man dem guten Thiels anthun wollte, und er nahm sich seiner auf eine so thätige

Weise um, daß das Ding bald eine andere Wendung nahm.

Mein Vater, welcher inzwischen ein Dekret für mich zum Gymnasium in Darmstadt von Pirmasens erhalten hatte, woron ich im nächsten Abschnitt reden werde, trug mir auf, mein Vikariat in Udenheim aufzugeben, welches ich auch that, obgleich die Bauern sehr unzufrieden damit waren. Doch fuhr ich fort, den Pfarrer Thiels zu unterstützen, und alles, was ich vermochte, wider den unwissenden intriganten Wagner in Aktivität zu setzen. Weil ich aber nicht in den Schranken der Klugheit und Behutsamkeit blieb; so hezte ich mir eine eine Menge Feinde auf den Hals, und zog mir eine Art von Injurienprozeß zu. Die Sache war diese.

Wagner hatte sich mit der Tochter des Posthalters Specht von Dürkheim an der Hardt, der auch zugleich Gastwirth und Pfennigskrämer war, versprochen. Ich und der Oberschulz Brüg nahmen daher Gelegenheit, zwei Epistein in Versen zu fabriciren, und sie so einzurichten, als wenn die eine von Wagnern an seine Braut, die andre aber von der Braut an Wagner geschrieben wäre. Ich muß doch meinen Lesern eine davon, die ich noch auswendig weis, mittheilen, nämlich die der Jungfer Braut an ihren Geliebten.

An den Herrn Magiſter Weitmaul.

Herr Gott behüte! welche Freud
Schöpf ich aus Ihrem Karmen heut!
Sie wollen, daß ich lieben ſoll:
Ach, ich war ängſtens Männerſcheu!
Kyrieleis!

Ich hab' manch liebe lange Nacht,
Mit Mannsgedanken zugebracht,
Mit Hand und Füßen ſtäts gezuckt:
Denn grauſamlich hat's mich gezuckt.
Kyrieleis!

— — — — — —
— — — — — —

Mein goldnes Herr Magiſterlein,
Ich will Ihr Schäfchen werden ſein:
Sie ſollen ſein mein Tröſter werth,
Den mir der Himmel hat beſcheert.
Kyrieleis!

Ich will mich heben aus dem Staub,
Und tragen eine hohe Haub,
Und ziehen einen Reifrock an,
Da nun Herr Weitmaul wird mein Mann.
Kyrieleis!

Nur machen Sie ſich bald herbei,
Denn in drei Wochen iſt es Mai
Da laſſen Sie die Hochzeit ſeyn,
Und nehmen mich ins Bettlein.
Kyrieleis!

Gewiß, daß mich der Teufel hol',
Wenn ich noch länger warten soll,
Und nicht bald Ihnen werd getraut,
So fahr ich wahrlich aus der Haut.

Kyrieleis!

Es geht mir grad, wie meiner Kat,
Drum fputen Sie sich lieber Schatz,
Und machen mich fein bald zur Frau,
Sonst werden mir die Haare grau.

Kyrieleis!

Diese Knittelverse machten sehr viel Aufsehen, und waren in kurzer Zeit in der ganzen Gegend weit und breit bekannt. Die Jungen sangen sie auf der Gasse. Daß ich Antheil daran hätte, muthmaßte man, und auf diese Muthmaßung gab Wagner eine Klagschrift zu Grehweiler wider mich ein; aber der Rath Dietsch war zufrieden, daß ich erklärte, ich sey nicht Verfasser, und so hatte der Proceß ein Ende. Ich habe es aber doch nachher bedauret, daß ich diese Schnurre hatte machen helfen: denn ich vermehrte nur meine Feinde; und selbst Leute, die mir sonst gut waren, lachten zwar über die Possen, aber verachteten doch den Urheber derselben. Es ist unglaublich, auf welchen Grad man seinen Kredit durch Pasquillen verlieren, und sich gehässig machen kann! Das bischen boshaften Witz muß man wahrlich theuer bezahlen!

Ohnerachtet aber aller Bemühungen des Amtmanns Süssemiehl, und andrer Freunde, wollte doch das Misgeschick, daß Thiels seine Pfarre verlohr. Denn die Magd des Thiels ward schwanger. Sie war, wie ich selbst bezeugen kann, eine erzliederliche Kreatur, und ich habe Bauernkerls genug bei ihr gesehen. Zu dem hing sie an einem Kerl von Niederfaulheim, den sie auch anfangs als den Urheber ihrer Entzunferung angab, bis — der vorhine genannte Brandenburger sie durch Geld beredete, auf den Pfarrer Thiels zu bekennen. Das that der Schuft auf Anstiften des Pfarrers von Bendersheim, wie er selbst mehmals bekannt hat. So machens aber schlechte Menschen, wenn sie zum Zweck gelangen wollen! Alsdann gelten ihnen alle Mittel gleich: sie bedienen sich der schurkischten Ränke, und werden dabei nicht einmal roth.

Nun konnte Herr Süssemiehl den armen Thiels nicht ferner durchhelfen, besonders da dieser selbst vor Angst und Narrheit, die erkaufte Aussage der Magd bestätigte. Der redliche Süssemiehl war von der abscheulichen Kabale des Brandenburgers nicht unterrichtet: Er zog sich also zurück, und ließ es geschehen, daß dem beängstigten Thiels jährlich 200 Gulden von den Pfarr-Einkünften lebenslänglich zugesichert wurden. Wagner wurde demnach instal-

lirt, Thiels zog ab, und seine Sachen veraukkionirte man unter allerlei Betrügereien.

Als ich vor fünf Jahren in der Pfalz war, hörte ich, daß Wagner immer Zank und Spektakel mit der Gemeinde hätte und überhaupt der Gegenstand der allgemeinen Verachtung wäre. Das ist auch schon recht: er hat es durch seine schuftigen Kabalen wohl verdient, und der Name Magister Weitmaul wird ihm bleiben, so lang er lebt.

Thiels ist immer närrischer geworden, und hielt sich meistens in den Kneipen auf, wo er von gewissen Insecten so voll ward, daß er zu keinem ehrbaren Menschen mehr kommen durfte. Die 200 Gulden werden ihm, wie ich gehört habe, nicht mehr ausgezahlt: denn der Herr von Köth ist ohne Erben gestorben, und Udenheim ist Pfälzisch geworden. Da hat Wagner Wege gefunden, sich von dieser Last loszumachen. Freilich wirds beim Hn. Geheimerath Koch zu Alzey Geld genug gekostet haben: denn ohne Geld richtet man in der Pfalz nichts aus; aber mit Geld dringt jeder durch, er mag nun gerechte Sache haben, oder einen schuftigen Handel ausmachen wollen. Da heißt es:

— .. — venalia nobis
Templa, sacerdotes, altaria, sacra, deusque.

Vier und Dreiſſigſtes Kapitel.

Ich ſoll Konrektor werden.

Herr Stauch hatte gut für mich geſorgt, und als Herr Klein, bisheriger Konrektor in Darmſtadt verſetzt wurde, würkte er mir ein Dekret vom Landsgrafen zu dieſer Stelle aus. Mein Vater war über meine ſo nahe ſcheinende Verſorgung faſt auſſer ſich vor Freude, und um ſo mehr, da ich nicht Prediger, ſondern Schulmann werden ſollte. In dieſem Stande, ſagte er, brauchſt du nichts contra conſcientiam zu lehren, wie leider! der Volkslehrer oft thun muß, um die Schwachen nicht zu zertreten, und das nicht einzureiſſen, was ſich vermöge des Alterthums und der langen Gewohnheit entweder gar nicht, oder doch wenigſtens ohne viel Mühe und Einſicht nicht wieder aufbauen läßt. — Ich ſelbſt fand bei einer ſolchen Stelle mein ganzes Behagen: denn zum Verkündigen des göttlichen Worts verſpürte ich wenig Neigung. Anfangs arbeitete ich zwar meine heiligen Reden ſelbſt und ſorgfältig aus, ſo daß ich oft drei bis vier Tage darauf verwandte; hernach ward ich klüger. Ich folgte dem Beiſpiele der meiſten meiner geiſtlichen Reiſegefährten: ich beſtieg den ſanftmüthigen Eſelsrücken, und ritt, ſtatt

zu Fuße zu gehen, die Postillen meiner Vorgänger und Vorreiter, ganz bequem und erbaulich. Unter andern Brücken dises Bequemern Apostoliſirens, haben mir die Dispositionen des Doktor Münters viel Dienste geleistet. Im Grunde, dachte ich, sey es einerlei, ob ich oder ein anderer den Leuten die christliche Glaubens- und Sittenlehre predige; und mir war es um so mehr einerlei, da ich von dem, was ich vortrug, wenig oder gar nichts glaubte. Ich behandelte das Predigtamt, wie ein Handwerk, bei dem man sich aller kleinen Vortheile und Kunstgriffe bedienen dürfte. So dachte und handelte ich, und so denken und handeln, wie mich dünkt, jetzt die mehresten!

Ich begab mich nach Darmstadt, und glaubte, da ich die Hand des Landgrafen hatte, daß meine Anstellung keine weitere Schwierigkeit haben könnte. Allein wie kann der Mensch sich trügen! — Der Superintendent Oif und der Rektor Wenk hatten ein anderes Subjekt im Sinne, welches ein gewisser Kandidat Zimmermann war. Dieser hatte sich, ausser andern schönen Künsten, auch im Versificiren geübt und durch gereimte und ungereimte Gratulationen bei den vornehmern Darmstädtern in große Gunst gesetzt. Der Superintendent verlangte daher, daß ich mich erst pro re scholastica, wie er sich ausdrückte, examiniren lassen müßte. — Ich un-

zog mich der Prüfung, welche Olf und Wenk mit uns beiden anstellten, willig, und bewunderte dabei nichts mehr, als die große Pedanterie und Scharlatanerie der beiden Examinatoren.

Der Superintendent diktirte unter andern ein Exercitium, ohngefähr folgendes Inhalts: „Liebe „Bruder! meine Strümpfe sind zerrissen; bitte des„halb die liebe Mutter, daß sie mir neue schickt. „Auch habe ich neulich meine Kappe verlohren, und „muß eine andere haben. Meine Hosen wollen „auch nicht mehr halten u. s. w." — Ich lachte über dies läppische Exercitium überlaut; allein dies Mokkiren nahm Herr Olf so übel auf, daß er mir einen recht derben Verweis gab. — Ich mußte ihn hinnehmen: warum ließ ichs mir einfallen, über einen Geistesprüfer zu lachen! — Meine Version wurde zwar nicht gelobt, aber auch nicht getadelt; allein Zimmermann hatte mehrere grammatikalische Schnitzer in seinem Thema gemacht, und dies war Wasser auf meine Mühle. Ich freute mich schon innerlich über die Maaße, als Wenk sie bemerkte und urgirte; aber wie es die Dummköpfe zu machen pflegen, Zimmermann gab sie für Schreibfehler aus [4]).

---

4) So ohngefähr, wie Herr Prof. P. in der litteratur Zeitung 1791 die lieblichen Schnitzer: oltendidit,

Unter diesen Umständen glaubte ich, gut bestanden und tüchtig befunden zu seyn, die Stelle zu erhalten; aber mein Freund, der Hofprediger Kremer, äusserte doch große Bedenklichkeit, und rieth mir, auf meiner Huth zu seyn, da man Kabalen wider mich schmieden würde. In der Meinung, daß doch der Fürst sein Wort halten müsse, schien mir diese Muthmaßung unwahrscheinlich, und ließ mich daher weder durch ihn, noch durch andere irre machen. Allein Kremers Vermuthungen waren nicht ohne Grund gewesen: dies lehrte der Ausgang der Sache. — Rektor Wenk, ein eben so geschickter Schulmann als gründlicher Historiker, welches letztere, wie mich dünkt, er in seiner Hessischen Geschichte hinlänglich bewiesen hat, war sehr freundlich gegen mich, gab mir indeß doch zu verstehen, daß er es lieber sähe, wenn Zimmermann die Stelle erhielte. Damals gefiel mir dies Benehmen nicht; allein überlege ichs jetzt nun kaltblutig, und bedenke ich, daß der verstorbene Landgraf meist Ausländer

---

quarundarum, provinciam offertam, tota orbis litteraria, und andere mehrere als Schreibfehler angesehen wissen will: Denn Druckfehler können dies eben so wenig seyn, als das rationem obmutescendam esse in einem sonst guten Compendium der Dogmatik S. 3. lin. 9. Oder der ganze Mann ist ein Druckfehler, und dann läßt sichs entschuldigen!

und wenig Inländer beförderte; so kann ichs weder ihm noch dem Superintendenten verdenken, daß sie die Stelle lieber mit einem Landskinde als mit mir besetzen wollten. Nur hätte keiner von beiden sich niederträchtiger Kabalen bedienen sollen, um den Zimmermann zu befördern und mich hintan zu setzen. Dergleichen ist schlecht; und doch thaten sie es.

Ich hatte im Darmstädtschen einige Feinde. Dahin gehört Mosje Jawand, damals Büchsenspanner beim Erbprinzen, welchem ich einmal auf die Füße getreten hatte. Dieser Mosje Jawand, der, wie die Leute seines Geschlechts, viel bei Hofe galt, und der Zimmermanns Gönner war, brachte es bei seinem Prinzen dahin, daß dieser nach Pirmasens schrieb, und Zimmermannen zu der Stelle empfahl, die mir zugedacht war. Das war eins aus dem Kapitel der Vorsehung und Regierung Gottes in der Menschenwelt! Ferner hatte ich Wagenern von Udenheim beleidigt, und dadurch seine Feindschaft mir zugezogen. Wagener war, wie alle kleinen Seelen, auf niedrige Rache bedacht. Man höre, wie ers anfing! —

Der jetzige Amtmann von Niedersaulheim wollte damals eben die Schwester des Wageners heirathen. Jener war ehemals Hofmeister des jungen Herrn von Wallbrunn in Darmstadt gewesen, hatte mich in Gießen kennen gelernt, und trieb sich

nachher unstät und unversorgt herum, bis Herr von Wallbrunn seinen bisherigen Amtmann Wolf in Niedersaulheim, einen Mann ohne Vermögen, einen Vater mit sechs Kindern, einen braven gelehrten Mann, einen nahen Anverwandten des Herrn Prof. Schlözers in Göttingen, blos deshalb absetzte, um den Hofmeister — sein Name ist mir nicht ganz mehr erinnerlich; allein den wenigen Spuren meiner Gedächtnißkraft zu folge, heißt er Walther — ins Brod bringen zu können.

So war denn dieser unwissende Mensch, welchen der Oberschulz Brug nicht selten geketzert hat, in die Pfalz gekommen; Wagener hatte ihn wider mich aufgebracht und die Procedur ging folgendermaßen. Der neue Amtmann steckte sich hinter seinem Herrn, und dieser, vom Apellationsrathe Höpfner, ehemaligen Professor in Gießen, und einem Kandidaten, Namens Baumann, der mich noch von Giessen aus haßte, unterstützt, verfertigte eine sehr schlimme Schilderung von meinem Charakter, und schickte selbige nach Pirmasens an den Feldprobst Venator. — Bisher hatte sich Herr Stauch meiner angenommen; allein da dieser durch Venator Nachricht davon erhielt, und der Landgraf ihn merken ließ, daß er gern den Zimmermann befördert

sähe; so nahm er sich meiner nicht weiter an. — Ich benahm mich hierbei so ziemlich leidlich. Die Nachricht, daß Zimmermann an die per decretum Sereniſſimi mir zuerkannte Stelle gekommen sey, ertrug ich ohne viele Kränkung; allein die vom Hofprediger, Herrn Kremer, jetzigen Oberpfarrer zu Rheinheim, nach der Höpfner und der Baron von Wallbrunn vermöge ihrer elenden Relationen an meinem Durchfall Schuld gewesen waren, ärgerte mich ganz grimmig. Ich sah indeß den Zusammenhang der ganzen Kabale sehr gut ein, und fand in meinem unbesonnenen Betragen gegen den Pfarrer Wagener, sonst Magiſter Weitmaul genannt, mancherlei Ursache dazu; allein, statt klüger zu werden, suchte ich mich durch neue auf ihn verfertigte Schmähschriften zu rächen, die theils den vatinianiſchen Haß der ganzen Wageneriſchen Familie vermehrte, theils bei ihrem Anhange mir neuen zuzog. — Ich verfertigte nämlich eine genealogiſche Tabelle der Wageners, welche ich von dem Famulus des berüchtigten Schwarzkünſtlers, Doktor Fauſts, der auch Wagener geheißen haben soll, abſtammen ließ. Dies Ding wurde fleißig geleſen, und wurde sogar mit Beifall beklatſcht und belacht. So angenehm ich aber andern dadurch geworden war, so vielen Verdruß und so viele Vorwürfe zog ich mir deshalb bei meinem Vater und meinen Anverwandten zu.

Ich schäme mich fast, hier zu gestehen, daß ich ein sehr unedles Mittel anwandte, mich an den Wagenern zu rächen: aber ich muß aufrichtig seyn. — Der älteste Bruder des Pfarrers von Udenheim mit seinem Schimpfnamen, in jener Gegend der Hosenknopf genannt, hatte sich die Pfarre zu Mommenheim, einem katholischen Edelleuten zugehörigen Dorfe, für baar Geld gekauft. Die Bauern, welche die krasse Ignoranz des Menschen aus den Nachrichten anderer, deren sie in diesem Stücke gern glaubten, schon kannten, und nun noch seine niedrigen Sitten und seine säuische Lebensart mit Augen sahen, fingen einen Prozeß wider ihn an, und forderten von ihren Edelleuten, daß das über allen Glauben elende Subjekt sollte removirt werden. Der Prozeß kam nach Wezlar; allein das Kammergericht ging, wie die Justiz nach alter Gewohnheit immer zu gehen pflegt, den langsam kriechenden Schneckengang, und so vergingen mehrere Jahre, bis endlich die Bauern des Prozessirens überdrüssig wurden, und die Sache liegen ließen. Dies ärgerte mich. Ich feuerte also die Bauern von neuem an, schanzte ihnen einen recht beissigen Advokaten zu, und brachte es durch meine Veranstaltung endlich dahin, daß die Monimenheimer Gemeinde Deputirte nach Wezlar schickte, welche so lange dableiben mußten, bis der Prozeß zu Wageners Nachtheil entschieden ward. — Ich ge-

ſtehe gern, daß dieſe meine Handlungsart unedel und niedrig, und vielleicht Folge von dem Ausſpruche Juvenals war:

At vindicta bonum, vita jucundius ipſa,

und daß ich die Vorwürfe, die mir mein Vater, der alle Kabalen haßte und verabſcheuete, deshalb machte, wohl verdient hatte; indeß dem Wagener, der der allgemeine Gegenſtand der Verachtung und des Spottes aller klugen Leute in daſiger Gegend war, geſchah hierdurch keinesweges Unrecht. Es war unedel von mir in ſofern, da mich die Sache nichts anging, und Rachſucht, geſetzt ſie beabſichtet auch keine Schurkerei, gröſtentheils unter der Würde des Menſchen iſt.

Mancher ſkandalöſen Auftritte beſchuldigte man mich auſſerdem, woran ich aber auf Ehre nicht Schuld war. So iſt z. B. der Udenheimer Pfarrer, kurz vor meiner Abreiſe nach Halle, zwiſchen Werrſtadt und ſeinem Dorfe von einem Bauernkerl, — ſo hat es ihm wenigſtens geſchienen, — jämmerlich ausgeprügelt worden, und man ſchob das Ding auf mich, als hätte dergleichen nur auf meinen Betrieb und auf meine Veranſtaltung geſchehen können. Das war nun falſch geſchloſſen! Ich habe keinen Antheil daran gehabt, ſonſt würde ichs, da mir ein Geſtändniß ſolcher Art jetzt nicht ſchaden könnte, frei geſtehen. Das Ding läßt ſich erklären, ohne mich zum Schlüſſel zu nehmen. Wagener hatte

viele Feinde; die ihm aufpaßten, folglich war eine Prügelsuppe gar kein ungewöhnliches und ausländisches Gericht für ihn, zumal in der Pfalz, wo dergleichen Auftritte nichts Neues sind. Dies macht aber der Wein, der hier gesoffen und nicht getrunken wird.

Man kann sich leicht vorstellen, daß mein Vater auf die Nachricht, daß ich wegen meines in Giessen und sonst geführten Lebens Repulse erhalten und die Konrektorstelle in Darmstadt nicht erlangt hätte, recht ernstlich böse auf mich geworden sey. Er hielt mir eine recht derbe Strafpredigt deshalb, und ermahnte mich bei allem, was ihm theuer und heilig war, anders zu leben, und gesetzt zu werden. Ich versprach alles, und mein Vater tröstete mich, daß dann noch alles gut werden würde. Ich schöpfte hierzu um so mehr Muth, da der Pfarrer Stuber an Herrn Stauch schrieb, und meinem Lebenswandel eine lange Apologie hielt. Er gab die Berichte der Darmstädter Herren für lauter Lästerungen aus, und bat, daß Stauch sich ferner meiner annehmen möchte. Dies geschah auch, und ich bekam abermals ein Dekret vom Landgrafen, daß ich nächstens sollte befördert werden. Ich habe aber von diesem letztern Dekret niemals Gebrauch gemacht; und wenn ichs auch hätte thun wollen, so würde ich doch deshalb nie reüssirt haben, weil Meister Olf, der Super-

intendent zu Darmstadt, bei der Besetzung des Konrektorats mein erklärter Feind geworden war. Ich hatte nämlich in dem Hause des Fasanenmeisters Jawand zu Dornberg diesen Herrn Olf als den abscheulichsten Dummkopf beschrieben, und eine gedruckte Predigt von ihm gemustert und mit allerlei spöttischen Anmerkungen versehen. Dieser leichtsinnige Streich war dem theuren Mann bei Gelegenheit der Konrektorei hinterbracht worden, und er hatte in heiligem Grimm geschworen, daß er sein Haupt nicht gesund tragen wolle, wenn ich in seinem Lande Speise und Trank bekäme für die Weidung geistlicher Schaafe und Lämmer.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Ein Schuft wird mein Patron.

Nachdem ich in Darmstadt durchgefallen war, durchirrte ich aus Langerweile und Unluſt gegen das Daheimsitzen die ganze umliegende Gegend unstät und flüchtig; fast wie Kain. Meine vielen Bekannten in dem Kreiſe erleichterten mir mein Leben, und oft verflossen drei bis vier Wochen, ehe ich wieder der Wohnung meines Vaters zueilte. Dieſer war zwar mit meinem Umherlaufen wenig zufrieden, weil er es aber der Mißmuth zuſchrieb, die ich, ſeiner Mei-

nung nach, über mein Misgeschick empfand, so ließ ers unter der väterlichen Einschränkung, keine Excesse zu machen, gut seyn. Freilich in den Häusern des Inspektors Birau zu Alzey, meines Stubers, Fresenius und anderer gingen auch keine Excesse vor; aber wenn ich beim Chirurgus L., im Bock zu Flonheim oder sonst in einer Kneipe kampirte; so wurde nicht nur sehr scharf gesoffen, sondern auch anderer Unfug getrieben. — Ich verlohr durch dieses rohe und unbestimmte Leben nach und nach alle Achtung für meinen Kandidatenstand, und da galt es mir gleich viel, mit wem ich umging, wovon ich redete, und wie ich mich betrug. Ich saß oft ganze Nächte in den Bauernkneipen, und raisonnirte mit den besoffenen Kerls über allerlei. Die Leute hörten mich immer gern schwatzen, und da ich in jener Gegend für einen Gelehrten passirte, so schätzten sichs fast alle für eine Ehre, wenn ich bei ihnen saß und mit ihnen zechte. Dieses Betragen schwächte meinen Kredit bei dem geistlichen Stande noch mehr, und ich sank so sehr in meiner besondern Achtung, daß meine Freunde, besonders mein ehrlicher Haag und mein guter Job, mich oft und angelegentlich baten und ermahnten, anders und besser zu werden, wenigstens den Besuch der Wirthshäuser einzustellen. Allein es half nichts: ich ästimirte mich selbst nicht mehr, wie sollte ich also für meine Reputation sor-

gen! — dies war für mich nicht möglich, meine Lebensart war andere Natur, und ich ließ mich bis zu den gemeinsten Geschöpfen herab.

Der Wirth im Bock zu Wonsheim hatte eine Magd, mit welcher ich bei der Gelegenheit in Bekanntschaft gerathen war, weil ich, wenn ich zu Schönburg nach Neubamberg gehen wollte, Wonsheim passiren mußte. Diese Bekanntschaft stieg bis zur Vertraulichkeit, und ward der Gegenstand der müßigen Schwätzerzungen, welche, ausser vielem andern närrischen Zeuae, auch das von mir ausstrengten, daß das Mädchen von mir schwanger sey. Ich bekümmerte mich um das Gerücht der skandalösen Chronik nicht; denn es war falsch.

Schon seit einigen Jahren war ich auch mit einem gewissen Baron von F. aus M. bekannt. Dieser Edelmann war zwar katholisch der Profession nach, aber seiner Praxis zu folge, war er ein Freigeist; zwar mehr aus Leichtsinn und Spottsucht, wie viele dergleichen Helden, denn auch der Unglaube hat seine blinden Anbeter, als aus Grundsätzen. Dieser F. war ein eingemachter Wollüstling, der ganze Tage bei Wein und in Gesellschaft feiler Menscher, nach denen er ohne alle Delikatesse jagte, zubrachte. Zotenreissen und fluchen waren seine schönen Künste: und seine einzige Wissenschaft, da er von allen übrigen Kenntnissen entblößt war, bestand darin, daß er

Tag und Nacht auf den Strich ging, Mädchen, wie Lerchen, fing, und diesen die Taille verdarb. Sonst war er ein ganz guter Mensch, d. h. ganz so, wie wollüstige und kreuzliederliche Leute zu seyn pflegen: sie theilen mit was sie haben, und freuen sich, wenn sie für ihr Geld einen Zirkel gleichgesinnter Menschen errichten können, die eben so ausschweifen und tolliren als sie. Ich hatte diesen Herrn von F. zwar bei dem Amtsverwalter Schönburg kennen lernen; allein unsere wechselseitige Hauptfreundschaft war während meines Vikariats in Udenheim zu Niederolm, im Hause des Wirthes Noll auf folgende Weise gestiftet worden.

Der Pastor Jacobi in Niederolm, einem zwei Stunden von Mainz gelegenen Dorfe, hatte eine Base oder Nichte bei sich, welche zwar nicht schön war, übrigens doch Reize genug hatte, junge Leute lüstern zu machen. Herr Dorsch mein Freund, Amtsverwalter daselbst, verschafte mir zuerst Bekanntschaft in dem Hause dieses Pastors, den ich denn nachher von selbst, da überdem Udenheim nur eine Stunde weit davon liegt, öfters besuchte. Einst, da ich dahin geritten war, und nach abgelegter Visite meinen Gaul aus Noles Wirthshause, wo ich logirte, wieder abholen wollte, rief mich der Baron F. an, und nöthigte mich, auf sein Zimmer zu kommen. Ich thats, und es wurden zuerst einige Gläser Wein

versenkt. Hernach fragte er sogleich, wen ich besucht hätte, und auf meine Antwort, daß ich beim Hrn. Pastor gewesen wäre, kam er ausser sich und rief: „ei! Schwerenoth! da haben Sie ja auch das hübsche Fratzchen gesehen? — Schwerenoth! wenn ich doch auch da könnte bekannt werden! — —“

Ich: Das können Sie leicht. Gehen Sie nur hin: der Pastor ist ein höflicher freundlicher Mann.

Er: Herr schaffen Sie mir Bekanntschaft und — ich verschreibe Ihnen Leib und Seele, wie man sie dem Teufel verschreibt. —

Ich: Die Verschreibung ist unnöthig. Wissen Sie was? auf den Sonntag kommt Mamsel Jacobi mit der Tochter des Chirurgus nach Udenheim zu mir — kommen Sie auch und — Ihre Bekanntschaft ist gemacht.

Er: Topp! Freund! Ihr seyd mein Mann! — (greift nach dem Glase) Auf gute Freundschaft, du und du! —

Ich: Bley! — Da hab ich wieder einen neuen Dutzbruder. —

Er: Kerl! hol mich der Teufel — bist mein Mann! — Nur halt Wort, und sey gescheut! — Auf den Sonntag punkto ein Uhr bin ich bei dir! — —

Nach dieser Abrede ritt ich nach Udenheim, und mein Herr Baron F.... nach Mainz. Sonntags Vormittags kamen die Mamsellen, und um ein Uhr war Bruder F.... da. Er spielte den Unscheinirten so hübsch, daß das Frauenzimmer seine innige Freude über ihn empfinden mußte. Ich merkte bald, daß Mamsell Jacobi eben nicht böse ward, wenn der Ritter ihr nahe kam, und Handgriffe wagte. Es wurde gelacht und geschäkert, bis gegen sechs Uhr hin, wo die Mädchen aufbrechen wollten. Der Baron hatte, wahrscheinlich absichtlich, eine Kalesche bei sich, und war also im Stande, sowohl seinen eigenen, als den Wünschen der beiden Schönen ein Genüge zu leisten. — Ich war darüber nicht eifersüchtig und neidisch — Dies ist mein Zug nicht — vielmehr freuete ich mich, daß ich einem jungen Menschen zum Anfange einer Liebschaft geholfen hatte. Einige Zeit hernach bekannte mir F...., daß seine Liebschaft gut von statten ginge: und das dies keine Lüge war, bewies das allgemeine Gerücht, welches in der dortigen Gegend von dem ärgerlichen Umgange der Nichte seiner Hochwürden, des Herrn Pastors Jacobi, mit dem Baron von F.... zirkulirte. Aber das taugte nicht und war intolerant, daß die Leute dasiger Gegend zuviel und gerade das Schlimmste supponirten. So gehts indeß in der Welt! — Hübsch und artig zeigte sich der Baron auch nicht. Er machte es, wie

die meisten seines Gleichen: er ließ das bürgerliche Ding, was er karressirt hatte, sitzen, heurathete eine aus adlichem Blut entsprossene, und Mamsel Jacobi mußte, um nur mit Ehren unter die Haube zu kommen, den oben genannten Gastwirth Moll heurathen. Dies war nun kein Cavalier Streich! —

Meine Acquisition war indeß doch gut; denn Herr von F.... hat mir, so lange ich mit ihm umgegangen bin, viel Freundschaft erwiesen. Ich würde seinen Namen ausschreiben; da ich aber noch mehrere Streiche und Schwänke mittheilen will, die wir gemeinschaftlich mit einander ausführten; so mag der erste Buchstabe hinreichen. In jenen Gegenden, wie ich glaube, versteht man doch, wen ich meine.

Nachdem ich in Darmstadt nicht hatte reüssiren können, und ich mich nachher, wie schon gesagt, in der Gegend unstät umhertrieb, traf ich einst meinen treuen Baron F... beym Licenciaten M..... in Kreuznach, der ein sehr fideler Bruder war. „Ei! „du infamer Schlingel, schrie er mir entgegen, als „ich ins Zimmer trat, wo kommst du her? Hab „ja dich, wer weis wie lange, nicht gesehen! — „Wollt, der Teufel holte dich!" — Das war nun so ein Compliment; aber in unsern Zirkeln waren sie nicht besser gebräuchlich. Ich erzählte ihm mein in

Darmstadt gehabtes Malheur, die Kabalen daselbst und deren wahrscheinliche Ursachen. Er fühlte stark das Häßliche darin, verfluchte die Kabbalisten bis in den tiefsten Abgrund, und versicherte mich, daß, wenn er einen solchen politischen und moralischen Mörder ertappen würde, er ihn zusammenschießen und, wie das angeschossene Wild, krepiren lassen wolle. Dis klingt zwar hart, aber der Baron hatte auch Gefühl und rechtes Gefühl für das Schickliche und Menschliche. — Nun, fuhr er fort, mußt du mit nach Mainz: ich hoffe, für dich alten Schweden etwas thun zu können. — Ich mußte auch wirklich mit nach Mainz. Hier lebten wir mehrere Tage fidel und gedachten des uns getroffenen Unglücks nicht. Der Baron machte mir Vergnügen allerlei Art, wozu auch dieser Auftritt gehört. Er sagte unter andern, er wolle einen Kerl kommen lassen, mit dem man den Teufel im freien Felde fangen könnte. Einen solchen Menschen mocht ich gern einmal sehen, und siehe da, dieser Teufelsjäger war der schon oben beschriebene Mosje — Brandenburger. Hier ist unser Gespräch.

Baron F.: Höre du Höllenbrand, du ordentlicher und ausserordentlicher Ambassadeur des Satans, willst du mir zu Diensten seyn?

Brandenburger: Von Herzen gern, gnädiger Herr, mit meinem Blute —

Baron F.: Hat den Henker von deinem Blut! Glaub, haſt ſo nur Wagentheer in den Adern. — Zwei Dinge ſollſt du mir ausrichten. Einmal beſorgſt du einige ordentliche Menſcher auf den Abend in Dillmanns Garten.

Brandenburger: Blor! gnädiger Herr, da hab ich Waare! — Mein Seel Waare, wie Sie noch nicht geſehen haben! — Herrliche Mädel! — Blor! wenn Sie ſie ſehen, die Augen ſtehen Ihnen auf, wie einem abgeſtochenen Kalbskopfe.

Baron F.: Gut! aber Kerl, wenn die Canaillen nicht koſcher ſind, ſo brech ich dir deinen verfluchten Hals, und ſchicke dich einige Tage früher zum Teufel, Verſtehſt du mich? — Fürs andere will ich dich fragen, ob du keine lutheriſche Pfarre vakant weißt, da für den (auf mich zeigend.).

Brandenburger: O Herr Baron, dazu ſoll Rath werden. Blor, wenn der Herr Geld anwenden kann und will, ſo wirds nicht fehlen. Morgen ſag ich Ihnen davon mehr. (ab)

Wir marſchirten gegen Abend nach Dillmanns Garten, und der Bube hatte Wort gehalten: es waren wirklich einige Mädchen da, dem Geſicht und der Taille nach ganz niedliche Nymphen, welche, ſo bald wir ankamen, ſich zu uns ſetzten, und uns die Zeit ſo vertrieben, wie man es nur von dergleichen

Geschöpfen erwarten kann. Wir blieben die ganze Nacht in diesem Garten, und Herr von F.... welcher die Zeche allein gut machen wollte, mußte den Morgen gegen 18 Gulden bezahlen, die Gratiale abgerechnet, welche die Mädchen ausserdem nebenher bekommen hatten. Wie viel kostet doch Wollust und Ausschweifung nicht! —

Brandenburger besuchte uns den andern Tag und berichtete, daß der Graf Schönborn, Wiesenheitscher Linie, der seine Güter in Franken, oberhalb Aschaffenburg hat, eine lutherische Pfarre zu vergeben hätte; daß aber der Prediger noch lebe, jedoch den Tod schon auf der Zunge habe, und bald abfahren müsse u. s. w. Die Pfarre habe der Graf dem Domvikar Stark übergeben, und diesem erlaubt, ein Subjekt zu wählen, und sich von diesem die Gebühren bezahlen zu lassen. Mein F.... fand die Sache etwas unglaublich und drohte, dem Brandenburger Nasen und Ohren abzuhauen, und ihn noch obendrein zu kastriren, wenn er uns hinterginge; aber Brandenburger blieb dabei, es sey wahr.

Wir zogen Erkundigung ein, und Herr Stark versicherte, daß Brandenburger wahr geredet habe, daß er es auch wohl zufrieden sey, wenn ich die Pfarrei mit 200 Dukaten bezahlte und erhielte, da sie jährlich 600 Gulden einträge u. s. w. Ich äusserte meine Verwunderung gegen Baron F....,

das ein angesehner Geistliche, wie Herr Stark, gegen einen Hurenspediteur, wie Herr Brandenburger, vertraut seyn könnte. Ja, war Herrn von F.... Antwort, da verstehst du den Henker davon! — die Pfaffen müssen dergleichen Gesindel auf ihrer Seite haben: denn woher bekämen sie sonst ihre Menschen?

Ich schrieb nun an meinen Vater den Vorfall; doch ließ ich den schuftigen Brandenburger aus dem Bericht. Er antwortete mir wieder, daß er es herzlich gern sähe, wenn ich könnte befördert werden, damit ich einmal aus dem liederlichen und wüsten Leben herausgerissen, und in eine bestimmte Rennbahn versetzt würde. Ich sollte die Sache mit Herrn Stark gewiß machen, aber auch mit dem Grafen in Mainz reden, damit das Ding am Ende nicht auch wieder schief ginge: er würde dann, im Fall die Pfarrei mir wirklich conferirt seyn würde, das Geld schon bezahlen. Nun wurde ein Aufsatz gemacht, Stark und ich unterschrieben ihn und Baron F.... signirte ihn qua testis. F.... schlug mir nun vor, eine Tour nach Franken zu machen, wohin er mich begleiten wollte, um die Pfarrei zu besehen, und nähere Nachrichten davon einzuziehen. Mir behagte der Vorschlag, und — die Reise ging vor sich.

Sechs und dreissigstes Kapitel.

Reise nach Franken à la Don Quixote.

Wir reisten bis nach Aschaffenburg auf dem Main zu Wasser, und nahmen von da aus Pferde. Wir kamen innerhalb drei Tagen in dem Orte an, wo ich nach Brandenburgers Anstalten für die Zukunft den Bauern das Evangelium predigen sollte. Das Dorf hieß, wenn ich nicht sehr irre, Uteheffen, und war eben keins von den angesehnsten, ob es gleich auch nicht zu den schlechtesten gehörte. Wir stiegen im Wirthshause ab, und ließen uns auftischen, was das Zeug hielt, oder vielmehr, was des Wirths Küche und Keller vermochten. Früh Morgens fragte der Baron den Wirth nach dem Befinden des Pfarrers, ob er noch hübsch gesund sey u. s. w., und die Antwort war, daß er zwar gesund, aber schon äusserst alt wäre, und er es wol nicht lange mehr machen könnte. Diese Nachricht war mir eben nicht sehr unangenehm. So geh er hin, sagte F... zum Wirthe, und sage er dem Herrn Pastor: der Baron (ich weiß nicht mehr, was F... sich für einen Namen gab) und sein Schloßprediger Herr (auch

mein cognomen ist mir entfallen) wären hier, und wünschten ihn zu sprechen. Dictum factum. Der Wirth kam zurück und sagte, der geistliche Herr würde es sich für eine hohe Ehre schätzen, wenn so vornehme Herren bei ihm einsprechen wollten. Wir fanden an dem Pfarrer einen Greis, der zwar kein gelehrter aber doch ein sehr ehrlicher, aufrichtiger und freundschaftlicher Mann war. Er suchte uns nach seiner Art so gut als möglich zu bewirthen, mit warmen Bier und — Schnaps: denn Wein ist in dasiger Gegend selten, obgleich er weit wohlfeiler als in Sachsen ist. Wir zogen den letztern vor.

Der ehrliche Alte, welcher uns beide für Protestanten hielt, kam auf das Kapitel der Katholiken, und da war des Klagens kein Ende. Er erzählte mit dem größten Feuer, wie die Protestanten von diesen in Franken auf alle Weise geneckt und gedrückt würden, und wie besonders der Fürstbischof zu Bamberg viel Intoleranz ausübe. Ich gab mein Befremden darüber zu erkennen, da ich das Gegentheil gehört hatte, und der Pfarrer erzählte mehrere Beispiele von Neckereien und Unterdrückungen, daß ich meine vortheilhaften Begriffe von der Religionsduldung dieses Fürsten fahren ließ. Ich fand, was ich immer erlebte, auch hier bestätigt. Die römischkatholische Religion bleibt immer dieselbe, d. h. immer intolerant, nur daß sie an diesem oder jenem Orte

sich mehr oder weniger schämt, Menschen des Glaubens wegen öffentlich zu necken und zu drücken.

Wir entdeckten in Uthoffen die Absichten unsrer Reise nicht, und reisten nach zwei Tagen wieder mit Bauerpferden ab. F.... ein kreuzbraver Junge, der gern seinen Freunden Vergnügen machte, und bei dem ich so gut stand, that mir hierauf den Vorschlag, eine Tour nach Bamberg und Würzburg mit zu machen, unter der Versicherung, mich sollte die Reise auch nicht einen Kreuzer kosten. Vielleicht wußte ers, daß meine Börse kaum zur Rückreise von Uthoffen nach Mainz hinreichen würde. Ich ließ mir den Vorschlag unter der Einschränkung, daß ich ihm an Ort und Stelle das ausgelegte Geld wieder ersetzen dürfte, gefallen. Das wollen wir schon sehen, sagte er, und so gings nach Würzburg, Bamberg, Anspach, Erlangen, Nürnberg, und den andern Städten, welche in der dortigen Gegend herum liegen. Ich schrieb hier weder Reisekunden noch Topographien, folglich darf man hier nichts weiter erwarten, als was mich betrifft. In Bamberg blieben wir nicht lange; ich hatte also keine Gelegenheit dies Ding, was misbräuchlich Universität genannt wird, näher kennen zu lernen. So viel weiß ich, daß hier nur der katholische Priester ausstudiren kann, ob gleich auch dieser dies eben so gut in jedem Kapuzinerkloster beim Pater Lektor thun könnte.

Würzburg ist ohne Zweifel die beste katholische Universität in Deutschland. Sie hat besonders einige recht gute Männer in der Geschichte, den Rechten, der Arzeneikunde, und sogar in der Philologie aufzuweisen. Die Studenten, welche hier auch Juristen heißen, und deren Anzahl damals an 400 war, die sogenannten Seminaristen abgerechnet, sind meistens artige, gutgesittete junge Männer, und ganz anders, als jene in Heidelberg, Straßburg und Mainz. Weil ich ganz nach Burschen Art gekleidet war, und einen grünlichen Flausch trug, welchen ich noch in Halle verschenkt habe, nebst gestreifter Weste, gelben ledernen Beinkleidern, großen großen Stiefeln, nebst einem derben Hieber an der Seite; so ward es mir leicht, mich für einen Jenaischen Studenten auszugeben. Auch mein Reisegefährte, oder vielmehr mein Reisepatron that dies, und es hatte die gute Wirkung, daß sich die Herren Würzburger um die Wette beeiferten, uns recht viel Vergnügen zu machen. Aber bald hätten wir doch Händel bekommen. Die Burschen erfuhren, daß F..... kein Jenaischer Student seyn könne: daß er vor mehrern Jahren selbst in Würzburg studirt habe, und mit mehrern Domherren und Adlichen daselbst, deren Namen hier, wie an allen geistlichen Stiftern, Legion ist, verwandt sey: sie setzten uns also deshalb zu Rede. Ich vertheidigte meinen Kameraden, brach

in hitzige Worte aus, und bald bald wäre es zu Schlägereien gekommen, wenn nicht der Student eben so hitzig, als gutmüthig und verträglich wäre. Wir versöhnten uns bald, und ich wurde wegen meiner männlichen Entschlossenheit als Bruder Studio von Jena anerkannt. Ich bemerkte viel gute Züge an diesen Leuten. So hab ich unter den Würzburger Studenten nur wenige gefunden, die sich daran stießen, daß ich lutherisch war, obgleich einige deshalb, weil ich nicht den rechten Glauben hatte, kalt gegen mich thaten. Doch diese Kälte ersetzte der dasige vortreffliche Steinwein, der, wie mich dünkt, wegen seiner Güte eben so weit und breit berühmt zu seyn verdient, als der Hochheimer, Niersteiner oder Niederheimer. Einigemal hat mich dieser köstliche Rebensaft um all mein Besinnen gebracht. Ehe ich weiter gehe, noch eine Statistisch politische Bemerkung. Das Würzburgische ist ungleich besser bevölkert und kultivirt, als das Bayreuthische. Die Bauern klagen dort nicht so sehr über Abgaben, als hier. Der Grund ist leicht. Unter einem katholischen Bischof darf man freilich nicht alles sagen, was man über Religion denkt, wie unter einem lutherischen Markgrafen; allein der katholische Bischof braucht auch nicht so viel Ausgaben als der lutherische Markgraf; folglich braucht auch jener nicht so viel Abgaben aufzulegen, als dieser. Die To-

lerauz allein macht die Unterthanen noch nicht glücklich.

Als wir beinahe eine Woche in Würzburg zugebracht hatten, ohne daß es uns viel gekostet hatte, zogen wir weiter, durchstrichen einige Städte als: Bayreuth, Schweinfurth und andere, und giengen nach Erlangen. Ich traf hier einige meiner Landesleute an, unter denen vorzüglich Herr Kieser von Saarbrücken mir viel Vergnügen gemacht hat. Die Universität ist zwar klein; aber die Lebensart und der Ton der Studenten vortreflich und zweckmäßig. Ich traf viele wilde Christen und recht ausgelernte Schläger unter ihnen an — indeß die meisten begehrten den lieben Frieden und hielten sich ruhig. — Nicht lange vorher hatte Herr Isenflamm den Amicisten-Orden zerstöhrt, aber nicht ausgerottet. Denn da die Burschen erfuhren, daß ich auch zu dieser löblichen Gesellschaft gehörte; so brachten sie mich in eine feierliche geheime Gesellschaft, wol von zwölf Ordensbrüdern, trieben ihre Possen, und hielten auf die Observanz ihrer Gesetze so streng, als wäre ihr Klupp mit einem Kaiserlichen Privilegium fundirt gewesen. Was gings mich an! ich logirte, wie überhaupt, so auch hier, auf diese Art bei Ordensbrüdern, und ließ meinen Baron, wenn er den Studententummel verließ, in den Gasthof gehen.

In Erlangen lernte ich auch einige Profeſſoren kennen, nämlich die Herren Seiler, Roſenmüller, Harles, Hufnagel, und Meuſel. Nur einiges von ihnen.

D. Seiler iſt ein kraſſer und dabei ganz abſcheulich intoleranter Orthodox. In ſeinen Schriften ſchimpft er zwar nicht; allein deſto árger macht ers in ſeinem Kollegio. Er ſchándet die Semlere, Tellers, Steinbarte, und ſogar die Leſſe, was das heilige Zeug hält. Sonſt ſcheint mir Herr Seiler kein groſſer Gelehrter; und daß er überhaupt nicht iſt, das haben ihm auch andere, vorzüglich Bahrdt in ſeiner Apologie der Vernunft recht derbe geſagt. — Freund Harles iſt ein Grammatiker; und da denkt er denn ſo in ſeinem Sinn, wie viele ſeiner Brüder, nun ſey er ein Philologe! Ich hörte ihn über den Theophraſt leſen; das war mir aber eine Leſerei, wobei mir angſt und bange ward. Die Herren Studioſi ſchrieben indeß dieſe philologiſche Weisheit von Wort zu Wort nach. Das waren mir auch Wichte! —

Hufnagel war damals noch Profeſſor extraordinarius, und las Exegetica. Wenn ich je einen Mann habe kennen lernen, der mit blutwenig Gelehrſamkeit ſich breit machen, und den Meiſter aller Meiſter ſpielen konnte; ſo war es gewiß Herr Profeſſor Hufnagel in Erlangen. Ich wurde durch

einen Studenten mit ihm selbst bekannt, und fand einen jungen raschen Mann an ihm von unbeschreiblichem Dünkel, der über die größten Männer so raisonnirte, als wenn sie kaum seine Schüler seyn könnten. So redete er mit Verachtung von Leß, Müller und Walch, — fand an Döderlein, Semler, Ernesti, und vielen andern Matadoren der deutschen Litteratur viel auszusetzen, — allegirte fleißig seinen Hiob und seine übrigen kleinen Schriftchen, und machte durch Fällung seiner Urtheile, daß ich anfing, stark an seiner Gelehrsamkeit zu zweifeln. Meine Vermuthungen bestätigten auch mehrere Andere durch Erfahrung. — Ich hörte damals in Erlangen, daß Doktor Seiler Herrn Hufnagel gern seine Tochter habe anhängen wollen; dieser habe aber die Ehre ausgeschlagen, und daher komme es, daß Seiler den Hufnagel hasse, und dieser an jenem durch bittern Spott und Raisonnirerei in allen Gesellschaften sich zu rächen suche. Doktor Seiler hatte wenig Freunde, und dies nicht sowohl wegen seiner Orthodoxie, als vielmehr wegen mancher Fraubaserein, wozu er die Hände geboten hatte.

Aber an Herrn Meusel hab ich einen rechten Mann getroffen. Dies ist ein Mann, dessen hellen Kopf, gesunde und freimüthige Urtheile, dessen ausgebreitete Gelehrsamkeit und edles Herz jeder, der sich ihm nähert, bewundern muß. Ich bin drei

bis viermal bei ihm gewesen, und jedesmal mit einer Art von Bezamberung von ihm gegangen. Er war ehedem Professor in Erfurt und zwar zu der Zeit, als D. Bahrdt diese Universität zierte; allein er hütete sich recht sehr, in das von den Herren, Bahrdt, Riedel, Bollmann und einigen andern errichtete collegium zotologicum einzutreten.

Nürnberg sah ich bei dieser Gelegenheit auch, und freuete mich über die allgemeine Industrie, welche in dieser Stadt herrscht.

Ohngefähr sechs Wochen nach unsrer Abfahrt von Mainz, trafen wir endlich nach vielen Umschweifen und lustigen Streichen daselbst wieder ein. Doch ehe ich weiter erzähle, muß ich noch ein Anekdötchen nachholen. In einem Dorfe ohnweit Aschaffenburg mußten wir übernachten, theils weil wir uns unter Weges zu lange in den Dorfkneipen aufgehalten hatten, theils weil uns unser Bote versicherte, daß wir für den Tag Aschaffenburg nicht erreichen könnten. Es war an einem Sonntage, und die Bauern, männlichen und weiblichen Geschlechts, machten sich beim dürren Holze fürbaß lustig. Ein Mädel unter den Bäurinnen zog des Herrn von F.... Aufmerksamkeit auf sich — er nahm es und schäkerte mit ihm bis in die Mitternacht. Er schien von demselben gleichsam angeschossen zu seyn: denn den folgenden Morgen hatte er Pferde und Boten wieder zurück geschickt,

ohne mir ein Wort davon zu sagen. Ich trieb; allein er erklärte mir, daß er diesen Tag schlechterdings noch dableiben müßte. Warum er mußte, sah ich bald ein. Bärbel, so hieß das Mädchen, erschien kurz nachher, und blieb den ganzen Tag bei uns. Ich mochte predigen, bitten, und schelten wie ich wollte; — F.... war nicht zum Abmarsch zu bewegen, und erst den Mittwochen konnt ich ihn dahin bringen, daß er mit mir abreisete. Ich bin einigemal Zeuge ganz vertrauter Auftritte gewesen; ich habe zwar nichts erfahren, aber wundern sollt es mich doch, wenn diese Vertraulichkeit keine weitern Folgen gehabt hätte. Nun das wird Bärbel am besten wissen!

Als wir wieder in Mainz angelangt waren, statteten wir dem Herrn Grafen von Schönborn und dem Vikarius Stark Bericht von unsrer Reise ab, und erhielten von beiden die tröstliche Antwort: daß, wenn der alte Praedikant *) abfahren würde, keiner als ich die Pfarre, versteht sich, gegen Erlegung

*) So nennen die Katholiken die protestantischen Geistlichen, indem sie diese für keine Priester gelten lassen. Ihrer Meinung nach, soll es ein Unname seyn; allein dies ist er eben so wenig, als die Benennungen von Protestanten und Dissidenten, die immer an große Begebenheiten erinnern, und denen, die sie führen, keine Schande sondern Ehre machen.

von 200 Dukaten, oder 1000 Rheinischen Gulden, erhalten sollte. — Brandenburger besuchte mich gleich den Tag nach meiner Ankunft in Mainz, und erzählte mir mit Entzücken, daß er, wie er sich ausdrückte, ein gewaltiges Mensch für mich aufgetrieben hätte, dessen Vermögen an barem Gelde sich an 6000 Gulden beliefe. Es war eine Müllerstochter im Ingelheimer Grund. Brandenburger wollte haben, daß ich, um die Sache bald in Richtigkeit zu bringen, sogleich mit ihm herausgehen sollte; aber ich hatte keine Lust dazu, weil er als mein Freiwerber und Unterhändler ein zu jämmerlicher Schuft war. Besprochen hatte er den Müller wirklich meinetwegen, auch fürchterlich von mir aufgeschnitten: dies hörte ich nachher von andern. Das Band der Ehe muß mir damals aber eben so wenig als jetzt bestimmt gewesen seyn; sonst wäre aus der Sache wohl etwas geworden. Doch ich muß nun weiter gehen.

So stand die Sache mit der Pfarret in Franken, die ich hätte erlangen und bei der ich ein bestimmtes und ruhiges Leben hätte führen können, wenn nicht eigener Leichtsinn, Verabsäumung günstiger Gelegenheiten, und endlich Kabalen Anderer mich immer weiter und weiter, wie die Folge meiner Geschichte zeigen wird, von meinem irrdischen Ziele entfernt hätten.

Sieben und dreissigstes Kapitel.

Ein neues Vikariat

Mein Vater war mit meiner donkischottischen Reise nach Franken sehr übel zufrieden, und er hatte Recht. Er kannte mich, und mußte sichs schon zum voraus vorstellen, daß ich auf meiner Wallfahrt viele und mannigfaltige Suiten gespielt habe. Um aber so viel als möglich seinen Unwillen von mir abzuleiten, beschrieb ich ihm die zurückgelegte Reise nach meiner Art, d. h. ich ließ aus, was er nicht wissen sollte, und sagte blos das, was ich, ohne Lügen zu bekommen, getrost erzählen konnte. Daß ich in Erlangen gewesen war, verschwieg ich; und mein Vater hätte es vielleicht nie erfahren, wenn es ihm nicht vom Herrn von Meiern gemeldet wäre, der es vom D. Seiler, seinem ehemaligen Hofmeister, gehört hatte. Mein Vater fuhr mich deshalb sehr derbe aus, besonders da Herr Seiler, nach seiner theologischen Humanität, gar schief von mir geurtheilt, und mich als einen heillosen Menschen beschrieben hatte, an dem auch nicht Ein Haar gut wäre. Wahrscheinlich that dies der theologische Ehrenmann, um sich an mir zu rächen. Als eine eingemachte Frau Base, die gern Stadtmährchen hört und giebt, hatte

er vermuthlich auch meine freimüthigen Raisonnements über sich und seine Gelehrsamkeit erfahren, aber selbige sehr ungütig aufgenommen. Herr von Meiern haßte mich, das wußte ich; er suchte mir also bei meinem Vater einzuhauen. Der Groll kam daher. Ich entdeckte meiner Freundin, dem Fräulein Henriette von Hunoltstein zu Niederwiesen, die wahren Umstände dieses Mannes. Er wollte dies tugenthafte und schöne Fräulein heurathen, mehr aus Gier zu ihren 30000 Thalern, als aus Liebe zu ihrer Person. Denn im Punkte der Liebe war er ein Stoiker: er nahms, wie ers vorfand, nach Art vieler seines Gleichen. Er war von Zwingenberg im Darmstädtischen, hatte auch wirklich als R. Rath in Darmstadt gestanden, und war wegen verbrannter Akten schon vom Präsident Moser fortgeschickt worden. Dem Fräulein Jettchen und derer Bruder hatte er nun viel weis gemacht von seinem Vermögen, und so fürchterlich bramarbasirt, daß man hätte glauben sollen, wer weis wie viel Tausende er besitze! — Ich demüthigte diesen Großsprecher, der nachher katholisch wurde, und vor zehn Jahren zu Lemberg im Kaiserlichen sich aufhielt.

Mein Vater begehrte, daß ich dem Baron F.... sein für mich ausgelegtes Geld — das sich immer auf 60 Gulden belaufen konnte — ersetzen sollte; allein der Baron schlug diese Erstattung groß-

müthig aus. Ich bin sein Schuldner, und werde es auch wahrscheinlich bleiben bis an den jüngsten Tag.

Während meiner Abwesenheit aus der Pfalz hatte der alte Pfarrer Köster zu Obersaulheim, einem Rheingräflichen Dorfe, um einen Substituten oder Vikarius angehalten, und das Consistorium zu Grehweiler hatte mich zu dieser Stelle ausersehen, und mein Vater drang darauf, daß ich sie annehmen sollte. Sie war auch wirklich des Annehmens werth. Ich hatte da freie Station, d. h. meinen Kaffee, der aber in jenen Gegenden nicht so frequent geschlürft wird, als in Sachsen und Preussen, meinen Toback und Wein, mein Reitpferd zum Vergnügen, monatlich sechs Gulden Geld, und endlich alle bei der Pfarrei einlaufenden Accidenzien. Dafür hielt ich nur Sonntags vormittags eine Predigt, und Nachmittags entweder Kinderlehre oder eine sogenannte Betstunde. Kurz, diese Stelle war nicht unrecht. Ich sistirte mich daher bei dem Consistorium. Rath Dietsch hielt mir eine derbe, jedoch freundschaftliche Strafpredigt, welche meine Ketzerei, meinen schlechten Umgang, meine Trunkenheit, und endlich mein liederliches Leben mit Frauenzimmern von der niedrigsten Klasse betraf. — Ich wollte mich vertheidigen; allein Herr Dietsch empfahl mir, statt der Apologie meines Lebens, behutsames und kluges Be-

tragen, und sagte, ich möchte mich nur nach Obersaulheim begeben und mein Amt daselbst so verrichten, wie ich es zu verantworten, mir getrauete.

In diesem Vikariate hab ich viel Vergnügen genossen. Der Pfarrer Köster, ein alter Mann von beinahe achtzig Jahren, und dessen Frau, die nicht viel jünger war, machten mir nebst ihrem Sohn, der Apotheker in demselben Dorfe war, mein Leben angenehm und vergnügt. Dieser junge Mann hatte zwar keine Medicin studirt, d. h. war nicht auf Universitäten gewesen, hatte da für schweres Geld keine Collegia gehört, hatte sich endlich auch keine mit Griechisch verbrämte, und mit hundert und neun und neunzig Citaten versehene, Dissertation von einem expediten allzeit fertigen Dissertationsfabrikanten für bares Geld zusammenschmieren lassen, (dergleichen Dinge einem solchen um so leichter werden, wenn er die absurdesten Sätze hinsudeln, und die lateinische Sprache mit neuen barbarischen Wörtern und Phrasen bereichern kann z. E. praetervidere übersehen) hatte auch keine stumme Person auf dem Katheder agirt, war auch endlich nicht auctoritate imperatoria et regia zum Doktor geschaffen worden — das alles hatte Herr Köster nicht gethan. Aber en revanche besaß er eine tiefe Kenntniß der Physiologie, der Therapie, Pathologie und Semiotik, hatte ein hell sehendes Auge, that die glücklichsten Kuren,

und war in der ganzen Gegend weit angesehener, als jene mit Privilegien und Diplomen der Universität versehene Pfuscher. Dieser, junge Mann ward mein innigster Freund, so wie sein Bruder, der Pfarrer zu Niedersaulheim. Wäre ich nicht schon zu sehr verdorben gewesen, oder hätte ich nur Muth genug gehabt, mich von meinen lustigen Verbindungen loszureißen; ich glaube, diese Leute hätten mich noch auf bessere Wege bringen können.

Obersaulheim ist nur eine halbe Stunde von Udenheim entfernt, wo ich Vikarius gewesen war. Die Udenheimer Bauern hatten noch viel Liebe zu mir, wenigstens liebten sie mich weit mehr, als ihren Pastor, den sie nur schlechtweg den Magister Weitmaul und den Zundermann titulirten. Daher kam es, daß die Udenheimer fleißig nach meinen Predigten liefen, und Wageners Kirche leer stehen ließen. Darüber ärgerte sich nun Mosje Wagener ganz abscheulich, und eiferte in allen seinen heiligen Reden über gewisse Leute, die zwar Gottes Wort lehren wollten; aber von dem, was sie sagten, auch kein Wort glaubten, und überdem noch ein liederliches Leben führten u. s. w. — — Der Schulmeister Tautfeß von Udenheim, gab mir von diesen erbaulichen Reden Nachricht, und ich — war so unklug, daß ich gegen den Menschen, den ich hätte verachten sollen, eben solche Waffen ergriff, und phi-

lippische Reden hielt. Ich suchte alles auf, was ich von dem Herrn Magister Weitmaul wußte, und setzte moralische Karaktere zusammen, welche so kenntlich waren, daß selbst die Bauern, wenn sie aus der Kirche gingen, zu einander sagten: „Heut hott der Vikaries dan Magischter Weitmaul wedder ámol „racht herunner kefummelt; es keschiehe ám aber „schone racht!“

In die Länge thats doch kein gut mit diesen Controverspredigten. Ich bekam ein Monitorium von Herrn Diersch, mich aller Anzüglichkeiten auf der Kanzel zu enthalten, weil, wenn die Sache zur Klage käme, ich nicht mehr predigen dürfte. — Jetzt wurde ich erst klug, oder vielmehr, jetzt fürchtete ich mich, und ließ das Ding seyn.

Meine Bauern zu Obersaulheim waren mir sehr gewogen; denn ich war gegen sie freundlich, und that auf das Ansehen eines Gelehrten, in welchem Rufe, ohne mich zu rühmen, ich bei ihnen stand, Verzicht. Bauern dulden an ihrem Pastor gern alle Fehler, wenn er nur, wie sie sagen, was gelernt hat. Sie entschlossen sich, mich dahin zu bringen, die Tochter des Pfarrer Kösters zu heurathen, und mir auf diese Art die Hofnung der Nachfolge zu sichern. Der Schulz, und noch einige andere Bauern, baten mich daher in einer dazu angestellten Zu-

sammenkunft, ihnen einen Weg zu zeigen, wie dies Ding am besten zu bewerkstelligen wäre.

Ich schlug vor, daß sie meinetwegen eine Bittschrift beim Konsistorium zu Grehweiler eingeben möchten. — Freilich hatte mein Herz gegen die Verbindung mit der Mamsell Köster gar sehr viel einzuwenden. Einmal war das Mädchen, wenigstens sechszehn Jahr älter als ich, und dann hatte sie auch nicht die geringste Spur von Schönheit. Sonst schien es ein gutes und stilles Geschöpf zu seyn; aber mir wollte sie nicht gefallen, ohnerachtet ich doch auch gar nicht der Kerl war, der viel Wahl vor sich hatte. Dies mein Zurückziehen von dem Mädchen, konnte ich mir ganz gut erklären.

Bei dem Vorschlage, sie zu nehmen, stellten sich mir die Bilder meiner vorigen Bekannt- und Liebschaften wieder dar, und sobald sich mir Theresgen *) wieder vor die Augen mahlte, so empörte sich alles in meiner Vorderbrust.

Ich hatte schon mehrmals eine beinahe festgegründete Hoffnung verloren, war als ein Libertiner

---

*) Vielleicht haben schon manche meiner Leser gefragt, warum ich denn so ganz und gar von dieser liebenswürdigen Geschöpfe schweige? Aber warten Sie nur meine Herren, im andern Theile dieser Historie soll Theresgen schon wieder auftreten, und ihre Rolle ausspielen. Sachen, so zusammen gehören, zerstück ich nicht gern.

bekannt, und hatte blutwenig Freunde von Einfluß. Da dachte ich dann, es sey besser, in einen sauren Apfel zu beissen, als gar Hungers zu sterben — und so faßte ich den heldenmüthigen Entschluß, durch den Canal der Mamsel Katharine in den Schafstall der Heerde Christi einzugehen, und mein Kreuz, als Jünger und Apostel Jesu, geduldig auf mich zu nehmen und zu tragen.

Ich notificirte meinem Vater diesen Vorschlag und meinen Entschluß; aber der hatte eben soviel dawider zu erinnern, als ich im Anfange der Sache. Er meinte, das sei eine unglückliche Heurath, welche auf ein Lamy, verdollmetscht Lamentiren, hinauslaufen würde. Ein junger Mann müsse seine ältere Frau verachten und extra steigen: das könne gar nicht anders seyn. Bei dieser Gelegenheit erklärte er mir allerlei Geheimnisse des Ehestandes. Doch wollt er mir nicht zuwider seyn, fügte er zuletzt hinzu: Er sähe wohl, daß, wenn ich länger ohne feste Station bliebe, mein ganzes Wesen noch völlig verdorben werden würde, wenn ja noch etwas Gutes in mir stecken sollte.

Wie mein Vater, eben so dachten auch die Brüder der Mamsel, ohne es gerade mir unter die Augen zu sagen; allein die Mamsel selbst, dachte weit anders, als wir alle. Sie fand, daß sie für mich, und ich für sie von Gott gemacht wären: daß

ein junger Menſch von drei und zwanzig, und ein zahnloſes Frauenzimmer von vierzig Jahren, ein allerliebſtes Pärchen machen würden: und bei dieſer Vorausſetzung fing ſie an, nachdem der Herr Schulz ſeinen Sermon, die Sache betreffend, bei ihr abgelegt hatte, die Verliebte und Zärtliche zu ſpielen. — Was man ſo im gemeinen Leben ſagt, hab auch ich, oft und Beſonders an dieſer Katharine wahr gefunden. Das Frauenzimmer läßt ſich, wegen ſeiner natürlichen Eitelkeit, die über alles geht, gern, von jedermann, er ſei geliebt oder gehaßt, hübſch oder garſtig, jung oder alt, von Qualität oder ohne Qualität, flattiren und kareſſiren. Auch Katharine war ſo. Ihr Schönthun kam aber ſehr närriſch heraus, und quälte mich ganz abſcheulich. Und ich glaube, für jeden braven deutſchen Kerl iſt nichts unerträglicher und ekelhafter, als Schmeicheleien, Küſſe, und zärtliches Necken eines verliebten und empfindſamen Weibesbildes, für welches man nichts empfindet.

Das Aergſte bei der ganzen Sache war dies. Wenn ich nicht alle abſurden Zärtlichkeiten und alle häufigen und vollmäuligen Küſſe ſogleich mit allem Ernſt erwiederte; ſo ward die Mamſel böſe, und klagte recht ernſtlich über meinen Kaltſinn. Ich war alſo allemal, ſo oft ich um und neben ihr ſeyn mußte, auf der Folterbank, und lief, um mir doch

einigermaßen meinen Unmuth und Langeweile zu vertreiben, faſt täglich ſpatzieren, durchſtrich die daſige Gegend, und ſtiftete endlich wieder eine Art von Liebesverſtändniß mit der Tochter eines Reformirten Pfarrers. Dies Liebesbündniß hab ich ſelbſt noch von Halle aus fortgeſetzt und bei meiner Nachhausreiſe vor fünf Jahren ſogar wieder erneuert.

So wenig Wahrſcheinlichkeit auch daſeyn mochte, daß die Sache zu Stande kommen würde, ſo betrachtete ſich doch Mamſell Katharinchen ſchon als meine wirkliche Braut, und verlangte daher, eiferſüchtig wie alle alte Jungfern, von allen meinen Tritten und Schritten genaue Rede und Antwort, ſpürte ihnen nach, und ſiehe, ſie witterte meine Gänge zu dem Reformirten Pfarrer. Sie hörte, daß da hübſche Mädchen wären: daß ich mit Karolinchen fidel umginge u. ſ. w., und nun hatt' ich meine liebe Noth. Ich mochte ſagen, was ich wollte, mochte ſchwören, ſo hoch ich wollte, und meine arme Seele auch neun und neunzig mal in den Abgrund der Hölle verfluchen, es half alles nichts: ſie kiff und ſchmollte, daß es eine Art hatte. Und wollt' ich ſie ja gut machen; ſo mußt' ich ſie auf den Schooß nehmen, ſie necken, drücken und küſſen, und alle Thorheiten treiben, die der allerverliebteſte Junge mit ſeinem Mädchen nur treiben kann.

Die Bauern ließen indeß eine Bittschrift verfertigen, und reichten selbige beim Konsistorium zu Grehsweiler ein. Der Rath Dietsch war mir nicht abgeneigt, und wär es blos auf ihn angekommen, so hätt' ich die Pfarre erhalten; allein auch hieraus sollte nichts werden, wie die nähere Beschreibung meiner damaligen Lage zeigen wird.

Acht und dreissigstes Kapitel.

O weh mir armen Korydon!

Ich schäme mich beinah, meinen Lesern die Geschichte dieses Kapitels mitzutheilen. Ich weis es, daß ich ihnen Achtung schuldig bin, und war deshalb lange unschlüssig, ob ich ihnen dieselbe erzählen dürfte oder nicht. Jedoch, da ich alles angeben will, was Grund zu meinen Verirrungen gab, oder was in meinen Verirrungen gegründet war; so kann ich doch wirklich diese Passage nicht auslassen. Es kommt mir freilich etwas hart an, frei herauszugestehen; allein ich muß einmal hereinbeissen in den sauren Apfel, da dies überdem, wie ich glaube, eben so gut, wie mancher Spruch in der Bibel, manchem zur Lehr' und Warnung geschrieben seyn kann.

Daß ich den Baron F.... in Mainz mehrmals während meines Auffenthalts daselbst besucht habe, daß ich ihn auch oft im erwähnten Pastorhause zu Niederolm antraf, und ich allemal, wenn ich in seiner Gesellschaft war, in Freude und Wonne schwamm, kann jeder sich schon von selbst denken, wer das Harmonische und Gleiche unser beider Denkungsart in den vorigen Kapiteln bemerkt hat.

Einst besuchte ich ihn, und er bat mich, da ich gewöhnlich diese Vergnügenstour hin und her in einem Tage machte, die Nacht bei ihm zu bleiben: denn er wolle mich auf den Abend an einen Ort bringen, wo es recht flott und fidel herginge. Ich erkundigte mich nach diesem Orte, und erfuhr, daß daselbst einige Nymphen sich aufhielten, welche nicht böse würden, wenn junge Mannspersonen sie besuchten. Zu Deutsch war also dieser fidele Ort weiter nichts, als ein Bordel, welches nur das Schild und das Privilegium nicht aushangen durfte: denn so viel öffentliche Huren es auch sonst in Mainz giebt, welche des Abends alle Straßen durchkreuzen, so ist doch da kein öffentliches Haus, wo man unterm Schutz der Obrigkeit huren könnte. — Ich stellte meinem Freunde vor, daß dergleichen mir als Theologen nachtheilig werden könnte, zumal wenn ich verrathen, oder erkannt würde. „Narr, erwiederte der Baron, bist nicht klug! — wer kennt dich

„denn — machst die Haare auf — nimmst einen „Mantel um, und der hölliſche böſe Feind entdeckt „dich nicht! Komm nur und ſey geſcheut! —" Ich ging auch wirklich mit: denn wozu konnte man mich nicht bringen, bei ſothanen Umſtänden! — Wahrhaftig, zu einer ſolchen Zeit konnte man leicht aus und mit mir machen, was man Luſt hatte.

Wir begaben uns nach der Gaugaſſe, und gingen ohnweit der Kaſerne in ein Haus, in deſſen oberm Stockwerke drei recht ſcharmante Nymphen ſich aufhielten. Anfangs ging alles recht keuſch und züchtig zu: wir ließen Kaffe machen, Gebackenes und Wein holen, und die Mädchen participirten wie wir. — Dies Schmauſen dauerte bis zwölf Uhr, und wir hatten bis jetzt noch weiter nichts gethan, als geſchäkert, Handgriffe gewagt, und Zoten und zweideutige Reden mancherlei Art reichlich in ihren Schooß ausgeſchüttet. — Die Mädchen verſtanden die Liebeskünſte beſſer. Die eine entfernte ſich, und zwei blieben bei uns, von denen die eine nicht lange darauf ſo zu uns redete: „Meine Herren! wir müſ„ſen ſchlafen gehen, es iſt ſchon ſpät! (hier rieb ſie „ſich die Stirn und die Augenlieder) entweder leiſten „Sie uns Geſellſchaft, oder entfernen Sie ſich, es „ſchlägt den Augenblick zwölf!" — „Ei was, hob „die andere an, ſo hübſche Herren nach Hauſe gehen „laſſen: die Herren bleiben bei uns, nicht wahr?"

Wir waren beide von Wein und wollüstigen Bildern erhitzt, sahen den Tisch gedeckt, und, weil wir deswegen gekommen waren, unsere Wünsche erfüllt: was sollten wir also auf das Nicht wahr des Mädchens antworten? Nichts weiter, als daß wir blieben: nicht wahr? — Und so war es auch wirklich.

Ehe wir uns mit unsern Mädchen auf die Seite machten, hielten wir Abrede, nach zwei Stunden diesen Ort zu verlassen, weil ich fürchtete, wenn ich länger oder bis an den Tag an diesem Orte des Vergnügens weilte, ein Bekannter mich sehen und die ganze Geschichte ausposaunen möchte. F... gab mir hierin Recht, und setzte hinzu: „Ich scheere mich „zwar den Teufel drum, ob man mich sieht, oder „nicht; aber du mußt dich schon wegen der Leute ein „Bissel scheniren, wenn du zu'n Menschern gehst. „Du bist'n Pfaff, und die Pfaffen dürfen diese „Sache nicht so kommode haben, als die Weltkinder."

Es war auch wirklich noch nicht Tag, als wir unsere Nymphen verließen; der Baron zwar ungern, denn er kehrte oft in der Thür um, und sprach noch mit dem Mädchen leise. Wir marschirten sogleich nach dem Kranich, einem vornehmen Wirthshause, pochten den Hausknecht daselbst heraus, und schliefen auf diese Motion bis zehn Uhr.

Nachmittags wollt' ich gleich fort, aber F.... war dawider. Ich reite, sagte er, mit nach Niederolm: gegen sechs oder sieben Uhr müssen wir da seyn — fressen mit dem Pfaffen — holen zu Nacht die Balbierschüssel [1]) herüber — schäkern bis elf Uhr, schlafen hernach beim Fellsack (so hieß der Wirth Nell) und Morgen reisest du nach Obersaulheim, und ich mache Retour nach Mainz. —

Wie gesagt, so gethan. Ich blieb bis nach vier Uhr in Mainz, dann wurde mein Brauner gesattelt, welcher immer, wenn ich in Mainz war, die Ehre hatte, in dem Stalle eines Domherrn, der mit dem Hn. F.... sehr nahe verwandt war, (nämlich des Herrn Domprobstes von F.) zu stehen, und da auf Unkosten der heiligen Kirche gefüttert zu werden.

Am Schosseehause, eine Stunde von Mainz, stieg F.... ab: ich mußte nolens volens folgen, und erschrack nicht wenig, als ich unsere beiden Mädchen da wieder antraf. N'est ce pas, mon cher,

---

1) Die Frauenzimmer in jener Gegend haben so gut ihre Schimpfnamen als die Mannspersonen. Die Tochter des Chirurgus in Niederolm hieß Balbierschüssel. Vor einigen Jahren fing ein lustiger Zeisig auch in Halle an, dem Frauenzimmer schimpfliche Beinamen zu geben; allein das Ding fand keinen Beifall, wahrscheinlich weils gar ein dummes Ding war.

ſprach F...., que je prens bien des ſoins pour vos plaiſirs? J'ai fait en ſorte, que ces filles ſont venues ici, pour vous amuſer encore. Ich erwiederte ihm, um von den Anweſenden nicht verſtanden zu werden, franzöſiſch, daß dieſer Auftritt mir gewaltig ſchaden könnte, und bat ihn bei allen Teufeln, bei denen er ſich einzig und allein erbitten ließ, mich fortreiten zu laſſen: ſonſt würde ich in des Henkers Küche kommen. Nach vielem Bitten ließ er mich endlich fort, und ſo kam ich noch gegen neun Uhr in meiner Station an. Er blieb zurück bei den Mädchen, und reiſte erſt den folgenden Tag wieder nach Mainz.

Einige Tage vergingen, und ich hatte die Mainzer Auftritte faſt ſchon wieder vergeſſen, als ich zu meinem Schrecken auf einmal die abſcheulichſten Folgen meiner Ausſchweifung an meinem Körper in ſehr ſichtbaren Zeichen gewahr wurde. Ich hatte zwar noch nie dergleichen Unglück recht erlebt; allein nach den gemachten Erfahrungen an meinen Bekannten, konnt' ich mich in Abſicht der Natur meiner Krankheit nicht irren. Nun fiel mir aller Muth, und ein wüthender Schmerz vergällte mir Wachen und Schlaf, kurz, ich war in der ſchrecklichſten Lage.

Was war zu thun? — einen Arzt mußt' ich haben, aber welchen? — Meinem guten Köſter durft' ich mich nicht anvertrauen, nicht, als wenn

er mich nicht hätte kuriren können: er war überhaupt geschickt, und verstand die Heilung venerischer Krankheiten, die in dortiger Gegend gar keine seltene Erscheinungen sind, aus dem Fundament, sondern weil ich mit seiner Schwester in einem solchen Verhältnisse stand, nach welchem die Entdeckung äußerst delikat ward. — Ich ging also zu dem Feldscheer Kissel nach Schornsheim, einem Manne, der wenigstens den Ruf der Verschwiegenheit hatte, und entdeckte ihm mein Malhör. Er sah das Ding für eine Kleinigkeit an, gab mir Arzenei und versprach mir, in wenig Wochen meine Gesundheit wieder herzustellen. Allein Meister Kissel war ein Ignorant in seiner Kunst, dessen Gleichen Legion heißt: er verstand das Uebel nicht, und machte es durch seine reizenden Mittel so schlimm, daß ich die höllischesten Schmerzen empfand, und endlich gar im Bette bleiben mußte. Köster mochte wol merken, wo es mir fehlte; da ich aber nichts gestand, sondern blos über Magendrücken klagte, so ließ ers gut seyn, und gab mir Arzenei fürs Magendrücken. —

In dieser Noth schrieb ich nach Mainz, und bat den Baron, mich zu besuchen, aber in einem Wagen, weil ich mit ihm hereinfahren wollte und müßte. Er kam, und nachdem ich ihm meine Umstände entdeckt hatte, schüttelte er den Kopf gewal-

lig, doch sprach er mir Trost ein: Doktor Strack würde mich schon kuriren.

Sobald ich nach Mainz kam, besuchte ich sogleich diesen vortrefflichen Arzt. „Herr! fing er an, „nachdem er das Uebel untersucht hatte, was ha„ben Sie für einen Doktor gebraucht?“ —

Ich: Den Barbier Kissel von Schornsheim.

Strack: Das ist ein Schurke — ein wahrer Spitzbube ist das! — denn jeder Doktor ist ein Hallunke und Spitzbube, der Krankheiten übernimmt, die er nicht verstehe! — die Canaille hätte Sie hinliefern können! — Doch es ist noch Zeit — dies da muß geheilt und jenes wieder hergestellt werden! — Heute, Morgen und Uebermorgen bleiben Sie hier — dann wird der Schmerz weg seyn, und Sie können wieder gehen. Ich will Ihnen Arznei verschreiben, bei deren rechtem Gebrauch nebst strenger Diät Sie bald wieder hergestellt seyn sollen.

Die Worte des rechtschaffenen Mannes gingen in Erfüllung: innerhalb drei Wochen war ich vollkommen gesund; hätte ich aber den Ignoranten, den Meister Kissel fortgebraucht, ich glaube, ich läge schon längst in Obersaulheim auf dem Kirchhofe begraben. — — Herr Strak lebt noch, und sollte ihm diese Schrift zu Gesichte kommen; so versichere ich ihn hier öffentlich, daß ich nie des ihm schuldigen Danks vergessen werde. Möchten doch recht viele

seines Gleichen seyn, besonders dort übern Rhein, wo alles saalbadert, und alles kurirt! —

Einige Zeit hernach bekannt' ich Köstern die ganze Sache, und erzählte ihm die Art, wie Strack mit mir verfahren wäre. Er lobte diese Procedur, und versicherte, daß sie die einzig vernünftige sey, dergleichen Uebel zu heben, und daß die, welche hier das Messer gebrauchten, nur auf den Namen der Aderärzte und Kuhdoktoren Anspruch machen könnten.

Quod nocet, docet optime. Seit jener Zeit bin ich in Absicht des nähern Umgangs mit feilen Mädchen sehr behutsam geworden, und die Lust, mich auf eine so grobe Art zu vergnügen, ist mir vergangen, so bald ich das augenblickliche Angenehme mit dem vielen möglichen und wirklichen Unangenehmen genau berechnete. Schade nur, daß bei den meisten jungen Leuten, wie bei mir, Ciceros Ausspruch eintrifft: Eventus Stultorum Magister.

Ich höre hier einige, ja sehr viele fragen, ob ich Sünder mich denn nicht gefürchtet und geschämt habe, mit einer solchen Krankheit behaftet, noch das Wort Gottes zu verkündigen? — Freilich schämte ich mich; indeß meine Reflexionen über andere meines Gleichen, welche mit der schwarzesten, boshaftesten Seele, mit räuberischen Händen, und mit gistiger Zunge auch hintreten und Tugend predigen, machten mich glauben, daß ich, wo nicht

besser, doch wenigstens, meiner körperlichen Krankheit ungeachtet, eben so gut wäre als sie, die noch dazu für Heilige galten, und — mein Gewissen schwieg. Ob mein Schluß ganz richtig war, weiß ich in der That selbst nicht; genug aber, er beruhigte mich und legte meinem Gewissen Stillschweigen auf.

Neun und dreissigstes Kapitel.

Ich falle wieder durch. Nachwehen.

Das Konsistorium zu Grehweiler konnte auf die Bittschrift der Bauern nichts resolviren, sondern mußte die Sache dem Administrator, Herrn von Zwirnlein überlassen, meinem Feinde. Ich hatte diesen Mann, meines Wissens, nicht beleidigt; allein ich stand wegen der Verläumdungen des Pastor Hahns zu Kirchheim, wie ich schon oben erzählt habe, bei ihm in einem sehr übeln Kredit. Hiernach ließ sich schon vermuthen, daß mein unmittelbares Gesuch nicht durchgehen würde: indeß, da die Bauern supplicirten, so gab ich nicht alle Hofnung auf.

Die Antwort der Commission erfolgte bald und erklärte: daß die Pfarre Obersaultheim schon längst an den Prediger Wagner vom Minister versprochen sey, und ich keine Hofnung dazu bekommen könnte.

Wagner, auch ein Sohn des Jesuiten zu Werrstadt, hatte nämlich Herrn von Zwirnlein einige Dutzend Füchse zugeschickt, und also die Exspektanz auf Obersaulheim dafür erhalten, wofür man damals fast alle Bedienungen erhielt — für Geld.

Also auch diese meine Hofnung war verschwunden, und mit ihr meine Anhänglichkeit an Mamsel Katharinchen, der ich bisher blos als möglichem Kanale zur Pfarre geschmeichelt hatte. Sie machte mir anfangs zärtliche, hernach gröbere Vorwürfe, und endlich sprach sie zu meiner Freude gar nicht mehr mit mir.

Mein Vater war höchst unzufrieden mit meiner Lage, noch viel unzufriedener als ich selbst. Wenn du, sagte er oft zu mir, noch lange ohne Versorgung bleibst, so gehst du an Leib und Seele verloren. — Ich tröstete ihn mit meiner Hofnung, eine Pfarre in Franken zu erhalten; aber diese beruhigte ihn nicht. Das Ding, meinte er, verzögere sich — mit unter machte ich auch wohl einen dummen Streich, und dann wäre alles verloren. Ich sollte mich in Heidelberg zu einer Stelle melden, und gäb' es gleich nicht viel dabei zu speisen, so stürbe doch auch keiner Hungers.

Ich schrieb also nach Heidelberg, und erinnerte Herrn Zehnern an das mir schon vor mehrerer Zeit gethane Versprechen, mit der Bitte, mir eine

Zeit zu bestimmen, wo ich etwa mich zum Examen stellen solte. Allein Herr Zehner schrieb wieder zurück: für mich wäre in der Kurpfalz nichts zu machen — ich hätte an der Hundeischen Schrift Theil gehabt — man wüßte sogar, welche Nachrichten in derselben von mir herkämen — das Konsistorium dürfe durchaus beim Kurfürsten nicht anstoßen, und bedauerte endlich am Ende seines Briefes, daß er mir nicht dienen könnte. — — — Also war mein Glücksstern auch in der Kurpfalz, wo jeder Schuft Pfarrer werden kann, untergegangen! — Wenn ich sage jeder Schuft, so soll das nicht so viel heißen, als wenn alle lutherischen Prediger in der Kurpfalz Schufte wären, sondern daß laut der Erfahrung ausserordentlich viel Schufte da Pfarrer geworden sind und noch werden. Nur ein Paar Beispiele.

Ein gewisser Homann, der in seiner Jugend etwas studiert, hernach aber sich durchs Korbmachen ernährt hatte, erhielt die Pfarre zu Kriegsfeld, wo er so viel dumme und grobe Streiche machte — er ganste sogar m) — daß ihn das Kon-

m) Homann stahl einst dem Grafen von Grehweiler eine goldene Tabatiere. Der Graf wurde den Verlust gewahr, und sagte ganz kalt zu Homann: „Herr Pfarrer,

sistorium absetzen mußte. Er lief hernach als Bettler im Lande herum. Nach diesem erhielt diese Stelle ein gewisser Ernesti, ein getaufter Jude aus dem Waldeckischen, der, nachdem er in Halle Theologie studiert, und dem Schuster Sauer daselbst sein Schuldbuch vergrößert hatte, (er steht noch in seiner Kreide) post varios casus in die Pfalz gekommen war. Dieser Mensch legte sich aufs Saufen, lief den Menschern in die Kuhställe nach, und wurde ebenfalls von den Bauern beim Konsistorium verklagt. Allein Mosje Ernesti spielte das praevenire und wandte den Magen um, das heißt nach der Pfälzer Sprache, er wurde Katholisch. — Nachdem er nun den rechten Glauben hatte, halfen ihm die Alziger Kapuziner zu einer einträglichen Gerichtsschreiberstelle, wo er seine Bubenstücke als Rechtgläubiger ungescheut und ungeahndet fortsetzt. — Ich könnte die Liste der Schufte, welche in der Pfalz Pfarren bekommen haben, noch ansehnlich vermehren, wenn hier der Ort dazu wäre, die dortigen Herren überm Rhein die Revue passiren zu lassen. Vielleicht zeigt sich bald

---

„erlauben Sie mir eine Prise aus meiner Dose.“ Dieser entschuldigte sich, der Graf griff ihm aber gerade nach dem Hosenlatze und entdekte die Tabatiere. Nun rief er geschwind dem Bedienten zu, welcher die Dose herausholen, und den Pfarrer vors Schloß führen mußte.

eine andere und beſſere Gelegenheit, und dann ſoll ihnen das Ihrige ſchon werden.

Mein natürlicher Leichtſinn kam mir bei allen dieſen widrigen Vorfällen ſehr gut zu ſtatten. Ich zerſtreuete mich, und vergaß in frohen Geſellſchaften, bei Trinkgelagen und im Zirkel guter Freunde all mein Ungemach. Meinem Symbolum: nunquam traurig, ſemper luſtig, hab ich treulich nachgelebt. — Ich hatte ſeit einiger Zeit den Amtsverwalter Schönburg, den Licentiat Macher, und andere fidele Brüder weniger als gewöhnlich beſucht, und war deshalb oft von ihnen zur Rede geſetzt worden. Jetzt fing ich wieder an, ganze Tage, ja mehrere Tage nach einander bei ihnen zuzubringen, und die Grillen durch Zotologie und ein gut Glas Wein zu verſcheuchen.

Mein redlicher Haag war zwar keiner von meinen ausſchweifenden Freunden, aber deſto ſolider war ſeine Freundſchaft. Er ließ es an gutem Rath und an Ermahnungen nicht fehlen, und wenn ich ihm gefolgt wäre, ſo würde vielleicht noch alles recht gut gegangen ſeyn. Ich war erſt drei und zwanzig Jahr, und konnte meine Verſorgung wohl abwarten, allein der Rath dieſes braven Freundes gefiel mir nicht. Denn wollte ich ihm folgen, ſo durfte ich nicht mehr ſaufen, mußte den Umgang mit Schönburg und deſſen Freunden meiden, durfte nicht mehr

in allen Weinhäusern und Kneipen herumliegen, mit den Baurendirnen und andern nicht unanständig scherzen, und endlich nicht mehr so frei über Religion spotten. Und doch machten diese Dinge mein höchstes Gut aus, sie mir nehmen wollen, hieß mich vernichten.

Was insbesondere meine Religionsgespräche betrifft, so waren sie ächt deistisch, d. h. ich suchte mit Gründen darzuthun, daß die im neuen Testament enthaltene Lehre nichts sey, wenigstens nichts anders seyn könne als natürliche Religion, daß folglich die Wunder, Geheimnisse und dergleichen, erdichtete Fabeln wären. Nachdem ich die Fragmente studiert hatte, fand ich in der christlichen Historie nichts als boshaften Betrug, und räsonnirte nun aus einem andern Tone. Ich hielt es jetzt überhaupt nicht mehr der Mühe werth, die christliche Religion mit Gründen zu widerlegen, betrachtete sie blos als einen würdigen Gegenstand des Spottes, und brachte diesen Spott bei jeder Gelegenheit an, ohne auf Zeit, Ort und Person zu sehen, mit denen ich zu thun hatte.

Auf diese Art verlohr ich sogar bei denen den Kredit, welche mich bis jetzt, meiner verdorbenen Sitten und meines Deismus ungeachtet, noch geliebt und vertheidigt hatten. Die Kandidaten in jener Gegend, die sonst gern mit mir umgingen, weil sie

etwas von mir zu profitiren glaubten, flohen mich nun wie die Peſt, um nicht in den Ruf der Freigeiſterei und Religionsſpötterei zu gerathen. Selbſt mein trefflicher Haag mußte meinetwegen leiden. Er iſt, wie ich ſchon geſagt habe, katholiſch, und ſteht als Pfarrkind unter dem Paſtor von Wöllſtein, einem Erzgrützkopfe und impertinenten Kanzelſchwätzer u). Dieſer Pfaffe, dem ich auch bekannt geworden war, koramirte meinen Haag, wegen des Umgangs mit mir, und gebot ihm denſelben aufzugeben, oder er würde ihm die Abſolution verſagen, und die Sache höheres Orts anzeigen. Eben ſo macht' es auch der Oberforſtmeiſter Martin zu Kriegsfeld. Haag aber antwortete, daß er ſich um meine Grundſätze nicht bekümmere und blieb mein Freund nach wie vor. Ich muß aufrichtig geſtehen, einen ehrlichern Freund, der es beſſer mit mir gemeint hätte als Haag, hab ich in der Pfalz nicht ge-

---

u) Hier ein Pröbchen ſeiner Beredſamkeit: Meine Freunde! nehmt ein Beiſpiegal (Beiſpiel) an dem frommen Samaritan, und vergebemüthigt euch unter die Demuth. Der fromme Samaritan war mit ein polirten Stifalſen, mit ſilbernen Sporenen, mit ſchönen Stifallenmanſchetten angethan, und gezieret: da vergebemüthigte er ſich aber, als er u. ſ. w. Man denke ſich hierzu, noch die fürchterlichſten Geſtus, und die fürchterlichſte Stimme, und — man hat das Bild dieſes Herrn Paſtors.

funden. Ich hatte zwar noch mehrere Freunde auſſer ihm, allein das Sprüchwort: viel Hunde ſind der Haſen Tod, traf auch bei mir ein. Die Zahl meiner Feinde war weit gröſſer, man drückte mich, und ich mußte hören, daß man ſich in Geſellſchaften von mir und meiner ſkandalöſen Chronik unterhielt. — Statt ſtillzuſchweigen, und die Läſterungen der Frauhaſen in der Pfalz, eines elenden Oberſchulz Andreä zu Wöllſtein, der kaum ſeinen Namen ſchreiben kann, eines Pfarrers Fliedner, Machwirth, Wagner, und andere ſchiefe Menſchenkinder zu verachten, gerieth ich in Zorn, und ſuchte mich, gerade auf die ſchlechteſte Art, mündlich durch hämiſche Raiſonnements, und ſchriftlich durch Pasquillen und Knittelverſe ärgerlichen Inhalts an ihnen zu rachen.

Ich ſchrieb unter andern Briefe aus Utopien (Schlaraffenland), worin ich die Leute gewaltig heruntermachte. Sie fanden Beifall, und wurden unzählichemal abgeſchrieben. Ich wünſchte, meinen Leſern etwas daraus mittheilen zu können; denn ſo äuſſerſt plump auch meine Schilderungen der Pfälzer Herren und Damen ſeyn mochten, ſo waren ſie doch getreu, treffend und grob deutlich, daß man ſogleich die gemeinten Perſonen, der fingirten Namen ungeachtet, erkannte.

Keiner ließ sich auf diese Art des Streits mit mir ein, ausser ein gewisser Mosje Varena, Schreiber zu Odernheim. Dieser Mensch fabricirte ein über allem Begriff elendes Ding in Versen auf mich, was seiner würdig, ganz ohne Kopf, Magen und Schwanz war. Jedoch replicirte ich darauf durch ein Ding, betitelt: Valentin Pillendrechslers Medicinae Doctoris Nachricht von einer venerischen Kur.

Mit dem Stock hab ich mich nur einmal revanschirt. Der Amtsaktuar Haas zu Sprendlingen hatte meinen Umgang mit der Tochter des dasigen reformirten Predigers bemerkt, und war deshalb eifersüchtig geworden, oder er hatte es vielleicht übel genommen, daß ich ihm einigemal ins Angesicht gesagt: bei ihm träfe nomen et omen zusammen. — Er fing also an, meine Histörchen im Pfarrhause vorzutragen, und mich da aufs ärgste zu blamiren. Mamsel Karoline, so hieß die Tochter des Pfarrers, sagte mir alles treulich wieder, und ich schwur, den Kerl durchzugerben, wo ich ihn auch treffen würde. Nicht lange hernach traf ich ihn im Wirthshause zu Badenheim an. , A propos, sagt' ich zu ihm, Mosje Windsack, was untersteht er sich denn, von mir zu raisonniren? Was hat er im Pfarrhause zu Sprendlingen von mir gesagt? O kein Wort, erwiederte er. Wie! kein Wort? — Du bist ein Schlingel, Kerl,

ein elender Läſterer! — bald möcht' ich dich aus-ſchmieren, daß du den Prieſter begehren ſollteſt! — Hier ſtand er auf, ich griff ihn aber beim Kollet, ſchleuderte ihn an die Erde, und gerbte ihm das Fell rein aus. Der Wirth, der Haasen ohnehin nicht hold ſeyn mochte, ließ mich geruhig fortprügeln; endlich aber brachte er uns aus einander. Haas ſchwur mir die empfindlichſte Rache, von der ich aber bis jetzt nicht das Geringſte gefühlt habe.

Auch dieſe Geſchichte wurde in der Gegend bekannt, und machte — neues Aufſehen.

Vierzigſtes Kapitel.

Dem Faſſe geht der Boden aus.

Mein Vater, benachrichtigt von meiner Aufführung, kränkte ſich ſehr, daß alle ſeine Ermahnungen nicht fruchteten, und prophezeihte mir im voraus den gänzlichen Ruin meines Glücks. Er bat mich mit Thränen, eine andere Lebensart anzufangen, hübſch auf meinem Vikariate zu bleiben, fleiſſig zu ſtudiren, und ſo die böſen Gerüchte nach und nach verrauchen zu laſſen; allein er predigte tauben Ohren. Theils hatte ich Selbſt keine Achtung mehr vor mir, theils

hatten mir eine falsche Eigenliebe und ein unkluger Dünkel den Kopf so verruckt, daß ich blos mir sagte, keinen, weder Vater noch Freund, hörte, und gegen alles, was man von mir sagte und dachte, verachtend und unempfindlich wurde.

So gleichgültig ich indeß gegen die Censuren meiner Feinde war, so lieb war es mir doch, wenn ich auch an ihnen Fehler entdecken konnte. Ich wußte, Zwirnlein wollte mir nicht wohl, und drückte mich durch den Pfaffen Hahn von Kirchheim. Dis war mir schon Sporn genug, die Conduite und die Proceduren desselben, womit er die Rheingrafschaft administrirte, auszuspioniren. Ich erkundigte mich bei den Bauern nach ihren Klagen, und fand so viel krumme Wege und Gänge der Zwirnleinschen Justiz, daß selbst Ich darüber erschrak.

Die kaiserlichen Commissionen werden, der Intention des Kaisers und der Reichsgerichte nach, deshalb gesetzt, damit ein Land nach bessern Grundsätzen regiert werde; allein dieser Zweck wird selten erreicht, und am wenigsten durch Herrn von Zwirnlein. Es ist ein Glück für ihn, daß die Preussische Censur mir die einzeln data gestrichen hat, sonst läse er hier Dinge, ob deren Bekanntschaft er bei den bedenklichen Krisen unsrer Zeiten stutzen müßte. Ausser vielen andern Ungerechtigkeiten der schrecklichsten Bedrückung und der Simonie nur dies.

Die Gemahlin des auf die Festung gebrachten Rheingrafen, und seine damals noch unverheurathete Tochter Luise, wie auch des Grafen Schwester, mußten allen Drang und alle Insolenzien von diesem stolzen Administrator leiden, der besonders die letztere seine schwere Hand dadurch fühlen ließ, daß er derselben oft ihr Geld vorenthielt, unter dem Vorwande: es sey nichts in der Kasse. Die gute Charlotte mußte daher oft darben, und von ihren groben Gläubigern sich schrecklich quälen lassen.

Ich war sehr eifrig, alles dies zu verbreiten und meine Glossen darüber zu machen, welche allemal zum Nachtheil des Herrn Administrators ausfielen. Ich griff auch seinen intimsten Freund, den Kammerrath Fabel zu Grehweiler an. Dieser Mensch, gelehrt bis an den Hosenknopf und stolz wie Goliath, hatte einen gewissen Schneidermeister Eckel gedrückt, und ihm Unrecht gethan. Dieser Mann war mein Gevatter; ich machte ihm also eine Schrift an die Commission, worin ich des Kammerraths Intriguen schilderte, wies sich gebührte, und dessen Ungerechtigkeiten rügte. Fabel erfuhr den Verfasser, und ward mir — spinnefeind.

Nun erhielt ich um Martini 1781 ein Schreiben von der Kommission des Inhalts: „daß Seine „Durchlauchten, der Herr Fürst von Nassau-Weil„burg, mit höchstem Unwillen vernommen habe,

„wie der Kandidat Laukhardt noch immer das Vika„riat in Obersaulheim verwalte, welches ohne groſses „Aergerniß und Skandal der christlichen Gemeinde „nicht mit angesehen werden könnte. Der Kandidat „sey als ein Mensch bekannt, der ganz und gar keine „Religion habe — der über die heiligsten Geheim„nisse der christlichen Lehre öffentlich spotte — über„dies ausschweifend lebe — dem Trunk sich ergebe — „Pasquillen auf andere schmiede, und sogar die Kan„zel zum Tummelplatz seiner skandalösen Auftritte „mache: deshalb trügen Seine Durchlauchten dem „Konsistorio auf, den bisherigen Vikarius Laukhardt „zu removiren, und ein anderes unbescholtenes Sub„jekt an die Stelle zu setzen.“

Herr von Zwirnlein hatte mir diesen Befehl des Fürsten, den er aber selbst geschmiedet und diesem Herrn zur Unterschrift vorgelegt hatte, abschriftlich zugeschickt, und mir es freigestellt, ob ich entweder freywillig, oder gezwungen durch das Konsistorium meinen Posten verlassen wollte. Ich wählte natürlich das Erste, schrieb dem Administrator, daß er einen Vikarius schicken könnte, welchen er wollte — ich ginge gern weg; denn die Freiheit über alles reden zu können, was mir mißfiele, und ein Zustand, worin ich mich vor keinen Kabalisten und Dummköpfen zu fürchten brauchte, sey mir theurer als das Predigervikariat zu Obersaulheim. Dann hielt ich

zu guter Letzt noch eine Predigt über den Vorzug des Sünders vor dem Gerechten, die ich selbst ausgearbeitet, und äusserst anzüglich zugerichtet hatte.

Auf diese Art war nun auch mein Glücksstern in unserer Grafschaft untergegangen. Sobald diese Macht des Mißgeschicks mein Vater wahrnahm, schrieb er mir einen Brief und bat mich, Seiner für jetzt zu schonen, und ihm nicht eher wieder vors Angesicht zu kommen, als bis ers erlauben würde. Ich könnte indeß nach Strasburg zu unserm Vetter d'Autel reisen, weshalb er mir auch Geld mitschicke. — Dieser Brief kränkte mich wahrlich in allem Ernste mehr als alle Neckereyen der Commission, und alle übeln Nachreden meiner Feinde; allein machte er mich auch vorsichtiger, klüger und glücklicher? — Nein! mein Schicksal verschlimmerte sich von dieser Zeit an immer mehr und mehr, und fast immer durch meine eigene Schuld, wie die Fortsetzung zeigen wird.

Ende des ersten Theils.

Gedruckt bei Fr. Wilh. Michaelis.

Bei den Verlegern dieſes Werks ſind zur Oſtermeſſe 1792 auch noch folgende Artikel herausgekommen:

Briefe eines Engländers über den gegenwärtigen Zuſtand der deutſchen Litteratur und beſonders der Philoſophie, an ſeinen Freund in Edinburg. Aus dem Engliſchen überſetzt und herausgegeben von H. v. B.

Seelenbilde des menſchlichen Herzens in Erzählungen von Miltenberg. Erſtes Bändchen. Der Naturmenſch. Mit einem Titelkupfer. (Dieſes Werkchen iſt auch einzeln unter dem Titel: Der Naturmenſch, zu haben.)

Verſuch über die Einbildungskraft. Von Johann Gebhard Ehrenreich Maaß, Profeſſor der Philoſophie zu Halle.

F. C. Laukhards,
vorzeiten Magisters der Philosophie, und jetzt Musketiers
unter dem von Thaddenschen Regiment
zu Halle.

Leben und Schicksale,

von ihm selbst beschrieben,

und zur Warnung

für Eltern und studierende Jünglinge

herausgegeben.

Ein Beitrag zur Charakteristik der Universitäten in Deutschland.

Zweiter Theil.

Halle,
bei Michaelis und Bispink.
1792.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Erstes Kapitel.

Amicus certus in re incerta cernitur.

„Weißt was neues, Herr Bruder?“ schrie ich, als ich einige Tage nach meinem Unfall in das Zimmer des Barons F... trat: „In meinem Lande ists alle: werd nimmermehr Pfaffe!“

Baron: Da ist denn auch kein groß Unglück geschehen! Kannst ja sonst was werden!

Ich: Ja, was denn? — In der Kurpfalz hab ich mich verschandlappt. —

Baron: Nun, was hast du denn angestellt? Hast doch nicht gemordet? — Und Huren, Saufen und Spektakeln wird da nicht hochgerechnet!

Ich: Sieh, ich habe mit dem Kandidaten Hundel in Korrespondenz gestanden, und hab da manchen Beitrag für sein Buch geliefert, das hernach ist konfiscirt worden. Hundel selbst hat sich müssen fkisiren, wenn er dem Galgen, oder doch ewiger Gefängnißstrafe entgehen wollte.

Baron: Hast Recht! in Kurpfalz kommst, hols der Teufel, nicht an! da mögen sie keine Leute haben, die ihnen auf den Magen sehen: würdest nicht 'n Nachtwächterdienst kriegen! —

Ich: Und in meinem Lande verfolgt mich der Administrator von Zwirnlein. —

Baron: Von Zwirnlein? — Ach, der neugebackne Edelmann! Höre Bruder, so 'n Adel, wie der, — soll nichts gelten. Unser Adel, schau, das ist 'n Adel! Vor 300 Jahren waren schon F... Domherren hier, zu Kölln, zu Worms, zu Speier und an mehr Stiftern. Einer aus unsrer Familie war Bischof zu Würzburg, und ein Andrer, Bischof zu Speier und noch ein Andrer, Abt zu Fulda. Schau, Brüderchen, das ist ein Adel *a*). Aber

---

a) Der deutsche Adel ist nirgends besser, d. i. älter, als an den Domstiftern. Es können da blos uralte Familien Eingang finden. Und die Ahnenprobe, welche bei der Aufnahme vorgenommen wird, ist so streng, daß jeder Queerbalken im Stammbaum entdeckt wird. Daher ist der Ahnenstolz der Familien in Mainz, Würzburg, Kölln, Münster, Paderborn — unaussprechlich; und ein solcher Ritter, wie Dalberg, Dienheim, Schönborn, Elz, Bibra, kurz, ein Ritter, dessen Wappen in der Domkirche befindlich ist, wird um alles in der Welt nicht misheurathen; ja er wird eine Gräfin, und selbst eine Prinzessin ausschlagen, wenn ihr Stamm nicht die erforderlichen Ahnen zählt. Das gilt sogar von den dortigen protestantischen Edelleuten, die

ſo 'ne neue Nobleſſe iſt nicht werth, daß man ſie nennt.

Ich: Du hälſt alſo nichts auf neuen Adel?

Baron: Nicht eine taube Haſelnuß. Schau an, wir ſind gute Freunde: du biſt bürgerlich, und ich bin ſtiftsmäßig. Das thut aber nichts: ich bin dir gut, und habe keine Schande von deinem Umgang. Aber wenn ich mit einem neuen Edelmann konverſiren, und Freundſchaft machen wollte: mein Seel! unſer ganzer Stiftsadel würde ſich darüber mokiren. Aber wieder auf dich zu kommen: was willſt du nun anfangen?

Ich: Das weis ich ſelbſt nicht.

Baron: Hör' Bruder! du warteſt auf die Pfarre in Franken: bleibſt aber indeß bei mir, und lachſt den Herrn von Zwirnlein und ſeinen Anhang aus: haſt mich verſtanden?

Ich: O ja: aber wie ſollte ich —

Baron: Davon ſchweige mir. Ich will keine Komplimente: bin ein ehrlicher Kerl, und meyn's hol mich der Teufel, gut mit dir! Schau, ich reiſe nächſtens nach Strasburg: du gehſt mit, und da

---

ſtiftsmäßig ſind. Es könnte ja kommen, meynen dieſe, daß einmal einer von ihren Nachkommen katholiſch würde, und dann könnte er ja nicht Domherr, Biſchof oder Kurfürſt werden!

wollen wir alle Grillen vergessen, und so lustig leben, wie die Vögel im Hanfsaamen!

Auf diese Art hatte ich also einen Freund in meinem F... gefunden, der mir Aufenthalt gab, daß ich nicht nöthig hatte, meinem Vater durch meine Gegenwart noch trübere Tage zu machen, als er würklich schon erlebte. Ich blieb indessen doch nicht beständig in Mainz; und wenn ich in dieser Stadt auch war, so blieb ich nicht immer in dem Hause des Barons. Ich hatte mehrere Bekannte: der Vater meines Schönburgs, der Assessor Schaz, ein Ingenieur Philippson, und mehr Andre gaben sich alle Mühe, mich aufzuheitern, wenn ich manchsmal — das doch nur selten geschahe — weniger leichtsinnig über meine fatale Lage nachdachte.

Während dieser Zeit erhielt ich einen Brief vom Blumernwirth Schmid zu Gundersblum, der voll Enthusiasmus war. Man habe, hieß es, gehört, daß man mir die Kanzel verboten und alle Hoffnung zu einer Versorgung genommen hätte. Das Ding habe meine Freunde in Gundersblum, namentlich den Major von Goldenberg, den Wirth Bechtel, und ihn, den Hrn. Schmid, so sehr geärgert, daß sie beschlossen hätten, sich meiner anzunehmen: ich sollte nur kommen, man würde mir schon Mittel angeben, den Schaden zu ersetzen, und meine Feinde auszulachen u. s. w.

Die Bitte, bald zu kommen, war so dringend gemacht, daß ich gleich den andern Tag von Mainz aus nach Gundersblum ging. Ich hatte nur fünf Stunden. Schmid empfing mich mit der lebhaftesten Theilnahme an meinem widrigen Schicksale und mit tausend Flüchen gegen alle, die mich meiner und seiner Meynung nach gedrückt hätten. Ich sollte sehen, sagte er, wie man sich hier meiner annehmen würde: er wisse, daß mein Vater mir beinahe sein Haus verboten, und mich gleichsam fortgejagt hätte: aber hier in Gundersblum fände ich alles, was ich wünschen könnte. Zuförderst hätte der Major dafür gesorgt, daß ich in Gundersblum bei ihm wohnen könnte, bis sich etwas für mich ergeben würde: ich fände da guten Tisch, rechten Wein und ein feines Logis. — Das Ding gefiel mir schon nicht recht: lieber wäre ich bei meinem Baron zu Mainz, als in Gundersblum geblieben. Der Major war zwar ein ehrlicher braver Mann, ohne Stolz und ohne Grobheit; aber an Jahren waren wir zu weit von einander, als daß wir hätten Vertraute werden können: und Vertraulichkeit habe ich immer gesucht, habe sie sogar oft für Freundschaft gehalten, und mich dabei gar häßlich betrogen. Dem ohngeachtet ging ich zum Major, welcher mich aufs beste bewillkommte, und von dem Herrn von Zwirnlein eben nicht mit Achtung redete.

„Sie sollen bei mir bleiben, fuhr er fort, und bei mir alles finden, was Sie verlangen: gut Essen, derb nämlich, aber wenig Gerichte: guten Wein, Gunderblumer nämlich, und das in vollem Maaße, so viel in den Bauch hinein geht, und eine gute Pfeiffe Toback. Aber da Sie das Ding wol nicht werden umsonst haben wollen, so übernehmen Sie meine Jagd, und besorgen meinen Keller, und lehren meine Mädel ein bissel Französisch und auf der Landkarte. Wollen Sie das, mein Lieber?" — Ich schlug ein, und war froh, daß ich mich an einem fremden Orte bequem aufhalten konnte, ohne meinen Wohlthätern lästig zu seyn.

Ich war also freiherrlicher Jäger, Sprachlehrer und Oberkellermeister. Letztere Stelle war freilich besser und minder beschwerlich, als erstere; doch muß ichs selbst von mir rühmen, daß ich auch dieses Aemtchen mit vieler Treue versehen habe — vielleicht blos deswegen, weil ich keine Nothwendigkeit vor mir sahe, meine Pflicht zu verletzen. Ich habe oft nachgedacht, warum ich zu einer Zeit fähig war, Lumpenstreiche auszuüben, die ich zu einer andern für keinen Preis würde gethan haben. Ich kann mir noch nicht alles erklären; aber diese Betrachtung machet mich äußerst nachgiebig gegen Andre, besonders gegen solche, welche aus Zerrüttung ihrer ökonomischen Umstände pflichtwidrig zu handeln genöthigt

werden. Schwer iſt es, wider Leidenſchaften zu predigen, und die Regeln der Vernunft da gelten zu machen, wo das Blut in Gährung iſt; aber noch ſchwerer iſt dieſes da, wo der Mangel zu ſchlechten Handlungen antreibt.

Ich ſchrieb meinem lieben Baron meine neue Station, welcher ſehr unzufrieden damit war, und mich blos unter der Bedingung da bleiben ließ, daß ich ihn wöchentlich einmal beſuchen ſollte. Mein Vater gab ſeine Einwilligung leicht, und ermahnte mich im flüchtigſten Ton von der Welt, eine ordentlichere Lebensart anzufangen. Ich denke, der gute Mann that das nur ſo zum Scheine, weil er glaubte, es ſey doch jede ernſthafte Ermahnung an mir verlohren. Wie wehe das einem Vater thun muß!

Meine Geſchäfte betrieb ich Anfangs ſehr ämſig. Ich ließ mir einen grünlichen Ueberrock machen, den ich noch in Halle getragen habe, und den der Aufwärter in D. Semlers Haus erſt vor zwei Jahren völlig aufgerieben hat: kaufte mir einen runden Hut, welchen ich mit einer goldnen Borde auszieren ließ: und in dieſem Ornate ging ich tagtäglich auf die Jagd. Die Titulaturen Vikarius und Kandidat verbat ich mir überall, indem ſie mich allemal an meine Fatalitäten erinnerten. Ich kann eben darum noch nicht begreifen, wie manche abgedankte Officire und Beamte ihre Titulaturen ſo eifrig ſuchen

aufrecht zu erhalten, da es doch sehr oft eine Art von Vorwurf für sie ist, wenn man sie noch so nennt, wie man in ihrem Dienste sie nannte.

Das Ding mit meiner Jägerey machte Aufsehen, und es fing an zu scheinen, als wenn selbst Hr. von Zwirnlein, eben die Metamorphose aus einem Kandidaten in einen Jäger nicht hätte haben wollen: denn der Sekretär Schlosser schrieb an meinen Vater: meine Lage könne immer noch verbessert werden: ich müßte nur eine Supplik eingeben, hübsch pater peccavi sagen, und hernach von neuem Gehorsam versprechen: alsdann würde alles schon gut gehen. Allein das war mir erstlich nicht gelegen, und meine übrigen Zerstreuungen verhinderten vollends alles.

Ich muß doch einiges von meinen Jägergeschichten anführen.

Wir hatten die Jagd in Gundersblum, wo ein gewisser Herr von B... wohnte *). Dieser

---

*) Ich schreibe seinen Namen nicht aus, weil er zwei Söhne hat, welche in Kriegsdiensten stehen, und sehr brave Männer sind. In jener Gegend kennt jederman den Hrn. v. B.... Er besaß ehedem mehrere Güter, und unter andern ein hübsches Dorf, Hilsheim; aber ein äusserst asotisches Leben hatte ihn in Schulden gesteckt, und um alle seine Güter gebracht. Nachher ging er herum schnurren, wie man sagt, schickte Bet-

B... hatte einen Hund, welcher vor Hunger fremde Küchen besuchte, und unter andern unsre Jagden durchstrich. Ich erfuhr das Ding, und ermahnte, oder ließ vielmehr den Herrn von B... durch den Dolgesheimer Wirth Kuchen ermahnen, seinen Marki inne zu halten: ich würde ihm sonst eine Ladung von Numer Eins aufs Gedächtniß brennen. Das soll er sich nur unterstehen, antwortete Hr. v. B..., wenn er nicht will todtgeschossen seyn, wie ein toller Hund. Kuchen gab mir von B...s Drohung Nachricht; und nun machte ich mirs ordentlich zum Geschäft, den Hund aufzuspüren, welches auch bald geschah: ich versetzte ihm also eine derbe Ladung ins Gehirn, und da lag er.

Einige Tage hernach kam ich wieder nach Dolgesheim; doch ehe ich noch ins Wirthshaus trat, kam Kuchen mir entgegen und bat mich um Gottes willen, ja nicht in die Stube zu gehen: B... sey drinnen, und habe geschworen bei seiner Ehre und bei 100000 Schock Teufeln, mir eins aufzubrennen, daß mir der Dampf sollte hinten heraus fahren. Das hat gute Wege, erwiederte ich, geb' er

---

telbriefe in der ganzen Gegend herum, und bramarbasirte doch bei jeder Gelegenheit so schrecklich und so unverschämt, als wenn sein Adel sich von Karl dem Großen herschriebe, und er im Besitz eines Fürstenthums wäre!

mir nur einen Schoppen Wein! Mit diesen Worten trat ich in die Stube, ohne auf den Edelmann zu merken, der am Ofen saß. Kuchen brachte mir den geforderten Schoppen Wein: ich trank, sah mich hernach um, und sprang wie erstaunend auf, mit der Entschuldigung: „Ei, unterthäniger Knecht, gnädiger Herr! verzeihen Sie, daß ich Sie nicht eher bemerkt habe!

B... (stumm vor sich hinsehend).

Ich: Gnädiger Herr, wie bin ich zu dem Unglück gekommen, daß Sie mich nicht einmal anzusehen würdigen?

B... (wie oben mit vielen hem hems).

Ich: Sollt' ich so unglücklich gewesen seyn, Ihre Ungnade auf mich zu laden!

B... (aufstehend und sehr prozzig.) Herr, Sie haben mir meinen Hofhund an der Kette todtgeschossen!

Ich: Gnädiger Herr! wer Ihnen das gesagt hat, ist ein Schurke! Ich Ihren Hund in Ihrem Hochadelichen Hofe todtschießen? Wie sollte ich mich so sehr vergehen können!

B... Sie hätten meinen Hund nicht todtgeschossen?

Ich: Haben Sie die Gnade, mich anzuhören. Ich habe neulich einen Hund in der Gemarkung todtgeschossen: allein da hat mein Herr die Jagd,

und ich hatte folglich das Recht, es zu thun, und würde jeden Hund todtschießen, sollte er auch dem Fürsten gehören!

B... (viel gelassener) Also, Herr, meinen Hund haben Sie in meinem Hof nicht todtgeschossen?

Ich: (kann vor Lachen beinahe nicht antworten.) Nein — Gnädiger — Herr!

B... (prozzig) Nun, so soll das heilige Kreuz-Donnerwetter dem verfluchten Kerl in den Wamst fahren, dem Hofmann! Der Kerl hat mirs so referirt; aber warte, noch heute soll er zum Teufel! (Ich wuste recht wohl, daß Hr. v. B... dem Hofmann, oder Pachter nichts zu befehlen hatte: das Gut stand unter fürstlicher Administration).

So war Herr v. B... wieder besänftigt! Er ging sogar, um alles wieder gut zu machen, noch den nämlichen Tag nach Gundersblum zum Hrn. v. Goldberg, und bat um Verzeihung, daß er aus Irrthum habe wollen seinen Jäger kalt machen. Er blieb drei Tage da, und borgte noch einige Thaler beim Abschied, welche der Major gern hergab, um sich nur den zudringlichen Großsprecher vom Halse zu schaffen.

Der Wirth Schmid mag es indessen doch nicht so gut mit mir gemeynt haben, als er sich anstellte. Denn ich war kaum vierzehn Tage in Gun-

dersblum, als er mir einem Schurkenſtreich zumuthete, den ich beinahe hätte ausführen helfen, wenn der Major, der davon erfuhr, mir ihn nicht ſehr ernſtlich abgerathen hätte. Ich ſollte nämlich den Kaiſerlichen Notarius ſpielen, und in Geſellſchaft einiger Hallunken einen guten ehrlichen Mann um zehn Faß Rheinwein betrügen helfen. Für meine Dienſte ſollte ich funfzig Gulden erhalten; hätte aber vielleicht auch, wenns herausgekommen wäre, aufs Schloß marſchiren müſſen. Der Bubenſtreich iſt hernach ohne mich doch ausgeführt worden.

Unter dieſen Hallunken befand ſich ein gewiſſer Belgrad von Frankfurt am Main. Er iſt ein getaufter Jude, und für Frankfurt das, was Brandenburger für Mainz iſt — ein Hurenſpediteur, Mäkler, Spion und noch einiges mehr. Er verſchrieb auch Recepte pro abortu, und iſt wegen ſeiner Schelmereien ſchon mehrmals in Verhaft gezogen, aber immer wieder entlaſſen worden: wahrſcheinlich, weil mehrere Herren ſeiner Dienſte bedurften. Herr Krug, Gaſtwirth im Römiſchen Kaiſer zu Frankfurt, ein vortreflicher Mann, kann von Belgraden mehr erzählen.

Zweites Kapitel.

Alte Liebe rostet nicht.

Wenn meine lieben Leser sich für Thereschen, das gutherzige Mädchen, interessirt haben, so wird es Ihnen nicht unangenehm seyn, wenn ich sie wieder aufführe.

Seit meiner theologischen Donquischotterei in der Pfalz, hatte ich Thereschen wenig gesehen, und aller vertraulicher Umgang, aller Briefwechsel hatte schon längst aufgehört. Meine Zerstreuungen waren zu groß, und meine Bekanntschaften zu ausgebreitet, als daß ein so sanfter Affekt, wie die Liebe ist, hätte in meiner Seele noch haften können. Freilich dacht ich dann und wann ans gute Kind; allein beim Andenken blieb's. Zudem scheute ich mich auch, das langst verlassene Mädchen wieder zu begrüßen: also bliebs beim Alten.

Sonst hatte ich während meines Aufenthalts in der Pfalz eine Menge Bekanntschaften mit Mädchen errichtet, wovon einige sehr traulich geworden waren. Es ist das in jenem Lande gar keine Kunst: die Mädchen sind sammt und sonders sehr aufgeräumt, und lassen ihre Suspiranten nicht lange schmachten: oft kommen sie einem schon auf der

Hälfte des Weges entgegen: oft tragen sie sich gar selbst an. Ich will von diser Behauptung keine Belege anbringen: meine schönen Landsmänninnen möchten mir sonst, wenn ich einige von ihnen namentlich nennte und ihren Kommersch beschriebe, einen Injurienprozeß an den Hals werfen, oder mir, wenn mich ja das Schicksal, wie ich doch weder glaube noch wünsche, wieder nach der Pfalz bringen sollte, die Augen auskrazzen: denn Pfälzer Mädchen haben Muth wie die Bären: das macht der Wein.

Doch wieder ins Geleis! Ich hatte eine Menge Frauenzimmer-Bekanntschaften gemacht, und wo ich hin kam, fand ich so was zum Zeitvertreib. Das waren nun freilich Liebschaften nach der Pfälzer Mode, wobei bloße Sinnlichkeit, oft bloße Langeweile ins Spiel kamen; woran aber das Herz wenig Antheil hatte. Bei dergleichen Affären bleibt man so kalt wie Eis: man lügt da was her von Liebe, von Treue, und schwört unveränderliche Anhänglichkeit; aber in einer Stunde kommt man wo sonst hin, und alles wird vergessen! Ich wenigstens kann mich nicht erinnern, daß meine Lorchen, Malchen, Carolinchen, Luischen und andre mich auch nur um eine Viertelstunde Schlaf gebracht hätten. Es galt mir wirklich sehr gleich, ob das Mädchen, mit dem ich umging, konvenabel war, oder nicht. Einmal beschäftigte ich gar eine Apothekers Tochter von

Kreuznach, welche um ein halb Jahrhundert älter war, als ich.

Es müssen noch eine Menge Liebesbriefe und Billets doux von mir in der Pfalz sich vorfinden: denn daß sie sollten vernichtet seyn, kann ich deswegen nicht glauben, weil das Pfälzer Frauenzimmer dergleichen Sächelchen gern aufhebt, um bei Gelegenheit mit Eroberungen Parade zu machen. Ich habe eine große Menge ähnliches Zeugs gehabt, wovon ich leicht eine Sammlung, so groß wie die des Cicero, hätte in sechszehn Büchern machen können.

Daß Thereschen von meiner Flatterhaftigkeit Nachricht eingezogen, und sich darüber nicht wenig gekränkt habe, hab' ich hernach von ihr selbst erfahren. Thereſe war kein Mädchen vom gewöhnlichen Schlage: sie dachte gesezt, und hatte natürliche wahre Empfindung. Schade für das herrliche Geschöpf, daß ihre Neigung gerade auf mich gefallen war! Wie glücklich hätte sie einen Würdigern machen können! — Oft nahm ich mir zwar vor, an sie zu schreiben, und um Vergebung zu bitten: aber allemal scheuchte mich der Gedanke: „Das Mädchen kann dich nicht mehr lieben" von meinem Vorhaben zurück. Ich sah sie also selten und schrieb ihr noch weniger, oder vielmehr gar nicht mehr.

Ohngefähr im November — ja, es war gerade der 1ste November 1781, denn da ist der Jahrmarkt in Flonheim — wollte ich dem Pfarrer Stuber von Flonheim meine Aufwartung machen. Ich ging dahin, und hörte, daß des katholischen Pfarrers Hochgesand Vetter, Herr Advokat Schott, der von Jugend auf mein Freund und Duzbruder gewesen war, auch da sey. Ich lief also hin, um ihn zu besuchen: aber wie erschrack ich, als ich meine Therese erblickte! Kaum konnte ich sprechen: doch endlich ward mirs wieder etwas leichter. Theresens Vater, ein vertrauter Freund des Pastors, verwieß mir ganz höflich meine wenige Aufmerksamkeit, und wunderte sich, daß ich in so langer Zeit ihn nicht besucht hätte. Ich entschuldigte mich, so gut ich konnte, versprach auf der Rückreise zu ihm zu kommen, und machte, daß ich zu meinem Stuber zurückkam: hier — konnte ich es nicht mehr ausdauern! Ein böses Gewissen ist wahrlich die heißeste Hölle!

Drei Tage brachte ich in Flonheim zu, und dann nahm ich meinen Wanderstab wieder zur Hand. Ich ging durch Thereschens Dorf; aber erst ins Wirthshaus, wo ich mir in einigen Schoppen Wein Muth eintrank: und so — schlich ich, unter großem Herzpochen, nach Theresens Wohnung. Der Alte empfing mich freundlich, und gleichsam

absichtlich ließ er mich bald darauf mit seiner Tochter allein.

Einige Minuten war unser Gespräch allgemein: dann fing das gute Mädchen bittere Klagen über mich an, und rückte mir meine Vergehungen und Versündigungen recht eindringlich vor. Ich räumte alles ein, klagte mich selbst an, und schilderte ihr meine Lage, die ich freilich selbst verschuldet, ja schon um sie allein verdient hatte, mit recht grellen Farben. Mädchen von Theresens Art sind gute Kinder! Sie ward jezt weich und fing an zu weinen: ich — weinte bald mit, erhielt Vergebung und hieß wieder lieber Junge, lieber Friz, ward geduzt und geküßt, und schwam von neuem in lauter — unverdienter Seligkeit. — Daß ich versprechen muste, Mittel und Wege aufzufinden, um unsere Verbindung bald möglich zu machen, versteht sich von selbst. Ich muste auch schwören, wenn man mir ein Mittel von der Art anzeigen würde, ohne Bedenken einzuwilligen. Ich that alles herzlich gern, und war froh, daß ich für so viele Sünden so wenig bestraft wurde!

Der Kapuziner Hermenegildus, mein Patron, war aus dem Alzeyer Kloster nach Noth-Gottes im Rheingau auf dem Provinzialkapitel versezt worden; also konnte mir dieser mit seinem Mentors-

rath nicht weiter beistehen. Aber der Pastor Neuner war noch übrig. An diesen schrieb ich einen Ellen langen lateinischen Brief, und bat um Auskunft. Seine Antwort war nicht sehr erfreulich: es hieß: daß ich in der Pfalz zu viel Feinde hätte, um auf eine Versorgung rechnen zu können. Jedoch würde mein Uebertritt zur katholischen Kirche viele meiner Feinde mit mir wieder aussöhnen. Ich besuchte also gleich den Herrn Neuner selbst, muste aber da eine scharfe Strafpredigt wegen meiner Atheisterei — so nennen diese Leute gemeiniglich alle freiere Urtheile über Religionssachen — anhören. Ich erwiederte: daß ein Protestant, als solcher, nichts anders seyn könnte, als entweder ein Freigeist, oder ein Dumkopf. Diesen Satz hatte ich aus Pater Neumeyers Buch aufgefangen. Ein Protestant, sagte ich, ist ein Christ; aber ohne Fundament. Er nimmt die Bibel als göttlich an, welche doch ohne das Zeugniß der Kirche kein Ansehen haben kann. Der heil. Augustin sage ja selbst: er würde dem Evangelium nicht glauben, wenn ihn nicht das Ansehen der Kirche dazu bestimmte c). Hierzu kam

c) Auch Hieronymus sagte: Soviel Abschriften soviel Originale! — Es muß also mit den Kriterien für die Aechtheit der Evangelien im vierten Jahrhunderte sehr mißlich ausgesehen haben. Und nun im Achtzehnten? —

men noch die großen Uneinigkeiten und Zänkereien unter den Protestanten selbst: wer solle da Recht haben? Luther oder Kalvin? Bahrdt oder Göze? Semler oder Reus? — Bei sogestalteten Sachen müsse ein gescheuter Protestant allemal ein Freigeist werden [a]). Sehn Sie, Herr Pfarrer, fuhr ich fort, den Ursprung meiner Freigeisterei? Aber im System der katholischen Kirche finde ich alle Zweifel gehoben, und eben so viel Gewißheit als in Kästners Geometrie. — Herr Neuner schien mit diesem Galimathias zufrieden zu seyn, und versprach, sich bestens zu meinem Vortheil zu verwenden.

Allein, obgleich die katholischen Pfaffen gern ihre Kirche zu mehren suchen, seys auch mit unwürdigen Mitgliedern; so muß doch diese Mehrung einem größern eignen Interesse nicht zuwider seyn: sonst setzen sie das Interesse der heiligen Kirche hintan. Und das war der Fall bei Hrn. Neuner.

---

a) Auch der gescheute Katholik: denn Damasus, Sixtus der Fünfte, Leo der Zehnte, Paulus der Dritte, und alle übrigen dictatorischen Beherrscher der kathol. Kirche waren auch Menschen, die auch nur nach Sachkenntnissen entscheiden konnten — ausser wenn sie für gut fanden, auf den ächten heiligen Geist, d. i. die Eingebungen einer geläuterten, gesunden Vernunft Verzicht zu thun, und durch den Glauben Weiß schwarz, und Schwarz weiß zu — brauen.

Hr. Neuner hatte nämlich einen gewissen Herrn im Sinne, der ihm so eine Parthie für Thereschen zu seyn schien. Diesen Menschen, den stupidesten Dummkopf und gröbsten Bengel auf Gotees Erdboden, hatte er schon von weitem vorgeschlagen, war aber abgewiesen worden. Alles das hab ich nachher erfahren. Da ich ihm indeß in dieser Rücksicht im Wege stand; so suchte er mich zu untergraben: was er dazu für Mittel gebraucht habe, will ich bald melden.

In dieser Lage ging ich meinen Baron an. Hier ist unser Gespräch, woraus man die philosophische Denkungsart dieses rechtschaffenen Nieters erkennen kann.

Baron: Ja, Bruder, das Unterbringen, so auf der Stelle, ist nun so eine Sache: ich weis dir, mein Seel'! nicht zu rathen!

Ich: Wie? Und hast Freunde von Einfluß? Deinen Oheim, den Domherrn — deinen Vater —

Baron: Ja freilich: aber im Erzstift! du weist ja, Bruder Herz, kein Protestant kann da ankommen!

Ich: Wohl! Wie aber, wenn ich katholisch würde?

Baron (erstaunt): Du — katholisch?

Ich: Warum nicht!

Baron: Weil du 'n geſcheuter Kerl biſt: weil du 'n Freigeiſt biſt: — weil du ſcheinſt Ehre im Bauch zu haben.

Ich: Iſt's denn ſo unehrlich, wenn man die Religion ändert?

Baron: Allerdings, wenns geſchieht, um Geld, Amt, oder 'n Menſch zu bekommen. Pfui! (ſpuckte aus).

Ich: Aber, Bruder, wenn man glücklich werden kann! —

Baron: Ei was! Glücklich kannſt du doch werden: brauchſt nicht gerade erſt einen Lumpenſtreich vorzunehmen. Ja wenn du bei'n Lutheranern verfolgt würdeſt, oder ſie dir deine natürliche oder bürgerliche Freiheit widerrechtlich beſchränkten, dich drückten, oder dir dein ruhiges Fortkommen unter ſich erſchwerten: da ließ ichs noch gelten; aber ſo — kann ichs unmöglich billigen. Ich bitte dich daher, ſchweig mir von den Poſſen ſtill! Und führſt du ja ſo etwas aus, ſo ſag ich dir gerade ins Geſicht: wir ſind geſchiedne Leute!

Alſo wars mit Fr... nichts. Ich ſuchte ihn zwar noch auf andre Gedanken zu bringen; aber er blieb unbeweglich. Mit ſchwerem Herzen ging ich alſo wieder nach meiner Station.

Der Paſtor Neuner, ſtatt für mich zu agiren, fing nun an, gerade entgegengeſezte Maaß-

zugen zu ergreifen. Er bemühet sich, meine Lebensart und meinen Karakter bei meinem Mädchen anzuschwärzen, und mich als einen schuftigen Kerl darzustellen. Aber da kam er schön an! Thereschens Neigung nahm dadurch nur zu. Das schlaue Mädchen merkte seine Absicht, und schlug sie mit der Erklärung nieder: daß, wenn ich ihr nicht zu Theil werden könnte, es auch kein Anderer je werden sollte, am wenigsten der von ihm vorgeschlagene Mensch. Bei Thereſens Vater fanden seine Beschreibungen schon mehr Eingang; aber doch ließ sich der Alte nicht bewegen, seine Tochter zu etwas zu zwingen: zum guten Glück war der angetragene Herr auch ihm unausstehlich.

Meister Meuner verzweifelte schon an dem Fortgang seines Geschäfts, besonders da er erfuhr, daß ich den Herrn Amtmann öfters besuchte, und er mich jedesmal freundlich aufnähme. Lange verbarg man mir Meuners Ränke, bis endlich Thereschen mir rieth: mich vor dem Pfaffen in Acht zu nehmen: so und so spräche er von mir, und das und das wäre seine Absicht. — Ich ward grimmig böse über den Grobian, und schrieb ihm gleich einen Brief voll Gift und Galle, worin ich ihm die derbsten Titel beilegte. Dies würkte beim Pfaffen: er begab sich sogleich zu meinem Vater, und verrieth den ganzen Handel. Dieser wurde nur noch mehr gegen

mich aufgebracht, und schickte mir ein lateinisches Billet, worin er mir befahl, sogleich zu ihm zu kommen, um ihm Rechenschaft über eine Sache abzulegen, welche er wegen der Größe der Bosheit nicht glauben könnte.

Ich erschrack freilich sehr über dies Zettelchen, und konnte mich durchaus nicht entschließen, der Einladung meines Vaters, den ich schon seit einigen Monaten nicht gesehen hatte, Gehör zu geben. Ich antwortete also kurz: mir wäre nicht recht wohl; sobald mir aber besser seyn würde, käme ich gewiß.

In der Beklemniß meiner Seele lief ich zu Thereschen; aber auch da war ein großer Brief von meinem Vater. Ich konnte das Ding nicht aushalten. Der alte Amtmann gab mir harte, sehr harte Reden: Thereschen schwam in Thränen, und ich stand da, wie vom Blitz gelähmt und sprachlos.

Endlich lief ich fort, und ging zum Schulzen, wo ich meine Grillen im Wein zu tödten suchte. Gegen Abend fuhr ich ab, und traf mein Mädchen noch einmal auf meinem Wege, eine halbe Stunde von ihrem Dorfe. Wir sprachen wenig, und weinten desto mehr. Therese versprach mir, auf keinen Fall in Pastor Neuners Vorschlag einzuwilligen, und mir treu zu bleiben. Das edle Mädchen hat auch Wort gehalten: Mosjeh Firlefanz bekam den Abschied; und vor fünf Jahren, als ich in der Pfalz

wer, war Thereschen noch ledig. Ich weis, daß mehrere um sie geworben haben, weis aber auch, daß sie jeden Antrag dieser Art verbethen hat. Ich bin nicht stolz genug, dies ihr standhaftes Betragen ihrer Liebe gegen mich zuzuschreiben: aber etwas muß doch mein Andenken dabei bewirkt haben. Und so bedaure ich diese Edle, Verlaßne jezt um so mehr, je abscheulicher ich mir bei dieser ganzen Geschichte selbst erscheine. Doch genug von einer Materie, an welche ich ohne den innigsten Schmerz nie denken kann. Die Reue geht wahrlich Schritt für Schritt hinten drein, wenn wir im vollen Galop dumme Streiche gemacht haben; nur Schade, daß es meist zu spät ist, sie zu verbessern, wenn wir sie recht erkennen! —

Drittes Kapitel.

Eine Reise à la Don Quixote.

Der Baron F.... ward noch endlich mein Trost in dieser meiner Verlegenheit, welche mir Zentner schwer auf dem Herzen lag. Gedrängt von innen und außen besuchte ich ihn neuerdings, und erzählte ihm alles, was mir begegnet war, und was

ich noch weiter befürchtete. Der Baron schien anfänglich gerührt, legte aber die ganze Sache bald auf die leichte Achsel, nahm mich mit in Dillmanns Garten, und wuste da so viel Schnurren und Schwänken anzugeben, daß ich beim Wein — Vater und Thereschen und Verlegenheit und alle Welt vergaß, und so selig ward, als irgend ein Rathsherr in Abdera je seyn könnte. So ging das Leben einige Tage fort. Darauf gab mir Herr von F... zu verstehen, daß ich ihn bald nach Strasburg begleiten sollte, und daß wir da hoch leben würden. Das Ding gefiel mir: ich sagte sogleich ja, und nahm meinen Rückweg nach Sandersblum.

Einige Tage hernach erschien mein Herr von F... und forderte, daß ich sogleich einpacken sollte: es ginge vorwärts. Herr von Goldenberg sah es freilich nicht gern, daß ich ihn, seine Jagden und und seinen Keller verlassen wollte; aber er muste es schon geschehen lassen, und sich damit trösten, daß ich bald würde zurück kommen. Ich hatte dies auch ernstlich im Sinne: denn damals ging eben der Prozeß der Grafen von Leiningen mit dem Fürsten dieses Namens zu Ende: die Linanges d'Italie, wie man sie spottweise nannte, hatten endlich nach vieler Noth und Mühe ihre Ansprüche auf die Grafschaften Sandersblum und Heidesheim geltend gemacht. Auch hatte schon zu meiner Zeit Joseph II. in der

Sache gesprochen, und die Herren Grafen in den Besitz ihrer Länder setzen wollen; allein Se. Durchlaucht, der Fürst von Leiningen-Dachsburg, waren ein intimer Freund von Sr. Durchlaucht, dem Herrn Kurfürsten von der Pfalz, und wegen dieser Freundschaft wurde die Uebergabe der Grafschaften lange verschoben. Sie ging erst nach meinem Abzug aus jenen Gegenden vor sich.

Nun war mein Vetter Laukhard, bisheriger Sekretär der Frau Gräfin von Wartensleben in Mainz, mit den prätendirenden Grafen bekannt geworden, und diese hatten ihm die erste beste Stelle zugesagt, wenn sie erst würden in den Besitz ihrer Grafschaften gekommen seyn. Die Herren haben auch Wort gehalten, und mein Vetter ist jezt ihr Hofrath, hat auch durch ihre Vermittelung ein Mädchen weggekapert mit 24000 Gulden Rheinisch. Ich gönne es ihm s)! Da war es denn eben so dumm nicht, darauf zu rechnen, daß ich durch seine Hülfe einmal im Leiningischen mein

s) Es ist freilich keine Ehre, nach Geld zu freien. Dies geschieht aber nirgend so stark, als in der Pfalz. Geld macht da des Mädchens Hauptverdienst aus; und kein Geld haben, und eine alte Jungfer werden müssen, ist beinahe einerlei. Schönheit, Sitten, Geschicklichkeit kommen da wenig in Anschlag. Und daraus erwachsen denn mit der Zeit — Hörner.

Glück machen würde. Freilich, so lange die Ländchen unter dem Herrn Fürsten von Leiningen blieben, war daran nicht zu denken. Der Superintendent zu Dürkheim an der Hard, Herr Klevesahl, ein armer Sänder in allem, was Wissenschaft heißt, welcher auf den Herrn D. Bahrdt gefolget war, und gegen diesen in mancher Rücksicht abscheulich abstach, war ein Patron des im ersten Bande dieser Biographie beschriebenen Magisters Weitmaul, und folglich mein abgesagter Feind. Herr Hofrath Rühl hatte zwar, nach der Bahrdtischen Katastrophe, auch an mich geschrieben, und mich ersucht, in Heidesheim eine Lehrstelle anzunehmen. Allein das ganze Lustschloß stürzte bald vollends ein, und aus meiner Lehrstelle wurde nichts. Meine Hoffnung war also nur noch auf die Grafen von Leiningen gerichtet.

Ich reisete indeß mit F... über Neustadt, Landau und Hagenau nach Strasburg. Gleich über Neustadt geht das französische Gebiet an. Ich halte mich mit Reisebeschreibungen nicht gern auf, und will also auch die treflichste aller schönen Gegenden, welche man dort Landes antrift, nicht beschreiben. Ludwig XIV. war kein Narr, daß er den Elsaß wegnahm! — Ich war schon mehrmals in diesen Gegenden gewesen, hatte die Stadt Strasburg mehrmals gesehen; aber so innig vergnügt

hatt' ich dort noch nie gelebt, als damals in der Gesellschaft des Barons von F....

In Landau verließ mich eines Abends beim Schlafengehen der Baron, und gestand mir den folgenden Morgen, er habe in der Beschließerin Kammer die Nacht zugebracht. Auf der Rückreise kampirte gar die Beschließerin im Bette des Barons in demselben Zimmer, worin auch ich, obschon in einem andern Bette, lag. Das nimmt man bei den Franzosen — und die Landauer fangen schon an, nach Franzosen Art zu thun — nicht übel.

In Strasburg nahmen wir unser Quartier im Gasthofe, dem **Tiefen Keller**. Ich habe schon gesagt *f*), daß meine Mutter eine Enkelin des ehemaligen berühmten Strasburgischen Juristen, **Johann Schilters**, gewesen sey. Dieser Mann hatte sich nicht nur um die Wissenschaften überhaupt, sondern auch ins besondere um die Stadt Strasburg so verdient gemacht, daß sein Andenken daselbst hochgehalten wird. Eben diese Renommee meines Urgroßvaters hat mir in mehrere vornehme Gesellschaften den Weg gebahnt. Meiner Mutter Vater, d'Autel, hatte noch Brüder in Strasburg gehabt, deren Kinder und Verwandte recht vetterlich mit mir

f) Theil I. S. 7.

umgingen; aber dem Baron F.... gefiel diese Wirthschaft nicht. Die Philisterei, sagte er, ist mein Tod: laß das verdammte Philisterzeug gehen; hast ja sonst Bekanntschaft! Ich muste ihm nachgeben und durfte nur höchst selten meine Verwandte besuchen.

Der im ersten Bande genannte Hofprediger, Herrenschneider, der jezt in Strasburg an der Jakobskirche bestellet war, begegnete mir einmal auf der Straße, als ich in Begleitung des Barons und eines Herrn von Gymnich herum ging. Er schaute mir derb ins Gesicht, und als ich einige Schritte fort war, stand er still und sah sich um. Gymnich, dem dies auffiel, ging trotzig auf ihn zu und fragte: was er wolle? — Ich meyne da einen Herrn zu kennen, der bei Ihnen ist. — So? welchen denn? — da den im braunen Rock! — Ich ging nun auch hinzu, und siehe da, es war der Herr Herrenschneider, der mich höflich bat, ihn in seiner Behausung zu besuchen, und hinzufügte: daß er an der Uneinigkeit, worin er mit meinem Vater gelebt hätte, aus christlicher Liebe nicht mehr dächte. Ich wollte etwas erwidern; aber Baron F.... kam mir zuvor. Herr Pastor, sagte er, Laukhard soll Sie nicht besuchen: wir sind nicht gekommen, unsre Sünden in Strasburg zu beichten. Adieu, Herr Pastor! Mit diesen Worten ließen wir den Pfaffen

ſtehen, der gewiß das ſtrasburgiſche Anathema über uns wird geſprochen haben.

Unſre Geſellſchaften waren meiſtens franzöſiſche Officire, wodurch uns Herr von Gymnich bekannt machte. Dieſer Herr von Gymnich iſt ein gebohrner Mainzer, ein Anverwandter des jetzigen Mainziſchen Kommendanten gleiches Namens, ein biederer rechtſchaffener junger Mann; aber voll Leichtſinn, und franzöſiſcher Flatterhaftigkeit. Er ſtand damals als Lieutenant bei einem Infanterieregimente in Strasburg, Royal Conflant. Die franzöſiſchen Offiziere zeichnen ſich in allen Stücken ſehr vortheilhafte aus. Ich habe einige kennen gelernt, welche es in den Wiſſenſchaften weit gebracht hatten: Mathematik, Geſchichte, Erdbeſchreibung, und Zeichenkunſt ſind die gewöhnlichen Kentniſſe eines jeden franzöſiſchen Officiers; ja viele ſind gar Meiſter in einigen dieſer Kenntniſſe. Der Graf Maſſineau in Strasburg iſt Verfaſſer einer Schrift über die Minirkunſt, welche ihres gleichen ſucht: die größten Kenner der Kriegswiſſenſchaften geben ihm dieſes Zeugniß. Jeder Officier hat ſeine Bibliothek, worin man freilich viel leichte Waare, aber doch auch die Werke eines Moliere, Racine, Montesquieu, Voltaire, Rouſſeau, Boileau, la Fontaine, Helvetius und andrer großer Männer antrift: und dieſe Bücher ſtehen nicht blos auf dem Pulte: ſie werden

auch geleſen: die ſchönſten Stellen wiſſen die Herren auswendig, und wiſſen ſie recht geſchickt anzubringen. Ich habe mich oft gefreut, wie ganz junge Offiziere von 15 bis 16 Jahren die herrlichſten Stellen aus Voltärs, Ruſſos, oder andrer Autoren Schriften, ohne alle Pedanterie, in ihren Unterredungen einzuſchalten wuſten. Daran aber iſt die edele Erziehung Schuld, welche man in Frankreich dem jungen, zum Militärſtande beſtimmten Adel zu geben ſucht.

Die Lebensart dieſer Herren iſt äußerſt fein, und ihre Sitten ſo einnehmend, ſo gefällig, daß ich mich gar nicht wundre, daß ein franzöſiſcher Fähndrich einen deutſchen Grafen beim Frauenzimmer ausſticht, wie ſichs oft zugetragen hat. Dieſe Leute haben keinen Ahnenſtolz, und bilden ſich auf ihren Adel ganz und gar nichts ein. Ich bin von vielen, die ich gekannt habe, recht freundſchaftlich behandelt worden. Grobheit und Unhöflichkeit iſt da weit weg.

Die Ehre eines franzöſiſchen Officiers beſteht einzig und allein in der genauen Erfüllung ſeiner Pflichten, gerade wie ehemals in Athen und in Rom, wo nur der Ehre genoß, der ſeiner Pflicht aufs genauſte entſprach. Den Dienſt verſäumen, wider ſeine Schuldigkeit fehlen, heißt in Frankreich ſich proſtituiren. Man ſprach damals von einem

Kapitän, welcher seinem Obersten widersprochen hatte, und deswegen auf vier Monate auf die Citadelle gekommen war. Niemand entschuldigte den Kapitain; und als ich einige Anmerkungen zu seiner Vertheidigung vorbrachte, antwortete mir ein funfzehnjähriger Officier: ich verstände die Sache nicht: was wider die Subordination wäre, wäre eben dadurch malhonnete. Ein Officier, welcher sich den geringsten unredlichen Streich zu Schulden kommen läst, wird kassirt: man kann ihn auch nicht in Diensten lassen: denn alle andre Officire würden sich gegen ihn verschwören, und er würde genöthigt werden, bei Nacht und Nebel abzufahren. Zu dergleichen unredlichen Streichen gehört das manquer de parole: daher gilt auch das Wort eines französischen Officiers mehr als Priesterwort und deutsche Cavalierparole. Niemals hat ein Officier einem Soldaten, oder Rekruten etwas versprochen, das er hernach nicht gehalten hätte.

Das ist wahres rühmliches point d'honneur, womit sich aber auch viel falsches point d'honneur vereinigt. Dahin gehören die häufigen Balgereien, die sich sehr oft mit einem gewaltsamen Tode endigten. Ein hiziges beleidigendes Wort, ein Vous avez menti (Sie haben gelogen) ist hinlänglich, einen Duel anzuzetteln. Daher gehen diese Herren auch auf die höflichste Art mit einander um, und be-

handeln sich, als hätten sie alle die höchste Achtung gegen alle. Das Duzen ist unter ihnen nicht gebräuchlich: es scheint auch gegen das Genie der französischen Sprache zu seyn: und Raillerie muß sehr fein getrieben werden, wenn sie Statt haben soll. Neckereien und Aufziehereien, oder gar grobe Worte, würden augenblicklich Händel erregen; deswegen werden sie gar nicht gehört.

Von Statur sind diese Herren alle gut gebildet: kleine unansehnliche Leute findet man unter ihnen nicht.

Die Religion der französischen Officire ist — Freigeisterei und zwar voltarische. In ihren Zirkeln wird derb über alles gespötteln, was beim Pöbel und bei Pfaffenfreunden für heilig gilt. Sie hören indeß doch Messe, wenn sie katholisch sind g). Die Protestanten besuchen gar keine Kirche. Ich fragte einmal einen katholischen Officier: warum er

g) Die jesuitische Intoleranz, welche in den lezten Jahren Ludwigs XIII. und XIV. und unter der ganzen schwachköpfigen Regierung Ludwigs XV. Frankreich geplagt hat, konnte sich niemals über die Armee erstrecken. Da hat zu allenzeiten Religionsfreiheit statt gehabt; und viele Protestanten haben da ansehnliche Posten bekleidet. Ganz anders wars in Spanien, Portugal und Sardinien, wie auch auch sonst in Oesterreich und noch jezt in — Baiern.

ich die Messe ginge, da er doch den Stifter der christlichen Religion für einen Bastart hielte? Das ist so Mode, erwiederte er, und die Mode muß man mit machen! —

Meine Leser mögen mir diese Digression nicht übel nehmen: ich war sie den Herren schuldig, welche mich damals in Strasburg so herrlich behandelt haben. Daß heut zu Tage einiges anders ist, weiß ich: aber an wem liegt die Schuld?

Quidquid delirant Reges, plectuntur Achivi!

Die Koffehäuser waren die Oerter, wo wir gewöhnlich hingingen, uns zu zerstreuen. Wir spielten Billard, tranken früh Ratafia und Nachmittags Wein und Kosse. Das Tabackrauchen ist dort nicht sehr gewöhnlich; und wenn ich länger in Strasburg geblieben wäre, — meine Pfeiffe hätte den Abschied bekommen. Abends sezten wir uns in irgend eine Kneipe, wo es lustig herging: da wurde gesoffen, getanzt und um zwölf oder ein Uhr nach Hause gegangen. Aus diesem Geständniß sehen meine Leser, daß ich mich damals um kein Haar gebessert hatte, und auch noch nicht auf dem Wege war, es zu thun.

Viertes Kapitel.

Strasburger Universität, Pfafferei, Kontroverspredigten und andere Raritäten.

Strasburg hat vor Zeiten in allen Fächern große Männer gehabt. Die Litteraturgeschichte nennt uns die Namen derer, welche in den ältern Zeiten den Wissenschaften dort Ehre und Wachsthum verschaft haben. Aber leider hat sich heut zu Tage dieser Ruhm nur in der einzigen medicinischen Facultät noch erhalten: denn wer kennt die Namen eines Spielmanns und Lobsteins nicht? In der Theologie, in der Juristerei und Philosophie sieht es gräulich aus. Die Ursachen dieses Uebelstandes sind nicht schwer zu entdecken. Die Lehrstellen werden hier noch weit ärger besezt, als in Giessen oder Heidelberg. Da jsts doch nur hergebracht, daß man blos Landeskinder zu Professoren befördert; in Strasburg aber ist das gesezlich. Alle Lehrer dieser theuren Universität sind folglich, lauter Strasburger Grüzköpfe, vorzüglich bei den Protestanten.

Zu meiner Zeit waren Lorenz und Beykert die Matadors in der Theologie: zwei erzunwissende Phantasten und äußerst intolerante Köpfe. Man lese folgendes! Ein halb heller Prediger, Stober,

trug einst den erzkezerischen Satz auf der Kanzel vor: „daß das Gute, was man bei den Heiden fände, auch von dem heiligen Geiste herkäme und eine Wirkung der göttlichen Gnade wäre.“ Diese kezerische Aeußerung machte großes Aufsehen und Lorenz wollte durchaus, daß Stober abgesezt werden sollte. Dieser konnte sich nicht anders retten, als daß er auf der Kanzel widerrief, und den schönen Tod des Sokrates und des Leonidas, die Tugend des Cato und den Edelmuth des Fabricius für lauter Veranstaltungen des leidigen Beelzebubs ausgab! Seit jener Zeit ist Stober behutsamer geworden und hat die symbolischen Bücher besser studirt.

Lorenz predigt auch stark gegen die hohen Hauben, Federn und Hüte der Frauenzimmer, wie auch wider die Schlittenfahrten und Bälle. Alle diese Dinge und noch mehr andere, legte er aus als gräuliche Verführungen des Satanas und als Zeichen des jüngsten Tages. Alle Sonntage fährt er auf dergleichen Sachen los, und verkündigt allen, die da tanzen oder Schlitten fahren, die ewige Verdammniß.

Beukert ist nicht um ein Haar besser. Er predigt rosenkreuzerisch und schimpft mit unter auf die Pariser Moden.

Die Universität selbst ist in den kläglichsten Umständen. Juristen sind beinahe gar keine da und

nur wenig Theologen. Diese sind lauter Schanzer, welche sich mit Informiren durchhelfen müssen [h]). Diese theologischen Studenten sind das non plus ultra aller Schmutzerei. Sie sitzen Mittags und Abends in den Schmudelbuden oder Garküchen, verzehren da für einige Sous Gemüse und Fleisch, und sind gekleidet, wie weiland Donkischots Schildknappe.

Hier werden manche Leser stutzen und fragen: wie es möglich sey, daß in einer Stadt, wo so viel guter Ton, so viel Galanterie herrscht, die Studenten doch so ein schmutziges Leben führen? — Aber Geduld! ich werde das Räthsel lösen. Der gute Ton in Strasburg findet sich blos bei Katholiken und solchen Lutheranern, die eigentlich zur Bürgerschaft nicht gehören. Alle andern hängen an der alten Mode, wovon sie nicht abweichen, aus Furcht, alle ihre Privilegien zu verlieren, sobald sie sich nach französischer Sitte gewöhnen würden. Daher spricht auch ein Strasburger Philister selten französisch, wenn er es auch noch so gut sprechen kann, und die Bürgermädchen tragen noch ihre geflochtenen Zöpfe

---

h) Schanzen heißt auf gut Strasburgisch: Kinder informiren; daher Schanzer ein Informator. Sonst bedeutet schanzen in der Pfälzer Sprache — Frohndienste zur Strafe thun. — Sehr bedeutend für die armen Pädagogen!

wie vor zweihundert Jahren. Unsere Wirthstochter war ein artiges Ding; aber die verfluchten neun und neunzig Zöpfe auf dem Kopf verstellten sie ganz. Ich sprach davon mit der Mutter und rieth ihr, ihrer Tochter einen andern Kopfputz anzuschaffen. Ach, behüte Gott! antwortete die Alte, ich sollte meine Tochter zur Hure machen? — Man denke an die Logik der Strasburger Philister!

Der Student, welcher als Schanzer bei einem Philister von der Art steht, muß sich aufs niedrigste behandeln lassen. Er muß seinen Prinzipal, den Herrn Fleischer, Schuster, Schornsteinfeger u. s. w. allemal auf einen hohen Fuß behandeln. Daß er einen solchen Kloz nie anders anreden dürfe als: „Um Vergebung, mein Herr, wenn es Ihnen gefällig wäre, mir die restirenden zwei Sols auszuzahlen!“ — das, sage ich, versteht sich von selbst, wenn man die Herren Philister solcher Städte überhaupt nur ein wenig näher kennt. Daß aber der Strasburger Philister seinen Schanzer par Extrakt, ihm ganz unten am Tische seinen Plaz anweist, und sein philistrisches Uebergewicht bei jeder Gelegenheit fühlbar macht, das ist abscheulich und nicht bei allen Philistern anderer Oerter so. Wehe aber allemal dem Studenten, der der Gnade der Philister leben soll!

Auf diese Art müssen die theologischen Studenten in Strasburg kleinmüthig und niederträchtig werden. Ich wiederhole: die Beneficiar-Studirereien taugen überhaupt wenig; und wenns auch Exempel giebt, daß der eine oder andere Beneficiat ein großer Mann geworden ist; so sind doch gegen Ein solches Exempel allemal zehn andere vorhanden, welche beweisen, daß nichts eher niederträchtig und schlecht und weggeworfen macht, als eben Beneficien. Der verstorbene Herr von La Roche, Vater des jezt noch in Berlin lebenden Majors dieses Namens, sagte einmal in einer Gesellschaft, wo ich zugegen war, beim Anblick eines Kandidaten: „der hat gewiß in Strasburg studirt; ich sehs an den Komplimenten: denn gerade solche tiefe, demüthige Bücklinge fordern die Strasburger Philister.“

Mediciniſche Studenten giebt es dort auch wenig; aber desto mehr Barbiergesellen. Im Jahr 1780, wenn ich nicht irre, war ein großer Krieg in Strasburg zwischen den Medicinern und Barbierern; allein leztere siegten wegen ihrer Menge. Lobstein versagte hierauf den Balbierern seine Kollegien, auch Spielmann und andere: allein der hochweise Magistrat zwang sie, nach wie vor den Bartphilosophen aufzuwarten. Ich habe auch bei damaliger Gelegenheit ein Pasquill gelesen: der gebrandmarkte Bartkrazer, betitelt. Sonst

muß man gestehen, daß für die Chirurgie, Anatomie und Hebammenkunst ganz vortrefliche Anstalten in Strasburg getroffen sind.

Schlägereien fallen unter den Strasburger Studenten gewöhnlich nicht vor. Solche Sachen überlassen sie sehr klüglich dem Militär. Ueberhaupt spielt der dortige Student keine Rolle: er wird von allem, was ihn umgiebt, überglänzt, so daß man ihn gar nicht bemerkt.

Es ist in Strasburg gewöhnlich, oder vielmehr es ist erforderlich, daß der Student, wie auch der daselbst lernende Barbiergeselle, sich einen Beichtvater halte, und zu gesetzten Zeiten zum Nachtmahl gehe. Wer das nicht thut, wird zum Rector gefordert, und wenn er dann noch nicht hingehet, wird er exkludirt, d. i. es wird ihm verboten, ferner Kollegia auf der Lutherischen Universität zu hören. Relegiren oder Stadtverweisen kann die Universität niemanden: das gehört für die andere Obrigkeit.

So sieht die Universität aus! Indessen giebt es doch in Strasburg manche gelehrte Männer, unter denen auch damals Einer Lutherischer Professor war. Er heißt Schweighäuser, und ist ein recht guter Philolog. Herr Brunk, hernach Herr von Brunk, und jezt wieder Herr Brunk, ist als ein großer Kenner antiquarischer Ueberbleibsel und als

ein mächtiger Kritikus, besonders im Griechischen bekannt. Seine Verdienste um den Sophokles und andere Alten, sind unsterblich.

Zu den Zeiten der Jesuiten hatten diese Herren das ganze katholische Studium in Strasburg unter sich. Da mags denn auch hergegangen seyn, wie an allen Orten, wo die Jesuiten den Meister gespielt haben. Zu meiner Zeit hatte der Cardinal von Rohan eine Art von Seminarium für Theologen angelegt. Die übrigen katholischen Schulen waren unter den Händen der Piaristen. Jetzo mags freilich besser seyn, da Herr Eulogius Schneider und Herr Dorsch in Strasburg auf der katholischen Universität — die freilich keine autoritatem imperatoriam hat, als gar helle Köpfe hervorstechen.

Zu den Zeiten der Jesuiten war alle Sonntage, Nachmittags eine Kontroverspredigt in der Domkirche, oder dem sogenannten Münster. An diesen Predigten nahm der Pöbel den wärmsten Antheil und jubelte oft laut auf! Sie wurden von zwei Jesuiten geführt, davon einer, der die römische Kirchenlehre in Schutz nahm, auf der Kanzel; der andere aber, der den Sachwalter der Protestanten spielte, unten stand. Da wurde nun geschimpft und gespektakelt, daß der Pöbel in einem fort lachte, und die armen Protestanten immer den Kürzern zogen. Nach dem

Fall der Jesuiten trieben andere Geistliche dies jesuitische Farcenhandwerk, aber seltener und ohne den Opponenten, obgleich immer noch nach einem Avis ans Publikum in der Zeitung. Jezt wirds freilich ganz eingestellt seyn.

Nun auch ein Wort von den Strasburger Galanterien! Privilegirte Bordelle giebt es da nicht, aber doch heißt die Zahl der Häuser Legion, worin man seiner Sinnlichkeit ein Opfer bringen kann. Einige sind sehr bekannt. Der Lieutenant Gymnich kam eines Morgens zu uns, und fragte, ob wir Nachmittags mit ins gelbe Kreuz wollten? Wir versprachens und ich stellte mir vor, das gelbe Kreuz sey ein Ort, wie andere, die wir bisher besucht hatten, ein Gasthof oder ein Kaffechaus.

Gymnich kam des Nachmittags, uns abzuholen; und da Herr von F... noch Briefe zu schreiben hatte, so ging ich allein mit. Wir kamen in ein ziemlich artiges Haus vor dem Thor, wo eine alte Madam uns in einem Salon ganz artig empfing. Gymnich forderte eine Bouteille Wein und ging, nachdem er ein Glas davon getrunken hatte, zur Thür hinaus. Ich wartete über eine halbe Stunde auf seine Zurückkunft, und war schon mit meiner Flasche am Ende, aber mein Gymnich kam nicht. Ich fragte, was der Wein kostete? Sechzehn Sols, war die Antwort. Das befremdete mich gar sehr,

da es Wein war, der an andern Orten kaum sechs Sols kostete. Ich bezahlte indeß. Jezt begegnete mir der Baron von F.... Wo willst du hin? fragte er. Fort! sagte ich. Gymnich hat mich sitzen lassen und ist davon gegangen: weiß nicht, weshalb ers gethan hat! Das laß du gut seyn, antwortete er und zog mich zurück. Er forderte Wein. Ich stellte ihm vor, daß der hier nicht tauge und obendrein weit theurer sey als anderwärts; aber er ließ sichs nicht anfechten. Nun kam Gymnich und brachte drei Frauenzimmer mit, die er uns mit den Worten vorstellte: Voilà Messrs. les demoiselles de la maison! Ich stand auf und machte meinen Lorenz, worüber die Mädchen beinahe überlaut gelacht hätten. Sie sezten sich und waren so sittsam, daß ich gar nicht muthmaßte, wer sie eigentlich waren. Endlich redete Gymnich sie und mich in solchen Ausdrücken an, daß ich jezt begrif, was für ein Tölpel ich gewesen war, der anfanglich nichts gemerkt hatte. Aber wer hätte hier auch an ein solches Kreuzerfindungsfest denken sollen! Alles so vornehm, so sittsam! Ich holte indessen meine Zotologie hervor und benutzte sie so schön, daß die Frauenzimmer mir nicht ungeneigt zu werden schienen.

Gegen Abend wurde dieses lüsterne Haus ganz frequent. Personen aller Art versammelten sich in Menge, und das asotische Leben dauerte so fort

bis gegen Tag, wo wir uns denn auch weg begaben. Die Policei läßt allerdings dann und wann visitiren; aber diese Visitationen gehen nicht weiter als die zu Frankfurt am Main *).

Ausser den unzüchtigen Dirnen, welche zu Strasburg in berüchtigten Häusern leben, läuft noch eine Menge des Abends auf den Straßen herum, vor welchen man sich aber in Acht nehmen muß. Einmal sind sie meist alle über und über venerisch, und dann haben sie die schöne Gewohnheit, die Ficken ihrer Galans zu visitiren und mit dem, was sie finden, fortzulaufen. Ueberdies läuft man auch noch Gefahr, von der Patrouille, oder sonst einer Polizeiwache ertappt und eingesteckt zu werden.

Die Sprache der Strasburger ist deutsch, aber das jämmerlichste Deutsch, das man hören kann, in der allergröbsten, widerlichsten, abscheulichsten Aussprache. Hoscht, Bescht, Madeli, Bubeli, u. s. w. ist Strasburger Dialekt. Auch Vornehme sprechen so, und der Pfaffe auf der Kanzel spricht vum Herr Jeises Kreschtes. Die Sprache ist hier noch zehnmal gröber als in der Pfalz. Sehr viel Französisch wird indeß da auch geredet, besonders beim Militär. Das sonstige Strasburger

*) Siehe Th. I. S. 64.

Französische taugt eben nicht viel, und der Accent ist vollends gar nichts nütze.

Fünftes Kapitel.

Der Himmel wird etwas heiterer.

Ich hatte beinahe fünf Wochen in Strasburg zugebracht, als ich einen Brief von meinem Vater erhielt, dem ein anderer vom Pirmasenſischen Regierungsrath Stauch beigelegt war. Herr Stauch meldete mir, daß er mich seinem Herrn, dem Landgrafen, von neuem mit Erfolg empfohlen hätte; und obgleich die üblen Gerüchte über mich einen nachtheiligen Eindruck gemacht hätten, so sollte ich doch nur getrost seyn: die Darmstädter Herren würden mir nicht schaden können. Ich freute mich, daß ich noch Freunde auch unter solchen fand, die mir helfen konnten; denn andere hatte ich mehr als zuviel. — Mein Vater schrieb mir, ich sollte bald zu ihm kommen, das Vergangene sollte vergessen werden, wir wollten wieder gute Freunde seyn, er hätte ein Mittel aufgefunden, mich auf den Weg des Glücks zurück zu bringen. — Der Brief meines Vaters war über die Maßen sanft abgefaßt. Nicht

einen einzigen Vorwurf, auch nicht eine harte Redensart enthielt er. Zugleich hatte er sechs Karolins beigelegt und ließ den Herrn von F... bitten, ja mit nach Wendelsheim zu kommen, wo er sich seiner Schuld gegen ihn entledigen wolle.

Ich kannte F... zu gut, als daß ich ihm diese Aeusserung hätte hinterbringen dürfen; sonst würde er mich gewiß nicht nach Wendelsheim begleitet haben. Ich sagte ihm daher weiter nichts als: ich müßte fort; zeigte ihm Hrn. Stauchs Brief und bat ihn, mich reisen zu lassen. Warum denn nicht! war die Antwort. Ich bin ja bloß darum hergereist, um dich aufzuheitern! da nun dein Stern wieder zu leuchten anfängt, so bin ichs herzlich gern zufrieden, daß du zurück kehrst, und ich begleite dich mit Vergnügen.

Es fand sich, daß wir im tiefen Keller für fünf Wochen 139 Gulden bezahlen mußten. F... bezahlte sie, ohne daß ichs wußte; und hätte ichs auch gewußt, so würde ich doch meinen Theil nicht haben zahlen können. Ich hatte ja mit meines Vaters Karolins höchstens nur 80 Gulden, und dann war eine Reise zu machen, welche auch viel kostete. Ich trug also F... an, wenn er mit etwa 40 Gulden zufrieden seyn wollte, so könnte ich die wohl entbehren; nachher würde ich schon für seine fernere Befriedigung sorgen. Aber da kam ich schön an!

„Denkst du, dummer Kerl, daß F... so ein Flegel ist, und dich zu einer Reise beschwazt und am Ende dich bezahlen läßt? Meinst du, daß F.... nicht so 'n Bettel für Kleinigkeit hält? Rede mir kein Wort weiter, oder hol mich der Teufel! wir erzürnen uns." — Ich bin überhaupt dem edlen Baron F... viel schuldig: werd's aber freilich in diesem Leben wol nicht bezahlen können: anzeigen muß ichs indeß doch, damit er sieht, daß ich seine Wohlthaten nicht vergessen habe.

Wir brachten noch einige Tage äusserst vergnügt in Strasburg zu, und machten uns alsdann auf den Weg nach Wendelsheim.

Mein Vater empfing uns sehr freundlich und mit einer Herzhaftigkeit, welche ich lange an ihm nicht gesehen hatte. Das Ding drang mir in die Seele. Am ersten Abend fing F... an, eine Apologie für mich zu machen; aber mein Vater versicherte, daß er alles vergessen habe, daß er nichts sehnlicher wünsche, als meine Besserung; versorgt und glücklich würde ich schon werden, wenn ich nur wollte klug seyn. Ich hätte nun meine Hörner abgelaufen und könnte schon aus eigner Erfahrung Klugheitsregeln hernehmen. — Mein Vater sprach noch viel über diese Materie, und seine Worte machten damals Eindruck auf mich; aber leider nicht für die Dauer. Hernach bat er den Baron, ihm anzuzei-

gen, was er für mich bei unserer Lustreise — so nannte der ehrliche Mann unsre Fahrt — ausgelegt hätte, er wolle es herzlich gern ersetzen. Aber F... drohte, noch die Nacht unser Haus zu verlassen, wenn noch ein Wort der Art geredet würde; und so bliebs beim Alten.

Nach des Barons Abschied redete mein Vater ernstlich mit mir. Höre, mein Kind, sagte er, du hast einige meiner Hofnungen erfüllen sollen, aber leider ich habe mich in dir geirrt — bisher nämlich. Dein Leichtsinn — denn daß Bosheit bei deinen Possen ist, widerlegt die Natur dieser Possen schon selbst — also dein Leichtsinn hat dich verführt; du bist aber angerannt, und ich will das Schicksal preisen, wenns zu deiner Besserung geschehen ist. — Sieh, es ist noch nicht aus mit dir, du hast noch Hofnungen; aber erst mußt du zeigen, daß deine Seele geheilt ist. Ich habe hin und her gedacht, wie das am besten zu machen sey. Da fiel mir ein, dich noch einmal auf eine Universität zu schicken. Was meinst du?

Ich: Das hängt von Ihnen ab. Ich habe Ihre Güte zu sehr misbraucht; ich muß mir alles gefallen lassen!

Er: Nicht so, mein Kind. Sieh, ich dächte, du gingst nach Halle zu meinem Freund, dem D. Semler. Ich werde dich da noch ein Jahr

ungefähr unterhalten, so daß du keinen Mangel leidest. Unterdeß verraucht dein übler Name in unsern Gegenden; du vermehrst deine Kenntnisse unter der Anführung dieses treflichen Mannes und kommst zurück, mir nichts, dir nichts. Schau, so mach es, mein Kind und versprich mir und deiner Mutter, unser Alter noch einmal froh zu machen. Du willst doch?"

Ich konnte meine Thränen nicht zurück halten und noch weniger ein Wort hervorbringen. Unser Entschluß wurde so gefaßt, wie mein Vater ihn angegeben hatte; und von dem Augenblicke an schien Ruhe und Frieden in unsere Familie zurück zu kehren. O des guten, edlen Vaters! Heilig sey mir sein Andenken! er hats wahrlich gut mit mir gemeint! — Und ich? — O, es liegt eine Hölle in diesem Gedanken.

Mein Vater schrieb an den sel. Semler; ich auch. Unsere Briefe waren lateinisch, nach meines Vaters und meiner damaligen Mode, mit griechischen Versen und Prose ausgeschmückt.

Indessen wir auf Antwort warteten, besuchte ich meinen Major zu Gündersblum und brachte dessen Jagdgeschafte in Ordnung. Auch sorgte ich für einen rechtschafnen Jäger an meiner Stelle. Gern hätte der Major mich behalten; aber er fand sich in

in meinen Abzug, weil er von der Nothwendigkeit deſſelben überzeugt war.

An meinem bisherigen Freund Boger k) bekam ich um dieſe Zeit einen trozigen, gefährlichen Feind. Dieſer Mann hatte bei Herrn Schwan in Manheim die Brochüre: Karoline und Wander herausgegeben, die wirklich ſehr elend war. Aber in jener Gegend, wo nichts geleſen wurde, als etwan die Baniſe, die Meluſina, der Kaiſer Octavianus, und höchſtens Gottſcheds deutſche Schaubühne, wurde doch die Misgeburt des Bogers bewundert, und überall als ein Meiſterſtück ausposaunt.

Ich las den Wiſch auch und erklärte ihn für das, was er war — für die Geburt eines hirnloſen Grüzkopfs. Noch wußte ich den Verfaſſer nicht; denn Herr André von Wöllſtein, von dem ich das Buch zum Durchleſen erhielt, hatte mir ihn nicht genannt. Mein Urtheil kam indeß zu Bogers Ohren und brachte ihn ſo ſehr auf, daß er mir tödtliche Rache zuſchwur. Er fing damit an, daß er ausſprengte: er habe ſich zu dem Kinde der Tochter des Schulmeiſters zu Wonsheim blos darum bekannt, weil er von meinem Vater dazu erkauft, und

k) Theil I. S. 271.

er zu der Zeit des Geldes höchst bedürftig gewesen wäre; übrigens sey ich eigentlich der Autor des Kindes; mein Vater habe ihm obendrein die ganze Summe noch nicht ein mal bezahlt, u. s. w.

Diese Aussage erfuhr ich bald und nahm mir vor, den Burschen derb zu züchtigen, so sehr sich auch mein Vater widersezte. Ich traf ihn auch wirklich kurz darauf im Wirthshause zu Siefersheim, und troz unserer ehemaligen Brüderschaft, die nun freilich aufhörte, federte ich ihn im derben Ton auf, mir zu bekennen, ob er mich für den Urheber seines Bastarts in Wonsheim ausgegeben hätte? oder ich schlüge ihm seinen verdammten Wirsingkopf in tausend Granat Stücke!

Boger: Mein Gott! Herr Bruder —

Ich: Ei was Herr Bruder! Hier ist nichts zu Brudern! Sag er, Herr, ob er das gesagt hat?

Boger: Das kann ich nicht. Ich bin unschuldig! Ich will keinen Theil an der Seligkeit haben, wenn —

Ich: Kerl, hier keine Flausen! Bekenne, oder der Teufel soll deinen verfluchten Schädel zermalmen. Sprich, hast du das gesagt?

Boger: Nun ja denn, wenn ich muß.

Ich: Jezt sage, Kerl, wo hast du das gesagt?

Boger: Zu Neubamberg im Amthaus.

Ich: Wo noch mehr?

Boger: Zu Flonheim bei Diel im Wirthshaus.

Ich: Nun gestehe, Kerl, daß du ein erzinfamer Hundsfot und Flegel bist, ein Erzlügner und schlechter Kerl! Bist du das?

Boger: Ja!

Ich: Nun, lieben Leute, haben Sie gehört, was der Herr Amtsschreiber für ein Schuft ist? Sie haben sein eigenes Geständniß. Und du, Kerl, packe dich, oder du sollst noch eine Tracht Hiebe mitnehmen, daß dir das Fell vierzehn Tage rauchen soll.

Boger schob ab und die Bauern lachten sich beinahe bucklicht; doch blieb ich nicht lange in Siefersheim, weil dieses Dorf Mainzisch und Boger ein Mainzischer Amtsschreiber war. Ich schrieb noch den nämlichen Tag an den Amtsverwalter Schönsburg und berichtete ihm den ganzen Vorfall, und bat dahin zu sehen, daß ich im Mainzischen Territorium keine Anfechtungen haben möchte. Schönsburg antwortete sogleich, daß der Amtsschreiber mir nichts in den Weg legen könnte; der Kerl sey ohnehin ein Bengel; ich hätte ihm obendrein die Haut noch ausgerben sollen; übrigens könnte ich ins Mainzische gehen, wann und wo ich wollte.

Aber Freund Boger war nicht so ruhig. Er nahm, oder wollte vielmehr einen Advokaten annehmen, der einen Prozeß gegen mich anhängig machen sollte. Der Advokat rieth ihm indeß, still zu sitzen und seine Pillen zu verschlucken; er würde den Kürzern ohnehin ziehen und sich nur noch mehr blamiren.

So geht es aber, wenn man Schufte zu Freunden hat. Endlich nimmt die Freundschaft ein schmutziges Ende! Solche Freundschaften sind gemeiniglich auf nichts anders gegründet, als auf vorbeirauschendes, lärmendes Vergnügen, das man nicht allein geniessen kann, und wozu man jeden annimmt, der sich anbietet. So lange das Interesse dauert, kann die Freundschaft wol noch dauern; aber sie hört auf, sobald das Interesse aufhört; ja sie artet bei mehrerer Einsicht nicht selten in die ärgste Feindschaft aus. — Von dieser Art sind auch die sogenannten ewigen Universitäts- Freund- und Brüderschaften, wenn gleich bei deren Stiftung hoch gesungen wird:

Unsre Freundschaft soll bestehen,
Bis der Tod ein Ende macht. —

Ich will hier noch etwas anmerken: Unsere jungen Universitäter pflegen gern mit ihren Landsleuten genauen und vertrauten Umgang anzufangen und ihnen alle ihre Heimlichkeiten zu entdecken. Das

ist nicht sehr gut gethan! denn zu geschweigen, daß unter den Landsleuten oft Kalefactors sind, welche alles [illegible]der Universität nach Hause schreiben f), um den Frau Basen etwas zum Klatschen aufzuziſchen; so kommen hernach die guten Leute ja in ein Land zurück, wo ihre Absichten oft gewaltig zusammen treffen. Z. B. Es streben Mehrere nach einem Amt, verschießen sich in dasselbe Mädchen, u. s. f. Nun feinden sie sich einander an und sprengen von einander aus, was sie nur Skandalöses von einander wissen. Freilich ist das niederträchtig; es geschieht aber doch und deshalb sollte sich der Student vor dem gar zu traulichen Umgang mit Landsleuten hüten. Der Ausländer sezt uns in diese Verlegenheit nicht, oder gewiß sehr selten. — Was vollends die Freundschaften mit Adelichen auf Universitäten betrift, so sind die à la mode — wankend; und hat man dereinst etwas bei so einem adelichen Herrn Bruder zu suchen, so ist die Brüderschaft oft mehr hinderlich als förderlich. Und nun der Aufwand, um es ihnen gleich zu thun! — Auch sieht man, daß es

---

f) In Giessen war ein gewisser Mosch M . . . zu meiner Zeit, welcher jeden Monath eine ganze Chronik nach Hause schickte. Die Frau Basen in der Pfalz wusten daher unsre Possen und Streiche so gut als wir selbst.

oft nur hochmüthige Narren ſind, die nach dergleichen trachten.

An meinem erklärten Feind, dem Pfarrer Fliedner von Bornheim, hätte ich mich gewaltig rächen können, wenn ich gewollt hätte. Ich bin aber froh, daß ichs unterlaſſen habe. Dieſer Pfarrer hatte ein Frauenzimmer im Hauſe, deren Urſprung und Character der ganzen Gegend ein Räthſel war. Sie gab ſich für die Frau eines Heſſiſchen Kapitäns aus, der, wie ſie vorgab, nach Amerika gegangen ſey. Sie ſah ſehr gut aus und war ohngefähr 20 Jahr alt. Die Bauern, welche ohnehin ihrem Pfarrer nicht gut waren, ſpäheten der Geſchichte nach, und endlich brachte der Schulmeiſter aus authentiſchen Nachrichten heraus, daß das Frauenzimmer ein gemeines Mädchen aus dem Hanauiſchen wäre, das aber ein gewiſſer junger Freiherr zur Mätreſſe genommen hätte. Die Eltern des Freiherrn, welche ihn gern mit einem Fräulein von * * * verheirathen wollten, hätten dies erfahren, und dem jungen Herrn, welcher ſonſt die Zierde des ... Adels und ein vortreflicher junger Mann war, allen Umgang mit dem Mädchen ſcharf unterſagt. Aber nun ſchlug Herr Fliedner ſich ins Mittel: er nahm das Frauenzimmer zu ſich und geſtattete, daß der junge Herr manche Nacht in ſeinem Hauſe zubrachte und ſich in den Armen ſeiner Dulcinea diver-

tirte. Das alles hatten die Bauern herausgebracht, und der Schulmeiſter trug mir jezt an, die Sache dem Vater des Barons zu hinterbringen, aber ſo in einem anonymiſchen Briefe. Er wiſſe, daß ich den Curtius Rufus haſſe und ich würde mich alſo der Gelegenheit bedienen, ihm eins zu verſetzen. Aber ich ſchlug dieſen Antrag aus und ermahnte den Schulmeiſter zur Ruhe. Die Sache kam nach meiner Abreiſe aus der Pfalz erſt heraus, und Herr Fliedner kann Gott danken, daß man ihn ſo durchſchlüpfen ließ; ſolche Unterhandlungen hätten eine derbe Züchtigung verdient.

Sechstes Kapitel.

Abermalige Donquiſchotereien.

Der Baron F... war dieſe Zeit über ſehr oft bei mir und brachte es ſogar bei meinem Vater dahin, daß ich eine Reiſe mit ihm nach Metz thun durfte, um ein Mainzer Frauenzimmer von da abzuholen.

Man muß wiſſen, daß es in den Gegenden übern Rhein für einen großen Vorzug des Frauenzimmers gehalten wird, wenn ſie Franzöſiſch plap-

pern können. Diese Raserei geht so weit, daß Frauenzimmer, welche kein Französisch verstehn und doch den Schein davon haben wollen, viele dergleichen Wörter und Redensarten in ihre deutsche Sprache einmischen, und sie jämmerlich verhunzen. „Ich bin Ihnen obligirt — das scheniert mich — er trätirt ihn nur ang Bagatel — o foschiren Sie sich doch nicht," u. dergl. sind gewöhnliche Phrases der dortigen Weibsleute, die sie obendrein nicht selten am unrechten Orte anbringen und dadurch Gelächter erregen.

Um aber das Französische recht zu lernen, schicken viele Aeltern ihre Töchter in Pension nach Metz, Strasburg, ja selbst nach Lion und Paris, wo sie freilich das Französische ziemlich fertig plappern lernen; aber auch einige Sitten mitbringen, die ihnen gar nicht zur Empfehlung dienen.

Aus eben dieser Absicht hatte auch ein Mainzer Fräulein, eine Verwandte des Baron von F... einige Jahre zu Metz in Lotharingen bei den regulirten Augustiner-Canonissinnen zugebracht und sollte nun wieder abgeholt werden. Dieses hatte ihr Bruder und der Baron F... übernommen. Herr von F... wählte mich zum Reisegefährten und ich verstand mich gern dazu. Das Herumfahren war in frühern Jahren so meine Sache. Nachher habe ich eingesehen, wie recht Claudian sagt:

Felix, qui propriis aevum transegit in arvis
Quemque domus juvenem vidit et ipsa senem.
Ecce et extremos alter scrutetur Iberos;
Plus habet hic vitae, plus habet ille viae.

Mein Vater hatte gegen meine Reise vieles einzuwenden, besonders dies: daß es nicht fein wäre, mich dem Baron durch unnöthige Ausgaben für mich noch verbindlicher zu machen. Allein da sowohl ich als der Baron mit Bitten nicht nachliessen, so gab er endlich nach, und versah mich mit Geld, daß ich auch ohne F...s Beutel die Reise vollenden konnte.

Unter Wegs fiel nichts vor, das verdiente aufgezeichnet zu werden. Das Lotharingische Volk unterscheidet sich von den übrigen Franzosen durch seinen Haß gegen die Französische Regierung und durch seine Freundschaft für die Teutschen: wenigstens habe ich das so getroffen. Sonst ist die Nation äusserst hart katholisch, und das liebliche Fratzenbuch Anné sainte (das heilige Jahr) liegt auf allen Tischen und wird häufig gebraucht. Die Kirchen in Metz sind den ganzen Tag über voll — des Morgens zur Messe und des Nachmittags zur Vesper. Von Wallfahrten und Processionen halten die Lotharinger auch sehr viel. Ich gab mich hier zu Lande für einen Pfälzischen Förster aus.

Unser Fräulein erhielt gleich bei unserer Ankunft von unserm Daseyn Nachricht, und lud uns auch

bald zu sich. Da ich niemals Nonnen gesehen hatte, so war ich froh, daß ich hier einige sehen sollte. Aber diese Canonissinnen gefielen mir sehr. Ich hatte solche heilige Schwestern erwartet, wie die Mönche heilige Brüder sind: allein das war gefehlt! Die geistlichen Damen waren munter, froh und scherzten troz einem weltlichen Frauenzimmer. Nur wenige trugen das Ordenskleid; andere gingen wie Weltmädchen. Sie haben keine Clausur, aber Horas halten sie. Denn kaum waren wir eine Stunde im Saal, so schlug die Glocke und alle Nonnen eilten zum Chor, um da das lateinische Brevier hin zu plärren. Es ist doch in der That ein erzteller Gedanke, Weibern ein Buch zum Singen aufzugeben, das sie nicht verstehen! Und wie sehr ist schon dagegen gecifert worden! Aber was hilfts! der Kurialische Herrenverstand befiehlt und der am Gängelband gewöhnte Kirchenverstand gehorcht. Das ist so das Steckenpferd aller Heiligen von der Tiber bis zur — Spree.

Die Elevinnen dieser Augustinusschwestern werden gar nicht strenge gehalten und erhalten leicht Erlaubniß, auszugehen. Doch begleitet sie in diesem Fall eine Beate, auf welche die Abbesse Vertrauen sezt. Die Nonnen werden durchgängig Mes Dames genannt. Sie haben auch Eigenthum, und spielen sogar l'Hombre und Tarok um Geld. Ihre Regel

muß also gar nicht strenge seyn. Den Thomas von Kempen schätzen sie sehr; er hat, wenn ich nicht irre, auch zum Orden des Augustinus gehört.

Wir besuchten während unsers Aufenthalts in Metz, die Wein- und Kaffeehäuser sehr fleißig und kamen beinahe täglich benebelt nach unserm Logis, der Auberge des Flamands. Eines Abends erregten wir Spektakel, welcher nachtheilige Folgen für uns hätte haben können, wenn uns nicht ein Freimaurer von Frankfurt gerettet hätte. Wir waren nämlich sehr betrunken, ich und der Baron von F... denn unser dritte Mann lag immer bei seiner Schwester, oder bei seinem Liebchen, wovon ich gleich reden werde. — Also, wir waren sehr trunken. Als uns nun die Patrouille ihr: qui vit? oder qui va là? entgegen rief, so lachten wir überlaut und schimpften auf sie. Der Unterofficier trat uns hierauf an, und forderte unsere Namen, weil es schon Mitternacht wäre. Aber dazu hatte F... keine Ohren; er fuhr vielmehr fort, zu schimpfen, und nannte endlich die patrouillirenden Soldaten gar filous, queux, fripons, voleurs u. dergl. Da lief dem Unterofficier und seinen Leuten die Galle über, und sie brachten uns nach der Hauptwache. Der Officier, welcher wohl sahe, wo es uns fehlte redete sehr freundlich und bat uns, ruhig zu seyn; er

wollte uns schon, sobald es Tag würde, gehen lassen. Aber F... fuhr fort, zu schimpfen und forderte zulezt gar den Officier heraus. Nun ließ uns dieser nach der prison bringen, und gab uns vier Mann Wache. Wir setzten unser Räsonniren noch lange fort, bis wir endlich auf der Pritsche einschliefen.

Früh wachten wir auf und machten über unser tolles Benehmen allerlei Anmerkungen. Wir sahen wohl, daß wir uns grob vergangen hatten, und ohne scharfe Ahndung nicht weg kommen würden. Denn mit dem Militär in Frankreich spaßt es sich nicht! indessen sprachen wir mit unsern Wächtern, und einer derselben war so artig, uns Schreibzeug zu verschaffen, und sich zu Ueberbringung eines Zettels an den Herrn von ... im goldnen Löwen anzubieten. Baron F... meldete darin kurz unsere Lage, und bat ihn, sogleich zu uns zu kommen. Er kam auch; aber statt gemeinschaftlich mit uns zu überlegen und auf Mittel der Befreiung zu rafiniren, machte er uns Vorwürfe und stellte uns die Dinge, die da kommen sollten, recht fürchterlich vor.

Gegen neun Uhr kam der Adjutant und examinirte uns. Es war ein sehr feiner Mann, der uns mehr bedaurte, als Vorwürfe machte. Er fragte bloß nach unserm Namen. Die Familie des Barons schien ihm bekannt zu seyn, und da bezeugte er sei-

nen Antheil an unserm Zufall. Auf unsere Frage, wie es mit uns werden würde? erwiederte er: das käme darauf an, ob der Gouverneur die Sache untersuchen würde, oder nicht. Im letztern Falle würde das Ding nicht viel zu bedeuten haben; im erstern aber könnte eine Strafe von einigen Monaten Arrest noch immer als gelinde angesehen werden. Mit diesem Trost verließ er uns, versprach aber für uns zu thun, was er könnte; wenigstens wollte er mit dem wachhabenden Officier sprechen, daß er nicht stark auf Genugthuung dringen möchte.

Wir waren sehr en peine, als plötzlich ein Weinhändler von Frankfurt am Main in unsere prison trat und uns ankündigte, daß wir frei wären und man uns in einer halben Stunde entlassen würde. Dieser Mann, Herr Wehsarg, war ein Freimaurer; er hatte im Löwen auch nebst noch einem Freimaurer logirt. Mich kannte er schon längst; denn sein Vetter war Pfarrer in unserer Grafschaft — einer von den wenigen, die das Hirn nicht erfroren hatten — und den Baron hatte er in Metz erst kennen lernen. Sobald er unser Spektakel erfahren hatte, war er gleich zu Officiren gegangen, die auch maçons waren. Bei diesen sollicitirte er für uns und war so glücklich, daß das schon bestellte Verhör abgesagt und die Sache unterdrückt

wurde. Wir dankten dem ehrlichen Manne, wie billig und nahmen den Wischer, den er uns ertheilte, gern an. F... schenkte der Wache einen Carolin, und kurz hernach entließ uns der Adjutant aus dem Arrest. Das war abermals ein Stückchen!

Die Stadt Luneville haben wir auch gesehen und die Verschönerungen bewundert, womit der wohlthätige Philosoph m) diese Stadt geziert hat. Das Andenken dieses würdigen Fürsten ist bei den Lunevillern noch im Segen. Der Ton in Luneville ist viel feiner, als der in Metz.

Nach einem Aufenthalt von zwölf Tagen wollten wir abreisen; allein unser Fräulein fing an zu klagen und legte sich wirklich ins Bette. Der Arzt versicherte, daß ein Fieber auf dem Wege sey, welches man abwarten müßte. Herr von F... erklärte hierauf seinem Vetter H..., daß er die Genesung seiner Schwester nicht abwarten könne: er sehe sich genöthigt, seine Zurückkunft zu beschleunigen. Herr von H... hatte nichts dawider, doch weilten wir noch einige Tage und wärend dieser Zeit spielte ich den Unterhändler bei einem Liebeshandel. Ich muß

---

m) Stanislaus Leszinsky, König von Polen, welcher hier residirt hat. Er ist der Verfasser von vier Bänden Abhandlungen, welche le Philosophe bienfaisant betitelt sind.

das Ding näher erzählen. Herr von H... hatte in der Gesellschaft seiner Schwester einige Bekanntschaften gemacht und dies ohne den Herrn von F... und mich. Wir beide schwärmten lieber herum und machten Connássanßen mit jungen Fentchen auf Kaffeehäusern und Kneipen.

Eines Abends kamen wir spät zu Hause und fanden den Herrn von H... beinahe wie verrückt: er faselte wirklich, sprach von nichts als Sternen, silbernem Mond, Sympathie und andern Faxen. Wir lachten ihn aus. Endlich brach er aus vollem Herzen los und gestand, daß ihn das Feuer der Augen einer Subrette, welche bei einem gewissen vornehmen Herrn diene, bezaubert hätte. Ich rieth ihm, an das Mädchen zu schreiben, weil eine Schwärmerei in solchen Fällen vortreflich wirke. Ich bot mich auch an, seinen Brief zu bestellen, doch ohne zu glauben, daß ich einen Auftrag dieser Art von ihm ernstlich erhalten würde. Allein mein Herr Baron hielt mich beim Wort. Er künstelte einen französischen Brief zusammen, den ich hernach orthographisch berichtigen mußte, und beschrieb darin der Dulzinea seinen Herzensdrang recht Siegwartisch. Ich mußte, so sehr ich mich sträubte, die Bestellung übernehmen; aber da entstand ein Skrupel bei mir: Wie, dachte ich, wenn der Herr der Subrette dich grob abweisen, vielleicht gar insultiren läßt, was

willſt du ſagen, wenn dich jemand frägt: was du zu dem Hauſe zu thun haſt? — Dergleichen Fragen beunruhigten mich ſtark; aber ich überwand alle Schwierigkeiten, und ging Nachmittags um zwei Uhr in das Haus des Herrn — Namen und Würde bin ich vergeſſen. Zum Glück war die Herrſchaft nicht zu Hauſe. Ich fragte, wo die Demoiſell Chambriette logire? — nach ihrem eigentlichen Namen hatte der Herr von H... nicht gefragt — und wurde an ihr Zimmer gewieſen. Ich klopfte an und die Mamſell empfing mich mit einer Unbefangenheit, die mich entzückte. Erſt ließ ſie mich niederſitzen, und dann fragte ſie nach der Abſicht meines Beſuchs. Ich überreichte ihr den Brief des Herrn von H..., den ſie mit vieler Aufmerkſamkeit zu leſen ſchien. Hierauf lächelte ſie und ſagte mir: der Herr Briefſteller würde ihr willkommen ſeyn: für heute wäre ſie allein.

Ich eilte, meinem Freund den guten Erfolg meiner Ambaſſade zu berichten, und begleitete ihn zu ſeiner Heloiſe, zog mich aber bald zurück, um ſeine Toridoniſchen Herzergieſſungen nicht zu ſtören. Nach der Zeit habe ich dieſes Frauenzimmer mehrmals geſprochen und an ihr eine von denen gefunden, die den meiſt Bietenden feil ſind. Der Baron H... hatte ihr anſehnliche

Geschenke gemacht und dadurch in ihrer Gunst sich festgesezt.

Ich habe immer bemerkt, daß man dem Frauenzimmer bloß durch Beutel-Interesse angenehm werden kann. Selten lieben sie den Mann um seiner sittlichen Vorzüge willen, vielleicht niemals; aber das leidige Interesse kettet das Mädchen an ihren Geliebten. Man sagt: das Frauenzimmer sey beständiger und treuer als die Männer; aber ihre Beständigkeit ist ihres Eigennutzes wegen nöthig. Ein flatterhaftes Mädchen, das bald diesem, bald jenem anhängt, arbeitet gerade wider ihren großen Zweck, einen Mann zu bekommen. Bei den Männern ist dieses der Fall nicht; daher sind sie auch manchmal veränderlich. Allein Männerliebe, im Ganzen genommen, ist solid und herzlich; Weiberliebe hingegen ist meist oberflächlich und gründet sich auf leidigen Eigennutz. Das hat Meister Naso, der große Kenner des schönen Geschlechts, schon gesagt und die Erfahrung lehrt, daß er recht gesagt hat. Doch genug hiervon!

Unsere Rückreise war sehr lustig, weil der grämliche und mokante Herr von H... nicht bei uns war. In Kreuznach besuchte ich noch einmal die oben genannte Apothekers Tochter. Nach der Zeit habe ich sie nicht wieder gesehen.

Siebentes Kapitel.

Semlers Antwort. Zweites Vikariat. Begebenheiten bei demſelben und Anſtalten zum Abzuge aus der Pfalz.

Herr Semler hatte bald geantwortet. Seine Briefe an meinen Vater und mich, waren in dem herzlichen aber etwas ſteifen Tone geſchrieben, der dem großen Manne ſo eigen war. Er ſchrieb: wenn ich nur hundert Thaler in Halle hätte, ſo könnte ich mich da recht gut durchbringen. Er habe dem Director Freylingshauſen unſere Briefe vorgewieſen, und da er meinen Vater perſönlich kenne, ſo habe er von ihm auf mich geſchloſſen, und mich beſtens empfohlen. Der Director habe ihm auch verſprochen, mir ſogleich den Tiſch und ein Logis auf dem Waiſenhauſe zu geben, wofür ich bei der lateiniſchen Schule Unterricht geben würde. Uebrigens wolle er ſich meiner nach aller Redlichkeit annehmen. — (Pro eo — ich erinnere mich noch mancher Ausdrücke, deren ſich der große Mann in jenen Briefen bediente — qui mihi eſſe conſtat, quemque ut eſſe mihi conſtaret, allaboravi, animo.) Man habe ihm zwar vorgeworfen, daß er ſich in Dinge miſche, von denen er nicht hinlänglich unterrichtet

zu seyn schiene: allein, wo er Gutes wirken könne, wolle er es auch thun, so verschieden auch die Umstände seyn möchten. (Alia licet atque alia tempora videantur, manet tamen manebitque perpetuo mens eadem, consilium idem.) Ich sollte also in Gottes Namen kommen: er erwarte mich.

Das war der Inhalt der Briefe des edlen Mannes, worauf ich sogleich antwortete. Von diesem Augenblicke an, dachte ich an nichts weiter, als an meinen Abzug nach Halle, wohin ich auf Ostern ziehen wollte.

Indessen schrieb mir der Konsistorialrath Dietsch, wenn ich wollte, könnte ich als Vikarius nach Obersaulheim gehen: der bisherige Vikarius wäre wieder fort; und wenn ich mich klug und ordentlich betragen würde, so würde auch der üble Ruf, den ich in der Gegend hätte, verschwinden. — Allein das Ding mit dem Vikariat wollte mir nicht in den Kopf. Ich antwortete Herrn Dietsch, daß ich die Pfalz verlassen und mich um die Gespräche der Frau Basen nicht weiter bekümmern würde.

Mein Vater dachte in diesem Stück konsequenter. Das Vikariat schien ihm recht gut zu seyn, die üblen Nachreden zu vertilgen, und drang darauf, daß ich nach Obersaulheim gehen sollte. Ich mußte also nachgeben. Meine Bauern waren herzlich froh,

daß ſie mich wieder hatten: denn der Herr Simon, mein Vorgänger und Nachfolger, war ein trauriger Wicht geweſen, der auf der Kanzel wie ein Hahn krähete und alle ſeine Weisheit wörtlich herlas. Ich las niemals etwas ab, und das gefiel den Bauern. Einer derſelben ſchüttelte mir ganz traulich die Hand und ſagte: „Mer ſeyn grauſam „froh, daß mer Se wedder hun: der Anner (Andere) war ach gar neiſcht guts: der hot alles abgeles. Mer wolle Se gehrn (gern) beholen, wann „Se ſich ſchund (ſchon) mannichmol behaen (betrinken); Se ſeyn doch á guter Parre."

Meine Leſer glauben vielleicht, daß ſo vielfältige Züchtigungen mich werden gewitzigt haben und ich endlich einmal zu einer beſſern Lebensart geſchritten ſey; aber Sie irren ſich, meine Leſer! Ich fuhr fort, wie ichs ehedem getrieben hatte. Der Dichter hat recht:

Quo semel est imbuta recens, servabit odorem testa diu. — — und
Naturam expellas furca, tamen usque recurret.

Natura heißt mir in dieſer Stelle: unartige Gewohnheit. Ich war des wilden Lebens zu ſehr gewohnt, als daß ich mich ins Ordentliche hätte fügen können. Auſſerdem hatte ich zu wenig Intereſſe bei der Pfafferei, als daß ich mir hätte wehe thun

und meinem Hang einen Zügel anlegen sollen, um dereinst etwas mir durchaus Verhaßtes, eine Pfaffenstelle, davon zu tragen *). Ich schlug also alle Erinnerungen meiner Freunde und die redlichen Ermahnungen meines braven Vaters in den Wind und that, was mir gefiel. Täglich beinahe lag ich bei einem reformirten Prediger, dessen Tochter mir behagte. Ich war nichts weniger als verliebt; allein ich mußte so was zum Tändeln haben, und dazu war die Pfarrerstochter gut. Sie war nämlich, wie iedes Pfälzermädchen von der leichtern Art, im höchsten Grade kokett und nahm manches nur obenhin. Ausserdem lief ich fleißig in der Gegend herum und besuchte meine Mainzer Freunde nicht weniger.

Ein gutes Stück habe ich indeß doch auf dem Saulgau — so heist jene Gegend — damals gestiftet, und ich wünsche, daß meine Stiftung noch bestehen möge. Ich hatte nämlich viele Bekanntschaft

---

*) Mancher hochweise Herr, mit einem goldnen oder rothen Kreuze, mag hieraus lernen, daß das beste Mittel, ehrliche, kluge Köpfe von der Pfafferei zurück zu scheuchen, darin bestehe, daß man ihnen die Pfaffenlehren nur erst verhaßt mache — durch Edikte nach diesem oder jenem Zuschnitt u. s. Namen. Heuchler werden schon das Uebrige vollends zernichten. Und Dumköpfe —? Je nun, sie müssen auch placirt werden — und finden immer ihres Gleichen — in der Tiefe wie in der Höhe. —

mit Schulmeistern. Diese Leute ahmen in jenen Ländern ihren Herren Pfarrern nach; legen sich auf die faule Seite und aufs Saufen: sehr wenige treiben etwas Musik und Rechenkunst: andere Wissenschaften und Kenntnisse sind ihnen Böhmische Dörfer. Ich ärgerte mich über die krasse, impertinente Unwissenheit dieser Leute, und nahm mir vor, so weit es möglich wäre, sie heraus zu ziehen. Ich konferirte also mit dem Schulmeister Müller von Niedersaulheim, Asmus von Obersaulheim, Tautfes von Udenheim, Teicher von Schornsheim, und einigen andern. Ich schlug ihnen vor, eine Lesegesellschaft aufzurichten, gute Bücher zirkuliren zu lassen und Convente unter sich dann und wann anzustellen, worauf sie von dem, was sie gelesen hätten, sich unterhalten und einer den andern auf wichtige Stellen aufmerksam machen könnten. Mein Vorschlag fand Beifall: es wurde gleich etwas aufgesezt, worin über die Unwissenheit der Geistlichen und Schullehrer bittere Klagen geführt wurden. Die Lesegesellschaft wurde alsdann als das beste Mittel wider dieses Unwesen angepriesen, und mehr als zwanzig Schulmeister subskribirten. Nun konnten gleich für mehr als zehn Gulden Bücher angeschaft werden. Das waren z. B. Catechismus der Sittenlehre von Schlosser; desselben Catechismus der Religion; Schröckhs allgemeine Weltgeschichte für

Kinder, der Band, welcher die deutsche Geschichte begreift; Gellerts Werke und andere, die sich für diese Klasse von Leuten schickten. Ich habe ihnen noch mehrere aufgesezt: sogar habe ich ihnen gerathen, mit der Zeit freimüthige Bücher zu lesen, selbst die neue Apologie des Sokrates, welche ich immer für eins der Hauptbücher gehalten habe, wodurch man zur Kenntniß der heiligen Lügen und Fratzen gelangen kann. Ob aber dieses wirklich heilsame Institut im Gange geblieben sey, kann ich nicht sagen. Ist es geblieben; so müssen jezt jene Schulmeister in ihren Kenntnissen viel weiter seyn, als manche von ihren Herren Pfarrern.

Nun muß ich eine Frage beantworten, die meine Leser berechtigt sind, an mich zu thun: Wie es nämlich die Zeit über, mit meinem Studiren gestanden habe? — Es ergiebt sich schon von selbst, daß ich nicht so studirt habe, wie ich hätte sollen und können. Meine Lebensart hinderte mich daran. Aber ganz müßig bin ich nicht gewesen. Ich habe immer manch gutes Buch gelesen, besonders Geschichtbücher. Die allgemeine Weltgeschichte studirte ich vorzüglich, auch Häberlins Geschichte des deutschen Reichs; nebenher übte ich mich fleißig in den ältern und neuern Sprachen. Mein Vater rieth mir immer, die Philosophie zu treiben, besonders die Metaphysik; aber ich verabscheuete sie von jeher,

nämlich seit meines Aufenthalts in Giessen. Ich blieb daher von dieser Wissenschaft weg und bin bisher immer davon weggeblieben. Ich bin nämlich der Meinung noch, daß Metaphysik der wahren Aufklärung stäts geschadet und fast niemals genuzt habe. Die transcendentellen Ideen lassen sich drehen wie man will. Man sehe nur eine Dogmatik an, die systematisch geschrieben ist, z. B. die eines Schuberts, Carpzovs, oder eines andern orthodoxen Wolfischen Theologen; und man wird finden, daß, nachdem der Verfasser pur eitel Leibnitzische metaphysische Axiomen und Theoremen zum Grunde gelegt hat, alle heilige Fratzen nach mathematischer Lehrart richtig demonstrirt sind. Da beweißt man aus dem methaphysischen Grundsatze majus et minus non variare speciem, daß alle Sünden in Absicht ihrer Moralität intensiv unendlich groß sind. Dies leitet nun die Beschreibung eines Erlösers ein, der Gott und Mensch in einer Person seyn müsse und was der Possen mehr sind. Diesen Schaden hat die liebe Metaphysik über 40 bis 50 Jahr angestellt, bis endlich freimüthige, helle Männer, ein Semler, Teller, Bahrdt und andere, theils durch die Geschichte, theils durch gemeine Menschenphilosophie die stolzen Systeme niederrissen, und den Ungrund und das Abgeschmackte solcher überforschenden Demonstrationen der Welt-

vor Augen legten. Die Geſchichte, beſonders die der Kirche und der Weltweisheit, zeigen allemal den ſicherſten Weg zur Einſicht und zur Aufklärung. Doch ich bin ja kein kompetenter Richter: ich rede vielleicht von Dingen, die ich nicht verſtehe; aber meinen Glauben muß ich doch angeben: ſonſt würde ja meine Biographie einen Hauptmangel haben.

Herr Köſter, der Medicinec, und ſein Bruder, Pfarrer zu Niederſaulheim, lagen mir täglich an, eingezogener zu leben, bis ſie ſahen, daß alles vergebens war. Da lieſſen dieſe Braven es gut ſeyn und bemüheten ſich nicht weiter, an meiner Beſſerung zu arbeiten, auſſer bei Vorfällen, die merklich auffielen.

Meinem Vater konnten meine Poſſen nicht lange unbekannt bleiben: wenigſtens ſchrieb er mir, daß er ſelbſt einſähe, daß es nicht gut ſeyn würde, wenn ich länger in jenen Gegenden bliebe, ob er gleich auch nicht gewiß darauf rechne, daß ich mich beſſern werde, wenn ich anderswohin zöge; das alte Sprüchwort:

Es flog ein Gans wol übers Meer
und kam ein Gaffak wieder her —

oder das Senekaiſche:

Coelum mutant non animum, qui trans mare currunt

mache ihn zwar ſchüchtern, doch wolle ers noch einmal verſuchen; ich ſollte mich alſo zum Abzuge anſchicken. — Ich ärgerte mich zwar etwas über den

Brief meines Vaters; allein der Ekel, womit ich ſchon lange die Pfalz und alles, was Pfälziſch war, anſahe, und die Nahrung, die bei dieſer Veränderung meine ſehr übel geleitete Neugierde erhalten mußte, verwandelten alle bisherigen widrigen Empfindungen meiner unſtäten Seele in lauter Hofnungen und Erwartungen: und dieſe Lage macht vergnügt und giebt uns einen gewiſſen Muth, den der wirkliche Beſitz reeller Güter ſchwerlich geben kann. Ich folgte alſo dem Willen meines Vaters, ſchickte mich zum Abzuge an, hielt aber von neuem in Oberſaulheim eine Abſchiedspredigt voll Anzüglichkeiten und wahren Impertinenzen und verließ mein Vikariat, ohne dem Konſiſtorium das Geringſte davon angezeigt zu haben.

Hierauf kündigte ich aller Orten, wo ich hinkam, meinen Abzug an, meldete aber nicht, wohin ich mich wenden würde, ſondern ſagte bloß, daß ich die Pfalz nicht fernerhin ſehen, wenigſtens in derſelben nicht weiter leben wollte. Auch mein Vater hatte von meiner Reiſe nach Halle nichts erwähnt und ſo waren die lieben Leute wegen meiner künftigen Beſtimmung in Ungewißheit. Viele ſprengten aus, ich würde nach Holland und von da nach Indien gehen; andere gaben ein Müſſen vor und zwar nach folgender ſkandalöſen Geſchichte. Von Udenheim aus, wahrſcheinlich auf Veranſtaltung des

dasigen Pfarrers, Hrn. Wageners, sonst Magister Weitmaul genannt, hatte sich in der ganzen Gegend das Gerücht verbreitet, ich hätte mich mit einem gewissen Mädchen zu weit eingelassen und deswegen müßte ich flüchtig werden. Wäre dies zu der Zeit wahr gewesen, so würde ich es jezt bekennen: denn an Offenherzigkeit, glaub' ich, fehlt mir es wol nicht. Aber es war nicht wahr, und die Anekdote war leicht weiter nichts, als das Resultat von Pfaffenrache. So dumm indeß diese Posse angesponnen war, so erhielt sie doch, nach der bekannten Urtheilsfähigkeit meiner respectiven Herren Landesleute, starken Glauben und wurde schon als eine gewisse Thatsache, von Fraubase zu Fraubase herum getragen. Die Zeit war zu kurz, um thätige Genugthuung zu suchen; ich begnügte mich daher mit der Ausfertigung einer Stachelschrift auf einige Herren und Damen, welche mich besonders zu blamiren gesucht hatten. Das Ding wurde durch mehrere Abschriften publik gemacht und was es gewirkt habe, berichtete mir mein Vater in seinem ersten Brief nach Halle.

Nachdem ich zu Hause angekommen war, wurden ernstliche Anstalten zur Abreise getroffen. Ich ergözte mich auch noch, so lange ich konnte, mit meinen lieben Freunden, worunter aber nur Einige ausgehalten haben bis ans Ende, ohne jemals Falschheit

und Tücke gegen mich zu beweisen, wie so viele andere, welche mir anfänglich hofirten und hernach mich nekten und zu beschimpfen suchten. Es ist gewissermaßen Pflicht, hier zu bekennen, daß Herr Haag, der Förster, Herr Herman, der Kantor, die beiden Herren von la Roche, der Major und Kapitän, wovon sich der erstere jezt in Berlin befindet, und noch im Herbst 1790 seine Freundschaft thätig bewiesen hat, Herr Stuber, der Pfarrer zu Flonheim, und Herr Forcher, der Schulmeister in meinem Geburtsorte, meine beständigen Freunde geblieben sind: daß auch diese ehrlichen Männer mich bei jeder Gelegenheit bald gewarnt, bald vertheidigt, wenigstens entschuldiget haben und daß sie mich besser, folglich auch glücklicher würden gemacht haben, wenn ich leider — nur hätte folgen wollen. Habt indessen noch einmal Dank, ihr Edlen alle, auch Sie, Herr Baron von F...! Verzogen war ich, verwöhnt war ich, leichtsinnig war ich: aber auch boßhaft? ich denke es nicht. Doch wozu dies, da noch so viele Fatalitäten zu erzählen übrig sind!

Da ich wußte, daß in Halle der Wein sehr theuer sey, und mein Beutel nicht hinreichen würde, ihn zu trinken; so machte ich mir die wenige Zeit in der Pfalz noch recht zu Nutze und trank gerade soviel, als ich bezwingen konnte. Zu meiner eigenen Schande muß ich aber sagen, daß ich ein Meister im

Saufen war, und wenigstens vier Bouteillen recht guten Bechtheimer vertragen konnte, ohne mich zu übernehmen. Als ich vor einigen Jahren wieder in der Pfalz war, glaubte ich noch eben die Fertigkeit im Weintrinken zu haben, die ich vor Zeiten darin gehabt hatte; allein ich irrte mich. Denn ohnerachtet ich kaum halb so viel Wein zu mir genommen hatte, als ich sonst ohne merkliche Veränderung meines Gehirns vertragen konnte, fing ich doch an zu wanken und mußte aufhören. Also auch garstige, unanständige Fertigkeiten vermindern und verliehren sich durch Mangel an Uebung.

Meine Mutter war die Zeit über ganz unthätig gewesen. Sie hatte oft über meine Ausschweifungen geseufzt und geweint, mir auch dann und wann gelinde Vorwürfe gemacht; aber ihre Stimme war viel zu schwach, als daß ich auf sie hätte hören sollen. Meine Tante verstand vollends von Menschenbildung und Lenkung nichts, und war schon zufrieden, wenn ich nur heiter war und ihr die Zeit verplaudern half. Sie sah nicht ein, daß eigentlich sie den ersten Grund zu meinem moralischen Verderben gelegt und dadurch den Keim meines künftigen Glücks wurmstichig gemacht hatte. Ich habe ihr zwar deswegen nie Vorwürfe gemacht, und mache ihr dergleichen noch jezt nicht: sie hat es gut gemeint. Allein ihre wenige Erfahrung, verbunden mit ihrem

Hange zum Saufen, hat dieſer ihrer guten Geſinnung gegen mich eine ſchiefe Richtung gegeben, ſo wie ihre Affenliebe ſie oben drein verblendete, daß ſie die ſchädlichen Folgen von dem nicht einſahe, wozu ſie mich theils verleitete, theils behülflich war. Mein Vater ſelbſt hätte beſſer gethan, wenn er ihr gar keinen Antheil an meiner Erziehung gelaſſen hätte. Doch wer kann wider Verhängniß!

Achtes Kapitel.

Reiſe nach Halle.

Mein Vater begleitete mich bis Frankfurt und ſprach unter Weges ziemlich ernſthaft, ob er gleich wie er hinzufügte, ſeinen Worten und Vermahnungen wenig Wirkung zutraute, wenn ich nämlich nicht ſelbſt mit klug ſeyn würde, wozu ich doch wol Erfahrung genug haben möchte. Würde ich aber wirklich mich beſſern; ſo wollte er mir den Vater ſo zeigen, wie ich es nur ſelbſt wünſchen und hoffen könnte. In Frankfurt gab er mir vierzehn Carolins ohne noch fünf Dukaten Reiſegeld und bezahlte die Poſt bis Eiſenach, im Darmſtädter Hof zu Frankfurt.

Ich hatte, auſſer meinen Kleidern und Wäſche weiter nichts mitgenommen, als die Idyllen des Theokrits und den Horaz. Dieſe lieblichen Dichter ſollten mich unterhalten, wenn ich in Gaſthöfen auf den Fortgang der Poſt würde warten müſſen. In Friedberg war dies ſchon der Fall. Während ich aber las, foderte mich ein Tabuletkrämer zum Lottowurf gegen drei Batzen Einſatz auf, und ließ nicht eher nach, bis ich ſie endlich, wiewol ungern, hinwarf, und auf den erſten Wurf die ſchönſte ſchildkröterne Tobaksdoſe, welche der Kerl in ſeinem Kram hatte, gewann. Er erboßte und bot mir gleich vier, hernach ſechs Gulden nebſt vier freien Würfen. Ich erklärte ihm aber gerade heraus, daß ich die Doſe auf jeden Fall behalten würde, doch wollte ich noch einigemal werfen. Ich fuhr fort und gewann immer. Der Kerl ſtuzte und gab vor, daß ihm ſeine Würfel unrein geworden wären. Er langte andere hervor; der Poſtſekretär winkte mir, ich verſtand ihn und hörte nun auf. Nach einiger Zeit kamen andere Fremde, warfen und verlohren anſehnliche Summen.

Ich habe mich oft gewundert, daß man dergleichen Spizbuben — denn weiter ſind ſie nichts! — noch duldet und ihnen ſogar von Obrigkeits wegen erlaubt, herum zu ziehen und gewinnſüchtige dumme Leute um ihr Geld zu bringen. Alle Glücksbuden

dieſer Art ſollten durchaus nicht geſtattet werden. In Halle war vor einiger Zeit auch eine dergleichen Bude, worin ein ſonſt nach ſeinem Stand recht wohlhabender Soldat alles, was er hatte, verlohr, und nachdem er das Geborgte noch obendrein verſpielt hatte, als ein Scheim entweichen mußte. Mehrere Andere haben ſich an dieſer Spizbubenbude arm geſpielt. — Was nüzt es wol, für die Erlaubniß, die ſolchen Schuften ertheilt wird, einige Thaler einzunehmen und die Unterthanen — zu denen die dummen Leute eben ſowohl gehören als die Klugen — ruiniren zu laſſen? — Heißt das auf eine väterliche Art der Vormund der Dummen ſeyn? Mancher erlaubt dergleichen freilich, um die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich Alzibiadiſch von ſich abzulenken; aber nicht ſo Friedrich der Große! Doch, was weis ich von der Theorie der Ableiter und Palliative! —

In Alsfeld hörte ich herrliche Geſchichten von dem damaligen Inſpektor daſelbſt, Herrn M. Schwarz, der ehedem Profeſſor der Theologie in Gieſſen, und ein heftiger Antagoniſt des D. Bahrdts geweſen war. Er hat viele Schriften geſchrieben — voll von Unſinn! Die Alsfelder beſchwerten ſich gar ſehr über ſein unbändiges Branntweinſaufen, ſo daß er oft am hellen Tage auf den Straßen hinſtürz-

te, liegen bliebe, und nach Hause getragen werden müßte: auch daß er den Weibsleuten nachliefe und schon im Busche mit Grasnymphen wäre gefunden worden und was der Art Stückchen mehr waren. Ich kannte den Ehrenmann und hatte bei diesen Relationen so mein Vergnügen, theils weil sie einen Pfaffen betrafen, theils aber und vorzüglich, weil Meister Schwarz mir als ein intoleranter garstiger Bonze bekannt war, der sogar die Obrigkeit in seinen dummen Toleranzbriefen gegen die Ketzer aufgefordert hat. Es ist doch sonderbar, daß die orthodoxesten Pfaffen meistens auch die lüderlichsten sind; und die Heterodoxen — größtentheils die besten Menschen. Aber jene zehren auf fremde Rechnung — auf Christi Verdienst —; diese auf ihre eigene, und da ist man ökonomischer!

Eine Stunde ohngefähr von Alsfeld hielt der Schwager an einem Wirthshause still. Ich schalt, aber vergebens. Meister Postillion mußte einen Schluck machen. Kurz nachher kam er an den Wagen und fragte: ob ich nicht erlauben wollte, daß zwei Frauenzimmer mit nach Hersfeld blind führen? Ich hatte eigentlich dagegen nichts; doch wollte ich erst sehen, was das für Frauenzimmer wären. Ich stieg also herab und fand zwei treffliche Mädchen, eine von 18, die andre von 15 Jahren, welche mir sehr dreist, nach Hessenart, sagten: wer sie wären

wo sie herkämen und wo sie hin wollten. Nun drang der Schwager auf Weiterfahren; aber noch ein Glas Schnapps machte, daß wir so lange hielten, bis ich meine Frauenzimmer mit Koffee, freilich, wie er dort zu haben ist im Kasselschen, regalirt hatte. Meine Leser müssen hier aber ja an kein anderes Interesse für mich denken, als an das, hübsche Gesichter zu sehen, und Worte, die aus einem schönen Munde kamen, zu hören. Ich fand indeß doch etwas mehr: die Mädchen waren munter, witzig und völlig unverdorben; daher hielt ich es auch für Pflicht, mich anständig zu betragen, und ihnen keine Zotologie zu lesen, wie ich sonst in der Pfalz beim Frauenzimmer zu thun pflegte. Allein das waren auch Pfälzer Mädchen, die es so genau nicht nahmen!

Ich bezahlte den Postillion für das Blindfahren bis Nieder-Aula und von da bis Hersfeld bezahlte ich das ordinäre Postgeld für sie, nebst dem Abendessen. Die Mädchen, so spät es schon war, liessen mir in Hersfeld keine Ruhe, bis ich mit ihnen zu ihrer Mutter ging, die mich sehr freundschaftlich aufnahm. Die Mädchen hatten gleich ein Langes und Breites von mir gerühmt. Ich mußte versprechen, wenn ich wieder durch Hersfeld käme, bei ihnen einzukehren. Damals dachte ich zwar nicht, daß ich diese Frauenzimmer jemals wieder

ſehen würde: aber die Folge wird zeigen, wie ſehr ehrliche Philiſter-Freundſchaft, wenn ſie gleich kurz iſt, eine akademiſche Ordensfreundſchaft übertrift.

Ich war recht froh, daß ich aus dem Heſſenlande herauskam. In Heſſenland iſt alles Elend zu Hauſe. Die Zeit wirds ſchon lehren! —

Zu Erfurt beſah ich die große Glocke und nahm meinen Weg nach Jena. Es freuete mich, den Ort wieder zu ſehen, von deſſen Comment ich ehedem ſo hohe Begriffe gehabt hatte; den ich aber für diesmal nicht mitmachte. Statt deſſen beſuchte ich die Herren Griesbach, Gruner und Schüz. Dieſer war mir ſchon als einer der erſten Philologen bekannt, für den ſelbſt Herr Heyne, der ſonſt, nach Art aller Philologen, gern kritiſirt und ſelten lobt, viel Reſpekt hatte. Herr Griesbach war ſehr zurückhaltend und merklich jeſuitiſch. Deſto offener war der herrliche Gruner, dieſer große Kenner der ältern und neuern Geſtalt der Arzneikunde. Ich habe recht ſelige Augenblicke bei dieſem Mann gehabt! Er ſprach ſo offen über die ganze Gelehrſamkeit, und urtheilte insbeſondere ſo frei über den jetzigen Zuſtand der Medicin, daß es eine wahre Luſt war, ihn anzuhören. Unſere Aerzte, meinte er, erfänden nichts neues: ſie beteten nach, überjezten und wären gröſtentheils elende Sudler. Er nannte mir einige Aeskulapier, die ich für Matadors gehal-

ten hatte, und beſchrieb ſie als die ärgſten Pfuſcher. Nie will ich vergeſſen, was er mir wegen der Pathologie meines Landsmanns, des berühmten, Gaubius *), geſagt hat. Das Buch, meinte Herr Gruner, ſey das beſte pathologiſche Handbuch: daß es aber ſo wenig auf Univerſitäten zum Handbuch gebraucht würde, ſey nicht das Buch ſchuld, ſondern die Schwierigkeit, welche mit der Erklärung deſſelben verbunden wäre.

Das herzliche Weſen des biedern Schüz hat mir ganz beſonders gefallen: er behandelte mich wirklich als Freund, und ſprach mit mir über Litteratur und Geſchichte, weil er ſahe, daß ich an dergleichen wenigſtens Vergnügen fand. Schüz iſt ſo ganz anders, als Herr Heyne in Göttingen und Freund Harles in Erlangen. Und wer ſo mit dem philologiſchen Eſprit bekannt iſt, aber Schüzens Verdienſte um dieſen Theil der Gelahrtheit nicht kennt, würde ihn wahrlich für keinen Philologen halten: ſo human, ſo liberal, ſo traulich iſt Schüz! Ipſius ſuae Scholae vitia vita corrigit, ſagt Seneka vom Epikur, und das kann man mit Recht auch von Schüz ſagen.

---

o) Gaubius oder Gaub war in Heydelberg geboren, wo noch Anverwandte von ihm ſind, die ſeinen Namen führen.

Den berühmten Eichhorn konnte ich nicht sprechen: er war verreiset.

Der Comment der Bursche war nicht mehr so rüde und wüste als 1776; doch hatte er noch sehr viel Burschikoses: besonders zeichneten sich die Mosellaner durch ihre Trinkgelage, Balgereien und andere Unarten, aus. Die Orden waren noch in großem Flor, besonders der der Schwarzen, derer Senior sich bei mir berühmte, sich mehr als 50 mal geschlagen zu haben. Den ältern und jüngern Hochhausen lernte ich jezt auch kennen. Sie waren geborne Jenenser, und verstanden den Comment so gut, daß beide mehrmals relegirt wurden. Der älteste ging als Fechtmeister noch in selbigem Jahr nach Rußland. Der jüngere aber, nachdem er zwei Jahre in Weimar gefänglich gesessen, sodann mit einer Müllersfrau davon gelaufen war, und in Berlin den Winter über 17$\frac{8}{9}$ den Fechtmeister und Renommisten gemacht hatte, ist vor einiger Zeit Sternwirth in Jena geworden. So spielt das Schicksal mit den unbändigen Söhnen der Musen!

Auf der Brenhanschenke bei Halle, gerieth ich in Bekanntschaft mit einem erzliederlichen halliſchen Halloren, Knautpahl. Er rühmte sich, alle Professoren in Halle zu kennen, und both sich an, mich bei jedem einzuführen, wo ich nur wollte. Auf

meine Rechnung goß er eine Menge Brantewein, wie klares Waſſer hinein, ohne beſoffen zu werden. Hätte ich damals dieſen Schuft ſo gekannt, wie ich ihn hernach mit meinem Schaden kennen gelernt habe — ich würde mehr auf meiner Huth geweſen ſeyn. Aber das war von jeher mein Fehler, daß ich einem jeden gleich traute, und mich immer betrügen ließ. Freilich iſts beſſer, betrogen zu werden, als ſelbſt zu betrügen; aber jenes iſt doch auch nicht rühmlich. — Ich fragte den Halloren nach einem guten Logis in Halle und er empfahl mir den — blauen Hecht!

Auf der Poſt rieth mir jemand, vier Groſchen zu geben, damit mein Koffer nicht viſitirt und mir nicht alles durcheinander geſchmiſſen würde. Das ſollte ſo die Mode der meiſten Viſitatoren ſeyn: wer ihnen blecht, ſagte man, der wird nicht viſitirt, geſetzt auch, er habe noch ſo viel Kontrebande bei ſich; wer ihnen aber nicht blecht, und ſich auf ſeine gerechte Sache verläßt, der muß nicht nur lange warten, und allerlei Impertinenzien einſtecken, ſondern ſeine Sachen auch herumhudeln laſſen, als wenns geſtohlnes Gut wäre. Wenn der König haben will, daß alles viſitirt werde, ſo dürfen die Viſitatoren kein Geld fürs Nichtviſitiren nehmen: und die groben Reden einiger dieſer Meiſter, und die Beſchädigung der Sachen fremder Leute, hat ihnen der Kö-

nig weder geboten noch erlaubt. Aber — practica eſt multiplex!

Um das Geſpräch meines Wirths, des Herrn Frenzels im blauen Hecht, der unaufhörlich über die Dummheit ſeines Jungens loszog, nicht länger anzuhören, ging ich nach Giebichenſtein, ſahe mich da auf dem Felſen um und betrachtete die Trümmer des alten Schloſſes, worauf in den ältern Zeiten ſo mancher Reichsfürſt, Graf und Ritter, gefänglich geſeſſen hat. Ich brachte den Tag ſo mit Herumlaufen zu, und machte noch keine Bekanntſchaft.

Neuntes Kapitel.

Meine erſten Verrichtungen in Halle.

Am andern Tag begab ich mich zu Herrn D. Semler. Ich hatte mir ſchon längſt eine große Idee von dieſem wichtigen Mann gemacht; und dieſe Idee wurde immer größer, je genauer ich ihn kennen lernte: und ich kann mich wohl rühmen, den Mann genau gekannt zu haben. Er empfing mich nach ſeiner Art, das heiſt, beim erſten Anblick kalt und befremdet; kaum aber hatte er meinen Namen ge-

hört, so rief er: aha! nun weiß ichs. Sie sind der Sohn des guten Laukhards, den ich vor langer Zeit recht gut gekannt habe. Was macht denn Ihr Vater? — Ich gab ihm alle Auskunft, und Herr Semler freute sich, daß der alte Metaphysikus noch recht gesund wäre. Wir waren, fuhr er fort, ratione studiorum niemals so recht einig: er gab mir gern zu, daß ein richtiges Studium der Geschichte und der Philologie allerdings einem Theologen nöthig sey: er hat sich auch, das muß ich ihm nachrühmen, nicht faul in dergleichen umgesehen; aber da hatte er seine Wolfische Metaphysik, das war sein Steckenpferd, dadurch glaubte er alle Wahrheit zu finden und alle Irthümer widerlegen zu können. Gebe Gott! daß es ihm gelungen ist, die einzige Wahrheit gefunden zu haben: daß alles, was uns bessert und beruhigt, für uns nüzlich und folglich wahr ist. Aber wenn ich nach Briefen schliessen soll, die er mir zuweilen schrieb, so muß ich denken, er hat fortgegrübelt, und sich ein System erbauet, das nicht fern ist vom kalten Spinozismus, der das Herz so leer läst und schwache Seelen leicht zu Misantropen machen kann. Ich vermuthe aber, daß das leztere bei ihrem alten Vater der Fall nicht ist: er war dazu immer zu human und zu liberal.

Ich fand dieses Urtheil des rechtschaffnen Doctors über meinen Vater sehr gegründet und

mußte ihm Beifall geben. Semler sprach endlich lateinisch mit mir, um, wie er sagte, zu sehen, ob ich fleißig in dieser Sprache gelesen hätte: Denn wenn man fleißig lateinische Bücher gelesen hätte, wie er hinzu sezte, so müßte man sich auch, dem Genius derselben gemäß, ausdrücken können; gesezt auch, man könne es, aus Mangel der Uebung, nicht fertig. Wir sprachen lateinisch, und er war mit mir zufrieden — ich sage, er war es, und nicht: er schien es zu seyn; denn Semlers Karakter war so, daß er in solchen Fällen niemals schien zu seyn. — Dann erkundigte er sich nach meiner Baarschaft und rieth mir, nachdem ich ihm eine genaue Berechnung meines Geldes abgelegt hatte, zur Sparsamkeit: einer Tugend, die niemals die meine war; denn dazu war ich schon in der frühern Jugend verdorben worden. Endlich schickte mich Semler zum Herrn D. Mösselt, dem damaligen Prorektor, wo ich für die Hälfte der Gebühren, auf Semlers Empfehlung, die Matrikel und ein großes Pack akademischer Gesetze in Empfang nahm. Herr Mösselt gab mir verschiedene gute Ermahnungen, aber auf ein gelehrtes Gespräch, so stark ich auch auf den Busch schlug, wollte er sich nicht einlassen. Ich habe hernach mehrmals mit ihm gesprochen, ihn aber immer sehr zurückhaltend gefunden.

Herr Semler hatte mir aufgetragen, ihn den andern Morgen wieder zu besuchen, um wegen meiner Bestimmung weiter mit mir zu reden. Als ich nun kam, gab er mir einen Brief an den verstorbenen Direktor des Waisenhauses, Herrn Freislinghausen. Dieser empfing mich sehr freundlich, ließ mich den 28. Psalm exponiren, wie auch die Ode des Horatius: Qualem ministrum fulminis alitem, lobte meine Kenntnisse und schickte mich an den verstorbenen Inspektor Melle, welcher mir im sechsten, oder dem sogenannten Knappischen, Eingange auf Nummer 16 ein Logis anwies. Meine Stubenburschen waren Pöhler, ein naher Anverwandter des D. Semlers, ein Mann von viel Kopf und viel litterarischen Kenntnissen. Der andere hieß Molweide. Beide waren seelengute Leute und wir lebten so friedlich und einig beisammen, wie Brüder. Mit Vergnügen erinnere ich mich noch der herrlichen Tage, die ich auf dem Waisenhause zu meinem wahren Nutzen verlebt und hernach nicht mehr geschmeckt habe. Ausser diesen lernte ich bald noch einen sehr würdigen jungen Mann kennen, der bei Herrn Professor Niemeyer wohnte und Bartholdi hieß. Dieser schien gar nicht Student zu seyn: so wenig kam er in Studentengesellschaften und so wenig verstand er vom Comment. Dafür hatte er aber reine Sitten und viel

gesezte Rechtschaffenheit. Er war nie auf Schulen gewesen, hatte sich jedoch für sich auf die Wissenschaften und alte Sprachen gelegt und nicht gemeine Kenntnisse erlangt. Diese Kenntnisse suchte er durch ununterbrochnen Fleiß zu vermehren. Herr Prof. Niemeyer würdigte ihn seiner Freundschaft und seines Umgangs; und ich muß hier diesem Manne das Zeugniß geben, daß er dadurch, daß er hoffnungsvollen jungen Leuten zu der Zeit den Zutritt zu sich gestattete und sie seines Umgangs würdigte, sehr viel Gutes gestiftet hat. So was prägt eine gewisse edle Ambition in die Gemüther, welche zu lauter guten Thaten anspornt p).

---

p) Ich bin kein Freund von solchem Professors-Umgang wie ich ihn in Göttingen gesehen und schon oben (Th. I. S. 263.) beschrieben habe; aber freien Zutritt seine ein akademischer Lehrer seinen Zuhörern immer gestatten. Ich hörte einmal einen gewissen Herrn sich entschuldigen, daß er mit Studenten gar nicht umgehen möchte, aus dem Grunde: es könnte sonst scheinen, als wolle er sich bei den jungen Leuten in Gunst setzen, damit sie seine Kollegien hören möchten; allein diese Ausflucht ist sehr unstatthaft. Es ist ja bekannt, daß man — ceteris paribus — mehr Zuhörer erwirbt, wenn man sich in ein gewisses Dunkel zu stecken weiß, woraus man sich selten entfernt, allen Studenten-Umgang meidet und ihnen nur im Kollegio sichtbar wird; oder — was wenigstens in Halle unfehlbar wirkt — wenn man alles hübsch kurz und so liest, daß jeder von Wort zu Wort alles nachschreiben

Meine Lebensart war um diese Zeit sehr ordentlich. Ich hörte zwei Kollegia bei Herrn Semler, und die Physik bei Karsten. Herrn Knapps Psalmen besuchte ich auch einige Monathe. Herr Semler ermahnte mich, brav alte Schriftsteller zu lesen, und borgte mir den Homer von Barnesius, der griechischen Scholien wegen; sodann auch, um mir Geschmack an der Lectüre der Väter beizubringen, die Opera Basilii Magni, wovon ich verschiedenes mit Vergnügen gelesen habe.

Indessen hatte mir Herr Freilingshausen die ordinaire Präparanz auf dem Werke — so nannten die Studenten das Waisenhaus — gegeben, und Herr Pastor Meyer forderte jezt, daß ich seinen sogenannten Katechetischen Vorlesungen über den alten Schmöcker des ehemaligen Prof. Joh. Jacob Rambachs, beiwohnen sollte. Gleich in der ersten Stunde hatte ich aber an diesen Vorlesungen so satt, daß ich sehr ungern weiter hinging. Das abgeschmackte Kompendium: „Wohlunterrichteter Katechet," und noch mehr, die angestellten Uebungen

---

kann und dann lange Ferien macht. Diese Stücke sind für den Herrn Professor und die Herren Studenten gleich bequem und die besten Lockvögel. Hieraus ergiebt sich aber leider, daß ein feuriger und Vollständigkeit liebender Mann in Halle nicht auf großen Beifall rechnen darf.

mit Studenten und deutschen Schülern, machten mir diese Lectionen gar zum Eckel. Allein ich mußte mich fügen.

Während dieses Kollegiums trug mir einer meiner Bekannten auf, einige Tage in seiner Abwesenheit, für ihn in der ersten Mädchen-Klasse zu viciiren, oder statt seiner das Kompendium über die Dogmatik von Anastasius Freilingshausen, dem Vater des damaligen Direktors, zu erklären. Ich ging ohne Vorbereitung in die Klasse und fand, daß ich den Kindern ein Stück aus dem lieblichen Artikel von der Rechtfertigung vortragen sollte. Ich war lange mit den Fragen bekannt, welche die Theologen, seit Augustins und besonders seit Anselmus Zeiten, über diesen Artikel verbreitet hatten, und nahm mir vor, meinen Unterricht auf folgende Sätze einzuschränken: der Christ wird durch die Religion Jesu, d. h. durch die Befolgung seiner Sittenlehre, gerecht und selig. Christus hat sich auf mehr als eine Art um das Juden- und Menschengeschlecht verdient gemacht; sein vornehmstes Verdienst aber besteht darin, daß er den Willen seines und unsers himmlischen Vaters, besser als sonst irgend ein Prophet, geoffenbaret hat. Wer ihn also für einen göttlichen Propheten hält und alles glaubt und ausübt, was er gelehrt hat, ist ein gerechtfertigter Christ und wird selig.

Diese Sätze trug ich den Kindern vor. Ob sie selbige besser verstanden haben, als die abgeschmackten Lehren des Kompendiums, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß Herr Pastor Nebe entweder selbst, oder sonst ein Jemand, welcher die heiligen Anstalten vor Ketzerei schützen wollte, gehorcht hatte. Dann gleich einige Tage nachher citirte mich Herr Nebe und befragte mich in merklich rauhem Ton, über die Ketzereien, die ich mich erdreistet hätte, den Kindern zum Schaden ihrer Seelen vorzutragen. Sogleich erklärte er mir auch, daß ich des Tisches, den ich damals genoß, verlustig wäre. Nun war mirs freilich nicht so sehr um den Tisch zu thun, als um die Furcht, der Herr D. Semler möchte dies erfahren und böse werden: denn als ich diesem toleranten Manne meine freiern Meinungen in seinem Zwinger mittheilte, gab er mir den weisen Rath, ja auf dem Waisenhause nichts davon merken zu lassen. Daher lenkte ich jezt bei Herrn Nebe ein und versprach, meine Gedanken über Rechtfertigung und Verdienst Christi schriftlich aufzusetzen und sie der Censur des hochwürdigen Herrn Pastors vorzulegen. Das that ich auch in lateinischer Sprache, aber so unbestimmt und so zweideutig, daß der arme Nebe gewiß selbst nicht wußte, was er aus meinem Aufsatz machen sollte.

Ich ging hierauf zum Direktor, erzählte ihm den Vorfall und bat: er möchte mir, im Fall er meiner sich ferner bedienen wollte, eine Stunde auf der lateinischen Schule anweisen. Das Kollegium über Rambach sey für mich eine arge Pönitenz. Freilingshausen lächelte und einige Tage hernach erhielt ich die dritte griechische und zweite hebräische Klasse.

In der dritten griechischen Klasse las man damals noch, nach der gewöhnlichen Unart, nichts als das Neue Testament g), ein Buch, das sich eben so gut zum Griechisch-Lernen schickt, als das Breviarium oder Missale Romanum zum Latein-Lernen. Ich bat meine mir gewiß sehr ergebenen Schuler, doch die vom Herrn Prof. Schulze herausgegebe-

---

g) Lehranstalten mit Buchhandlungen verbunden, haben gewöhnlich diesen Nachtheil: da muß erst die Auflage vergriffen seyn, ehe ein besseres Lehrbuch statt finden kann. Und ist das Lehrbuch gar ein stehender Artikel. — da ist er allerdings eine res sacra! — Das war vor Zeiten auch so die Maxime der Jesuiten-Schulen! Ja, irgendwo lieset ein sehr ansehnlicher Mann über ein sehr unansehnliches Compendium, blos, um den Verleger desselben — freilich nach dem Sprichworte: die eine Hand wäscht die andere — seine starke Auflage unterbringen zu helfen, wozu sonst nach dem Absterben des Verfassers wenig Hoffnung gewesen wäre. — Eine merkantilische Art von den Hindernissen der Aufklärung, die man nicht genug zu beachten scheint.

nen Selecta Capita sich anzuschaffen, welche wir statt der Episteln St. Pauli lesen wollten. Die Schüler folgten meinem Rath und so war ich der erste, welcher es wagte, in graeca tertia auf dem Waisenhause zu Halle, etwas anders zu lesen, als das so dunkel und altmodisch geschriebene Buch, Neues Testament genannt.

Im Hebräischen fand ich meine Schüler in den ersten Grundregeln der Grammatik versäumt, und doch sollte ich ihnen die Psalmen, ein an tausend Stellen korruptes, schweres Buch vorerklären. Ich ermahnte sie, mir zu folgen und Grammatik zu treiben. Auch hierin fand ich folgsame Jünglinge, die sichs gefallen ließen, daß ich ihnen die einfachsten Regeln vordemonstrirte, welche sonst schon ein Anfänger wissen muß.

Ein Hauptfehler der damaligen Einrichtung auf dem Waisenhause war, daß die Inspektoren, den Herrn Feldhan ausgenommen, in Absicht der Schulwissenschaften sehr kleine Meister waren, um nichts schlimmeres zu sagen. Daher konnten sie unmöglich die Fähigkeiten der Lehrer prüfen: wer nur vor ihnen sich schmiegen konnte, erhielt eine Klasse, wie er sie verlangte; wer aber das nicht konnte, der mußte nehmen, was man ihm gab, und gefiel ihm das nicht, so konnte er wegbleiben. Als Herr

Wald, jezt Professor der Philosophie zu Königsberg, mein gewesener fidus Achates in Halle, ein in allem Betracht gelehrter Mann, sich mit dem Inspektor Schmidt entzweite und deshalb die grobe Antwort erhielt: „Wenns ihm nicht anstände, so könnte er sich packen, wohin er wollte," — ging er ab und hatte Recht dazu; denn er wußte gewiß mehr als alle Herren Inspektoren, selbst Herrn Feldhan nicht ausgenommen. Der Inspektor, welchem die Wahl der Lehrer anvertrauet war, tröstete sich gleich über den Abgang des Herrn Walds und sagte: „Lehrer könne man genug haben, wenn man nur genug haben wollte! Wald habe ohnehin von Subordination nicht viel hören wollen."

Man muß wissen, daß die damaligen Herren Inspektoren einen gewissen geistlichen Stolz besaßen, der freilich sich blos in der Stutzperücke gründete, aber eben deswegen, weil er ein so leichtes Fundament hatte, ganz unerträglich war. Ueberhaupt hätte ich gar viel an so mancher öffentlichen Schulanstalt, besonders in Rücksicht auf Erziehung zu tadeln; aber hier ist der Ort nicht dazu, und was würde es frommen? Genug, wer diese Schrift liest, den ermahne ich, durch Erfahrungen belehrt, sein Kind ja nicht auf zu große, schwer zu übersehende Schul- und Erziehungsanstalten zu schicken, wenn er nicht will, daß es Gefahr laufe,

an Leib und Seele verdorben zu werden. Von Erziehung übrigens abgesehen, muß ich bekennen, daß unter den vielen Lehranstalten, die ich weit und breit kenne, das Hallische Waisenhaus, noch immer eine der vorzüglichsten ist, und die vorzüglichste alsdann gewiß werden könnte, wenn man auf einen Fond bedacht wäre, um durch angemessene Besoldungen den fähigsten Köpfen unter den vielen in Halle Studierenden Muth und Lust zu einer stabilen Inspections- oder Lehrstelle beizubringen, und dadurch dem zu öftern und zu schnellen Abwechseln mit beiden vorzubeugen. — Den Fond dazu könnte man wohl leicht alsdann haben, wenn — nach Schadloshaltung der jezt einmal bestallten Lehrer durch anderweitige Versorgung — die Einkünfte des Hallischen reformirten und lutherischen Gymnasiums, deren Ansehn ohnehin das blühendste nicht ist, dem Waisenhause zufielen, und dann dieses selbst angehalten würde, durch eine systematischere Aufsicht auf Buchladen, Apotheke, Seidenbau und Landökonomie die Versuchung unmöglich zu machen, auf Kosten des Ganzen — sich einzeln zu bereichern. —

Ich fand gar bald die seligen Folgen einer ordentlichen Lebensart: Mein Körper war gesund und munter und meine Seele erhielt eine Heiterkeit, welche von jener burschikosen Lustigkeit weit entfernt war. Fast täglich, wenigstens viermal die Woche,

besuchte ich den treflichen Semler, und begleitete ihn zuweilen auf seinen Spaziergängen, die er alle Tage anstelle. Bei solchen Gelegenheiten waren die Reden dieses großen Mannes jedesmal sehr lehrreich und für mich äusserst interessant. Ich las mehrere seiner Schriften, besonders sein unsterbliches Werk vom Kanon, und seine Selecta capita Histor. eccles. Stieß ich auf etwas, was ich nicht verstand, oder anders verstand als er, da bat ich ihn um Belehrung oder disputirte dagegen. In beiden Fällen betrug sich Semler als ein Mann, dem es darum zu thun ist, daß der, welcher ihn hört, die Wahrheit kennen lerne, und nicht, daß er seine Gelehrsamkeit bewundere, welches so viele bezwecken wenn sie über wissenschaftliche Dinge mit Andern sich unterhalten.

Semler hatte mir vor allen Dingen ein genaues Studium der Geschichte empfohlen, ohne welche, wie er dachte, gar keine gelehrte Kenntniß statt finden könne: besonders hatte er mir Kirchenhistorie empfohlen, und in dieser Absicht mußte ich, auf seinen Rath das Neue Testament studiren. Er borgte mir zu diesem Behuf Wettsteins Ausgabe und mehrere gute Bücher. Da ich wußte, daß Semler von den sogenannten Zeichen und Wundern durchaus nichts hielt, so bat ich ihn einst, in seinem Garten, mir einen Weg zu zeigen, diese Geschichtchen ver-

nünftig zu erklären. Allein er erklärte mir gerade heraus: dieſe Hiſtorien litten gar keine vernünftige Erklärung: man müſſe ſie ſtehen laſſen: ſie enthielten ja keine Glaubensartikel, ſo wenig überhaupt Glaubensartikel in einem geſchriebenen Buche ſtehen und geſchriebene Autorität haben könnten. Ich beſtand aber auf meiner Behauptung, daß, wenn gewiſſe Wunder, z. B. die Auferſtehung Jeſu wegfielen, auch der Grund der Religion wegfiele, da die Apoſtel ihren einzigen Beweis von daher genommen hätten. „Was wollen Sie damit ſagen? — erwiederte Herr Semler mit Hitze, —" die Apoſtel nehmen ihren Beweis von Jeſu Religion aus ſeinen Wundern? das war ja ſehr natürlich! woher, um Gottes Willen, ſollten ſie ihn denn ſonſt nehmen, bei einem Volke, das Wunder über Wunder haben mußte und wollte? Hat das aber bei uns auch noch ſtatt? Können wir aus der Uebereinſtimmung unſerer Vernunft mit Jeſu Religion nicht Beweis genug für uns finden, daß er ein Geſandter Gottes war? Iſt ſeine Sittenlehre nicht gut? iſt ſein moraliſches, ewiges Leben nicht wünſchenswerth? — Und was gut und wünſchenswerth iſt, muß doch wohl vernünftig und wahr ſeyn?" Ich wendete ein: daß auf dieſe Art das Neue Teſtament gar keine eigene Autorität behalte, keine Offenbarung ſey, und daß folglich der Deiſt recht habe, wenn er mit Hin-

tenánsetzung aller so genamten Religionslehren, als lein das für wahr halte, was er mit seiner Vernunft in Uebereinstimmung bringen könnte. Herr Semler hatte wider dieses nichts einzuwenden; doch meinte er, der Deismus, wie er vorlägo und in Schriften vorgetragen würde, sey mehr schädlich als nützlich wegen des polemischen Tons, womit die Verfechter desselben zu Werke gingen [r]). Spötterei in Religionssachen wäre überall nichts: und die fände man doch beinahe bei allen Deisten [s]).

Doch ich würde meine Leser ermüden, wenn ich mehrere Aeusserungen dieses Mannes anbringen wollte: für mich waren sie immer lehrreich und bestärkten mich in dem Gedanken, den ich schon lange zur Grundlage meiner Religion gemacht hatte, nämlich, es giebt überhaupt keine göttliche unmittelbare Offenbarung: die gewöhnlichen beruhen auf Mißverständniß oder höchstens auf fanatischen Grillen; es giebt daher auch keine Geheimnisse, keinen Gottesdienst nach höhern Vorschriften und keine übernas

---

s) Wie wenn der Semlerische Ton wider die Deisten nicht auch einen Anstrich von Polemik gehabt hätte!

r) Wie Unempfänglichkeit für ruhige Vernunftbelehrung beinahe bei allen Theologen. Verschmuzte Lumpen erfordern Lauge, um rein zu werden: und Furcht vor beschämt oder blach: zu werden, wirkt oft mehr, als alle Logik.

türliche Gnade. Was ich begreifen kann, ist für mich wahr; und was mich besser und ruhiger machen kann, ist für mich ein Gut, nach dessen Besitz ich streben muß. — Ich hatte freilich viel moralische Kenntnisse; allein, leider auch ich erfuhr, daß Theorie und Praxis, Denken und Handeln himmelweit von einander verschieden sind.

Zehntes Kapitel.

Noch ein Wort vom hallischen Komment!

Die Herren Gießer, Jenaer, Göttinger, Heidelberger, Strasburger, Mainzer und andere, deren Comment ich in meiner Biographie bisher beschrieben habe, möchten böse werden, wenn ich ganz vom dem Wesen der Hallenser schwiege; und dazu hätten sie auch Recht. Ja, würden sie sagen, da sieht mans, er lebt in Halle und hat da so sein Wesen unter den Studenten; daher findet man von diesen kein Wort. Vielleicht war auch der Herr Censor schuld, welcher das Nachtheilige fremder Universitäten stehen ließ; das aber von der Hallischen wegstrich. — Allein, gemach, meine Herren! Sie irren, wenn sie glauben, ich würde hier partheiisch seyn. Eben

so freimüthig, wie ich von andern Universitäten geschrieben habe, werde ich auch von der Hallischen schreiben, und eben so werde ich von den hiesigen Studenten das sagen, was der Zweck meines Buches mit sich bringt.

Warum ich aber keine Bildergallerie der Hallischen Professoren aufstelle? Ob ich die Herren vielleicht nicht kenne? — Hören Sie, meine Herren, ich kenne die Herren meist alle, sowohl von Person, als nach ihren Schriften: — aber urtheilen mag ich doch nicht über alle. Die meister sind über meine Schilderung erhaben; und bei einigen könnte ich mir den Verdacht der Schmeichelei zuziehen; also — oder vielmehr bedenken sie, meine Herren, daß Friedrich II. allezeit ganz besonders für die hiesige Akademie gesorgt hat, und daß ein Zedlitz sehr lange ihr Curator gewesen ist; und nun machen Sie den Schluß, daß ein Ouvrier oder ein Bechtold hier schwerlich Professoren werden konnten, oder bleiben, wie man noch vor kurzem an einem Herrn Peucker gesehen hat. Ist ja dann und wann ein Nebenfaden passirt, je nun, — keine Regel ohne Ausnahme!

Aber ich vergesse die Ueberschrift dieses Kapitels: Also vom Burschen-Komment in Halle!

Als ich ankam, fand ich den Comment sehr verschieden, wie es auf einer so zahlreichen Univers

stirt nicht anders zu erwarten ist. Meine Landsleute, die Pfälzer und alle sogenannten Reichsländer, zeichneten sich damals nicht vortheilhaft aus. Herr Dambmann, den ich gleich anfangs kennen lernte, beschrieb mir die Leute und warnte mich vor ihnen. Willst du bei Kredit bleiben, so meide die Reichsländer: das sind größtentheils Leute, die sich in allerlei Händel verwickeln und endlich, wenn sie in Schulden bis über die Ohren stecken, sich heimlich davon machen *). Das Ding gefiel mir nicht; aber leider die Erfahrung bestätigte mirs.

Warum die Reichsländer in Halle so waren? — Der Grund ist leicht einzusehen. Wer draussen Geld hat und liberal erzogen ist, läuft nach Göttingen, Jena oder Erlangen; wer aber keins hat, kommt nach Halle, um sich da ans Waisenhaus zu halten, und so seine Brodstudien durchzulaufen. Was aber aus dergleichen Leuten zu werden pflege, wissen wir.

Ich besuchte bald nach meiner Ankunft die Brauhausschenke förmlich und traf eine ganze Menge Studenten an. Ich forderte zu trinken; der Wirth Trautmann brachte Brauhan und trank mir zu mit den Worten: Prost (prosit) Mosje Fuchs!

---

*) Stiffiren spricht der Student.

dies fand ich impertinent und als ich dem Kerl einen Filz gab, hieß es: das sey so Mode: man müsse bei ihm erst commersiren; sonst sey man noch Fuchs. — Die Studenten, lauter Reichsländer, die zu der Zeit ihren Zug dahin hatten, sezten sich nun hin, stimmten das: „Lustig sind wir, lieben Brüder!" an und luden meinen Begleiter, den Herrn Schellenberg und mich zum Mitcommersiren ein; aber wir hatten keine Lust: Brüderschafts-Trinken konnte ich indessen nicht vermeiden. Ich muß sagen, daß dieser Commersch nach den Regeln des Jenaer Comments sehr elend war: es wurden gar Gnoten-Lieder gesungen. An Saufen aber, Schuldigbleiben und endlich nicht bezahlen, liessen die Herren Reichsländer es nicht ermangeln. Kurz, der Commersch und der Ton dieser Leute gefiel mir nicht. Die andern Landmannschaften, die Schlettau, Passendorf, Riedeburg, oder die Kaffeehäuser in Halle besuchten, gefielen mir besser. Besonders gefielen mir die Märker. Diesen kann ich mit Wahrheit nachrühmen, daß sie größtentheils Leute von sehr guten Grundsätzen sind. Die Ursache davon ist auch leicht einzusehen. Sie gehen meistens, ohne in ihrer frühesten Jugend, wie die Berliner Kinder selbst, durch Luxus und den Residenzien-Ton verhunzt zu seyn, nach Berlin auf Schulen, wo durchaus ein guter Ton herrscht, wo Orbilismus und

Pedanterei eben so weit entfernt sind, als Zügellosigkeit oder Unsläterei. O wenn ich das Glück gehabt hätte, einem Gedike, Büsching oder Meierotto in die Hände zu fallen! — — — — — — — — *).

Die Pommeraner, Magdeburger, Halberstädter, Westphälinger und Ostfriesen, sind meist robust, schlicht und ehrlich; gewandter, poetischer und musikalischer sind die Schlesier. Professionisten und Speisewirthe verstehen sich auf die moralische Physiognomik der Landmannschaften sehr genau. Die wissen einem beinahe aufs Haar anzugeben, wem man im Durchschnitt mit Sicherheit borgen könne oder nicht. Daß es aber auch hierbei Ausnahmen gebe, weiß man. Wohl der Landmannschaft, bei der es ein gewisses National-Ehrgefühl giebt, das sie antreibt, gemeinschaftlich für Abwendung der Schande von sich zu sorgen.

Nach und nach lernte ich die Herren Hallenser näher kennen, und machte manch artige Bekanntschaft. Mein angenehmster Umgang waren die Herren, Wald, jetzt Professor in Königsberg, Schellenberg, mein Landsmann, Moes aus Westphalen, Bartholdy, Kiefer aus Saarbrücken,

*) Der Schlüssel zu diesen und allen Zeilenlang folgenden Gedankenstrichen wird dereinst geliefert werden.

Herr von Hammerſtein und einige andere. Wir beſuchten uns gegenſeitig, unterhielten uns über Sachen aus dem Fache der Gelehrſamkeit, und machten uns dann und wann über die hochheiligen Dogmen luſtig, doch niemals, wie mein Deiſten-Club in der Pfalz gewohnt war, mit Frechheit und Sophiſterei. Zotologie oder anderes verfängliches Zeug wurde gar nicht gehört.

Die Unart der Orden hatte auch die Halliſche Univerſität vergiftet. Beſonders regten ſich damals die Konſtantiſten und Unitiſten und ſuchten die andern Orden, die ſo unter der Hand entſtehen wollten, z. B. den der Deſparatiſten, deren Amulet ein Todtenkopf mit einem daran hängenden Kreutze war, und den der Juviolabiliſten und noch mehr dergleichen — in der erſten Geburt zu erſticken und eine gewiſſe dirigirende Superiorität auf der Univerſität zu behaupten. Aber das wollte ihnen doch in Halle, bei der großen Menge der Studirenden, niemals ſo recht gelingen. Da gab es ſelbſt unter den beiden Orden Schlägereien, aber auch Profane und Landmannſchaften, welche Muth genug hatten, den Ordensbrüdern bei Aufzügen und andern Feierlichkeiten die Spitze zu bieten und ſie von ihren Zuſammenkünften auszuſchließen. Dies letztere verfügten die Weſtphälinger zuerſt, drangen glücklich durch, und erhielten mit

der Zeit die Schlesier zu Bundesgenossen wider die Orden. Durch ihr Hauptgesetz: keinen Ordensbruder oder Anhänger derselben in ihr Kränzchen aufzunehmen, oder ihres Umganges zu würdigen, hatten sie es dahin gebracht, daß zu der Zeit, da ich dieses schreibe, die Orden beinahe all ihr Ansehn verlohren haben und in den letzten Zügen zu liegen scheinen. Die Universität hat zwar beständig sehr scharf auf die Orden inquirirt, und es befinden sich unter den akademischen Gesetzen strenge Verordnungen gegen dieses Unwesen. Aber, wie ich schon oben bemerkt habe, Pönal-Proceduren tilgen dergleichen nicht. Nur von Seiten der Obrigkeit sie nicht geneckt, sie keiner inquirirenden Aufmerksamkeit gewürdigt, und sie verschwinden nach und nach von selbst.

Die Sprache der hallischen Studenten war damals viel rüder als sie jetzt ist. Man weis, daß die Studenten überhaupt ihre ganz eigene Sprache haben, die man ausser der Burschenwelt nicht wohl versteht. Sie ist ein Aggregat von den schnurrigsten Ausdrücken dieser oder jener Provinz, Stadt, Schule, Universität, und oft eines einzelnen lustigen Kopfs. Je fideler aber der Comment irgendwo ist, desto reicher ist die Burschensprache, und umgekehrt. In Jena könnte ein großes Wörterbuch mit diesem Dialekt angefüllt werden. Den Hallischen hat der bekannte

Magiſter Kindleben in ein Lexicon gefaßt und bei Hendeln herausgegeben. Wer hört aber dergleichen heut zu Tage noch! Alles iſt jetzt edler. Die Waiſenhäuſer haben indeß noch eine ganz beſondere Mundart. So heißt z. B. ſchieſſen in der gemeinen Burſchenſprache ſoviel, als heimlich entwenden; bei den Herren Waiſenhäuſern aber — aufpaſſen. Daher Schießhund ein Aufpaſſer. Ich hatte mir es ehedem ſehr angelegen ſeyn laſſen, die akademiſche Burſchenſprache in ihrer ganzen Ausdehnung zu erlernen, und daher kommt es, daß ich jetzt bei jeder Gelegenheit dergleichen unwillkührlich anbringe. Die Leſer mögen mir das verzeihen, und derlei Kleinigkeiten nicht als große Sünden anrechnen, wie der Recenſent meiner Beiträge zu Bahrdts Leben — in der Greifswalder Zeitung. Ich gehe ja noch immer mit Studenten um; warum ſollte mir ihre Sprache nicht anhängen? x)

x) „Daß hier und da ein pöbelhafter Ausdruck vorkommt," — ſagt ſogar ein Salzmann — wird man mir hoffentlich verzeihen. Wenn man ſchildern will, muß man die Sache vorſtellen, wie man ſie findet. Ein netter, reinlicher Anzug, den der Maler um den Körper eines Bettlers hängen wollte, würde das Auge des Kenners mehr beleidigen, als ein zerriſſener Rock." — (Krebs Büchlein 3te Auflage S. XXIV. Vorrede.) — Und nun ein Muſketier! — Variatio delectat.

Einen Gebrauch habe ich bei den Hälliſchen Studenten — denn hier heißen ſie nicht Burſche — bemerkt, den ich noch nirgends gefunden hatte. Das war das Singen bei der Prorektor-Wahl. Dieſe wird in Halle auf den 12. Julius, als den Stiftungstag der Univerſität, bekannt gemacht. An dieſem Tage zogen die Studenten ſonſt ſchaarenweiſe zu ſechs, acht und mehreren Hunderten durch alle Straßen und grölten Burſchenlieder, auch die allerſchändlichſten. Das Weſen ging ſchon gegen fünf Uhr an, und dauerte bis in die ſpäte Nacht. Keine Straße wurde vergeſſen: die Herren durchbrüllten auch die Winkel der Stadt. Man denke, welches Feſt das für den Pöbel, oder wie's in Halle heiſt, für das grobe Zeug geweſen ſey und wie ſich der Jan Hagel müſſe gefreut und angeſchloſſen haben.

Daß bei dieſer ſchönen Expedition manche Exceſſe vorfielen, ohne gerade allemal von Studenten herzurühren, läßt ſich vermuthen. So ſehr aber dies ſpektakulöſe Singen ehedem allgemein beliebt war, ſo allgemein verhaßt und verächtlich iſt es nach und nach geworden. Der edlere Theil der Studenten fand es unter ſeiner Würde, bacchantenmäſſig auf der Straße herum zu grölen und ſich zum ſkurriliſchen Pöbelſänger herabzuſetzen, und unterließ es. Der kleine obſkure Theil, der ſein Gaſſen-

jungen Recht behaupten zu müssen wähnte, ward des Schreiens endlich auch müde, und so kam es dahin, daß im Jahr 1789 als Herr Semler Prorector ward, die Kinderei aufhörte, und seitdem nicht wieder gehört ist.

Die erste Prorector-Wahl, welche ich 1782 in Halle erlebte, traf den Herrn Professor Woltär. Er befand sich gerade zu Lauchstädt im Bade. Um ihm ihre allgemeine Liebe und Hochachtung feierlich zu bezeugen, hatten die Studenten beschlossen, ihn im Aufzuge mit Musik von Lauchstädt nach Halle abzuholen. Dies stritte wider die akademischen Gesetze, und eben darum ließ der abgehende Prorektor, Herr D. Mösselt, diese Feierlichkeit untersagen. Herr Professor Woltär hatte sie ohnehin schon verbeten. Er war zu einsichtig, um sich dem Neide preis zu geben. Hinausgeritten und gefahren wurde indeß doch, und auf lautes Murren folgten endlich Excesse. Man erwischte einige Tumultuanten, schleppte sie ins Carcer, und andere bestrafte man anders. Dies empörte noch mehr und lenkte den Tumult bis zum Einschmeissen der Fenster. — — — — — — —

Herr Professor Woltär ist aber immer der Liebling der Studenten geblieben. So viel vermag Fleiß und Leutseligkeit! Grobiane und Bequemlinge liebt man nirgends.

Das Besuchen der Dörfer ist in Halle eben so sehr Mode, als immer in Giessen und Jena. Der Student liebt überall Natur und Zerstreuung. Auf den Dörfern um Halle findet sich freilich eben nichts besonders, nicht einmal eine gute Kegelbahn. Aber der Hallische Student muß einmal Dörfer besuchen, und wenns auch nur wäre, um gekünstelte Gesichter zu begaffen, Merseburger Bier zu trinken, mit dieser oder jener Schneidertochter, Stiefelwichserinn oder Perückenmacherhure zu tanzen, oder des Sommers irgend einer Kornnymphe nachzuwittern, und der Accise ein Compliment zu machen.

Da die von den Hallensern besuchten Dörfer meist Sächsisch sind, so wird viel Geld ausser Landes geschleppt. Schlettau, Passendorf und Reideburg sind daher wahre Blutigel für die Beutel der Studenten. Das Accise-Departement hat eben darum sehr klug gethan, daß es dem Bahrdtischen Weinberg, der schon seiner Lage wegen, einer der angenehmsten Zerstreuungsörter um Halle ist, erlaubt hat, Merseburger Bier zu führen, und dadurch das Ausschwärmen auf die Sächsischen Dörfer, wenigstens von dieser Seite, unvermerkt einzuschränken. Wer jetzt um dieses Biers willen sich eine Motion machen will, hat es im Preussischen und nahe: er versäumt also weniger Zeit, erspart Reitkosten, da

er dieſe kleine Tour leicht zu Fuße macht, läuft nicht Gefahr, mit ſächſiſchen Soldaten oder Bauern handgemein zu werden, und entgeht der Verſuchung, bei Gelegenheit des Merſeburger-Bier-Trinkens auf ſächſiſchen Dörfern, auch von da aus zu contrebandiren. Wahrlich, wer Halle und die Hallenſer kennt, und Patriotismus hat, würde eben dieſer Gründe wegen es gern ſehen, wenn das Acciſe-Departement es dahin brächte, daß das Merſeburger-Bier eben ſo wohlfeil in Halle wäre, als es um Halle herum iſt: dadurch würde mancher Unfug gehoben, und gewiß an Tauſenden weniger auſſer Landes geſchleppt werden.

Auch Lauchſtädt iſt des Sommers ein wahres Verderben für die halliſche Univerſität, ja ſelbſt für die Bürgerſchaft. Im Jahr 1783 kam ein Brief eines Reiſenden, und 1787 ein Schriftchen: Lauchſtädt, ein kleines Gemählde — heraus, worin von den Tugenden dieſes Bades und der gewöhnlichen Badegäſte ſehr zweideutig geſprochen wird; das kümmert aber den Studenten nicht: genug, wenn er nur ſeine Tour nach Lauchſtädt machen kann! Und warum denn wohl? Welches Vergnügen kann der Herr Student in Lauchſtädt erwarten? Die Geſellſchaften der Badegäſte ſtehen ihm nicht offen: keine Dame, kein Herr von Stande würdigt ihn eines Anblicks, er ſey denn von Adel,

und zwar von bekanntem Adel. Der Ton ist die Bas dezeit über so steif, als er es nur da seyn kann, wo Stiftsadel den Ton angiebt: Was sucht er also da? Er, der sonst Ehrgefühl zu haben prätendirt? — Je nun, was der Student sucht! Er geht dahin, weils zum hallischen Komment gehört! Da sitzen sie beisammen, die Herren, gehen herum, vigiliren, und machen sich selbst Gesellschaft, spielen mit einander, besuchen die Komödie und helfen das Geld unter die Leute bringen. Viele ruiniren gleich den ersten Sommer ihre Kasse durch das Rennen nach Lauchstädt dergestalt, daß sie die Zeit ihres Studirens über nicht wieder zu Kräften kommen können, und immer große Schulden haben.

Durch nichts aber setzen sich die Hallenser mehr zurück, als durch ihre ewige Touren auf Leipzig zur Meßzeit. Es ist nichts seltenes, daß einige ihren ganzen Wechsel da sitzen lassen. Viele Tausende reichen wahrscheinlich nicht zu, das alles baar zu machen, was ihnen Jubel, Komödie, Mädchen, Pferde, neumodische Kleidungen und der übrige Studentenkram Jahr für Jahr blos in Leipzig kostet. Ich weiß gewiß, daß noch die vorige Ostermesse einem halb bemittelten Baron nur die Livree für seinen Bedienten 129 Rthlr. gekostet hat. Nun schließe man weiter. — Und unter diesen lustigen Brüdern gibts leider manchen armen Schlucker, des

sen Eltern es blutsauer wird, ihn nur halbweg zu unterhalten, oder die sich seinetwegen in Schulden stecken, oder gar kümmerlich zu Hause behelfen müssen. Aber wer denkt an diesen Hochverrath der kindlichen Liebe eher, als bis alles verjubelt, nichts gelernt, und oft Ohre und Gesundheit zum größten Kummer der Eltern zu Grunde gerichtet ist! —

Die Bürger in Halle machens den Studenten treulich nach, und laufen eben so wie diese auf die Dörfer, nach Lauchstädt und nach Leipzig, auch um sich zu verlustiren und ihr Geld an den Mann zu bringen. Ueberhaupt wird man finden, daß da, wo Universitäten sind, die Bürger gröstentheils studentenmäßig leben, und den Ton derselben nachäffen. Man gehe z. B. nach Berlin oder nach Frankfurt am Main, auch nur nach Mainz und Strasburg, als wo die Universität von gar keiner Bedeutung ist, und daher keinen Einfluß auf den allgemeinen Ton hat, — und sehe, ob da die Bürger in den Wein- Bier- und Schnapphäusern ihre Zeit verschleudern. Da findet man arbeitsame, haushälterische Leute: hingegen in Jena, Halle, Giessen und an andern Orten, wo Burschenkomment herrschender Ton geworden ist, sieht es anders aus. In Halle zum Exempel sind alle Kneipen täglich voll: man gehe zu welcher Stunde man will, auf den Rathskeller, in die Bierhäuser und Branteweinschenken, und

man wird da nicht eine finden, wo nicht mehrere Schneider, Schuster, Perückenmacher u. a. m. anzutreffen wären. Daß dieses kein gutes Zeichen ist, versteht sich von selbst: daß man wenig wohlhabende Handwerker da antreffen werde, kann man schließen, und man schließt ganz richtig. Die Leute haben guten Verdienst; aber ihre studentische Lebensart bringt sie um dessen Früchte. In Jena ist das noch viel ärger: da glaubt der Philister, es bringe ihm Schande, wenn er von seinem Verdienste des einen Tages mehr auf den andern spare, als er gerade noch früh zu seinem Schnapse braucht. Leicht verdienen können, macht also nicht haushälterisch. —

Eilftes Kapitel.

Fortsetzung. Bordelle in Halle. Waisenhaus. Professor Wolf.

Im Sommer 1782 war der bekannte Aventurier Abt mit einer Gesellschaft grösstentheils elender Schauspieler zu Reideburg angekommen, und hatte da bei Meister Zacharias Schmid Quartier genommen. Abt hatte diesem Schmid und seiner Frau weis gemacht, daß er durch ihn reich werden könnte,

und Schmid ließ sich bereden, ein Schauspielhaus von Brettern aufzubauen. Nun ward angefangen zu spielen. Ich besuchte gleich anfangs dieses Spektakel, fand aber eine sehr elende Vorstellung recht guter Stücke, obgleich einige Akteurs, vorzüglich die Madame Abt, noch ziemlich waren. Allein die baltischen Studenten, die gröstentheils noch nichts von dergleichen gesehen hatten, und die Philister mit ihren Weibern und Töchtern liefen nach Neideburg schaarweise, und beklatschten die Aktionen, als hätte ein Reinike oder Fleck agirt, und eine Mara oder Clairon gesungen. Das Schauspielhaus war immer voll, und wer ein wenig spät kam, fand keinen Platz.

Der Prorektor ließ scharfe Befehle wider das Komödienbesuchen anschlagen: wer einen angeben würde, nämlich von den Studenten, der wirklich in der Komödie gewesen wäre, sollte fünf Thaler Belohnung erhalten, und sein Name sollte verschwiegen bleiben. Der Schuldige sollte in solchen Fällen zehn Thaler Strafe geben. Dieser Verordnung ohnerachtet, und so viele auch darnach gestraft wurden, wurde doch Abts Theater noch immer besucht. Und Abt konnte dennoch nicht subsistiren: er war ein Mensch, der die Rechnung ohne den Wirth machte, und ins Gelag hinein lebte, in Hoffnung besserer Zeiten. Nachdem er demnach eine Menge Schulden

gemacht hatte, ging er fort, und ließ dem hochweisen Zacharias Schmid seine Garderobe zum Ersatz.

Das Jahr darauf kam eine noch weit elendere Bande nach Passendorf. Ihr Direktor hieß Schmettau. Sie spielten abscheulich, und spielten, wenn sie gleich nicht mehr als zwei Thaler lösen konnten. Mima von Barnhelm habe ich auch da gesehen. Das Ding wurde ärgerlich verhunzt. Schmettau hatte sich in die sogenannte Oberschenke einlogirt; seine Leute waren im Dorfe verstreut. Er konnte sich nicht lange halten. Denn seine Bühne wurde nur selten besucht, weil das Verbot noch immer fortdauerte, ja gar erneuert und mit aller Strenge befolgt wurde. Zwar verkleideten sich die Studenten, welche die herrlichen Schauspiele dennoch sehen wollten, in Bauern, Fleischer, Mädchen, Perückenmacher u. dergl. sie vermaskirten sich, und suchten auf diese Art den Spürhunden zu entgehen: allein die Anzahl der Zuschauer reichte doch zum Auskommen nicht zu. Endlich machte ein Verbot des Dresdner Hofes diesem theatralischen Unwesen auf den Dörfern um Halle ein Ende: die hallische Universität hatte dies durch Vermittelung des Berliner Hofes bewirkt: und seitdem waren keine Komödianten mehr um Halle herum.

Sausen und Besaufen ist der hallischen Studenten Fehler nicht: das ist in Jena und Gießen

Mode; in Halle herrscht in Absicht des Trinkens viel Decenz. Das Bier ist hier nicht stark, und wer sich darin benebeln wollte, müste eine gewaltige Portion zu sich nehmen. Brantewein wird noch weniger, oder vielmehr gar nicht getrunken. Wenn daher schon dieser oder jener sich nun und dann den Kopf schwer macht durchs kleine Glas, oder durch Wein und Punsch, so kommt dergleichen doch nicht auf die Rechnung der ganzen Studentenschaft. Genug, daß die meisten sehr sauber und ordentlich — in Absicht des Trunkes sind.

Ich wünschte, daß ich unsere Studenten in Absicht der übrigen jugendlichen Ausschweifungen eben so rühmen könnte. Allein ich muß, um die Aufrichtigkeit nicht zu beleidigen, mit welcher ich meine und meiner Bekannten Händel erzählen will, gestehen, daß hier manches peccirt wird. Es giebt zwar keine Bordelle öffentlich in Halle: aber es giebt doch Löcher, worin der Auswurf des weiblichen Geschlechts dem thierischen Wollüstling mit ihrer halbfaulen Fleischmasse für ein geringes Geld zu Gebote steht. Doch muß ich gleich auch bekennen, daß die Zahl dieser Löcher sich seit einiger Zeit sehr vermindert hat. Ich berichte also denen, welche sonst in Halle gewesen sind, und den Buffkeller, die tiefe Demuth, das rothe Läppchen, den Korb und mehr dergleichen scheusliche Löcher gekannt haben, daß diese

nicht mehr ſind, und daß nur noch einige meiſt ganz unbekannte Spelunken dieſer Art übrig ſind. Freilich ſchaden dieſe unbekannten Mördergruben um ſo mehr, je unbekannter und verborgener ſie ſind. Die Menſcher, welche ſich da bei kuppelnden Soldatenweibern hinlegen, kommen gewöhnlich in Leipzig, ſind gröſtentheils inficirt, und verbreiten ihr Gift weiter. Und wie es nun ſonſt geht, daß Pfuſcher die venerischen Kuren übernehmen, ſo geht es auch hier. Mir ſind mehrere traurige Exempel bekannt, wie dieſe Pfuſcher zu Mördern geworden ſind. Ein gewiſſer B... der hier zweien abſcheulichen Bartkratzern über 50 Thaler für ihre Sudelei hatte geben müſſen, verließ im Herbſt das Waiſenhaus, um nach ſeiner Heimath zurück zu kehren; er kam aber nicht weiter als nach Jena, und ſtarb da. Schurken waren ſeine Aerzte geweſen. Ein Liefländer, der im Jahre 1785 gleichfalls einem von jenen beiden Pfuſchern in die Hände gefallen war, muſte in Lübeck den Geiſt aufgeben. Eben ſo ging es 1786 einem meiner Landsleute: er erreichte zwar noch ſeine Vaterſtadt, ſtarb aber gleich den folgenden Tag nach ſeiner Ankunft: den hatten die Bartkratzer auch verpfuſcht!

Es iſt hier der Ort nicht, zu unterſuchen, ob man überhaupt Bordelle dulden ſolle: aber dergleichen Löcher, wie die halliſchen ſind, ſollten durch-

aus nicht gestattet werden: die Policei könnte sich ein Verdienst erwerben, wenn sie diese Kammern der niedrigsten Wollust vernichten und zerstören ließ. Pflicht ist es doch immer, als Vormund der ganzen Bürgerschaft auch für das Wohl der Jugend zu sorgen und diese vor Schaden zu sichern. Der Universität kann die Fortdauer dieses Unwesens auf keine Weise zur Last gelegt werden. Der Prorektor hat den abscheulichen Makeros und Makerellen nichts zu befehlen: er kann höchstens die Studenten bestrafen, von denen er erfährt, daß sie an solchen Oertern gewesen sind. Aber die Policei kann und sollte auch billig die Löcher selbst zerstören; oder wenn es durchaus nöthig ist, mit den Bordellen durch die Finger zu sehen, je nun, so könnte man von Policei wegen solche Einrichtungen treffen, daß der Schaden, der sonst gestiftet wird, wo nicht ganz verhütet, doch verringert würde.

Ausserdem geht es den Hallensern, wie den Göttingern, Giessern, Jenensern und andern Universitätern: sie müssen oft wegen anomalischer Beiträge zur Bevölkerung starke Summen *) auszahlen; doch soll man auf der hiesigen Universität sich alle gerichtliche Verschwiegenheit versprechen können.

---

*) Die aber für Halle nur in Alimentations-Kosten bestehen.

Ein gewiſſer N..., der ohngefähr vor 16 Jahren in Halle ſtudirt hatte, ſollte in der Pfalz bei einem Edelmanne Pfarrer werden: die Bauern, die den Mann Gottes aus andern Gründen nicht haben wollten, entdeckten, daß Herr N... in Halle zu zärtlich geweſen wäre. Ihr Advokat muſte dahin ſchreiben, bekam aber zum Beſcheid: daß dergleichen nicht bekannt geworden wäre. — Das iſt löblich! wozu Bekanntmachung von Dingen dieſer Art? Die halliſche Univerſität verfährt in dieſem Stück klüger, als die Marburger. Dieſe ſchickte noch vor kurzem, wie ſonſt, eine große Liſte ihrer Relegirten, oder mit dem Conſilium abeundi entlaſſenen an andere Univerſitäten herum, und ließ die Namen derſelben an die ſchwarzen Bretter anſchlagen. Dieſe Proceedur hat der Marburger Univerſität ſehr geſchadet. Wer will wohl gern einen Sohn auf eine Univerſität ſchicken, wo er Gefahr läuft, wegen einer Lapperei relegirt, und hernach an allen ſchwarzen Brettern, wie auch im frankfurter Riſtretto blamirt zu werden? Quaevis caſtigatio calumnia vacare debet, lehren die Juriſten. Ich kenne Männer, welche jezt in großen Aemtern ſtehen, und doch ehedem von Halle relegirt wurden. Aber man iſt hier vernünftig, und dehnt ſeine Gewalt nicht über die Gränzen der Univerſität hinaus.

Das äuſſere der Hallenſer hält eine gute Mittelſtraße zwiſchen dem rüden Weſen der Jenenſer und Gieſſer, und der firlefanziſchen Ziererei der Herren Leipziger. Vor zehn Jahren war die Kleidung der halliſchen Studenten noch ſehr mittelmäßig. Reichere kleideten ſich gut, einige gar prächtig: bei den übrigen war ein Flauſch, oder ein Rock der ganze Putz. Geſtiefelt gehen beinahe alle, Winters und Sommers, wegen des elenden halliſchen Pflaſters und um ſeidene Strümpfe zu erſparen. Die Form der Stiefeln iſt meiſt reutermäßig, ſo wie der Stutz der Hüte, die jedoch mehr rund getragen werden. Dies Reutermäßige ſchreibt ſich von denen her, die aus Reuter-Cantons gebürtig ſind, und aus der allgemeinen Begierde junger Leute, zu Pferde zu paradiren. Alles Uebrige iſt jetzt entweder engliſch oder franzöſiſch, und verändert ſich von der einen Leipziger Meſſe zur andern: und gerade dieſe ſchleunige Abänderung in der Kleidung, in Rückſicht auf Materie, Farbe und Zuſchnitt, macht, daß man auf den Trödeln eine Menge recht niedlicher Kleider antrifft, und der halliſche Bürger und Handwerksburſche ſich um ein geringes ſehr elegant kleiden kann. Dieſe Art Luxus iſt erſt ſeit zehn Jahren nach und nach hier ſo eingeriſſen, daß unſere jetzigen Studenten an guter Kleidung den Göttingern nichts nachgeben, obgleich ſie noch weit von der Leipziger Pinſelei ent-

fernt sind, und wahrscheinlich auch noch so lange bleiben werden, als das Martialische der Preußischen Verfassung fortdauern wird.

Vor Zeiten hatten die Studenten in Halle den Ruf, daß sie übertrieben heilig wären. Man sieht dies aus dem ersten jener Verse, die man ehedem zur Karakterisirung einiger Universitäten geschmiedet hat. Ich will sie hersetzen:

Ach Gott, wie ist die Welt so blind!
Ich lobe mir ein schönes Kind!
Wer mir noch spricht ein Wort, den soll der Teufel fressen.
A bonne amitié, so spricht der Bursch in Hessen.

Der erste dieser Verse zielte auf Halle, der zweite auf Leipzig, der dritte auf Jena, und der vierte auf Gießen.

Daß die Hallenser von der Stiftung der Universität an, bis ohngefähr auf die Zeiten des siebenjährigen Krieges Frömmlinge gewesen sind, ist allerdings wahr, und daß der bösartige Einfluß dieses frömmlichen Wesens sich von da aus weit und breit ausgedehnt hat, ist auch wahr. Allein wer noch jetzt über Hyperdulie der Hallenser klagen wollte, würde ihnen wahrlich zu viel thun. Seitdem ich die Studenten in Halle kenne, waren sie zwar keine Atheisten, aber auch keine pietistischen Kopfhänger. Die

Kopfhängerei hat ehedem ihren Urſprung zu Leipzig in den frommen Zuſammenkünften einiger ſuperfrommen Magiſter gehabt, und wuchs hernach auf dem halliſchen Waiſenhauſe zu einer ſolchen Größe heran, daß man alle für Satanskinder ausſchrie, die den Kopf gerade trugen, und ihre freie unbefangene Mine jederman hinzeigten. Luſtigkeit und aufgewektes Weſen hießen grobe Sünden, und nur der war Gott, oder was gleich viel galt, den Vorſtehern der heiligen Waiſen-Anſtalten angenehm, welcher ausſah, wie ein Büßender. Kirchen verſäumen war Hochverrath, und nicht alle Jahre vier oder acht mal zum Nachtmal gehen, hieß den Heiland verleugnen. Die meiſten theologiſchen Studenten, wenn ſie auch die Waiſenhäuſer Beneficien nicht genoſſen, ahmten dieſem frömmelnden Weſen nach, und lernten ſehr bald die Kunſt, wie ſo mancher übertünchte Pietiſt, in der Welt ohne Kopf, ohne Herz, ohne Kenntniſſe und ohne reelle Sitten ſein Glück zu erheuchein. So wurden nun die meiſten Studenten Frömmlinge, und ſeufzten: „Ach Gott, wie iſt die Welt ſo blind!“ —

Aber Dank ſey es dem beſſern Genius der Muſenſitze! Unter Friedrichs des Großen Regierung fiel dieſe Frömmelei in die verdiente Verachtung. Die Singereien, die Stuben-Verſtunden und andre ſogenannten Andachtsübungen wurden

als Fratzen und Possen angesehen, woran nur ein Schwindelkopf oder ein Heuchler Gefallen finden könnte. Der Waisenhäuser Ton verlohr glücklich sein Ansehn, und niemand, als wer mußte, machte ihn noch so zum Scheine mit; ja man ging noch weiter: man fing an, den Ton des Waisenhauses zu verachten und zu spöttischen Vergleichungen anzuwenden. Studenten können auch keine Heilige seyn. Selbst auf dem Waisenhause lebt und denkt man schon menschenwürdiger: die alte pietistische Mönicherei hat nur noch wenig Spuren. Die Stutzperücken sind schon meist verschwunden: die beiden Herren Mitdirectoren, Knap, Niemeyer und die Inspectoren der lateinischen Schulen dieser Anstalt tragen ihr eignes Haar, und kleiden sich nach der Mode. Das ewige Gesinge hat auch schon nachgelassen. Kurz, auch hier wird schon alles werden gut, und Frömmelei seyn und bleiben der Brandmark — verschmitzter kleiner Seelen.

An Fleiß lassen es die Hallenser nicht fehlen — im Allgemeinen, versteht sich: denn es giebt auch träge und nachlässige Studenten hier, wie überall. In Gießen und Jena sind freilich die Bursche auch nicht faul; aber den Hallensern kommen sie im Eifer zu studiren nicht gleich. Ob aber der Hallenser allemal den rechten Weg bei seinem Studiren einschlage, ist eine andre Frage, und ob das Einige der

Herren Professoren selbst thun, möchte noch zu untersuchen seyn. Einige lesen ihre Wissenschaften nach Dictaten, und das ist allemal verfänglich. Warum lassen die Herren kein Kompendium drucken, oder warum nehmen sie nicht schon gedruckte Kompendien zum Leitfaden ihrer Vorlesungen? Man bedenke die Zeit, welche mit dem Dictiren der Paragraphen hingebracht wird, — wie fehlerhaft selbst diese Paragraphen aufgeschrieben werden: und man wird finden, daß die Kuratoren der göttingischen Universität Recht hatten, da sie den Professoren befahlen, nur über gedruckte Compendien zu lesen.

Bei meiner Ankunft in Halle waren alle Facultäten vortreflich besetzt: bei den Theologen lehrten Semler und Nösselt: in der Juristenfakultät waren Nettelbladt und Woltär: Goldhagen und Meckel waren Medicinei, und bei den Philosophen waren Kersten und Eberhard: das waren Männer, deren Einer so eine ganze andre Akademie aufwog! Die übrigen waren entweder Anfänger, oder noch ohne großen Ruf und Kredit. Nur die Philologie schien vernachläßigt zu seyn. Der einzige Herr Niemeyer las zuweilen einige Philologica, z. B. über Ciceros Redner, über einige griechische Tragödien u. s. w. Die philologischen Vorlesungen des Herrn M. Fabri kamen noch weniger in Anschlag.

Aber im Herbst 1783 wurde Herr Professor Wolf hieher gerufen, und der hat die ganze Lage der Sachen in diesem Stück gewaltig verändert. Ich werfe mich zwar nicht zum Richter auf, aber das muß ich sagen, daß Herr Wolf das philologische Studium in Halle recht wieder empor gebracht hat, so sehr es auch, seit Herrn Schützens Abzug nach Jena, gänzlich darnieder lag. Dieser rechtschaffene Mann, Herr Schütz, hatte sonst hier viel geleistet; allein gewisse unrühmliche Kabalen, welche auf Akademien nicht selten sind, machten, daß der vortreffliche Mann wegging, so sehr auch Herr Semler sich bemühte, ihn hier zu behalten. Das geschah schon, wenn ich nicht irre, 1780. — Wolf fing an, Kollegien zu lesen; aber da die Studenten auf dergleichen gar nicht achteten, so waren anfänglich seine Lehrstunden wenig besetzt. Aber bald lernte unsre Jugend, was sie an Wolfen hatte, und Wolf wurde fleißiger besucht. Selbst Herr D. Semler war sein geflissentlichster Werber. Wolf ist indeß der Mann nicht, der erst in die Welt hineinposaunt, und à la Basedow allerhand philanthropinische Luftschlösser baut; daher wurde auch sein Seminarium der Welt erst durch durch den Effekt bekannt: und doch hat dieses Seminarium schon mehr Gutes geleistet, als alle Dessauische, Marsch-

linger und Heidesheimer Philanthropine: selbst Herrn Heynes Seminarium ist mit dem hallischen in Rücksicht des wirklich gestifteten Nutzens kaum zu vergleichen. Ich sage nur noch, daß die schon rühmlich bekannten jungen Männer, Schellenberg, Fülleborn, Ideler, Fischer, Koch, Rambach und mehr andere, Herrn Wolfs Schüler gewesen, und durch seine Bemühung in den Stand gesetzt sind, die alte griechische und römische Litteratur und nach beiden die deutsche zweckmäßig zu benutzen. — Semler ehrte und liebte Wolfen sehr: eh, sagte er einst zu mir: ὁ ἀνὴρ in graecis et latinis atque adeo in omni antiquitate φιλοσοφεῖ ἐν φιλολογίᾳ.

Ich werde aber schon noch in der Folge das eine und andere von unserer Universität anbringen: nun ist es einmal Zeit, zu meinem eigenen Begebenheiten zurück zu kehren.

Zwölftes Kapitel.

Anekdoten von Semler. Gelehrte Unternehmungen. M. Kindleben. Leipzig.

Meine Aufführung in Halle war die erste Zeit über so beschaffen, daß selbst Herr Semler mir in seinen Briefen an meinen Vater das beste Zeugniß ertheilte. Der gute Mann both mir sogar seine Kasse an, damit, wie er sich ausdrückte, unsre Freundschaft nicht blos moralisch bleiben möchte. Er gab mir einen Zettel, worauf ich von der Universitäts-Bibliothek die mir nothwendigen Bücher holen konnte; ja, er bath mich mehrmals zu Gaste, und erwies mir mehr Freundschaft, als ich von einem solchen Manne erwarten konnte.

Sehr oft war ich bei Semlern, und jedesmal lernte ich dies oder jenes. Er erzählte mir auch manche Anekdoten von seinem eignen Leben, und von seinen Bekannten. Ich denke, daß es meinen Lesern nicht unangenehm seyn wird, einige davon zu erfahren.

Der verstorbene Doctor Gruner, für dessen Gelehrsamkeit und hellen Kopf Semler große Achtung bezeugte, war ein litterärischer Hitzkopf. Er

und Semler waren darin einig, daß viele Fratzen im kirchlichen Syſteme herrſchten: Aber darüber hatten ſie verſchiedene Gedanken, wie dieſe Fratzen entſtanden wären. Gruner leitete alles aus der Neuplatoniſchen Philoſophie her, und brachte immer ſeine veteres Platonizantes an; Semler hingegen hatte ſeine Judaizantes, und ſo entſtand bei ihren Unterredungen mancher Zwiſt. Einſt war Gruner am Neujahrstage bei Semlern zu Tiſche gebeten: ſie gingen, um Luft zu ſchöpfen, in den Garten, wo ſich gleich ihr Zank erhob über Platonizantes und Judaizantes. Semler warf Grunern vor, daß es ihm an Einſicht in die ältere Kirchengeſchichte fehlte, und dieſer rächte ſich, daß er Semlern ſagte, er ſpräche und ſchrieb kein reines römiſches Latein. Nachdem der Streit eine Zeitlang gewährt hatte, gerieth Gruner dergeſtalt in Hitze, daß er davon lief, und noch auf der Straße überlaut Semlern des Starrſinns beſchuldigte. Man ſchickte zu ihm, und ließ ihn bitten, zurück zu kommen; aber dazu war er dieſen Tag nicht zu bewegen.

Der halliſche Stadtpopanz [z]), der Mönch genannt, hat dem guten Semler auch zu ſchaffen

---

z) Der Pöbel in Halle iſt, wie der Pöbel aller Orten, ſehr abergläubiſch. Er hat eine Menge Geſpenſter, glaubt an Hexereien, giebt ſogar Karaktere von den

gemacht. Der brave Mann lachte allemal recht herzlich, wenn er auf das Kapitel vom Mönch kam. Da wuste er Männer zu nennen, die sich durch die läppischen Erzählungen der Halloren hatten bewegen lassen, an den Mönch zu glauben. Unter diesen Männern waren wirklich Gelehrte, die auch Philosophen heißen wollten, und doch großen Glauben ans Geisterreich äußerten. Einer davon ging einst mit Semlern spatziren: auf dem Rückwege kehrten sie auf Begehren eines angesehenen Mannes ein, und aßen zu Nacht. Beim Zuhausegehen nach zehn Uhr geht ihnen jemand vorbei, ohne daß Semler ihn besonders beachtet hatte. Der Freund des seligen Doktors schweigt zehen oder zwölf Schritte still, zupft aber den Doktor ängstlich und sagt endlich leise: Haben Sie den Kerl da nicht gesehn? das war der Mönch wahr und wahrhaftig! — Semler, ohne weiter zu fragen, kehrte sich um und rief: hör' er guter Freund, ein Wort! — Da kam nun jemand

---

heren an, macht Kreuze übers Brod, ehe ers anschneidet, befiehlt der Wöchnerin während der Wochen ja nicht zum Fenster hinaus zu sehen, und was der albernen Possen mehr sind. Ich habe eine Wirthin gehabt, welche die Träume recht gut erklären und daraus weissagen konnte. So giebt es hier Weiber, die sich mit Kartenschlagen ernähren, und jungen mannstüchtigen Mädchen ihren künftigen Gatten schildern u. dergl.

heran, und siehe da, es war ein Schäfer, welcher spät zur Stadt gekommen war. Freilich schämte sich jetzt der Herr Philosoph seines unphilosophischen Irthums, wollte aber dennoch, da Semler von hieraus Gelegenheit nahm, das Daseyn solcher Dinge zu leugnen, durchaus nicht einstimmen, und allegirte so viel Begebenheiten und Erscheinungen, welche seinem Vater, Großvater, Mutter und Großmutter, seinen Tanten und ihm selbst sichtbar geworden wären, daß Semler sein Raisonniren aufgab. Wer kann, sagte er, geglaubte Thatsachen widerlegen? der Glaube an Mirakel ist ja auch historisch: und den historischen Glauben refutirt keine Philosophie a). Dieser Satz war so Semlers Steckenpferd, dem ich selbst gern nachjuckelte.

Durch meinen Umgang mit Semlern, durch mein häufiges Lesen und Vorzeigen guter Bücher, und selbst durch meine wenigen Kenntnisse war ich unter meinen Bekannten in einiges Ansehn gekommen, und wurde überhaupt auf der Universität als ein Mensch betrachtet, der das Seine gelernt hätte.

---

a) Ausser da, wo von dem nullatenus oder nunquam fieri potuisse, auf das semel oder usquam factum esse geschlossen wird: ein Weg, auf dem D. Bahrdt den Theologen zu Leibe ging, und in Rücksicht auf unbelangene Köpfe weit compendiöser als — Semler.

Mehrere Studenten beredeten mich daher, ihnen die hebräische Grammatik zu erklären. Ich that das, und die Studenten waren mit meinem Unterrichte zufrieden, so daß ich im folgenden Winter nochmals dergleichen Unterricht ertheilen muste. Ich hatte von Semlern Schultens Proverbia und einige andere sehr gute Bücher zur hebräischen Litteratur geborgt, welche mir einst gute Dienste leisteten. Semler bekannte mir sehr aufrichtig, daß er in seiner Jugend auf Schulen das Hebräische wenig getrieben hätte, daß er erst als Magister und Professor den Nutzen der morgenländischen Sprachen eingesehn, und sie folglich für sich selbst getrieben hätte. Im hebräischen hatte es der große Mann nach seinem eignen Geständniß nur so weit gebracht, daß er den Kodex nothdürftig exponiren konnte In den andern orientalischen Sprachen und Dialekten war er gar nicht vorwärts gerückt: arabisch, syrisch und samaritanisch konnte er blos lesen, aber nicht wohl verstehen: kaum leistete er das mit Hülfe eines Wörterbuchs, wie er mir selbst bekannt hat. Aber nach Herrn Semlers Meinung war das auch nicht sehr nöthig: denn die Uebersetzungen in syrischer, arabischer und andern Sprachen sind einmal sehr neu, sagte er, und sind aus korrupten griechischen, ja, aus lateinischen Codicibus gemacht worden: und dann findet sich auch

nicht sehr viel darin, was man brauchen könnte. Mehr sollte noch in den jüdischen Schriften, im Talmud und andern Fratzen-Büchern zu holen seyn für die Erklärung einzelner Stellen des alten Testaments, — auch des Neuen. Bei allem dem aber würde man doch wenig Nutzen haben: denn ob man z. B. wisse, wie das erste Kapitel im Buch Esther zu erklären sey, daran liege nichts [b]). Ueberhaupt sey die Philologie des alten Testaments sehr unfruchtbar, und für den Mann von Einsicht und billiger Denkungsart vollends abscheulich und ekelhaft.

Nach solchen Urtheilen des großen Mannes dachte ich, daß ich immer noch so viel hebräisch, arabisch nun syrisch lernen könnte, als ein Gelehrter, der nun auch Theolog von Profession werden wollte — denn das war mir jetzt wieder angekommen, um dereinst Professor, und zwar theologischer Professor werden zu können — nöthig hätte.

Meine Leser fragen hier ohne Zweifel: ob ich mich denn nun bekehrt, und die Theologie lieb gewonnen habe? denn oben habe ich doch die deutlichsten Bekänntnisse meines Deismus abgelegt. Nein, mei-

---

b) Es hat große Gelehrte gegeben, und giebt deren noch, welche gern leer Stroh dreschen, und fürchterlich wichtige Untersuchungen über — Nichts anstellen. Ich mag keine neuern Beispiele anführen.

se Herren! Ich haßte die Pfafferei, fand aber bei Semlers Gedanken über Theologie, daß man daraus ein sehr angenehmes Studium fabriciren könnte. Da war mir Theologie nicht mehr System, sondern Kritik, Räsonnement, historische Bemerkungen übers System. Da hatte man gute Gelegenheit, die Grillen, Possen und Alfanzereien der Pfafferei kennen zu lernen, und diese Dinge von Hause aus herunter zu machen. Da entstand aus Theologie wahre Gelehrsamkeit und nützliche Wissenschaft, und so gefiel mir das Ding. Ich fing daher an, nach Semlers Rath, Theologie zu treiben, d. i. ich hörte seine Dogmatik, eine Vorlesung, worin ein Schatz von guten treffenden Bemerkungen vorkam — freilich nach Semlers Art, ziemlich verworren, und das Nämliche wol dreimal in einer Stunde. Dann las ich seine Vorrede zu Baumgartens Polemik und einige andre Bücher, welche der große Mann zu Aufhellung der historischen Theologie, oder wenn man lieber will, der theologischen Historie geschrieben hat. Da Semler das Philosophiren in historischen Dingen verwarf c), so wi-

c) Das ist: — aus Ideen ein Gespinst zu weben, z. B. über die göttliche Offenbarung und deren Inhalt, und hernach auch dies Gespinst in den Dingen der Welt anzutreffen zu wollen. In factis, sagte er, findet sich die Sache allemal anders, als im Gehirn. Die

berrieth er mir philoſophiſch-theologiſche Bücher zu leſen, bis ich erſt den Miſt hinlänglich aus der Geſchichte kennen würde. Die Exegeſe lobte Semler; aber ohne große Kenntniß der alten chriſtlichen Hiſtorie ſey auch Exegeſe ein ſehr geringes Hülfsmittel, um in der eigentlichen Theologie klug zu werden.

Meine Leſer verzeihen mir, daß ich ſo manche Urtheile des vortreflichen Semlers anführe: ſie waren gewiß von ihm durchdacht, und verdienen allemal von Liebhabern der Theologie, die keine bloßen Nachbeter oder Syſtematiker ſeyn und bleiben wollen, überlegt zu werden.

Semler empfahl mir, Vorleſungen zu halten. Man lernt da viel, ſagte er, und fühlt die Lücken beſſer, als wenn man ſo blos für ſich ſtudirt: man ſetzt ſich auch in den Principien feſter. Er hob ſogar die Schwierigkeiten, die ich ihm entgegenſtellte, und rieth mir, deutſche Reichshiſtorie vorzutragen. Semler wuſte recht wohl, daß dieſe Hiſtorie viele Schwierigkeiten hat; aber er wuſte auch, daß ich

---

Wolfiſchen, Kantiſchen und andern theologiſchen Philoſophen und philoſophiſchen Hiſtoriker dienen zum Beiſpiel. Die Herren machens um kein Haar beſſer, als Duns Scotus, welcher ſchloß: Quicquid Deus poteſt facere, quodque eum decet facere, id et facit. Atqui matrem filii ſui facere immaculatam a labe originali etc. Ergo. —

ſchon ziemlich viel vorgearbeitet finden könnte. Ich folgte alſo dem Rath des Herrn Doctors, und fing ſchon im Auguſt 1782 an, über Herrn Selchows Kompendium die vaterländiſche Geſchichte abzuhandeln. Ich hatte zwölf Zuhörer, und las auf einer Stube im Hauſe des ſel. Buchbinders Münnich, gerade gegen Semlern über. Meine Hülfsmittel waren wenig und einfach: es waren die hieher gehörigen Schriften des Mascow, des Grafen von Bünau, Hahns, Struvs, Schmidts und Häberlins. Meine Zuhörer waren mit mir zufrieden, und ſchwänzten nur ſelten, weil ich nicht vergaß, Anekdoten anzubringen, welche ich bei Struv und Hahn in Menge vorfand. Ich bekam von der Perſon zwei Thaler Honorar: aber nicht ſowol des Honorars als der eignen Uebung wegen las ich, und erhielt auch dadurch eine ziemliche zuſammenhängende Kenntniß der vaterländiſchen Geſchichte.

Ich ſetzte den Winter über dieſe Lektionen fort bis zu Ende des Februars, und kam bis auf das Ende des dreißigjährigen Kriegs. Auch las ich von Michaelis an über die Kirchengeſchichte, nach den Tabellen des Herrn Seilers, nicht wegen der innern Vortreflichkeit dieſer Tabellen: denn die ſind leider nichts, als eine Aneinanderreihung der Moſheimiſchen Lemmaten, wobei noch ſehr grobe Fehler mit untergelaufen ſind, die der Herr Editor wahr-

scheinlich, weil er sie nicht wahrnahm, bei allen vielen Editionen dieser Tabellen nicht verbessert hat, — sondern weil die Dingerchen so hübsch leicht zu erklären sind. Wer Mosheims Institutionen und den Weismann hat, kann immer mit Seilers Tabellen fertig werden. Ich hatte aber noch nebenher Semlers selecta capita, seinen fruchtbaren Auszug und den Heinsius, in welchem letztern ich nicht wenig gutes fand, obgleich auch viel Ausschuß. Herr Semler lieh mir ferner Baronii annales, mit den notis criticis des Pagi: allein das Zeug war mir zu weitläuftig, und daher habe ich es nur selten gebraucht. Auch hier waren meine Zuhörer mit mir zufrieden. Ich kam vom Herbst bis zu Ende des Februars bis auf die so genannte Reformation.

Meine Leser müssen doch hier meine Aufrichtigkeit merken: — ich muß doch auch dann und wann sagen, daß etwas gutes an mir gewesen ist! — Wollte ich prahlen, so könnte ich hier öffentlich, wie auch damals in den Vorlesungen, mich rühmen, daß ich die Quellen der Kirchengeschichte — deren einige ich in der That aus der Semlerischen Bibliothek auf meiner Stube hatte, selbst benutzt hätte: aber wozu das? Ich war schon zufrieden, daß ich meine Thatsachen in andern systematischen Büchern vorfand, und da hab ichs ehrlicher gemacht, als mancher pro-

ſeſſorirende Herr Blaſius, der blos aus Hülfsmitteln kopirt, und dennoch ſeine Kopieen für Reſultate einer ſtarken Lektüre der Quellen ſelbſt den Herren Zuhörern, ja gar oft auch dem lieben Publikum auftiſcht. Im Grunde ſchadet das auch nicht viel; denn wenn der Student nur das lernt, was ihm vorgeſagt wird, ſo lernt er fürs Kollegium allemal genug: freilich könnte der Student dieſer Art Weisheit leichter ſelbſt für ſich aus den Büchern ſchöpfen: allein der Herr Student muß ja nach der eingeführten löblichen Gewohnheit alles von der Katheder hören, was er lernen ſoll und lernen will!

Ich habe in dem Sommer dieſes Jahres 1782 auch einmal im theologiſchen Seminarium des Herrn Profeſſor Reichers diſputirt als Opponent. Herr Wald vertheidigte den Satz, daß die Unſterblichkeit der Seelen im alten Teſtament nicht gelehrt würde. Meiner Meynung nach, kam aber die Lehre von der Unſterblichkeit, ſo wie ſie als eine Fortdauer dieſer gegenwärtigen Seele mit ihren jetzigen Moraliſchen und intellectuellen Fähigkeiten beſchrieben wird, aus dem Judenthume her, oder vielmehr aus den chaldäiſchen Träumereien, welche die Juden hernach aufnahmen. So dachte ich damals, und muſte folglich aus Ueberzeugung widerſprechen. Ich that das fleiſſig, und führte vielle Stellen aus dem alten Teſtamente an, die von der Fortdauer der See-

len, von künftigen Belehnungen und dergleichen zu sprechen scheinen. Ich muß sagen, daß die Antworten sowol des Respondenten als des Herrn Niemeyers, mir gar nicht genügten: doch mußte ich nachgeben, um meine Nebenopponenten auch ein Bissel mit katzbalgen zu lassen.

Den Magister Kindleben [d]) lernte ich diesen Sommer auch kennen. Er war sonst in Halle gewesen, hatte das dortige Wochenblatt geschrieben, und selbst, wie der Katalogus ausweist, Vorlesungen gehalten. Hernach wurde er wegen seines Saufens und anderer gröberer Excesse fortgewiesen: man sagte damals, die Häscher hätten ihn fortgebracht. Kindleben war wirklich kein Dummkopf, ob er gleich blutwenig litterarische Kenntnisse inne hatte: er verstand ziemlich Latein und französisch, seine Verse waren auch nicht schlecht; aber an Politur fehlte es ihnen durchaus. Seine Sitten waren äusserst verderbt, selbst niederträchtig. Hieher gehört, daß er so gar am hellen Tage in die Puffkeller ging, daß er Reisen that und unterwegs die Gastwirthe prellte u. s. w. Ich sprach ihn zuerst auf der Mail oder

---

d) Man sehe von diesem theuren Mann den Belles eristen-Almanach, wie auch Kindlebens eignes Buch: Matthias Lucretius, und den Floride, worin er seine Begebenheiten selbst erzählt.

Malje, wies in Halle heiſt, und war froh, den Mann kennen zu lernen, welcher durch allerhand Schriften ſchon weit und breit bekannt war. Kindsleben hatte kein Geld: er geſtand dies frei heraus; aber jeder von uns machte ſich ein Vergnügen daraus, ihn zu bewirthen. Da kamen denn derbe Apoſtrophen auf dieſen und jenen zum Vorſchein — doch mit Mäßigung: denn Kindleben beklagte ſich nur, und ſchalt und ſchimpfte nicht: und dergleichen macht gewaltigen Eindruck. Ich weiß nicht, ob alle Beſchwerden, die dieſer unglückliche Mann vorbrachte, wahr geweſen ſind — einige waren indeß gewiß wahr: und da fiel mir jene Stelle ein aus dem Dichter —: inſtant morientibus urſae. Warum muſte der armſelige Kindleben ſo lange hingehalten werden, bis er beinahe Hungers ſtarb? Er war freilich ein ausſchweifender ungeſitteter Menſch; aber doch immer ein Menſch. — — Die Sache iſt ärgerlich: ich will ſie daher nicht weiter berühren.

Kindleben ſchwebte ſo in der Welt herum, und hielt ſich meiſtens im Sächſiſchen auf: das Saufen war ſein Hauptfehler; und in der Beſoffenheit beging er manchen Exceß. Bald verbreitete ſich das Gerücht, dieſer Meiſter der freien Künſte — wie er ſich gewöhnlich nannte, ſey in einem Sächſiſchen Dorfe ohnweit Leipzig auf dem Miſt krepirt. So unwahrſcheinlich nun auch dieſe Mähre war, ſo hatte

doch der verstorbene Pastor Niemeyer, Verfasser des Journals für Prediger, sie in sein Buch aufgenommen. Nicht lange hernach erschien Kindleben wieder, und beschwerte sich laut über die von seinem Tode verbreiteten Lügen. Der Pastor hatte zwar vom Sterben auf dem Mist nichts gesagt, doch aber Kindleben als todt angegeben *), woraus man ohngefähr auf die in dieser Schrift vorfindliche Richtigkeit der Begebenheiten und auf die Genauigkeit des Herrn Herausgebers schließen kann.

In Leipzig bin ich auch einmal gewesen: Herr Kaufmann Rummel zahlte mir da mein Geld aus. Gleich das erstemal als ich da war, spielte ich auf einem Koffeehause und gewann eine ansehnliche Summe. Ich weis nicht, da ich allemal im Spiel glücklich gewesen bin, daß ich doch so selten gespielt, und das liebe Spiel niemals geliebt habe! — Einige Gelehrte lernte ich auch kennen: es waren die Herren Morus, Dathe, Beck und Platner. Platners Vorlesungen wohnte ich einigemal bei, und bewunderte dessen hübschen Vortrag nebst dem hübschen schön gezierten Auditorium. Herrn Fischer hab ich auch gesprochen, und das an ihm gefunden, was

*) Wie vor einiger Zeit der politische Don Quixote, Franz, den Herrn Rath und Professor Schiller in seinem Geschmiere — Fragmenten betitelt.

so viele schon an ihm gefunden hatten — viel philologischen Stolz und Pedanterie. Herr Burscher ist ein gelehrter Mann — aber gräulich orthodox, und zwar demonstrativ orthodox: und mit solchen Männern ist nicht gut auszukommen.

Die Studenten in Leipzig haben mir durchaus nicht gefallen: ihr Wesen ist weder burschikos noch fein, und an Fleiß lassen sies auch nicht wenig fehlen. Sie haben der Zerstreuungen zu viel, vorzüglich des Sommers und zur Meßzeit. Aus Rousseaus Kapitel über die Erziehung und Bildung der uns umgebenden Gegenstände, ließe sich hier Manches anbringen. — Viele, besonders Theologen nähren sich von Informationen, und kommen den oben beschriebnen Strasburger Schanzern ziemlich gleich. Es ist ein trauriges Leben für einen Studenten, wenn er der Gnade eines Philisters leben muß: der Philister betrachtet ihn, als seinen ersten Bedienten.

Ich hatte schon im Jahr 1777 in Gießen einen gewissen Lischke kennen gelernt, welcher sonst in Leipzig Theologie studirt hatte, und damals in die Pfalz reisete, um sich dort zu einer Pfarre zu empfehlen *f*).

f) Es giebt mehrere Pfarrer in der Pfalz, welche als Sächsische Kandidaten in ihrem Lande nicht ankommen konnten.

Auf dem Wege dahin sprach er in Gießen zu. Lischke kam in der Pfalz nicht unter, entweder weil er hernach nicht wollte, oder weil es für die Herren Konsistorial- und andern Räthe kein Geld hätte, oder weil er seiner großen Unwissenheit wegen das sonst äußerst leichte Examen in Heidelberg scheute: Kurz, er kehrte zurück in die Lausitz, wo er zu Hause war, verging sich aber in puncto puncti — wie Herr D. Bahrdt zu sagen pflegte, da er in puncto puncti das Seine noch leisten konnte — und verdarb sich dadurch seine geistliche Hoffnungen. Er sattelte jezt um, und lernte Juristerei. In Halle hatte er mich schon bald nach meiner Ankunft besucht und mir da viel von Leipzig vorgerühmt, Halle aber dagegen herabgesetzt. In Leipzig suchte ich ihn auf, und bath ihn, mich in Studentengesellschaften einzuführen. Aber, siehe da, es gab dergleichen nicht. Die Studenten verlieren sich unter Kaufmannsdienern und Gnoten, und machen nirgends eine Gesellschaft für sich aus: auch nicht ein einziges Leipziger Koffeehaus oder Billard ist den Studenten eigen: nicht einmal ein Trätörhaus. Sie sitzen, je nachdem sie Geld haben, in den Gasthäusern zerstreut, wohl auch kommen einige dann und wann auf Richters Koffeehaus, oder auf die Hotels de Baviere und de Saxe: jedoch selten. Man findet aber auch Studenten in den allerniedrigsten Kneipen, in Kneipen, wohin kein

Hallenſer gehen würde. Nein! die Leipziger mögen an ſich rühmen was ſie wollen, — da lob ich mir doch den Hallenſer! Man ſuche in Halle einen Studenten in einem Bier- oder Branteweinhaus, ob man ihn da finden wird. Bei der Jungfer Fleiſchern auf dem Rathskeller läßt ſich gewiß kein Student ſehen, oder in der Knochenkammer bei Lukas. Das wird in Halle für weggeworfen gehalten, und nicht ohne Urſache. In Jena iſt man darüber nicht ſo delikat: man läßt ſichs da nicht verdrieſſen, mit einem Fleiſcher, Friſeur u. dergl. zuſammen zu zechen, und gar Brüderſchaft zu machen. In Leipzig und Wittenberg geht es darin nicht viel beſſer: da ſitzt der Mosjeh Student mitten unter Gnoten, Philiſtern und anderm Geſindel in den Kneipen, und ſpielt ſogar unter dieſen keine Figur, wie er denn in Leipzig überhaupt keine Figur ſpielt. Freilich wer dort viel Geld hat, der kann es zur Noth einem Ladenſchwengel gleich thun; aber das können Wenige: — und ſo hat der Scheeren- und Ellen-Major in genere große Vorzüge vor den Studenten.

Meine guten Leſer glauben vielleicht, ich übertreibe die Sache: aber ich verſichere, daß ſich das Ding ſo verhält, ob ich gleich mehrere Ausnahmen gern zugebe.

Liſchke hat mich auch auf einige Stuben zu ſeinen Bekannten geführt. Da fand ich ſteife Men-

schenkinder, welche das Ungezwungene und Unbefangene nicht an sich hatten, das man sonst am Studenten gewohnt ist. Die Leutchen machen Komplimente und schneiden Reverenzen bis zur Erde: alles geht da per Sie: das trauliche dem Studenten so angemessene Du ist verbannt: da werfen sie mit gehorsamster Diener, mit — ich empfehle mich, — haben Sie doch die Güte! — o ich bitte ganz gehorsamst! und ähnlichen Floskeln um sich, daß es einem schlimm wird. Das heißt denn guter Ton! darin besteht das feine Wesen, welches die Mosjehs zu Leipzig von allen andern so vortheilhaft unterscheiden soll! O weh, dachte ich, als ich auf eine andere Stube kam, und fünf bis sechs solcher Herren vom edlen Ton beäugelte, o weh, das ist schofele Petlmäterei! Ich hatte zwar damals keine Anhänglichkeit mehr an dem eigentlichen Komment; allein ich fing doch mit einigen folgendes Gespräch an. „Meine Herren, sagte ich, ihre Universität ist wohl stark?

Herr A: O ja, über 1400.

Herr B: Bitte gehorsamst, mein Bester: es sind über 1600 Studenten hier.

Ich: Darf man nichts von der Summe abziehen?

Herr B: Nein, noch eher hinzusetzen, wenn Sie's gütigst erlauben wollen.

Ich: Ja, ja, ich weis es schon: man macht Fremden immer weis, die Universität sey so oder so stark, wenns schon übertrieben ist. — Aber Leipzig ist immer noch stark genug, zumal wenn man die Laden-Studenten mit hinein rechnet. Aber der Ton hier — wie ist der?

Herr A: Unverbesserlich, mein Theuerster!

Ich: So? — und worin besteht die Unverbesserlichkeit?

Herr A: Je, mein Himmel! Bester, es fällt doch in die Augen, daß der Leipziger Student zehnmahl artiger und höflicher ist, als der rüde Jenaer!

Ich (ärgerlich): Ja, ja ich weis schon: es sind mehrentheils Jungfernknechte, welche mit den Ladendienern und Gnoten um die Wette hinter den Mädchen herrennen, und nach dem hohen Glück schnappen, ein Pfötchen zu lecken, oder ein Mäulchen zu ganfen (stehlen).

Herr B: Ei, da beschreiben Sie uns ja hübsch! Verzeihn Sie aber gütigst, daß ich einiges erinnere. Sie wissen doch, daß ein junger Mensch in Gesellschaft der Frauenzimmer seiner —

Ich (einfallend): Ich verstehs schon. Aber hole mich der Teufel, ich kann nicht begreifen, wie ein Student in Gesellschaften von Frauenzimmern

kommen will, worin er profitiren könnte. Frauenzimmer, welche dem Burschen Zugang verstatten, taugen samt und sonders nichts; das sind meist lustige, habsüchtige oder verbuhlte Dingerchen, an denen selten etwas gelegen ist. So mags auch in Leipzig seyn.

Lischke: Du hast nicht Unrecht, Bruder Herz: unsre hiesigen Studenten machen Küchenmädchen, Aufwärterinnen und Bürgerdirnen ihren Hof, und führen sich sogar mit Menschern aus den Parduzlöchern, mit Etceteras g) auf den Straßen und Promenaden herum. Das sind so die Frauenzimmer, womit unsre Herren Umgang haben.

Ich: Und bei denen kann man seine Sitten doch beim Teufel nicht poliren! In solchem Umgang wird man zum Firlefanz. Aber um von was anderm zu reden; wie stehts mit den Schlägereien?

Herr A: Je nun, wenns an uns gebracht wird, so machen wir unsre Sachen aus, wie's hattenden Männern ziemt.

Lischke: Ja, mit dem Schuhpfriemen. Wann fallen denn hier Schlägereien vor? die Kerls lassen sich ausmaulschelliren und muchsen nicht: oder wenn

---

g) So heißen die Huren bei den Leipziger Studenten. Man sehe den sonst herzlich magern Roman: unter dem Titel: Sie studiren!

ſie ſich ja ſchlagen, ſo geſchieht es à la mode der Gaſſenbuben mit Stöcken und Fäuſten. —

Ich war dieſes Geſpräches müde, und brach es ab. Ueberall fand ich bei den Herren Leipzigern große Armſeligkeit und glänzendes Elend. Sie tragen zwar ſeidne Strümpfe beim tiefſten Dreck, gehn wie die Tanzmeiſter pariſiſch: ſchleichen hundertmal des Tags vor den Fenſtern vorbei, wo ſie ein hübſches Geſicht wittern, und werden in den dritten Himmel entzückt, wenn ihnen ein ſolches Geſicht freundlich zulächelt: iſt das aber männliches Weſen, das den Hallenſer ſo kenntlich auszeichnet? — Sonſt iſt das l'Hombre-Spiel unter den Leipzigern ſehr gewöhnlich. Zur Zeit der Meſſe müſſen die meiſten auf dem Boden unterm Dache, oder hinten neben dem Abtritt wohnen, weil zu dieſer Zeit ihre Stuben von Fremden bezogen werden. — Wenn die Hallenſer nach Leipzig kommen, ſo machen ſie da doch Figur, und jederman ſieht nach ihnen: wenn aber Leipziger ſich zu Halle einfinden, ſo werden ſie gar nicht bemerkt, wenigſtens nicht für Studenten angeſehen. — Uebrigens ſind die Herren gut zu Fuße, und können täglich fünf, ſechs, acht Meilen laufen. Doch genug von dieſem Artikel.

Dreizehntes Kapitel.

Meine Wenigkeit von ohngefähr im Vorhell ertappt. Semlers Strafpredigt. Mein Bruder. Liebelei.

Herr Semler, dem mein bisheriges Betragen gefallen hatte, rieth mir, vom Waisenhause in die Stadt, und zwar in sein Haus zu ziehen. Es war nämlich ein gewisser Schmitz von Mont-Joie aus dem Herzogthum Jülich von Erlangen nach Halle gekommen. Mit diesem Herrn Schmitz war ich bekannt und Freund geworden. Er miethete sich ein Zimmer in Semlers Hause, und bath mich, zu ihm zu ziehen: er wolle die Miethe für mich mit bezahlen. Der Vorschlag gefiel mir: ich sprach mit Semlern darüber, und erhielt den Rath, nicht zu säumen: ich könnte seine Bibliothek besser benuhen, und besser studiren.

Also zog ich zu Anfange des Oktobers vom Waisenhause zum Leide meiner guten Kameraden Poehler und Molweide, mit welchen ich sehr brüderlich gelebt hatte, und bezog Num. 20 im Semlerischen Hause.

Ich war auf dem Examen Lehrer der ersten hebräischen und der zweiten griechischen Classe gewor-

den. Dieſes ſchmeichelte meinen Ehrgeize ſo, daß ich beſchloß, beide Claſſen beizubehalten, und meiner Pflicht in Unterrichtung meiner Schüler nach meinen Kräften Genüge zu leiſten. Herr Freylingshauſen mißbilligte zwar meinen Abzug vom Waiſenhauſe nicht, doch ſetzte er gleichſam ahndend hinzu: es wäre ſchon mancher in der Stadt verdorben worden, der ſich auf dem Waiſenhauſe recht gut betragen hätte.

Ich wohnte alſo bei Semlern. Gleich in den erſten vier Tagen begegnete mir ein Poſſen, den ich erzählen will. Ich hatte mit einem gewiſſen Herrn Köſter, einem alten Kandidaten, der alle Akademien beſucht und viele Schickſale erlitten hatte, damals aber auf dem Waiſenhauſe Lehrer war, Bekanntſchaft gemacht, und konnte ihn ſeiner Ehrlichkeit und ſeiner Kenntniſſe wegen, gut leiden. Dieſer beſuche uns eines Abends, Herrn Schmitz und mich, und als wir ihn fragten, wo man ſich ein wenig zerſtreuen könnte, verſprach er uns an einen Ort zu führen, wo es uns gefallen würde. Wir gingen und wurden von ihm vors Moritzthor in das erſte gelbe Eckhaus, das man damals den Korb nannte, geführt. In dieſem Hauſe wohnte eine Müllers Frau von Wettin, mit fünf nicht häßlichen Töchtern; und dieſe Töchter ſtanden — wie Schmitz und ich erſt nachher erfuhren — im Rufe, als wenn ſie eben

nicht grausam gegen ihre Anbeter wären — wenn man das sonst von einem großen Theil der Hallenserinnen auch nur überhaupt sagen könnte.

Wir mochten wohl eine Stunde da gewesen seyn, ohne jedoch das geringste Unanständige unternommen zu haben: denn, wie gesagt, Schmitz und ich wusten von der Beschaffenheit dieses Hauses gar nichts, als noch vier Studenten, die wir aber nicht kannten, herein traten, und sich bei den Mädchen etwas mehr Freiheit herausnahmen. Köster und Schmitz zankten über eine Stelle im Horatz, und dieser Zank schien dem einen Studenten, Namens Kühkäfer, in einem solchen Hause sehr übel statt zu finden. Er trat also zu den Streitenden, und zog sie mit ihrer Pedanterei auf; allein Köster, schon durch den Schnapps erhitzt, trumpfte ihn gewaltig ab, und hiß ihn einen dummen Jungen. Darüber kam alles in Harnisch, und ich muste mit zugreifen, um meine beiden Compagnons nicht im Stich zu lassen. Es setzte Ohrfeigen, und die Gläser flogen schon hin und her, als auf einmal Minchen, die schönste h) der Nymphen, hereinsprang.

h) Es frägt sich: ob man Nymphen dieser Art auch schön nennen könne? — Vielleicht lösen uns der Herr Professor Heidenreich nach Dero bekannten Gründlichkeit diese Frage bald im 2ten Theile ihrer vortreflichen Aesthetik auf.

und mit ängstlichem Tone ausrief: der Pedell! d'r Häscher! — Die Studenten fuhren zusammen; ich nicht: ich glaubte unser Zank hätte den Pedell von ohngefähr herbei gelockt. Der Pedell Hübner trat jezt herein und fing an: „Im Namen seiner Magnifizenz" — Ich fiel ihm in die Rede, um ihm den Hergang des Zanks zu erklären; aber vergebens: ich und die andern wurden demnach grob; aber auch Grobheit half nicht. — „Wir sollten uns schleppen lassen aufs Karzer!" — Ich fluchte wie ein Bootsknecht; Köster wimmerte, Schmitz zitterte wie Espenlaub: die vier andern Studenten brummten in den Bart und liessen dann und wann einen Fluch hören: von den Menschern und ihrer Mutter hörte man nichts, als — ach Herr Je — daß Gott erbarm! Herr Hübner wiederholte sein „No, meine Herren, no, no! gehn Sie mit!" — Ins Teufels Namen rief ich endlich, Minchen schenk ein! Minchen griff zitternd nach dem Gläschen. „Laß sie das seyn, Jungfr', sagte der Pedell, dazu ist keine Zeit mehr!" Was, schrie ich! will Er mir verbieten, Schnapps zu trinken? — Nur immer eingeschenkt! — Ich nahm mein Gläschen, bot mit lächerlichen Grimassen dem Pedell es an und fügte hinzu: das wäre so gut wie Markgrafen-Pulver: es schlüge den Aerger nieder. Er trank nicht: ich leerte das Gläschen, streckte mich hin auf einen Stuhl, und ließ mir noch

eins geben. Meine Consorten ſtanden ſchon bereit, dem Pedell und dem Häſcher Bär, der mit ſeinen Trabanten vor der Thür wartete, zu folgen: aber ich war in dieſer halben Stunde wieder ganz Burſche und neckte den Pedell auf alle nur mögliche Weiſe *)! Herr Hübner, ein wirklich feiner, höflicher Mann, gerieth dadurch in Verlegenheit, bis endlich auch ich aufbrach, und mich ſo mit fortbringen ließ. Meiſter Bär näherte ſich mir, und gab mir mit einem wichtigen Tone zu verſtehen, daß die Sache nichts zu bedeuten hätte. Denks auch, erwiederte ich: nur nicht wie Spitzbuben geſchleppt! — Bewahr der Himmel! verſetzte Bär, Sie werden ja nicht als Spitzbuben geſchleppt: es geſchieht ja blos, weil Sie im Bordell geweſen ſind. Das beſtätigte auch Herr Hübner: und ſo wußte ich, warum. —

Als wir aufs Carcer kamen, alle ſieben in eine Stube, weil wir durchaus zuſammen bleiben wollten, rief ich mit ſtarker Stimme: wo iſt der Car-

---

*) Man ſehe das ſchon von Luthers Zeiten her gebräuchliche Liedlein: Gaudeamus igitur, wo es in einer Strophe heißt:

Pereat Trifolium (die drei Decani)
Pereant philiſtri,
Lictor atque famuli,
Nobis odioſi!

cerknecht? ich dachte mir hier den Gießer Carcerknecht, den Cordanus. — Man antwortete mir nicht: wo ist der verdammte Carcerknecht? schrie ich nochmals: der Kerl soll herkommen, oder der Teufel soll ihm in den Magen fahren! Klappenbach kam, und fragte, was ich haben wollte. So, sagte ich, er ist also der Carcerknecht? das nahm Klappenbach, ein sonst braver Mann, übel, einmal wegen des Titels und dann, daß ich Er und nicht Sie gesagt hatte. Er machte also seine Remonstranz; doch versprach er zu holen, was wir verlangten: „wir wären ja alle so hübsche Herren: es thue ihm leid, daß wir so ein Malheur gehabt hätten, und was ihm die Stockmeisterische Höflichkeit noch sonst eingab. Ich forderte Schreibzeug, und schrieb dem D. Semler: daß Schmitz und ich aus dem Korbe wären geschleppt worden: daß der Korb ein Hurenhaus wäre, daß wir aber dieses nicht gewußt, sondern ihn für eine ordinäre Kneipe (caupona) gehalten hätten: daß er auf unsre Befreiung bedacht seyn möchte, u. dgl. — Eine halbe Stunde nachher kam Herrn Semlers Aufwärter, Feyge, und sagte, daß der Doctor gleich mein Billet nebst einem von seiner Hand an den Prorector abgeschickt hätte. — Feyge mußte uns allen nun Proviant holen, — Wein, Schnapps und Chokolade: dann fingen wir an, Tarok und lustig zu spielen, und verbrachten die Nacht ohne weitere Grillen.

Früh um neun Uhr wurden wir vors Concilium gefordert, wobei aber niemand als der Prorector, Herr Wolkär, und Herr Prof. Schulze gegenwärtig waren. Ich und Schmitz wurden besonders verhört. Schmitz sprach kein Wort; ich desto mehr. Aber was halfs? Nach einigen Debatten über unsre Unschuld u. dgl. sahen wir uns genöthigt, jeder 4 Rthl. 12 gl. Schleppgebühren für die Herren Häscher auszuzahlen: und so waren wir wieder frei und so ehrlich als vorhin.

Kaum war ich und Schmitz in unsrer Wohnung angekommen, als schon Herrn Semlers Feyge da war, und uns zu ihm in seinen Garten einlud. Hier ließ sich der gute Mann sehr wider uns aus: er nannte unser Betragen unwürdig, schlecht und pöbelhaft: da galt auch nicht einmal die Ausflucht, daß wir nicht gewust hätten, daß der Korb ein Hurenhaus wäre. Es sey sogar, sagte er, einem Manne, der den Wissenschaften obliege, unanständig, Wirthshäuser und Kneipen zu besuchen. Ich erinnere mich noch, daß er bei dieser Gelegenheit einige bittere Anmerkungen über den Moralisten Bahrdt anbrachte, der auch Kneipen und Bordelle besuchen sollte. Und so gings fort in einem Schelten ohngefähr eine Viertelstunde: denn wenn Semler einmal ins Keifen kam, so konnte er das Ende nicht leicht wieder finden. Indeß alle seine Bemerkungen tras

sen zu, und vertrieben den Burschen wieder aus mehnem Sinn, der seit gestern Abend da Platz genommen hatte.

Endlich, nachdem er vom Keisen müde war, lud er uns zum Abendessen ein, um uns zu zeigen, wie er sagte, daß man in müßigen Abendstunden Vergnügen und Nutzen verbinden könnte. Wir waren auch wirklich selbigen Abend sehr aufgeräumt. — Nachher hat Herr Kiefer ein ganz niedliches Singspiel gemacht, den Korb, worin die Begebenheit auf eine drolligte Art abgehandelt war. Das Ding sollte auch gedruckt werden; weil aber sehr viele Anzüglichkeiten auf gewisse Leute darin vorkamen, die, wie alle wohlbestalten Heuchler, oft manch dummen Streich ausüben und doch als Heilige unangetastet bleiben wollen, so unterblieb der Druck; desto häufiger aber circulirte es im Manuscript.

Um diese Zeit kam mein Bruder, welcher schon zwei Jahre in Göttingen studirt hatte, nach Halle, um seine Studien hier fort zu setzen. Ich muß sagen, daß ich über seine Ankunft erfreut war, ob wir gleich sonst niemals solche herzliche Freunde gewesen waren, als es sich für Brüder geschickt hätte. Er hat mich, ihm ein gutes Logis auszumachen, und ich verschaffte ihm ein schlechtes. Dies hatte folgen, den Zusammenhang. In der Klausstraße, rechter Hand, ohnweit dem halben Mond, wohnte eine Frau,

welche außer andern Schimpfnamen auch Beutlersdaniſe genannt wurde. Mit dieſer Frau ward ich durch deren Haus-Studenten bekannt, beſonders durch einen gewiſſen Hano, welcher ihrer Tochter Chriſtel die Cour machte. Ich ließ mirs gefallen, auch den Tiſch bei ihr anzunehmen. Das alte Weib war wie mehrere ihres Gleichen, eitel genug, ſich Madam nennen zu laſſen. Sie wußte von ihren jugendlichen Aventüren ſehr viel zu erzählen *). Ich hörte ihre Schnurren gern, und konnte ſo beim Bierglas und einer Pfeiffe Taback bis zehn Uhr Abends ſitzen, und mich belügen laſſen. Dieſe Madam Themiſton — ſo hieß ſie, vorher Frau Dörnerin — hatte erfahren, daß mein Bruder kommen würde, und erſuchte mich, ihn bei ihr einzumiethen; und ich thats, und mein Bruder zog mit einem gewiſſen Herrn Michaelis, der auch von Göttingen gekommen war, bei ihr ein.

Herr Semler erfuhr das, und nahm mir es übel: er hatte von ſeinem Aufwärter gehört, daß das Haus eben nicht im beſten Rufe ſtehen ſollte. Wirklich führte es damals den Beinamen Hanauer Puff, weil immer mehrere Hanauer da gewohnt hatten. Aber es war nun einmal nicht anders! Ans

*) Fiſtula dulce canit, volucrem dum decipit auceps. Das gehört ſo zum Luſtmachen.

fänglich war auch mein Bruder und sein Freund Michaelis unzehalten, daß ich sie in ein solches Loch gebracht hatte; aber dies gab sich: sie fanden bald Geschmack an der dasigen Fidelität, und wohnten gern weiter da. Es kamen immer viele Studenten und hübsche Mädchen dahin, und das war so was für sie. Noch jetzt sehe ich manche angesehene Frau hier herum figuriren, welche vor Zeiten im Hanauer Puff ihre Rolle gespielt hat. So geht es in der Welt!

Hano, Christchens Liebhaber, war im Herbst abgegangen, und mehrere Studenten strebten nach seiner Stelle bei dem Mädchen. Das merkte ich, und beschloß mein Glück auch zu versuchen — nicht aus Drang der Liebe, sondern um meine Nebenbuhler zu necken: das war so mein Zweck, und ich fing wirklich an, mit Christchen Dörnerin schön zu thun, und den Verliebten so ganz nach meiner Art zu erzwingen. Meine Liebelei gelang mir, und Christel ward meine erklärte Geliebte: von der Zeit an hörten die Bemühungen meiner Nebenbuhler auf; aber eben deswegen verringerte sich auch meine Anhänglichkeit merklich. Es war eine Liebschaft, der es auf meiner Seite an Grund fehlte; doch kam sie in der ganzen Stadt herum, sogar bis zu Semlern, der mir Vorwürfe darüber machte, und im Ernste dro-

hörte, meinem Vater von solchen läppischen Histo-rien [1]) Nachricht zu geben. Ich wäre ihm einmal empfohlen, sagte er, er müsse also auch ehrlich für mich sorgen. — Ich bemäntelte die Sache, und versprach forthin mehr auf meiner Hut zu seyn: und damit war er zufrieden.

Semlers Haus sahe den Winter über einem Traiteur-Hause ähnlich. Moes, Schmitz, Schmid und ich wohnten bei ihm, und liessen unser Essen von Pauli holen: darneben kamen noch täglich um zwölf Uhr neun andre Bekannte, die anderwärts wohnten, aber mit uns zusammen aßen: und so war unsre Tischgesellschaft dreizehn Mann stark. Das Bier gab Semlers Aufwärter für uns alle her, und seine Tochter holte das Essen. Um ein Uhr jagte ich, auf den Schlag, alle Gäste aus der Stube, amit ich, mich auf meine Lectionen vorbereiten könnte, und diese fuhren dann mit der grösten Eile auf ihren beschufeiseten Stiefeln zur Treppe hinab, daß das Haus erbebte. D. Semler litt diesen Tumult einige Wochen, dann aber ward es ihm zu viel: er ließ mich

---

1) Semler nannte alles Historie. Wer seine Schriften verstehen will, muß die Bedeutung vieler Wörter vorher wissen, welche der große Mann damit verband, sowol im Lateinischen als im Deutschen: und dahin gehört auch das Wort Historie.

kommen, und stellte mir vor, daß es ihm allemal vor dem Schlage ein Uhr graute: da entstände ein Lärmen und ein Gerassel die Treppe herab, als wenn der wilde Jäger seinen Aufzug hielte. Dabei kam der gute Mann recht in Hitze: sein Haus sey ein Haus des Friedens und der Ruhe; und wir hätten es zu einer Garküche gemacht. Ich versprach das Unwesen einzustellen, und hielt Wort: denn die Speiserei wurde in Münnichs Haus auf die Stube des Studenten Dykershoff verlegt. Münnich muste das schon eher leiden, als Semler, welcher mir hernach sogar dafür dankte, daß ich sein Haus vom Tumulte befreit hätte.

Einmal habe ich mich auch geschlagen, und zwar wegen einer Lumperei mit einem meiner Landsleute. Die Schlägerei hatte eine kleine Verwundung auf meiner Seite zur Folge, und kam nicht heraus, weil keine Zeugen ausser den beiden Sekundanten dabei waren.

Vierzehntes Kapitel.

Siehe da, ein Herr Magister! — Gelehrte Unternehmungen.

Mein Kollegienlesen war bekannt geworden, und Herr Semler befürchtete, man möchte mir das Handwerk verbieten, wenn ich mich nicht in die gelehrte Innung einschreiben ließ, oder nicht Magistrirte. Ich war dazu bereit: denn ich wußte schon, wie wenig man zu wissen nöthig hat, um diese akademische Spiegelfechterei mit zu machen. Ich verschrieb mir also von meinem Vater Geld, um die Fakultät und andere Promotionskosten bezahlen zu können. Mein Vater zeigte sich froh, daß ich Magister Legens werden würde, und schickte mir dreißig Louisd'ors. Diese reichten zu, da er mir nicht lange vorher einen hübschen Wechsel geschickt hatte.

Jetzt meldete ich mich beim Dekan, dem Herrn Schulze, und dieser bestimmte mir einen Tag zum Examen. Zugleich schritt ich zur Ausarbeitung einer Dissertation über Ruprecht, den Pfalzgrafen, der von 1400 bis 1410 die Römische Königskrone getragen, und einigen Antheil an dem 1409 zu Pisa veranstalteten Concilium gehabt hatte. So wenig

Hülfsmittel ich außer der Sammlung des Pistorius und dem Thesaurus Anecdotorum hatte, so fudelte ich doch so ein Ding de Ruperto Palatino zusammen, das ich Dissertatio inauguralis betitelte. Nach Semlers Rath sollten blos Ruprechts Bemühungen für die Herstellung der Einigkeit der Kirche und für die Aufhebung des damals fürchterlichen Schismas der Päbste, der Gegenstand der Disputation seyn; da ich aber kaum acht Tage übrig hatte, so war mir dies Thema zu weitläuftig und mühsam. Wie viel hätte ich da nicht lesen müssen! Ich stoppelte also zusammen, was ich vorfand, und theilte das Zusammengestoppelte in §§ ein. Machens doch viele Dissertationen: Schmiede auch so! Und meiner Meinung nach sollte niemals eine wichtige Materie in einer Disputation verhandelt werden. Solche Kleinigkeiten werden auf den Jahrmärkten der Litteratur selten verhandelt, und ihr Inhalt geht mit ihnen verlohren. Es giebt besonders ältere von reichhaltigem Werthe, die man jetzt vergeblich sucht. — Und an jeder noch so kleinen Abhandlung kann man doch so ohngefähr sehen, ob der Verfasser wissenschaftlich schreiben kann, oder nicht *); und dann kommt doch die Hauptsache auf

*) Viele, besonders Medicíner, lassen sich ihre Disputationen von Andern fabriciren: da giebt es expedite Schreiber, welche in zwei oder drei Tagen ein Ding

die Vertheidigung an. Nach diesen Regeln betrachtet, war meine Disputation immer gut.

Nun sollte ich ins Examen, welches im Hause des Herrn Schulze gehalten wurde. Ich erschien nachdem ich den Tag vorher die Herren von der philosophischen Fakultät alle eingeladen hatte, am 11ten Jänner 1784, nachmittags um zwei Uhr. Nicht alle Fakultisten waren zugegen. Herr Forster sagte mirs gleich ab, mit dem Zusatz: er liebe dergleichen Prüfungen nicht, wo man nicht wissen könnte, ob man examinirte oder examinirt würde. — — — — — — — — —

Herr Sprengel war ebenfalls nicht da: Herr Trapp entschuldigte sich damit, daß er nicht gern Männer sähe, die ihm nicht wohl wollten. Zudem würde er der Fakultät, oder vielmehr den Herren Professoren nicht lange mehr lästig seyn. Herr Goldhagen war verreiset. Also waren nur die Herren Eberhard, Christian Förster, der

---

ausheckten, voll Gelehrsamkeit, das heist, voll Citaten aus alten und neuen, in- und ausländischen Schriftstellern, sogar aus Arabern und Rabbinen. So ein Ding kostet zwei, drei Louisd'ors, auch mehr, nach den Umständen. Wer eins nöthig hat, und selbst dergleichen nicht fertigen kann, darf sich nur bei mir melden: ich will ihm so einen, oder auch, wenn er die Auswahl haben will, mehrere Dissertations-Fabrikanten nachweisen, die sie schichtweise liegen haben.

verstorbene Hofrath Karsten und Herr Schulze, der Dekan, gegenwärtig. Es wurde überall Latein gesprochen, welches ich ziemlich fertig mitreden konnte. Die Fragen und Antworten übergehe ich: sie betrafen meistens philosophische, historische, geographische und philologische Gegenstände. Das Examen dauerte bis gegen sieben Uhr Abends, wo ich abtrat, und bald zurück gerufen wurde, und die tröstliche Entscheidung vernahm, daß ich immerhin promoviren könnte. Wer war froher als ich! ich lief gleich zu meinem Bruder, theilte ihm meine Freude mit, und schlief hernach ganz unvergleichlich wol.

Meine Disputation wurde inzwischen abgedruckt, und am 18ten Jänner disputirte ich. Meine Opponenten waren Hekr D. Semler, Herr Wald und mein Bruder, nebst einem Schlesier Teisner. Ich hatte am Ende meiner Dissertation einige Sätze aus meines Vaters System angehängt, und man hatte das nicht einmal bemerkt *): ich war froh darüber; sonst hätte man sie vielleicht gestrichen.

---

*) Hier sind einige davon: unicitas Dei est ex essentia numeri demonstrabilis. Deus in rebus omnibus existit, sed nulli rei coexistit: ipsa rerum possibilitas a Deo dependet: Deus supremam perfectionem s. realitatem non gradu, sed complexu possidet. Die Sätze sind freilich sehr dunkel; aber ein Kenner des Pantheismus sieht leicht, daß hier eine Schlange im Grase liege.

Den Tag vor der Disputation machte mein Bruder über meinen Umgang mit seiner Hausjungfer einige spöttische Anmerkungen, welche mich aufbrachten, so daß es zu Bitterkeiten kam: das Gezänk endigte sich damit, daß er mir erklärte, er würde nicht opponiren. Meine Antwort hierauf war trotzig; und er ging fort, schmollend. — Früh, da der Tanz vor sich gehen sollte, schickte er mir ein Billet, worin er mir meldete, daß er allerdings opponiren würde, entweder ordentlich, wenn ich nichts dawider hätte, oder ausserordentlich, wenn ich ihm unter den ordentlichen Opponenten keine Stelle gestatten wollte. Ich sollte mich nur auf ganz neue Argumente gefaßt halten: denn er habe sich vorgenommen, mich zu hecheln (carminare). Ich schrieb ihm wieder, er solle immer den dritten Platz einnehmen: seine Argumente würde ich auch schon beantworten: davor sey mir nicht bange u. dgl.

Als wir auf die Wage kamen, war diese so voll Studenten, daß wir kaum durchkonnten: denn fast die ganze Universität kannte mich, und jeder wollte gern hören, wie ich meine Sachen machen würde. Herr D. Semler fing die Oppositionen an, und brachte einige Schlüsse vor, welche von seiner Gelehrsamkeit allerdings zeugten. Er machte es aber, weil ihm nicht recht wohl war, gar nicht lange. Ich hatte bei diesem Umstand die schönste Gelegenheit, öf-

sentlich zu bezeugen, wie viel ich Semlern schuldig war, wie sehr ich ihn verehrte: und das that ich mit einem mir sonst ungewöhnlichen Feuer. Ich konnte dazu meinen zu Hause entworffenen Aufsatz nicht brauchen, sondern ließ hier meiner Empfindung freien Lauf, und diese bildete meinen Vortrag so glücklich, daß ich mit mir in Absicht dessen, was ich Semlern sagte, selbst zufrieden war. — Herr Wald hat auch recht artig opponirt.

Nun kam die Reihe an meinen Bruder, welcher freilich ganz neue Argumente auftischte. Ich hatte meine Dissertation dem Herrn von Oberndorf, Kurpfälzischen ersten Staatsminister zugeschrieben, und in der Dedication freilich Vorzüge an diesem Herrn gerühmt, die ich ihm im Herzen selbst absprach. Allein das ist ja der Fall bei den meisten Dedicationen! Mein Bruder griff also die Zuschrift an, und zwar mit Argumenten von folgender Art: Ein niederträchtiger Schmeichler ist ein Lügner, jener bist du; folglich bist du auch dieser. Ich stutzte gewaltig bei diesem Schluß, leugnete aber natürlich den Untersatz; er indeß bewies ihn aus meiner Zuschrift. Ich hatte hier gesagt, Herr von Oberndorf mache die Pfalz glücklich: mein Bruder führte mehrere Thatsachen an, woraus das Gegentheil erhellete, und worüber die Zuhörer lachten. Ich hatte ferner gesagt, Herr von Oberndorf sorge für die Heidelber-

ger Universität: mein Bruder bewies, daß die Universität zu Heidelberg nie elender gewesen sey, als gerade seit der Zeit Herr von Oberndorf am Ruder säße. — Daß dabei manche gröbere Invektiven unterliefen, kann man sich vorstellen. Herr Schulze, der Promotor, sagte kein Wort, wie er mich denn ganz allein meine Siebensachen defendiren ließ. Endlich wandte sich mein Bruder zu den Zuhörern und sagte: Auctor dissertationis se veritati colaphos infregisse optume et ipse perspicit; verum sibi amissum patriae magnatum favorem sua so impudentia adulandique studio recuperaturum persuadet. Was sollte ich auf dergleichen Sarkasmen antworten? Mein Bruder hatte freilich Recht; aber sagen hätte ers doch nicht sollen. Herr Teisner hat nicht viel gesagt.

So hatte ich nun einen akademischen Gradus, und konnte ein großes M. vor meinem Namen hinpflanzen: das hab ich aber doch nur selten gethan. Auch hörte ich lieber meinen Namen, als den Magister-Titel: denn alle akademischen Würden kommen mir so zunftmäßig vor, und waren mir immer lächerlich. Ich hatte dergleichen bei den Alten nicht gefunden, und wuste recht gut, daß diese Titulaturen und die Art sie zu erlangen, Erfindungen der barbarischen Zeiten waren. Daher hat der Doktor, Licentiat, Magister und andere dergleichen Frivolis

täten wenig bei mir gegolten. Auch hab ich mich immer gewundert, wie Herr Bahrdt, der sich doch über manches Vorurtheil weggesetzt hatte, wenigstens vorgab, sich darüber weggesetzt zu haben, noch immer den theologischen Doktor vor seinem Namen figuriren ließ. Er war, wie er in seiner Lebensgeschichte selbst gesteht, auf sehr anomalische Weise dazu gelangt: hatte hernach alles Verhältniß mit der lieben Theologie aufgegeben, und war Billardeur und Schenkwirth geworden; und doch blieb er dem Titel nach — noch immer Doktor der Theologie. Das hat mich sehr befremdet. Er hätte sollen schlechtweg Herr Bahrdt heißen: das würde ihm an seinem Ansehn und an seiner Gelehrsamkeit gar nichts geschadet haben. Doch dies im Vorbeigehn!

Da ich jetzt mehr Recht als vorher hatte, Vorlesungen zu halten, so erklärte ich, um mich als Magister zu produciren, die dunkeln Satyren des Persens; und so gewaltig viel Erudition ich auch dabei auskramte, so war ich doch mit meinen Lektionen innerhalb zwei Monaten fertig. Diese Vorlesung war gratis, und meine Zuhörer hörten mich gern. Daraus schloß ich, daß wenn ich auf Ostern meine Kollegien ankündigen würde, ich nicht wenig Zuhörer haben dürfte. In wie fern diese Hoffnung gegründet war, wird die Folge zeigen.

Ich nahm mir nun vor, auch etwas zu schreiben, und in der Welt als Schriftsteller aufzutreten. Auch das hatte mir Herr Semler empfohlen, weil, wie er sagte, ein junger Mann schreiben müßte, um bekannt zu werden. Ich wollte ein historisches Thema behandeln, und zwar eins aus der Pfälzischen Geschichte, nämlich die Geschichte der Grafschaft Sponheim. Ich suchte also auf der hiesigen Universitäts-Bibliothek mit vieler Mühe und Geduld das auf, was dahin gehört, fand aber leider sehr wenig. Doch ließ ich mich nicht abschrecken, und brachte wirklich vielerlei zusammen, was mir bei meiner Absicht nützlich werden konnte. Ich wünschte, daß ich meine Schreibereien noch hätte, besonders meine Briefe: allein durch einen Zufall ging alles zum Käsekrämer: ich werde diesen Zufall mit Anmerkungen weiter unten anführen. Es waren einige Sammlungen historischer Denkwürdigkeiten darunter, welche freilich für den Liebhaber abgeschmackt, aber für den Kenner interessant seyn musten. Ich habe insbesondere viel gesammelt von meinem Helden, dem Kaiser Julian II. den man aus christlicher Liebe den Apostaten nannte, und dem Voltaire den Beinamen des Philosophen gab. Beide Namen schicken sich für den vortreflichen Julian nicht recht. Jenes ist ein Sektenname, und dieses ein Kom-

pliment: es ist hier der Ort nicht, meine Behauptung zu beweisen.

Meine Stunden auf dem Waisenhause gab ich indeß auf, muste aber mit Unmuth von meinen Schülern hören, daß mein Nachfolger in der hebräischen Klasse kein Verbum analysiren könnte. Das that mir leid, denn ich wuste, wie sehr noch Analyse den Schülern in prima hebraea nöthig war. Ueberhaupt wurden damals auf dem Waisenhause die Grundsätze der Sprachen zu sehr versäumt: achtzehnjährige Schüler machten die gröbsten Schnitzer wider die lateinische Grammatik: allein — da gar die Lehrer sich dergleichen erlaubten, so mustens ihnen die Schüler ja wol absehen!

Ich muß hier eine philologische Schnurre erzählen. Mein Landsmann Sch***, ein nicht unebner Lateiner, wollte nach Art aller Philologen von geringerm Gehalt, nichts Lateinisches leiden, was in Meister Marx Tullius hinterlassenen Büchern nicht befindlich wäre. Sein zweites Wort war immer ciceronianisch *). Ich hatte für jemanden ein soge-

*) Herr Scheller hat sein Buch gemacht, woraus man soll ciceronianisch griffeln lernen. Der Titel ist: Praecepta stili bene latini, imprimis ciceroniani. Kennern muß bei dem Titel schon klar werden, daß man aus dem Buche nicht kann ciceronianisch schreiben lernen, weil Herr Scheller selbst — nicht ciceronianisch schreibt.

nanntes Curriculum Vitá aufgesetzt, und Herr Sch*** hatte es wohl an funfzehn Stellen verbessert, weil es nicht ächt ciceronianisch abgefaßt wäre. Dies ärgerte mich, und ich beschloß, dem Kritiker einen Possen zu spielen. Ich stellte mich also, als hielt ich ihn für einen Mann, der den Geist des Cicero neun und neunzigfach inne hätte, und unterwarf Einiges seiner Kritik. Das freute dem Ciceroner so sehr, daß er mich mit lateinisirender Salbaderei fürchterlich quälte, und mir da ein langes und breites von der ciceronischen Wortstellung herschwazte, wovon er ein Buch schreiben wollte. Ich übersetzte endlich ein Stück aus Cicero's Buche von der Natur p) der Götter, schrieb Cicero's Latein darneben, und gab mein Geschreibsel dem Herrn Sch***, um seine Censur zu vernehmen. Herr Sch*** korrigirte den Text des Cicero an mehr als dreißig Stellen, und gab mir ihn so wieder. Ich versuchte es, meine Constructionen in Gegenwart mehrerer Studenten als ciceronisch zu vertheidigen; aber vergebens: Sch*** wollte und mußte recht haben. Endlich holte ich meinen Cicero aus der Tasche, und zeigte ihm, daß er den Meister selbst, seinen angebeteten Cicero, korrigirt hatte. Gelächter auf meiner und der Studenten, und große

---

p) Nicht Wesen, wie Herr Kindervater übersezt hat.

Beschämung auf Sch***s Seite, war die Folge. Nachher ist Herr Sch*** mir niemals wieder recht gut geworden. — Man werfe dem Afterphilologen allerhand dumme Streiche vor, scheite ihn einen Esel: er wird nicht so böse werden, als wenn man ihm beweißt, er verstehe das Wesen des ciceronianischen Styls selbst nicht recht *). — Wer schön denkt, wird schön schreiben: und wenn er gleich mit Fehlern schreibt, wird man doch lieber sein Geschriebenes lesen, als das allerfeinste grammatisch-richtige, welches ohne Gedanken ist. Wer mag gern die Deklamationen des Quintilians lesen, mit samt dem schönen Latein?

Um selbige Zeit war ich nirgends lieber, ausser meinem redlichen Semler, als bei Herrn Professor Sprengel, nicht dem jetzigen Vieharzte, sondern dem alten und berühmten Historiker. Der freie offene Karakter dieses Mannes freute mich unendlich, und ob ich gleich in einem Fache lesen wollte, worin auch er las, so war er doch freundschaftlich gegen mich, und theilte mir sowohl von der Universitäts-Bibliothek, als aus seiner eignen mit, was

*) In der zweiten Auflage der Beleuchtung der Trenkischen Lebensgeschichte kommt eine merkwürdige Stelle über diese Bemerkung vor. Die zweite und dritte Auflage dieses Werkchens soll von Herrn Wispink seyn.

ich begehrte. Weit anders dachte ein anderer Herr, der damals Magiſter war: er offenbarte den Studenten, und namentlich Herren Suſſenbeth und Rebenack meine Schwäche in der Reichsgeſchichte, und ſagte ihnen, daß ich die Quellen nicht recht kennte: daß ich ein Wicht wäre: — gerade als wenn der liebe Herr Magiſter nicht hätte denken ſollen, daß ich, wie er, ja noch lernen könnte, was ich zur Zeit nicht wuſte!

Herrn M. Fabri habe ich mir auch zum Feinde gemacht. Er hatte den alten Zopf verbeſſert *); hatte aber bei ſeiner Arbeit derbe Schnitzer gemacht. So hieß es z. B. daß Philipp der Schöne, von Oeſterreich, der Tochtermann Ferdinands des Katholiſchen, die ganze Spaniſche Monarchie geerbt hätte: daß Emmerich Joſeph, Erzbiſchof zu Mainz noch 1783 lebte, und was der Balhornereien mehr waren. Ich raiſonnirte alſo derb über dieſes Brodbuch, wodurch Herr Fabri meinem Freund, dem Herrn Profeſſor Mangelsdorf, wehe gethan hatte: die Studenten referirten Herrn Fabri, was ich geſagt hätte, und Herr Fabri rächte ſich durch Anekdo-

*) Herr Profeſſor Wolf hatte neulich einen guten Einfall, den alten Zopf betreffend. Er ſagte: der alte Zopf ſey ſchon von ſo manchem ausgekämmt worden, ſey aber immer der alte Zopf geblieben!

tenſammlungen von mir: ſogar ſuchte er Herrn Semler wider mich einzunehmen, das ihm aber nicht gelang.

Ueber die Syriſche Sprache hörte ich ein Kollegium bei Herrn Profeſſor Schulze, dem jetzigen Direktor unſers Waiſenhauſes, und profitirte wenigſtens ſo viel, daß ich die Michaeliſche Chreſtomathie, nebſt dem ſyriſchen neuen Teſtamente ziemlich verſtehen konnte. Ich fing auch an, in den Werken des Ephraem zu grübeln, und kam mit Hülfe der Ueberſetzung ſo halb und halb zu rechte. Ich habe die orientaliſchen Sprachen immer ſehr leicht gefunden, und wundre mich eben darum ſehr über den Unfleiß unſrer Studenten auf allen Akademien in dieſem Stück. Die Herren begehren gelehrte Religion kennen zu lernen, und lernen die Sprachen ihrer heiligen Bücher nicht! Das kommt mir vor, als wenn ein Pandektenkauer das Latein, oder eine Hofdame das Franzöſiſche verſäumen wollte.

Das waren nun ſo meine gelehrten Arbeiten den Winter über; aber meine Leſer werden ſich jetzt auch wieder gefallen laſſen, dumme Streiche von mir zu hören! Alſo überſchreibe ich mein

---

Funfzehntes Kapitel,

Dumme Streiche von allerhand Art.

Ein künftiger Dozent hätte billig sollen klug handeln. Wir brauchen keine Tugend, sagt der große Rousseau, wenn wir nur klug sind *). Ich habe nachher gelernt, daß man unter dem Namen Rechtschaffenheit, Menschenliebe und überhaupt Tugend blos Klugheit — so oder so modificirt — meynt. Damals aber verband ich noch mit diesen Worten die Bedeutungen, welche ich in der Moralphilosophie gelernt hatte, und fand erst späterhin, daß die Moralisten gar üble Sprachmeister sind, so wie die Herren Metaphysiker.

Das war nun schon dumm genug! Dem zufolge schmeichelte ich niemanden, ich besuchte sogar keinen, weil ich mich nicht scheniren wollte; und die Herren sagten denn, wenn von mir die Rede war, allemal: den Magister Laukhard kennen wir nicht; wie wir aber hören, so soll er ein Kerl ohne Kopf

*) Il ne faut point de vertu, & nous sommes Loges, heißt der göttliche Spruch.

und von sehr schlechten Sitten seyn. Dieses löbliche Gezeugniß gaben mir die Herren aus Menschenliebe, um die Leute vor mir zu warnen. Ganz unrecht hatten sie wohl nicht: denn im Grunde hatte ich diese Stimmung der Herren gegen mich vielleicht selbst verschuldet; und so — mag ich den Herren Theologen und Philosophen nichts aufbürden, was ihnen vielleicht nicht gehört.

Ich machte einen Aufsatz, dem ich den Titel gab, deutsche Synonymen. Da brachte ich alle mir bekannten Wörter zusammen, welche die Besoffenheit und den unflätigen Umgang mit Frauenzimmern auf deutsch bezeichnen. Das war nun so ein Stückchen Arbeit aus der lieben Zotologie! Ich machte den Aufsatz gemeinnützig, indem ich erlaubte, daß jeder Student, der nur wollte, ihn abschrieb: ich war sogar willens, ihn drucken zu lassen, und Herr Adelung hätte alsdann einen derben Beitrag zu seinem Wörterbuch gefunden. Herr Semler erfuhr das, und koramirte mich nicht schlecht: da ließ ich denn das Ding; aber mein Aufsatz war schon zu sehr ins Publikum, als daß er hätte können unterdrückt werden: sogar die Philister auf dem Rathskeller lasen die deutschen Synonymen von Magister Laukhard und gaudirten sich höchlich über die drolligsten Ausdrücke.

Auch hab ich Skandal in Reideburg gehabt. Ich war da sehr oft beim Einnehmer, welcher damals drei ledige Töchter hatte, wovon jetzt zwei verheirathet sind. Bei der ältesten soll man contra formam excipirt haben, denn in Hinsicht auf die Materie war nichts einzuwenden. Ich habe mich niemals mit den Mädchen eingelassen: sie hatten schon das Ihrige, nämlich Anhang unter den Studenten von einer gewissen Gesellschaft, mit denen ich nicht gern zu schaffen haben mochte. Einst war ich nebst mehrerern Studenten beim Einnehmer, und stimmte sein Klavier. Diese Arbeit hielt mich bis in die Nacht auf, und dabei tranken wir einen Krug nach dem andern. Der Spiritus war uns allen zu hoch gestiegen, und wir beschlossen, noch erst zu Nacht zu essen, und hernach mit Eberts Kutsche zurück zu fahren. Ueber Tische fielen allerlei Gespräche vor: unter andern machte der Einnehmer über eine gewisse Jungfer Brillmeiern aus Halle, mit der ich um diese Zeit vertraut umging, einige Anmerkungen, die mir misfielen. Ich wollte das Gespräch ablenken, aber der Einnehmer setzte es geflissentlich fort: er sahe, daß es mir nahe ging. Da fragte ich ihn mit recht unverschämtem Ton, ob seine Töchter bald heurathen würden, und ob er glaubte, Großvater zu werden? — Letztere Frage befremdete ihn; ich machte aber zu ihrer Erklärung solche Glos-

sen, daß ihm ein Licht aufging. Meine Leser würde ich beleidigen, wenn ich diese Glossen hersetzen wollte. Freund Einnehmer fing Feuer, und gab mir seinen Zorn durch einen Stoß zu erkennen. Nun fiel alles über mich her, sogar die Töchter und der Sohn: kurz, es würde mir kläglich ergangen seyn, wenn nicht meine Begleiter recht handfeste Leute gewesen wären. Es war eine allgemeine Balgerei: am Ende zogen wir ab, und fuhren nach Halle — ohne zu bezahlen.

Den andern Tag fuhr ich mit drei Studenten abermals nach Reideburg; aber zu Zacharias Schmid. Dieser freute sich unendlich über den gestrigen Vorfall, wie sich denn immer ein Wirth freut, wenn bei dem andern Spektakel gewesen ist. Von da aus schickte ich zum Einnehmer zwei Briefe, einen an ihn, und den andern an die jüngste Mamsell, worin ich beide nach meiner Art — ohne es recht zu wollen, um Pardon ansprach, und mir meine Rechnung vom vorigen Tage ausbat. Der Einnehmer ließ mir wieder sagen: es würde ihm lieb seyn, wenn ich ihn besuchte. Aber das konnte ich nicht; schickte jedoch die 20 Groschen, die ich schuldig war.

Mit der Jungfer Brillmeierin habe ich freilich einen kleinen Roman gespielt. Sie war die Tochter eines hiesigen Buchbinders, und ich war mit ihr auf der sogenannten Loge bekannt geworden. Sie hing

sich fest an mich, und wo ich hinging, war sie auch; sogar besuchte sie mich auf meiner Stube, bald in Gesellschaft ihres Vaters, bald allein. Dieser Roman hat mir viel Zeitvertreib, aber auch manche Kosten gemacht, und ich wiederhole es noch einmal, daß ein Akademiker allemal einen kreuzdummen Streich macht, wenn er sich mit einem Mädchen abgiebt. Wenn alles noch hingeht, so empfindet doch der Beutel sehr nachtheilige Folgen. — — In Jungfer Fleckchens Börnerin Gunst war ich der Dritte: mein Successor war Herr Stork, auf welchen noch fünf andre folgten: der letzte verdarb dem guten Mädchen die Taille. Dann ging sie nach Berlin, und ließ ihr Kind bei ihrem Alten.

Einst kam ich nach Neideburg, wo gerade eine gewisse Studenten-Innung ihren Landtag hielt. Der Beschluß davon war ein Kommers, zu dem ich eingeladen wurde. Ich ging hin und mußte, weil ich Magister war, honoris causa das Präsidium übernehmen. Ich präsidirte mit allem Ansehn und aller Würde eines ächten alten Burschen, der nicht rien! rien! sondern courage! courage! ruft, und den Komment recht versteht. Da gings munter über munter! Es leb der Bruder Magister hoch! Ein Hunzsott, der ihn schimpfen sollte! erschallte zu meiner Freude aus allen Kehlen. Ich dachte dabei an nichts Arges; doch kam es mir selbst etwas spanisch

vor, daß ein Mann, der auf dem Catheder docirte, auch Präses eines Burschenkomments seyn sollte; aber — ich setzte mich darüber weg. Zwei Tage nachher wußte mein Semler schon alles: er nahm mich vor und las mir den Text nach Noten. Ich hätte ohnehin, sagte er, bei der philosophischen Fakultät keine Freude: ich sollte sehen, daß man mir die Erlaubniß, Kollegien zu lesen, verweigern und mich aus der Lehrer Liste ausstreichen würde. — Das that mir freilich wehe, machte mich aber nicht klüger. Ich fuhr fort, die Wirthshäuser nach wie vor zu besuchen und mich in den Gesellschaften einzufinden, an die ich einmal gewöhnt war.

Ein gewisser Heuser hatte auf seiner Stube im Schmiedischen Hause auf dem alten Markte eine sogenannte gelehrte Societät gestiftet, wobei auch ich war. Die Person zahlte jedesmal 8 Gr. wofür Kaffee, Taback, Bier und Abendbrod gegeben wurde. Einer um den andern mußte eine Vorlesung halten, und ich machte den Anfang. Etwan sechs Wochen blieb unsre Gesellschaft ungestöhrt: dann bekam einer von uns mit einem Innungs- oder Ordensbruder in Passendorf Händel. Man hatte nämlich unsre gelehrte Gesellschaft für einen neu aufkeimenden Orden angesehn, und war darüber nach ächten Ordensgrundsätzen eifersüchtig. Man beunruhigte uns so so lange, bis es endlich zur förmlichen Schlägerei

kam. Unſer Kumpan hatte indeß Glück, und verwundete den Ordensmann: dieß brachte alle Ordens-Kinder auf, daß ſie in allen ihren Gelagen über unſre Geſellſchaft ſpöttelten. Es entſtunden daher mehrere Händel, und am Ende wurde alle gelehrte Beſchäftigung vergeſſen, da wir nur mit Händeln und Schlägereien zu thun hatten. Ich nahm zwar keinen Antheil an den Händeln ſelbſt, ſprach aber doch immer in der Verſammlung, was jedesmal der Komment forderte.

Auf einen Sontag war ich bei Herrn Prof. Trapp zu Gaſte. Ich war gut angezogen, und trug ſeidne Strümpfe. Abends gegen zehn Uhr ging ich fort, traf unterwegs meinen alten Köſter, der mich bat, ihn in den Puffkeller auf dem Markt unterm Rathhauſe zu begleiten *). Ich ſtellte ihm vor, daß es für einen Magiſter ſich ſchlecht ſchicken würde, in den Puffkeller zu gehen: aber Köſter beſiegte alle meine Gründe und Einwendungen, und der Herr Magiſter ging in den Puffkeller. Im Puffkeller war ein gewiſſer Herr, den ich noch täglich herum-

*) Dieſer ſogenannte Puffkeller war ein Bordell der niedrigſten Gattung. Er gehörte zum Rathhauſe, und wurde für 12 Rthlr. jährlich vermiethet. Erſt ſeit der Aufſicht des jetzigen Stadtpräſidenten, Herrn von Parkhauſen, hat dieſe ſkandalöſe Wirthſchaft da aufgehört.

gehen sehe: er wird es vielleicht auch nicht vergessen seyn. Ich ließ mir Schnapps geben, konnte ihn aber nicht trinken, und stellte ihn mit einem Fluche auf den Tisch. Mosjeh Firlefanz sagte drauf mit einer altklugen Mine, es sey freilich kein Magisterschnapps! Blor! steckte ich ihm eine Ohrfeige, Köster half, und Meister Firlefanz wurde zum Loch hinaus geschmissen. Wir blieben nicht sehr lange. Als wir in der Galgstraße der Ulrichskirche nahe kamen, trat plötzlich Mosjeh Firlefanz vor uns, und forderte Rechenschaft wegen der Beleidigung im Pusskeller. Da wir ihm jetzt noch gröber antworteten, und mit Prügeln droheten, siehe, da kamen noch zwei baumstarke Bengel aus dem Hinterhalt, und schlugen auf uns zu. Wir wehrten uns ritterlich, warfen einen von den Bengeln zur Erde, und Mosjeh Firlefanz selbst bekam derbe Schläge mit der Faust ins Gesicht, daß die Marken davon noch vierzehn Tage zu sehen waren. Endlich kam der Nachtwächter, der alte ehrliche Hase: er kannte den Firlefanz und mich, und drohte uns, wenn wir nicht Ruhe hielten, mit der Compagnie des Herrn Bärs. Wir hielten also inne, und schieden von dannen. Aber man denke, wie mein hellgrüner Rock, meine seidne Weste und meine seidnen Strümpfe ausgesehen haben! Ich muste selbst über meine Figur lachen: Köster sah nicht besser aus: er schlief die Nacht bei mir.

Den folgenden Tag erhielt ich einen anonymischen Zettel durch einen Soldaten. Man schrieb mir, daß man mich auf der Maille zu sprechen wünschte: ich möchte zwischen drei und vier Uhr hinkommen. Das that ich, und ecce homo, mein Herr Firlefanz stand mit seinem zerkratzten Gesichte vor mir. Er bath mich, die Sache geheim zu halten: denn er hätte von seiner Madam — so nannte er seine rothhaarige Frau — großen Skandal, wenn sie erführe, daß er im Puffkeller gewesen wäre. Er sey besoffen gewesen u. dgl. — Ich war willig, die Sache zu unterdrücken, und trug dem Firlefanz auf, auch den Nachtwächter Hase zu befriedigen, damit nur der keinen Spuck machte. Und so ging jeder seinen Weg. — Aber nicht wahr, mein Herr, ich habe Wort gehalten, und nenne Sie noch jetzt nicht! —

Ich habe noch einmal einen Händel in eben demselben Puffkeller gehabt mit einem gewissen noch hier lebenden Chirurgus, den ich aber übergehe: es kam nicht zum balgen.

Bei allen meinen erzdummen Streichen, die einem akademischen Docenten so sehr unanständig waren, machte ich immer meine Apologie, und vertheidigte mich mit dem Beispiele andrer angesehener Männer, welche auch dergleichen getrieben hätten; besonders half ich mir mit den Thaten des verstorbnen Geheimenraths Kloß, des Herrn M. Schi-

rach *), des Professors Hagen und des M. Träger, von welchen damals noch allerhand skandalöse Anekdötchen herum gingen. Es ist eine wunderliche Sache um den Eindruck, den das böse Beispiel, vor-

---

*) Jetzt Herr von S**. — Dieses asotische Männlein hat so erhabene Begriffe über Ehre und Schande gezeigt, daß er bei lichtem Tage die Bordelle in Halle besucht, und einmal die philosophische Geduld gehabt hat, sich von da aus, von Häschern zum Prorector, dem verstorbenen Herrn Professor Meyer, führen und von diesem die bittersten Wahrheiten sich in Gegenwart einer vornehmen Tischgesellschaft — zu mehrerer Eindringlichkeit — sagen zu lassen. Einige Augen- und Ohrenzeugen dieser Begebenheit leben noch. — sonderbar aber, daß entmärkelte Wollüstlinge, die mit etwas Kopf viel Freigeisterei des Herzens verbinden, die Großen der Erde für so gutmüthige Kurzsichtlinge halten, daß sie wie tollkühn es wagen, ihnen Rechte und Vorzüge anzuschmeicheln, auf die jeder selbstständige Fürst aus Ueberzeugung, als auf Usurpationen Verzicht thut. Indeß um königlich seinen verwachsenen Lüsten fröhnen zu können, haben schlaue niederträchtige Seelen Königen von jeher geschmeichelt, und Menschen- und Völkerrecht als Kleinigkeit behandelt. Kurzsichtige Theologen haben es mit dem lieben Gott nicht anders gemacht. Dies sollte der Herr Licentiat Wittenberg in Erwägung ziehen, um sein vortreffliches historisch-politisches Magazin nicht mit Debatten gegen einen so elenden und niederträchtigen Sudler, als Herr von S** ist, zu verfeuen. S**, Hoffmann und Consorten brandmarken sich selbst genug, um sie der Verachtung der Mit- und Nachwelt unbekümmert zu überlassen.

züglich von sonst angesehenen Männern, auf die Seele derer macht, die mehr vom Ansehn und dem Schlendrian, als von den Vorschriften einer unbefangenen Vernunft abhängen. Billig hätte mich damals das Beispiel dieser großentheils sonst verdienter und wirklich gelehrter Männer von ähnlichen Streichen abziehen sollen, um so mehr, da man mir zugleich erzählte, daß sie durch ihre Possen allen Kredit verlohren hätten, und sogar der Kinder Spott geworden wären. Aber bei mir war gerade entgegengesetzte Wirkung: ich entschuldigte mich selbst bei mir mit diesen Beispielen: haben es jene nicht besser gemacht, sagte ich mir, je nun, so kann dir es auch hingehen! Ein sehr schiefer, schädlicher, aber doch sehr gewöhnlicher Syllogismus!

Mein Schmitz legte sich auch stark aufs Trinken, und that es mir immer zuvor; wenigstens konnte er noch einmal so viel saufen als ich, ohne besoffen zu werden.

In unserm Hause wohnte ein gewisser Z*** aus Berlin, ein witziger, heller Kopf, aber ein Haus ohne Sorgen, wie jener Ukalegon in der Geschichte des Aesopus. Er ging beinahe in kein Kollegium, studirte aber doch fleißig für sich, und lernte mehr als die Herren Heften-Schmierer: er war vollkommen erfahren in der lateinischen, griechischen und deutschen Sprache; denn sein Vetter, der ver-

ſtorbene gelehrte Profeſſor Z*** zu Berlin, hatte ihn vortreflich unterrichtet. Er las die beſten Ausgaben der klaſſiſchen Schriftſteller mit der größten Emſigkeit. Er machte viele Noten über das, was er las; und die Noten waren immer ſehr treffend, beſſer als die, welche große Philologen über die alten Schriftſteller hinzugieſſen gewohnt ſind. Aber ich will ja der Gelehrſamkeit meines redlichen Z*** keine Lobrede halten! die vermuthet doch niemand in einem Kapitel, das ſo eine Ueberſchrift trägt, wie das meinige! Z*** war ein Ohneſorg und zog ſich nicht eher an, als bis er ausgehen wollte, und er ging nur alle drei oder vier Tage einmal aus. Er ſaß da ohne Beinkleider in der warmen Stube, und zeigte ſich nicht ſelten in puris naturalibus. Wenn nun Ein Narre iſt, ſo machen gleich ihrer zehn die Thorheit nach, und ſo ging es auch hier: die Gewohnheit, ſich nicht anzuziehen, riß im ganzen Semleriſchen Hauſe ein — mich ausgenommen: denn an dieſer Säuerei fand ich trotz meiner zotologiſchen Ideen doch keinen Geſchmack. Semler ſelbſt erfuhr es, und ermahnte mich, dieſem Unweſen Einhalt zu thun, und das Rauhe heraus zu kehren. Ich thats zum Theil; aber die Hoſen wurden noch nicht angezogen. Da ſchrieb uns Semler in lateiniſcher Sprache: er wundre ſich ſehr, wie Leute, quorum alii bonas litteras diſcere ſe dicerent, quidam et

docere so weit sich vergessen könnten, in seinem Hause die honestatem publicam zu beleidigen, und den Mädchen, quae essenta servitiis, quin et suis interdum filiabus partes corporis hinzuweisen, quas melior mos verdeckt wissen wollte. Er müßte uns nur sagen, wenn der Skandal fortwährte, er schlechterdings den Herrn Protector angehn, und um unsre Wegschaffung aus seinem Hause anhalten würde, u. s. f. das Briefchen that seine Wirkung; doch nur halb: denn Herr Z*** zog sich, so lange er da war, nämlich bis auf den Herbst 1783 wo er nach Jena ging, dennoch nicht mehr als zweimal die Woche über an.

Sechzehntes Kapitel.

Jenaischer Komment.

Mein Freund Dambmann war nach Jena gezogen, und hatte mich in seinen Briefen immer gebeten, ihn da zu besuchen. Ich nahm mir also diese Reise vor, und marschirte zu Anfang des Märzen 1783 zu Fuße nach Jena.

In Lauchstädt traf ich einen Franzosen an, einen Tabuletkrämer, den ich schon in Manheim gekannt hatte. Der Kerl erkannte mich nicht. Als ich daher hin und her über die Pfalz fragte, nannte

er unter andern auch meinen Namen, und setzte da einen Roman zusammen, über den ich erschrack. Ich fing an zu widerlegen, bis endlich der Kerl meiner Person sich wieder besann, und um Vergebung bath mit dem Vorgeben: man spräche so von mir in der Pfalz: er erzähle blos wieder, was andre Leute über mich gesagt hätten. Zugleich erfuhr ich, daß ein gewisser Herr Latus, sonst Huber genannt, um mein Thereschen angehalten; aber den Korb erhalten hätte. Diese Nachricht bestätigte sich 1787, wo Herr Latus noch immer nach Thereschen freite, den Korb abermals erhielt, und von mir, wie ich nachher erzählen werde, beinahe wäre ausgehänselt worden.

Den Namen Latus hatte Meister Huber in Erbesbudesheim bekommen, als er für den Pastor Neuner die Zinsen einheben wollte. Alle Bauern brachten die Zinsen; aber Mosseh Latus — das war unten die Summe — wollte nicht erscheinen, und hatte doch natürlich den stärksten Posten. Huber ging daher zum Schulzen und verklagte den Latus: der Schulz, ein Pfiffiker, lachte derb, machte die Historie des Dumkopfs bekannt, und Herr Huber behielt den Beinamen Latus, nach der edlen Gewohnheit der Pfälzer *).

*) Sollten meine Leser vielleicht wissen wollen, wie ich vulgo in der Pfalz geheißen habe, so dient zur Aus-

In Neumark kehrte ich bei dem Wirth Thomas ein. Das ist ein Original von Wirth: Er ist immer eher besoffen, als seine Gäste, und dabei ein gefährlicher Mensch. Kaum war ich bei ihm eingekehrt, als er mir Brüderschaft anboth, und mich zum Trinken nöthigte. Ich mußte über Nacht bei ihm bleiben. Abends wurde gespielt, ich nahm Theil an dem Spiele — es war Tippen — und verlohr mein Reisegeld bis auf 12 Groschen. Nach meinem Leichtsinn machte ich mir nicht viel daraus, und hoffte noch immer nach Jena reisen zu können mit 12 Gr. Den folgenden Tag regnete es, und ich kam nicht weiter, als nach Leiha, einem Dorfe ohnweit Roßbach. Hier ward mein Geld alle. Ich schickte also den Sohn des Wirths nach Halle an meinen Bruder, und bat ihn um einige Thaler Reisegeld. Mein Bruder schickte sie, aber er schickte auch einen Studenten mit, Namens Stork, einen Landsmann, der an Liederlichkeit, und Sauferei alle andre auf der Universität übertraf. Das war mir freilich sehr zuwider. Ich kannte den Stork, und dachte mir

---

wort, daß man mich den Großen schlechthin, auch den großen Bigo nannte. Ich war über diese Namen niemals böse, weil sie eigentlich auf nichts böses deuteten: es war doch besser, ich hieß großer Bigo, als — Magister Weitmaul, Curtius Rufus, Langhals, Gänshals, u. s. w.

schen, wie unanständig er sich in Jena betragen würde. Aber was wollt' ich machen! Wir blieben übernacht in Leiha, und marschirten den folgenden Tag nach Naumburg. Stork führte mich da ins Lieb, einen Gasthof. Des Abends ging ich auf den Rathskeller, Billard zu spielen, und kriegte mit einem Officier Händel, aber blos in Worten. Mein Spektakel hatte indeß doch Aufsehn gemacht, und nach meiner Abreise dem Officier Verdruß zugezogen. Im Grunde war er Schuld daran: warum nannte er mich einen Bengel, da ich den Hund eines Frauenzimmers, für welches er Achtung haben muste, getreten hatte?

Am folgenden Tag kamen wir endlich nach Jena: wir hatten wegen des schlechten Wetters, und weil Stork sich die Füße aufgegangen hatte, in Naumburg Pferde genommen. Stork ritt in Jena vorweg, und rannte im vollsten Galopp vor das Haus, wo Herr Dambmann wohnte: es war des Protonotarius Hoffmanns Haus. Er schrie auf der Straße, wie unsinnig: Dambmann! Dambmann! einmal übers andre, so, daß die Leute an der Straße alle zum Fenster hinausgukten, den Menschen zu sehen, der so fürchterlich spektakeln konnte. Also wurde gleich in ganz Jena herumposaunt: der Magister Laukhard von Halle und ein hallischer Bursch seyen eben

angekommen, wären abscheulich betrunken — was doch nicht wahr war — und hätten einen fürchterlichen Skandal schon auf der Gasse angehoben.

Ich logirte in Jena bei Herrn Dambmann; Stork trieb sich bei den Mosellanern herum, und besoff sich alle Tage zweimal.

Ich hatte in Halle schon angefangen, einen Roman zu schreiben, nämlich Leben und Thaten des Herrn Magisters Baldrian Weitsmaul. Meine Leser wissen schon, wen ich zunächst gemeint habe. In Jena arbeitete ich fleißig daran, webte noch Jenaische Schnurren hinein, und brachte ihn zu Stande. Das Buch ist aber damals nicht gedruckt worden, weil man i' m in Halle die Censur weigerte, wie ich bald erzählen werde.

Ich fand den jenischen Komment 1784 noch immer, wie ich ihn schon sechs Jahre vorher gefunden hatte: nur etwas feiner war er geworden, wie der Anzug der Bursche. Im Ganzen waren die Herren auch fleißiger. Ich sprach einen gewissen Iß beck aus Saarbrücken, den ich schon in Darmstadt gekannt hatte: er erzählte mir seine Fatalitäten, wie er von Gießen und Erlangen wäre relegirt worden, und nun in Jena auf der Schaukel stünde; er mache sich aber nichts daraus! Seine Brust sey durch das unbändige Saufen und andre wilde zerstörende Lebensart ganz ruinirt, und er hätte die

Schwindsucht: es möchte indeß werden, wie es wollte, er müsse doch bald sterben, stürbe aber mit Vergnügen, weil er doch den Burschen nach dem ächten Komment gespielt hätte. — Schöner Trost!

Die Moselaner zeichneten sich noch immer durch fidele Lebensart von den andern Landmannschaften aus, und saßen mehr als die übrigen auf dem Fürstenkeller und in den Schenken der Dörfer *). Ich saß auch oft bei ihnen, als meinen Landsleuten, und brachte mich dadurch in sehr üblen Kredit, so daß auch Herr D. Griesbach, den ich wiederum besuchte, mir nicht undeutlich zu verstehen gab, daß ihm mein Betragen nicht gefiele: ein graduirter Mann, meinte er, müßte mehr Decenz in sein Benehmen zu bringen suchen. Er hatte Recht: ich that mir eben darum auch wirklich Zwang an, und besuchte den Fürstenkeller nicht weiter.

Das Kommersiren auf den Stuben währte auch damals noch fort: ich selbst habe einem solchen lustigen Gelage beigewohnt, in D. Döderleins Behausung. So wenig Respekt hatten die Herren Jenenser für einen Doctor der Theologie!

---

*) Studenten aus Gegenden, wo Trinkgelage zur Nationalsitte geworden sind verderben oft eine ganze Universität. Nur erst zu Hause den Brodkorb höher gehängt!

Der Kirchmesse in Lobstätt habe ich ebenfalls beigewohnt: es ging recht lustig da zu. Die Nymphen aus Jena wären mit ihren Scharmanten zugegen, und tanzten sich recht satt. Das jenaische Frauenzimmer ist überhaupt nicht spröde.

In Halle mischt kein gemeiner Philister sich in die Gelage der Studenten: aber in Jena ist das anders. Die Philister sitzen in den Schenken neben dem Studenten, und mit vielen hat der Student gar Brüderschaft. Ich selbst erinnere mich noch gut, damals mit dem Friseur Stahlmann und dem dicken Fleischer Schmid Brüderschaft gemacht zu haben, und zwar auf der Schneidemühle, wo damals flüchtige Wirthschaft geführt wurde. In Wenigen: Jena bin ich auch gewesen, und habe da die Wirthschaft des lustigen Schneiders angesehn. Es war doch auch gar nicht der geringste Anstand mehr in dieser Wirthschaft! Das Pufloch zu Wenig-Jena ist noch elender als die Schandlöcher dieser Art zu Halle: Pfui!

Damals kam in Jena eine Zeitung heraus, deren Verfasser der Herr Hoffactor war. Sie war über alle Beschreibung elend, elender noch als die sogenannten Bauern, welche in Merseburg und Halle herauskommen [2]). Sie ist nicht fortgesetzt worden.

---

*) Hier muß ich eine Anmerkung machen. In Merseburg und Halle erscheint wöchentlich ein Blatt, worin

In Kala hatte ich einige lustige Auftritte. Meine Jenaischen Freunde wollten mir ein Vergnügen machen, und fuhren mit mir dahin. Es ist ein Städtchen ohngefähr zwei Meilen von Jena. Wir divertirten uns da im Stern, wo die Töchter des

---

ein französischer Soldat und ein Bauer mit einander über neue Weltbegebenheiten sich unterhalten. Das Blatt wird wegen seiner Wohlfeilheit von der niedrigen Volksklasse stark gelesen. Es könnte recht gut Kenntnisse verbreiten helfen, wenn es zweckmäßiger eingerichtet wäre. Allein ich habe vieles daran auszusetzen. Neulich stand im hallischen Bauer: Anspach und Bayreut seyen größer als Schlesien, hätten 5 Millionen Einwohner, und trügen 8 Millionen Thaler ein. Das hätte Herr Kolbatzky, der ein Mathematiker seyn will, nicht schreiben sollen. — Von den Schriften des D. Bahrdts hieß es: man hätte sie in Sachsen verboten, weil sie die Leute zum Selbstmord verleiteten. — Noch auffallender ist die Plünderung schwulstiger Stellen aus der Schubartischen Chronik. Hier ein Pröbchen aus dem 19ten Stücke dieses Jahres 1792. „Europens grauer Weltgeist schreitet ernsthaft auf die Franzosen los: ihm zur Seite der fürchterliche Moloch: — schon haben Deutschlands ungeheure große und furchtbare Zughäuser (Zeughäuser) ihre gräulichen Eingeweide ausgespieen, und werden den französischen Stockspielern einen scheußlichen Anblick geben!“ — Das mag doch Styl seyn! — Ich tadle den Bauer nicht ganz, ich wünsche blos, daß er besser eingerichtet werde: mehr faßliche Belehrung und weniger schales Raisonnement würde ihn nützlicher machen.

Wirthes die Burschen gehörig zu unterhalten wußten. Mir haben die Mädchen wegen ihres offenen Wesens gefallen: um ihr geheimes Betragen bekümmerte ich mich wenig.

Der Herzog von Würtemberg war damals mit dem Herzoge von Weimar in Jena, und ließ sich auf dem Kollegienhause von den Professoren Vorlesungen halten. Ich habe da viele Herren gehört, und ihre Lectionen gut vorbereitet gefunden — wahrscheinlich mehr wegen ihrer zuhörenden Herren Kollegen als wegen der beiden Fürsten. — Herr Gruner hat mir damals besonders gefallen: er war freimüthig genug, seinen vortreflichen Fürsten auf viele wichtige Wahrheiten öffentlich aufmerksam zu machen. Ueber einige sehr hörbare Anmerkungen, die auf einen gewissen Gelehrten zielten, applaudirten ihm die Studenten laut.

Der Herzog von Würtemberg hatte auch in Halle den Vorlesungen des Herrn D. Semlers, Eberhards, Karsten und einiger andern beigewohnt. Man sagte damals, er suchte Männer für seine neue Akademie zu Stuttgard. An Anekdoten über den Herzog fehlte es nicht: in Halle erinnerten sich die ältern Bürger einander an das Benehmen der schwäbischen Truppen in dem siebenjährigen Krieg. Herr Semler erzählt im ersten Bande seiner Lebensgeschichte Einiges aus jenen Zeiten, das

den Würtembergischen Herren Kriegern zur Warnung für die Zukunft dienen kann. Galgen anzünden, die Leute zum Zeitvertreibe necken, das Stallvieh ohne Noth fortschleppen, und die Pflüge im Felde verbrennen, ist nicht die Sache eines wahren Soldaten. Der Herzog soll auch das Benehmen seiner Truppen, im siebenjährigen Kriege, öffentlich getadelt haben: das hat ihm Lob und Aussöhnung in Halle bewirkt.

Ich blieb wohl vier Wochen in Jena, und die Jenenser erwiesen mir alle Freundschaft, besonders die Herren Asol, Löw, Dambmann, Merk, Eisenlohr, Albrecht und andre Reichsländer oder Mosellaner. Der Senior dieser Landmannschaft, Herr Wiesgerber, kettete sich sehr fest an mich, und machte mir viel Vergnügen: er war auch mein Landsmann, und aus Grünstadt gebürtig.

Wenn Schadenfreude dem Menschen überhaupt ansteht, so hat mir der jenaische Pedell viel anständiges Vergnügen verursacht: er erzählte mir in Lobstädt von dem jungen Koch aus Gießen, von dessen ausschweifender Lebensart in Gießen und Jena ich schon vieles gehört hatte. Der Pedell beschrieb mir die Bemühungen des verstorbenen Hellfelds für die Besserung dieses Menschen; der aber nicht mehr zu bessern gewesen wäre, und der sich so weit ver-

gangen hätte, daß er sich öffentlich gerühmt habe, sogar seine eigne Schwester — doch wozu das weitere! von Kochs Hannchen auch nichts weiter: In Jena wissen das die Leute doch.

Von Herrn D. Danows Tod zog ich in Jena genaue Nachrichten ein: sie liefen alle dahin aus, daß der gute Mann sich aus Aerger über seine Frau ersäuft hätte. Das kränkte mich in der Seele, und ich ward im Ernst böse über das Weib. Ich kannte den verstorbenen Doctor, und wußte, daß er zu den wenigen würdigen Theologen gehörte, die einen hellen Kopf mit einem guten Herzen verbinden.

Mein Stork, der immer blieb, und nicht eher zurück wollte, als bis ich mitginge, trieb täglich neue Possen, und war selten nüchtern. Die Jenenser hatten ihren wahren Spaß mit ihm, und nannten ihn den Doctor. Er stiftete auch ein lächerliches Liebesverständniß mit einem Aufwärtermädchen, welches er anbetete, und für welches ich ihm Verse machen muste. Er hat noch von Halle aus an das Mädchen geschrieben.

Endlich begab ich mich nach Halle zurück, wohin mich Herr Merk und Brachel begleiteten. Keiner von uns hatte Geld, sowohl wir, als die Jenenser nicht. Was war zu thun? Ich versetzte meine Uhr, und so war uns geholfen. Der Doctor Stork machte unterwegs allerhand Possen, und amusirte uns nicht

übel. In drei Tagen waren wir in Halle, wo ich meine Herren Begleiter gleich auf die Loge führte, um ſie mit der halliſchen Lebensart bekannt zu machen. Sie gefiel ihnen und kam ihnen viel hübſcher vor, als die ſchmutzige Lebensart auf den jenaiſchen rauchrichten Kneipen.

Semler ließ mich gleich den folgenden Tag zu ſich kommen und las mir die Leviten: er hatte von Jena aus Briefe erhalten, worin mein Benehmen eben nicht vortheilhaft geſchildert war. Es hieß darin: der Magiſter Laukhard führe mit den Studenten auf allen Dörfern herum, täge auf den Mühlen, mache Kommerſe mit, kurz, er betrüge ſich höchſt unanſtändig. Semler machte mir, wie billig, ernſtliche Vorwürfe: und ich Thor ward empfindlich; aber nicht zu meiner Beſſerung: vielmehr beſchloß ich, Semlers Haus zu verlaſſen, um mir die beſtändigen Vorwürfe zu erſparen. Herr Semler ſah dies freilich gern. Ich miethete mich alſo ein in das Haus des Buchbinders Münnich. Schmitz war ſchon abgegangen während der Zeit ich in Jena war, und meine übrigen Bekannten waren faſt alle fort. Ich bath jezt meinen Brüder, das liederliche Haus, den ſogenannten Hanauer Puff zu verlaſſen, und zu mir zu ziehen. Er that es, und von dieſer Zeit an kam ich höchſt ſelten dahin. Dies benutzte Junafer Chriſtel und hing ſich an einen andern Studenten: ſie

kam aber hernach doch wieder zu mir, erhielt mir ihre Gunst, auch noch in der Zeit, da ich schon Soldat war, und bezeigte sich dann und wann recht zärtlich. Ihre Zärtlichkeit hat mich manchsmal gefreut, manchmal aber belästiget, je nachdem ich gestimmt war. Sie ist noch jetzt unverheurathet, und dienet auf einem Edelhofe zehn Meilen von hier.

Meine beiden Begleiter machten, als Brüder des schwarzen Ordens zu Jena, gar bald mit den hiesigen Unitisten Bekanntschaft, und lagen von der Zeit an immer auf den Dörfern, gröstentheils in Reideburg, wo diese Innung damals ihre Auflage hatte *). Ich glaube sie haben sich hier auch geschlagen, und giengen erst nach sechs Wochen wieder nach Jena.

---

*) Die Constantisten hatten sie in Schketau, meistentheils des Freitags, weil gerade an diesem Tage fast gar keine andern Gäste herauskommen.

Achtzehntes Kapitel.

Censur-Angelegenheiten. Gelehrte Unternehmungen. Ungeschliffenheit.

Ich wollte auf Ostern meine Vorlesungen anfangen und hatte die Anzeige davon gehörigen Orts eingereicht. Zu gleicher Zeit hatte ein hiesiger Buchdrucker meinen Roman, den Baldrian Weitmann, der Censur übergeben. Unglücklicher Weise enthielt dies Buch einige Stellen, die auf eine versteckte Art eben den Mann betrafen, dem es zur Censur mitgetheilt war. Als Censor strich er also diese Stellen, und untersagte den Abdruck des Buches gänzlich. Er theilte mir diese Nachricht selbst mit, und als ich hierauf meine Handschrift in Schutz nehmen wollte, fügte er hinzu: er habe sie bei der Fakultät cirkuliren lassen, und die vota der Herren Fakultisten gingen einstimmig dahin, den Abdruck derselben zu verbiethen, ja, Einige beständen sogar darauf, daß man mir das Collegienlesen verbiethen sollte — eben wegen meines Romans.

Ich machte große Augen über diese Aeußerungen meines Herrn Censors, aber noch größere, als er mir obendrein zu verstehen gab: daß in Halle

jeßt für mich nichts mehr zu machen wäre, und daß ich wol thun würde, wenn ich mich anderswohin begäbe. Ja, er fügte sogar hinzu: „Gleichwie die Schuster- und Schneider-Zunft, wenn sie wollten, allen Pfuschern das Handwerk legen könnten; eben so könnte es auch die Fakultät.“ — Ich ärgerte mich häßlich über diese Parallele, wodurch er mir so deutlich zu verstehen gab, daß er mich als einen Pfuscher ansähe, und erklärte gerade heraus: daß alsdann Mancher gewiß große Ursache hätte, sich zu der besondern Gunst seiner philosophischen Mitgenossenschaft Glück zu wünschen. —. Kurz, wir debattirten nicht wenig, und, um meiner auf eine glimpfliche Art los zu werden, hieß es: er könne eigentlich nichts davor, und wenn ich mich nicht fügen wollte, so stünde wir ja der Weg noch offen, mit einer Schrift bei der Fakultät einzukommen! — Ich sollte also an eben diejenigen appelliren, von denen es zuvor hieß, daß sie mich und mein Buch verdammt hätten! —

Daß es bei dieser Verhandlung dienstfertige Geister gab, die aus purer Menschenliebe Jagd auf Anekdoten über mich machten, um mich als einen schädlichen Menschen darzustellen, der sich zum Docenten durchaus nicht schickte, ist nicht nöthig, erst

zu erinnern. Freude war mir es aber und Genugthuung zum Theil, hintendrein zu erfahren, daß einige ansehnliche Männer sich meiner angenommen hatten, und man mir das Collegienlesen fernerhin erlaubte, nachdem ich mich in einer Schutzschrift vertheidigt und um die erwähnte Erlaubniß schriftlich angesucht hatte. Semlern gab ich jedesmal Nachricht von den einzelnen Auftritten dieses Vorfalls, und Semler schüttelte gewaltig den Kopf, mit dem Zusatz: es ginge auf Universitäten nicht anders zu: — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
ich sollte aber hierdurch gewitzigt, und doch endlich einmal klüger werden! Wohl wahr! —

Indessen kam die Zeit heran, wo die Sommercollegien ihren Anfang nahmen, und da las ich alte Geschichte nach Mangelsdorf, und Römische nach meinem eignen Kompendium. Ich hatte viele Zuhörer, besonders wurde meine Römische Geschichte fleißig besucht. Ich freute mich über den Beifall, und fragte nach den Kabalen und nach der Abgunst gewisser Herren nicht viel.

Da ich wenig Bücher selbst besaß, so mußte mir die Universitäts-Bibliothek, nebst der des Herrn Semlers aushelfen. Auch Herr D. Knapp, Herr Professor Sprengel, der Historiker, und Herr Professor Forster hatten die Güte, mir mit manch

gutem Buche auszuhelfen. Also hatte ich in diesem Stück keinen Mangel, und konnte meinen Vorlesungen allemal die erforderliche Vollständigkeit geben, und sie mit allerlei Anekdoten ausschmücken, um die Aufmerksamkeit meiner Zuhörer mehr zu fixiren. Ich las in dem Auditorium des Herrn Professor Walthers, welcher mir dasselbe in seiner Zwischenzeit überließ.

Ich war den Sommer über sehr fleißig, und studirte ohne Unterlaß: ich bereitete mich jedesmal auf meine Lectionen gehörig vor, hielt sie gewissenhaft, und erwarb mir dadurch einen nicht üblen Kredit. Man fand in meinen Vorlesungen mehr Zusammenhang und Deutlichkeit, als in denen eines gewissen andern Herrn Magisters — und ich hatte eben darum mehr Zuhörer als dieser. Ich bin niemals fleißiger gewesen, als diesen Sommer: wäre ich doch so geblieben! Allein es ereigneten sich Umstände, die mich aus meinem Gleise herausreissen. Man höre erst weiter!

Eben der Herr Censor ließ mir von Zeit zu Zeit sagen, „daß ich noch einmal disputiren müßte pro loco: würde ich es nicht thun, so müßte er mir auf den Herbst das Lesen überhaupt untersagen: ich müßte mich durchaus habiliriren.“ Ich stellte dem Herrn vor, daß ich ja doch eben so viel jetzt wüste, als dann, wenn ich noch einmal disputirt hätte: ich

ſey eben nicht reich, und bäte alſo ſehr, mir die Diſputation pro loco zu erlaſſen. — Aber vergebens. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da ich hierbei einige Animoſität wahrzunehmen glaubte, ſo nahm ich mir vor, mich nach einer andern Univerſität zu begeben, und zwar nach Jena. Ich ſchrieb demnach an den dortigen Prorector, den Herrn Profeſſor Wiedeburg, und an Herrn Profeſſor Schütz. Beide gaben mir ſehr bald und freundſchaftlich genaue Auskunft über alles; jedoch mit der Beſorgniß, daß ich mich durch Kollegienleſen auf dieſer mittelmäßigen Univerſität ſchwerlich würde ernähren können. Herr Schütz beſonders ſuchte mir das Vorurtheil zu benehmen, als wenn außer einer Akademie kein Heil zu hoffen ſey. Ich war zwar wegen der fehlgeſchlagenen Hoffnung etwas niedergeſchlagen: aber die gutmüthige Freundſchaft zweier großer Männer ſtärkte meinen Muth, und machte, daß ich nun auf Alle die, welche mich vielleicht drücken wollten, mit ziemlich verächtlichem Blick herabſah.

Ich blieb alſo in Halle, und ſuchte hier das zu thun, was ich thun ſollte, nämlich noch einmal zu diſputiren. Ich ſchrieb einige Bogen zuſammen über den zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zu Rom wegen Atheiſterei oder Pantheiſterei verbrannten

Aventuriere, Jordan Brunus, dessen Leben Herr Adelung in seiner Geschichte der menschlichen Narrheit beschrieben hat. Ich nahm meine Data aus Bayle's Wörterbuch, Brucker und la Croze: hinten hing ich aus dem System der brunischen Metaphysik einige Sätze an, welche ich glaubte mit andern schon bekannten Systemen vereinigen zu können, ja, es sollte nach meiner Meinung zwischen den Sätzen des Brunus und denen des Herrn von Leibnitz einige Aehnlichkeit statt finden.

Diesen Aufsatz erhielt eben der Mann zur Censur, der meinen Roman verworfen hatte. Ich kam um meiner Disputationsschrift einigemal zu ihm, und mußte mir in aller Demuth gefallen lassen, gefragt zu werden: ob ich mich auch auf Philosophie gelegt hätte? Ob ich wüßte, worin die formelle Wahrheit der Syllogismen bestehe? Was eine adäquate Idee sey? u. dgl. Da mir diese Fragen ein wenig kindisch vorkamen, beantwortete ich sie auch nur obenhin. Dies mußte den guten Herrn verdrossen haben, und daher vielleicht die Aeußerung gegen seine damalige Hausmamsell, die jetzt einen Schuster geheurathet hat: „Ich sey ein naseweises Magisterlein, das gern gelehrt thun wollte, aber noch erfahren müste, daß ein Professor Ordinarius ein ganz anderer Mann sey, als so ein Magisterlein.“ Die Hausmamsell sagte dieses ihrem damaligen Liebhaber,

einem Perückenmacher, der Perückenmacher verkündigte es Studenten, und durch diese erfuhr es endlich ich. Wenn ich zu der Zeit noch so rasch empfindlich gewesen wäre, als einige Zeit vorher in der Pfalz, oder wenn ich — um die Sache besser zu sagen — wirkliche Achtung für den Mann gehegt hätte, so hätte ich mich zu rächen gesucht, und von ihm auch räsonnirt. Der gute Herr hätte mir ja auch herhalten müssen, wenn ich die Anekdoten, die damals von ihm und seiner Frau herumkursirten, hätte in meinen Zirkeln so auftischen wollen, wie er allerlei dergleichen von mir auftischte, um mich dadurch zu blamiren! Ich weiß es recht sehr gut, daß ich damals den gelehrten und ungelehrten Müßiggängern in und um Halle reichlichen Stoff hergab, zum Zeitvertreib: aber das ist nun einmal so Mode, und ich hatte mir es im Grunde doch meistentheils selbst zuzuschreiben.

Ich disputirte pro loco als Präses, und mein Bruder respondirte: dieser konnte mit dem Latein ziemlich zurechtekommen, und befriedigte seine Opponenten nicht uneben. Meine Abhandlung, deren Abdruck ich nicht selbst korrigirt hatte, war voll Druckfehler, doch nicht so, daß sie den Sinn verstellt hätten und ausgesehen, wie grammatika-

lische Schnitzer, nach Art jener Dissertation pro loco, wovon ich oben geredet habe.

Außer meinen Kollegien unterrichtete ich auch noch in der hebräischen Sprache, und in der Dogmatik. Man denke sich ein Privatissimum, welches ich einigen Theologen über die Dogmatik hielt. Ich hatte längst das ganze System mit allen seinen Ingredienzien weggeworfen, und nun, da ich es vortragen sollte, schlug ich folgenden Weg ein. Ich erklärte gleich Anfangs, daß ich meine guten Gründe hätte, ein System zu verwerfen, welches auf Offenbarung gebaut wäre. Darnach trug ich auf gut Tindalisch meine Argumente darüber vor. So brachte ich mit meinen Sätzen ohngefähr acht Stunden zu. Hernach griff ich das Werk anders an. Wir müssen, sagte ich, System wissen, um gelehrte Theologen heissen zu können, und um im Examen zu bestehen. Nach diesem führte ich alle Artikel aus, und sprach über die heilige Schrift, über Dreieinigkeit, Satisfaction, und die andern Theile des dogmatischen Systems gerade so, wie einst Johann Jakob Rambach, Siegmund Jakob Baumgarten, und Johann Ernst Schubert [b]), deren

b) Ich kenne diese drei Männer, weiß, daß sie erzgelehrt waren, und schätze sie deswegen hoch. Allein bei alle dem wird jeder Sachkundige herzlich gern gestehen,

dogmatiſche Schriften ich zu meiner Vorbereitung benutzte. Ich verfaßte die Lehren (dogmata) in kurze Sätze, verſah dieſe mit den gewöhnlichen Sprüchen, und ſo ging ich in wenigen Monaten die heiligen Schibbolets durch, und meine Zuhörer waren zufrieden. Sonnabends hielt ich ein Repetitorium, worin ich in lateiniſcher Sprache meine Studenten über die durchgegangenen Artikel befragte, gerade wie es in den meiſten Conſiſtorien Mode iſt, wo man blos nach dem fragt, was der Kandidat im Gedächtniß hat, ſeinen Verſtand aber und ſeine praktiſchen Kenntniſſe ganz und gar in Ruhe läßt — für die denn manches auch freilich nicht iſt.

Ich habe hernach noch als Soldat dergleichen Uebungen mehrmals angeſtellt, und dabei mich der Tabellen bedient, die Lüdecke aus den Theſen des Baumgartens fabricirt hat. Die Tabellen enthalten wirklich einen Schatz von dogmatiſchen Grillen von theologia archetypos und ectypos, von peccatum clamans und non clamans, von genera communicationis u. dergl. Aber bekennen kann ich's und mich rühmen, daß ich zwar den alten

---

daß ihre dogmatiſchen Schriften voll Kohl ſtecken, wie leider alle dogmatiſchen Schriften, ſelbſt Herrn Semlers Bücher nicht ausgenommen, wie dies der große Mann gern eingeſtand.

Sauerteig bei solchen Gelegenheiten vortrug, ihn aber doch immer als alten Sauerteig beschrieb, und meine Freunde, welche solchen Sauerteig von mir foderten, jederzeit und angelegentlich ermahnte, ja dem alten unbrauchbaren Wust nicht nachzuhängen, und lieber sonst was zu studieren, als Dogmatik, es sey denn, daß es geschähe, um das System näher kennen zu lernen und zu verwerfen: das sagte ich selbst Semlern, und Semler hieß mein Benehmen gut.

Das erste halbe Jahr meiner öffentlichen Leserein verging ruhig, wenn ich die vorhin erzählten Händel mit meinem Herrn Censor ausnehme, welche ich aber bald vergaß. Meine Sitten waren den Sommer über sehr gut, nämlich wie man Sitten von außen als sehr gut ansehen muß. Ich besuchte keine Kneipen, keine Dörfer, als nur höchst selten, und wo ich hinkam, ging wenigstens alles ehrbar zu, so lange ich da war. Große Gesellschaften habe ich selten besucht, und vornehme ganz und gar nicht. Einmal haßte ich allen Zwang, der in vornehmern Zirkeln gewöhnlich ist, und war sodann in Halle zu wenig bekannt, als daß ich auch nur Eingang dazu hätte finden können. Meine Sitten waren obendrein zu rauh und zu wenig abgehobelt, als daß ich hätte gefallen können. Der Burschenkomment macht keine feinen Sitten; und ich hatte von jeher das

Petimäterwesen gehaßt, konnte mich deshalben weder in die Komplimente noch in die Gespräche der schönen Welt schicken: und so würde ich aller Orten, wo ich zur feinen Welt gekommen wäre, das fünfte Rad am Wagen gewesen seyn. — Ein hiesiges Frauenzimmer sagte mir einmal unter die Augen, daß ich in der feinen Monde niemals mein Fortune machen würde, weil mir das bel air fehlte. Aber statt über die richtige Bemerkung dieser Dame nachzudenken, fiel mir es nur auf, daß sie deutsch und französisch untereinander sprach. So geht es aber in der Welt! Man gewöhnt sich aus studentischem Heroismus einen ungeschliffenen Ton an, und behält ihn hernach immer, weil man sich schämt, den einmal angenommenen Ton abzulegen, oder weil man keine Gelegenheit mehr hat, sich abzufeilen. — Ich war von Jugend auf selten unter feinen Leuten gewesen: Vornehme hatte ich zwar mehrmals um mich gehabt, und war mit Vornehmen auch umgegangen; allein die waren entweder selbst nicht fein, oder zeigten damals, als ich mit ihnen umging, ihre Feinheit nicht: und wenn sie es auch gethan hätten, so würde ich gelacht und ihre Gesellschaft vermieden haben.

In meiner Jugend war ich unter rohen Leuten aufgewachsen, hatte hernach auf einer äußerst rüden Akademie meine Bildung gesucht, war dem Burschen-

komment nachgelaufen, und so ein vollkommener Bursche, im burschikosesten Sinn geworden. Ueberhaupt scheinen mir die Universitäten gar der Ort nicht zu seyn, wo man seine Sitten lernen könnte. In der Pfalz hatte ich zwar vielerlei Umgang; allein dieser Umgang konnte mich nicht bessern. Die Frauenzimmer, mit denen ich umging, waren auch nicht dazu geschickt. Mit Thereschen stand ich, wie man schon weis: und da sah das Mädchen nur mich; und alles, was an mir war, gefiel ihr. — Die andern Damen und Mamsellen, mit denen ich umging, freuten sich, nach Art des Pfälzischen Frauenzimmers, mehr über mein ungezwungenes Benehmen und meine Lustigkeit, als wenn ich noch so fein gewesen wäre. — Jetzt freilich mache ich mir gar nichts mehr daraus: Komplimente und dergleichen Possen schicken sich für einen Soldaten eben so wenig, wie für den Mosellaner Senior in Jena. Aber damals bedaurte ich doch, daß ich nicht besser Komplimente machen und mit Dezenz ein Pfötchen küssen und nicht Stundenlang die Weibleins mit Tändeleien und nichts und wieder nichts unterhalten konnte, und tausend andre Possen nicht verstand, wodurch sich die bessere Lebensart markirt. Denn dieser Mangel zog mir den Namen eines Tölpels und Grobians zu, und versperte mir den Zutritt zu vornehmen Zirkeln wie zur Gunst der Damen. Tanzen konnte ich auch

nur wenig, und hatte es niemals ordentlich getrieben. Zudem hatte ich den Grundsatz, und habe ihn noch: jemehr feine Gewandheit, desto mehr Schein, List, Betrug und Schelmerei: jemehr Geradheit, desto mehr Wahrheit, Ehrlichkeit und Biedersinn. Man denke an Gemlern! — Daher besaß ich die Künste nicht, welche in sogenannten Honoratiorenklubs hauptsächlich empfehlen, und muste immer hören, daß ich außer andern Mängeln auch den Mangel der feinen Lebensart hätte. Und das muste ich mir sogar von Mädchen sagen lassen, die ich wegen ihrer Lebensart und wegen ihres läppischen Wesens verachtete!

Auch in dieser Rücksicht müssen sich meinen Lesern Anmerkungen darbieten, von welchen ich ihnen viel Nutzen wünsche. Wehe dem, über den die Weiber und die — Gelehrten erst herfallen!

Neunzehntes Kapitel.

Geschichten von anderer Art.

Der Sohn des Herrn Kanzlers Koch zu Gießen hat mich diesen Sommer auch besucht, der jüngere nämlich, welcher jetzt Regierungsrath in Gießen ist. Sein Besuch war mir sehr angenehm: denn ob ich

gleich mit seinem Vater niemals zufrieden war, wie ich schon im ersten Theile berichtet habe, so konnte ich doch diesen jungen Herrn Koch gut leiden, und war ihm wirklich gewogen, mehr als seinem Bruder. Er blieb ohngefähr acht Tage bei mir, und nahm hernach seinen Rückweg über Göttingen nach Gießen. Von ihm hörte ich damals, wie es in Gießen herging, und bedaurte, daß die Universität von Zeit zu Zeit herabsank. Es konnte auch nicht anders seyn, da man die Lehrstellen mit immer traurigern Subjecten besetzte. Herr Rosenmüller war zwar an D. Benners Stelle gekommen; verließ aber bald nachher Gießen, um eine Professur in Leipzig anzutreten. Hierauf ward Freund Bechthold erster Professor der Theologie! — So ging es auch in den andern Fakultäten, bis endlich in ganz neuern Zeiten bessere Männer angestellt wurden, z. B. Herr Roos und Herr Schmid. — — — —

Im Sommer dieses Jahres habe ich wieder eine Liebschaft gestiftet; bin aber schön angekommen! In Reideburg lernte ich die Tochter eines Sächsischen Amtmanns kennen, welche an meinem damals noch sehr muntern Wesen Geschmack fand. Sie gab mir das sehr deutlich zu verstehen, und ich versicherte sie gegenseitig meiner Achtung, und so war unsre Liebschaft abgeschlossen. Ich sah das Mädchen hernach bei ihren Verwandten in Halle, und hier lud sie

mich ein zu einem Besuch bei ihrem Vater aufs Land. Ich machte Schwierigkeiten, die sie aber hob, da sie mich versicherte, ihr Vater kenne mich schon, und denke sehr vortheilhaft von mir. Ich war im Grunde nicht verliebt in sie; aber ein gewisses Bedürfniß zog mich zu dem Mädchen hin, das so ziemlich alles besaß, was man an einer Geliebten nur wünschen mag. Sie war hübsch gewachsen, hatte eine zarte Hand, blaue Augen, einen ziemlichen Verstand, und was mir mehr als alles das gefiel, sie liebte meine Schnurren, lobte meine Einfälle, und sagte mir tausendmal in einem Athem, daß ich ihr angenehmer wäre, als ihr Junker, der auch Liebschaft mit ihr habe stiften wollen, den sie aber schön abgewiesen hätte.

Ich besuchte sie also bei ihrem Vater auf einen Sonnabend, da ich keine Kollegien las. Der Alte war sehr artig gegen mich, und lobte seine Tochter, daß sie mit einem so hübschen Manne Bekanntschaft gemacht hätte: er hoffe, wir würden schon noch bekannter werden, und einander mit der Zeit näher angehören. Ich hörte dergleichen Reden nicht ohne innigstes Vergnügen. Acht Tage hierauf besuchte mich Vater und Tochter auf meiner Stube. Ich war sehr erfreut, und bemühte mich, sie recht hübsch zu bewirthen. Beide verbaten es und wünschten nichts, als meine Gesellschaft, besonders das Mäd-

chen, welches nach meinem Vornamen fragte, und mich nun ihren lieben Fritz nannte, da ich vorher lieber Herr Magister hieß.

Nicht lange, so erhielt ich auch einen Brief vom Alten, worin er sich nach meiner eigentlichen Gesinnung gegen seine Tochter erkundigte: es wäre Zeit, daß ich mich erklärte. Ich antwortete, daß ich nur ehrliche Absichten hegte, daß ich aber jetzt wegen der Lage meiner Umstände noch an keine nähere Aeußerung denken dürfte: inzwischen hoffte ich, es würde nach und nach besser gehen, und alsdann wollte ich beweisen, wie gut ich es meinte. — Man war mit meiner Erklärung zufrieden, und der Umgang wurde fortgesetzt, bis auf die Reideburger Kirchmesse, wo meine Liebschaft eine fatale Katastrophe erlitt.

Ich kam nämlich nach Reideburg zum Einnehmer, und hörte die Studenten unter sich erzählen, wie des Amtmanns Tochter von . . . seit gestern schon da sey beim Zacharias Schmid, wie sie nebst ihren Kusinen von Halle, den verheuratheten und unverheuratheten über Nacht auf dem Stroh mitten unter Studenten gelegen, wie da dies und jenes vorgegangen sey, und was des Skandals mehr war. Ich fiel wie aus den Wolken, schwieg aber still, und ging, wie wenn ich jemanden aufsuchte, zum Zacharias, traf da meine Dulcinea mitten unter den Stu,

denten, mit denen sie schmaußte. Als sie mich erblickte, sprang sie auf, umarmte mich mit der größten Frechheit, und führte mich auf die Bank neben sich. Die Kusinen kamen dazu. Ich konnte nicht reden, bis die Reflexion, daß ich mich durch Vorwürfe lächerlich machen würde, meinen Unwillen besiegte. Jetzt sucht' ich mein lustiges Wesen hervor, und schäkerte mit Mamsell Dorchen und ihren Kusinen; ja ich konnte sie sogar nach Halle begleiten, am Arme führen, küssen, u. dgl.

Zu Hause überlegte ich die Beleidigung, und beschloß, geradezu zu brechen. Ich schrieb einen Brief an Dorchen, und sagte ihr derbe Wahrheiten, und bath, ferner nicht an mich zu denken. Das war ein erzdummer Streich, den ich nicht hätte spielen sollen! Verachtung und nicht Empfindlichkeit muß man bei dergleichen Gelegenheiten zeigen. Jungfer Dore schrieb mir wieder: meine Vorwürfe seyen zwar ungerecht, doch aber sey sie froh, daß sie meiner los wäre: es hätte aus uns ohnedies nichts werden können: sie möchte keine Liebste eines Menschen seyn, der sie doch nimmermehr nehmen könnte u. s. w. Bald hernach hörte ich, daß Mamsell Dorchen ausprengte, ich hätte um sie angehalten; aber den Korb bekommen. Das war mir schon recht! Wer hieß mich so einen tollen Roman anzufangen? — Welch ein Unterschied zwischen einer so feilen Nymphe und

einem unschuldigen verliebten Mädchen, wie weiland meine Thereſe war! Noch kränkt mich der Gedanke an dieſes gute, ehrliche Geſchöpf!

Nun muß ich meine Begebenheit mit dem halliſchen Nachtwächter erzählen. — Ich war in dem Hauſe des Kaufmanns *) Mörtſchke auf dem alten Markte bekannt geworden. In dieſem Hauſe war des Abends ein Schnapps- und Tabacks-Kollegium. Es beſtand aus dem Zinngießer Leiche, dem Kaufmann Mörtſchke, ſeinem Bruder, dem Trätöhr, dem Kaufmann Kraſt vom Strohhofe, ferner aus dem Kontrolöhr Bauer, aus zwei Waiſenhäuſer Studenten, deren einer hernach Inſpector ward, und endlich aus mir. Ich muß geſtehen, daß ich in dieſer ſehr gemiſchten Geſellſchaft manche angenehme Stunden verlebt habe: es wurde Taback geraucht, Schnapps dazu getrunken, und über die Zeitungen, auch wohl manchmal über gelehrte Dinge gekannengieſſert. Selten paßirte eine Schnurre; und gewöhnlich gingen wir ſo vergnügt auseinander, als wir zuſammen gekommen waren. Der Kaufmann hatte zwei Töchter, damals noch Kinder: die älteſte gefiel

*) Alles, was etwas feil hat, heißt in Halle Kaufmann. Zu Frankfurt am Main, Mainz, Mannheim und ſonſtwo, weiß man ſehr gut zu unterſcheiden zwiſchen Kaufmann und Krämer.

dem Kaufmann Kraft, und er hat sie hernach geheurathet.

An einem Sonntag-Abend hatte ich mir dort aus Aerger, den ich damals genug hatte, eine Schnurre getrunken. Auf meinem Rückwege rennte ich gegen den Nachtwächter: der Kerl gab mir einen Schupp, der mich verdroß. Ich nahm mein Stöckchen, und schlug auf den baumstarken Bengel los: er wehrte sich tüchtig, bis endlich einige Häscher dazu kamen, und mich nebst ihm aufs Rathhaus schleppten. Ich hatte den Kerl in seiner Verrichtung geschuppt und geschlagen; ich mußte daher, wie billig, Unrecht haben. Also kam ich aufs Karzer. Früh ließ der Prorector Schulze befehlen, daß man mich gegen Erlegung des Schleppgeldes loslassen sollte. Das geschah, und Meister Klappenbach versprach mir, die ganze Sache zu unterdrücken. Er selbst mag Wort gehalten haben; allein ein Stiefelwichser, der damals an Klappenbachs Tochter liebelte, erzählte mir schon gleich den folgenden Tag meinen Skandal. Leute dieser Art wollen sich bei uns in Ansehn setzen dadurch, daß sie sich als Mitwissende unsrer dummen Streiche angeben; aber die guten Menschenkinder wissen nicht, daß eben dergleichen Mitwissenschaft verhaßt macht!

Nachmittags muste ich zum Prorektor kommen: dieser gab mir einen sehr freundschaftlichen

Verweis und vielen guten Rath. Die Sache, meinte er, würde verschwiegen bleiben, und das wäre auch recht gut: sonst möchten meine Gegner von neuem gegen mich debattiren wollen. — Ich dankte dem Herrn Schulze für seinen väterlichen Rath, und versprach, mich darnach zu fügen. Daß ich es nicht that, war hernach nicht ganz meine Schuld. — Bahrdt hat, wie er in seiner Lebensgeschichte III. B. erzählt, einmal mit einem Juden und einem Handwerkspurschen um Papierschnitzeln gespielt. Er meinte, das wäre so eine artige Spielgesellschaft für einen Doctor der Theologie gewesen! Eine Balgerei zwischen einem Magister und einem Nachtwächter war gewiß auch artig! — Aber so geht es: Nil admirari!

Ich bin von jeher — weil ich Nerven darnach habe — ein Liebhaber der rauschenden lustigen Musik gewesen: aus diesem Grunde suchte ich die Oerter auf, wo dergleichen Musik gemacht wurde, Passendorf, Schlettau und die Loge. Den Sommer über besuchte ich diese Oerter wenig oder gar nicht, weil ich alsdann zu viel zu thun hatte, und mich nicht viel abmüßigen konnte. Des Winters und während der Ferien [d]), wo ich mehr Zeit hatte,

---

d) Es ist eine häßliche Sache mit den gar zu langen Ferien, welche aber in Halle und Leipzig länger dauern

meiner Neigung abzuwarten, besuchte ich die genannten Dörfer und die Loge fleißiger, Sonntags nämlich und Montags: denn an diesen Tagen konnte ich meine Begierde, Musik zu hören, und tanzen zu sehen, befriedigen. Bei dergleichen Spatziergängen ward ich mit vielen Bürgern bekannt, worunter einige sehr vernünftige Männer waren, mit denen ich ein weit angenehmeres Gespräch führen konnte, als mit manchem hämischen Gelehrten.

Allein es geschah auch zuweilen, daß ich unangenehme Auftritte erlebte. So kam ich einmal auf der Loge mit einem Philister zusammen, weil ich

---

als auf irgend einer andern deutschen Universität. Einige hallische Professoren kürzen zwar diese Ferien dadurch ab, daß sie immer noch fortlesen, wenn schon dieselben angegangen sind: aber manche Herren machen im Frühling sieben, im Herbst sechs, auf Pfingsten eine und auf Weihnachten zwei Wochen Ferien, und das macht das Jahr über nicht mehr als sechzehn Wochen Ferien, und weihet mehr als den vierten Theil des Jahrs dem Müssiggang: denn die Studenten studieren in den Ferien beinahe gar nicht, wie ich aus Erfahrung weiß. Das Curatorium sollte billig die Ferienzeit bestimmen, wie sie in Gießen, wo es doch sonst hergeht, wie es kann, und neuerdings im Oesterreichischen, ziemlich enge begränzt ist — fünf Wochen durchs ganze Jahr, und mehr nicht. Dies würde auch das ewige Wandern der Hallenser zur Meßzeit nach Leipzig und das damit verbundene Geldzersplittern merklich vermindern. Mich wundert, daß patriotische Professoren hierauf noch nicht ernstlicher gedacht haben.

mich zum Schiedsrichter zwischen ihm und seiner Frau aufwarf, die auf ihn schröcklich eifersüchtig war. Die Frau mochte, wie ich aus vielen Umständen schon damals schloß, und in der Folge noch mehr inne ward, große Ursach haben, eifersüchtig zu seyn. Ich legte mich, als die Frau zu derbe loszog, ins Mittel, und wollte sie beruhigen. Dies aber brachte sie noch mehr auf, und sie fing an, nun auch auf mich zu schelten. Sie griff gar nach mir aus, als ich sie einen alten Drachen nannte, dem ein geschmackiger Mann unmöglich treu bleiben könnte. Was, schrie sie, einen alten Drachen? alten? Ich alt *)?

---

*) Sonderbar, daß die lieben Weiber nichts weniger leiden können, als alt genannt zu werden. Dies wird man an denen vorzüglich bemerken, die von jeher verstohlne Koketterie getrieben haben, und dann, wenn sie erst über die Funfzigen hinaus sind, das durch Putz oder Schminke zu erschleichen suchen, was sie sonst durch etwas anderes eroberten. Eiteler, eifersüchtiger, aber auch kurzsichtiger und anmaßlicher kann keine abgelebte Theater-Prinzessin verfahren, als eine funfzigjährige Creatur von der genannten Art. Zu Furien könnte Pluto nichts passender finden als sie, vorzüglich, wenn ihre Kehle höckerweibermäßig abgeschliffen ist! Wehe jedem jungen Weibe, das die Kunst nicht versteht, in ihrer Gegenwart sich zu verkennen, um ihr den Vorrang nirgend zu bestreiten: aber auch wehe dem Manne, der nicht dazu gemacht ist, der Eitelkeit eines solchen alten Weibes das aufzuopfern, was seine Würde ausmacht! — So spricht Trublet und hat recht.

Plötzlich kehrte ſich auch die Wuth des Mannes wi-
der mich, und beide gingen ganz unbarmherzig mit
mir um, bis ich endlich dem Manne einen Stoß
gab, daß er rücklings wider den Tiſch fuhr. Nun
ward der Krieg allgemein, und es gab von beiden
Seiten tüchtige Rippenſtöße. Köſter, von dem ich
ſchon oben geredet habe, war mein Beiſtand. Der
Mann hatte aber auch ſeine Helfershelfer, als Fär-
ber unter den Färbern und Conſorten, und ſo mußten
wir uns zurückziehen. — Dieſe am hellen Tage
vorgefallene Katzbalgerei hat mir viel üble Nachrede
zugezogen: der Herr Schulze ließ mir einen Verweis
darüber geben: er theilte nämlich das Späßchen
dem D. Semler mit *f*).

San Faſſon trat im Sommer 1783 jemand in
meine Stube, und fragte: Sind Sie der Magiſter
Laukhard?

Ich: Ja, mein Herr, was ſteht zu Dienſten?

Fremder: Nichts zu Dienſten! (ſetzt ſich)
doch ehe wir weiter reden (er ergreift eine Taſſe
Kaffee, die vor mir eingeſchenkt ſtand und trinkt ſie
aus). Geben Sie mir doch eine Pfeiffe Tabak!

---

f) Daher die Regel: wenn Mann und Frau ſich zanken,
ſo miſche dich nicht hinein: es ſetzt Rippenſtöße, und
blamirt dich. — NB. Die emigrirten Franzoſen! —

(Nachdem er angeraucht): Hört Freund, ich bin der Komödiant Schlosser — hab hier und da Ehre und Applaus, aber auch hier und da Spott und Auszischung eingeerndet. Aber ich scheere mich den Henker drum! Ich weiß von meinem Collegen Keller f), daß es Euch eben so gegangen ist, wenn Ihr schon kein Komödiant von meiner Art seyd. Also müssen wir Freunde werden. Schlagt ein!

Der Ton des Herrn Schlossers gefiel mir. Ich erzählte ihm meine und er mir seine Schicksale, und da lachten wir uns herzlich satt. Ich behielt ihn den Tag über bei mir, des Nachts schlief er auf dem Löwen. Einst trat er früh morgens mit tausend Flüchen in meine Stube. Nachdem er viele tausend Schock Teufel und viele Wagen voll Schwerenoth den hallischen Philistern in den Wanst gewünscht hatte, erzählte er mir, er habe einen Louisd'or wechseln wollen; die Philister hätten aber nur 2 Thaler 12 Groschen darauf geboten, und doch sey der Louisd'or Preußisch. Da müßte doch der Teufel drein schlagen, daß Preußisches Geld im Preußischen selbst nicht gelten sollte u. s. w. Ich ließ mir das Goldstück zeigen, und fand, daß es eins von jenen aus dem siebenjährigen Kriege war. Ich stellte ihm vor,

---

f) Verfasser des Schauspiels: Die Nationaltracht und anderer.

daß diese herabgesetzt wären, aber das half nicht: er konnte des Räsonnirens kein Ende finden. Um klein Geld zu haben, ließ er zwar bei meinem Wirths einen andern Louisd'or wechseln; allein dabei versicherte er, die Preussen müsten den vorigen auch noch nehmen, oder der Teufel sollte sie frikassiren.

Des Nachmittags besuchten wir Passendorf: die Nacht schlief er wieder auf dem Löwen, den folgenden Tag wollte er nun mit Gewalt seinen Louisd'or gewechselt wissen. Kein Kaufmann wollte ihn für den Stempelwerth, und einige boten ihm gar ein Spottgeld. Schlosser erkundigte sich nach dem Stadtpräsidenten, und da dieser gerade nicht zu Hause war, lief er hin zum Kriegsrath Queinzius, und stellte dem das Unrecht, das ihm mit ungültigem Gelde angethan würde, in sehr derben Ausdrücken vor. Queinzius suchte ihm Gründe entgegen zu stellen: aber Schlosser fing an zu bramarbasiren. Der alte Kriegsrath ärgerte sich über die Dreistigkeit des Komödianten, besonders da er selbst einsehen muste, daß er Unrecht hatte. Um also dem Spektakel ein Ende zu machen, ließ er sich den Louisd'or nochmals vorzeigen, trat dann hin, warf ihn in seinen Spint, und gab dem Bramarbas fünf Thaler acht Groschen Preußische Sechser. Hier, sagte er, ist Ihr Geld! nehmen Sie's: aber hüten Sie sich, ferner so zu räsonniren! — Schlosser

ward betroffen, forderte sein Goldstück zurück: aber er muste mit seinen Sechsern abziehen. — „Das hätte ich nicht gedacht, sagte er hernach zu mir: ich hatte so meine Lust, über Ungerechtigkeit zu spektakeln! Wenn ich gewußt hätte, daß der Alte mir das Maul so stopfen würde, ich hätte gewartet bis der Präsident zu sprechen gewesen wäre." — Wahrscheinlich würde der Herr Präsident nicht auf solche Art die Ehre seines Landesherrn gerettet haben. —

Schlosser ist über acht Tage in Halle geblieben: wohin er nachher gegangen ist, weis ich nicht: ich habe nichts weiter von ihm gehört. Wieder ein seltsames Stück von Menschen!

Zwanzigstes Kapitel.

Schulden sind eine schwere Bürde: sie verleiten oft zur Verzweiflung.

Bewirthungen von der vorigen Art, meine Reise nach Jena, meine Liebeleien, meine beiden Disputationen, der Verlust des Honorars für meinen Baldrian, die Geldausgaben, um mich durch Zerstreuungen von dem Aerger über dies und jenes

zu erholen, nebst meiner Gutmüthigkeit, einem jeden gern mitzutheilen, was ich hatte: — das alles hatte mir Schulden zugezogen, zu deren Tilgung mein Wechsel nicht zureichte. Daß ich mit meinen Collegien wenig werde verdient haben, versteht sich für mich als Anfänger schon von selbst. Einmal ist in Halle das Freirennen der Collegien gar sehr gewöhnlich: da denken viele Studierende, das Geld könne in Lauchstädt, Leipzig, auf den Dörfern und beim Spiel besser angewandt werden, als zum Honorar für die Docenten [h]). Zu dem war ich von jeher

---

h) Noch vor einem halben Jahre hörte ich mit Verwunderung, wie ein Student, der doch, wie ich weis, wöchentlich einigemal spatzieren ritt oder fuhr, mit dem Herrn D. Knapp so lange kriechend herumkapitulirte, bis endlich der Herr Doctor, um der Bettelei los zu werden, das Honorar für zwei Lehrstunden erließ. Und heute, da ich dieses schreibe, bin ich in einer Studenten-Gesellschaft gewesen, wo folgendes Gespräch zwischen einem Fuchs und einem Veteran vorfiel.

Veteran: Welche Collegia willst du denn hören?

Fuchs: Die Logik und Metaphysik bei Maaß, die Exegese bei Nöffelt, und die Mathematik bei Klügel.

Veteran; Nicht übel gewählt! Aber wirst du den Braß auch alle bezahlen?

Fuchs: Warum nicht? Ich pränumerire.

Veteran: (hißig) Du bist nicht klug, Herr Bruder! Du mußt keinen Heller zahlen, vielweniger pränumeriren. Für die zwölf Rthlr. kannst du dreimal den Sommer nach Lauchstädt fahren.

nachgiebig, und wer mich um etwas bath, dem konnte ich nichts abschlagen. Und so hatte ich von dreißig Zuhörern kaum zehne, die bezahlen wollten; und unter diesen Zehnen waren doch einige, die es hernach ganz und gar vergaßen. Ich glaube aber doch, wenn ich weiterhin bei der Universität geblieben wäre, daß ich in Zukunft bessere Einkünfte von Collegien würde gehabt haben; weil ich mehr in Rutine gekommen wäre, und ohne Zweifel auch einige Künste gelernt hätte, wie man gutzahlende Zuhörer in sein Auditorium hineinlockt.

Fuchs: Ja, sie werdens mir nicht freigeben!

Veteran: Warum denn nicht? Du mußt nur hübsch arm thun — sagen, du hättest wenig Wechsel — es wären Eurer zu Hause Viele — dein Vater hätte eine schlechte Besoldung; oder sag' gar, du seyest ein Waise. Darnach mußt du da das Ueberband wegthun, und auch eine andere Weise anziehen, wenn du gehst, dich zu melden. Verstehst dus?

Fuchs: Ja, wenn das die andern hören, so blamir' ich mich ja!

Veteran: Was blamiren! Kein Satan nimmt dir das übel. Da sind die und die — und die haben alle hübsche Wechsel und prellen die Professoren doch. Das Geld kann man sonst gescheuter brauchen. Mach dirs nur, wie ich dirs gesagt habe.

Der Fuchs versprach, dem edlen Rathe seines Freundes zu folgen: er meldete sich auf die angerathene Art; und die Herren Maaß, Rüffelt und Klügel wurden — geprellt.

Meine Schulden häuften ſich alſo von Tag zu Tag, und ich ſahe weiter kein Mittel, mich zu retten, als auf das Verſprechen meines Bruders zu rechnen, der meine Umſtände kannte, und wußte, wie mir zu helfen war. Dieſer war im Herbſte nach Hauſe abgegangen und hatte mir wie eidlich verſprochen, gleich nach ſeiner Ankunft unſern Vater dahin zu bewegen, daß, außer 40 Rthlr. zur Tilgung ſeiner Schulden, ich noch 100 Rthlr zur Tilgung der meinigen erhalten ſollte. Wie er Wort gehalten habe, wollen wir gleich ſehen, ſo leid es mir auch thut, meinen Bruder der Welt als einen ſchlechten Menſchen darzuſtellen. Ich kann aber einmal nicht anders: es iſt gar zu nöthig zum Verſtändniß der folgenden Kataſtrophe.

Mein Bruder war ſchon lange fort, ehe er oder der Vater ſchrieb: endlich ſchrieb der letztere, und ſein Brief war — kalt. Er enthielt viel höfliche Vor[illegible]e, und ſpielte auf Dinge an, welche ihm wohl [illegible]emand konnte berichtet haben, als eben mein Bruder. So wußte er zum Beiſpiel von meiner Liebelei und von meinem Skandal im Hauſe des Einnehmers zu Neideburg. Doch fügte er hinzu: es würde mir noch einmal Geld ſchicken, ich ſollte aber einen beſſern Gebrauch davon machen, als von dem, das er mir ſonſt geſchickt hätte: es wäre doch wahrlich einmal die höchſte Zeit, klug zu werden. —

Dieser Brief kränkte mich um so mehr, je wahrscheinlicher ich schließen konnte, daß meinem falschen Bruder ich das alles zu verdanken hatte. Um mir indeß volles Licht zu verschaffen, schrieb ich erst meinem Bruder einen recht derben Brief, worin ich ihm sein Versprechen vorhielt, und auf die Erfüllung desselbigen drang. Dann schrieb ich auch an einen andern Freund *), und bath diesen, mir von meines Bruders Gesinnungen gegen mich ehrliche Rechenschaft zu geben: ich wollte ihn nie verrathen. Ich merkte, schrieb ich, daß mein Vater gegen mich erkältete: ich schriebe dies meinem Bruder zu; doch könnte ich vielleicht irren: ich wünschte daher Gewißheit zu haben: er möchte mir also Auskunft geben. Mein Freund antwortete bald, und bedaurte sehr, daß er mir einen Beitrag zu dem Beweise der Wahrheit liefern müßte: daß man sich auf seine Verwandten — die Eltern ausgenommen — nicht oder doch sehr selten verlassen dürfe. Er berichtete mir, daß mein Herr Bruder gleich bei seiner Zuhausekunft vorgegeben habe; er habe auch nicht einen Kreutzer Schulden zu Halle hinterlassen. Nicht lange hernach

*) Da ich meinen Bruder kenne, so nenne ich diesen Freund hier nicht: mein Bruder würde sich gewiß an dem braven Manne zu rächen suchen, so recht nach seiner Art, auf gut pfaffisch. Unten ein mehreres hiervon.

wäre aber ein Brandbrief von einem halliſchen Manichäer *) eingelaufen, und als jetzt der Vater den Bruder koramirt hätte, da habe dieſer alle Schuld auf mich geſchoben, habe abſcheulich über meine Ausſchweifungen geklagt, habe geſagt, daß ich alles den Mädchen hingäbe, daß ich alle Tage auf den Dörfern läge u. dergl.

Nun ſahe ich deutlich, daß mein Bruder Schuld an meines Vaters Kälte und an den Vorwürfen war, welche mir der ehrliche Alte gemacht hatte. Ich ergrimmte in der Seele, um ſo mehr, da ich dem Menſchen alle brüderliche Freundſchaft erwieſen hatte. Kein Menſch kann es mir verargen, daß ich damals voll Tücke ward.

Etwan acht Tage nach dem Empfang dieſes Briefes kam auch einer von meinem Bruder. Da war nun der Ton gar mächtig anders geworden! Er ſchrieb mir ſteif und protzig: hier wären 40 Thaler, ſeine Schulden zu bezahlen; ich ſollte es nur ſogleich thun, oder wenn ich es nicht thäte, ſo ſollte ich mich ja auf keine weitere Unterſtützung von Haus aus verlaſſen. Auch wäre der Vater durch Briefe des

*) Manichäer heiſſen in der Burſchenſprache die Schuldner, welche auf Bezahlung dringen: daher manichäern. Die Sekte der Manichäer iſt die ſchlimſte intoleranteſte Sekte aller Ketzereien — für Burſche.

Doctor Semlers — so wuste er, oder so wollte er den ehrlichen Herrn Semler zum Urheber der Abneigung meines Vaters gegen mich, und der daher entstandenen Verschlimmerung meiner Lage machen! — von meinen Ausschweifungen und unnöthigen Geldausgaben unterrichtet: ich möchte also an ihn ja nicht schreiben. Dann sollte ich auch alle meine Briefe an ihn — den Bruder — die er aber sich selten ausbäte — wegen des großen Porto's — unter der Adresse des Schulmeisters von Wendelsheim, Forchers, ihm zuschicken, und was des läppischen Gesudels mehr war. Ich warf den Brief mit innigster Verachtung weg, erboßte gewaltig, und stieß gräßliche Verwünschungen aus. An jenem Tage wäre ich im Stande gewesen, einen Mord zu begehen, wenn ich von jemanden grob wäre beleidiget worden.

Um mich auf der Stelle zu rächen, griff ich die geschickten 40 Rthlr an, kaufte mir Tuch zu einem Ueberrock und bezahlte meine drückendsten Schulden, so daß ich schon zwei Tage hernach keinen Pfennig mehr in Händen hatte. Einiges Holz schafte ich mir auch.

Meine Manichäer hatten von diesem Gelde gehört, und quälten mich nun auf Rothwälsch, daß ich einigemal ungeduldig ward, und die groben Kerls, besonders den Schuster Sauer, und den

Schreiber Thieme zur Thür hinaus schmiß. Die Kerls liefen nun hin zum Prorector; allein da wurden sie mit dem alten Weidspruche abgewiesen: wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren. Dieses mußte ich mir dann wider sagen lassen, und ärgerte mich nicht wenig.

Indessen setzte ich doch meine Vorlesungen fleißig fort: da es mir aber an Holz fehlte, auch das Auditorium zu heitzen, so verloren sich meine Zuhörer nach und nach. Die Studenten hatten sich zwar zum Holzgelde unterschrieben: allein nur wenige zahlten; und das Bissel Holz, welches für das wenige Geld angeschaft werden konnte, war gar bald verbrannt, zumal, da ich das Einheitzen durch Leute mußte geschehen lassen, welche mich derb prellten. Was Wunder, wenn nun der eine Student — wie ich es selbst gehört habe — zum andern sagte: gern ging ich in Laukhards Reichshistorie: er gefällt mir besser, als der —; aber es ist zu kalt in seinem Kollegium: man möchte das Fieber kriegen: — und der andre dann replicirte: es ist Schade, daß der Mann so in Noth ist: hätt' ich Geld, ich kaufte ihm Holz. — Wie gesagt, ich hörte dies von ohngefähr, und hörte hintendrein noch eine weitläuftige Beschreibung meiner fatalen Lage, welche durchaus wahr aber desto schmerzhafter für mich war.

Unter diesen Umständen wünschte ich mich wieder in die Pfalz zurück, und bedauerte, daß ich kein Bonzen- oder Talapoinen-Gehirn von der Natur bekommen hatte.

Ich rannte nach Haus, als ich dies gehört hatte, — ich hörte es auf der Straße — es war ohngefähr den 6ten Dezember 1783, — und schrieb einen äusserst heftigen Brief an meinen Vater, dem ich einen an meinen Bruder beischloß. Daß ich im letztern schröcklich loszog, vermuthet jeder. Ich bat um schleunige Antwort, und setzte dazu den 21sten Dezember fest. Würde ich in dieser Zeit keinen Brief erhalten und kein Geld, so müste ich das äußerste wagen: es käme auf sie an, ob sie mich retten wollten, oder nicht. — Bitten konnte ich nicht mehr, blos trotzen und rasen. Solch abscheuliche Briefe sind noch niemals aus meiner Feder geflossen. Früh schickte ich sie auf die Post, und schien mir selbst ruhiger zu seyn.

Indessen ward ich krank, und mußte einen Arzt haben. Der Chirurgus Noskovius hielt meine Krankheit für ein Faulfieber: aber er irrte. Ich mußte aber einen Arzt haben. Goldhagen kannte ich noch nicht: ich schickte also zu einem gewissen andern Herrn, und ließ ihn bitten, mich zu besuchen. Es hieß, er wäre nicht zu Hause: ich jagte die Aufwärterin in einem Tage wohl zehnmal hin, aber der

Herr kam nicht. — — — — — —
— — — — — — — — — —

Das drückte mich beinahe ganz zu Boden: ich ließ mir also von Moskovius Arzenei vorschreibyn. Den folgenden Tag kam der Student Dykershof, ein Westphälinger, zu mir, dem ich meine traurige Lage in Rücksicht meiner Gesundheit und der versagten Hülfe vorstellte. Er lief augenblicklich zum Herrn Goldhagen, und dieser große menschenfreundliche Arzt erschien ohne Verzug, gab mir Arzenei, und erklärte meine Krankheit zwar für ein Fieber, aber für eine Art von hitzigem Fieber. — Im Bette blieb ich nicht lange, und war bald im Stande, zwei Lectionen auf meiner Stube zu halten, wozu ich meine Zuhörer einladen ließ. Einige Tage vor Weynachten gieng ich schon trotz des Verbots des Herrn Goldhagens wieder aus, und besuchte einige Bekannte im Semlerischen Hause.

Das Fieber hatte mich zwar bald verlassen, aber meine Gesundheit war zerrüttet, und meine ganze Munterkeit niedergeschlagen. Ich tröstete mich noch auf den letztern Posttag vor dem Feste: dann aber, wenn ich dann nichts erhielte, wußte ich wahrlich nicht, was ich ergreifen sollte. Ich gestehe, daß ich mir damals Glauben, und rechten Heldenglauben an Vorsehung gewünscht habe; aber leider war Vorsehung für mich ein wahres Wunderding, und Wun-

derdinge hatte ich schon längst aus meinem Gehirne verbannt. Ach, wie traurig war meine Lage! Phantastische Trostgründe schlugen bei mir nicht an; und im Reiche der Wirklichkeit fand ich keine.

Eine Frau, Namens Wilkin, welche mit den Studenten fleißig handelte, und sie auf gut hallisch derb dafür preßte, war auch meine Geschäftsträgerin in der Noth. Diese Frau hatte mir so nach und nach, seit dem Abschiede meines Bruders, meine beiden guten Kleider, meine Wäsche, kurz alles, was ich entbehren konnte, versetzt. In meiner Krankheit mußte sie wieder Rath schaffen, und jetzt verkaufte sie mein übriges rothes Kleid mit Weste und Hosen, und brachte mir nur fünf Thaler und einige Groschen. Aber was wollte ich machen? ich mußte einmal so handeln. Dem Herrn Semler war ich schon 6 Thaler schuldig, welche mein Vater erst im Februar des folgenden Jahres bezahlt hat: und an wen sonst sollte ich mich wenden? Ich hatte ja keine Bekannten in Halle weiter; und die Erfahrung hat mich nachher noch belehrt, daß ich auch da würde umsonst gebeten haben: und in diesem Falle wäre mein Unmuth in Raserei übergangen.

Ich überlegte in dieser Noth, wie es wohl werden würde, wenn ich mich anderswohin begäbe? Allein wohin? Ich traute den Menschen einmal nicht mehr, weil ich Vater und Bruder nicht mehr

Graute: und wie sollte ich fortkommen? Ich hatte weder Wäsche noch ganze Stiefeln, und im Winter, der es war, mußte ich befürchten, unterwegs gar umzukommen!

Der bestimmte Postag kam heran; aber leider wieder kein Brief! Man versetze sich in meine Lage, und ermesse darnach den Drang und Sturm meiner Empfindungen. Abends durchlief ich alle Gassen, gleichsam ausser mir: es war der heilige Abend vor Weinachten. Köster begegnete mir, und fragte, wie mir's ginge? Ich stieß ihn zurück ohne zu antworten, und rennte weiter. Köster mir nach, und bath mich um Gottes willen, ihm meine Noth oder den Grund meines Unwillens zu entdecken. Ich schwieg hartnäckig. Er wiederholte seine Frage mehrmals, warum ich ihm nicht antworten wollte? Weil du ein Schurke bist, erwiederte ich endlich.

Köster: Ums Himmels willen Bruder, sag', was ist dir? So spricht mein Laukhard nicht! so spricht ein böser Genius aus dir.

Ich: Du bist ein Mensch: alle Menschen sind Schurken, also auch du! Hast du meinen Schluß verstanden? Geh! —

Köster: Ich lasse dich nicht gehn: Bruder sag', wo du hin willst? ich gehe mit und wenn du zum Teufel gingst. Ich lasse dich so nicht gehn!

Köster verfolgte mich, so sehr ich mich bemühte auszureissen. Endlich fuhr ich in ein Loch, worin ich noch niemals gewesen war. Köster fuhr mir nach. Es saßen Gnoten, Soldaten und Menscher drin *). Die Leute waren gewaltig lustig, tanzten, hüpften, spielten, thaten schön und zeigten auch keine Spur von Gram oder Unmuth. O wie beneidete ich diese Gnoten und diese Soldaten! — Soldaten, und vergnügt? — Und du Magister, und so elend? — Soldaten? — Dieser Gedanke umfaßte meine ganze Seele, hallte anhaltend wieder, und vertiefte mich immer mehr in mich. — Köster forderte Brandtewein, setzte sich, fing an lateinisch zu sprechen, und drang jetzt dringender in mich, um die Ursache meines Kummers nur zu entlocken: aber ich war stumm: es schwärmten dunkle Bilder in mir herum, von dem, was ich thun wollte. So sehr auch Köster zudrang, so sehr verhärtete ich mich. Endlich sagte er: Hör' Bruder, ich habe noch deine particulas graecas: vergieb, daß ich sie noch habe. — Es hat nichts zu sagen, erwiederte ich. Wenn du jemanden weist, der sie kaufen will, so gieb sie hin, und

*) Dieses für mich und meine Psychologie so merkwürdige Loch war eine Brantweinskneipe auf dem sogenannten Bechershofe zu Halle am Markte. Man nannte diese Kneipe gewöhnlich die Knochenkammer oder Sankt Lukas Keilbein.

stelle mir das Geld zu: weist du aber keinen, so schick sie mir Morgen früh. — Köster fragte, ob ich sie ihm für den Pränumerationspreis, 1 Thaler 14 Gr. ablassen wollte? Ich hatte nichts dawider, und Köster lief den Augenblick nach Hause, um mir das Geld zu holen. Vielleicht war er auf den Gedanken gekommen, daß die höchste Geldnoth der Grund meines Kummers sey. Er kam wieder, und wir verliessen das liederliche Loch. Ich lief noch einigemal durch die Straßen, lief auch zum Kaufmann Mörschke, und kam gegen gegen eilf Uhr — aber ohne Trunkenheit — nach Hause. Vor lauter Aerger warf ich mein Bette auf den Fußboden, und legte mich drauf. Aber meine Unruhe war zu groß: ich konnte nirgends bleiben, wuste auch nicht, wo ich war, und was ich that. Das war ein schröcklicher Zustand! Lachen konnte ich überlaut: Alles, woran ich dachte, kam mir sehr lächerlich vor, aber für den traurigsten Gedanken hatte ich keine Empfindung.

Früh war ich noch in Kleidern. Ich las in Tasso's Gierusalemme liberata, und las die äusserst rührende Stelle, wo Tancredi sein Mädchen ermordet. Diese Stelle hatte mich mehrmals innigst gerührt; aber damals muste ich überlaut dabei lachen.

Ich ließ mich friſiren, und lief ſodann ſporenſtreichs zur Chriſtmette um 6 Uhr: aus der Chriſtmette lief ich, ohne zu wiſſen wohin, zum Thor hinaus, zu dem Wirthe in den Pulverweiden. Ich forderte Breuhan; und die guten Leute wunderten ſich, daß ich ſchon ſo früh Breuhan trinken wollte. Hier ſaß ich nun faſt drei Stunden, ehe ich recht zu mir kam, und unterſuchte meine Empfindungen. Die geſtrige Luſtigkeit der Gnoten und der Soldaten kam mir zuerſt wieder in den Sinn, und da hob ſich denn der Gedanke aus dem Gewühl der verwirrten Vorſtellungen heraus: es wäre doch hübſch für dich, wenn du Soldat würdeſt m)!

Dieſer Gedanke ſchüttelte mich anfänglich frei ſich gewaltig zuſammen, kam aber immer wieder, und wieder, und ich ward endlich mit ihm vertrauter. Das war alles noch bloße Vorſtellung; aber von nun an kam auch Ueberlegung dazu. Wenn du Soldat wirſt, dachte ich, ſo biſt du auf einmal von den halliſchen Manichäern los: dann biſt du auch an

---

m) Daß ich den Soldatenſtand jenem der Gnoten vorzog, war, unter andern mit, wohl eine Folge von den Schimpfnamen, womit der Herr Student den Bürgerſtand zu bezeichnen pflegt. Bürgerlich intolerant iſt dies doch, beim Lichte betrachtet, immer: aber wer achtet auf Kinderei! Und doch hat ein Minimum von der Art Kinderei oft Folgen, wie hier. —

deinem Bruder und Vater gerächt — an deinem Vater? — deinem guten biedern Vater? -- o, man vergebe mir diesen tollen Gedanken, und denke an meine Lage! — und endlich findest du ohne Zweifel Mittel und Wege, dir ein ruhigeres Leben zu verschaffen. Ruhe, von welcher Art sie seyn, welchen Aufwand sie auch kosten möchte, Ruhe schien mir damals bei der gewaltig anhaltenden Unruhe, worin ich schwebte, das höchste Gut auf Erden zu seyn.

Aber wo denn willst du Soldat werden? — Diese Frage lößte sich bald auf. In Halle und an keinem andern Orte! In Halle bist du gekränkt, in Halle mußt du gerächt werden. — So kindisch rachsüchtig dachte ich damals in der Verwirrung!

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Der Herr Magister wird endlich gar — Soldat.

In diesen Gedanken saß ich bis Nachmittags um drei Uhr bei meinem Philosophen *), der immer mit mir reden wollte, aber wenig Worte von mir herauszerren konnte: ich war zu [illegible] weg, und

*) So nannten wir damals den Wirth in den Pulvermeilen.

blos mit dem Gedanken, Soldat zu werden, beschäftiget.

Ich kam gegen Abend in die Stadt zurück, ging in die Knochenkammer, nicht um zu trinken, sondern um frohe Leute aus der Klasse zu sehen, zu welcher ich von nun an gehören wollte. Ich sprach mit einigen, fragte sie, wie es ihnen ginge? und erhielt natürlich lauter befriedigende Antworten. Dieses machte meinen Entschluß immer fester. Nun war die Frage, an wen ich mich wenden sollte? — Allein dazu dacht' ich, sollte gleich früh Rath werden. Also verließ ich diesen Ort des lärmenden Vergnügens froh, so froh, als ich seit einem Vierteljahre nicht gewesen war. Zum Ueberfluß besuchte ich noch einen Klub bei Busch auf dem Rathskeller, wozu ich schon längst gehört hatte, und der sich sehr oft, allemal aber Sonntags und Freitags regelmäßig versammelte. Die Leute waren alle froh, mich wieder zu sehen, da sie mich schon seit so langer Zeit nicht mehr gesehen hatten. Ich war über alle Gewohnheit lustig, und dies kam dem Ex-Schustermeister Michaelis, welcher eben auch zu diesem Klub gehörte, so befremdend vor, daß er nach seiner Art Anmerkungen darüber machte. Man stutzte aber nicht wenig, als ich meinen Entschluß, Soldat zu werden, deutlich genug zu verstehen gab. Wir waren indeß im Preußischen, und so widersprach

keiner. — So weicht der Mensch dem Bürger: der Ernährer dem Zuchtmeister! —

Vom Rathskeller ging ich in das Haus, wo sie sonst mein Bruder gewohnt hatte, und welches, wie ich schon gesagt habe, der Hanauer-Puff hieß. Hier wohnte die oben beschriebene Cheminonin mit ihrem Manne, einem Soldaten von des damaligen Hauptmanns von Müffling Compagnie. Ich kannte diesen Cheminon, und beschloß, ihm meine Absicht zu entdecken. Nachdem ich mehrere Gläser Schnapps — alles aus betäubender Lustigkeit — eingestürzt hatte, nahm ich ihn auf die Seite, und bath ihn, doch ja dafür zu sorgen, daß ich ganz früh einen Hauptmann sprechen könnte, gleichviel welchen. Ich kannte damals noch keinen Officier, als den Leutenant, jetzt Hauptmann von Knobbauch, und den Leutenant von Bomsdorff: ersterer hatte mich damals mit seiner Freundschaft beehrt, und hat seine gute Gesinnung gegen mich auch nachher nicht geändert.

Cheminon machte große Augen, als er von mir vernahm, daß ich Soldat werden wollte: er wollte es Anfangs nicht einmal glauben, und dachte, ich hätte ihn zum Besten. Allein ich betheuerte ihm hoch und theuer, das sey mein Ernst, und so glaubte es. Nun lobte er mir, wie natürlich, seinen eignen Hauptmann, den Herrn von Müffling, und

versprach mir, mich gleich am folgenden Morgen früh zu ihm zu begleiten. Ich blieb daher diese Nacht über in Cheminons Wohnung, und — soff mich voll in lauter Fuselbrantewein, welchen Madam Cheminon damals für Likör ausschenkte. Ich glaube, daß ich vergessen habe, zu sagen, daß der berüchtigte Hanauer-Puff weiter nichts war, als eine Schnappskneipe. Madam Cheminon wußte aber auch zu leben, und sorgte für immer artige Jungfern *). Das sahen einige Studenten gern, fanden sich fleißig ein, und tranken den elenden Fusel für Likör.

Früh erinnerte ich den Cheminon an sein Versprechen: er war willig dazu, sagte mir aber: sein Hauptmann käme diesen Tag auf die Wache; da könnte ich ihn auf der Hauptwache sprechen. Das war mir denn recht. Nachdem also die Wache aufgezogen war, ging ich mit Cheminon zum Hauptmann, dessen offenes Wesen mir gleich gefiel. Er

---

*) Jungfer heißt nach hallischem Sprachgebrauch eine Bürgerstochter, die keinen Mann hat: Kinder mag sie gehabt haben, das schadet nichts. Mamsell wird jedes mit frisirtem Kopf einhertretendes Frauenzimmer ohne Mann genannt: doch fängt gegenwärtig der Name Mamsell auch schon an, unfrisirten Haubenstöcken gegeben zu werden: daher Mamsell Minchen, Röschen, Nanetchen.

war sehr gefällig, und wir redeten von allerlei, doch aber kam das Gespräch immer wieder auf mein Soldatwerden. Herr von Müffling hatte einen Band von der deutschen Uebersetzung des Polybius vor sich, worin er lesen wollte. Ich hatte auch viel von Polybius gelesen, und war mit der Historie dieses Schriftstellers bekannt. Daher räsonnirten wir lange über die Kriegskunst der Alten, von welcher wir aber beide wenig verstanden. Der Leutenant von Drygalsky war die dritte Person.

Endlich kamen wir unserm Zwecke näher: wir kamen auf gewisse Punkte, welche mir Herr von Müffling zu erfüllen versprach. Einige davon sind freilich gehalten worden, aber — — —: doch ich enthalte mich aller Anmerkungen, die sich mir hier aufdringen wollen: vielleicht theile ich dergleichen einmal in meinem Alter — wenn nämlich das gute oder schlechte Schicksal mich alt werden läßt — der Welt mit, unter der Aufschrift: Bemerkungen eines alten Soldaten über das Soldatenwesen überhaupt, und über das Preußische insbesondere. Ein Musketier sieht oft mehr, und richtiger, als mancher Herr Officier, sammt seinem König. Diesen fehlt es an geschärftem Gefühl dazu. —

Herr von Müffling bot mir 3 Louisd'ors Handgeld, und drang in mich, daß ich jetzt gleich entweder ja sagen, oder alles abbrechen sollte: und

ich sagte — Ja. So war ich also angeworben. Man ließ der Hauptmann einschenken, was das Zeug hielt, und da ich die Schnurre noch von der vorigen Nacht im Kopfe hatte, so war es natürlich, daß ich derb besoffen ward. Ich ging nach der großen Wachtstube, machte mit allen Soldaten, die da waren, Brüderschaft, und war nun seelenfroh, daß ich — Soldat war. Die Nacht über schlief ich in der großen Wachtstube, und zwar auf der Pritsche, obgleich Herr von Müffling mir in der Officierstube ein Bette hatte bereiten lassen.

Man sollte denken, daß ich früh die Sachen anders, als den vorigen Abend angesehn, und mich derb über meinen unbesonnenen Schritt werde gekränkt haben. Das war aber nicht so: meine Stimmung hatte sich nicht geändert, und als ich erwachte, freute ich mich noch immer über das, was ich gethan hatte. Das Grundgefühl von Rache, die Sehnsucht nach Ruhe, nebst der täuschenden Erwartung der Dinge, die jetzt alle kommen würden, unterhielten die Spannung meiner Seele, und versetzten mich zu sehr außer mir, als daß ich meinen damaligen gegenwärtigen Zustand hätte nach der Wahrheit prüfen und werthigen können. Ich sprach mit dem Hauptmann so unbefangen, als wenn ich schon zehn Jahre bei den Soldaten gewesen wäre. Herr von Müffling freute sich über dies mein aufgeräumtes Wesen, und

wiederholte mir sein Versprechen, daß ich es gut bei ihm haben sollte.

Ich hatte schon am vorigen Abend auf Begehren des Hauptmanns einen Zettel an den Prorector geschrieben, und ihm berichtet, daß ich aus gewissen Gründen Soldat geworden wäre. Das war nun freilich unnöthig: denn der Prorector hat in solchen Dingen nichts zu verfügen. Der Hauptmann fragte mich, ob ich noch haben wollte, daß er den Zettel an den Herrn Schulze abschicken sollte: ich bejahte es, und Zuhel, der Unterofficier, muste ihn hintragen. Herr Schulze ließ dem Hauptmann wieder sagen, daß er ihm zu mir gratulire. Auf meine Frage, was Schulze für eine Mine gemacht habe, antwortete Zuhel, er habe gelacht, und seiner Frau die Sache mit Lachen erzählt. Das ärgerte mich. Der Unbefangene findet aber freilich manches nicht so wichtig, als der Befangene — im Taumel. Wohl dem, der hierdurch allmälig ein Körnchen vom Salz der Weisheit einsammelt, um nichts wichtiger zu finden, als es — ist.

Ich wurde noch auf der Hauptwache eingekleidet, und kam zu dem Unterofficier Zuhel ins Quartier: das war am dritten Weinachtstage, 1783.

Aber nun kam der Lärmen in der ganzen Stadt herum, und alle Straßen, alle Kneipen, alle vornehme Zirkel und alle Puffteller ertönten von der einzi-

gen Nachricht: „Magiſter Lankhard iſt Soldat geworden!“ Man ſchrieb es gar weit und breit herum. — Wer die Hallenſer kennt, der weiß, daß das rechtes Waſſer auf ihre Mühle war. Ich habe wenig Oerter gefunden, wo der vornehme und der niedrige Pöbel ſo neugierig wäre, als in Halle. Wenn etwas zu ſehen iſt, und ſey es auch noch ſo unbedeutend, ſo läuft gleich alles zuſammen, bleibt ſtehen, und gafft halbe Tage lang, als wenn eine Kaiſerkrönung zu ſehen wäre. An den Verluſt, den dieſes Stillſtehn des Erwerbſtandes nach ſich zieht, denkt man nicht. Sodann werden alle Neuigkeiten, alle Mähren, ſie mögen wichtig oder läppiſch ſeyn, in allen Zirkeln herum ausposaunt, und ohne alle weitere Unterſuchung geglaubt. Womit wollten die vielen Haar- und Bart-Puzer ihre leerköpfigen Kunden in Halle auch ſonſt unterhalten? Wie ſtill würde es in den Damen-Klubs zugehen, wenn ſie das Höckerweiber-Geſchäfte unter ihrer Würde finden ſollten! Wie mancher Herr Profeſſor, Student, Bürger und Soldat würde vom Langweilen-Fieber ergriffen werden, wenn er an der Zeitverkürzung der Janhagelſchaft keinen Antheil nehmen könnte! Jetzt, da ich dieſes ſchreibe, trödelt man ſo viele ſich ſelbſt widerſprechende Mähren über den Feldzug gegen die Neufranken herum, daß einem die Ohren davon gällen möchten. Insbeſondere verſtehn die Herren,

welche den Rathskeller besuchen, und die Gesellschaften bei Sandern, dem Branteweinschanken, recht derb zu kannegiessern, und die politischen Posits und Stadtmährchen jeder nach seiner Art auszuschmücken. Also war auch ich damals die Mähre des Tages: viele Philister, Menschen, und ander Grobzeug, kamen vor das Haus, wo ich logirte, mich zu sehen, und zu schauen, wie mir die Montur wohl stehen möchte. Ich ging diesen Tag einigemal aus, und jedesmal begleitete mich ein Haufen Jungen, Menschen, Studenten und Philister.

Die Kinder sangen sogar: Laukhard hin, Laukhard her, Laukhard ist ein Zottelbär! — Anderen Laukhard hin, Laukhard her, Laukhard ist kein Magister mehr! — Und das alles sah und hörte Laukhard mit vieler Gleichgültigkeit. Wohl ihm, daß er Fassung und Selbstgewalt genug hatte, als ein isolirter Diogenes bei dem allen kalt zu bleiben! Man hatte ihn vorher hier und da degradirend genug dazu behandelt. Denn wer kann sich selbst noch achten, wenn Andere sich bemühen, ihn politisch zu vernichten! Aber so säget man die Menschen ab! — Ueberdem reiniget das Recensenten-Wesen von der Galle, und schafft manchem mitzüchtigen Thoren, Schurken und Müssiggänger, wo nicht immer Geld, doch Zeitvertreib.

Gegen Mittag ſchickte mir Herr Schulze zwei Studenten, und ließ mir ſagen, daß wenn ich wieder los ſeyn wollte, und Mittel dazu angeben könnte, er bereit wäre, alles für mich thun. Ich ſchrieb ihm einen lateiniſchen Brief, dankte ihm, und bezeigte, daß das wohl nicht mehr gehen würde: wenn er aber mich befreien könnte, hätte ich nichts dawider. — Ich wußte aber ſchon, daß dieſes nicht mehr möglich war. — — —

Meine Bekannten und Freunde unter den Studenten, beſonders einige meiner Landsleute kamen häufig und mit Thränen in den Augen zu mir, und baten mich, doch Himmel und Erde für meine Befreiung zu bewegen: es würde ja alles noch gehen. Ich wurde ſehr gerührt durch die Vorſtellungen der ehrlichen gutmeinenden Jünglinge, beſonders durch die Thränen meines Stubers, Sohns des ſchon im erſten Theile mehrmals genannten Paſtors von Flonheim, dann des Rebenacks und des Kiefers. Die guten Leute nahmen ſich meiner ſehr thätig an, ohnerachtet ich es verbath. Sie liefen mehrmals zum Hauptmann, und als dieſer ſich nicht ſo erklärte, wie ſie es wünſchten, bombardirten ſie den damaligen General des Regiments, den Fürſten Adolph von Anhalt-Bärenburg. Der Fürſt verſprach den Studenten, um ſich von ihnen los zu machen, daß er mich ſelbſt vernehmen, und dann reſolviren wollte,

was Rechtens wäre. Als ich diese Nachricht hörte, hatte ich genug, und erklärte den Studenten, daß alle ihre Mühe verlohren wäre: es würde bleiben, wie es wäre.

Nachmittags schrieb mir auch Herr D. Semler einen großen lateinischen Brief, welchen ich 1787 nebst mehr andern Schreibereien mit nach Hause nahm, und zu Wendelsheim zurück ließ. In diesem Briefe erschien das edle Herz des guten Mannes auf eine sehr sichtbare Weise. Ich hätte, schrieb er, dergleichen nicht unternehmen können, wenn ich nicht allen Glauben an die göttliche Vorsehung verlohren hätte: dieser Glaube sey das höchste Gut des Menschen: man müsse ihn beibehalten, gesetzt auch, er sey Vorurtheil. Hätte ich mich in meinen übeln Umständen, die ihm nun recht gut bekannt wären, mich an ihn gewandt, so würde er wohl Wege zu meiner Beruhigung entweder selbst eingeschlagen, oder sie mir doch gewiesen haben. Indessen sey das nun einmal nicht mehr zu ändern; deswegen sollte ich auf eine Zeitlang Geduld haben, und erwarten und hoffen, daß alles könnte verbessert und für meine Ruhe gut eingerichtet werden. Auf ihn sollte ich mich immer verlassen: er würde mir immer Freund und Beistand seyn: se enim nemini esse alienum, multo minus ei, quem sciret esse infelicem, quocunque modo adversa fuerit accita

fortuna. Am Ende ermahnte er mich, ja fleißig zu studieren: die Studia wären wahrer Balsam für Unglückliche. Dabei führte er mir einige Stellen aus Cicero und Ovidius an. Semlers Brief rührte mich im Innern meiner Seele: ich kannte den Mann und wußte, daß seine Worte Realitäten bezeichneten. Ich habe selten den Worten getraut, womit mir jemand seine Freundschaft und Dienste beweisen wollte: aber bei den Worten einiger redlicher Männer machte ich immer eine Ausnahme, und das war auch bei Semlern der Fall. Semler war der wohlwollendste, thätigste Menschenfreund.

Den folgenden Tag — es war ein Sonnabend — war ich viel ruhiger, als den vorigen: ich konnte über alles, was mir begegnete, gehörig nachdenken; und wenn ich nun so meine vorige Lage mit der gegenwärtigen verglich, fand ich diese eben nicht sehr schlimm. Mein natürlicher Leichtsinn kam mir hier, wie sonst bei vielen Vorfällen meines Lebens, zu statten: ich legte alles auf die leichte Achsel. Es wird schon alles noch gut werden, dacht ich; und wenns nicht gut werden will, je nun, am Ende bleibt dir doch das Mittel übrig, welches keinem Menschen entsteht — das Pistol oder der Strick. Auch in dieser Vorstellung lag damals Beruhigung und etwas Angenehmes für mich. Die stoische Philosophie ist wahrlich kein dummes System, und der Mensch,

welcher sich mit ihren Grundsätzen vertraut macht, kann unmöglich verzweifeln. Denn was die Moralisten, insbesondere die Pfaffen sagen: Selbstmord sey allemal Verzweiflung, ist mit der gnädigen Erlaubniß dieser Herren so wenig wahr, als er allemal Kleinmuth oder Verbrechen ist. Ich habe meine guten Gründe für diese Behauptung. Meine Leser werden daher nicht zürnen, wenn ich ihnen meine Gedanken so ganz trocken hinlege. Ich gehöre nicht zu denen, welche aus Heroismus, zur Ehre Gottes oder zum Preis der Tugend alles Unglück und alle Noth gern ertragen möchten. Würde ich meinen Zustand übermäßig elend fühlen, so würde ich ihn schon endigen. Alle Gründe und Beweise für die sogenannte allwaltende Vorsehung, wie diese von Leß, Hermes und Jerusalem beschrieben wird, haben mich niemals überführen können. Ich will gern jedem seinen Glauben in diesem Stück lassen, und es jedem gern gönnen, in dem Vertrauen auf die göttliche Vorsehung und Regierung der Welt seine Beruhigung zu finden: aber mir muß man es auch lassen, daß ich mich auf eine gewisse fatale Verkettung der Dinge gründe, und dadurch mein Schicksal mir erleichtere. Mein Fatalismus hebt die Freiheit nicht ganz auf, und ist daher unschädlich. Friedrich der Große, und sein scharfsinniger Commentator, Schulz in Gielsdorf, lehrten das

auch *). Wer sich aber an diesem meinen offenherzigen Bekenntniß stoßen will, der muß sich noch mehr an den Leiden des jungen Werthers von Göthe stoßen: diese gehen dogmatisch zu werke, da ich es blos historisch thue. Doch was hilft hier disputiren! Wem es wohlgeht, erschießt oder erhängt sich nicht; und wem es so übel geht, daß ers thut, dem ists zu verzeihen: Er geht mehr mechanisch, als moralisch zu Werke. Und darum hob Friedrich II. die schändlichen Strafen dafür auch auf.

Sonntags früh wurde ich zum Fürsten geführt: er bewies mir in Form Rechtens, daß ich mich wirklich hätte anwerben lassen, und folglich Soldat bleiben müßte. Er sprach mir noch allerhand Trost zu, der aber bei mir nicht anschlug: Zutzel hatte mir den Herrn Fürsten schon den Tag vorher näher beschrieben. Man legte mir ohne weitere Complimente den Soldaten-Eid vor, und ich schwur ihn: und so war mein Herr Soldat völlig fertig.

Mein Handgeld wollte mir der Hauptmann zwar übergeben, doch stellte er mir vor, daß ich besser thäte, wenn ichs in seinen Händen liesse: ich würde sonst drum geprellt werden. Er hatte Recht!

---

*) Versuch einer Anleitung zur Sittenlehre für alle ... Menschen. Berlin 1783.

Auf der Revüe 1787 hatte ich noch einen Rest davon. Freilich muste ich jedesmal, wenn ich etwas haben wollte, mein eigen Geld gleichsam herausbetteln, wenigstens genau angeben, wozu ich es haben wollte: allein da dieses Benehmen des Herrn von Müffling, zu meinem Nutzen abzweckte, so hat es mich niemals verdrossen, so empfindlich mir es sonst ist, wenn man mir Unrecht thut.

Der Hauptmann wollte mich zu Cheminon ins Quartier legen, allein da Zutzel mir Anfänglich nicht übel gefallen hatte, und ich bei Cheminon nicht gern seyn wollte, weil immer Studenten hinkamen, so bath ich den Herrn von Müffling, mich bei Zutzeln zu lassen. Er wollte mirs freilich nicht versagen, und sagte mir gleich, Zutzel sey ein wunderlicher Mensch, und seine Frau sey vollends des Satans; ich möchte also sehen, wie ich mit ihnen zurecht käme. Um mich indeß mehr zu sichern, schärfte er beiden ein, mit mir ordentlich umzugehen, und nicht zu machen, daß ich klagen müste. Würde man mir aber dennoch etwas in den Weg legen, so sollte ich es ihm nur gleich anzeigen: er wollte dann seine Sachen schon machen u. s. w. Wie übel ich aber für mich gesorgt hatte, wird die Folge ausweisen.

Der andre Soldat, der mit mir bei Zuzeln lag f), hieß Trautwig, und war ein sehr guter treuer Bursche, der mir gerade alles that, was er nur von weitem errathen konnte, daß es mir gefallen würde.

Ich schafte mir nun alles an, was der Soldat so an Kleinigkeiten haben muß, Bürsten, Haarwachs, Kreide, Thon, Puder, und andre Kleinigkeiten, welche zur sogenannten Propretät erfordert werden. Meine Gewährs-Sachen habe ich immer von Andern, wenn ich nämlich nicht für gut fand, es selbst zu thun, rein machen lassen.

---

f) In der hallischen Garnison liegen gemeiniglich zwei unverheurathete Soldaten bei einem Verheuratheten, der ihnen Holz, Licht und Bette geben muß, dafür aber den Königl. Servis, d. i. die Miethe zieht. Es steht den Verheuratheten frei, sich nach Gefallen einzumiethen: und da diesen das Wohlfeilste das Beste ist, und sie folglich sehr schlechte Wohnungen miethen; so ergiebt sich von selbst, daß manche Inkonvenienz bei diesen Quartiren vorfällt. In dieser Absicht sollte billig eine Aenderung getroffen werden. In Magdebung ist die Einquartirung besser: der ledige Soldat liegt da blos beim Bürger.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Meine erste Lage bei den Soldaten.

Mein Wirth, der Unteroffizier Zutzel, war ein äusserst schnurriger Mensch, von hämischem Karakter, der sich so recht freute, wenn er jemanden einen Stein stoßen konnte. Ich muß ihn etwas näher beschreiben, vorher aber anmerken, daß die meisten Unteroffiziere, die ich habe kennen lernen, Preußische sowohl als andere, eine große Aehnlichkeit mit den Verschnittenen haben, welche die Weiber im Orient bewachen müßen. Da sie, wie diese, ihren Vorgesetzten auf eine ganz vorzügliche Art, und noch unendlich mehr als der gemeine Bursche unterworfen und gehorsam seyn müssen, auch sehr oft mißhandelt und belastet werden, so suchen sie ihren Unmuth und ihre beleidigte Eigenliebe an den Soldaten auszuüben, wie jene an den Weibern; werden aber auch nicht selten von den pfiffigen Burschen angeführt, wie die schwarzen Kastraten von ihrem intriganten Frauenzimmer: dies nebenher.

Zutzel mit seiner Eheliebsten war sehr fromm, das heißt, er las alle Tage in einer alten dicken Po-

stille, und ging alle Sonntage regelmäßig zur Kirche. Er ist, wie er mir selbst oft gesagt hat, recht froh gewesen, als man ihn zum Abend- und Früh-Visitiren ernannt hat — blos weil er dadurch vom Wachthun befreit wurde, und also jeden Sonntag die Kirche besuchen konnte, welches bei den Dienstthuenden den Monat zweimal wegfällt. Vom lieben allmächtigen Gott wußte Zutzel sehr viel zu reden, wie auch vom frommen Könige und Propheten David, vom lieben Gebet und andern dergleichen Dingen. Bei jeder Gelegenheit kam so was Gesalbtes vor: aber man denke ja nicht, daß dieser Mensch nicht auch geflucht habe. Es giebt wohl keinen Bootsknecht bei der ostindischen Kompagnie, der besser fluchen und schwören könnte, als Freund Zutzel: beten und fluchen war bei ihm in einem Oden. Bei diesen Tugenden besaß er, wie manche seines Gleichen, eine große Fertigkeit im Branteweinsaufen, den er sich jedesmal selbst holte, und mit seiner Eheliebsten — welche ein ganzes Nößel doch immer noch ein Tröpfchen nannte — in bona pace verzehrte. Nichts war possirlicher anzusehen, als wenn Freund Zutzel da saß mit dem Seitengewähr, und einen blauen Mantel um hatte, eine schwarze Pudelmütze auf dem Kopf, die Brille auf der Nase, die Schnappspulle vor sich, und so — Strümpfe stopfte, oder strickte, welches beides er aus dem Fundament verstand.

Die Madam Zutzel war ordentlich gemacht, einen Mann unter die Erde zu bringen, wenn er weniger unempfindlich gewesen wäre, als der ihrige. Einer war ihr schon davon gelaufen, weil er ihre absurde Grillen nicht weiter vertragen konnte: darauf war sie geschieden worden, und so hatte sie Freund Zutzel genommen. Den ganzen langen Tag nörgelte sie, besonders wenn sie besoffen war, zankte mit ihrem Manne und ihren Soldaten, und wenn sie nichts zu zanken hatte, so schlug sie ihren Hund Perl oder ihre Katze Minette.

In diesem Quartire lag ich nun! Wie wirds da dem armen Schelm gegangen seyn? werden meine gutmüthigen Leser ausrufen: und wenn sie das thun, so will ich ihnen mit einem Worte antworten: sehr schlecht, meine Herren! Einige Pröbchen.

Ich fing gleich, wie es sich von selbst versteht, an zu exerciren, und zwar in Zutzels Stube. Freilich lernte ich nicht schnell: theils war ich des Dings nicht gewohnt, theils dachte ich, Zeit genug zu haben, diese große Kunst, welche hauptsächlich in der gleichmäßigen Fertigkeit und Akkuratesse besteht, und vom dümsten Bauerjungen begriffen wird, zu erlernen. Daß ich nun nicht fluchs lernte, ärgerte meinen Zutzel, und er klagte mich beim Hauptmann als einen Menschen an, der viel zu dumm und zu tückisch zum Exerciren sey. Herr von Müffling verschwieg mir

das nicht, und ich konnte mich nicht beſſer rechtfertigen, als wenn ich fleißiger und aufmerkſamer ward. Das ward ich, und Zuzels Klagen von dieſer Seite fielen weg.

Freund Zuzel war gewohnt, mit den Rekruten, die er übte, umſonſt zu frühſtücken. Einige Zeit überließ ich mir das auch gefallen: allein da er gar anfing zu fordern, wies ich ihn ab, und trank meinen Schnapps für mich allein. Das verdroß ihn häßlich. Da er nun ſahe, daß ich oft mit andern Kameraden zur Frau Buchin oder auf die Bäckerherberge ging, ſo beſchrieb er mich dem Hauptmann als einen Trunkenbold, der täglich in den Kneipen ſäße, ſich voll ſöffe, und ſich von andern prellen ließe. Der Hauptmann ließ dieſes Vorgeben durch den Feldwebel unterſuchen, und da er keine Exceſſe fand, ſchwieg er. Der Feldwebel Wurm rieth mir aber, wenn ich ausginge, ſollte ich nur den Unterofficier nicht wiſſen laſſen, wohin: der ſey ein Kalefaktor *), vor dem man ſich hüten müßte.

---

*) Kalefaktor heißt bei den Soldaten ein Officiers Bedienter, der einheizen und andere Handdienſte verrichten muß, und zugleich Soldat iſt. Dieſer Name wird aber auch denen aus Spott zugelegt, die bei den Vorgeſetzten alles Nachtheilige, was ſie von ihren Cameraden erfahren, anbringen. Daher das Zeitwort Kal'faktern.

Ein Student aus Westphalen, Namens Hüsling, hatte mich zu einer Nachmittags-Schmauserei eingeladen. Weil aber Freund Zutzel nicht dabei seyn konnte, so misgönnte er mir dieses Vergnügen, und machte mir weis, der Hauptmann wolle denselben Nachmittag zu uns kommen und sehen, wie weit ich im Exerciren gekommen wäre. Also lauerten wir bis Abends um sechs Uhr, und es kam kein Hauptmann. Zu Herrn Hüking hatte er gesagt, der Hauptmann wollte nicht zugeben, daß ich Studenten besuchen dürfte. Ich entdeckte diese Kabbalistik, und als ich mich beim Herrn von Müffling darüber beschwerte, wußte dieser von nichts, und erlaubte mir, Studenten zu besuchen, wenn und so oft ich wollte.

Aber nun ein Stückchen von schändlicherer Art. Es war uns ein Soldate desertirt, dessen hinterlassene Sachen Zutzel in die Kammer gelegt hatte, wo Trautwig und ich schliefen. Etwan acht Tage hernach wollte Zutzel die Sachen wegtragen, und siehe da, es fehlten einige Stücke an der Wäsche. Ohne weiter zu untersuchen, ob das jetzt Fehlende nicht schon vorhin gefehlt habe, behauptete er: entweder Trautwig oder ich müste sie verkauft oder versetzt haben. Trautwig nahm das Ding sehr übel, und suchte mich sogleich auf, um mir diese Beschuldigung mitzutheilen. Ich lief zu Hause, und nun gabs

schöne Auftritte: wir schlugen uns bald mit einander. Unsern Hauptmann fand ich nicht zu Hause: Zutzel aber wußte, daß er beim Obersten war; er ging also hin, und klagte uns an. Herr von Müffling schwieg für den Tag, und befahl dem Unterofficier bei Fuchteln und Arrest, zu uns von der Sache nichts zu sagen: er würde das Ding selbst untersuchen.

Früh ließ mich Herr von Müffling zu sich holen, und fragte sehr freundlich, ob ich nichts um die verlohrne Wäsche wüste? Er supponire zwar nicht, das ich selbige genommen hätte, allein mein Kamerad könnte es doch gethan haben: und wenn ich davon wüste, sollte ich es nur sagen; es sollte verschwiegen bleiben, ja es sollte sogar keine Strafe erfolgen, weil er die Sache ersetzen wollte! Ich leugnete alles, weil ich wirklich nichts wuste, und der Hauptmann war sehr in Verlegenheit, was er thun sollte.

Es vergingen mehrere Tage: die Sache blieb wie sie war, und wir musten manche Anspielungen von Zutzeln anhören, worauf allemal ein derbes Gezänk folgte. Endlich auf einen Sonnabend kam eine alte Frau zum Feldwebel Wurm, welche für den desertirten Soldaten gewaschen hatte, und zeigte an, daß sie noch einige Wäsche von diesem habe, welche sie an die Kompagnie abgeben wollte. Und siehe da, die Wäsche war die verlohrne. Wurm

zeigte die Sache alsobald dem Kapitain an, und der gute Angeber erhielt den folgenden Sonntag bei der Kirchenparade durch den Fähndrich Roeder fünf und zwanzig derbe Fuchtel. „Das ist, sagte der Kapitain für Lug und Trug und Fikfakkerei [5]): wer mir einen Soldaten fälschlich angiebt, der kriegt seine fünf und zwanzig Fuchtel aus dem Salze.“ Es war mir, ohnerachtet der groben Beleidigung, die mir Zutzel zugefügt hatte, doch unangenehm, daß er so war gestraft worden: wer aber das Ding mit kaltem Blute überlegt, wird finden, daß er sich sehr grob vergangen, und die Fuchtel verdient hatte. Freilich mochte er wohl geglaubt haben, daß er die fehlende Wäsche in unsre Kammer wirklich gebracht hätte: aber da hätte er vorher besser zusehen und nicht auf sein bloßes Dafürhalten gleich unschuldige Leute des Diebstahls beschuldigen sollen.

Der Hauptmann nahm hierauf Zutzeln die Soldaten, und legte mich zu einem gewissen Müller, wo es mir besser ging. Zutzel beging hernach die Tollheit, und begab sich freiwillig in Arrest: allein da ihm Herr von Müffling schlimmere Folgen von diesem Schritt vorstellte; so besann er sich eines bessern, und ging zu Hause.

---

5) Ein Soldaten-Wort zu Halle: es bedeutet so viel, als listiges Hinterbringen.

Daß von dieser Zeit an mein Exerciermeister Zutzel werde gesucht haben, mir beim Exerciren seine Ungnade sehr merkbar zu machen, daß ich mich aber auch besser angriff, läßt sich denken. Schlagen und schimpfen durfte er ohnehin nicht, und so hatte ich eben nicht viel von ihm zu fürchten.

Mit meinen Kameraden lebt ich in gutem Vernehmen, und gleich wie ich ehedem mir den Burschenkomment bald eigen machte, so lernte ich auch in kurzer Zeit jetzt den Sodatenkomment, der aber freilich, weil manches dahin Gehörige, versteckt ausgeführt werden muß, weit schwerer in seiner Theorie und Praxis ist, als der der Burschen.

Meine Leser kennen mich schon so viel, daß sie mir ohne Mühe glauben werden, wenn ich ihnen sage, daß ich die Soldaten-Kneipen fleißig besucht habe, namentlich die Preußische Krone, die Kutsche, die Frau Buchin — ja auch manchesmal die Knochenkammer und Meister Philipp Schauffert. Wo soll der Soldat auch sonst hingehen? was soll er machen? Soll er zu Hause sitzen, und sich mit Grillen herumschlagen? Vornehme Gesellschaften sind für ihn ja verschlossen: also, da der Soldat meist rasch und ohne Umstände ist, so sucht er Gesellschaften seines Gleichen, und findet sie in den Bier- und Schnapps-Kneipen.

Daß mir diese Gesellschaften das behagten, ist keinem Zweifel unterworfen. Sie hatten die meiste Aehnlichkeit mit dem Gießer Burschen-Komment, an dem ich einmal gewohnt gewesen war. Zudem muß ich hier einmal für allemal sagen, daß meine Kameraden von der ganzen Garnison mich alle gern um sich hatten, und mir mit einer gewissen Art von Distinktion begegneten. Wer ist aber nicht gern bei seines Gleichen, wenn er mit einiger Auszeichnung behandelt wird! Jeder Soldat, den ich Du hieß, rechnete es sich zur Ehre, der Dutzbruder eines gewesenen Magisters zu seyn. Außerdem ist auch die Lebensart unsrer Soldaten bei weitem so rüde und roh nicht, als sich mancher wohl vorstelle, der sie weniger kennt: denn obgleich unsre Leute den Französischen Truppen in diesem Stück, wie in sehr vielen andern, noch weit nachstehen, so ist doch gewiß, daß viele unter ihnen recht wohl gezogen und artig sind. Freilich werden die Soldatengesellschaften ekelhaft und fatal, wenn die Exercierzeit ist, und die Landbeurlaubten sich in der Garnison einfinden. Diese sind meistens Bauern, Bergleute oder Tagelöhner, und haben neben ihrer angerbten Grobheit und Ungeschliffenheit, auch noch einen hohen Grad von dummen Stolz und Impertinenz, wodurch ihr Umgang höchst abgeschmackt und ekelhaft ausfällt.

In Rücksicht der Liebschaften ahmen unsre Soldaten den Jenischen Studenten nach *): denn gleich wie diese fast alle ihre Scharmanten haben, so haben unsre Leute, die Ledigen, auch fast alle ihre Liebchen. Was das aber auch immer für welche sind — läßt sich leicht denken. Herr von Müffling moralisirte einst über diese Creaturen, und schloß seine Rede mit den Worten: „So gehts aber! wenn die Beester das halbe Land ausgehurt haben, dünken sie doch noch für einen Soldaten gut genug, und mehr als zu gut zu seyn. Einen Achtgroschenmann **) denken sie, kriegen wir noch immer!" Dieses Urtheil, welches sich auf Erfahrung gründet, ist sehr wahr. Die Mädchen, welche von den Soldaten karessirt werden, sind gröstentheils aus der niedrigsten Klasse, und von der schlechtesten Lebensart — Soldatentöchter gemeiniglich, die da denken, sie müßten in der Freundschaft bleiben. Ihre Liebschaften spinnen sie meistens auf der Straße, oder in den Kneipen an. In den Soldaten-Kneipen nämlich wird fast täglich musicirt: freilich höchst elend,

*) Die Herren Jenenser mögen mir diese Vergleichung zu arge halten: vor fünf Jahren war es noch so, und soll nach dem Berichte glaubwürdiger Zeugen auch noch jetzt so seyn. Wenns aber ja nicht mehr so ist, so bitte ich recht sehr um Vergebung!

**) Oder Soldaten.

aber es kann doch dabei getanzt werden, oder mit andern Worten, man kann doch nach dem Takt Bocksſprünge machen, und das iſt für den Geſchmack der beſagten Nymphen genug. Wer nun Luſt hat, eine Liebſchaft von der Art anzufangen, der darf nur dieſe Oerter beſuchen, und da wird er ſchon ankommen. Freilich ſind die Gegenſtände, wenigſtens in moraliſcher Rückſicht — denn im Geſicht und Schnitt ſehen einige noch ſo halbwege aus — von ſehr trauriger Art, und unterſcheiden ſich von den Bordelnymphen beinahe blos durch Concentration, wie Freund Yorik ſagt. — Was für Folgen von daher auf die Geſundheit der Soldaten entſtehen, kann man daraus abnehmen, daß die Herren Feldſcheerer zuweilen eine gewiſſe Beſichtigung vornehmen müſſen, die von den Soldaten Schw[illegible] Viſitation genannt wird.

Dennoch iſt der Soldat oft froh, wenn er mit ſo einer Kreatur zuſammen kommen kann: ſie ſorgt nicht nur für ſeine thieriſchen Bedürfniſſe, ſondern nährt ihn oft noch obendrein. Bei dieſem Stande iſt es nicht, wie bei andern, wo die Mannsperſon dem Frauenzimmer kontribuiren muß; denn der Soldat läßt ſich für ſeine Aufwartung belohnen, und das Mädchen muß losziehen, wenn es will, daß ihr Galan Stich halte. Daher kommt es auch, daß viele Menſchen ihre Kleider im Fall der Noth

verkaufen oder verſetzen, und ihre Burſchen, oft auch einen Herrn Officier, aushelfen: beſonders iſt das bei alten verſchaften abgenutzten Dirnen der Fall. Ja, ich habe ſogar einige gekannt, die das Verdienſt ihres niederträchtigen Hurengewerbes *) ihren Liebhabern hernach hingaben. Dieſe wußten zwar um die Natur des Erwerbes, wurden aber nicht böſe, da das Gelößte ihnen zufiel.

Aber was wird denn endlich aus dergleichen Kommers? Je nun, wies kömmt! Sehr oft werden die Leutchen getraut, und leben hernach ſo gut ſie können, wie Mann und Frau. Daß die meiſten dieſer Ehen ſehr unglücklich, größtentheils kinderlos, und ſelbſt dann, wenn Kinder daher kommen, für den Staat wegen der nothwendig ſchlechten Kinderzucht, von gar geringem Nutzen ſind, läßt ſich ohne große Unterſuchung abnehmen. Der Soldat, welcher ſo heurathet, thut doch für ſich eben nicht unrecht. Soll er denn ewig im Quartier bei andern

---

*) Stat meretrix parvo cuivis mercabilis aere,
Et miseras jusso corpore quaerit opes,
ſagt Ovid. Vor acht Jahren hörte ich gar einen Profeſſor ſeinem Bedienten auftragen: daß er ihm ein Mädchen ſchaffen ſollte; aber ja nicht höher als 15 Pf. — Für dieſes aes parvum, das der geizige Mann jedoch öfters ausgab, hat er endlich ſeine Geſundheit ruinirt, ſich überall Körbe zubereitet, u. dgl. — Aber ſo gehts! —

liegen, wo er gleichsam wie im Gefängniß sitzen muß? Lieber nimmt er sich eine Frau, wie er sie kriegen kann, und dann ist er doch gewissermaßen sein eigner Herr. Daher kann ichs keinem verdenken, der heurathet, gesetzt auch, er müßte eine Nymphe von gewöhnlichem Schlage nehmen.

Was ich hier von den Soldatenschätzchen gesagt habe, ist zwar meistentheils wahr: doch giebt es einige, obgleich seltenere Ausnahmen. Dann und wann geräth wohl einer an ein ehrliches Mädchen, mit der er, so viel sein Stand und seine Lage es erlauben, ruhig, vielleicht auch glücklich leben kann; aber der Anblick der meisten Soldaten-Ehen verleidet jedem Nachdenkenden eine Verbindung von der beschriebenen Art.

Aber ich will meine Leser nicht länger bei einem Gegenstande aufhalten, worüber sich sonst gar vieles sagen ließe.

In solchen Kommerschen, wo getanzt und lustig gelebt wurde, befand ich mich öfters, und war allemal froh, wenn ich mich da mit einigen unterhalten konnte, die nach meinem Geschmack waren. Man kann wirklich mehr nach Geschmack seine Kameraden bei den Soldaten wählen, als bei den Studenten: wer mir dort nicht gefällt, den lasse ich gehn; aber bei den Studenten geht dieses, gewisser Verhältnisse wegen, nicht allemal an, vorzüglich wenn man mit

Landsleuten oder Ordensbrüdern umgeben ist. Ich hatte besonders mit einigen Franzosen, die ihre Sprache gut redeten, Umgang, und da ich seit sehr langer Zeit nicht mehr französisch zu sprechen Gelegenheit gehabt hatte, so war es mir lieb, mir bei ihnen die verlohrne Flüchtigkeit im Reden wieder zu verschaffen. Oft hab ich die Bemerkung gemacht, daß eine vier Wochen unterlassene Uebung in einer Sprache die Fertigkeit im Reden gleich hemmt; eine Uebung aber nur einige Tage fortgesetzt, dieselbe wieder herstellt.

Daß ich auch bei den Soldaten ein Fuchs war, und als Fuchs geprellt worden bin, läßt sich leicht abnehmen. Oft mußte ich für meine Mitkonsorten die Zeche bezahlen, bald ihnen Geld borgen, das ich niemals wieder bekam, bald mich sonst anführen lassen. Allein das ist einmal nicht anders: Füchse müssen geprellt seyn, und unter dem Militair giebt es eben so pfiffige, ja noch viel pfiffigere, als unter den Studenten.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Sturm und Sonnenschein.

Das deutsche Sprichwort: Jung gewöhnt, alt gethan, — ich wiederhole es — ist sehr gegründet. Ich war, wie meine Leser schon wissen, von Jugend auf ans Trinken gewöhnt, und hatte hernach diese schöne Gewohnheit so fortgesetzt, daß ich zwar dann und wann einige Pausen, selbst recht lange Pausen machte; aber doch immer wieder zur alten Unart zurückkehrte. Als ich Soldat ward, faßte ich den festen Vorsatz, nur nach Nothdurft zu trinken und dem Saufen gänzlich zu entsagen. Ich blieb diesem Vorsatz auch eine Zeitlang getreu, und konnte wenigstens schon Monate zählen, daß ich nicht betrunken war. Allein was helfen alle guten Vorsätze, wenn die Neigung aus Gewohnheit uns schon verdorben und verhunzt hat!

Ich war an einem Sonntage bei der Frau Buchin, wo ein gewisser Soldat, Vormeister, mir stark zusetzte, und zum Trinken nöthigte. Der Kerl räsonnirte von vielerlei Dingen, und da er kein Dummkopf, und weit in der Welt herumgeflogen

war, als Schuhknecht, so räsonnirte er gar nicht übel. Ich will lieber einem gereiseten Schuhknecht, der kein Dummkopf ist, zuhören, als manchem Professor, der die Dogmatik herbetet. Locke ward erst durch den Umgang mit dieser Art Leuten praktisch, oder das, was Baco von Verulam an den Gelehrten foderte. Kurz, Meister Bornmeister zog mich an sich, und da kam es einst so weit, daß wir beide im Kopf warm wurden. Endlich, es mochte wohl neun Uhr seyn, sagte Bornmeister: „Hör', was sitzen wi' da hier bei dem elenden Brantewein? komm, wir wollen wo sonst hinwandern!" Ich ging gern mit: denn wohin folgte ich nicht gern, wenn mich ein Trinkbruder einlud? Und Ehrgefühl, — du lieber Gott! Bieſen und Ehrgefühl, — überhaupt Universität und Delikatesse! — Freund Bormeister führte mich also in die Halle, wo damals ein berüchtigter, jetzt aber ausgestorbener Pufkeller war; wir traten hinein, und blieben da bis gegen Mitternacht; dann verliessen wir diesen Ort der schmutzigen Freude, und wanderten oder stolperten vielmehr auf die Bruno's-Warte — Braune Schwarte in Halle genannt — wo gleichfalls ein solches berüchtigtes Haus anzutreffen war. Ich fand einige Studenten *)

*) Damals nämlich! heut zu Tage sind die Herren in Halle delikater. Ich bitte, meine Zeitpunkte genau

von meiner Bekanntschaft, mit denen ich mich so gut unterhielt, als mir es möglich war — mit meinem schweren Kopfe.

Indessen hatten die Unterofficiere mein allzulanges Aussenbleiben bemerkt, und rannten nun Straß auf Straße ab, um mich und den Bornmeister in allen Kneipen aufzusuchen. Endlich kamen sie auch in das Loch, wo wir uns befanden, und brachten uns nach Hause.

Am folgenden Morgen früh kam mein Kapitain, und nachdem er mir einen sehr derben Verweis gegeben hatte, ließ er mich in Arrest bringen, wo ich auf 12 Stunden krumm geschlossen wurde. Meinem Compagnon widerfuhr das nämliche. Es ist überhaupt eine sehr inkommode Sache, krumm zu liegen: man ist ganz gewaltig dabei schenirt! Mein Bornmeister machte sich zwar nicht viel daraus, da er an dergleichen Tractament schon gewöhnt war; ich aber hatte nie so etwas erfahren, und daher muste mich dieser Auftritt sehr auffallend inkommodiren. Früh Morgens wurden wir unsers Arrestes entlassen, und ich vergaß in wenig Tagen den ganzen Handel um so eher, da meine Kameraden mir begreiflich zu machen suchten, daß der Soldat

---

zu bemerken, um mir das oportet esse memorem nicht vorzurufen.

keine Schande von Strafen hätte, außer denen für Diebstahl. Strafen an sich nämlich beschimpfen den Soldaten und den Officier überhaupt nicht, wohl aber die Ursache der Strafen. Ist diese beschimpfend und entehrend, so wird der Soldat selbst prostituirt, gesetzt auch, die Strafe sey noch so klein. Man erfährt dies beim Spiesruthenlaufen unwidersprechlich: der Dieb wird da am wenigsten geschont. Und das ist schon recht so! Aber leider rechnet man gar viele Excesse nicht unter die entehrenden, obgleich sie wirklich als solche angesehen werden sollten — Saufereien, Balgereien, Vernachlässigung des Dienstes, und andre Dinge, welche eben so gut ihren Verüber beschimpfen, als Diebstahl. Aber das ist so die eigne Moral der Stände! —

Da dies nun einmal so ist, so ließ ich mir den ersten Arrest nicht zur Warnung dienen, und zog mir bald einen zweiten zu. Ich wuste nämlich, daß ich damals, als unvertrauter Ausländer, schlechterdings um acht Uhr Abends zu Hause seyn sollte. Diesen Befehl übertrat ich oft, und dann musten mich die Unterofficiere überall aufsuchen. Das Aufsenbleiben an sich hatte wohl wenig zu sagen: der Kapitain Müffling hatte das gute Zutrauen zu mir, daß ich nicht davonlaufen würde, und dieses Zutrauen habe ich auch niemals gekränkt oder gemisbraucht. Aber Ordnung muß einmal seyn, zumal

beim Militair. — Einſtmals war ich auch weggegangen, und in einer Kneipe bis zehn Uhr oder wohl noch länger ſitzen geblieben. Philiſter und Gnoten waren da in einer Geſellſchaft, und mit dieſen wuſte ich mich ſo zu divertiren, daß die Kerls mir ſtark zutranken, wodurch ich eine Schnurre bekam, ſitzen blieb, und die Zeit vergaß. Endlich kam der Feldwebel Wurm, welcher mich, wer weis wie lange, mochte geſucht haben, und brachte mich nach dem Arreſt. Doch wurde ich diesmal nicht krumm gelegt, und ſchon früh um ſechs Uhr nach Hauſe geſchickt.

Das waren denn ſo die erſten Wehen, die ich bei meinem neuen Stand erfahren habe. Viel mehr als dieſes, iſt es auch nicht geworden. Ich muß freilich noch einige Exceſſe weiter unten anführen, allein das waren doch nur Kleinigkeiten, und wurden — einen ausgenommen, der am gehörigen Orte vorkommen wird — von meinen heroiſchen Studentenſtückchen weit übertroffen. Das Studentenweſen verleitet überhaupt zu Geſetzloſigkeit, und verwöhnt uns für uns und Andere.

In ganz Halle hatte man ausgeſprengt, ich wäre Soldat geworden, um die Jungfer Chriſtel Dörnerin zu heurathen: man wußte meinen Umgang mit dieſem Mädchen Allein man ward bald inne, daß das meine Abſicht weder war, noch ſeyn konnte, und ſchwieg davon. Ich widerlegte ſelbſt dieſes Ge-

rächt recht ernstlich; aber wohl aus übertriebener Delikatesse, die sonst mein Fehler nicht war: denn wenn ein Herr Professer sich mit einem hübschen Mädel auf eine Viertelstunde einlassen kann, ohne auf Stand und dergleichen zu achten: warum ein Magister nicht auf immer? die Liebe läßt sich doch wahrlich durch einen gesetzlichen Machtspruch nicht so modificiren, wie man einen Bauerkerl durch den Korporalstock modificirt: Sonst müßten die Herren Moralisten und Regenten die untadelhaftesten Muster in der Liebe seyn!

Madam Cheminon hatte ein Mädchen, Namens Fiekchen — den Zunamen habe ich vergessen — zu sich genommen, weil das Mädchen Obdach suchte, und wöchentlich 16 Groschen zu verzehren hatte. Fiekchen war noch nicht 16 Jahre alt, sah sehr gut aus, und hatte durch ihr gutes Ansehen einen Studenten, S* aus M***, in sich verliebt gemacht. Dieser hatte ihr versprochen, sie zu heurathen, und bis dahin das Kostgeld für sie herzugeben. Anfänglich wurde Fiekchen gut gehalten, hernach aber verstoßen, weil sie den Respekt gegen das alte gebietes rische Fegfeuer manchmal aus den Augen setzte, und, was das wichtigste war, endlich das Kostgeld ausblieb. In dieser traurigen Lage begegnete mir das arme Mädchen mit roth geweinten Augen. Auf meine Frage nach der Ursache ihrer Thränen,

erwähnte sie der Grausamkeit der alten Cheminon, von der sie nicht nur verstoßen, sondern auch unter dem Vorwande einer Schuldforderung ihrer wenigen Kleider wäre beraubt worden. Dieses Unrecht brachte mich so auf, daß ich die Verlassene auf der Stelle mitnahm, und ihr versprach, für sie zu sorgen — und das, lieben Leser, aus der reinsten Absicht. Unglückliche gingen mir von jeher nahe, und fremde Beleidigungen wieder ins Gerade bringen helfen, war stäts meine Sache.

Meine Wirthin, die Müllern, welche viel auf mich hielt, und mir in allem gern willfahrte, hätte das arme Mädchen den Augenblick aufgenommen, wenn sie nur Platz dazu gehabt hätte: — doch besorgte sie ihr ein wohlfeiles Obdach, und verköstigte sie auf meine Kosten, bis das Mädchen wieder Geld erhielt. Und dies erhielt sie, nachdem ich ihrem Liebhaber so nach meiner Art sehr dringend eingeschärft hatte, eine Unglückliche nicht zu verlassen, die es doch durch ihn geworden wäre u. dgl.

Die Frau Cheminon erfuhr nicht sobald, wo das Mädchen sich aufhielt, als sie sich hinter den Feldwebel Wurm steckte, der mir es verbieten, oder es doch beim Hauptmann dahin bringen sollte, daß mirs verboten würde, sie zu nähren. Aber da traf sie es gar schlecht! Wurm kam zwar, und widerrieth mir den Umgang mit einem venerischen

Mensch — so hatte die alte Madonna das Mädchen beschrieben, nach Art aller alten Weiber, welche Fehler an Andern erdichten, um dadurch ihre eigenen zu begründen oder zu beschönigen: — ich aber stellte dem Feldwebel die wahre Beschaffenheit der Sache vor, und belehrte ihn über die Härte und die Ungerechtigkeit der alten Tyrannin. Dies war genug: denn Herr Wurm, welcher im Grunde auch wußte und fühlte, was Schufterei war, brachte es jetzt beim Hauptmann dahin, daß das alte Fegefeuer nebst einem großen ellenlangen Wischer, den Befehl erhielt: auf der Stelle die vorenthaltenen Sachen herauszugeben. Das war recht, und machte mir die lebhafteste Freude!

Aber was halfs! Fiekchen starb ohngefähr drei Monate nachher, und Herr S* schickte das Geld zu ihrem Begräbniß. Das hallische Grobzeug sprengte gleich aus, sie sey an der venerischen Krankheit gestorben, das aber blos eine Erdichtung der Chemisnon war, wie ich und der Chirurgus bezeugen können. So geht es aber! hat doch das Grobzeug auch dergleichen von D. Bahrdt ausgesprengt! Man möchte beinahe sagen: Wohl dem, der keine Vorzüge hat: man wird ihn nicht beneiden und weniger verschwärzen.

Ich habe diese Historie hier angeführt, weil ich doch auch einmal zeigen muß, daß an dem bösen

Laukhard zuweilen noch ein Fleckchen Gutes war: denn sich der Bedrängten mit Aufopferung annehmen und sie nach Vermögen unterstützen, ist gut und löblich.

Herr von Müffling vertraute mir bald nach meiner Annahme bei seiner Kompagnie, den Unterricht seines ältesten Sohns, des jetzigen Herrn Leutenants, Friedrich von Müffling, in der französischen Sprache an. Er wuste, daß ich schon damals auf wohlfeilerm Fuß, als die gewöhnlichen Sprachmeister, unterrichtete, und gab mir doch, so sehr ich auch widersprach, eben so viel, als einem ordentlich privilegirten Universitäts-Sprachmeister und Lector gegeben wird. Die Frau von Müffling, eine Dame, die alle Ehrfurcht verdient, und die die Menschenliebe und Leutseligkeit selbst ist, behandelte mich besonders gütig. Die Müfflingischen Kinder hatten zwar schon einen Hofmeister, Herrn Schimmelpfennig aus Weimar; da dieser aber wenig französisch verstand, wenigstens es nicht sprechen konnte, so ersetzte ich das, und ich muß bekennen, daß der junge Baron sichtbar zunahm. Ueberhaupt waren die Kinder des Hauptmanns für ihr Alter sehr gut erzogen und unterrichtet: ihr Vater gab genau auf alle ihre Schritte und Tritte selbst mit Acht, und ausser den Lehrstunden, waren sie gemeiniglich bei ihrer vortreflichen Mutter. Die beiden jüngern Söhne, Franz und Wilhelm waren

für den französischen Unterricht damals noch zu jung; also hatte ich blos mit dem ältern zu thun. Ich habe diesen Unterricht zwar nur bis nach Michaelis des Jahres fortgesetzt, hernach aber dennoch immer freien Zutritt ins Müfflingische Haus behalten, bis endlich der Herr von Müffling Chef eines grünen Bataillons in Magdeburg ward. Wollte Gott, alle Compagnien hätten einen solchen Vorgesetzten, und alle Kinder solche Eltern!

Sehr ungerecht würde ich seyn, wenn ich überhaupt es nicht öffentlich rühmen wollte, daß auch die übrigen Häupter der Kompagnie mich jederzeit gut und gewissermaßen mit Distinktion behandelt haben. Freilich muste ich die Exercitien lernen; allein da dies auf sehr verschiedene Art geschehen kann, so war es ein Glück für mich, daß man viel Geduld mit mir hatte. Damals lebte der große König noch; und der Grundsatz, daß derbe Hiebe gute Exerciermeister wären, war ein Lieblingsgrundsatz des damaligen Inspectors der Magdeburger Brigade, des General-Leutenants von Saldern, bei dessen Namen unsre alten Krieger noch zittern. Aber dieser Grundsatz wurde bei mir nicht angewandt, und kein Officier hat mir jemals Hiebe angeboten, vielweniger gegeben oder geben lassen. Das verdient meinen Dank! — Herr von Henning, der damals als erster Leutenant bei der Kompagnie stand, war mir merklich

gewogen, und unterhielt sich gern mit mir in der französischen Sprache, welche er mit guter Fertigkeit redete.

Mein Vater lag mir, wie billig, gleich vom Anfang meiner neuen Lebensart, stark im Sinne. Was wird der ehrliche Alte empfinden und sagen, wenn er erfährt, daß nun alles an dir auf einmal, ohne alle Hoffnung verlohren ist? Dieser Gedanke fuhr mir immer durch Kopf und Herz, und vergällte mir jeden Augenblick. Um dieser Quaal los zu werden, bath ich den D. Semler schriftlich — denn persönlich wollte ich den ehrwürdigen Mann in meiner Soldaten-Uniform noch nicht angehen — er möchte suchen, meinem Vater meinen Schritt zum Soldatenstande auf die glimpflichste Art beizubringen. Der gute Mann antwortete mir, das sey schon geschehen: er hoffe, mein Vater würde mich mehr bedauren, als über mich zürnen. Der Hauptmann hatte auch schon geschrieben: allein lange erschien keine Antwort. Endlich kam ein Brief von meinem Vater an den Herrn von Müffling in sehr gemäßigtem und gesetztem Ton. „Er kenne, schrieb er, das menschliche Herz, und mein Schritt käme ihm, da er meine Sitten, meine Denkungsart, und meinen Leichtsinn auch kenne, gar nicht fremde vor. Er vergäbe mir von Herzen meine Verirrungen, sogar den letzten desperaten Schritt, so sehr er ihn sonst schmerzte.

Ich wünsche, fuhr er fort, einen recht langen Brief von meinem Sohn zu lesen, und bitte Ew. Hochwohlgeboren, ihn denselben in Ihrer Gegenwart oder in Gegenwart eines andern braven Mannes schreiben zu lassen, damit er gerade so schreibe, wie es ihm ums Herz ist, ohne lange herumsinnen und künsteln zu können: ich möchte gern aus dem Briefe sehen, wie er jetzt wohl denkt." — Ich schrieb diesem gemäß, in der Stube des Herrn von Müfflings an meinen Vater, und dieser Brief besänftigte ihn so, daß alle seine folgenden Briefe an mich, an den Hauptmann und an den D. Semler auch nicht die geringste Spur von Vorwürfen oder Unwillen enthielten.

Meinem Bruder schrieb ich auch, jedoch in einem galligtbittern Ton: er antwortete mir nicht. — Aber Haag, der ehrliche Freund, schrieb mir dafür desto öfterer, und seine Briefe gossen jedesmal belebende Wonne in meine Seele.

Die erste Exercierzeit [a]) ist mir, wie jedem Soldaten, beschwerlich gefallen; allein ich überstand

---

a) Die Exerzierzeit ist die Zeit, wo das vollständige Regiment wöchentlich fünfmal auf dem Felde exercirt wird. Unter Friedrichs II. Regierung dauerte sie gewöhnlich zwei Monate: der jetzige König hat sie abgekürzt.

ste, und die folgenden Exercierzeiten sind mir immer leichter geworden. Es fiel mir oft der Gedanke dabei ein, ob die Verdammten in der Hölle, welche doch nach der erbaulichen Lehre der orthodoxen Buchstaben-Kirche ewig gepeinigt werden sollen, nicht endlich allen Sinn für Quaal und Angst und Noth verlieren, und alle Feuer- und Schwefelpfühle, alle Haken des Satans u. dergl. nicht für Kleinigkeiten halten werden? Die Gewohnheit vermag doch gewaltig viel! —

Im Mai 1784 machte ich meine erste Revüe bei Magdeburg, und sah da den großen König zum erstenmal. Sein Anblick erschütterte mich durch und durch: ich hatte nur Auge und Sinn blos für Ihn! Auf Ihn war ich und alles concentrirt! viele tausend Personalitäten in eine einzige umgeschmolzen! Ein Heer, Eine Handlung! — — Mit seinen Thaten war ich schon bekannt durch Bücher und Erzählungen. Es ist wahrlich etwas Göttliches, einen so großen Mann zu sehen! der Gedanke, daß man zu Ihm mit gehöre, erhebt zum Olymp hinaus. — — — — — — — — — — — — — Aber siehe da den Unterschied zwischen den orientalischen Despoten und unsern Fürsten! In Orient ehrt man die Despotie und nicht den Despoten. Die Person des Regenten kommt da gar nicht in Anschlag: ein Abkömmling des ältesten Königs

ſtamms hat eben nicht mehr Gewalt, als der nies drigſte Sklav, wenn dieſer ſich auf den Thron hins aufſchwingt. So lange der Regent auf dem Throne ſitzt, wird er verehrt oder vielmehr knechtiſch anges betet, ſey er auch der ärgſte Bube. Der verſtorbene Regent aber wird ſogleich verachtet und vergeſſen, wenn er auch noch ſo vortreflich regiert hat: das beweißt das Beiſpiel des Schach Nadir und Soſ limans des Andern.

In Europa iſt das anders. Die fürſtliche Würde giebt hier zwar etwas; aber die Ehrfurcht für den Regenten, ſelbſt ſeine Gewalt muß ſich auf perſönliche Eigenſchaften und Verdienſte gründen. Wer hat je unumſchränkter regiert, als Friedrich der Zweite? Und welcher König war je ohnmächtiger als Ludwig XV gegen das Ende ſeines Lebens? Er hing ſogar von ſeinem Koch und einem Gärtnermädchen ab, und ließ von dieſen ſein Verhalten lenken. Ich mag dieſe Bemerkung nicht weiter ausführen; aber ſie iſt wahr, und darf beim Unterricht der Fürſten-Kinder nicht übergangen werden. Im Orient braucht der Regent keine Tugenden; aber im Occident muß er ſie haben: ſonſt iſt er nicht Regent in der That, ſondern blos nach dem Namen. —

Die Revüe war ein rechtes Feſt für mich. Ich muſte zwar derbe Märſche thun — man geht in drei Märſchen eilf Meilen — allein die Neuheit der

Sache und die Abwechselung der Gegenstände machten, daß ich alle Mühe vergaß, und blos an dem hing, was ich noch nicht gesehen hatte. In Magdeburg besuchten mich meine Freunde, besonders Herr Molweide, von welchem ich schon oben geredet habe. Jeder bedaurte mich, und jeder sprach mir guten Muth ein. Ich hatte aber die Tröstungen nicht nöthig. Man maaß mich nach sich, und — irrte.

Man hat hin und wieder die Gewohnheit zu sagen: „So grob, wie ein Magdeburger!“ Dieses Sprichwort thut den guten Magdeburgern zu viel. Ich habe die Leute öfters gesehen, und bin seit neun Jahren, alle Jahr zur Revüezeit, mit ihnen umgegangen. Es giebt freilich einige Superfeine, auch Grobe und Ungeschliffene zu Magdeburg, wie überall; im Durchschnitt aber sind die Einwohner dieser Stadt nach ächt deutscher Sitte bieder, zuvorkommend und mittheilend, besonders das Frauenzimmer — in allen Ehren, — welchem auch der Ruhm der Schönheit vor andern Städterinnen zukömmt.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Gelehrte Beschäftigung während meines Soldatenstandes. Etwas über Romanenleserei und Lesebibliotheken.

Ich hatte schon vor der Revüe einige Studenten zu unterrichten im Lateinischen und Französischen. Meine ersten Scholaren waren Herr Salpius, aus der Mark, Herr Böhm, jetzt Doktor der Medicin in Berlin, und Herr Gassel aus Westphalen. Nach und nach erhielt ich mehrere. Wenn einige, welche ich zu unterrichten die Ehre gehabt habe, ihre Namen in meinem Buche nicht finden, so können sie versichert seyn, daß dies nicht daher rühre, weil ich sie vergessen hätte, oder es für zu gering hielte, sie zu nennen: ich verehre vielmehr jeden, der zugleich mein Freund war, und das sehr aufrichtig; sondern, weil ich befürchte, manchem Leser lange Weile zu machen, wenn ich da ein großes Namen-Register anführen wollte, wobei ich doch weiter nichts zu sagen hätte, als dem gab ich Stunden im Lateinischen, Italiänischen — Französischen: mit dem las ich den Livius — diesen lehrte ich dies, jenen jenes.

Als ich von der Revüe zurück kam, nahm ich Stadt-Urlaub, das heißt, ich ließ das Traktament

dem Kapitain, that keine Wachen, und konnte daher meine Lehrstunden nach mehr Ordnung und Bequemlichkeit abwarten. Dies nöthigte mich aber, meine Sachen so einzurichten, daß ich von meinem Verdienst bei Studenten leben konnte, welches an einem Orte, wie Halle, wo so ziemlich alles theuer ist, und bei einer blos von Studenten abhängenden Lebensart etwas schwer hält. Ich kann indeß nicht klagen, daß es mir jemals an Scholaren gefehlt habe: meine Stunden waren so ziemlich besetzt; würden es aber nicht gewesen seyn, wenn ich soviel dafür hätte nehmen wollen, als die gewöhnlichen Sprachmeister. Daß ich das nicht that, kann man mir im geringsten nicht verdenken: ich konnte ja meine Lektionen ganz und gar umsonst geben, und folglich auch so wohlfeil, als ich dies für mich und meine Kundschaft für gut fand. Wie es indeß zu gehen pflegt, daß das Handwerk neidet, so ging es auch hier. Der hiesige italiänische Sprachmeister Boselli, setzte meine Lectionen überall herab, blos darum: weil ich mir ja nur zwei Groschen für die Stunde geben ließe! Eben so machten es einige andere dieser Herren: ich ließ sie aber machen, und versah meine Scholaren so gut ich konnte.

Für mich selbst studirte ich nach Semlers Rath in Tertullians Werken, aus welchen ich die dogmati-

schen Stellen auszeichnen sollte. Es ist gewiß sehr seltsam, daß ein Soldat den alten Knaster liest, und noch seltsamer, daß er ihn liest, um die Historie der sogenannten heiligen Lehren und Fratzen dadurch aufzuhellen. Herr Semler hielt, wie jederman weis, sehr viel auf das Lesen der ältern Kirchenväter, und das blos aus dem Grunde, weil man sehr viel zur allmäligen Entstehung der Dogmengeschichte aus ihnen lernen könnte: in jeder andern Rücksicht hielt er sie größtentheils für arme Sünder, die weder gelehrt gewesen wären, noch hell und richtig gedacht hätten. Tertullianus war für mich wirklich schwer, und an mancher Stelle muste ich lange klauben, ehe ich einen Sinn in das höchst verworrene Zeug des schwärmerischen Afrikaners bringen konnte: doch gefiel mir manches an diesem Schriftsteller, besonders seine Freimüthigkeit und sein Haß gegen die Pfaffen. Ich kam aber nicht weit, und durchging blos die Bücher von der Keuschheit, vom Mantel, das gegen den Marcion nebst dem von der Soldaten-Krone. Dogmatische Stellen zog ich viele heraus, die ich nach dem Kompendium des Baumgartens ordnete, und Semlern hernach vorzeigte: er war damit zufrieden, und rieth mir, fortzufahren. Weil es aber eine Holzmacher-Arbeit ist, den Tertullian so zu lesen, mir auch das Ding weiter keinen Nutzen brachte, so gab ich diese Arbeit auf. So etwas war

nicht für einen Menschen, der fürs liebe Brod arbeiten muß: dergleichen Geschäfte müßte man den müßigen Dickwänsten auftragen, welche in der christlichen Kirche sich nach Pauli Ausspruch, vom Evangelio mästen — einem Brum* und Consorten, um dieser Art Leuten das niederträchtige Geschäft eines verrätherischen Spions gegen Männer zu legen, deren Schuhriemen sie nicht werth sind aufzulösen.

Um diese Zeit fing ich auch an, Romane und Komödien zu lesen. Ich hatte zwar schon vorher dergleichen Sächelchen in Händen gehabt, sowohl französische als deutsche: aber niemals war ich erpicht darauf, und ward es erst im Jahr 1784 und blieb es lange Zeit. Der verstorbene Antiquar Ernst, welcher mit guten und schlechten Büchern der angenehmen Leserei mittelmäßig versehn war, und um den ich mich auf mehr als eine Art verdient gemacht hatte, brachte mir, da er fand, daß ich dergleichen Büchleins liebte, faß täglich einige, die ich Anfangs nur so durchblätterte, dann mit Behagen las, und endlich gar verschlang. Dies ging so weit, daß ich zuletzt nicht mehr im Stande war, zwei Stunden nach einander bei einem ernsthaften Buche auszuhalten, ob ich gleich Tage lang in den abgeschmacktesten Romanen lesen konnte, sogar in denen, welche vom Verfasser der Emilie Sommer und Consorten fabricirt waren.

Für mich konnte das noch so hingehen, wie wol auch ich meine Zeit hätte besser anwenden können und sollen: wenn aber junge Studierende nichts lesen, als Skarteken dieser Art, so ist es beinahe unverzeihlich. In Giessen war dieses Unwesen zu meiner Zeit noch nicht Mode; denn da hatte es dem Herrn Buchhändler Krieger a) noch nicht beliebt, sein Roma-

---

a) Als ich 1787 mit einem Studenten bei diesem Buchhändler, welcher zugleich Speisewirth und Pferdeverleiher ist, in Gießen zu Mittage aß, hatte ich Gelegenheit, die Lesebibliothek der Herren Gießer zu beschauen. Sie bestand aus lauter Schofelzeug, welches im Laden liegen geblieben und eingebunken worden war, um wenigstens das Lagergeld heraus zu bringen. Gangbare und gute Artikel waren nicht darunter: wer so was lesen wollte, hieß es, möchte sichs selbst kaufen. Herr Krieger führt keinen gedruckten Katalog von seiner Bibliothek; vielleicht weil er sich schämt, solch fatales Zeug zum Lesen aufzustellen — wie die Skartekenkrämer, Wolf und Schneider, in Halle. Gut wäre es immer, wenn auch diesen beiden ein wenig auf die Finger gesehn würde. Es ist doch ärgerlich, Sächelchen zum Lesen heimlich herum zu tragen, die durchaus die unerfahrne Jugend zu Ausschweifungen verleiten müssen. Ich mag die Schriften nicht nennen, die von ihnen zum Lesen verborgt werden, und worin alle Arten von Wollust, sogar die Bestialität, in Kupfern abgebildet sind. Ein schlechter Mensch kann noch zuweilen, da er sich nicht immer gleich bleibt, einen guten Rath ertheilen, auch selbst oft gut handeln; aber ein Buch von der angeführten Art! — Wenn physische Giftmischer bestraft werden: warum auch nicht

nemmakulatur einbinden und zirkuliren zu lassen; und der Giesser Bursche kauft selten ein anderes Buch, als was er im Kollegium braucht: und so war die so genannte schöne Lektüre, oder das Romanen- und Komödienlesen zu der Zeit in Giessen ganz fremde [b]).

---

solche moralische? Wenigstens sollte man keine Bücher zum Lesen verleihen dürfen, worüber kein gedrucktes Verzeichniß vorläge. Wer kann sonst die heimlichen Bücherverleiher kontrolliren, zurechtweisen, oder sie, deren viele selbst eben so wenig Geschmack als Litteratur haben, hindern, das zum Sittenverderb anzuschaffen und herum zu leihen, was ihnen von verdorbenen und lüsternen jungen Wüstlingen empfohlen wird? Und nun die übertriebene Prellerei für ein solches Buch auf einige Tage! Das Buch zuweilen auf einen Tag drei Groschen? — Aber lucri bonus odor quilibet ex re, ist bei gewissen Leuten das, was Gefühl und Achtung für gute Sitten und brauchbare Kenntnisse bei andern [illegible] — Judex ex ungue leonem! —

b) In der 88sten N. des Intelligenzblattes der A. L. Z. für dieses Jahr, wird Col. 722. von Ulm aus gemeldet: „Wir haben hier auch eine Lesegesellschaft, die aus sehr vielen Mitgliedern besteht, und übrigens sehr gut angelegt ist; aber das Auffallende an sich hat, daß keinem der hiesigen Studierenden der Zutritt verstattet ist. Es mag seyn, daß diese noch nicht den höchstmöglichen Grad der Cultur erreicht haben; doch scheint mir aber eine solche Herabwürdigung alles Emporstreben zu unterdrücken" — Ein sonderbarer Bericht über eine noch sonderbarere Einrichtung! Wer erreicht denn wohl, so lange noch Odem in ihm ist, den höchstmöglichen Grad der Cultur? Und wozu Emporstreben für

Mit Zotologie hat man sich da beschäftiget, und zotologische Gedichte waren die Modelektüre, bis endlich die Studenten-Komödie und mit ihr das Lesen der Komödien seinen rechten Anfang nahm. In Göttingen waren zu meiner Zeit zwar einige Antiquarien, die Romane u. dergl. zum Verleihen hatten. — Aber in Leipzig und Halle sind jetzt mehrere Büchereien, die einen reichen Vorrath für den Romanenleser enthalten. Man kann da Tag und Nacht lesen, und liest doch kaum den meßlichen Zuwachs dieser Stützen schwacher, weibischer Seelen durch. Da hab ich denn sehr viele gekannt, und kenne noch viele, die wöchentlich drei, vier und mehrere Bände Romane und Komödien durchlesen. Wie viel bei solcher unsinnig ämsiger Lektüre für andre Berufsarbeiten Zeit übrig bleibe, läßt sich denken, und wie sehr dadurch der Geschmack verdorben werde, lehrt die leidige Erfahrung. Ein fleißiger Romanleser scheut ernsthaftes wissenschaftliches Lesen eben so sehr, als einer, der saure Gurken gegessen, und sich die Zähne

---

den, der ihn erreicht hat? Der Kranke bedarf des Arztes, so wie der hungrige der Speisen. Vielleicht ist aber die Ulmer Lesebibliothek blos ein Zerstreuungsmittel wider die Langeweile: und die soll ein Studierender freilich nicht haben, ob er gleich auch einer von denen ist, die die Veränderung lieben. Est modus in rebus! —

abgestumpft hat, feste Speisen scheut. Solche Leser sind und bleiben unwissende Stümper, und dann, wenn sie die Akademie verlassen, sehen sie ein, daß sie nichts gelernt haben. Erst vorige Woche ging ein gewisser P... von hier ab, der den ganzen Romanenkram beim Buchdruckergesellen Wolf und dem Soldaten Schneider durchstudiert hatte; nun aber, da er fort sollte, nicht einmal ein Thema aus einem sehr leichten Text finden konnte, der ihm vom Konsistorium aufgegeben war. Herrliche Zubereitung auf Brod und künftige Gemeinnützigkeit!

Ich misbillige keinesweges die Lesebibliotheken c): ich weiß, daß sie das beste Mittel sind, gute

---

c) Wenn Luther nicht gekommen wäre — sagte man zu seiner Zeit — so würden die Päpste uns heu zu fressen verordnet haben. Die politischen Päpste würden heut zu Tage vielleicht das nämliche thun, wenn wir keine Lesebibliotheken hätten. „Aber wir sind nicht geboren, sagte Julius von Tarent, um neben einander zu grasen; und der Mensch kann sich mit einem süßern Gedanken schlafen legen, als daß er satt ist. „Wer dies näher erwägen will, der lese die Abhandlung: — „Ueber das angemessenste und sicherste Mittel, den theologischen oder religiösen Despotismus aus der Welt zu schaffen" — und man wird meiner Meinung seyn. Man findet sie im XII. Heft des neuen deutschen Zuschauers von S. 225 — 261. Diese Abhandlung soll den D. Bahrdt veranlaßt haben, seine Würdigung der natürlichen Religion zu schreiben. Auch hat er sie wichtig genug

Kenntniſſe und deren Anwendung durch wohlfeilen Umlauf gemeiner zu machen; aber wer in einer ſolchen Bibliothek nichts ſucht oder aufſtellt, als Romane, verfehlt dieſen Zweck ſehr: ja, Bibliotheken, die weiter nichts enthalten, als Romane, ſind von keinem Nutzen, ſind ſogar offenbar ſchädlich. Sie verwöhnen die Seele zu einem unverhältnißmäßigen Gebrauch ihrer Kräfte, ſie bringen ihr einen entſcheidenden Hang bei, ſich mehr mit Vorſtellungen von beſtimmter als unbeſtimmter Art abzugeben, und erhöhen dadurch die Empfindungs- und Einbildungskraft auf Koſten der Denkkraft oft ungeheuer. Da überdies die Gegenſtände, oder die Bearbeitung der meiſten Romane über das Gebiet der wirklichen Welt hinausſchwärmen, ſo flößen ſie jungen Köpfen idealiſche Maaßſtäbe ein, die, gegen die wirkliche Welt gehalten, nie und nirgend paſſen, und bilden

---

gefunden, ſie in ſeine Schrift über die Rechte und Obliegenheiten der Regenten und Unterthanen — von S. 273 — 299 aufzunehmen. Man ſchreibt ſie dem Herrn Hiſpink zu. Merkwürdig und hiſtoriſch wahr iſt — beiläufig zu ſagen — der Gedanke darin: „Daß gerade die ſchwächſten Regenten die Religion und die Prieſter am meiſten als eine Stütze ihrer Regierung gebraucht haben; und daß eine Nation um deſto unreifer, kurzſichtiger, unmoraliſcher und ärmer ſey, jemehr Kirchenreligion und Prieſter-Anſehn man bei ihr antrift: und umgekehrt.“ (Zuſchauer — S. 229.)

ſie ſo zu Myſanthropen, denen überall nichts recht iſt [d]). Im geſchäftigen Leben, wo ernſthaftes und angeſtrengtes Ueberlegen erfordert wird, kann man aber dieſe Leutchen nicht brauchen, und am Ende werden ſie politiſche oder geiſtliche Hieremiaſſe oder Jonaſſe, die weit eher im Stande wären, allgemeine Unzufriedenheit anzuzetteln und dadurch nach und nach zum Aufruhr zu verleiten, als die freimüthigſten Schriften, die irgend ein Philoſoph zum Zuchtſpiegel für Regenten und Unterthanen aufſtellt. Iſt aber hieran unſere heutige Lehrmethode nicht hauptſächlich Schuld? Kann das übertriebene Baſedos wiſiren zum geſetzten männlichen Denken vorbereiten? Wird nicht überall mehr getändelt und geſpielt, als allmälig zum ausdauernden Fleiß bei Gegenſtänden des Denkens und Handelns angeführt? Wird nicht mehr auf äſthetiſches Scheinen als auf philoſophiſches Seyn gearbeitet [e])? — Aber wir

---

d) Und darum werdens unſer Herr Feldprediger, Lafontaine, verzeihen, wenn ich ſeiner Meynung nicht bin, daß nämlich Romane mehr bilden helfen, als die Geſchichte. Seine Gedanken darüber ſtehen im 1ſten St. des II. B. der Zeitſchrift für Gattinnen, Mütter und Töchter — 1792.

e) Man leſe hierzu die Bemerkungen über die Fehler unſerer modernen Erziehung, von einer praktiſchen Erzieherin. Herausgegeben vom Verfaſſer des Siegfrieds von Lindenberg. Leipzig bei

leben in den Zeiten der Spiele und der Täuschung! Könige spielen, Minister spielen, Soldaten spielen, Universitäten spielen, Consistorialräthe spielen, und nur der geplagte Bürger und Bauer arbeitet oft bis aufs Blut, und rechnet auf Belohnung im Himmel! —

Wer da glaubt, daß ich das Wesen und die Folgen des Romanlesens zu hoch berechne, den wird schon der bloße Anblick einer Lesebibliothek, und etwas Umgang mit Romanenlesern belehren können. Wenigstens stehen in der akademischen Lesebibliothek zu Halle die wissenschaftlichen Werke, wie alle Werke von mehreren Bänden, sobald sie nicht Romane sind, noch beinahe wie ganz neu da, und die lieben Romane sind beschmutzt und beschädiget. Ich be-

---

Schneider, 1791. — Unter andern Fehlern unserer neumodischen Erziehung wird auch hier oberflächliche Vielwisserei, Dünkel und verfrühte Reife angegeben: und diese Fehler sollen sich immer um so viel deutlicher zeigen, jemehr man bei Behandlung der Zöglinge von den neuern Kinderschriften und Erziehungsmethoden Gebrauch macht. Wer kann das leugnen? Es fällt doch gar sehr auf, daß die allermeisten und beliebtesten neuen Kinderschriften mehr Nahrung für Sinne und Einbildungskraft, als für Verstand und Gedächtniß liefern. — Kurz, man lese diese merkwürdige Schrift selbst, und merke wohl, daß auch diese Verfasserin sagt: „Unsere Pädagogen versündigen sich, indem sie Kindern alles versinnlichen wollen.“

daure den Herrn Bispink, als den Inhaber dieſer Anſtalt, daß er ſein ſaures Verdienſt für eine Grille hingiebt, die weder ihm noch Andern frommet. Er fährt nämlich eigenſinnig fort, die beßten Werke von Meſſe zu Meſſe anzuſchaffen, die in Geſchichte, Statiſtik, Länder- und Völkerkunde, Philoſophie, Theologie u. dgl. einſchlagen: und wer lieſet ſie! Er hat nicht einmal in Halle ſo viel Liebhaber der ernſthaften Lectüre finden können, um ein Journaliſtikum aus den beſten Engliſchen, Franzöſiſchen und Italiäniſchen Zeitſchriften gegen die billigſten Bedingungen zu Stande zu bringen. Wenn es aber auf der berühmten halliſchen Univerſität ſo iſt, wie mag es an kleinern und minderberühmten Oertern ſeyn! Wie geſagt, wir leben in den Tagen der Spiele und der Täuſchung f).

So denke ich jetzt; 1784 dachte ich anders: und daher kam es denn, daß ich das Romanleſen ſo lange fortſetzte, als meine Freundſchaft mit dem An-

f) Sonderbar, daß wenigſtens in Halle, laut des Hauptbuches in der akademiſchen Leſebibliothek, Studenten aus minder cultivirten Gegenden die ſolideſten Leſer im Durchſchnitt ſind, und die unſolideſten — die aus cultivirtern. Bücher von der Art könnten vortrefliche Dienſte thun, um Data zu Thermometern der Köpfe zu ſammeln, für Gegenden, wo Nepotismus und andere kleine Nebendinge die Poſten nicht vertheilen.

tiquar Ernſt währte. Dieſe hörte aber auf, als ich einigen Philiſtern beiſtand, welche von der Donna Ernſtin eben nicht vortheilhaft ſprachen. So ſehr nun Ernſt geduldiger Ehemann war, ſo wollte er doch nicht leiden, daß die Philiſter und Soldaten die Stichelsdörfer und Reideburger Geſchichtchen, die ſeine Frau betrafen, auf dem Rathskeller durchgehen ſollten: er wurde, da das Geſpräch trotz ſeines Widerſpruchs und Bittens nicht aufhören wollte, im Ernſt böſe, und unſer Umgang hatte auf lange Zeit ein Ende, und damit auch mein Romanleſen.

Ich legte mich um dieſe Zeit auch ſtärker, als ſonſt, auf die italiäniſche Sprache. Es kam damals, als ich ohngefähr ein halbes Jahr beim Regiment war, ein gewiſſer Italiäner hieher, Namens Bartolini, der ſich für adelich ausgab, und mit dem berühmten Pilati verwant ſeyn wollte. Der Menſch hatte ſich im Reiche anwerben laſſen, und kam ſo zum halliſchen Regiment. — Er iſt ſchon vor zwei Jahren wieder weggelaufen. — Er hatte in ſeiner Jugend bei den Jeſuiten ſtudirt, und ächte Jeſuitiſche Grundſätze eingeſogen, auch ächtes Jeſuitiſches Latein. Sonſt war er ein ganz guter Menſch, und mir beſonders zugethan. Da er ſahe, daß ich ſeine Mutterſprache liebte, ſo gab er ſich Mühe, mich in derſelben weiter zu bringen, und ſprach, wenn wir beiſammen waren, beſtändig italiäniſch mit mir.

Seine Schicksale hat er mir oft erzählt, wie er den Venedigern, Franzosen und Spaniern gedient habe, wie er als Schnürrant durch ganz Italien, die Schweitz und Deutschland gereiset sey, in Heidelberg, Gießen und Göttingen Kollegia gehört habe, u. s. w. Er war ein wahrer Aventurier, dessen Umgang allemal unterhaltend war, ob er gleich selbst jene Wissenschaften bei weitem nicht besaß, die er zu besitzen vorgab. Er war kein Badiggi, aber doch zehnmal ehrlicher als Badiggi.

Bartelini gab hier in seiner Sprache Unterricht, und ernährte sich ganz ordentlich. Unser gemeinschaftliche Brodt-Erwerb verband uns noch genauer, besonders da wir niemals in Kollision kamen, indem er ganz andre Lectionen gab, als ich. Allein für mich hatte Bartelinis Umgang eben nicht die besten Folgen. Freund Barto[illegible] war stark an die geistigen Getränke gewöhnt, und trank den Brantewein wie Wasser. Ich habe ihn mehrmals bei Schäfern auf dem Schlamm drei bis vier Nösel oder zwei Kannen binnen sechs Stunden sausen gesehen, ohne daß er stark wäre besoffen worden. Wollte ich also seinen Umgang recht geniessen, so mußte ich die Schnappskneipen auch besuchen, die er besuchte, muste mich oft halbe Tage lang bei Schäfern oder Tannenberg hinsetzen, und beim kleinen Glas philosophiren. — Ein gewisser Stanke, welcher eben-

falls post varios casus, unter die Soldaten gekommen war, und sich von Gelegenheits-Dichterei und Collegien-Repetiren mit Juristen nährte, schloß sich auch an uns an: weil er aber durch sein übertriebenes Saufen sich sogar zum Kinderspott machte, und den Philistern in den Kneipen jeden Tag reichlichen Stoff zum Räsonniren gab, so entfernten wir ihn von unsern Gelagen. Er durfte ohnehin nicht oft in eine Kneipe kommen, weil er immer schuldig blieb, und keinen Credit mehr hatte.

Der Umgang mit Bartolini zog mir einmal einen verdrüßlichen Handel auf den Hals. Er hatte mit einem Erzsaufer, Schulz, Bekanntschaft gemacht, und sich in dessen funfzehnjährige Tochter vergaffet. Ich muste ihn bei diesem mehrmals aufsuchen, und mein guter Kerl schrieb mein wiederholtes Dahinkommen meiner Neigung zu Lottchen zu — so hieß die Schöne. Er ward also eifersüchtig, und zeigte mir seinen ganzen italiänischen Karakter. Ich merkte das bald, sprach mit dem Verliebten deutsch, und bewies ihm, daß mir Jungfer Lottchen — die sich auch gern Mamsell schelten ließ, weil Bartolini ihr ein Bissel französisch beigebracht hatte — ganz gleichgültig seyn müßte. Da besänftigte er sich, und wir machten nun gemeinschaftliche Sache gegen einen gewissen Feldscheerer Bachmann, welcher sich um Lottchen gewaltige Mühe gab. Dieser Firlefanz war

mir zuwider, weil er einen unausstehlichen Hochmuth besaß, wie mancher Buchdruckerherr, und dabei doch ein elender Stümper in seiner Kunst war, wie dieser in der Orthographie und den ersten Elementen der Litteratur. Er hatte einmal einem Soldaten ein Brechpulver wider die Apoplexie gegeben *). Als nun einst Meister Dachmann bei Schulzen war, und wir unser Konvivium, wie man sagt, auch daselbst hatten, kam Lottchen, und brachte Birnen, davon sie mir und Bartolini mittheilte. Das verdroß den guten Freund, und er ließ sich sogar in groben Anmerkungen darüber aus. Ich nahm mich hierauf der Sache an, und sprach da viel von dummen Kerlen, die, weil sie Feldscheerer hießen, nun auch große Helden seyn wollte. — Meister Dachmann nahm

*) Es ist hier der Ort nicht, von der Kur Art zu reden, womit man die kranken Soldaten behandelt. Ich weis wohl, daß es geschikte Leute unter den Feldscheerern, oder wie sie jezt heißen sollen, Chirurgen giebt: allein der meiste Haufen besteht — ich muß es nur sagen — aus armen Sündern, welche nicht einmal das A. B. C. der Chirurgie, geschweige denn der Medicin verstehen. Dieses bekennt sogar der Generalchirurgus, Herr Theden. — Und solchen Stümpern überläßt man alle, auch die gefährlichsten Krankheiten, wenigstens im Anfang; und nur dann erst, wenn die Krankheit selbst in den Augen des unwissenden Feldscheerers gefährlich scheint, nimmt sich der Oberchirurgus des Patienten an.

meine Apostrophe sehr übel, und schimpfte: ich schimpfte auch; endlich kam es zum Katzbalgen, wo denn freilich Meister Dachmann verlohr, und tüchtig abgedroschen wurde. Nun fanden wir für gut, uns zu entfernen, damit der Lärmen nicht Andere herbeizöge und die Wache uns nicht überraschen möchte. Wir setzten uns zu Schäfers, und blieben da bis auf den Abend. Allein obgleich Meister Dachmann seiner eignen Beschimpfung wegen still schwieg, so war die Sache doch durch die Weibsleute und den alten Saufaus Schulz ruchtbar geworden und dem Obristen zu Ohren gekommen. Dieser gab den andern Tag unsern Hauptleuten davon Nachricht, und wir spazierten alle drei, den Feldscheerer nicht ausgenommen, in — Arrest. Von dieser Zeit an wurde uns Schulzens Haus verboten, worüber ich aber nicht böse ward, weil ich einsah, daß dieses Haus denen, die es besuchten, zum größten Nachtheil gereichte.

Im Sommer 1784 war auch ein großer Krieg zwischen den Studenten und dem Prorektor (noch immer wegen der Folgen des Komödiebesuchens) wobei gar viele Fenster, besonders die des Antiquarius Specht [k]) eingeschmissen, und einige Häscher derb

---

k) Specht war beinahe für die Hallischen Studenten das, was Eulerkapper für die Giesser Burschen war.

ausgeprügelt wurden. Der Ausgang war, daß man einige verwies, viele um Geld bestrafte, und andere ins Carcer setzte. Dieser Spektakel hatte eine Untersuchungs-Commission von Berlin nach Halle gezogen, die vorzüglich Semlern gar nicht genügte. Semler zeigte hier neuerdings sein Vaterherz gegen die Studenten. — —

Unter dem verstorbenen König muste sich die Magdeburgische Brigade jährlich im Oktober in Magdeburg versammeln, und da manövriren. Der König wohnte diesem Manöver nicht bei, sondern der Guverneur zu Magdeburg, der General Saldern mußte die Regimenter drei Tage nach einander exerciren lassen. Daß dergleichen Marsch im Herbste nicht allein sehr beschwerlich, sondern auch für den armen Soldaten, der dabei alle gespahrte Habe zusetzte, ein rechter Ruin war, ist gewiß. Ich habe drei solche Manöver in Magdeburg mitgemacht, und allemal ist meine Kleidung von dem üblen Wetter verdorben, und meine kleine Kasse rein ausgeleert

---

Bei jeder Gelegenheit, bei jedem Kommers und Auflauf wurde Specht perirt, und mit einer Fensterkanonade begrüßet. Sonst war er eben so possierlich, als Eulerkapper. Er ist jetzt todt, und mit ihm ist der letzte Gegenstand des Perirens in Halle verschwunden.

worden. Die Revüe im Frühling ist nicht so beschwerlich. Der jetzige König hat aber unter andern für uns Soldaten vortheilhaften Anordnungen auch die getroffen, daß das Hallische Regiment seine Herbstübungen jetzt bei Halle macht, und nicht mehr nach Magdeburg zu marschiren braucht. Man will auch sagen, daß in Zukunft die Revüe nur alle drei Jahre gehalten werden solle. Das wäre eine herrliche Anstalt, und ein wahrer Vortheil für den armen Soldaten. Man könnte zwar einwenden: eine beständige Uebung sey eigentlich die Seele des Soldatenstandes. Allein wenn nur die Officiere, Unterofficiere und etwan die Hälfte der Soldaten den Dienst pünktlich verstehen, so hat es für das Ganze keine Noth. Doch hier ist der Ort nicht, hierüber zu räsonniren.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Meines Vaters Bemühungen, mich vom Soldatenstande zu befreien. Caution zu Urlaub. Folgen davon. Heirathe-Project.

Mein Vater schrieb mir fleißig, wenigstens hatte ich alle zwei Monate einen recht langen Brief von ihm, worin er sogar über Dinge schrieb, welche in die Gelehrsamkeit einschlugen: von meinem tückischen Bruder konnte ich aber keine Zeile herauszwingen, so sehr ich ihn auch darum bath. Ich hatte ihn einmal seiner Meinung nach beleidigt, und das vergab er mir auf sich levitisch nicht mehr. Mein guter Vater bemühte sich auch recht ernstlich, mich vom Soldaten-Stande loszumachen: er schrieb an den General Leipziger, sogar an den Herzog von Braunschweig; aber alles war umsonst: ich selbst wünschte es nicht einmal im Ernst. Meines Vaters wegen wäre ich freilich gern los gewesen; aber wenn ich nun überlegte, was alsdann aus mir werden würde, so fiel mir aller Muth, und ich dachte mir weiter nichts, als Soldat zu bleiben. Ich war nicht verliebt in mich selbst: ich kannte meine Fehler, fühlte, daß ich zu schwach war, meine tief eingewur-

zelten Unarten abzulegen. Daher sah ich auch recht wohl ein, daß ich mich zu andern Geschäften und zu einer andern Lebensart nicht gut schicken würde. Erinnerte ich mich ferner an meine Feinde, und an die Ohnmacht und den Leichtsinn meiner Gönner, so verlohr ich vollends alles Vertrauen, und das „du mußt Soldat bleiben" blieb mir allein zurück. Weil ich überdies, seit dem ich diesen Stand erwischt, — ja, erwischt — hatte, mich niemals ganz unglücklich fühlte, vielmehr manchen frohen Augenblick genossen hatte, so war mir die Vorstellung einer ewigen Soldatenschaft gar nicht bitter, vielweniger unerträglich. Du aber, junger Wüstling, merke dir das Sprüchwort wohl: Wer nicht hören will, der muß fühlen — oder wie man anderwärts sagt — dem Kalbfell folgen, das ist — der Trommel. —

Der redliche Hr. Baron von F***, welchen ich schon als meinen besten Freund beschrieben habe, schrieb mir auch, und hielt mir in sehr derben Ausdrücken meinen Schritt, und besonders das vor, daß ich ihn dabei vergessen hätte. Sein ganzer Brief war in einem Ton geschrieben, dessen sich ein aufrichtiger aber zum Zorn gereizter Freund bedienen muß. Er warf mir vor, daß ich so ein Esel gewesen wäre, und an meinem Glück verzweifelt hätte, da doch er mir noch übrig gewesen wäre! Wenn auch Alles zu Grund ginge, so wollte er sich meiner allein doch

noch annehmen, und dann müßte der Teufel selbst kommen, wenn mir Schaden geschehen sollte u. s. w. Ich freute mich über des Barens guten Willen, und danke ihm noch heute dafür, aber ich konnte und mochte von seinen Anerbietungen keinen Gebrauch machen. Ich habe ihm nicht einmal geantwortet, welches freilich manchem Leser undankbar scheinen kann. Meine damalige Lage ließ es aber nicht anders zu. Und bei so bewandten Sachen ists am besten, man schweigt.

So schwieg ich auch auf einen Brief, den mir meines Vaters Bruder aus Bauzen schrieb. Er war auf einer Reise nach Halle gekommen, und wollte mich besuchen. Mein Wirth, Müller, lief aller Orten herum, mich aufzufinden: er fand mich; als er mir aber sagte, mein Onkel wäre da, mich zu sprechen, so ging ich nicht nach Hause, bis er fort war. Das mußte ich schon thun: wie sollte ich mich unter den Augen eines so nahen Anverwandten haben stellen können, welcher mich in meiner Kindheit gekannt hatte, und um alle Hofnungen wuste, welche mein Vater auf mich gesetzt hatte? Er schrieb mir darauf von Bauzen aus; allein diese Briefe — es kamen deren mehrere — hab ich alle unbeantwortet gelassen. Erst noch im letzt vergangenen Winter hat er mir aus Schlesien geschrieben, wo er zu Michelwitz bei Oels Verwalter für den Herzog von Würtemberg

ist; allein das Gesetz, das ich mir gemacht habe, keinem Anverwandten, selbst meiner Mutter nicht zu schreiben, ließ mich seinen Brief, der sonst nicht uninteressante Nachrichten für mich enthielt, gleichgültig hinlegen. Seit meines Vaters Tod hab ich alle Liebe und alle Achtung für Verwandte und Blutsfreunde verlohren: da mein Bruder selbst ein Schuft an mir geworden ist, was kann ich mir von andern noch versprechen? Und was hälfe mein Schreiben am Ende? Es würde uns alle durch Zurückerinnerung kränken; und — meine Lage bliebe dieselbe. —

Da mein Vater sahe, daß ich den Abschied nicht erhalten würde, so entschloß er sich, Kauzion für mich zu stellen, damit ich ihn noch einmal besuchen könnte. Freilich war seine Absicht dabei, mich bei sich zu behalten, den Preussen die 150 Rthlr. zu Anwerbung eines Andern an meiner Stelle zu lassen, und so den Abschied selbst zu nehmen. Er eröffnete mir sein Vorhaben in einem Briefe, fügte aber hinzu, daß ich es mir ja nicht sollte in den Sinn kommen lassen, ihn auf eine andere Art zu besuchen: in Desertion könne und wolle er aus gar vielen Gründen nicht einwilligen, und er würde es mir sehr übel nehmen, wenn ich so was auch glücklich ausführte. Unsre Briefe waren in einer Sprache geschrieben, die nur mir, meinem Vater und Bruder bekannt war: wir hatten sie zusammen erfunden, und oft

darin gesprochen und geschrieben. Unten findet sich eine Probe für die Herren, die alle kryptische Schriften lesen und verstehen können [i]). Allein diese Vorsicht war nicht nöthig: Herr von Müffling forderte mir nie die Briefe ab, welche ich bekam, und las auch die nicht, die ich fortschickte. Ich muß ihm nachrühmen, daß Mistrauen seine Sache nicht war, so wie es überhaupt den Karakter des redlichen Mannes entehrt, und seiner Klugheit auch eben keine Ehrensäule setzt. Die schlechtesten Menschen sind gewöhnlich die mistrauischten. Und da Herr von Müffling das gegen mich nicht war, so wäre es mir unmöglich gewesen, sein Zutrauen zu mir auf eine schurkhafte Art zu misbrauchen.

Im Sommer 1786 trieb mein Vater das Geschäfte mit dem Urlaub weit ämsiger, als die ganze Zeit her. Er wollte mich durchaus noch einmal sehen, und so ließ ich mirs denn gefallen, ihn mit Urlaub zu besuchen. Mein Vater hatte allemal mehr Betriebsamkeit für dieses Geschäft, als ich selbst, so sehr es mich auch zunächst anging. Der Kapitain

---

i) Fa, fis fa, foti Schrost mitip wolst, dist Eip Itim Montip lirl, and mil noch on ersch. Wer sich üben will, bringt es in einigen Wochen in dieser Sprache, die nicht blos Steganographie ist, zu einer großen Fertigkeit.

bestimmte 150 Rthlr. zur Kaution, wofür der hiesige Herr Leveaux nur gut sagen sollte, wie hernach auch geschehen ist. Mein Vater war das zufrieden, und so wurde Anstalt gemacht, daß ich auf Jakobstag abreisen sollte; aber auf einmal machten mir die Herren Philister einen Queerstrich.

Ich hatte, wie man schon weis, als ich Soldat ward, noch eine artige Summe Schulden zu bezahlen. Als Soldaten liessen mich die klügern meiner Gläubiger freilich gehen, und musten mich schon in Ruhe lassen, weil ich von keinem Gericht konnte zur Zahlung gezwungen werden, und — nichts hatte. Der Schneider Thieme nur und der Buchbinder Münnich beliefen den Kapitain einigemal, und forderten, daß er mich zum zahlen anhalten sollte. Dieser endlich, des Laufens überdrüssig, schmiß sie zur Treppe hinunter: und ihr Rennen hatte ein Ende. Freilich attakirten mich die Kerls oft auf der Straße; allein da ich anfing, ihnen grob zu begegnen — es war ja doch ein toller Gedanke, bei einem Menschen Zahlung zu fodern, der gar nichts hat! — so liessen sie mich alle in Ruhe. Der einzige Schuster Sauer ließ sich durch die allerärgsten Grobheiten und angebotenen Nasenstüber nicht abhalten, mich beinahe täglich anzuzapfen und nach Noten zu Manichäern. Aber ich habe mich für seine Impertinenz auch an ihm gerächt: denn als alle meine Gläubiger bezahlt

wurden, bekam meister Sauer nichts, blos deswegen, weil er zu unbescheiden und zu grob gewesen war. Als er hernach seine Flegeleien fortsetzte, ja gar einige derbe Redensarten einfliessen ließ, machte ich meine Drohungen einmal reel, und da hörte er denn ganz und gar auf, mich zu quälen. Wird er so fortfahren, so soll ihm sein Thaler 16 gr. binnen hier und Weinachten richtig bezahlt werden, wenn ich nämlich bis dahin wieder aus dem Felde zurück bin.

Meine Herren Manichäer also, da sie vernahmen, daß ich abreisen würde, begaben sich in corpore zu einem gewissen Herrn, der in der Grossingischen Geschichte eben in keinem vortheilhaften Lichte erschienen ist, und baten ihn um Rath, wie sie es machen müsten, daß ich ihnen nicht entschlüpfte. Dieser Herr rieth ihnen, eine Schrift — die Sache konnte ja mündlich abgethan werden, da bei dem Militär die schriftlichen Verhandlungen nicht Mode sind; allein, so würde der gute Herr seinen Dukaten nicht verdient haben; und um dergleichen soll es ihm, wie ich höre, eben so sehr, und wohl noch mehr zu thun seyn, als um die liebe Gerechtigkeit: videatur der Grossingische Proceß! — also rieth ihnen dieser Herr, eine Schrift durch ihn an den General Leipziger ergehen zu lassen; und das geschah. In dieser Schrift war aber nicht wenig ge-

legen *): er hatte darin gesagt, ich besäße zu Hause über 6000 Thaler Vermögen, würde auch nie zurück kommen, indem man von sicherer Hand wüßte, daß ich eine Stelle bekommen sollte, und was der Possen mehr waren. Endlich wurde der General ersucht, mich nicht eher zu beurlauben, bis ich meine Schulden bezahlt hätte.

Der General war ein guter Mann, der viel Gefühl für Recht und Billigkeit hatte †). Er ließ

---

*) Um meine Leser zu überzeugen, daß, wenn ich diesem theuren Mann Lügen vorwerfe, ich Beleae dazu habe, will ich kurz sagen, daß der genannte Herr von dem berüchtigten Schuft, Meister Adolph Grossinger sich hat mit Geld bestechen lassen, schriftlich zu bezeugen: 1) daß der Rosenorden, von welchem Meister Grossinger gewaltig viel Rotemontaden machte, wirklich existire. 2) daß er aus den angesehensten Damen Deutschlands bestehe, 3) daß eine deutsche Prinzessin Großmeisterin desselben sey, daß endlich 4) die Frau von Rosenwald keine erdichtete Person sey, sondern eine wirkliche Dame, die er nach ihrem eigentlichen Namen und Karakter persönlich kenne. — Dieses schöne Zeugniß steht gedruckt in Grossings Damenjournal für den Mai 1785. Grossings Bedienter, Namens Zeising, erzählte die Bestecherei öffentlich. Die Herren Sommer und Wagner wissen auch davon. Heu prisca fides! wenn man obrigkeitlichen Personen auf Namen und Eicael nicht mehr trauen darf! —

†) Er war 1784 auf den Fürsten von Anhalt gefolgt.

also den Hauptmann Müffling wissen, daß ich erst zahlen müste, ehe ich zu Hause reisen könnte. Dieser war sehr darüber aufgebracht, und das mit Recht: denn nach den Kriegsgesetzen ging meine Schuld den General gar nichts an: doch ließ er mich kommen, und sagte mir, daß ich mich selbst beim General stellen und meine Sache ausfechten müßte: er hoffe, die Philister würden abgewiesen werden. Allein als ich einwendete, daß es doch Recht wäre, daß ich meine Schulden bezahlte, und ihn um die Güte ersuchte, meinem Vater vorzustellen, daß ohne Zahlung meiner Schulden, von 130 Thaler, kein Urlaub zu haben sey, so lobte er dies, schrieb gleich hin, und in Zeit von drei Wochen antwortete mein Vater: daß er seine Pflicht kenne, und jemanden schicken würde, der in allen Stücken thun sollte, was man von einem ehrlichen Manne fodern könnte. An diesen Aeusserungen erkannte ich meinen Vater.

Ehe ich weiter gehe, muß ich einiges nachholen — eine Heurathsgeschichte. Ich war des Quartierliegens bei Andern im Frühling 1786 überdrüßig geworden, und entschloß kurz und gut, wie viele meiner Mitbrüder, zu heurathen, und für mich zu leben. Ich entdeckte mein Vorhaben einem Officier, auf den ich viel Vertrauen setzte, und dieser billigte es, nur meynte er, ich müste mich in Acht nehmen, daß ich kein Beest mir anschafte, und ein geschlagener

Mensch würde mein Lebelang. Ich dachte also mit Ernst, mir so was anzuschnallen, und siehe da, ich traf dergleichen auf dem kühlen Brunnen. Hier wohnte zu der Zeit eine gewisse Frau Pabstin, die Bier schenkte, und bei der ich eben darum zuweilen einsprach. Sie hatte einige Töchter, welche nicht schlimm aussahen, und deren eine mir in die Augen stach. Ich sprach mit dem Mädchen: das Mädchen war mir nicht abgeneigt; ich sprach mit der Alten, und unser Handel ward richtig. Man hieß mich da schon ganz gewöhnlich — Herr Tochtermann: und das gefiel mir. Nun fehlte noch der Trauschein, auf den ich aber ohne alle Besorgniß rechnete. Ich ging zum Herrn von Müffling, und trug meine Angelegenheit vor. Er erschrack, und sah mich häßlich an: „Ist er ein Narre, Laukhard! sprach er, oder ist er gescheid? — Wie kanns Ihm einfallen, so ein Nickel zu heurathen? Ich wußte wohl, daß er da Umgang hatte; dacht' aber, das wäre so für Jux erey, und schwieg. Aber heurathen, das ist zu arg!

Ich: Herr Hauptmann, es ist aber ein hübsches Mädel!

Er: Ja, eine hübsche Hure. Pfuy, die ganze Freundschaft taugt nichts! Mutter, Töchter sind keinen Heller werth.

Ich: Aber ich kenne die Leute besser —

Er (gesetzt): Weis er was, lieber Laukhard, geh er hin, und wenn er in sechs Wochen das Mensch noch will, so soll er sie auf mein Wort haben; aber eher nicht: das ist mein Bescheid. —

Die Worte meines Hauptmanns, der sonst nicht gewohnt war, übles von Andern zu reden, machten mich aufmerksam, und ich beschloß, Untersuchungen anzustellen, welches ich bisher aus leichtsinniger Verblendung unterlassen hatte. Ich nahm daher dann und wann meinen Bartolini mit, und ging hernach fort, unter dem Vorgeben, daß ich Geschäfte hätte. Bartolini machte sich alsdann an meine sogenannte Braut; aber die war klug genug, sich mit ihm nicht abzugeben: sie kannte unsre genaue Bekanntschaft, und fürchtete Verrath. Endlich kam das Manöver herbei, und ich mußte als Freiwachter die letzte Wache vor dem Ausmarsch thun, welche das mals nur von Freiwächtern oder Stadtbeurlaubten gethan wurde. Ich kam auf die Hauptwache, und zwar ins Stockhaus, wo ich, weil keine Arrestanten da waren, gar nichts zu thun hatte. Abends nach neun Uhr fiel es unserm Junker ein, noch auszufliegen, und er bat mich, mitzugehen. Ich ließ mir das gefallen, und wir liefen da und dort hin, und endlich auch in den berüchtigten Puffkeller unterm Rathhaus, wo damals Madam Plank ihre saubere

Wirthschaft trieb. — Aber wie erschrack ich, als ich meine Schöne, meine unvergleichliche Jungfer Braut hier auf dem Schooß eines Gnoten sah! Sie lief zwar sogleich vom Gnoten weg, und verbarg sich hinterm Ofen: mir aber verging die Lust, sie dort hervor zu suchen, oder ihr gar Vorwürfe zu machen. Ich begab mich vielmehr auf meine Wache, legte mich auf die Pritsche und schlief bis an den Tag. Seit diesem Abend war ich von meiner Liebe, oder vielmehr von meiner Lust, die Jungfer Pabstin zu heurathen, geheilt, und das kaum vier Wochen nach obigem Gespräch mit meinem Hauptmann. Da war ich denn wieder häßlich geprellt!

Den berüchtigten Baron Grossing lernte ich 1785 kennen, nachdem er seine Spitzbubereien in Leipzig nicht mehr fortsetzen konnte, und nach Halle gekommen war. Ich habe auch einigemal mit ihm gesprochen, und viele von seinen Großsprechereien angehört. Seine betrügerischen Unternehmungen will ich vorbeigehen, da sie schon in öffentlichen Schriften, besonders in der A. L. Z. in dem Leben dieses Schwindelkopfs von meinem Freunde, dem Herrn Professor Wadzeck zu Berlin, im deutschen Zuschauer, und in der Beleuchtung der Trenkischen Lebensgeschichte hinlänglich gerügt sind. Ich führe daher nur noch einen Handel an, den ich mit diesem Erzschuft gehabt habe.

Ich ging einmal mit einem Schlesier, Herrn Martin, durch die Märkerstraße: Grossing begegnete uns, steif und gravitätisch auf dem breiten Stein einherschreitend. Herr Martin wich ihm aus, ich aber sagte aus Aerger auf französisch zu ihm: warum weichen sie denn einem Schuft aus? der Kerl ist ja ein Schurke! Grossing schritt fort, mir nichts, dir nichts. Am folgenden Tag ging ich über den großen Berlin; wo der Aventurier damals wohnte: er erblickte mich aus seinem Fenster, und schickte seinen Bedienten Zeising, der noch jetzt in Halle ist, hinter mir drein, daß ich zu ihm kommen sollte. Ich besann mich einen Augenblick, und ging zu dem sogenannten Baron. Er redete mich dreiste an, ob ich französisch spräche, und ob ich gestern so und so gesprochen hätte? und ohne meine Antwort abzuwarten, drohte er mir, mich beim Obristen, unserm jetzigen General von Thadden, anzugeben. Da würde ich denn auf sein Wort in Arrest geworfen werden, und da sollte mirs gehen, wie dem Bugsenthal m). Die Großsprecherei und Impertis

m) Bugsenthal war Soldat und Grossings treuer Gehülfe bei Huren- und Pasquillgeschäften. Es ist sehr wahrscheinlich, daß eben er am diesjaen Soldatengalaen die schändliche Bemerkung geliebt habe: daß der König von England besser gethan haben würde, den Johann Rheinhold Forster zum Schweinhirten zu machen, als

nenz des Betrügers ärgerte mich so sehr, daß ich ihm sagte, er möchte ins Teufels Namen thun, was er wollte — und ging. Noch an selbigem Tage des Abends begegnete mir Zeising, welchen ich fragte, ob sein Herr mich verklagt hätte? Zeising verneinte es, und sagte, Grossing würde mich wohl schwerlich verklagen, da er sich vor Entdeckungen fürchtete. Es schien, als wenn er vermuthete, daß ich um seine Geschichten wüßte, und daher würde er froh seyn, wenn die Sache liegen bliebe. — Nicht lange hernach rief er mich von neuem aus seinem Fenster, und redete sehr freundlich mit mir, ohne der Geschichte mit einem Worte zu gedenken. Er ging bald hernach nach Berlin, wo er seine Rolle weiter spielte. Mehr gehört von diesem Charlatan hieher nicht. Wie er einige der hiesigen Gelehrten in schriftstellerische Thätigkeit für seine Broschüren gesetzt und sie hinten drein schelmisch geprellt habe, mögen diese Herren selbst rügen, oder es verschmerzen, wenn sie dem Schimpf entgehen wollen, in das Netz eines Betrügers gefallen zu seyn.

---

ihn mit Cook um die Welt segeln zu lassen. Ganz Halle weis noch, was für ein Skandal hieraus entstanden ist. — Und dieser Kerl, der auch ein Edelmann und vorher österreichischer Officier gewesen seyn wollte, ward endlich selbst an Grossingen zum Verräther.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Urlaub. Kirchlicher Zustand im Weimarischen. Abentheuer des Hofrath Schnauberts in Jena.

Es war mitten im Winter 1786, als mich mein Vetter, Herr Dietsch, der Weinhändler, zu sich auf den Kronprinzen kommen ließ und mir sagte: er habe Vollmacht von meinem Vater, Kaution für mich zu stellen und mir Urlaub auszuwirken. Ich kann nicht sagen, daß mich diese Nachricht sehr erfreut hätte. Ich hatte damals viele Herren, welche mich alle sehr ordentlich honorirten. Besonders muß ich die Herren Ideler, Schwerin, Bülow, Klose, Gärtner, Beau, von Fährentheil und andere meiner damaligen Scholaren in diesem Stück rühmen. Fürs andre war es Winter, und das Reisen um diese Zeit sehr beschwerlich. Dann hatte ich auch gar wenig Lust, die Pfälzer Mosjehs je wieder zu sehn und mich von den schwarzen Hans-Narren in meinem Vaterlande bekritteln zu lassen. Aber diese und mehr andre Gründe wichen dem Willen meines ehrlichen Vaters, den ich zwar immer, leider nur nicht auf die rechte Art, geehrt, und geliebt habe.

Herr Dietsch mahlte mir meinen Herrn Bruder eben nicht vortheilhaft: er habe sich, sagte er, sehr gefreut, als er gehört hätte, daß ich Soldat geworden wäre: er habe nämlich geglaubt, daß mein Vater sich jetzt nicht ferner um mich bekümmern, und blos ihn für seinen lieben Sohn halten würde u. s. w.

Nun fragte sichs, wie wirs mit meinen Schulden machen sollten? Herr Pauli, der Traiteur, erließ mir gleich zehn Thaler, so auch der Buchbinder Münnich, aber der Schneider Thieme erst nach langem Akkordiren. Von kleinern Schulden wurde nichts abgezogen. Nachdem die Schuldensache in Ordnung war, erlaubte der General, daß ich abreisen konnte.

Ich hatte noch einiges Geld von Studenten zu fodern: an diese wies ich meinen Wirth Müller, der es auch richtig bekommen hat. Eben dem Müller schenkte ich meine sonstigen Effecten, die ich nicht mitnehmen konnte. Auch löste ich meine Uhr ein, welche viele Jahre versetzt gewesen war, kaufte mir ein paar Stiefeln, und einen blauen Oberrock zur Reise, erhielt meinen Paß, und schob ab. Herr Leveaux hatte nach meines Vetters Einrichtung die Kaution beim Regimente ausgestellt.

Man kann leicht denken, daß die Empfindung der Freiheit, welche ich jetzt wieder genoß, eine sehr

angenehme Empfindung gewesen sey. In Passendorf schon kehrte ich ein, so auch in Schlettau und Lauchstädt. In Neumark traf ich beim Wirth Thomas, von dem ich schon oben gesprochen habe, die Neujahrssänger an: es war gerade der Tag nach Neujahr. Es ist nämlich in Sachsen Mode, daß die jungen Bursche auf den Dörfern zur Neujahrszeit in die Häuser der begüterten Bauern einkehren, und da Neujahrslieder, z. B. „Das alte Jahr vergangen ist" — „Das neugeborne Kindlein" — „Hilf Herr Jesu, laß gelingen" u. a. herkrächzen, und dafür nach der Observanz belohnt werden. Das Geld wird hernach gemeinschaftlich versoffen. In der Pfalz singt blos der Nachtwächter in der Neujahrsnacht dergleichen Lieder, und die jungen Bursche schießen das neue Jahr an, indeß die ältern Bauern es anläuten. Alle sind zu der Zeit en canaille besoffen. Das ist so der Anfang der neuen Zeit.

In Naumburg blieb ich über Nacht, bekam sehr schlechtes Essen und noch schlechteres Quartier, mußte aber doch den andern Tag früh derb bezahlen. Es waren noch andere Fremde da, welche auch sehr über des Wirths Prellerei klagten. Das Wirthshaus ist vor dem Thore, wo man nach Erfurt zu geht: den Namen hab ich vergessen; sonst setzte ich ihn zur Warnung her. Auf dem Wege nach Erfurt mußte ich liegen bleiben. Meine engen Stiefeln

hatten mir die Füße *) aufgerieben. Schon in Naumburg merkte ich das, und wusch mir das Geschundene mit Spiritus: aber es ward auf dem holpricht-gefrornen Wege nur noch schlimmer, und nöthigte mich, in einem weimarischen Dörfchen liegen zu bleiben. Das Dörfchen hieß Neustädt, gemeinhin Neischt, und der Wirth Krippenstapel. Dieser war Bierbrauer, Branteweinbrenner und mästete beiher auch Schweine. Es war ein lustiger, munterer Mann, der gern von politischen Neuigkeiten schwadronirte: seine Frau und Töchter waren auch recht gute Dinger. Der Mann schien Vermögen zu haben. Ich muste vier ganze Tage da bleiben, bis mein Fuß wieder fort konnte. Um mir die Zeit zu vertreiben, las ich in einem lateinischen alten theologischen Schmöcker, den mir der Hr. Kantor borgte — es war Waltheri Harmonia Biblica — und unterhielt mich des Abends mit dem Herrn Kantor. Dieser Mann, sonst ein großer Liebhaber vom Schnapps, liebte das Sprechen über theologische Sachen, und haßte alle Freigeisterei. Doch war er, wie er sagte, dem Aberglauben gram, und sprach von Gespenstern, Hexen und Kobolten mit Verach-

*) Meine Leser verzeihen, daß ich nicht — mit Erlaubniß zu melden — oder so was sage. Wir Soldaten nehmens nicht so genau.

tung. Er erzählte mir eine Anekdote von seiner gnädigen Herrschaft, welche mir damals unwahrscheinlich vorkam, die ich aber hernach in einem Buche *) bestätigt gefunden habe. Des jetzigen Herzogs von Weimar Großvater sollte nämlich vor ohngefähr 40 Jahren befohlen haben, daß man in jedem Dorfe an einem gewissen Tag einige hölzerne Teller auf eine gewisse Weise konsekriren sollte. Diese konsekrirten Teller sollte man unter gewissen magischen Zeichen und Worten, wenn eine Feuersbrunst entstünde, einen nach dem andern hinein werfen: es würde alsdann beim Wurf des dritten Tellers das Feuer gewiß erlöschen. — Wenn aber noch vor vierzig Jahren der Weimarische Landesherr und seine Räthe so finster waren: wen könnte es wundern, daß noch 1787 die dickste Finsterniß auf den Weimarischen Dörfern herrschte! Man sollte gar nicht glauben, daß diese einem Landesherrn angehörten, dessen Residenzstadt mit den hellsten Köpfen Deutschlands geschmückt ist. Hier sieht man recht augenscheinlich, daß auch die besten Schriftsteller nicht einmal in ihrem nächsten Umkreise auf die Volksklasse wirken, wenn Kirchen- und Schullehrer nicht die verdollmetschenden Vehikel

*) Absichtlich nenne ich dieses Buch nicht: die Recensenten müssens ja so kennen, und Andre geht der Name des Buches nicht an. Für die mag die Autorität des Neustädter Kantors genug seyn.

ihrer Bekehrung werden. Selbſt leſen thut der gemeine Mann in Städten und Dörfern ſelten: und ließt er auch, ſo iſt das Meiſte für ihn zu hoch: wo ſoll er alſo Acht hernehmen, wenn man es ihm in der Schule und Kirche unter Scheffeln verſteckt, oder was noch ärger iſt, wenn ſelbſt Schul- und Kirchenlehrer ſo düſter leuchten, daß ſie des Putzens von allen Seiten ſelbſt bedürfen! Und daß dies der Fall auf den meiſten Weimariſchen Dörfern ſei, wird uns nicht befremden, wenn wir wiſſen, daß ſelbſt Weimar hiervon nicht ausgenommen iſt. Gar Weimarerinnen bekennen, daß es keinen elendern Mädchen-Schulweiſter geben könne, als ihr Hr. Knoblauch geweſen ſey: und dieſer Stümper vor dem Herrn iſt jetzt Paſtor auf einem Dorfe! Stechen nicht auch die Predigten des jetzigen Vicepräſidenten Herders gegen die Predigten ſeiner orthodoxen Herren Amtsbrüder in und um Weimar gegen einander ab, wie Tag gegen Nacht und Licht gegen Finſterniß? Und doch haben die letztern mehr Zuhörer, als der erſtere — allerdings aus der Claſſe der chriſtlichen Kretis und Pletis, die auch im Weimariſchen noch über alle Erwartung hinaus iſt. Hierzu nehme man den Weimariſchen Katechismus, nebſt Geſangbuch und Kirchen-Agende: welch ein alter Sauerteig riecht nicht in allen dreien! Herder, der göttliche Herder, hat gewiß Verbeſſerungen

vorgeschlagen; aber die übrige liebe Geistlichkeit hat vielleicht die Delikatesse ihrer orthodoxen Denkungsart so weit getrieben, daß sie lieber alles aufopfern, als Herdern folgen wollte — so folgsam als nämlich die Buchstaben-Theologen gegen Christi Geist — den gesunden Menschenverstand — sind, und so zärtlich leise sie auf den Wunsch eines väterlichen Landesherrn horchen, um durch die Verbreitung besserer Einsichten glücklichere Menschen machen zu helfen. — Und so hätte auch Weimar seine Gelehrte mehr fürs Ausland, als für sich. —

Ich nahm mir, als ich wieder gehen konnte, vor, nach Jena und von da aus weiter zu reisen. Ich hatte in Jena Freunde aus dem Vaterland und sogar einen Vetter Vitriarius. Also ging ich von Neustädt über Apolda dahin. Ich kehrte sogleich, nachdem ich mich bei dem Invaliden-Major gemeldet, und als beurlaubten Preussischen Soldaten legitimirt hatte, im halben Mond ein, meinen hungrigen Magen auszufüllen. Nach dem Essen ging ich auf den Fürstenkeller, wo ich Studenten anzutreffen dachte. Ich betrog mich auch nicht: denn der Tisch war mit fidelen Moselanern besetzt. Ich forderte ein Maaß Köstritzer Bier, und setzte mich auf die Seite. Da kam der Perükenmacher Stahlmann und klopfte mich an; hernach der dicke Fleischer Schmidt, der es eben so machte. Sie wiederhol-

ten ihre Besichtigung mehrmals, „Er ists, hohl mich der Teufel," fing endlich Schmidt an. „Freylich ist ers, oder ich will ein Hunzfott seyn," erwiederte Stahlmann. Ich hatte Mühe, mich des Lachens zu enthalten. Nachdem sie lange so räsonnirt hatten, trat Schmidt zu mir, und sagte: Gelt du bists?

Ich: Herr, seit wann sind wir denn Duzbrüder? Weis der Herr nicht besser zu leben?

Schmidt: Sag du, was du willst, du alter lieber Bursche: mich soll gleich der Teufel holen, und in Lüften zerreissen, wenn ich dir nicht gut bin!

Ich: Herr, ich kenne Sie ja nicht!

Schmidt: Nicht! Alter Laukhard sey kein Narr! durch hundert Thüren kenn' ich dich durch! Komm, trink! — Schmollis!

Indessen waren die Herren Bursche am langen Tisch auf uns aufmerksam geworden, und hatten von Stahlmann vernommen, wer ich wäre. Sie kamen also alle um mich herum, freuten sich meiner, und nöthigten mich, mich mit an ihren Tisch zu setzen, und mit ihnen zu trinken — alles so recht nach dem ächten jenaischen Mosellaner Kommang. Ich wollte meinen Krug mitnehmen, aber Heinold, der damalige Senior der Mosellaner, nahm ihn, goß ihn aus, und ließ mir gleich ein halb Stübchen Köstritzer geben. Innerhalb einer halben Stunde hatte ich

ſchon alle die Herren, an der Zahl über dreißig, zu Dutzbrüdern. Ich wollte wieder nach dem hälben Mond zurückkehren; aber das hieße die jenaiſche Gaſtfreiheit beleidigen, und daher muſte ich bei einem Burſchen, eben bei dem obengenannten Herr Heinold einkehren, und bei ihm übernachten. Ich hab drei Nächte bei ihm zugebracht, habe täglich den Fürſtenkeller beſucht, und bin einmal zu Dorfe geweſen. Die beiden Nebel von Worms, Heinold, Kaufmann, Vitriarius, Martin und andre haben mir während meines damaligen Aufenthalts in Jena viel Vergnügen gemacht. Noch einmal Dank dafür!

Ich kannte zwei Profeſſoren in Jena, die erſt dahin gekommen waren, — die Herren Fabri und Schnaubert. Letzteren wollte ich beſuchen, und verſprach mir gute Aufnahme; allein ich irrte mich. Schnaubert war ehemals, als katholiſcher Kapellan ohnweit Bingen am Rhein, in einen zu genauen Umgang mit ſeiner Köchin gerathen, und da die Folgen dieſes Umgangs ſichtbar wurden, fürchtete ſich Meiſter Schnaubert vor Marienborn p), ward

p) Iſt ein Dorf eine Stunde von Mainz, wo man die Pfaffen, welche ſich vergangen haben, einſperrt. Der unglückliche Iſenbiehl iſt auch da geſeſſen. Sonſt iſt ein Gnadenbild der heil. Maria zu Marienborn, das

mit seiner Dulcinea flüchtig, und kam nach Giessen, einem Orte, wo man von jeher die Proselyten willkommen hieß. Hier meldete er sich bei der Geistlichkeit, insbesondere bei Bennern, der ihm aber ein sauer Gesicht machte: Benner nämlich, so orthodox er sonst war, hielt nichts auf Proselyten, welche mit dickbäuchigen Mamsellen ankamen. Bechstold, Ouvrier und Diez nahmen ihn besser auf. Ob man gleich keine Konvertitenkasse in Giessen hat, so erhielt doch Freund Schnaubert funfzig Gulden, und dieser heilige Geist machte, daß er das lutherische Glaubensbekänntniß in die Hände des Herrn Diez ablegte. Eben das that auch seine Madonna. Nun adressirte sich Schnaubert, der von der Welt nichts mitgebracht hatte, als einen alten verschabten grauen Flausch, schwarze Weste, Hosen und dergleichen Strümpfe; einen Hut mit Marasmus Senilis, wie Herr Bahrdt spricht, und dessen Mamsell auch nichts hatte, als wie sie ging und stand — an die Studenten, und diese gutmüthigen Jünglinge gaben her, so viel gerade in ihrem Vermögen war. Ich habe, ohne Ruhm zu melden, auch zu denen gehört, welche Herrn Schnaubert

---

unfruchtbare Weiberbäuche fruchtbar machen soll — durch Hülfe des Glaubens, den freilich sehr oft selig, — aber nicht minder auch närrisch macht.

unterſtützt haben; ja, ich habe in meinem Kränzchen, deſſen Senior ich damals war, eine Kollekte für ihn angeſtellt.

So verſorgt, ſtudierte Herr Schnaubert Jura, und ward mit den Studenten ſo fideel, daß er für einen ordentlichen Kerl und guten Zerologen gehalten wurde. Durch Fleiß und Bücherleſen erlangte er in kurzer Zeit eine artige Kenntniß der Rechte, und ſein kriechendes jeſuitiſch-pfaffiſches Weſen erwarb ihm die Gunſt des Kanzlers Koch in hohem Grade, und er wußte ſich derſelben durch Anbringung neuer Mähren von allerlei Art, beſonders von Studentenhiſtörchen immer mehr zu verſichern. Alles, was in der Stadt bei den Burſchen-Parlamentern im Rappen und Stern, bei den Expeditionen aufm Schießhauſe u. ſ. w. vorging, wußte Herr Koch, und warf es bei Gelegenheit den Studenten vor. Man unterſuchte, woher wohl Koch das alles wiſſen möchte: und ſiehe da, Meiſter Schnaubert ward als Mährenträger entdeckt. Als er hierauf einmal zu Wieſek beim Schwarzen — wie wir den einen der dortigen Wirthe nannten — in eine Studentengeſellſchaft eintrat; ſo wurde er nicht nur erbärmlich ausgehunzt, ſondern obendrein noch mit hundert Rippenſtößen aus der Stube herausgeſchmiſſen. Von der Zeit an hatte Schnauberts Umgang mit den Studenten ein Ende.

Indessen ward Herr Schnaubert Doctor und Schriftsteller: er ließ etwas über Böhmers Lehrbuch des Lehnrechts drucken, unter dem Titel — Kommentar q) — versprach auch einen ähnlichen über desselben Autors Kompendium des geistlichen Rechts. Das verschaffte ihm einigen Ruf — und er kam als Professor nach Helmstädt, und von da nach Jena, wo er nach Art der Jenaischen Herren Professoren, die mit dem simpeln Professor-Titel r) mein Tage nicht zufrieden sind, sich mit dem Hofrathstitel schmücken ließ.

Schnaubert war noch nicht lange in Jena, als ich jetzt dahin kam. Ich dachte gewiß von einem Manne gut aufgenommen zu werden, um den ich

---

q) Es muß doch zu unsern Zeiten traurig mit der Gelehrsamkeit aussehen, wo solche Hefte oder Kommentare mehrere Auflagen erleben können, z. B. Höpfners Kommentar über Heinneccius Institutionen. Man sehe auch Banriedels, des theologischen Kandidaten Kommentar über Hellfelds Pandekten, wie auch Herrn Glücks allmächtigen dickleibigen und doch in den ersten Grundsätzen mangelhaften Kommentar über das nämliche Kompendium.

r) Ein gewisser Meister in Halle, den ich aber nicht gedruckt nennen mag, äusserte neulich gegen einige Studenten: Herr Eberhard wäre doch immer weit weniger, als er: Er — sey — — Rath, und Herr Eberhard nur — Professor! — O über den theoretisch-philosophischen Meister!

mich mehr als einmal verdient gemacht hatte. Ich trat also an seine Thür und klopfte; Herr Schnauberr kam heraus: „Was will Er?“ — Ei, ei, Herr Professor, Sie kennen mich wohl nicht mehr? Hier hatte ich vergessen, den Hofraths Titel herzubeten, und auf diese Art hatte ich den Meister vollends außer Fassung gebracht. „Ja, ja, sagte er, Sie sind Laukhard: „ist mir Lieb, Sie zu sehen: aber pardonniren Sie, ich hab' Geschäfte!“ — Sapperment, wie mich das Ding ärgerte! in die Augen hätt' ich ihm spucken mögen. — „Ich habe, fuhr er fort, von ihren Streichen gehört: der Kanzler Koch hat mirs nach Helmstädt geschrieben.“ So! erwiederte ich: wahrscheinlich wollte er Ihnen die Mährchen wieder vergelten, die Sie ihm in Gießen' so reichlich zutrugen. Hat er Ihnen vielleicht auch sein Heft übers Kanonikum von Böhmer geschickt, daß Sie es damit machen können, wie Sie es mit dem Gatzertischen *) gemacht haben?“ Mein Mann erboßte, und lief in seine Stube, und ich — schob ab. Auf dem Keller erzählte ich, wie billig, die ganze Historie mit allem Kolorit, den Studenten: diese murrten gewaltig. „Es ist 'n Schl**“, sagte der

*) Man muß wissen, daß Schnauberts berufener Kommentar über das Kompendium juris feudalis weiter nichts ist, als die Vorlesungen des gelehrten Herrn Gatzert.

eine: Es iſt 'n B**, ſagte der andere. Nein, er iſt ein Jeſuit, ſagte ich: ein Menſch, der Pfaffismus und Juriſtismus verbindet, und ſo allemal ein — n. iſt *).

---

*) Wie grob und unwürdig eben dieſer Held dem Herrn Weiſſe noch vor kurzem begegnet ſey, iſt S. 244 u. f. zu leſen in Weiſſens Schickſalen und Verfolgungen in Deutſchland und Spanien, von ihm ſelbſt beſchrieben. (1792). „Das Benehmen „dieſes Mannes — des Herrn Hofrath und Profeſ„ſor Schnaubers — ſagt Herr Weiſſe — war „ſo ganz wider alle konventionelle Lebensart, daß ich „glaubte, nicht vor einem gebildeten Gelehrten und „öffentlichen Beamten, ſondern vor irgend einem ge„meinen Manne zu ſtehen, der zwiſchen Er und Sie „keinen Unterſchied zu machen, und überhaupt von „ſeiner Sitte, ſeiner Lebensart nichts weiß — „„Uns„willen empfindet man, wenn Leute, die ſelbſt den „„Zuſtand der Dürftigkeit, die ſelbſt ſo manches Un„„angenehme in der Welt erfahren haben, dies alles „„bei erfolgten glücklichern Umſtänden ſo weit vergeſ„„ſen, daß ſie ſogar übermüthig in ihrem Glücke werden. „„Ich habe durchgehends die Bemerkung beſtätigt ge„„funden, daß je höhern Standes, je edlerer Geburt, „„je feinerer Erziehung und Bildung ein Menſch iſt, „„er auch um ſo viel höflicher iſt, und ſelbſt dem „„geringſten Menſchen die ihm zukommende Ach„„tung beweiſet, dahingegen ein Menſch von niedri„„ger Herkunft, von ſchlechter Erziehung und Bil„„dung gemeiniglich dieſes Gepräge behält, auch — „„wenn — er — zur höchſten — Würde gelangt iſt.““ Und daher die vielen Höckermänner trotz ihres Amtes und Reichthums und die vielen Höckerweiber trotz ihrer

Wird Herr Schnaubert für gut finden, ſich auch durch irgend einen getreuen Cumpan vertheidigen zu laſſen, wie Kanzler Koch in Gießen durch Herrn Schmidt gethan hat, ſo hat er die Litteratur-Zeitung ja recht in der Nähe. Aber er mag ſich vertheidigen laſſen, oder nicht, — ich werde noch mehr Gelegenheit haben, mit ihm deutſch weiter zu ſprechen: ſeine ſkandalöſe Geſchichte iſt mir zu gut bekant. Du aber, lieber Leſer, lerne hieraus, Niemanden geringſchätzig zu behandeln: denn Berg und Thal begegnen ſich nicht; wohl aber der eine Menſch dem andern: und wie dieſe in den Wald hineinrufen, ſo ſchallt es zurück! —

Ich ſchied an einem Sonnabend von Jena in Geſellſchaft mehrerer Studenten, welche mich bis Weimar begleiteten, wo ſie die Komödie ſehen wollten. Ich hatte keine Luſt dazu, und lief noch eine Meile weiter auf ein Mainziſches Dorf, wo ich die Nacht blieb. In dieſem Dorfe war ein Kaiſerlicher Werber, der mich gern anwerben wollte. Ich mußte nur lachen über die närriſchen Bemühungen des Halters.

Hauben und neumodiſch umfabrizirter Kleidung. Gott behüte uns alle vor dieſen Drachen der bürgerlichen Geſellſchaft!

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Gar zur Seite eines gnädigen Fräuleins! Fernere Begebenheiten zu Erfurt, Gotha, Hersfeld, Gießen, Frankfurt am Mayn und Alzey. Ein Wink für Fürsten.

Früh wollte ich meine Reise fortsetzen, als ein Kutscher hereintrat und Schnapps foderte. Wohin die Reise, Schwager? „Nach Gotha!“ — So? kann ich mitfahren? „Warum nicht: acht Groschen, und Sie sitzen hinten auf.“ — Ich pränumerirte, und saß hinten auf. — Wer sitzt denn da hinten? fragte ein funfzigjähriges Fräulein. — Ja, das weis der liebe Gott, antwortete der Schwager: er muß doch wohl einen Paß haben! er will ja durch Erfurt. — Es währte nicht lange, und Fräulein mußte aussteigen: es war, wie Yorik sagt, rien que pisser. Ich stieg auch ab, und steckte meine Pfeiffe an. Da ließ sich das Fräulein mit mir ein ins Gespräch: erzählte, daß sie ein Hoffräulein von Gotha wäre, in Weimar Freunde besucht hätte, und daß der junge Mosjeh, den sie bei sich hätte, Junker Karl hieße. Ich belehrte sie jetzt auch von meinen Umständen, und Fräulein, nach vielen „Herr Gott! Herr Jesus!“ gestattete mir, mit in der Kutsche

zu sitzen, und sie da mit Gespräch zu unterhalten. Fräulein war belesen, verstand auch Französisch und Musik, wie sie sagte: hatte viel Freier gehabt, auch recht angesehene Kavaliers und Officire; hatte sich aber niemals entschließen können, sich in die Bande und ins Bloch der heiligen Ehe zu begeben. — Diese Sprache war mir schon seit meiner lieben Jungfer Tante bekannt.

Am Erfurter Thor muste ich absteigen, meinen Paß vorlangen, und mich sodann von einem Gefreiten auf den Petersberg zum General führen lassen. Im Preußischen, wo doch gewiß das Militär zur hohen Vollkommenheit gestiegen ist, macht man nicht so viel Umstände: da ist das Vorzeigen des Passes am Thor hinlänglich, weil die Preußischen Generals mehr zu thun haben, als daß sie jedes fremden Soldaten Paß durchsehen sollten. Der Gefreite verlohr den Paß, und darob wurde schwerer Mohr auf dem Petersberg: denn ich bestand schlechterdings auf meinen Paß, und schimpfte auf die jämmerliche Disciplin, welche Pässe fremder Soldaten verlohren gehen ließe. Der Herr General suchte mich mit allerlei Gründen zu besänftigen; sagte aber zuletzt, da ich durchaus nicht nachgab: „Es wäre vielleicht nicht einmal wahr, daß ich wirklich einen Preußischen Paß gehabt hätte. „Hier erboßte ich und versetzte: „Was

meynen Sie, Herr General, wenn das sonst jemand so hörte? Ihr Unterofficier läßt mich zum Thor herein, und schickt den Gefreiten mit mir; und doch lassen Sie sich einfallen, zu äußern, daß ich vielleicht keinen Paß gehabt hätte!" — Der General erröthete über meine Bemerkung, und befahl, daß mir sein Adjutant einen neuen Paß schreiben sollte. Das geschah denn: allein kaum hatte ich den neuen Paß, als ein Soldat meinen Preußischen herauf brachte: er war auf der Straße gefunden worden, wo ihn der Gefreite verlohren hatte.

Hierauf begab ich mich in das Wirthshaus, wo meine Gesellschaft abgestiegen war, aß daselbst zu Mittage, und ging sodann ins Thor, bis die Kutsche ankam, und ich mich wieder einsetzen konnte. Fräulein wollte doch nicht, daß ich mit ihr durch die Stadt fahren sollte! Junker Karl hatte sich gar sehr bezecht, und machte allerlei närrische Possen, welche erst recht drolligt herauskamen, wenn er ausstieg, seine Nothdurft zu verrichten. Der Schwager lachte laut ob des Junkers Possen; dem Fräulein aber war nicht recht wohl zu Muthe, und ich mußte mich neben dem schnurrigen Junker hinsetzen, indeß Fräulein rückwärts fuhr. Ich stellte ihr vor, daß der Junker und ich rücklings fahren könnten, und sie nur geradeaus sitzen bleiben möchte. Allein das wollte sie nicht: Junker Karl möchte schlimm werden,

und ſich übergeben — das geſchah aber doch, trotz der Vorſicht des Fräuleins, und ich hatte alle Mühe, bei dem komiſchen Vorfall nicht überlaut zu lachen. Das Fräulein bedaurte nichts mehr, als daß nun der Wagen den üblen Geruch behalten würde.

Wir kamen des Abends in Gotha an, wo ich von Pontius zu Pilatus herumgeführt wurde, bis ich mich endlich in die Schelle, einen Gaſthof hinter der Hauptwache, einquartirte, mich am Waizenbier ergötzte, und hernach den Kaufmann Madelung beſuchte, an den ich eine Adreſſe hatte, nach welcher er mir fünf Thaler Sächſ. auszahlte. Bei meiner Zurückkunft fand ich einige italiäniſche Tabulettenträger und einige gothaiſche Soldaten, welche ſich zu mir drangen, und vom Dienſt ſprachen. Unſer Diskurs fiel bald auf den verſtorbenen König, und ich, voll Enthuſiasmus, den freilich das Waizenbier vermehren half, breitete mich über die Vorzüge des großen Friedrichs ſo aus, daß ich einige eben nicht höfliche Ausdrücke gegen andre Regenten fallen ließ. Unter andern ſagte ich, der König von Sardinien ſey eigentlich ein Mäuſefallen-König. Dieſer Ausdruck, der freilich nicht fein war, brachte einen Piemonteſer auf, der mich deswegen zur Rede ſtellte. Ich vertheidigte mich ſehr anzüglich, und als mein Piemonteſer fortfuhr, loszuziehen, ſchmiß ich ihm hinter die Ohren. Nun ward das

Geschläge allgemein: denn die andern Italiäner nahmen sich ihres Landsmanns an, und spektakelten fürchterlich. Die Gothaer standen aber mir bei, und die Italiäner wurden aufs Haupt geschlagen und zur Stube hinausgeschmissen. — In Halle war dieser Auftritt schon bekannt worden, ehe ich dahin zurück kam.

Am folgenden Tage besah ich die Gothaische Wachtparade, wo mich die Hrn. Major und Hauptmann von Henning sehr freundlich behandelten. Letzterer ist ein Bruder des Hrn. von Henning, welcher Kapitain beim Hallischen Regiment ist. Ich habe ihn bei meiner Rückreise noch einmal besucht, wie er mir erlaubt hatte.

Auf der Reise bis Hersfeld fiel nichts vor. In Hersfeld wollte ich einen meiner ehemaligen Ordensbrüder besuchen, Namens Klemens, für den ich mich einmal in Gießen sehr thätig verwendet hatte. Ich trat in sein Haus, und sahe da eine alte Madonna, welche mir seine Mutter zu seyn schien, in in der That aber seine Frau war. Nachdem ich mein Anliegen, den Hr. Klemens zu sprechen, angebracht, und Madame mich von oben bis unten aus stark begafft hatte, führte sie mich endlich an eine Thür, trat aber vor mir hinein, kam dann zurück, und erlaubte mir, auch einzutreten. Klemens empfing mich so kalt, als immer Hr. Schnaubert in

Jena: er kannte mich kaum, stellte mir indeß doch ein Glas Hersfelder Bier *) hin: ich aber aus Aerger über den undankbaren Ordensbruder machte, daß ich fort kam. Ich fühlte schon lange tiefe Verachtung gegen alle dergleichen Institute, und diese Verachtung gegen das Ganze heftete sich jetzt auch an den einzelnen Bruder, oder vielmehr dieser einzelne Bruder machte mir das ganze Institut nur noch verhaßter.

Aber nun hatte ich einen Auftritt von besserer Art! Ich besuchte die vortreflichen Limbergerinnen, von denen ich schon oben x) geschrieben habe, jedoch ohne sie zu nennen. Lehnchen war verheurathet, und recht gut verheurathet: ihr Mann war ein gar guter Mann, den ich innigst lieb hatte, und dem ich seine liebe Frau herzlich gönnte. Mariannchen war noch ledig. Die guten Leutchen, welche ich bei dem jungen Manne aufsuchte, waren so froh, als sie mich wieder sahen, daß sie mir ihre Freude nicht genug zu verstehen geben konnten: ich wurde gedrückt und geküßt, ob ich gleich einen Bart hatte, wie ein Jude, den ich aber noch selbigen Abend rasiren ließ. Die alte Mama war auch gar fideel mit

---

*) Unter allen Bieren in ganz Deutschland das elendeste, noch elender als das Gießer und Marburger Bier.

x) Seite 82. in diesem Theil.

mir. Kurz, ich vergaß bei diesen ehrlichen Leuten die Grobheiten meines massiven Ordensbruders. — Was es doch eine herrliche Sache um Leutseligkeit ist!

In Alsfeld hörte ich vor lauter langer Weile den berüchtigten Säufer und H**jäger Schwarz, D. Bahrdts ehemaligen Antagonisten und großen Klopffechter in den theologischen Katzbalgereien y): nach der Predigt besuchte ich meinen Freund, den Hn. Rektor Münch, einen hellen Kopf, und gelehrten Mann.

Zu Grüneberg erwiesen mir meine Freunde, besonders Hr. Assessor Briel, viel Ehre.

In Gießen kam ich gleich nach zwölf Uhr Mittags an, und die Gießer Bürger, welche mich noch recht gut kannten, blieben auf der Straße stehen, und sagten zu einander: „da ist ja Laukhard!“ oder: „wißt ihr was neues? Laukhard ist hier.“ Und so war binnen einer Stunde die Nachricht von Laukhards Ankunft durch die ganze Stadt. Als ich zu Magnus in den Stern kam, hatte dieser schon längst gewußt, daß ich da war. — Auf dem Billard, wo ich den Billardeur Möller noch von der Universität her kannte, versammelten sich die Bursche um mich, und da mußte ich denn erzählen, was ich so wußte. Sie waren von meinen Schicksalen un-

y) Man erinnere sich der 31 u. 32. Seite in diesem Bande.

errichtet, weil einige Hallenser dorthin gekommen waren, und von mir erzählt hatten. Von meinen alten Bekannten besuchte ich blos die Herren Köster, Roos, Böhm, den Sekretär Reuß und einige andere. Für mehrere blieb keine Zeit übrig: die Studenten blockirten mich so, daß ich die vier Tage, die ich in Giessen war, beinahe immer in ihrer Gesellschaft seyn mußte.

Der Kommang in Giessen hatte sich zwar etwas verfeinert, war aber noch immer Giesser Kommang: sogar die Gemälde im Karzer waren noch zu sehen: die Eulerkappereien dauerten auch noch fort, wie das Periren des Schusters Wannig: die Bier- und Schnappsgelage florirten nicht minder. — Ich würde meine Leser beleidigen, wenn ich ihnen abermals eine Beschreibung des Giesser Wesens auftischen wollte; sie haben im ersten Theil vielleicht schon mehr als zu viel davon lesen müssen. — Die Zahl der Studenten hatte sehr abgenommen, aber die der Professoren war gestiegen. Bei Herrn Hetzel hospitirte ich.

Den Tag vor meinem Abschied kam der Inspektor Birau von Alzey nach Giessen, aus dem Hinterlande, wo er Geschäfte gehabt hatte. Er war froh, mich zu treffen, und ich, — einen Reisegefährten nach der Pfalz zu haben. Hr. Birau fing an, mir allerhand vorzuwerfen; als er aber

merkte, daß mich das Ding verdroß, so ließ ers gut seyn. Wir fuhren den folgenden Tag mit dem Poſtwagen fort, wurden in Nauheim bei Friedberg geſchnürt, und kamen früh um zehn Uhr zu Frankfurt am Main an.

Ich ſuchte einige Bekannte auf, und ging auch in ein Wirthshaus, wo Preuſſiſche Werber ſich aufhielten. Die Herren dachten anfangs, daß ich ſo was für ſie werden könnte; allein da ſie meinen Paß ſahen, ſo lieſſen ſie zwar den Gedanken, mich anzuwerben, fahren, behandelten mich aber doch aufs freundlichſte, und gingen ſogar mit mir in den rothen Ochſen *) als das Oeſtreichiſche, und den Tannenbaum, als das Däniſche Werbhaus ſpatzieren. In Frankfurt ſpielen die Preuſſen eine ganz andere Rolle, als die Dänen und Oeſtreicher, welche freilich an der Zahl die Preuſſen weit übertreffen; aber kein Geld haben, daher wenig Aufwand machen und ſo — weniger locken können.

Hr. Birau war in Frankfurt krank geworden, und daher mußten wir einige Tage länger bleiben. Nachher reißten wir mit Retourſchäſen über Mainz nach Alzey. Am folgenden Tag kam mein Vater und meine Mutter, und holten mich in ihrer Kaleſche

*) Eben das Werbhaus, wovon im I. Th. S. 238. ein mehreres in Rückſicht auf mich zu leſen war.

ab. In Alzey lernte ich den lutherischen Rektor kennen, welcher dem Meister Grim, einem der größten Saufaußen in der ganzen Pfalz, nachgefolgt war. Der neue Hr. Rektor hier Herrenschneider, ein Brudersſohn des im I. Theil beschriebenen Hofpredigers Herrenschneider von Strasburg, und war, nach Strasburger Zuschnitt, Magister der Philosophie: diese Würde hatte er sich durch eine ganz exzellente Disputation über die Apokalypse erworben! Einen schalern Kopf, der aber sehr viel von sich und seiner Gelehrsamkeit aufschnitt, hab' ich mein Tage nicht gesehen. Ich kappte ihn einigemal derb ab; allein er ließ sich das nicht anfechten, sondern zwang mich gleich am ersten Tage unsrer Bekanntschaft, das fürchterliche Ding, die Dissertation über die Apokalypse durchzulesen, und ihm darüber mein Urtheil zu eröffnen. Ich lobte sie zwar überhaupt; bemerkte aber doch, daß der Autor manches neuere Buch, besonders die Semlerischen Bücher über den Canon, und den Horus, oder das astrognostische Endurtheil über dieses Sibillenbuch, gar nicht gekannt, wenigstens nicht benutzt hätte. Das verdroß meinen Meister Herrenschneider, und ich fand auch bei diesem faden Menschen, daß, wenn ein Autor, er sey auch wer er wolle, jemanden um sein Urtheil über eine Schrift fragt, er nur gelobt seyn will; und wer ihn tadelt, sein Freund gewesen ist.

Damals war der Landschreiber von Alzey, der Geheime-Rath Koch, gefährlich krank, so, daß man jeden Augenblick sein Ende erwartete. Ich hörte das in der Krone zu Alzey, wohin ich einiger Verrichtungen wegen gegangen war. Eine ganze Stube voll Leute saß da, von welchen der eine immer mehr, als der andere die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten aufführte, welche dieser Hr. v. Koch, oder wie man ihn dort nannte, der große Mogul, verübt hatte. Die fürchterlichsten Verwünschungen folgten allemal auf die scheußlichsten Nachrichten. In solchen Gelagen sollten sich die Fürsten dann und wann inkognito einfinden: sie würden Dinge von ihren Lieblingen und vermeinten getreuen Bedienern hören, worüber sie erschrecken müßten. Der Kurfürst von Pfalz-Baiern ist gewiß ein recht gutmüthiger Fürst — so kenne ich ihn, und so kennt ihn jedermann — und doch wird kein Land mehr durch Ungerechtigkeit mißhandelt, als eben sein Pfalz-Baiern. Es geht ihm wie allen gutmüthigen Fürsten: sie glauben wunder, wie gut es in ihrem Lande zugehe! wie glücklich ihre Unterthanen seyen, indeß das Klagen und Lamentiren beim geringern Stande kein Ende hat. — Koch ist damals zur höchsten Betrübniß der Einwohner im Oberamt doch nicht gestorben.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Wie mich Vater, Mutter, Tante und Bruder empfangen haben.

Mein Vater machte mir ganz und gar keine Vorwürfe: geschehene Sachen, meynte er, wären einmal nicht zu ändern, und da müßte man auch nicht weiter davon reden. — Ein nur halb wahrer Grundsatz! Man muß allerdings davon reden, wenn man Klugheitsregeln daraus für sich oder Andere nehmen kann. Allein mein Vater hatte so sein System; und nach demselben war mehr das Schicksal, als ich selbst Schuld an meinen Unfällen. Meine Mutter bedaurte freilich hauptsächlich das hübsche Geld, das ich gekostet hatte, und das nun nach ihrem Ausdruck, in 'n Dreck geworfen war: aber der Alte bath sie, zu schweigen, und uns keine trüben Stunden zu machen: Da schwieg sie dann. Meine alte Tante war vollends außer sich, da sie mich wieder sah, und konnte ihrer Fragerei gar kein Ende finden.

Ich mußte mit meinem Vater allein auf sein Stübchen kommen: da erklärte er mir, daß mein Soldatenwesen die üblen Gespräche, welche von mir längst herumgegangen wären, stark vermehrt und alle alten Geschichtchen wieder ins frische Andenken

gebracht hätte. Man hatte nämlich mein Soldatwerden in einige Zeitungen eingerückt — als wenn es eine so große Sache wäre, wenn ein Magister Soldat wird! Ist denn überhaupt der Herr Magister eine so wichtige Creatur? Alsdann wären ja die Herren Avenarius [a]), Mese [b]), Weisse, sonst Albus [c]) genannt, und hundert andere zu

---

a) Bahrdts ehemaliger Abschreiber. Wie dieser arme Schlucker zur Magisterwürde gelangt sey, steht im II. Band der Bahrdtischen Lebensgeschichte.

b) Latinisirt Masius. Man hat ihm erst neuerlich in Hamburg seine Spiegelfechtereien u. dgl. gelegt.

c) Dieses hochfahrende und unruhige Männlein hat jetzt eine Schrift edirt, die manche interessante Bemerkungen über einige Gegenden Deutschlands, die Schweiz und Spanien enthält, auch etwas über die Gießer und Jenaer Universität. Sie heißt, wie wir schon wissen: Weissens Schicksale und Verfolgungen. — Vergleicht man diese Schrift mit jener: Weissens (sonst Albus genannt) Uebertritt zur katholischen Kirche; so soll, wie ich von Herrn Bispink gehört habe, Herr Weisse in die Alternative gerathen: entweder vor Zeiten oder jetzt hintergangen zu seyn, oder selbst hintergangen zu haben. Das erstere wäre kurzsichtig; das andere nicht brav. Ich muß die Gründe für diese Behauptung hier dahin gestellt seyn lassen, und will nur noch bemerken: daß Herr Weisse vorgiebt, zu Barcelona zum Doctor der Philosophie — nicht zum Magister — promovirt worden zu seyn. Hier möcht' ich beinahe ausrufen: credat judaeus apella! Es ist nämlich bekannt, daß

zu Wittenberg, oder sonstwo fabricirte Magisterlein, auch sehr wichtige Leute d)! Aber vielleicht hatten die Herren Zeitungsschreiber zu Gotha und Frankfurt am Main damals gerade noch einige Zeilen nöthig, ihre Blätter vollzumachen: vielleicht wollte sich ein hämischer Mensch an mir rächen! Wer es von Halle aus nach Gotha geschrieben habe, weis ich: es war ein Herr Müßiggänger. — Genug, mein Soldatwerden war in den Zeitungen gestanden, und hatte die alten Mähren wieder aufgeregt. Daher, fuhr mein Vater fort, müßte ich, wenn ich da bleiben wollte, lange, lange Zeit einen sehr eingeschränkten Lebenswandel führen, damit das hundertmäulige

---

auf den meisten katholischen Universitäten, vorzüglich in Spanien, der Promotions-Eid auch das Bekänntniß der unbefleckten Empfängniß Mariä einschließt, hierauf schwört kein Protestant, und um dieser bis zum Tode bleiben zu können, will Herr Weiße im Inquisitions-Gefängniß zu Barcelona gesessen haben, — ob er gleich auch, nach der andern Schrift, schon in Prag katholisch geworden seyn will. — Wie reimt sich das? Ein Diplom über seinen Barcelonaischen Doctor hat er auch nicht. Oder sollte man bei Promotionen hätten nachsichtiger seyn in Barcelona, als in Mainz, wo man eben wegen des Promotions-Eides, meinen Vetter, einen Mediciner, zurückwies, wie ich im I. B. erzählt habe? — Schwindelei ist doch nirgend gut!

d) In Wittenberg kostet ein Herr Magister gerade so viel, als ein fettes Schwein.

Ungeheuer, die Pfälzische Fraubaserei, sonst fama genannt, endlich schweigen oder bessere Nachrichten von mir verbreiten müßte. — Ob mein Vater hier für sein System konsequent gesprochen habe, will ich nicht untersuchen: ich erklärte nur kurz, daß ich nicht bleiben würde: ich ginge nach Verlauf meines Urlaubs wieder zum Regiment. — Und dazu hatte ich meine guten Gründe, die ich hier angeben muß, weil man sich in Halle und anderwärts sehr gewundert hat, daß ich zurückgekommen bin.

Einmal war ich in der ganzen Pfalz verschrieen, als ein Mensch ohne Sitten, und ohne Religion; und dieses böse Gerücht gründete sich auf unwiderlegliche Thatsachen. Die Nachrichten aus Halle und andern Orten hatten es nur noch verstärkt: und so hatte ein jeder Mordsch Firlefanz Gelegenheit, mir zu schaden, sobald seine Firlefanzerei, sein Interesse oder seine Rachsucht es erfoderten. Wodurch hätte ich nun den Leuten die Mäuler stopfen sollen? die Pfälzer vergessen alles eher, als die skandalösen Geschichtchen. — Man siehts ja an mir! — Und da war nun gar keine Wahrscheinlichkeit, jemals wieder in Kredit zu kommen.

Zum andern konnte ich gleich in den ersten Tagen mein Maul nicht bezwingen. Ich räsonnirte schon in Alzey — von Frankfurt am Main, wo ich mit den Leutern im Wirthshause über Christi Geburt

ſprach, will ich nichts ſagen — im Beyſeyn des Jägers Damian und anderer theils Katholiken, theils Proteſtanten, ſehr frei über die heiligen Dogmen, ſprach von Pfaffen übel, und lachte über alles, was dort übern Rhein heilige Waare iſt. Da hieß es nun allgemein: Laukhard iſt noch der alte Spötter: ein alter Wolf läßt ſeine Ruppen nicht.

Und endlich drittens traute ich mir ſelbſt nicht viel Gutes zu. Ich konnte mich nicht ſo weit einſchränken, daß ich mein Trinken gemäßiget, und ordentlich gelebt hätte. Ich fühlte das ſehr gut, und beſchloß alſo, nicht da zu bleiben. Es fielen auch gleich in den erſten Tagen einige Exceſſe vor, und machten neues gehäſſiges Aufſehen. So war ich eines Tages, nicht lange nach meiner Ankunft, zu Flonheim im Bock, wo mir der Wirth, Herr Diel, mein ſeit langer Zeit erprobter Freund, und treuer Kumpan, recht derb aufwichſte, und rothen Wein fließen ließ, ſo viel ich nur wollte. Wir waren ſamt und ſonders recht luſtig, bis endlich ein gewiſſer Herr von Forſter aus Mainz, der Kleeſaamen *) einkaufen wollte, im Bock ankam, und ſich mit mir

*) Das Gewinnen des Kleeſaamens iſt ſeit zehn Jahren ein beträchtlicher Nahrungszweig in der Pfalz geworden, und iſt es noch. Die Holländer kaufen den Kleeſaamen ſcheffelweis auf. Man ſagt, er würde zur Verfertigung gewiſſer Farben gebraucht.

ins Gespräch einließ. Herr von Forster wußte um meine Historien, und machte viel sa[illegible]se Anmerkungen über den König von Preussen, und dessen Militär. Das ärgerte mich, und ich ward grob, so grob, daß der Edelmann foderte, Herr Diel sollte den Schulzen holen lassen, der mir das Maul stopfen würde. Aber nun ging erst der Skandal recht an, bis ich endlich selbst aufbrach, und meinen Hermann besuchte. Die Geschichte hat mir einigen Verdruß und Vorwürfe bei meinem Vater zugezogen.

Meinen Bruder sah ich in den ersten Tagen nicht: er war Vikarius in Dalheim, einem zur kaiserlichen Grafschaft Falkenstein gehörigen Dorfe. Er wußte zwar, daß ich da war, allein er übereilte sich nicht: unsre Freundschaft hatte längst aufgehört, und so waren wir eben nicht versessen, uns zu sehen. Endlich kam er doch; empfing mich aber kalt, und ich bewillkommte ihn noch kälter. Er bath mich, ihn zu besuchen: das hab ich einmal gethan, aber nur ohngefähr auf vier Stunden. Seine Unterhaltung gefiel mir nicht, und die meinige mußte ihm lästig seyn. Meines Bruders Bibliothek musterte ich damals auch: ich fand unter andern die berüchtigte Aloysia Sigaea *f*),

f) Aloysia Sigaea, satyra sotadica, seu de elegantia latini sermonis libri quatuor. Ein im feinsten Latein geschriebenes, und dem berühmten Meursius zugeschriebenes Zotenbuch.

ein Buch, nach welchem mich schon lange verlangt hatte. Ich nahm es mit, las es zu Hause durch und bewunderte die unselige Mühe des gewiß geschickten Verfassers, welcher in dem feinsten lateinischen Styl die allerabscheulichsten Zoten und Schweinigeleien hingestellt hat. Gegen diese Aloysia und einige unserer neuern verfänglichen Bücher dieser Art, noch sehr erträgliche Bücher. Es wundert mich, daß man sie in unsern zotologischen Zeiten noch nicht übersetzt hat. Vielleicht macht das die Seltenheit des Buchs, das man oft mit drei bis vier Karolinen bezahlt hat, oder auch die Unerfahrenheit unsrer Zotologen in der lateinischen Sprache.

Daß ich viel angenehme Stunden im Umgang mit meinem lieben Häag genossen habe, ist außer Zweifel. Der rechtschaffene Mann war noch immer derselbe. Er hatte kurz vorher die Schwester seiner Frau heurathen wollen; hatte aber die Erlaubniß dazu vom Vikariat zu Mainz nicht erhalten können. Er mußte sich daher an den Nuntius des heiligen Vaters Pabst, den der Kurfürst gegen alle Grundregeln und gegen das Interesse und die Ehre des deutschen Reichs zu München hielt, wenden; und dieser ertheilte ex plenaria potestate sibi concessa, die Erlaubniß: und die Herren Vikariatsräthe zu Mainz gaben durch ihre Nachgiebigkeit zu verstehen, daß der

Nuntius mehr zu befehlen habe, als ihr Erzbischof. — Hilf heiliger Febronius!

Meine wenigen andern Pfälzer Freunde waren mir treu geblieben: das waren die Herren Stuber zu Flonheim, Fresenius, Hermann, beide Köster, Jad zu Erbesbudesheim und einige andre. Diese hab ich besucht, und sie haben mir viel Freude gemacht. Insbesondere beehrten mich die Herren von la Roche, der Major und der Hauptmann, mit ihrer immer ununterbrochenen Freundschaft. — Die im ersten Theil S. 373. genannte Tochter des reformirten Predigers hab ich auch gesehen, und mein Verständniß mit ihr erneuert.

Thereschen hätte ich sehen und sprechen können; aber ich fürchtete mich vor dem Eindruck, den sie auf mich machen würde, und so wollte ich sie lieber gar nicht sehen. Sie war noch ledig. Ein gewisser Herr Huber, sonst Latus genannt, hatte, wie wir wissen, um sie angehalten, aber den Korb bekommen. Ich ärgerte mich häßlich über den Latus, daß er mein Mädchen hatte haben wollen, und war froh, daß sie ihn abgewiesen hatte. Was man aber ein Thor ist! Man mißgönnt Andern ein Gut, woran man keinen Theil haben kann und keinen haben will.

Sonst war es noch in der Pfalz, wie ich es im ersten Theil beschrieben habe. Der Schlappohr,

und der alte Schulz, Hahn, spuckten noch immer: noch immer lief der feurige Mann herum, und das Maar drückte noch immer. — Doch sahe ich auch da einen katholischen Priester, den Herrn Pastor Hoffmann zu Erbesbudesheim, der an des versetzten Neuners Stelle gekommen war, und stark wider Gespenster und Hexen predigte, auch den Katechismus des Pater Vogels nicht mehr öffentlich lehrte. Gott vergelte dem redlichen Mann seine Bemühungen, und gebe ihm viele Nachfolger unter allen drei Religionen in der Pfalz, auch sonst wo, wenns nöthig ist!

Die Pfälzer Firlefanze, die orthodoxen Pfaffen, welche mich sonst gedrückt und geplagt hatten, ließ ich gehen, und sah sie nicht. Doch habe ich den theuren Schmuckmann in Bechtolsheim gesprochen, und ganz abgeschmacktes Zeug von ihm hören müssen.

Ueber den D. Bahrdt mußte ich hundert tausend Fragen beantworten: denn wohin ich kam, wollten die Leute etwas von ihm wissen. Bahrdt hatte sich zu sehr in der Pfalz bekannt gemacht; und von Halle aus waren viele Schnurren und Lügen über ihn dorthin versprengt worden. Ich war damals noch ein großer Verehrer dieses Mannes, den ich noch immer von der besten Seite ansah, und ihn folglich manchmal vertheidigte. Und wenn ich auch

damals schon in Absicht des verstorbenen Doctors so gedacht hätte, wie ich hernach dachte, so würde ich doch den Pfälzer Bonzen, Derwischen und Fraubasen die Freude nicht gemacht haben, über ihn zu räsonniren. Die Pfälzer kennen keinen Ketzer weiter, als den D. Bahrdt: der hat unter ihnen gehauset; die andern aber, z. B. Semler, sind ihnen blos dem Namen nach bekannt: ihre Schriften haben sie nicht gelesen.

Alles, was ich sah und hörte, machte den Entschluß immer mehr bei mir fester, nach Halle zurück zu gehen, ja, oft wünschte ich mich schon wirklich wieder da. Die Gesellschaften auf dem Keller bei der Jungfer Fleischern zu Halle, so abgeschmackt diese sonst seyn mögen, schienen mir doch lange so abgeschmackt nicht, als die Versammlungen der Pfälzer Herren und Damen. Mein Glück in der Pfalz war einmal verscherzt, und ich war der Mann nicht, der es hätte wieder herstellen können. Sollte ich nun durch meine Gegenwart den Kummer meiner Eltern vermehren, und sie mir noch abgeneigter machen? Ich sprach deswegen sehr ernstlich mit meinem Vater, und er hatte nichts dagegen, so sehr auch meine Mutter sich zu widersetzen schien. Denn daß sie es nicht ernstlich mit mir meinte, und mich lieber weit von sich weg wünschte, hab' ich nachher erfahren. Sie war meinem Bruder einmal acwogen, und dieser wollte nicht, daß ich in der Nähe bleiben sollte.

Der Inspektor Birau widerrieth mir zwar, so viel er konnte, nach Halle zurückzukehren; aber wenn ich Gründe forderte, so wußte er keine.

Die Halsbandsgeschichte des Kardinals Rohan, Bischofs zu Straßburg, war damals noch in frischem Andenken. Man erzählte mir viele Partikularitäten von diesem Prälaten, immer eine skandalöser als die andere. Hier ist der Ort nicht, dergleichen anzuführen. Genug, er war ein wahrer französischer Pfaffe, der, wie heut zu Tage ein ganzer Haufen Deutscher, viel auf kirchliches Wesen hielt, um unter dem Scheine der Gottseligkeit desto ärger im Stillen hausen zu können.

Endlich kam die Zeit herbei, daß ich abfahren sollte. Mein Urlaub ging zu Ende, und ich foderte von meinem Vater so viel Geld, als ich zur Reise nöthig hatte. Er gab mir es gern; und wenn ich den Schmerz abrechne, den mir die Trennung von meinen Eltern machte, so verließ ich die Pfalz ohne Betrübniß. Nichts bedaurte ich, als den guten Wein, den ich nun nicht mehr trinken sollte. Sonst war ich gegen alles so ziemlich gleichgültig: denn Freunde fand ich ja in Halle wieder; warum sollte ich mich also wegen jener grämen, die ich in der Pfalz zurückließ? Von meinem Bruder hab ich keinen Abschied genommen: worüber er sich auch wohl nicht wird geärgert haben.

Dreissigstes Kapitel.

Rückkehr nach Halle. Schlägerei mit Bauern. Folgen der Trunkenheit. Zank mit Pfaffen. Je näher bei der Kirche, desto ferner von Gott.

Mein Freund Köster zu Niedersaulheim, billigte auch meinen Vorsatz, nach Halle zurückzukehren. „Wenn Ihr hier bleibt in der Gegend, sagte er, so flecht man Euch endlich gar noch ein.“ Er hatte nämlich meine unklüglich freien Reden erfahren, welche ich in den Schenken über Religion und Obrigkeit, über Pfaffen, Adeliche und Grafen geführt hatte.

In Mainz suchte ich den berüchtigten Brandenburger auf: er war aber aus dem Hause, das er sonst bewohnt hatte, ausgezogen. Auf mein Befragen, wo er sich denn jetzt aufhalte, hieß es: „Der Schuft wohnt jetzt am Rheinthor, wo er eine Auflage von Hurenmenschern unterhält, um damit seine geistlichen und weltlichen Kunden zu bedienen.“ — Freilich die geistlichen, um das Cölibat desto wortreicher gegen die Protestanten und Neufranken durchzusetzen. — Das gehört so mit zur katholischen Kirchen-Terminologie!

In Friedberg sah ich einige Bekannte, besonders den Herrn Prediger Graf, den einzigen gescheuten Prediger in der ganzen Burgschaft: die übrigen sind Brüder von der traurigen Gestalt, mit welchen nichts anzufangen ist. Der Zustand der lateinischen Schule zu Friedberg wurde mir auch über allen Glauben elend beschrieben. Der Rector Bangsdorf sollte noch in der ersten Klasse den Orbis Pictus exponiren lassen. Einige meiner Freunde riethen mir, da zu bleiben, und französischer Sprachmeister in Friedberg zu werden. Allein, als man mir die Vortheile berechnete, und ich den Zwang bedachte, dem ich mich da würde unterwerfen müssen, wollte ich lieber als Soldat in Halle Studenten unterrichten, als in Friedberg den Herrn Sprachmeister der Philisterjungens nach Peplers Grammaire machen. Ich ging also weiter.

Hinter Friedberg setzte ich mich auf den Postwagen und fuhr blind mit. Es waren noch zwei Passagiers drauf, nämlich ein Ladendiener aus Gotha, und ein Posamentierer aus Paris, welcher seine Eltern in Zittau besuchen wollte. Beide waren sehr artige Männer, mit denen ich hübsch kosen und mir die Zeit angenehm vertreiben konnte.

Ich konnte nur bis Erfurt mitfahren, weil ich nicht so lange bleiben wollte, als sich die Post dort gewöhnlich aufhält. Ich ging also weiter, und be-

schloß, eine gute Stunde von Erfurt in einem Dorfe, wo ich schon etwas bekannt war, zu übernachten. Ich trat in die Schenke, und fand eine große Menge Bauern, oder wie sie dort heißen, Nachbarn, welche sich vom Herrn Richter und dessen Schöppen etwas vorlesen liessen. Ich saß ganz ruhig, und fragte den Wirth, ob er mich beherbergen könnte. Als er es bejahte, wenn ich einen Paß hätte, zeigte ich denselben vor, und setzte mich wieder hin. Der Herr Richter, nachdem er seine Weisheiten ausgekramt hatte, näherte sich mir, und fragte nach meiner Reise u. s. w. Ich gab ihm ganz kurzen Bescheid, und als er fortfuhr zu fragen, antwortete ich gar nicht mehr, und bat ihn, mich ungeschoren zu lassen: ich wäre müde, und möchte gern ruhig für mich bleiben. Der Richter, ein dickes grünröckigtes Schenie, fand sich beleidiget, und fragte mich, ob ich wohl wüßte, wer er wäre? Ich lachte darob und schwieg. Nun setzte er sich erboßt nieder, und trank Schnapps, der nach der Verlesung der Akten, oder was es sonst war, bei den Bauern reichlich die Runde ging. Ich hätte nun sollen hübsch stille seyn, nüchtern bleiben, und die Bauern ihr Wesen für sich treiben lassen: allein ich dachte, wer hat dir hier zu befehlen? und ließ mir fleißig Bier einschenken, welches in dieser Gegend sehr gut, aber auch sehr berauschend ist.

Nachdem die Bauern nebst dem Richter und den Schöppen g) ganz gewaltig betrunken waren, so fingen sie an, in der Stube herum zu tanzen, und sich zu betragen, wie Besoffene zu thun pflegen. Der Schulz oder Richter ließ einige Worte fallen, die mir missfielen, und die ich ihm ziemlich derb aufmutzte. Ich fragte ihn nämlich, wer ihm das Recht gäbe, einen Fremden zu turbiren? Er sey ein Grobian u. s. w. Darüber mockirte sich der Grünreck, und wir geriethen in sehr derben Wortwechsel, der sich mit Ohrfeigen endigte. Die Bauern kamen haufenweise, und fielen auf mich ein; doch fand ich auch Beistand bei andern, und die Schlägerei ward so allgemein, daß das Blut hin und wieder floß. Weil der Hr. Richter samt allen Schöppen mit in den Streit verwickelt waren, so konnte niemand steuren, und der Krieg ward fortgesetzt. Ich retirierte mich zuletzt hinter den Tisch, und ward so vor weitern Kopfnüssen sicher. Endlich hörte die Balgerei auf, und wir versöhnten uns. Die Bauern blie-

---

g) In der Pfalz ist das eben so: so oft die Rechte der Gemeinde verlesen werden, so saufen sich allemal die Bauern und die Vorgesetzten voll. Gewöhnlich wird dem Gemeinde-Becker der Kontrakt so eingerichtet, daß er den Bauern die Bäuche füllen und so viel Wein auftischen muß, als erfordert wird, sie taumelnd und voll zu machen.

ben die ganze Nacht in der Schenke, und der Wirth hatte gute Lösung an Brantewein und Bier.

Früh kam der dortige kaiserliche Werber, Messer, ins Wirthshaus: denn er hätte gehört, wie er sagte, daß ein Fremder da wäre, der Dienst suchte.

Ich: Da irren Sie sich gewaltig, mein guter Herr!

Messer: Warum denn? dienen Sie halter dem Kaiser: ist ja der größte Herr in der Welt!

Ich: Hab gar nichts wider des Kaisers Grosse herrschaft; aber dienen kann ich ihm nicht, mags auch nicht.

Messer: Geb Sie halter vier und zwanzig Gulden Handgeld [b]), und Kapitulation auf sechs Jahr. Ist halter ein gar guter Dienst! kriegen alle Tag drei Kreuzer und zwei Pfund Brod!

Ich: Lieber Freund, kommen Sie her, und trinken 'mal. Ihr Soldat werd ich nicht: ich diene dem König von Preussen: sehn Sie hier meinen Paß!

Messer: Nun, wenns halter nicht seyn kann, muß ichs lassen: hab wenigstens meine Schuldigkeit gethan. Will Ihnen Bescheid thun: Sollen leben!

---

b) Macht noch nicht volle 15 Thaler Sächsisch.

Messer setzte sich hierauf ganz traulich zu mir hin, trank meinen Schnapps und hernach mein Bier, und rauchte meinen Taback, ganz gegen die Natur des Betragens der Werber. Ueberhaupt ist ein mächtiger Unterschied zwischen einem kaiserlichen und einem Preussischen oder Dänischen Werber. Ersterer läßt alles gehen, und ist zufrieden, wenn er seinen Mann gefragt hat, ob er dienen will oder nicht? Und bevor er keine Gewißheit hat, mag er auch keinen Heller spendiren, oder sich, wie man sagt, in Unkosten setzen. Dergleichen Unkosten werden ihm nämlich nicht ersetzt. Allein der Preussische und Dänische Werber bediente sich vorzeiten aller Finessen, sogar solcher, wobei es nicht allemal nach den Gesetzen der Billigkeit herging: wozu sonst das neuere, menschlichere Werbreglement von unserm König? — Er ließ sich kein Geld dauren, welches ihm sein Officier hernach ersetzen mußte, und unternahm manchmal Turen, wobei er große Gefahr lief. Daher sind die Beispiele von ausgeprügelten preussischen Werbern in jenen Gegenden gar nichts seltenes. Noch vor zwölf Jahren wurde ein solcher ohnweit Worms so zerschlagen, daß er einige Tage hernach verschied: und eben dieses ist einem dergleichen in Petterweil, einem Dorfe zwischen Frankfurt und Friedberg, wiederfahren, als ich mein Wesen in Giessen trieb. Die Oestreicher sind dagegen immer

friedlich, und was sie nicht gutwillig haben können, nehmen sie nicht mit Gewalt. Die Genauigkeit jedoch, womit sie die Kapitulationen halten, macht, daß es ihnen an Leuten nie fehlt.

Ich fragte nun, wie weit ich nach Neustädt hätte, wo mein ehrlicher Krippenstapel Wirth ist. Als ich hörte, daß ich auf Halle zu, eben nicht viel umginge, so entschloß ich mich, auf dieses Dorf los zu marschiren. Ich verlohr aber den rechten Weg, und lief wenigstens zwei Stunden um, bis ich endlich Buttelstädt erreichte. Hier mochte ich aber nicht bleiben, und ob es gleich bald Abend war, ging ich doch weiter. Ich mußte, weil die Nacht einmal, Halt machen im nächsten Dorfe, dessen Namen ich vergessen bin: der Wirth hieß Schröter. Ich fand in der Wirthschaftsstube zwei Männer, die ich gleich an ihrer Mine für Schulmeister hielt, und die sie auch wirklich waren. Der eine hieß Berger, und war Kantor zu Buttelstädt. Die Leutchen machten sich an mich, und blieben da bis nach zwölf Uhr, wo sie nach dem schönen Sprichwort, Cantores amant humores, das sie sehr oft wiederholten, sich das gute Bier recht gut schmecken liessen, und hernach wohl bezecht zu Hause gingen.

Bei meinem Krippenstopel machte ich mir einen guten Tag: die Leute waren herzlich froh, mich wie-

der bei sich zu sehen. Krippenstapel begleitete mich bis Steckelbergen, und am folgender Tage kam ich zu Halle an.

Der Major von Müffling freute sich sehr über meine Zurückkunft, die er, wie er sagte, immer erwartet hätte, obgleich alle Andere daran gezweifelt hätten. Er ermahnte mich, besonders nun, da ich gleichsam wieder von neuem anfing in Halle zu leben, die verführerischen Gelage, und den Trunk zu meiden, welche Dinge allemal die schädlichsten Folgen haben müßten.

Freilich hatte der gute Mann recht: denn nichts hat mir mehr geschadet, als der Trunk: der hat mich sogar zu Verachtungen verleitet, die ich mich zu bekennen schäme; doch aber bekennen muß, theils, weil sie in meine Geschichte gehören, theils aber, um die Folgen des Trunkes desto anschaulicher zum Verabscheuen darzustellen. Wollte ich dergleichen auslassen, so würde ich erstlich nicht durchaus aufrichtig seyn, und dann würde man Beiträge liefern und mich einer Lüge oder Verheimlichung zeihen können, welches mir sehr unangenehm seyn würde. Also will ich noch einiges gestehen, so hart mir sonst das Geständniß dessen ankommt, wozu mich die Trunkenheit verleitet hat.

Ich habe, wenn ich in Saufgelagen war, und das Geld fehlte, einigemal Dinge, die nicht mein

waren, veräussert, um nur Geld zu bekommen und der einmal rege gemachten Begierde zu trinken, und mit andern lustig zu leben, genug zu thun. Freilich geschah dieses allemal in der Absicht, das z. B. versetzte Buch, wieder bei Gelegenheit einzulösen, und es dem Eigenthümer zuzustellen. Es ist auch größten theils geschehen! — Alle die, welche ich auf solche Art beleidigt habe, können meiner Reue darüber, nebst der Schaam, versichert seyn, und so vergeben sie mir herzlich gern, was ich that: folglich ists nicht nöthig, die Herren mit Namen zu nennen, denen ich auf diese Art zu nahe getreten bin. Eben so hoffe ich, wird man mirs verzeihen, wenn ich im Taumel der Trunkenheit, meine Lehrstunden nicht gehörig abgewartet, oder während derselben vielleicht selbst dummes Zeug getrieben habe.

Weil ich aber einmal dran bin, die üblen Folgen meines Saufens zu erzählen, so will ich noch aus dem ersten oder zweiten Jahre — ich weis es nicht mehr recht — meines Soldatenlebens einen Spektakel anführen, den ich mit einen hiesigen Pfaffen, und hernach mit einen alten Magister, der sonst Prediger gewesen war, gehabt habe.

Ich kam einmal mit einem gewissen Bürger aus einer Schenke, und raisonnirte gerade auf der Straße über Pfaffen, über sogenannten Gottesdienst und dergleichen. Ein hiesiger Schwarzrock, der hin-

ter uns her kam, widersprach öffentlich, und drohte mir auf gut pfaffisch, mich zu verklagen, und mir durch meine Vorgesetzten das lästerliche Maul stopfen zu lassen. Diese Bravade brachte meinen ohnehin schon heroischen Kopf vollends in Harnisch, so daß ich dem Gottesmann mit Nachdruck vorwarf: Er, ja Er wäre der Rechte, der noch Ursache hätte, sich zu brüsten! Er möchte doch, nur erst sein Haloren-Mensch fahren lassen, und durch die seine Frau nicht nöthigen, ihren Kummer in Brantewein zu versaufen. Es sey wahrlich sehr sauber, sich nachsagen zu lassen, daß er seine viehischen Triebe nicht einmal im Beichtstuhl bändigen könnte! Er möchte sich zum Teufel scheeren, wohin er gehörte! u. dgl. Jetzt wollte ich auf den gleißnerischen Hurenbengel mit geballter Faust los, und ich würde wahrscheinlich sehr unsanft mit ihm verfahren seyn, wenn mich mein Begleiter nicht abgehalten, und in eine nahe Kneipe geführt hätte. Hier saßen wir, bis ich vollends meine Ladung hatte, und endlich aufbrach. In der Mäkerstraße begegnete mir der alte Magister von Sangerhausen, den ich aus Versehen schuppte, und der nun anfing loszuziehen. — „Was willt du alter Pfaffe," schrie ich, und lief ihm nach. Er rettete sich in des Juden Josephs Haus, wohin ich ihn verfolgte: weil aber die Thüre verschlossen wurde, so klopfte ich so stark an die Fen-

ster, daß diese hineinstürzten und einige Scheiben zerbrachen. Der Spektakel ward auf der Straße allgemein, bis endlich Bartolini hinzukam, und mich nach Hause führte. Die Sache kam zwar vor meine Vorgesetzte, allein da weiter niemand klagte, so blieb es bei einem Wischer.

Der Schwarzrock that freilich klug, daß er meine Vorwürfe geduldig einstach und verschmerzte. Hätte er sich rein gefühlt, so würde er schon als hochhinauswollender Pfaffe geklagt haben; so aber schwieg er, um seine Schande nicht auch noch gerichtlich zu vernehmen. Was für Erbauung läßt sich indeß von einem Mann erwarten, der die ärgsten Präsumptionen durch selbstverschuldete böse Gerüchte wider sich hat? Und doch will dieser Mann die reine Lehre retten helfen!! Sonderbar ist das immer! — Doch was ist leichter, als kirchliche Schibolets papageienmäßig nachzubeten; und was ist schwerer, als als Mann von Einsicht und Ehre zu handeln? Zu jenem ließe sich gar ein Rabbi bestechen; und nur ein Vanini besteigt für dieses den Scheiterhaufen als — Mann *).

*) „Geh mit deinem Christus! der schwizte Blut vor Angst; ich aber gehe meinem Tod unbekümmert entgegen," — versezte Vanini, als auf der Hinführung zum Scheiterhaufen einer von den Inquisitoren ihm

Und was gewinnt man mit dem ganzen Brast von — — sogenannter reiner Lehre? Nirgend sieht man auf diese eifriger, als in Italien, Portugal und Spanien: und wo herrscht öffentliche Sicherheit, National-Industrie, Commerz und Wohlstand weniger als dort? Kurz, je näher bei der Kirche, — so sagt der Engländer — desto ferner von Gott, und je näher bei Rom — so sagt der Katholik — desto ärgerer Christ *)! — Doch zurück zu mir!

Ich habe die vorhin erzählten Begebenheiten auch noch anführen wollen, weil sie in Halle damals sehr bekannt waren, und weil sie doch auch zu mei-

---

ein Crucifix vorhielt, mit der Vermahnung, sich an diesem zu spiegeln.

*) „England liegt jämmerlich danieder: Bigotterie und Pfaffen haben den König — Jakob II — zu Grunde gerichtet. — Besser ist es, sich an die irdische, als himmlische Sternseherei zu halten: und so — bleibt es wahr: Frömmelei und Pfaffen führen alle diejenigen, die sich von ihnen beherrschen lassen, unvermeidlich ins Elend." — Dies schrieb die endlich selbst gewitzigte Königin, Christine von Schweden an Olivekrans über die Thronrevolution in England. Man lese die Mémoires concernant Christine, Reine de Suede. T. II. pag. 295. und 297. — Eben so bedaurte Friedrich der Grosse jedes Land, dessen Regent ein Freund der Pfaffen und der Pfafferei sey.

ner Geschichte gehören. Wenn ich sie aber auch weggelassen hätte, so würde doch an dummen Streichen von meiner Seite kein Mangel gewesen seyn, und der Beweis, der praktische Beweis, daß Besoffenheit allemal schlimme beschimpfende Folgen hat, würde doch seine hinlängliche Vollständigkeit auch in meinem Buche gehabt haben. Aber niemand soll mir vorwerfen, daß ich etwas wesentliches, das mich angehe, absichtlich ausgelassen, oder bemäntelt habe. Das bin ich dem Publikum, und besonders jenen schuldig, welche bei mir übel weggekommen sind. Das freie unbefangene Geständniß meiner eignen Thorheiten muß die Freimüthigkeit rechtfertigen, mit welcher ich die dummen Streiche Anderer angeführt und gerügt habe. Ich bin wirklich nach und nach von dergleichen Possen, besonders von dem unbändigen Saufen zurückgekommen; doch davon weiter unten.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Militärische Metamorphose. Wiederum Liebelei. Patrioten-Spektakel in Holland. Kirchenparade. Folgen des Kirchenzwangs. Avis an die Prediger.

Bei meiner Zurückkunft nach Halle, war die Exercierzeit angegangen, und weil alle Quartiere belegt

waren, so mußte ich bei einem gewissen Kolbach für sich nehmen. Hier lag noch ein Soldat, Namens Koggel, der vorzeiten in Halberstadt die Schule besucht hatte, hernach aber zum Soldatenstand gezwungen war. Mit diesem braven geschickten Mann, der endlich Unterofficier geworden ist, habe ich damals die genaueste Freundschaft gestiftet und bis jezt fortgeiezt. Ich habe viel Vergnügen in seinem Umgang genossen.

Meine Stunden fing ich gleich nach meiner Zurückkunft wieder an; und meine damaligen Scholaren waren Kochlovius, Verfasser eines Romans und vertrauter Freund des berüchtigten Grosings, Herr Richter aus Schlesien, Buchholz, Schulz, Solbrig, Preuß, Martin und andere. Allen meinen Scholaren danke ich, und werde ihnen immer danken für ihre Freundschaft gegen mich.

Nach dem Absterben unsers großen Königs, fand der jetzige Wilhelm bei der nächsten Revüe für gut, mit der Armee einige Abänderungen vorzunehmen, welche ähnliche bei den Regimentern nach sich zogen. Das unsrige bestand seit 1783 aus achtzehn Compagnien: von diesen nahm Wilhelm sechse weg, ließ zwei von Briezen dazu stoßen und richtete so zwei Füselier-Bataillons auf. Die Compagnie, bei der ich stand, war auch eine von denen, welche zu den

neuen Bataillons gezoge wurden; und da alle großen Leute beim Regiment bleiben sollten, so wurde auch ich ausgehoben und zur Kompagnie des damaligen Hauptmanns von Manteufel abgegeben. Ich verließ meine vorige Kompagnie und den Major von Müffling sehr ungern: ich war einmal der Leute gewohnt, kannte sie alle und wußte, wie man mit ihnen leben mußte; allein nun kam ich zu einer Kompagnie, deren Officiere und Soldaten mir alle unbekannt waren. Da war ich gleichsam wieder Rekrut. Ich kam ins Logis zum Feldwebel Gruneberg, einem recht guten Mann, wo ich auch bis auf diesen Tag geblieben bin. Ich würde sehr wenig Achtung gegen meine Leser äußern, wenn ich meine ökonomische Lage näher beschreiben wollte: das sind für sie Kleinigkeiten, welche man übergehen muß: kümmerlich war freilich alles!

Ich habe schon oben gesagt, daß es mir einmal eingefallen sey, eine Frau zu nehmen, weil ich des Quartierliegens bei andern überdrüssig war. Eben solche Gedanken hatte ich auch 1787. Ich ward nämlich mit einem robusten vollbusigten Mädchen bekannt, das mit Vornamen Röse hieß. Ich fand, wenn ich mich selbst so fragte, daß ich mit ihr würde leben können, und beschloß, da sie und ihre Eltern einwilligten, sie auf Ostern des folgenden Jahres zu heurathen. Wir gingen schon ziemlich vertraut mit

einander um, doch ohne den Wohlstand oder die Ehrbarkeit zu beleidigen. Dieses habe ich auch niemals bei Frauenzimmern gethan, für welche ich einige Achtung hatte: der rohe ungeschliffene Mensch nur kann dergleichen unternehmen.

Indessen war ich von Liebe weit entfernt: ich sahe in Rösen blos ein Geschöpf, in dessen Gesellschaft ich meine noch übrige Zeit ruhig und friedlich zubringen könnte: und so schätzte ich sie allerdings, ohne jemals von dem einiges zu fühlen, was ich bei meinem Thereschen vor dreizehn Jahren so lebhaft gefühlt hatte. Ich konnte drei Wochen leben, ohne Rösen zu sehen, und machte mir darüber keinen trüben Augenblick. Zum Ehestande, dachte ich aber, gehöre ganz und gar keine Liebe: diese sey oft die Quelle von tausend Unannehmlichkeiten und Quälen — folglich mehr schädlich als nützlich. Ich hatte dergleichen gelesen, gehört und mir es auch durch Reflexion abstrahirt. Es sollte aber aus meinem Vorhaben auch diesesmal nichts werden. Ich war zu der Zeit noch immer ziemlich lustig, lebte in den Tag hinein, und verthat mein Geld, wie und wo ich konnte. Diese Wirthschaft gefiel meiner Mamsel nur halb, und sie machte mir deswegen Vorstellungen und Vorwürfe. Allein ich kehrte mich wenig daran, und so ward unser Umgang immer kälter. Vorwürfe und dergleichen sind allemal der kürzeste

Weg zur Trennung. — Ausserdem bemerkte ich, daß meine Scharmante einen ihrer Vorder-Zähne verlohren hatte: und diese Endeckung zog wirklichen Widerwillen von meiner Seite nach sich. Ich hatte sie gewiß der Schönheit wegen nicht für mich bestimmt: sie war nichts weniger, als schön: jedoch wollte ich auch nicht haben, daß sie häßlicher werden sollte, als sie war: und daher verminderte die bloße Bemerkung eines fehlenden Zahns ihren Werth für mich gar sehr. Das Ding geht, dünkt mich, ganz natürlich zu.

Allein es kam noch mehr, das uns trennen sollte. Ich erfuhr, daß meine Rösie vorher mit einem andern Soldaten gut gewesen war, wie man in Halle sagt: ihre eigne Mutter eröffnete mir dieses Geheimniß, setzte aber hinzu, daß sie dem Dinge ein Ende gemacht hätte. Das gefiel mir noch weniger, und machte meine Eifersucht, oder vielmehr meinen Stolz gewaltig rege. Sollst du denn, dachte ich, der Nachfolger eines andern dummen Kerls seyn? Dieser Gedanke quälte mich bis zur reifen Ueberlegung. Wäre ich verliebt gewesen, so hätte ich dergleichen vielleicht übersehen, aber so behandelte ich meine Liebschaft nach gewissen Grundsätzen, mit welchen eine frühere durch die Mutter verhinderte Liebschaft schlechterdings nicht übereinkam. Ich untersuchte die Sache genauer, und da erfuhr ich

denn, daß mein Mädchen sehr traulich mit ihrem vorigen Galan, der aber bei weitem nicht ihr erster gewesen war, umgegangen sey. Das verdroß mich schröcklich, und ich beschloß, zu brechen. Dieses Vorhaben wurde noch beschleunigt, als ich erfuhr, daß sie sich, um sich vielleicht für meine Kälte schadlos zu halten, an den Bedienten der Herrschaft, bei welcher sie damals diente, gehängt hatte, und fleißig mit demselben die Kneipen in und außerhalb der Stadt besuchte. Nun war es bei mir alle, und ich bekümmerte mich gar nicht weiter um ein Mädchen, von dem ich voraussahe, daß es mich, wenn es meine Frau seyn würde, mit Hörnern krönen müßte.

Das Mädchen hat hernach einen Leinenweber geheurathet, mit welchem sie ziemlich vergnügt lebt. Ich gönne ihr alles Glück. — Diese Erzählung sey auch die letzte dieser Art seyn, welche ich meinen Lesern auftische. Ich glaube, daß sie eben so viel Unlust empfinden, derlei Possen zu lesen, als ich — sie zu beschreiben. Sinds doch Lappereien!

Im Sommer 1787 mußten die Füselier nach Holland marschiren, um da den Patrioten-Spektakel beizulegen. Sie kamen schon zu Anfang des folgenden Jahres zurück und hatten beinahe alle eine Sackuhr u. dgl. erobert; aber nur einen einzigen Mann, Schauerte, durch das feindliche Geschütz

eingebüßt. Durch Desertion gingen freilich viele ab; aber das ist nun einmal bei den Soldaten nicht anders. Mich wunderts, daß kein Preußischer Augenzeuge die Beschuldigungen widerlegt hat, die den Patrioten-Bändigern von dem Verfasser der Schrift: Die Preussen vor Europas Richterstuhl angeklagt, gemacht sind.

Für mein Theil lebte ich ziemlich ruhig, und da ich immer Stadt-Urlaub hatte, kam ich weiter nicht zur Kompagnie, als zu Zeiten bei der sogenannten Kirchenparade. Ich muß doch hiervon auch ein Wörtchen anbringen. Diese Parade, welche Sonn- und Feiertags früh gehalten wird, hat allerdings ihren mannigfaltigen Vortheil. Sie macht, da man dabei besonders auf guten Anzug sieht, daß der Soldat nicht vergißt, sich reinlich und proper anzuziehen. Das sollte aber auch billig das Einzige seyn, was man dabei beabsichtete. Wer sonst in die Kirche gehen will, — und das wollen allemal Viele, da viele Soldaten noch große Verehrer des Kirchengehens u. dgl. sind — der geht ohne allen Zwang hinein; und wer nicht hinein will, den sollte man durchaus nicht hineinzwingen. Es ist ja selbst nach den orthodoxesten christlichen Begriffen ein toller Gedanke, jemanden zum Gottesdienst, wie das Predigthören, Nachtmahllaufen u. dgl. misbräuchlich genannt wird, zu zwingen und die Versäumniß derselben zu bestra-

sen. Ich darf nicht erst die Tollheit dieses Gedankens beweisen. Selbst unter Katholiken erregte es bei den Vernünftigern ein lautes Gemurre, als der Geheimerath Babo, der Onkel des braven Herrn Professors Babo zu München, weil er einige österliche Zeiten versäumt und die Messe selten besucht hatte, mit dem Herrn von Montbuisson, der des nämlichen Staatsverbrechens beschuldigt war, in Manheim mit kirchlichen Strafen belegt wurde. Das geschah, wenn ich nicht irre, 1784 und zwar in der Pfalz, wo Pfaffen immer das Regiment geführt haben und noch führen *). Allein in einem Lande, wie das Preußische ist, wo die Pfafferei kein selbständiges Pfaffenrecht mehr hat, sollte billig dergleichen nicht weiter gehört werden. Es hat mich daher immer sehr gewundert, daß bei uns noch ein solcher kirchlicher Zwang statt findet: ja, nichts hat mich mehr gekränkt und aufgebracht, als wenn ich die Kirche besuchen mußte. Ich hatte zwar vernünftige Vorgesetzte, welche es nicht so genau nahmen,

*) Ein neuer Beweis davon ist, daß, nach neuern Berichten aus München, ein dortiger Hof-Jesuit die Wiedereinführung des Jesuiten-Ordens schon an fünf Höfen, besonders an einem mächtigen Protestantischen zur Sprache gebracht hat, um — wer sollte es denken! — Revolutionen auf eine bequemere Art vorzubeugen. Aber — ab insidiis Diaboli — libera nos Domine! heißt es in der Allerheiligen-Litanei der Katholiken.

wenn ich zuweilen vorbeispazierte: allein um dem Arrest zu entgehen, sah ich mich doch oft genöthigt, mich in der Kirche pfahlweise hinzustellen: denn die Sitze sind schon vorher alle durch Bürger, Weiber, Mädchen, Nymphen u. dgl. in Beschlag genommen. Da ich nun einen unbezwinglichen Widerwillen gegen alle und jede Pfafferei in mir fühle, so glaubte ich mir keine bessere Genugthuung gegen diesen Zwang verschaffen zu können, als wenn ich meine Kirchzeit mit Bücherlesen hinbrachte: und gerade wählte ich zu diesem Behufe Bücher, welche ich zu Hause gewiß nie gelesen hätte. Um keinen zu ärgern, mag ich sie nicht einmal nennen: genug, sie waren höchst prosan und schändlich. Die andere Art, mich gegen diesen Zwang schadlos zu halten, war, daß ich die nun und dann aufgefangen, oder mir von meinen Cameraden vorgerühmten Lehrsätze derb persiflirte, und von da auf Pfaffen und Pfaffenwesen in den bittersten Ausdrücken losfuhr. Auch habe ich bemerkt, daß dieser verbitterte Zustand meines Innern mich die lezte Zeit, wo ich oft Monate lang meine Neigung zum Trunke glücklich bezwungen hatte, gerade an diesem Tage hinriß, meinen geärgerten Muth durch ein Getränke nur noch mehr zu erhitzen, wodurch ich ihn zu kühlen dachte. — Dies und die Erfahrung, daß gerade Italien und Frankreich die meisten und scharfsinnigsten sogenannten Freigeister erzeugt haben, lehrt, wie

mich dünkt, unwidersprechlich: Daß Religion oder Religiösität erzwingen wollen, gerade das Mittel sey, sie vollends zu untergraben. —

Des Predigers Pflicht wäre es allerdings, dazu auf zu sehen, daß niemand mit Gewalt ihm zuhören dürfte. Um aber dies zu bewirken, müßte der größte Theil dieser Herren das Geschick haben, moralische Wahrheiten so gemeinverständlich, bündig und schön, ja hinreissend vorzutragen, wie vor Zeiten Demosthenes und Cicero politische vortrugen. Wer zwang hier jemanden, diesen zuzuhören? Jeder, auch der gemeinste Mann, drang sich von selbst hinzu, horchte, begriff und folgte. Der Vortrag hatte Interesse für Alle! War das aber zu der Zeit möglich: warum nicht auch noch jezt — wenn wir nämlich nur auch noch jezt solche Redner und Rednerfreiheit hätten, wie man sie damals hatte? Das ist indeß der Knoten! Hätten jene Fürsten der Redner vorschriftemäßig unnützes, unbegreifliches Zeug herfaseln müssen: würde der einsichtigere Theil ihres Mitbürger ihr Zuhörer geworden seyn? Würden die Herren Redner nicht sich und ihr Fach verächtlich gemacht haben? — Hätten sie hingegen gemeinnützige Wahrheiten schwülstig oder schwerbegreiflich vorgetragen: würde der gemeine Mann nicht aus Furcht vor Langerweile weggeblieben seyn? — Also hübsch den Mittelweg gegangen wie jene, aber ja praktisch,

praktisch und nicht mysteriös, nicht hyperphysisch: und wer würde es verschmähen — hoch oder niedrig, gelehrt oder ungelehrt — sich von einem gesezten, sachkundigen Mann über moralische Angelegenheiten ein stündchenlang gemeinschaftlich unterhalten zu lassen? — So machte es größtentheils Herr Tiede, jezt Inspector zu Liegnitz. Dieser ehrwürdige Mann verband mit einem gemeinnüzigen und leicht faßlichen Vortrag den schönsten Ausdruck in Worten und Gebährden: und seine Kirche war immer voll. Allein mancher Herr würde keine oder doch nur wenige Zuhörer haben, wenn ihm nicht ein Haufen gezwungener Menschen zuhören müßte. Freilich stiften dieser Art Herren heilige Reden von der Ergebung in den Willen Gottes — von den Aussichten in die Ewigkeit und andern dergleichen Siebensachen blutwenig Nuzen; aber sie haben doch ein zahlreiches Auditorium, und daran haben sie genug. —

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Herr Biepink. Kryptokatholizismus. Proselytenei. Allmälige Besserung von meiner Seite. Verlust meines Stadt-Urlaubs.

Im Jahre 1787 kam ich in nähere Bekanntschaft mit einem Mann, der hernach mein beßter Freund

und wahrer Wohlthäter geworden ist. Dieser Mann ist Herr Bispink. Ich kannte ihn vorher schon etwas; allein unser nähere Umgang entstand erst, als er mir eine Abhandlung aus dem Italiänischen zu übersetzen auftrug. Sie hieß im Original: Dell' influenza del Commercio sopra i Talenti e sui Costumi. Eine Uebersetzung davon hatte der hiesige Buchdrucker, Herr Francke, zum Verlag übernommen und schon bis zum dritten Bogen absetzen lassen. Von ohngefähr war dem Herrn Bispink ein Bogen davon zu Gesicht gekommen, und gleich war ihm die Unbrauchbarkeit dieser Uebersetzung fürs Publikum aufgefallen, die auch wirklich, außer der klassischen Wortfolge, so verworren und verstümmelt aussah, daß sich bei mehreren Stellen gar kein Sinn herausklauben ließ. Um also den Herrn Francke vor Makulatur zu sichern, trug mir Herr Bispink, der zu der Zeit noch in keiner nähern Verbindung mit Herrn Francke stand, auf, das Original noch einmal wörtlich zu übersetzen. Ich that dies: und diese meine Arbeit, verglichen mit dem Original, setzte den Herrn Bispink in Stand, mit weniger Zeitverlust, eine ganz neue Uebersetzung vorzunehmen, die dem Sinn und der Gedankenfolge des Originals mehr angemessen war. Ich muß gestehen, daß ich hier den Unterschied zwischen einer wörtlichen und sächlichen Uebersetzung recht auffallend bemerkt habe.

Wie glücklich die letztere dem Herrn Bispink gerathen sey, haben die Göttinger Anzeigen entschieden, und es lehrt es der Augenschein in — des Grafen von Arco Abhandlung über den Einfluß des Handels auf den Geist und die Sitten der Völker m). Während dieser Arbeit kam ich mehrmahls zu Herrn Bispink: und so lernten wir uns gegenseitig näher kennen, und er fand an mir vielleicht Einiges, das mir seine Achtung zuzog.

Ich will den Herrn Bispink hier eben nicht karakterisiren: das würde ihm selbst, als dem Mitverleger dieser Schrift, am wenigsten lieb seyn. Aber Einiges muß ich doch von ihm sagen, da er so vielen Einfluß auf meine Lage gehabt hat.

Herr Bispink war, wie bekannt ist, vor Zeiten Franziskaner. Wer ihn näher kennt, wird gern glauben, daß das Mönchswesen für seinen Kopf eben so wenig war, als für sein Herz. Durch Hülfe des Selbstgrübelns und des fleißigen Lesens in den Werken der Kirchenväter hatte er sich allmälig seiner Gewissensfesseln so weit entledigt, daß er nach und nach anfing, ohne Skrupel protestantische Schriften zu Rathe zu ziehen und die Unfehlbarkeit der Kirche zu bezweifeln. Volle neun ängstliche Jahre soll es ge-

m) Aus dem Italiänischen, mit Anmerkungen, 1788.

kostet haben, ehe es ihm gelungen sey, nach gewissenhafter, sorgfältiger Prüfung sich erst über den Katholicismus und endlich gar über Alles, was höhere Offenbarung heißt, mit ruhiger Ueberzeugung wegzusetzen. Bei dieser Denkungsart war es wohl unvermeidlich, nicht hier und da durch freimüthigere Aeußerungen im Sprechen und Handeln den Verdacht und Haß seiner Ordens- und Glaubensgenossen sich zuzuziehen. Dies geschah vorzüglich die vier Jahre hindurch, die er als Professor der Philosophie im Franziskanerkloster zu Warendorf docirte. Der Erfolg davon war, daß man ihn bei den Franziskanern zu Rittberg so lange gefänglich verwahrte, bis man ihn im dritten Jahre für todt erfroren seiner Gefangenschaft entließ. Drei Vierteljahre gingen hin, ehe er sich von den Folgen dieses Zustandes erholte. Kaum war er aber seiner Glieder wieder mächtig, so sann er auf Mittel, sich den geistlichen Cannibalen, samt allem, was Gewissens- und Kirchenzwang heißt, auch auf Kosten seines Lebens, zu entziehen, und auf Gottes weiter Welt als freier Mensch zu bestehen. Er entwarf lange und vorsichtig, und es gelang ihm, 1783 aus dem Franziskanerkloster zu Hardenberg nach Schwelm in der Grafschaft Mark glücklich zu entwischen. Hier begab er sich unter Preußischen Schutz, fand an Herrn Pastor Spitzbarth einen zweiten Vater, und kam end-

lich 1734, auf des Herrn Professor Eberhards Rath, nach Halle.

Und diesen Mann der Leiden — wer sollte es glauben! — hielten ansehnliche Hallenser eine Zeitlang für einen — Kryptokatholiken. Ich selbst habe dergleichen schnurrige absurde Urtheile über ihn gehört. Aber so über Herrn Bispink zu urtheilen, hieß doch gewiß recht komisch urtheilen! Ein Mann, welcher drei Jahre lang im Gefängniß schmachten mußte, wegen Antijesuitismus und Antimonachismus, sollte nun ein Emissar seiner Peiniger werden? — sollte ein Unwesen verbreiten helfen, das ihm so viel Unglück und Verfolgung und dadurch einen unversöhnlichen Haß gegen Alles, was Pfaffe und positive Religion heißt, zugezogen hatte? Kein Vernünftiger hätte so denken sollen: und doch dachten und sprachen mehrere so, welche sich, wer weis, für welche helle Köpfe halten.

Da ich den katholischen Pfaffismus ziemlich aus der Pfalz her kannte, so war mir es immer angenehm, wenn unser Gespräch auf diesen Gegenstand sich lenkte, und Herr Bispink seine freiern Urtheile über dergleichen Fratzen äußerte. Er hat auch einiges über diese Possen anonymisch geschrieben, welches, so viel ich davon verstehe, in nuce das Beßte ist, was man über diese Materie hat. Ließen gewisse Umstände es zu, ihn als den Verfasser dieser

Werkchen zu nennen, ich bin gewiß, der verhin angeführte Verdacht würde sich selbst zernichten. Schade! daß der gute Mann sich im Gefängniß zu viel Stoicismus eigen gemacht hat, um sich nirgend auf: oder vorzudrängen.

Die vielen und mannigfaltigen Kenntnisse, welche er troz allem pfaffischen Druck der Klöster, und troz der fürchterlichen Unterrichtsmethode der Jesuiten und Franciskaner, blos durch eignen verstohlnen Fleiß, der freilich von heißer Lernbegierde unterstüzt wurde, erwarb, machten mir ihn eben so schäzbar, als seine unveränderliche Anhänglichkeit an allem, was liberal, edel und recht ist. In seinem Umgang hätte ich bald ein guter Mensch werden können, wenn die Krankheit bei mir nicht zu tief eingewurzelt gewesen wäre, und wenn nicht Jahre, viele Jahre erfodert würden, solche ulcera inveterata zu heilen. Daß ich aber bei ihm in manchen Kenntnissen weiter gekommen bin, bekenne ich mit Dank. Oft hat es mich gewundert, warum Herr Bisvink, der doch unsern hiesigen Gelehrten, durch sein öfteres Disputiren bei Semler, Eberhard und Niemeyer, von der vortheilhaftesten Seite bekannt war, und um dessen willen der verstorbene Basedow sich dreimal hieher begeben hatte, um ihn zu seinem Mitarbeiter anzuwerben, nicht als Schulmann auf

einen Posten gestellt wurde, der seinen Kenntnissen und Talenten entsprochen hätte? Allein hernach konnte ich mir diese Frage leicht auflösen: Herr Bispink ist ein Philosoph zu Fuße, der sich aus der Complimenten-Welt nicht viel macht, und Freimüthigkeit genug besizt, das zu tadeln, was Tadel verdient. Auch mag es seyn, daß einige Herren nicht gern mit einem Mann zusammenkommen mochten, der in manchem Stücke sie übersah. Ueberdies weiß man, daß der liebe Nepotismus viele würdige und verdienstliche Männer zurücksezt, um die Herren Vetter zu Amt und Brodt zu verhelfen.

„Aber Herr Bispink ist — Proselyt!“ — Gut! er wards, um seine bürgerliche Freiheit auf seiner Reise nach Halle im Köllnischen Sauerland wider alle möglichen Anfälle der dortigen katholischen Obrigkeit, nach dem Westphälischen Frieden und Bergischen Receß, zu sichern. Wer ihn kennt, wird wissen, daß Brodsucht oder eingeengte theologische Denkungsart der Grund davon bei ihm nicht war. Er weis sehr wohl, daß es immer Thorheit ist, die eine Thorheit gegen die andere auszutauschen: aber warum machen unsre bürgerlichen Verfassungen dies oft zur Noth? — Und was ist denn ein Proselyt? Nicht wahr, ein Mensch, dem es beliebt, mit den Materialien und der Form seines kirchlichen Denkens und Handelns eine autori-

stete Umänderung vorzunehmen? Ist dies ein Fehltritt, um dessen willen — zumal wenn er vom Katholicismus zum Protestantismus geschieht — man jemanden sein bürgerliches Fortkommen erschweren muß? Ist denn der philosophische Proselytismus — im Ganzen genommen — von dem theologischen verschieden? Ist Herr Rheinold zu Jena darum minder zu schätzen, weil er vom Leibnitzismus zum Kantismus übergangen ist? Oder kann man es dem Herrn Professor Eberhard verargen, daß er in seiner Apologie des Sokrates ganz anders sich äußert, als die gewöhnlichen kirchlichen Denk- und Lehrformen es erheischen? Ist ferner — dem Gesetze der Perfectibilität gemäß — nicht jeder Mensch, in gewisser Rücksicht, Proselyt? — — Aber so widersprechend handeln wir Menschen, zumal wir Protestanten! Ueberall wollen wir aufklären, überall Gewissensfreiheit als ein Heiligthum aufrecht erhalten: und treten Männer, von eben diesen Grundsätzen und Gesinnungen beseelt, aus dem Gedränge einer andern Kirchenparthei zu uns herüber, so erschweren wir ihnen ihr Vorankommen als Bürger, achten ihre Brauchbarkeit weniger und brandmarken eben dadurch den despotisch-päpstelnden Geist unsers Mittelalters von — Protestantismus. Fort daher mit allem Kirchenplunder, der nur das künstlich

trennt, was Vernunft natürlich vereinigt wissen will! —

Man würde mich misverstehen, wenn man diese meine Aeußerung dahin deuten wollte, daß man jeden Proselyten gleich mit offenen Armen empfangen sollte. Dies wäre wider alle Menschenkenntniß und Klugheit. Nein, man prüfe hier, wie überall, erst seinen Mann recht und lange, und behandle ihn dann nach Befinden. Ist er gut, ist er brauchbar, und hat man an ihm weiter nichts auszusetzen, als daß er ein Proselyt ist; so finde ich es äußerst hart, ihn blos darum zurückzusetzen. Ich denke, jeder Vernünftige wird hierin mit mir übereinstimmen. Zu wünschen wäre es also immer, daß man zur Ehre der Toleranz in Preußen das alte Gesez: daß kein Proselyt irgend ein Kirchen- oder Schulamt bekleiden solle, dahin abänderte, daß man dies nur von ungeprüften, unbewährtgefundener, oder notorisch schlechten Proselyten verstanden wissen wolle.

Daß man dem Herrn Bispink von Seiten seiner Lebensart nichts Nachtheiliges vorwerfen kann, werden alle diejenigen gern bezeugen, welche ihn die acht Jahre hindurch, die er jezt hier ist, genauer gekannt haben. Stiller, häushälterischer, thätiger, wohlwollender, kurz, vernünftiger und nüzlicher, als er, leben wohl wenige in Halle — troz seiner

schwächlichen Gesundheit und troz dem kümmerlichen Druck, mit dem er die ganze Zeit über noch bis jezt zu kämpfen gehabt hat. Weiter will ich von Herrn Bispink hier nichts sagen: vielleicht tritt er bald selbst mit seiner Lebensgeschichte hervor. Was ich aber gesagt habe, ist so wahr, daß ich den Vorwurf der Schmeichelei gegen ihn, als meinen Freund und Wohlthäter, nicht befürchte. Man erkundige sich: und man wird hören, daß ich die Wahrheit gesagt habe.

Die Freundschaft dieses Mannes blieb nicht blos beim Moralischen stehen: er kannte meine Lage genau, und ohne mein Bitten zu erwarten, kam er meinen Bedürfnissen sehr oft zuvor. Und dieser seiner Unterstühung verdanke ich es, daß ich anfing, weit gemächlicher, aber auch mit mehr Besinnung zu leben, als meine Lage vorher es zuließ. Nach meiner eignen Empfindung habe ich freilich die Güte dieses Mannes nicht allemal so gebraucht, wie ein guter Mensch mit der Wohlthätigkeit anderer braver Leute schalten muß; aber er selbst hat niemals über Misbrauch geklagt. Allerdings billigte er nicht immer, was ich that; aber grobe Vorwürfe oder kränkende Verweise habe ich niemals von ihm gehört. Vielmehr verriethen alle seine Winke auf mich und meine Lebensart, eine gewisse Delikatesse, die mehr Mitleid mit mir, und mehr regen Wunsch

meiner Besserung zum Grunde hatte, als herrschsüchtige Rüge. Ja, von allen meinen Zuchtmeistern hat er am angemessensten auf mich gewirkt. Meine meisten Fehltritte in Halle entstanden aus Mangel an Lebensunterhalt und Beschäftigung. Diesem Mangel half er absichtlich, wie ich hintendrein bemerkte, auf allerhand Art ab. Bald unterstützte er mich mit Geld, bald gab er mir etwas zu übersetzen oder auszuziehen: über dieses wurde gemeinschaftlich gesprochen, dies oder jenes gerügt und verbessert: bald über allerhand philosophische Materien sowohl deutsch als lateinisch disputirt: zur andern Zeit machte er mich auf neuere Bücher aufmerksam, und hatte überhaupt die Güte, mir zu jeder Zeit freien Zutritt zu ihm, und freien Gebrauch von seiner Bibliothek zu erlauben. Hierdurch ward ich allmälig an bestimmte Arbeiten und Lectüre gewöhnt, fand sogar endlich Geschmack daran, und entzog mich, um diesen zu befriedigen, meinen ehemaligen schlechten Zusammenkünften, übernahm mich seltner im Trunk, und kurz, ich fing allmälig an, — mich zu bessern. So viel vermag die Behandlung eines Mannes, der, durch die Nothphilosophie geübt, mit Dido sagen kann:

Non ignara mali, Miseris succurrere disco.

Daß aber Herr Biepink die Nothphilosophie theoretisch und praktisch gelernt habe, beweisen seine Ge-

fängniß-Gedichte unter dem Titel: Fragmenta psychologico-moralia *). — Wie viel Gutes hoffe sich von vielen verirrten Unglücklichen, oder moralischen Krüppeln erwarten, wenn ihre Vorgesezten ein — Bispink wären! — Doch ich muß ja noch mehr von diesem rechtschaffenen Mann sagen: daher will ich jezt in meiner übrigen Erzählung fortfahren.

Um Weihnachten dieses Jahres (1787) kam Herr Dietsch, der Weinhändler, der mir den Urlaub bewirkt hatte, nach Halle. Er ließ mich kommen, und ich mußte ihm die Gründe meiner Rückkehr anzeigen, womit er sich auch vollkommen begnügte. Er streckte mir einen Louisd'or vor auf Rechnung meines Vaters. Er gab mir viele Nachrichten von meinen Verwandten, worüber ich zum Theil lachte, zum Theil aber mich gewaltig ärgerte. Von leztrer Art war folgende:

Herr Leveaux hatte, wie ich erzählt habe, für mich Kaution gemacht, und würde sie fortgesetzt haben, wenn mein Vater nicht hieher geschrieben hätte, daß sie aufgehoben seyn sollte. Ich konnte mir dies von Seiten meines Vaters nicht erklären: denn er sowohl, als meine Mutter, hatten mir heilig versprochen, die Kaution für mich stehen zu las-

*) Hagae, in Comitatu Marcano. 1784.

sen. Ich schrieb freilich an meinen Vater; aber seine Antwort war so allgemein, daß ich selbst nicht klug daraus werden konnte. Nun aber erfuhr ich, daß mein Bruder meinem Vater vorgestellt hatte: ich könnte ja, wenn die Kaution stehen bliebe, im Lande herumstreichen, allerlei Possen ausüben, und meiner Familie noch mehr Schimpf und Schande anhängen. — Mein Vater hatte den Vorstellungen des theuren Herrn Sohns Gehör gegeben, und meine Kaution aufgehoben. Dadurch verlohr ich meinen Thorpaß, und muste mit dem Bezirk in den hallischen Ringmauern für lieb nehmen. Aber trotz den Anstalten meines saubern Herrn Bruders hab doch durch mein Betragen, und meine Dienst-Treue mich zum vertrauten Mann gemacht. —

Mein Bruder dachte freilich recht pfaffisch-politisch: er befürchtete nämlich, wenn ich noch einmal nach Hause kommen möchte — und das konnte er nur immer in seiner Rechnung streichen: ich hatte gar keine Lust, jemals das liebe Bonzenland, die theure Pfalz, wieder zu sehen — so würde ich mich vielleicht wieder in die Gunst meiner Eltern und Anderer setzen, und sein Interesse dadurch stören oder doch hindern. Ein Beweis, zu dem Ovidischen Fratrum quoque gratia rara est!

Herr Dietsch berichtete mir auch, daß mein Bruder habe wollen Pfarrer zu Dahlheim werden;

daß ihm aber das kaiserliche Oberamt zu Winnweiler allerhand Händel gemacht habe, obgleich mein Bruder die Präsentation vom Herrn von Dienheim, als dem Patron, gehabt hätte. Mein Bruder hatte darüber mit dem Oberamte processirt, und war sogar selbst nach Freiburg, zur Regierung gereiset; aber alles vergeblich: ein gewisser Schweikert hatte auf Betrieb des Oberamtmanns zu Winnweiler die Pfarre erhalten. Ich muß gestehen, daß ich mich bei dieser Erzählung gar nicht betrübt habe: Vielmehr empfand ich eine Art von Schadenfreude, die freilich unanständig, aber doch sehr natürlich ist, zumal wenn der Schade Menschenkinder betrift, die uns empfindlich gekränkt haben. Her Dietsch treibt auch Weingeschäfte in Halle, und so habe ich ihn hernach mehrmals gesprochen.

Zwei und dreissigstes Kapitel.

Maskirte Schlittenfahrt. Handel mit Quacksalbergeschadel. Tod meines Vaters.

Im Winter 1788 hielten die Studenten eine maskirte Schlittenfahrt, dergleichen ich noch nie gesehen hatte. Die Gießer Schlittenfahrten en masque waren zwar grell genug; hatten aber weiter nichts als

Fratzen, Schlotfeger, Juden, Hanswürste, Bauern, Menscher u. dgl. Allein die Hallische enthielt Masken, welche zu allerlei Auslegungen Gelegenheit gaben, und als persönliche Anspielungen von verschiedenen gedeutet wurden. So fuhr zum Beispiel ein Schwarzrock mit einer Ente im Arme herum, welche er liebkoßte und küßte: und das sollte auf einen gewissen Herrn nebst Appendix zielen. Eine andere Maske persifflirte die Lehre vom Teufel u. s. w. — Der Prorektor schickte den Pedell zwar hin, und ließ die Fortsetzung der Schlittenfahrt verbieten; als hin die Stunde war herum, und die hallische Welt hatte neuen Stoff zur Erschütterung des Zwergfells und zur Medisance.

In eben diesem Winter kam ein gewisser Augenarzt nach Halle, einer von jenen hundert und neun und neunzig Hallunken *), welche in Deutschland herumziehen, sich großer geheimnisse rühmen, den Leuten die Beutel fegen, und sie, wenn sie ihnen trauen, um Gesundheit und Leben bringen. Solche Asterärzte, die alle Krankheiten kennen und heilen wollen, und doch arme Sünder in dem A B C der Arzneikunde sind, ziehen mit Privilegien im Lande

*) Ein Straßenräuber verdient die Verachtung kaum, die ein solcher Schuft verdient; daher wird man mir meine derbe Sprache in Absicht solcher Menschenschinder zu gute halten.

herum, und haben sich für ihr gestohlnes Geld das Recht erkauft, durch Betrügereien ferner zu stehlen. Das ist abscheulich, und Obrigkeiten, denen das Leben ihrer Unterthanen theuer ist, sollten allen solchen Schusten eine Stelle im Zuchthause oder auch nach Befinden, am Galgen anweisen. Denn wenn ja jemand Zuchthaus oder Galgen verdient, so ist es gewiß ein solcher Doktor Theriak.

Der, von dem ich jetzt rede, schlug seine Bude mitten auf dem Markte auf. Seine Begleiter waren eine alte Matrone, welche seine Frau hieß, aber nach dem Bericht seines Hanswurstes eine verlossene Kaufmannsfrau war, die den Mosjeh in Stand gesetzt hatte, Arzneyen und andere Hanswurstiaden anzuschaffen: sodann ein junges Mädchen, das in Mannskleidern auf dem Seil tanzte: endlich ein Hr. Hanswurst, ohne welchen kein Doktor von dieser Art subsistiren kann. Der Hallische Pöbel von verschiedenen Ständen lief da zusammen, gaffte den Wundermann an und freute sich gewaltig, wenn er seine unglaublichen Kuren mit aller nur denkbaren Unverschämtheit herperorirte. Die medicinische Rede des Kerls schien aber doch nicht hinlänglich: es mußte auch noch der Hanswurst auftreten, und mit allerhand Zoten und Schnarren das Hallische Grob in Bewegung setzen. Hier zur Probe ein Gespräch.

das er unter dem größten Beifall des hiesigen Publikums mit seinem Herrn hielt.

Herr: Höre du, mein lieber Bigaz, wo bist denn du gestern Abend gewesen?

Hanswurst: In einer recht vornehmen Gesellschaft.

Herr: Du kämst in vornehme Gesellschaften? Sag, wer war denn alle da?

Hanswurst: Da waren lauter Leinweber, Schornsteinfeger, Bruchschneider, wie auch die hochlöbliche Innung der Besenbinder und Privetputzer. (Starkes Gelächter von Seiten der Zuschauer) Sie haben auch von Euch geredet, Herr Doktor!

Herr: Was sagten sie denn von mir?

Hansw.: Ja, das darf ich nicht sagen.

Herr: Sags doch, lieber Bigaz!

Hansw.: Ja, wenn Ihr mich nicht schlagen wollt!

Herr: Nein, es mag sein, was es will: sags gerade heraus; ich will dir auf Ehre nichts thun.

Hansw.: Sie sagten Ihr wärt ein E.. E.. (die Zuschauer sperrten die Mäuler auf.)

Herr: Ein E.. E.. was soll das seyn?

Hansw.: Ja, ja ein E.. E.. sagten sie, wärt Ihr.

Herr: Sie sagten vielleicht, ich sey ein ehrlicher Mann?

Hansw.: Warum nicht gar, ein ehrlicher Mann! Ein E.. E.. sagten sie, wärt Ihr.

Herr: Vielleicht sagten sie, ich sey ein Ehemann.

Hansw.: Proost die Mahlzeit! Ein E.. E.. sagten sie. (die Mäuler der Zuschauer gingen noch weiter auf.)

Herr: Nun, was mag denn das syn, ein E.. E.. So sage doch, lieber Bigaz!

Hansw.: Je nun, weil Ihrs mit Gewalt wissen wollt (dem Herrn in die Ohren, aber aus allen Kräften schreiend) Sie sagten, Ihr wärt ein — Esel. (Allmächtiges Gelächter und unsinniges Händeklatschen des Pöbels.)

An solchen Possen und kindischem Geschwätz konnte sich der Pöbel von der niedrigen Klasse wohl noch vergnügen; aber ich habe da auch Leute stehn und sich gaudiren sehn, welche Erziehung und Sitten haben wollen. Das war unverzeihlich.

Das Mädchen, welches auf dem Seile tanzte, war eben nicht häßlich, und hatte auch schon deswegen, daß sie auf dem Seile tanzte, einiges Ansehn. Eben darum zogen auch die Studenten fleißig nach dem blauen Hecht, wo die noble Gesellschaft logirte, machten dem Mädchen ihre Kur, und verjubelten ihr Geld mit ihr. Eifersüchtig war der Herr Doktor keinesweges, und der Wirth noch weniger. Ein

gewisser Student, Namens Zander, den ich damals unterrichtete, führte mich auch einmal in den blauen Hecht, wo ich den Quacksalber bramarbasiren hörte. Ich war so lang still, bis der Kerl endlich gar anfing, sich über alle Aerzte hinauszusetzen, und unsern Meckel, Reil und andere Männer als Leute zu beschreiben, die weit unter ihm ständen, und wohl noch von ihm, dem Dokter Theriak, lernen müßten. Das verdroß mich häßlich, und ich sagte ihm derb die Wahrheit, so derb, daß ich meine Dissertation mit Schurken, Betrügern, u. dergl. ausstaffirte, und von Galgen und Staupbesen sprach. Wer mich kennt, und bedenkt, daß ich damals eine halbe Schnurre hatte, der kann sich vorstellen, wie ich werde Disserirt haben. Den Quacksalber verdroß das Ding gewaltig, und sogar der Hanswurst und das Nymphchen legten sich drein. „Ja, sagte ich, wenn das Quacksalbergesindel nicht Hanswürste und Menschen mit sich 'rum führte, würden sie keinen Abgang haben.“ Nun war vollends alles wider mich! sogar nahmen sich die Studenten aus Gefälligkeit fürs Nymphchen des Dokters an, und beinahe hätte ich Handel mit der Faust bekommen: aber Herr Zander nahm mich weg. Der Wirth, Meister Frenzel, verwies mir meine Heftigkeit. Ei was, sagte ich, darf so ein Spitzbube, ausser seinen Betrügereien, denn auch noch würdige Männer verkleinern, und von

ihnen schlecht sprechen? Hohl ihn der Teufel den Hallunken! — Ja, erwiederte Meister Frenzel, weder Meckel noch Reil trinken ein Glas Branntewein bei mir, oder auch nur eine Pouteille Bier; aber der Doktor und seine Leute verzehren hier ihr Geld. — Das war freilich ein ökonomisches Argument, worauf ich nichts antworten konnte. Uebrigens war es doch eine wahre Sünde, daß ein solcher Afterarzt, ein Kiliansbrußfleck, in Halle, wo so berühmte, große Aerzte sind, ohngehindert Arzneien geben durfte, und dabei Beifall und Verdienst fand. Pfuy! — Diese Nachricht ist freilich etwas weitläuftig gerathen; aber man muß wissen, daß ich die Quacksalber beinahe eben so stark hasse, als die Pfaffen!

Im Frühling 1789 starb mein ehrlicher Vater. Er war nur sieben Stunden krank gewesen, und war so ruhig, so schmerzenlos ad aethereum patrem — wie er sich immer ausdrückte — hinübergeschwunden, als er es jederzeit gewünscht hatte. Er starb bei sehr heiterer Seele, und sprach bis auf den letzten Augenblick. Er hatte mich meinem Bruder dringend empfohlen, wie dieser mir selbst geschrieben hat. Ich bin versichert, daß der gute Mann keine Gewissensbisse wegen seines Lebens empfunden hat; und wegen seines Glaubens und der Zukunft konnte er

seinem philosophischen System *) zufolge, keine Unruhe fühlen.

Ich darf meinen Lesern wohl nicht sagen, daß ich den Tod meines biedern Vaters sehr tief gefühlt, und ihm viele Thränen geschenkt habe. Noch jetzt schmerzt mich sein Verlust. — O, über mich! —

Mein Bruder berichtete mir diese Trauerpost, und schien in seinem Briefe vielen Antheil an meinem Schicksal zu nehmen. Er fügte hinzu, er wolle für mich sorgen; denn mein Vater habe noch etwas Ansehnliches hinterlassen. Er hoffe sein Nachfolger zu werden, und dann wollte er mich los machen, und

---

*) Es giebt wohl schwerlich eine Philosophie, vielweniger eine Religion, welche die Seele mehr aufheitern kann, als der Pantheismus. Das ist so meine Meinung. Zenos Philosophie konnte Helden hervorbringen, die sich mitten im Unglück noch glücklich fühlten: aber weise Männer sollte Spinosas Lehre bilden, wenn sie gemeinnützlger gemacht würde, und wenn das Volk der Pfaffen und der Afterphilosophen diese treffliche Lehre nicht mit dem Unnamen Atheisterei gebrandmarkt — und obendrein verdreht hätte? Man sehe nur, wie Brucker, der große Brucker! und selbst der tolerante Bayle die Lehre des Spinosa verhunzt haben! Von andern Wichten, die aus diesen Werken abschrieben, ohne die Quellen selbst zu Rathe zu ziehen, mag ich nichts sagen. Spinosas Lehre zeigt Resultate für die Zukunft: die andern — nur Ideen. Man lese: Gott! — Einige Gespräche von Herder. Gotha 1787.

zu sich nehmen, und was des Dinges mehr war. Da mir aber seine Gesinnungen bekannt waren, so bauete ich auf seine Versprechungen wenig. Er wird doch nichts halten, dacht ich, und dies mein Denken traf zu, wie die Folge zeigen wird. Ich schrieb an meine Mutter und ihn, und bat sie, mir mit etwas Geld beizustehen: sie versprachens; aber drei Monate vergingen, ehe ich etwas erhielt.

Mein Bruder ist indessen nicht Pfarrer an der Stelle meines Vaters geworden: denn ein gewisser Schönfeld, ein Pfälzer Pfarrer, einer von denen, die ich im I. Th. S. 38. beschrieben habe, hat zu Mainz tausend Gulden spendirt, und durch diesen Kanal die Pfarre erwischt. — — — Mein Bruder wurde aber auch bald versogt. Seit dem Briefe, den er mir wegen des Absterbens meines Vaters geschrieben hatte, hab ich auch weiter keine Zeile von ihm gesehen, ob ich ihm gleich mehr als sechsmal geschrieben habe. — — Herr Haag, Herr Gimpel und noch einige Freunde haben mir doch noch von Zeit zu Zeit aus der Pfalz Nachrichten mitgetheilt, wofür ich ihnen recht sehr danke.

Drei und dreissigstes Kapitel.

Kriegerische Aussichten. Hartherzigkeit meiner Mutter, und daher entstandene Fatalität mit meiner Wirthin. Rettung. Tagebuch.

Schon seit dem Tode König Friedrichs II schien das gute Vernehmen zwischen Preussen und Oestreich sehr erschüttert zu seyn. Joseph II war, nach dem Bericht einiger Schriftsteller q) eben kein persönlicher Freund von unserm jetzigen König, und das Bündniß des Kaisers mit Rußland schien vollends gegen das Interesse von Preussen zu verstoßen. Daher plauderte man immer sehr viel von einem nahen Krieg, wenigstens hatten die politischen Kannegieser aller Stände reichhaltigen Stoff bei Wein, Bier und Schnapps über Krieg und Frieden ihre Lungen zu erschüttern. Ich habe mich mein Tage über solche Sachen wenig bekümmert, doch hab ich meine Zirkel gern über dergleichen räsonniren hören. Dabei werden oft recht komische Urtheile gefällt, die in der Unwissenheit der Räsonneurs ihren Grund haben. Besonders sieht man da recht deutlich den Unterschied in den Gesinnungen und Urtheilen der Protestanten

q) Man lese Histoire secrete de la Cour de Berlin.

und Katholiken. Letztere sehen den Kaiser, als den obersten Beschützer ihres Glaubens an, sind ihm daher mit Leib und Seele gewogen, und gönnen dem Könige von Preussen, als einem Ketzer, Niederlage und Unglück, ob sie gleich in seinem Lande Schutz und Brod finden und geniessen. Es ist doch eine wunderbare Sache mit dem Religionswesen, vorzüglich von Seiten der katholischen: diese ist immer egoistisch, immer rechthaberisch, immer despotisch. — „Der Protestant darf dem ächten Katholiken nie trauen!" sagte Friedrich V. König von Dänemark, als sich ein vornehmer Katholik bei ihm zu einer Officierstelle beim Seewesen meldete. „Ich bin ein Ketzer, und Sie müssen mich schon nach den Grundsätzen Ihrer Kirche hassen: wie sollten Sie also im Stande seyn, mein Interesse gegen den allerchristlichsten oder gegen irgend einen katholischen König zu vertheidigen?" Sehr wahr *).

*) Dies vorausgesetzt und ein wenig hobbesisch-psychologisch nachgedacht, muß der Erfolg es lehren: ob die Feldherren in dem Heerzuge gegen die Neukranken, durch militärische Disciplin und Politik, es werden dahin bringen können, daß der Katholik und der Protestant, der Oestreicher und der Preusse, ihre innere sich entgegenarbeitende Seelen-Maschinerie — durch Religion und manch bitteres Andenken aus dem siebenjährigen Kriege geschärft — so bändigen, daß beide mit

Im Februar 1790 starb K. Joseph II. und nun kam es bald zu Irrungen. Preussen verlangte, Oestreich sollte Frieden mit den Türken machen, aber Leopold sträubte sich. Also wurden von Preussischer Seite Anstalten zum Feldzuge gemacht, und endlich wurde selbst marschirt.

Der Preussische Soldat, im ganzen genommen, geht weit ungerner ins Feld, als irgend ein anderer. Ich sage dieses gar nicht, als zweifelte ich an dem Muth unserer Krieger: ich bin vielmehr versichert, daß sich bei keiner Armee mehr wahrer Muth reget, als bei der Unsrigen. Die Sache hat aber einen ganz andern Grund. Bei der kaiserlichen Armee, und bei der ehemaligen Französischen, wie auch bei andern Heeren, ist das Heurathen dem Soldaten sehr erschwert: kaum kann langer Dienst und besondere Umstände endlich ihm die Erlaubniß dazu auswirken. Allein bei unserer Armee ist nichts leichter, als einen Trauschein zu erhalten. Es ist daher sogar das Sprüchwort entstanden: „für einen Thaler und

---

vereinten Kräften von Seiten der Befehlshaber sowohl, als der Subalternen, ohne Eifersucht und ohne Falsch auf Einen gemeinschaftlichen Punkt hinarbeiten. Seltsam komplicirt ist die Kraft-Masse und deren Richtung hier allerdings; und fährt Freund Zufall, von Seiten der Franzosen selbst keinen Alexander herbei, so könnte der jetzt geschlungene Knoten weit schwerer zu lösen seyn, als vorzeiten der Gordische.

vierzehn Groschen bekommt man eine Frau!“ Eben darum sind auch unsre meisten Soldaten verehlicht, und wenn es käme, daß unsre Weiber und Kinder mit ins Feld zögen, so würde unsre Armee allerdings einem Haufen ziehender Nationen aus den Zeiten der Völkerwanderungen ähnlich sehen. Ausser dem sind wenigstens die Hälfte unsrer Krieger Landeskinder, welche immer Urlaub haben, auf dem Lande bei den ihrigen leben, und sich da von Ackerbau, und andern Gewerben nähren. Nimmt man das alles zusammen, so findet man den wahren Grund, warum ich sagen kann, daß unsre Leute ungern ins Feld ziehen. Weib und Kind und Nahrung fesseln sie ans Haus, und machen ihnen den Feldzug verhaßt. Allein eben das, was den Feldzug erschwert, macht die Leute auf der andern Seite getreu, giebt ihnen Anhänglichkeit an ihr Vaterland, und bewahrt sie vor dem Ausreissen. Man halte mir diese Anmerkung zu gute: sie schien mir hier am rechten Ort zu stehen.

Unser Regiment brach den fünften Junius auf. Ich hatte vorher meiner Mutter geschrieben, und sie um etwas Geld gebeten, damit ich meine Schulden bezahlen könnte. Ich war meiner Wirthin gegen die acht Thaler schuldig, und diese plagte mich darob nicht schlecht: sie hielt mir immer vor das Beispiel eines gewissen Gutglücks, der sie ehedem auch bei seiner Abfahrt um einiges Geld betrogen hätte, und machte

die Anwendung so unter der Hand auf mich. Es giebt überhaupt eine gewisse Menschenart, welche in der Anwendung und Deutung skandalöser schlechter Histörchen recht erfahren ist, und dadurch äusserst beleidigend wird: und das war auch der Fall bei der Frau Gruneberg. Doch es sei darum! — Also ich bat meine Mutter, mir zur Tilgung meiner Schulden einiges Geld zu schicken: der aber weder Antwort noch Geld erhielt, war ich — wahrscheinlich durch die Bemühungen meines Herrn Bruders. Ich schrieb demnach an den Pastor Stuber und an den Inspektor Birau, aber auch vergebens: denn auch diese antworteten nicht. Endlich ging ich zu D. Semlern, der mir nach seiner bekannten Dienstwilligkeit versprach, mein Anliegen bei der Mutter auszuwirken. Dies machte denn, daß sich endlich meine Wirthin beruhigte. Bezahlt ist diese aber nicht eher, als gegen den Herbst, nachdem Hr. Bispink einen durchdringenden Brief an meine Mutter geschrieben, und diese dann meine Schulden bezahlt hat. Als ich nach Halle zurückkam, war die Frau Gruneberg und mein Gewehrpolierer Richter befriedigt: wer war froher als ich! denn welche Neckereien hätte ich nicht von neuem ausstehen müssen, wenn die Leute noch Forderungen an mir gehabt hätten? Ich habe mir es oft so abstrahirt, daß man beim Schuldenmachen, welches doch sehr oft

ganz unvermeidlich ist, hauptsächlich auf die Personen sehen müsse, denen man in die Kreide geräth. Denken diese gut, je nun, so haben sie Geduld, und warten, bis man bezahlt: sind sie aber von gemeiner niedriger Denkungsart, so quälen sie Euch, daß Ihr möchtet schwarz werden. Da ist des Erwähnens ihrer Güte gegen Euch kein Ende! Da giebts Vorwürfe über Vorwürfe, Verdacht über Verdacht, zumal bei denen, die selbst keiner Puffbohne werth sind! — Da verlangt man oft gar die größten Ungerechtigkeiten von Euch, blos, weil Ihr ihre Schuldner seyd — und folgt ihr nicht, so schilt man Euch undankbar, weil Ihr rechtschaffner denkt und handelt als sie, und ist eben dann am zudringlichsten, wenn Ihr durchaus nicht bezahlen könnt. Ich habe dieses in meinem Soldatenstand bitterer erfahren, als damals, da ich noch Student war. Wie oft hat mich meine Wirthin, die doch, wenn ich ihr in allem Recht gab, ihr nie widersprach, und fünf gerade seyn ließ, mir allen Gefallen erzeigen zu wollen schien, bei dem ersten Widerspruch gegen ihre Behauptungen, oder bei dem ersten Verweise und der geringsten Beschwerde, die ich wegen mancher Vorfälle anbringen mußte — blos wegen einer ganz geringen Schuld gedrückt, und mir in Beiseyn anderer fremder Leute, das Wenige, was sie von mir bekam, in den beleidigendsten Ausdrücken abgefordert! Die Vorfälle

sind für mich zu ärgerlich, als daß ich sie hier erzählen möchte. — Wohl mir, daß Herr Bispink oft im Stillen, ohne daß ich darum wußte, sie befriedigte, und mir dadurch auf eine Zeitlang Frieden und Ruhe verschafte!

Ob ich gern aus Halle ging? — je nun, wie mans nimmt! Meine Lage war damals so, daß ich ohne Ungemach leben konnte. Ich wußte zwar nicht aus eigner Erfahrung, doch aus Nachrichten meiner Kameraden, daß das Marschiren und im Felde stehen eine sehr bösartige beschwerliche Sache sey — allein ich hoffte auch viel zu sehen, viel zu erfahren: und da machte die dem Menschen so natürliche Neugierde, daß ich an das Ungemach nicht mehr dachte, welches ein Feldzug mit sich führt.

Ich hatte mich durch Unterstützung meiner Freunde, besonders des Herrn Bispink, nicht nur mit allem Nothwendigen versehen, sondern konnte auch noch etwas zu meinem Traktament hinzulegen, und dadurch weit gemächlicher leben, als andere, die sonst nichts hatten, als ihre Löhnung.

D. Semler ließ mich den Tag vor unserm Ausmarsch zu sich kommen, und trug mir auf, auf die Lage und die Denkungsart der Länder Acht zu geben, durch die ich kommen würde. Der gute Mann bedachte wohl nicht, daß dieses für einen Sol-

daten sehr schwer, ja oft ganz unmöglich ist. Wo soll der in Reih und Glied, oder vom Marsche abgemattet, Ort, Zeit und Lust hernehmen, um etwas Befriedigendes von der Art zu sammeln? — Dabei rieth er mir, ein Tagebuch zu führen, und täglich aufzuschreiben, was mir begegnen oder merkwürdig scheinen würde. Eben diesen Rath hatte mir schon Herr Bispink gegeben, und ich habe ihn auch in sofern befolgt, daß ich täglich Einiges aufschrieb. Da ich aber damals das Tagebuch, oder wie es meine Kameraden nannten, das Strambuch, blos zu meinem künftigen Gebrauch bestimmte, so ließ ich alles Allgemeine weg, und blieb blos bei Einzelnheiten stehen, welche mir dereinst eine angenehme Zurückerinnerung machen sollten. Schon jetzt macht mir das Nachlesen meines Büchleins angenehme Augenblicke: denn auch Kleinigkeiten werden interessant, wenn sie zu einer Zeit aufgezeichnet wurden, die individuel wichtig ist.

Noch ehe wir abgingen, hieß es schon durchaus, daß der Krieg nicht vor sich gehen würde: man würde alles zwischen Preussen und Oestreich mit der Feder ausmachen: diese Vorhersagung ist auch hernach wirklich eingetroffen. Meine Leser werden es indeß nicht ungern sehen, wenn ich ihnen den Feldzug, in so fern er mich anging, beschreibe. Ich wünsche, daß sie keine Langeweile dabei haben mögen.

Vier und dreiſſigſtes Kapitel.

Der Feldzug 1790. Deſſau. Nowawes. Berlin. Ein Notabene für den theologiſch-politiſchen Wiener Kaſperl, Vulgo Hoffmann. Berliniſches Bordelweſen.

Wie geſagt, wir marſchirten den 5ten Junius 1790 aus der Garniſon zu Halle, und unſer erſter Ruhetag war in Deſſau. Unterwegs waren unſre jungen Soldaten gleich von Anfange munter und luſtig: die ältern aber hingen den Kopf, und ſahen mürriſch aus, bis ſich endlich nach und nach der Geiſt der Munterkeit durchaus verbreitete, und das ganze Regiment zu einem Häufen luſtiger Brüder ward. Ich habe es immer recht gern geſehen, wenn unſre Leute ſangen und jubelten, ob ich gleich ſelbſt nicht mitſinge. Die gewaltigen Zoten, welche gewöhnlich geſungen werden, konnten mich nicht beleidigen, ſie beleidigen auch wohl niemanden, weil ſie zu dieſem Weſen zu gehören ſcheinen. Das macht ſo das Hergebrachte!

In Deſſau hatte der dortige Fürſt die Anſtalt getroffen, daß wir alle recht gut bewirthet wurden. Die Deſſauer ſind überhaupt artige, gute Leute, welche ſich alle Mühe gaben, uns Vergnügen zu machen; beſonders war mein Wirth, ein Ziegeldecker, ein recht guter Mann. Ich ließ mir in Deſſau aller-

lei erzählen, und hörte da manche Anekdote von Basedow, Wolke, Reiche, Demaree, und Andern, die ich in mein Tagebuch eintrug. Basedow steht bei dem Dessauer Bürger in geringem Kredit, wahrscheinlich weil ihn die Pfaffen als einen Freigeist beschrieben haben. Seine Händel mit Reiche werden noch auf Befragen in den Schenken weitläuftig erzählt. Wie nöthig ist es doch, sich vor der Publizität des Pöbels zu hüten! — Dem Prinzen Albert sind die Hrn. Dessauer nicht gewogen, weil er blos für sich lebt, und einige Gewohnheiten an sich hat, die ihnen nicht behagen. Aber Meister Demaree, dieser hochbornirte Zionist, steht bei ihnen in großem Ansehen. Als ich dies und jenes von ihm sagte, sah man mich häßlich an. Ich glaubte nicht, die Leute in ihrer Orthodoxie irre machen zu müssen, und schwieg. — Hier wurde auch ein Deserteur von uns eingebracht; allein weil der Fürst für ihn bat, so kam er ohne weitere Strafe davon. Die Fürbitte, wozu sich der menschenfreundliche Fürst herabließ, hat ihn in meinen Augen sehr erhöht. Ueberhaupt verdient der Fürst von Anhalt Dessau den Ruhm, den er durch ganz Deutschland hat. Alle seine Unterthanen lieben ihn, und rühmen die trefflichen Anstalten, welche er zur Verbesserung seines Landes, und zum Wohl seiner Unterthanen gemacht hat. Wie herrlich reiset es sich durch ein Land,

dessen Fürst ein rechtschaffener Mann ist! Aber wo man Jeremiaden hören muß, wie in der Pfalz und im Hessenland, da fallen einem alle Sünden der Großen bei, und man wünscht sich weit weg.

Unser Marsch ging über Berlin, oder vielmehr in Berlin sollten wir bis auf weitere Order kantonisiren: und so war unser nächstes Nachtquartier in Nowaweß, einem böhmischen Kolonistendorf bei Potsdam. Ich logirte beim Schulmeister, welcher auch zugleich ein Kattunweber war. Der Mann klagte sehr über den Verfall der böhmischen Sprache in seinem Dorfe, so, daß die Jugend nicht mehr Böhmisch lernen wollte, die böhmischen Bücher nicht mehr verstünde, und daß die Leute sogar keine Böhmischen Predigten mehr verlangten; alles sollte auf deutsch gehen! Ich stellte dem Manne vor, daß es großer Unsinn sey, mitten in Deutschland noch die böhmische Sprache unter den gemeinen Leuten fortsetzen zu wollen: die Leute könnten sonst was nützlichers lernen. Aber da hatte ich des Herrn Schulmeisters Gunst gehabt! Er behauptete den Vorzug seiner Sprache vor allen andern, und als ich ihn noch weiter widerlegte, ward er grob, und ich muste, um Händeln vorzubeugen, dem Meister nachgeben, und stille seyn. Er sagte nachher zu einem meiner Kameraden, ich sey ein superkluger Mensch, der Gras wachsen hörte! — Du lieber Gott!

Mein Hauptmann, Hr. v. Mandelslohe — der Major von Manteuffel war den Tag vor dem Ausmarsch aus Halle vom Regiment weg zu einem Depotbataillon versetzt worden, und Herr v. Mandelslohe hatte unsre Kompagnie erhalten — logirte beim Hrn. Pastor. Dieser hatte von mir gehört, und wünschte mich zu sprechen. Das war mir schon recht: denn fremde Geistliche habe ich immer gern gesprochen: man sieht da oft seine Lust, wenn man so rechte Vorfechter aus der Schule des Pastor Göhen antrift. Aufgeklärte Männer darf man unter Professionisten dieser Art nicht erwarten, ob es gleich keine geringe Freude ist, einen hellen Kopf unter Leuten dieses Standes anzutreffen. Letzteres war bei dem Herrn Pastor zu Nowaweß der Fall nicht: er räsonnirte stark über den D. Bahrdt und Semler, welche er als Kompagnons ansah: Sehr gewogen war er dagegen dem Hallischen Hrn. Schulze, von welchem er wegen der Orthodoxie mächtig viel Gutes gehört hätte.

Seine Kinder informirt dieser Herr Pastor selbst, und zwar so, daß er sie das Cellarische Vokabelbuch der Nase nach auswendig lernen läßt, ohne auf Anwendung zu sehen: eben so macht ers mit der Grammatik. Die Jungens können eine Menge Vokabeln und Regeln auswendig, aber an Verbindung und Anwendung haben sie noch nicht gedacht. Ich äusserte über diese verkehrte Lehrmethode, in welche er doch sehr ver-

liebt ist, mein Befremden; allein der Herr Pastor versicherte mich, daß ich das Ding nicht verstünde: einer, der da ein Haus bauen wollte, hohlte erst die Materialien zusammen u. s. w. Seine Tochter erster Ehe ist sehr belesen in — Romanen, und erhält diese herrlichen Produkte von den Officiren aus Potsdam, welche, wie sie versicherte, ganz artige Leute sind.

In Berlin bemerkte ich den großen Unterschied zwischen den Einwohnern großer und denen kleiner Städte. Wenn in Halle oder sonst wo etwas vorgeht, dann steht der Pöbel auf allen Gassen und gafft; hingegen in Berlin sahen uns nur wenige zu, als wir einzogen. Sie hielten dergleichen ihrer Aufmerksamkeit nicht werth, und hatten Recht. — Es waren mehrere fremde Regimenter in Berlin zusammen gekommen, nachdem die ganze dasige Garnison ausmarschiert war. Unter diesen hatte unser Regiment, nach dem Geständniß aller Berliner, den Vorzug sowohl in Absicht der Sitten der Soldaten, als in Rücksicht auf ihren guten Anzug. Herzog Friedrich von Braunschweig, ein Bruder des regierenden Herzogs, übernahm hier das Kommando über unser Korps.

Berlin hat zwar recht hübsche Häuser, und in diesen Häusern giebt es ganz artige Zimmer, allein wir wurden größtentheils in Gemächer geworfen, welche den Hölen wilder Thiere ähnlicher sahen, als Lager-

ſtätten für Menſchen. Die reichen Bürger gaben den ärmern, beſonders Soldatenweibern u. dergl. Geld, daß ſie ihre Mannſchaft einnehmen mußten: und ſo wurden wir zu armen Leuten hingelegt, welche freilich nicht in Paläſten wohnen. Wer uns ſelbſt aufnahm, der hatte entweder eine unterirdiſche Wohnung oder einen Boden oder ſonſt ein Loch, wohin er uns werfen konnte: kurz, die Quartiere in Berlin waren durchaus ſchlecht, und gaben zu ſehr vielen Klagen der Soldaten Anlaß: allein was war zu thun: man muſte Geduld haben!

Ich hatte in dieſer Stadt viele Bekannte, deren Einige meine Schüler geweſen waren. Etliche kamen ſelbſt, mich zu beſuchen, und etliche ſuchte ich auf, und fand, wo ich hinkam, unveränderte Freundſchaft und viel Gefälligkeit. Die Herren Zierlein, Uhde, Stahn, Boehm, Zieſemer, Rhau, von Hagen, Zaehr, Schulz der Poete, und andere haben mir recht viel vergnügte Stunden während meines Auffenthalts in Berlin gemacht. Herr Zierlein hat mir wegen ſeiner philoſophiſchen Lebensart beſonders gefallen. Er hat Theologie und andre Wiſſenſchaften echt gut ſtudiert, ob er gleich auf Univerſitäten nicht täglich ſieben bis acht Stunden in den Kollegien zubrachte, und noch weniger Hefte ſudelte. Da er ſo viel Vermögen hat, als ſeine wenigen Bedürfniſſe fodern, ſo hat er ſich bis-

her noch um kein Amt bemühet, und wird sich auch wohl schwerlich jemals um eins bemühen. — — —

— — — — — — — — — —

Herr Zierlein hat eine auserlesene Bibliothek von philologischen und historischen Büchern, und einen Schatz guter Musikalien, womit er, wie er sagt, seine Einsamkeit tröstet. So ein Leben ist wirklich beneidenswerth für den, der es zu schätzen weis. Er erzählte mir von Bruder Hochhausen aus Jena das, was in diesem Bande S. 86. schon steht. Den Berlinern fiel der Jenaische Ton anfänglich auf, und die Burschensprache, deren sich Hochhausen aller Orten, wohin er kam, als Renommist bediente: aber eben diese Burschensprache — die freilich von Manchen als Ausdruck des Kraftgefühls fälschlich genommen wird — verschafte ihm endlich Eingang in sehr viele auch vornehmere Zirkel — und Hochhausen ward beliebt. So verschieden ist der Geschmack! — Herr Stahn ist jetzt Lehrer auf dem Schindlerischen Waisenhause: er studert noch immer fleißig Philologie, und hat es darin gewiß weit gebracht. Herr D. Bochm, ein jüdischer Arzt, hat starke Praxis, besonders unter den Christen: in Berlin ist man von dem Vorurtheil geheilt, daß der Christ ceteris paribus besser sey, als der Nichtchrist. Sonst ist Bochm ganz Philosoph, der den Menschen schätzt, ohne auf seinen Stand und Rock

zu sehen. An mir hat er diese brave Denkungsart bewiesen, indem er sich nicht scheute, mit mir unter den Linden und an andern öffentlichen Orten spaziren zu gehen und sich mit mir ganz freundschaftlich zu unterhalten. So was versöhnt uns allemal gewissermaßen mit unserm Schicksal. — Ich würde nur ohne Noth weitläuftig seyn, wenn ich von meinen andern Freunden, die ich zu Berlin antraf, viel sagen wollte. Sie haben mich alle mit viel Wohlwollen empfangen, wofür ich ihnen hier noch einmal öffentlich danke.

In der Strahlauer Straße auf einem Keller oder Garten ward ich mit einem Klub berlinischer Bürger bekannt, welche mir auch manche frohe Stunde gemacht haben. Ich kam durch einen Zufall dahin, foderte eine Buteille Bier *), und trank ruhig bei meiner Pfeife Taback. Die Herren des Klubs sprachen von dem verstorbenen König, und da hatte ich Gelegenheit mitzureden, weil man mich auffoderte, zu sagen: ob es je einen König gegeben hätte, der königlicher und ohne Minister, Mätressen, und — — mehr selbst regiert hätte, als Er?

*) Nirgends habe ich besser Bier getrunken als zu Berlin. Ja, meine Herren, das ist für mich und meines gleichen etwas Wichtiges!

Er, der grosse Fritze? Diese Aufforderung war mir gerade recht. Voll Enthusiasmus rühmte ich unter andern seine — — — Toleranz und Gewissensfreiheit, die er allen und jeden seiner Unterthanen gestattet habe, und wodurch er eigentlich den rechten Grund zu der jetzigen Größe der Preussischen Monarchie gelegt hätte. — Das gefiel den Bürgern, und sie nöthigten mich, mitten unter ihnen Platz zu nehmen, welches ich auch that, da es lauter artige sehr gescheute Männer waren. Sie hatten alle einige gute Bücher gelesen, waren alle aufgeklärt, — — — — und wünschten, daß gewisse Anstalten zur Aufrechthaltung der sogenannten reinen Lehre nicht möchten getroffen seyn. Unser Gespräch dehnte sich aus, und als ich vergnügt von ihnen schied, mußte ich versprechen, den folgenden Tag wieder zu kommen. Ich habe hernach diesen Bürgerklub noch sehr oft besucht, und allemal mit Vergnügen. Oft hat es mich gewundert, wie frei der Berliner über alles, was vorgeht, urtheilt, und wie richtig allemal sein Urtheil zutrift. Hierdurch unterscheidet er er sich merklich von andern Preussischen Unterthanen. Ueberhaupt sind die Räsonnements der Preussen weit lieberaler als die der Sachsen, der Hessen, oder gar der Pfälzer. In manchen Ländern darf man sich kaum ins Ohr sagen, was man im Preussischen öffentlich zu predigen wagt. Unter den Preussen selbst

trift man aber nirgends freiere Räsonnements als in Berlin. Die Leute ziehen hier alles unter ihre Kritik, beleuchten alles, und loben selten. Ich schloß von dieser Freiheit im Urtheilen auf das Wohl des Bürgers und auf die Güte der Regierung, worunter die Leute stehen müssen. Denn eine Regierung, welche niemanden verbietet, seine Gedanken laut zu sagen, muß eine — gute Regierung seyn, weil eine schlechte diese Urtheile scheuen und verhindern würde. Das ist allemal so der Fall! Verdunkeln doch gar Kaufleute, die verdorbene, schlechte Waaren führen, ihre Laden! Und warum verbietet die Römische Kirche die Untersuchung ihrer Dogmen? deswegen, weil bei einer halbweg freien Untersuchung der Unsinn und die Alfanzerei vieler solcher Fratzen ans Licht kommen würde. Und warum untersagt die Regierung zu Venedig alles Gespräch über Staatssachen? damit man die Schwächen und Mängel der Regierung nicht einsehen und vielleicht zu ihrem Nachtheil benutzen möge. Glücklich wird Preussen seyn, so lange noch in Berlin Klubs existiren, die ihr Lob und ihren Tadel frey und ungescheut sagen dürfen. — Mag doch ein dummer Meister Hoffmann zu Wien, der leibliche Verfasser einer sogenannten Zeitschrift, Gift und Galle über alle die ausschütten, welche Despotismus und Pfafferei nicht für Dinge halten, die der liebe Gott selbst vom Himmel auf die

Erde geſchickt und da als ewige Norm aller Zukunft beſtätigt habe: wir fühlen zu gut, was wir als Menſchen, die keine Heuochſen ſind, fühlen müſſen, und lachen den Meiſter Dummkopf aus!

Doch was hilft Lachen! Lieber ſey es mir erlaubt, zur Erbauung für Herrn Hoffmann, ſamt deſſen hohen und niedrigen Patronen, Anhängern und Gönnern, beſoldeten Wiſchſchmierern und Raupen, Weibverkupplern und Heuchlern, denen wir zum zehnten Heft der Fragmente von Cranz, Glück wünſchen — falls dieſe alle ſamt und ſonders nicht ſchon, nach dieſem oder jenem Ordenszuſchnitt, zu ſehr verjeſuitet ſind, um noch einiger Erbauung fähig zu ſeyn, — hier eine Stelle aus der allgemeinen Schreib- und Druck-Freiheits-Verordnung für Schweden herzuſetzen, die ſich, wie mich dünkt, ad majorem Dei und Sanae mentis gloriam leſen läßt weit beſſer, als manches Edict, Manifeſt, und Zeitſchriftel vom Wiener-Kaſperl, Vulgo Hoffmann. — Unter andern merkwürdigen Sätzen heißt es in dieſer Verordnung: „ Daß eine allgemeine „Aufklärung der erſte und ſicherſte Schritt zum allgemeinen Wohl iſt, und daß die Denk- und Preßfreiheit eines der theuerſten Güter eines freyen „Volks, und eine unſchätzbare Gabe iſt, die der „Schöpfer ſelbſt dem menſchlichen Geſchlechte verliehen hat, und die man, ohne deſſen in der Na

„tur gegründete Rechte zu verkennen und zu beleidi-
„gen, nicht einschränken kann, und daß diese Freiheit,
„weit entfernt, die Ordnung und Ehrfurcht gegen
„die Gesetze, worauf aller Staaten Wohl und Be-
„stand beruhet, zu stöhren, vielmehr, wenn man
„sie recht handhabet, hauptsächlich zu deren Befesti-
„gung dadurch leitet, daß sie schädliche Vorurtheile
„aufdeckt, die Finsternisse der Unwissenheit zerstreuet,
„und statt deren im Lichte der Wahrheit die Beloh-
„nung für die Ausübung theurer Pflichten gegen
„Gott, den König und das Vaterland zeigt, deren
„eifrige und unbedingte Erfüllung, wie Wir über-
„zeugt sind, das wahre Ziel der Ehrbegierde eines
„jeden redlichen Schweden ausmacht, und wodurch
„allein die entflohene Ruhe und die Glückseligkeit der
„Vorfahren mit deren auf Treue und Redlichkeit ge-
„gründeten Ehre wieder zu uns geführet werden
„können, und daß diese Freyheit auch die würdigen
„und edlen Gesinnungen unterhalten, anfeuern und
„beleben wird, die in allen Zeiten der Nation eigen
„gewesen, und deren Erlöschung für Uns das gröste
„Unglück wäre: eine Freyheit, die vom Zwang nicht
„leiden, noch unter der Menge mehrerer widerspre-
„chender Verordnungen, die seit längern Zeiten dar-
„über gegeben worden, erstickt werden und schwin-
„den mag. Es geschieht also mit einem wahren
„Vergnügen, daß Wir jetzt eilen, solches zu verbes-

„fern, da Wir auch dadurch eine gewünschte Gelegenheit gewinnen, Unsern treuen Unterthanen einen „neuen Beweis Unserer zärtlichen Fürsorge für ihr „Wohl, und unserer ungezwungenen Achtung für „ihre und der Menschheit geheiligten Rechte zu geben, „doppelt sprechend zu einer Zeit da, — die meisten — „europäischen — Regenten — beschäftiget sind, neue „Verschanzungen gegen das Volk um ihre Throne „aufzuwerfen. — Wir freuen Uns, auf diese „Weise der Zukunft einen lichtvollern Zeitpunkt, der „Wahrheit und Stimme des Volks einen Weg, zum „Throne zu bringen; der Klage des Gedrückten und „der Unschuld eine Leichtheit, an den Tag zu kommen; der Gerechtigkeit eine Stärke; der Partheylichkeit, Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit neue „Schranken; dem tugendhaften guten Mitbürger „einen Sieg; dem Verbrecher und Lasterhaften ein „Grauen; dem Armen eine Stütze; dem Leidenden „einen Trost, und Uns selbst, da wir beständig bloß „die Befestigung des wahren Bestens Unserer treuen „Unterthanen suchen, die angenehmste Belohnung „verschaffen zu können." —

So etwas, mein lieber Herr Hoffmann, enthalten ihre Exercitia spiritualia nicht, auch nicht ihr La Croix und Busenbaum. Ist es Ihnen daher vielleicht zu hoch: so kriechen Sie als animal implume bipes, nicht als jesuitisirender

Probabiliſt, zum Kreuze; und die Herren Mauvillon und Campe denken mitleidig genug, auch einem reumüthigen Lojoliſten die erſten Elemente des Menſchenverſtandes und des Menſchenrechts einzuimpfen, wenn nämlich des Patienten Kopf nur noch etwas Empfänglichkeit für eine Einäugelung von der Art an ſich hat, woran doch viele in Rückſicht auf Sie, mein Herr, zweifeln, indem Sie als ein Incorrigibilis, ſtatt Sich zu beſſern, Sich immer mehr und mehr verſchlimmern. Fatale Jeſuiten-Natur! Fort damit! Lieber hinüber zu den Jeſuiteſſen des ſchönen Geſchlechts in Berlin!

Alſo — die Berliner Bordelle hab ich auch beſucht; allein in ganz anderer Abſicht, als ehemals die der Madam Agrikola zu Frankfurt am Main, oder die der Poſtmeiſterin zu Wezlar. Da ich in dieſem Fache bisher ſehr aufrichtig im Bekennen geweſen bin, ſo werden mir meine Leſer doch auf mein Wort glauben, daß ich in Berlin mit keinem feilen Mädchen nähern Umgang gehabt habe: aber die Bordelle habe ich beſucht, oder beſehen, und muß daher auch von dem, was ich geſehn habe, meinen Leſern Notiz geben. Es verſteht ſich hier von ſelbſt, daß ich weder bei der Madam Schuwitzn, noch bei der Madam Lindemann, noch ſonſt in einer vornehmen ſtillen Wirthſchaft, wie man dergleichen in Berlin nennt, geweſen bin: denn wie ſollte ich, als

Soldat, eine Schuwitzn besuchen, die sogar Kandidaten der hochheiligen Theologie abgewiesen hat *)!

Die Schuwitzn hatte kurz vor der Zeit, als wir nach Berlin kamen, sehr gelitten. Ihre Mädchen, oder ihre Damen waren eines Abends unter den Linden genekt worden, und hatten angefangen, dagegen zu schimpfen. Einige Officiers bestellten hierauf einen pudelnärrischen Kerl, welcher die Gassenbuben wider die Nymphen aufdringen mußte. Die Jungen insultirten die Mädchen nach Noten, bis sie sich endlich aus lauter Angst in ihren Wagen zusammenpackten, und nach Hause fuhren. Die Jungen waren aber auf Anstiften ihrer Führer noch nicht zufrieden, und verfolgten den Wagen mit Steinen und Koth, und machten selbst bei dem Hause der Schuwitzn einen gefährlichen Spektakel. Die Dame, welcher es bekannt seyn mochte, woher eigentlich der Skandal entspringe, wollte eine Klage einlegen; allein das Resultat davon war, daß ihr untersagt wurde, Kutsche und Bedienten zu halten.

In Berlin ist das Haus dieser Markerelle sehr bekannt, und wer die Friedrichsstraße mit einem Fremden geht, und an das kleine niedliche Häuschen kömmt, der spricht: „Sehn Sie hier das Haus der

---

*) Vorige Ostern ist das noch geschehen — vielleicht, weil nichts Unreines ins Himmelreich hineingeht!

Madam Schuwitz!" In allen vornehmen und geringern Gesellschaften wird von Madam Schuwitzn gesprochen, und die Berliner berühmen sich, daß selbst ein gewisser Herzog, welcher während seines ersten Aufenthalts in Berlin beinahe von diesem Freudenorte nicht weg kam, gestanden habe, er habe sogar in London keine so gute Wirthschaft von der Art angetroffen. Die Dame soll auch wirklich immer für recht gute Waare sorgen, d. h. für Mädchen von schlankem Wuchs, und einnehmenden Gesichtszügen, welchen hernach die Schminke, dieses große Ingredienz aller feilen Mädchen, noch zu Hülfe kommen muß. Wenn nun Madam Schuwiz eine solche Person annimmt, so läßt sie selbige einige schöne Stellen aus empfindsamen Romanen, Dichtern und Schauspielen auswendig lernen x), übt sie im Komplimentemachen, und im Putzen: und das gefällige Mädchen, vulgo Hure, ist fertig. Bei der Madam Lindemann und einigen andern vornehmen Orten ists beinahe eben so, obgleich die Schuwizn allemal das Prähat, wie man sagt.

x) Ich habe in Hane ein ganz gemeines Mädchen gekannt, welches blos dadurch, daß sie viel las, und das Gelesene behielt und bei Gelegenheit wieder hersagen konnte, einen recht braven Studenten so einnahm, daß er einige Jahre hernach, nachdem er ein Amt bekommen hatte, kam, sie abholte und heurathete. Es ist doch wahrlich eine dädsche Sache ums Bücherlesen!

Wollust ist überhaupt dem Beutel gefährlich: das hab ich selbst erfahren, wie ich schon aufrichtig genug bekannt habe; aber niemals ist sie kostspieliger, als wenn man sie bei habsüchtigen Schönen, oder in kostbaren Bordellen sucht, und das ist auch der Fall in den besagten berlinischen Wirthschaften. In den Galanterien von Berlin hat Herr Cranz oder wer sonst Verfasser dieses Buches ist, gesagt: an manchen theuren Orten dieser Art müsse man einen Louisd'or zuviel haben, wenn man sich ein Vergnügen machen wolle. Allein bei der Schuwizn reicht wirklich der Louisd'or nicht zu, auch bei der Lindemann schwerlich. Wer nun vollends sich will sehen und etwas aufgehen lassen, der kömmt unter vielem schweren Gelde nicht weg.

Den neuesten Nachrichten aus Berlin zufolge soll die Wirthschaft der Madam Schuwizn jetzt gänzlich zu Grunde gerichtet seyn. Ein gewisser in diesem Bordel beleidigter Graf schickte, wie man erzählt, einen Schinderknecht dahin, der sich wer weis wofür ausgab, und daselbst die Nacht zubrachte. Den folgenden Morgen versetzte der Kerl selbst bei der Schuwizn seine Uhr, weil er, wie er vorgab, nicht Geld genug bei sich hätte, seine Schuldigkeit abzutragen. Gegen Mittag fuhr er mit einer krepirten Sau auf seinem Karren vor das Haus der Schuwizn, trat in seiner Schinderuniform hinein, und foderte seine Uhr, um

ſie auszulöſen. Dieſe Begebenheit wurde gleich in der ganzen Stadt bekannt, und das berühmte Bordell verlohr durch dieſe ſkandalöſe Geſchichte alles Anſehn, und ſoll ſeit dem wenig oder gar nicht mehr beſucht werden. So viel vermag ein politiſches Minimum auch gar über Triebe der ſtürmiſchen Natur.

Fünf und dreißigſtes Kapitel.

Fortſetzung. Rettung einer Unglücklichen. Huren-Comment. Königliche Bibliothek.

Die Bordelle waren von der Einquartirung nicht frei, nämlich die vom geringern Kaliber, und ich habe ſelbſt, nachdem ich mich mit meinem erſten Wirth überworfen hatte, einige Tage in einem ſolchen Loche gewohnt. Ich hatte ſchon von langen Zeiten her ſo viel von Berliniſchen Bordellen gehört: hatte gehört, daß ſie alle andre, ſelbſt die zu Strasburg und zu Frankfurt am Main übertreffen ſollten: man hatte mir viel von ihrer guten Policei geſagt, und von der Fürſorge für die Reinlichkeit der Mädchen u. ſ. w. daß ich recht im Ernſt begierig war, dieſe Dinge in Natura zu beſehen. Was ich fand, will ich kürzlich mittheilen.

Ich besuchte die Talgfabrike, die Tranbulle, den gottlichen Juden *), Legers- und Heils-Saal und einige andre. Aller Orten wars dasselbe. Es halten sich gemeiniglich sechs, acht bis zwölf Nymphen in einer Wirthschaft auf, meist Mädchen von ganz geringem Stande, welche ehemals von adlichen und unadlichen Wollüstlingen verführt oder benutzt wurden, und hernach, der Arbeit entwöhnt, keinen andern Weg, sich zu nähren wußten, als den der feilen Wollust. Einige davon fühlen das Unwürdige ihrer Handthierung, und wünschen sich eine bessere Lebensart. So fand ich in der Talgfabrike ein Mädchen, Namens Jettchen, von Schwed, welche mir seine Gesichtszüge zu haben schien, und mit der ich mich daher abgab. Sie erzählte mir ih-

*) Es ist aller Orten Mode, daß man den Bordellen schimpfliche Namen giebt. Das soll noch von einigem guten moralischen Gefühl des Publikums zeugen. Und wer das bedenkt, der wird bei den Namen, blutiger Finger, rothes Läppchen, schwarze Schürze, allemal hübsche Reflexionen machen können. Es soll dingegen eine große Verdorbenheit der Sitten anzeigen, wenn man dergleichen obscure Sachen mit feinen Namen belegt, wenn man z. B. eine Hure ein Freudenmädchen nennt: warum nicht schlechtweg gesagt Hure, Hurenhaus? Wer diese Wörter nicht hören kann, verräthet, daß er ein systematischer Wollüstling ist. Doch solche Benennungen sollen den Kindermord befördern helfen. —

ren Lebenslauf, und ich ward gerührt. Ich fragte sie, ob sie Lust hätte, aus diesem Leben herauszukommen, und sie gestand: — nur ihre Schulden hielten sie zurück: sonst ging sie herzlich gern gleich wieder weg. — Das Ding fuhr mir im Kopf herum; ich wußte aber nicht, wie ich es anfangen sollte, sie zu retten, da ich kein Geld hatte, um für sie zu bezahlen, und sie dadurch auszulösen. Endlich machte ich gemeinschaftliche Sache mit einigen derben Kavaleristen und zwei Soldaten von unserm Regimente. Ich stellte ihnen die abscheuliche Lage des unglücklichen Mädchens vor, und den Wunsch, den sie hatte, zu ihren Verwandten zurückzukehren. Dann versicherte ich sie, das Vorgeben solcher Wirthe von Schuld, sey nur ein Kniff, die Mädchen festzuhalten: die Kerls wären Erzpreller: es sey übrigens ein sehr gutes verdienstliches Werk, ein solches Geschöpf vom Untergang zu retten. Dabei brauchte ich meine militärische Beredsamkeit dergestalt, daß die braven Kavaleristen und Musketiers schwuren: „der Teufel sollte sie alle samt und sonders holen, wenn das Mädchen nicht innerhalb 24 Stunden frey seyn sollte! Den folgenden Tag gegen Abend gingen wir alle auf einen Haufen in die Talgfabrike, tranken Bier und schäferten so herum. Endlich gab ich Jettchen ein Zeichen, daß sie sich nur zu uns halten sollte: dann nahm ein Kavalerist sie beim Arm, und wollte

mit ihr weg. Der Wirth aber hatte helle Augen, lief hinzu und sagte: „Wohin mein Herr?

Der Kavalerist: Spatziren!

Der Wirth: Die Mamsell geht nicht spatziren!

Der Kavalerist: Warum denn nicht? — Ich will sehen, wer ihrs wehren soll!

Der Wirth: Sie soll nun nicht! (will sie wegreißen).

Ein andrer Kavalerist: Kerl reise, oder der Teufel soll dich frikassiren! (schleudert ihn weg).

Der Wirth setzte sein loses Maul fort; bekam aber derbe Rippenstöße: der Kavalerist und einige andre waren indeß mit Jettchen abgefahren, und Meister Maquerau hatte das Nachsehn. Er sprach zwar viel von Räubereien, drohte mit Verklagen; aber wir lachten ihn nur aus, da er uns alle nur nach der Uniform, nicht aber nach dem Namen, ja nicht einmal nach der Kompagnie kannte. Jettchen ging nach der Neustadt, zu einer alten Frau, mit der sie bekannt war, und begab sich hernach, wie ich gehört habe, zu den Ihrigen nach Schwed. Vielleicht ist sie auf den Weg der Tugend zurück gekehrt, und wenn das ist, so haben wir ein gutes Werk gethan.

Um den reumüthigen Mädchen es unmöglich zu machen, ihr schändliches Gewerbe zu verlassen,

so sorgen die Wirthe dafür, daß sie immer viel an ihnen zu fordern haben. Der Wirth schaft der Unglücklichen Kleider, Wäsche und Puz, beköstigt sie und giebt ihr Quartier: alles rechnet er übermäßig theuer an, so daß ein Mädchen nimmermehr bezahlen kann. Ihren Verdienst theilt er obendrein mit ihr, und läßt ihr nur eine Kleinigkeit, welche das zu Leckereien verwöhnte Mädchen in lauter Kuchen und Zuckerwerk vernascht. So müssen denn die Kreaturen bleiben, bis entweder der Wirth selbst sie fortjagt, oder bis sie entwischen, oder irgend ein Liebhaber sie auslöst. Zu wünschen wäre es immer, daß die Berlinische Policei hier angemeßne Gegenanstalten träfe, um einer Unglücklichen das Laster nicht wider Willen zur Zwangspflicht werden zu lassen.

Im Durchschnitt sind die Mädchen unverschämte Nickel, die gar nichts von Anstand und Delikatesse wissen. Schaamlose Worte begleiten alle ihre Reden, und durch schändliche Gebehrden wiegeln sie die thierische Lüsternheit nur noch feiveier auf. Dabei können sie saufen, sogar Brantewein, wie die Packknechte. Kömmt jemand in so ein Haus, so greift ihn gleich die erste beste an, nennt ihn lieber Junge, duzet ihn, und fodert sogleich, daß er ihr Wein, Chokelade, Kaffe, Brantewein und Kuchen geben lasse: Und das alles ist in diesen Hausern noch eins

mal so schlecht, als anderswo; und doch noch einmal so theuer. Nun kommt es darauf an, ob der angehaltene Mosjeh so galant ist, daß er dem Nymphchen willfährt, oder nicht. Im erstern Falle bleibt das Mädchen bei ihm, streichelt ihm die Backen, nennt ihn allerliebst — bis ihre Viktualien verzehrt sind, oder jemand anders zu einem ernstlichern Geschäft sie auffordert. Im andern Fall trollt sich das Kreatürchen gleich, und sucht eine n..fährigere Gesellschaft. Und auf diese letztere Weise kann man ganz ungestört in einem Bordelle sitzen, seine Pfeife rauchen, und dem Spektakel zusehen, ohne daß man nöthig habe, der niedern Wollust zu fröhnen, oder etwas mehr, als das, was man selbst verzehrt, zu bezahlen.

Es wird überhaupt in Berlin gar nicht für anstößig oder für schändlich gehalten, in ein Bordel zu gehen. Viele, selbst angesehene Ehemänner gehen dahin; und kein Mensch, selbst ihre Weiber, nehmen ihnen das nicht übel. Man weis, daß der Zehnte blos aus Neugierde hingeht, oder zum Zeitvertreib. — Sonst rühmt man, daß wegen der strengen Aufsicht niemand Gefahr laufe, in einem Berlinischen Bordel inficirt zu werden, oder doch nur sehr selten. Allein welcher Arzt kann hierüber mit Gewißheit entscheiden! wenigstens in den gemeinen Bustellern habe ich das Gegentheil bemerkt. Viele

unsrer Leute, wie man leicht denken kann, besuchten diese Kneipen, und waren über die frisirten Köpfe und die gemalten Gesichter und den mamselimäßigen Anzug der Frauenzimmer ganz entzückt! Sie eilten also, um an dem Glück, solche Mädchen zu umarmen, Theil zu nehmen: und siehe da — viele wurden mit dem häßlichen Uebel begabt, dem unsre Leute hernach den Namen der berlinischen Stramkrankheit gaben. — Durch die Musik, welche täglich in den niedrigen Löchern gemacht wird, erhalten diese noch mehr Zulauf.

Während der Zeit, da sich die fremden Regimenter in Berlin aufhielten, standen viele Bordelle den Soldaten offen, wohin sonst blos Vornehmere zu kommen pflegen. Ob das vielleicht Achtung für die Fremden war? Genug der Saal des Legers, jetzt Soldrigs, dann Heils Wirthschaft, wurden von jedem besucht. Die Mädchen selbst waren so höflich, ihren Preis auf die Hälfte herabzusetzen: wo man sonst zwölf Groschen zahlen mußte, zahlte man jetzt nur sechs, doch ohne den Pudergroschen mit zu rechnen.

Nur noch ein Wort von den berlinischen Strassennymphen! Von diesen giebt es eine sehr große Anzahl: man heißt sie schlechthin Straßenmenscher, Kurantmenscher und dergl. Sie schwärmen, trotz

der scharfen Aufsicht, die ganze Nacht auf den Gassen, theils einzeln, theils haufenweise herum, und sehen zu, wer ihnen für den Genuß schmutziges Vergnügens einige Groschen zollen will. Ich bin einigemal Augenzeuge von Auftritten gewesen, worüber ich erröthete. — Die Gesellschaftsmamsellen, welche ganz einzeln für sich wohnen, und dann und wann für Geld und gute Worte sich von schmucken jungen Leuten besuchen lassen, habe ich nicht kennen gelernt. Aber nun mags von der Schwelgerei des Herzens genug seyn: jetzt zur Schwelgerei des Kopfs!

Die Königliche Bibliothek wurde eben damals in Ordnung gebracht. Einer meiner Bekannten, Herr Julius Erduin Koch, Wolfs Schüler, und Verfasser einiger hübscher Werkchen, half bei diesem Geschäfte. Die Bibliothek hat einen großen Vorrath recht guter, auch mit unter rarer Bücher und Handschriften; aber an einen Katalogus hatte man bis jetzt noch nicht gedacht. Dies hatte die Folge, daß viele Bücher, welche allerdings da waren, vergebens gesucht wurden, und daß man endlich ein und eben dasselbe Werk doppelt, dreifach, ja oft mehrfach ankaufte. Wer konnte nun auch wissen, ob das gesuchte Werk da war oder nicht! Diese artige Einrichtung machte den Herren Bibliothekaren freilich nicht viel Ehre: ihr Büchersaal glich dadurch einem Körper ohne Seele. —

Unſre Soldaten, welche Arbeit fanden, verdienten ſich hübſches Geld: der Arbeitslohn iſt in Berlin weit höher als in Halle und ſonſtwo. Vielleicht gaben auch die Herren Berliner etwas mehr, um ſich bei den Fremden einen Namen zu machen. Immer gut! Wer aber nichts verdienen konnte, mußte in Berlin ganz kümmerlich leben, wegen der dortigen großen Theurung. Daher ſehnten wir uns beinahe alle wieder weg, und wünſchten, daß wenns einmal vorwärts gehen ſollte, es nur recht bald vorwärts gehen möchte. Ich ſelbſt fing an, des Dings überdrüſſig zu werden, und ob ich gleich im Vergleich mit Andern ein recht gutes Logis hatte, ſo war mir doch das Herumliegen verhaßt, und ich ſtrebte weiter zu kommen. Wo man nicht immer bleiben kann, da mag man auch nicht gern lange bleiben.

Sechs und dreiſſigſtes Kapitel.

Vorwärts. Schon wieder ein liederlicher Pfaffe! Reſpekt vor dem Herrn Paſtor Schulz in Gielsdorf! Naturalismus mit Poſitivismus verglichen. Etwas über Frankfurt an der Oder, und Leopolds Ehrenſäule.

Im Anfang des Julius marſchirten wir an einem Montag aus Berlin auf Frankfurt zu. Das Land hier iſt ſehr ſandigt und unfruchtbar, und die Leute

sind größtentheils arm. Sie heissen nach der Berliner Sprache die Sandmärker.

In Petershagen, ohngefähr fünf Meilen von Berlin, hörte ich, daß die Bauern über ihren Herrn Seelsorger sehr schwierig waren. Die Ursache dieser Feindschaft lag in der Neigung des Ehrenmannes zu den Grasnymphen. Man hatte ihn mehrmals im Felde und im Walde mit Mädchen und Weibern angetroffen, ihn deshalb verklagt, und seine Predigten verachtet. Ob seine Bauern den Proceß gewonnen haben, weis ich nicht; allein das ganz allgemeine Gerücht nicht nur im Dorfe, sondern in der ganzen Gegend von des Pastors verliebten Lebensart, bewies hinlänglich, daß er die Klage selbst verschuldet hatte. An seiner Orthodoxie war übrigens nichts zu tadeln.

Erfreulicher waren die Nachrichten, die ich über den Herrn Pastor Schulz zu Gielsdorf von einigen sachkundigen Männern einzog. Man rühmte ihn durchaus als den heilsten, wohlwollendsten und thätigsten Menschenfreund. Seine Gemeinden sollen unter allen Sandmärkern die friedfertigsten Leute seyn und wohlhabender, als alle ringsherumwohnende: und das sollen sie seinem väterlichen Umgang und seinen ökonomischen und moralischen Belehrungen zu danken haben. Er ist wohl der Erste, der durch eine zweiundzwanzigjährige Erfahrung bewie-

ſen hat: daß die natürliche Religion oder vielmehr die Moral ſchon vollkommen genug ſey, auch die gemeinſten Leute zu recht guten Menſchen und getreuen Unterthanen zu bilden — was ſonſt angeſehene Theologen und Politiker nach ihrer Stubengelehrtheit läugneten. Einige derſelben ſind noch jezt hartnäckigt der Meinung: daß ohne poſitive Religion das gemeine Weſen nicht beſtehen könne, wie wenn dies da ſo recht blühend beſtände, wo man recht viel poſitive Religion gehabt hat und noch hat — in Italien, Portugal und Spanien! Ich weis nicht: es giebt gewiſſe Leute, die, trotz aller Belehrung der Geſchichte und der Länder- und Völkerkunde, dennoch in Abſicht auf poſitive Religion, wie mit ſehenden Augen blind ſind. Aber freilich um Licht zu ſehen, muß man Licht haben, und wer dies hat, ſieht durch den umnebelnden Wuſt durch und iſt feſt überzeugt: daß es wenig Ehre für den Urheber der Menſchheit ſeyn würde, wenn man dieſe durch Wahn, Aberglauben und Irrthum weiter bringen könnte, als durch Wahrheiten, die das Gepräge der ſimpeln Natur an ſich haben. Ich meyne: hat man die Menſchen durch poſitive Religion bisher ſo palliativ gängeln konnen, warum ſollte man ſie durch die natürliche nicht ganz curativ führen und behandeln können! Für Wahrheit ſind wir doch mehr geſchaffen als für Irrthum: mehr für Licht — wenn

wir wachen — als für Finsterniß! „Allein das Un„natürliche ist uns“ — wie Herr Professor Müller, der Schweizer, bemerkt *) — „in sehr vie„len Dingen gewöhnlich geworden; und deswegen „scheint uns das Natürliche unnatürlich. Man ist „nun ziemlich darin einig, daß Orthodoxie einzig „bei den Heterodoxen zu finden sey. „— Gebetbü„cher —“ fährt er fort — „die voller Unsinn, Ab„geschmacktheit, Unmoralitäten und zuweilen wohl „gar Läsierungen sind: Predigten, die an diesen Ei„genschaften die Gebetbücher noch übertreffen: an„dere Erbauungsbücher von gleichem Schlage: die „Bibel selbst ist solchen simpeln und ungelehrten „Menschen mehr zum Schaden, als zum Nutzen: „Für einen Punkt, den sie recht verstehen, sind „hundert, die sie misverstehen.“

„Wie konnte man doch ein Buch zum allge„meinen Gesetzbuch machen, in welchem jedes „Wort eine scharfe kritische Prüfung, diese eine ge„läuterte Philosophie, und beides die ausgebreiteste „Gelehrsamkeit erfodert, die wieder der schärfsten „Kritik bedarf! Wenn ich dieses auseinander setze, „so thürmt sich die Unvernunft einer solchen Ein„richtung zu einem Alpengebürge auf: alle meine „Sinnen stehen stille.“

---

*) Die Dorfschule. Berlin 1786. S. 3. u. f.

„Es ist vielleicht kein Buch, das dem gemei„nen Mann schädlicher wäre: denn es schadet „nur dem Verständigen, dem Redlichen. Der „Schlimme liesst es nicht: der Gleichgültige kehrt „sich daran nicht: der Stumpfe versteht es nicht: „der Verständige, der Gewissenhafte allein studiert „es, verwirrt sich und wird ein Opfer seiner Gewis„senhaftigkeit. Mir blutet die Seele, wenn ich an „die vielen redlichen Menschen aus meiner Bekannt„schaft denke, die durch ihre eigene Frömmigkeit bei „Lesung der Bibel unglücklich geworden sind. Einer „hängte sich, zwei stürzten sich ins Wasser, mehrere „verloren den Gebrauch ihres Verstandes: eine noch „weit größere Anzahl wurden von ihren Zweifeln „herumgetrieben, Tag und Nacht gemartert, für „ihr Hauswesen unbrauchbar und den Ihrigen zur „Last. Sprecht redliche Pfarrer in Ländern, wo „dem Landmann Muße gelaßen ist zu denken: wie „oft Ihr mit diesen Bibellesern zu kämpfen hab't! „Welch unsinniges Zeug sich aus diesem Lesen in den „Köpfen solcher Leute erzeugt! Welcher Aberglaube „ist möglich, den sie nicht in diesem Buche bestätigt „glauben! Geisterbeschwörung, Schatzgräberei, Teu„felsbannerei, Hexen, Gespenster, Goldmacherei, „Zauberei: alle diese Undinge finden Sie in Glau„bensartikel verwandelt, und manche wohl gar, wie „sie meynen, als erlaubt gerechtfertigt. Schwärme-

„reien aller Arten nehmen Stoff aus diesem Buche,
„und Betrüger, Sektenstifter, falsche Messias, fal-
„sche Propheten, falsche Apostel, gewinnen die Ein-
„fältigen durch dieses Buch. Allein, sagt man, gute
„Erklärungen können allem diesem vorbeugen. Diese
„Sage ist wahrer Unsinn! Hart, aber wahr! Es
„ist ein Widerspruch, ein Buch von dieser Art à la
„portée de tout le monde einzurichten [a]). —

„Natürliche Religion ist aber die faßlichste und
„einfachste Religion: sie ist so leicht, so jedermanns Fä-
„higkeiten angemessen, daß man erstaunen muß, wenn
„man Philosophen ernsthaft behaupten hört: —"
„sie sey nicht für den gemeinen Mann, und könne
„niemals allgemein werden [b])!" Diese Herren ver-

---

a) So viel Köpfe, so viel Sinne! Dieses Spruches bescheide ich mich hier, wie überall gern, um über das Rügen des theologischen Unsinns nicht selbst in den philosophischen zu verfallen, oder gar in Intoleranz, und ersuche daher jeden meiner corbaten Leser, hier so das dagegen zu lesen, was der warme, edle Menschenfreund, der helle Herr von Rochow in seinen Berichtigungen S. 209. über die Bibel gesagt hat. Wie sehr Er recht habe, beweiset selbst der Lehrvortrag und der Religionsproceß des Herrn Pastors Schulz zu Gielsdorf.

b) In Schulzens dreien Gemeinden ist das doch wirklich der Fall: warum denn auch nicht überall, wenn man überall nur Prediger hätte, wie — Schulz? Man sieht aber den Wald vor lauter Bäumen nicht!

„rathen dadurch eine doppelte sehr unphilosophi-
„sche Unwissenheit: sie kennen weder den gemeinen
„Mann, noch ihre eigene Religion. Natürliche Re-
„ligion ist Religion, auf welche — dem Gesetze der
„reellen Causalität zu folge — sowohl äußere Na-
„tur als die Natur des Menschen von selbst führet;
„sie aber setzen metaphysische Schulreligion an deren
„Stelle." —

„Vielfältig habe ichs beim Landmann versucht,
„ihm die natürlichen Ideen vom obersten Wesen
„vorzulegen: jedesmal begriff er schnell, behielt fest,

Um indessen meinen Lesern mich ganz liberal zu zeigen, so will ich sie hier auf ein Buch aufmerksam machen, das über die vorliegende Sache so ausführlich, so gründlich und so unpartheiisch handelt, wie es bis jezt gewiß von wenig Theologen, und Philosophen geschehen ist. Es heißt: Kritische Theorie der Offenbarung, nebst Prüfung der Schrift: Christus und die Vernunft. 1792. Ich will alles verwettet haben, wenn es jemanden gereuen wird, diese Theorie gelesen zu haben, gleichviel ob er orthodox oder heterodox ist, — vorausgesezt, daß er nur Kopf und Herz für Wahrheit hat. Der Name des Verfassers würde auch schon dafür bürgen, wenn gewisse Zeit-Aspekten es nicht nöthig gemacht hätten, ihn zu verschweigen, um eine wichtige Angelegenheit mit desto größerer Freimüthigkeit von jeder Seite untersuchen und würdigen zu können. Daß die wichtigsten Schriften der neuern Zeit über diesen Gegenstand mit zur Prüfung gezogen sind, zeigt der dreißigste Paragraph.

„urtheilte richtig: er fühlte ihre Kraft, sie erheiter„ten, sie beruhigten, sie stärkten seine Seele. Diese „Ideen sind mit allem, was schön, gut und voll„kommen unter den Menschen ist, verwandt: sie „geben diesem Licht und erhaltens von ihm: eins „macht das andere anschaulich, eines verstärkt das „andere."

„Halte ich die Leichtigkeit natürlicher und die „Schwierigkeit sogenannter geoffenbarter Begriffe „gegen die Behauptung: — der Bauer könne die „zweiten, nicht aber die ersten verstehen, so steht „mein Verstand stille. Sonderbare Behauptung! „Das Leichteste ist nicht für den Schwächsten! Was „hell ist, wie der Tag, was von allen Seiten star„kes Licht empfängt, ist schwer zu sehen: man braucht „philosophische, metaphysische Augen dazu! Aber ge„heimnißvolle Sätze, durch eine Menge exegetischer „Regeln herausgebrachte, sehr componirte, sehr ver„wickelte Systeme — das soll Religion seyn, die „dem gemeinen Mann verständlicher wäre, als die „natürliche!" — Sehr wahr! Doch wieder ins Geleis!

Gern hätte ich die Universität zu Frankfurt an der Oder näher kennen gelernt; allein wir gingen diese Stadt nur eben durch: und da ließ sich freilich wenig bemerken. Ich sahe zwar einige Studenten auf der Straße, die alle recht artig gekleidet gingen

und gar nicht renommistisch aussahen: ich schloß daher, daß der Komment auf dieser Universität jezt auch sehr verfeinert sey. Allein nach meiner Zurückkunft nach Halle sprach ich mit einigen, welche sonst zu Frankfurt studiert hatten, unter andern auch mit einem, der von da relegirt war: und diese Herren beschrieben mir den Frankfurter Ton als sehr roh, viel roher, als er in Halle ist, und, um dieses zu beweisen, erzählten sie mir, wie vor noch nicht langer Zeit die Studenten die Hauptwache gestürmt und allerlei Unfug verübt hätten. Ueberdem hat auch das Ordensgift die dortige Universität inficirt; denn auch da findet man Unitisten und Constanzeisten, wider welche die Universität zwar von Zeit zu Zeit procedirt, aber wenig ausrichtet: und wo es Orden giebt, da kann es an Unordnungen nicht fehlen.

Unter dem vielen Frauenzimmer, welches ich in Frankfurt auf der Straße und an den Fenstern gesehen habe, sah ich auch nicht eine einzige Schönheit. Ob diese da so rar ist?

An der Oder betrachtete ich die Säule, welche dem vortreflichen Herrn Leopold von Braunschweig errichtet ist, und fühlte recht lebendig, daß dieser edle Fürst eines schönern Todes starb, als mancher Held, der hunderttausend unschuldige Menschen auf die Schlachtbank führt, und endlich auf Trümmern der Menschheit im Triumphe als Sieger ein

herſchreitet, uneingedenk des ſchönen Leſſingiſchen Spruchs: — „Was Menſchenblut koſtet, iſt Menſchenblut nicht werth, „ — dann ſich hinlegt und ſtirbt, und nun aus widervernünftiger Verwöhnung ein Mauſoläum erhält! — Wahrlich Leopold hat die Ehrenſäule mit größerm Recht verdient! Aber einen beſſern Biographen hätte er haben ſollen, als er an Meiſter Geißler dem Jüngern gefunden hat. Die Sudelei dieſes General-Stümpers lieſt niemand ohne Ekel.

Zu Trettin, einem Dorfe ohnweit Frankfurt, konnte ich das Feld überſchauen, wo vorzeiten Friedrich der Zweite die ungebetenen Gäſte, die Ruſſen, theils zuſammengehauen, theils in die Oder gejagt hat. Mein Wirth hatte dieſer Menſchenſchlachterei beigewohnt, und konnte vielerlei Partikularitäten davon erzählen. Er war ein aufgeweckter muntrer Mann, mit welchem ich mir die Zeit recht angenehm vertrieb. Er ſprach von den Ruſſen ſehr erniedrigend, und führte viele Beiſpiele von Grauſamkeiten an, welche ſie in jenen Gegenden verübt hätten. Sie pflegten, um nur eins anzuführen, die Haare der Weiber und Mädchen um ihre Säbel zu wickeln, hernach die armen Geſchöpfe vermittelſt des Säbels an der Erde zu befeſtigen, und auf dieſe Art ihre viehiſche Wolluſt ungeſtöhrter zu ſtillen. Die Ruſſiſchen Officiere erlaubten das alles

und lachten über die Klagen des gedrückten Landmanns. Aber so soll auch ihre Schande fortdauern bis an den jüngsten Tag! Der Feind sey immerhin Feind, nur vergesse er die Menschlichkeit nicht, und man wird ihn loben und ehren! Aber wenn er brutalisirt, und sich gegen die Unterthanen dessen, gegen den er streitet, alle Bubereien erlaubt, so mag ihn ewige Schande brandmarken und allen künftigen Zeiten als einen Schuft darstellen.

In Crossen hat es mir gefallen: die Stadt scheint sich gut zu nähren. Hier giebt es herrliches Bier. — Freilich eine Kleinigkeit für den, der Wein hat!

Im ersten schlesischen Dorfe, Reichenau, kam Herr Frisch, der Candidat zu mir und bewies mir viel Freundschaft. Er war in Halle mein Scholar gewesen.

Zu Dittersbach bei Sagan standen wir, das zweite Bataillon, wobei ich mich befand, 14 Tage still. Dies verursachte der Reichenbacher Congreß, von dessen Ausgang Krieg und Frieden nun abhing. Unsere Leute disputirten täglich bis zum Zanken und zu Grobheiten, ob Leopold nachgeben, oder den Krieg fortsetzen würde? Viele behaupteten das erstere; viele das leztere, und wurden oft so auf einander erbittert, daß sie sich mit Schlägen drohten. Ich sah dergleichen Auftritte gern: sie erin-

werten mich an die Zänkereien und die Spektakel der Ältern und neuern Theologen und Philosophen, welche oft über Dinge disputirten, die kein Mensch bejahend oder verneinend entscheiden kann *).

Hier in Dittersbach machte ich mich mit der Landesart und andern dahin gehörigen Sachen bekannt, und ich muß mit Erlaubniß der Herren Schlesier bekennen, daß ich wenig Genugthuung gefunden habe. Die Ackerfüchte waren freilich dieses Jahr wegen der großen Dürre schlecht: dabei war es aber doch nicht schwer, einzusehen, daß an dem Schlesischen Ackerbau noch gar viel zu verbessern sey. Ganze Strecken recht gutes Landes lagen öde, und niemand konnte sich entsinnen, daß je ein Pflug darauf gekommen wäre. Der Gartenbau taugt vollends nichts, wenigstens auf den Dörfern nicht. Die

---

*) **Religions-Streitigkeiten**, schreibt Herr von Rochow, heißen, nach dem Sprachgebrauch, solche Zwisten, die über das **Unbegreifliche** entstehen, und wobei die **Ehre Gottes** ins Spiel gezogen wird, um den Dissidenten der Gotteslästerung beschuldigen, ihn seines Amtes entsetzen, verdammen, und, wenn die Macht da ist, auch wohl verbrennen zu können." — Ueber **Religions-System** in den **Berichtigungen** S. 69 u. f. — Im **klaglichen König** heißt es S. 33:

— — — Die Christus Religion
Liegt in den letzten Zügen schon,
Stirbt an der **Theologie**!

Leute sehnen sich nicht einmal nach Gartenfrüchten: sie essen Jahr aus Jahr ein ihre Knötel d) und ihre Suppe, bloßes Mehl mit Salz und Wasser, selten mit Milch, und sind damit zufrieden. Es giebt Familien, die das ganze Jahr hindurch auch nicht ein Loth Fleisch essen. An Einschlachtern und an Geräuchertes ist gar nicht zu denken, ich meine noch immer, auf den Dörfern: denn in schlesische Städte bin ich nicht gekommen. Die Lebensart der dortigen Bauern ist also sehr einfach: ihre allgemeine, ewige Kost, von der sie nie abgehen, ist — Suppe und Knötel: selten etwas Butter und Käse.

Die Tracht oder die Kleidung dieser Leute ist sehr einfach und zeugt von der Armuth der meisten. Fast alle beklagten sich, daß sie kaum so viel erwerben könnten, als hinreicht, die Abgaben an den König und den Edelmann zu entrichten: woher nun Kost und Kleidung!

Der Schlesische Landmann ist in allem Betracht ein Sklave. Die königlichen Abgaben, hörte ich mehrere sagen, wollten sie gern geben, wenn sie nur von der Tyrannei des Adels befreit wären. Der größte

d) Mehl wird in Wasser gerührt, sehr schwach gesalzen, geknetet, zu länglichen Stücken geformt und in bloßem Wasser gesotten. Das sind Schlesische Knötel, welche noch obendrein ohne Schmelze gegessen werden.

Theil des Adels tyranniſirt zwar aller Orten, wo er nur kann, und ſieht die Landleute als Geſchöpfe an, welche aus einer ganz andern Maſſe gebildet ſind, als der gnädige Junker. Das thut der Adel ſogar in der Pfalz, wo ihm ſonſt die Klauen gar ſehr verſchnitten ſind *). Auch da übt er ſo unter der Hand in den ſogenannten ritterſchaftlichen Dörfern ſeine Obermacht aus, und ſaugt den Armen Unterthanen das Blut unter den Nägeln hervor. Aber nirgend iſt die adeliche Tyrannei ärger als in Schleſien: da können die Herren Unmenſchen ſo recht nach Herzensluſt die armen Unterthanen ſcheeren. Der Bauer da muß ſeinem Edelmann oder Gutsherrn arbeiten, ſo oft und viel er es verlangt; und was der Edelmann ihm dafür erſtattet, iſt der Rede nicht werth. Widerſezt ſich der Bauer, ſo läßt ihn der Junker einſperren. — — — — — — — — — Ich habe Beiſpiele gehört, wobei mir die Haut ſchauderte. Und geht auch endlich der Landmann klagen, ſo bekommt auf den äußerſten Fall der Edelmann eine Naſe ſo ganz im ſtillen, wird auch

---

*) Kurfürſt, Friedrich IV, und Karl Ludwig haben dem Adel in der Pfalz bald durch feine Kunſtgriffe, bald aber durch offenbare Gewalt beinahe alles Anſehn genommen, ſo daß in der Kurpfalz kein Menſch mehr der Deſpotie des Edelmanns unterworfen iſt: und ſo wäre doch noch etwas Gutes in der Pfalz!

wohl einmal, wenn ers gar zu arg macht, etwas derber bestraft; behält aber doch immer die volle Gewalt, seinen Kläger nun noch weit ärger zu quälen *f*). « Ein Bauer wollte seinen Sohn zu einem edelmännischen Amtmann qualificiren lassen und bediente sich dabei in vollem Ernst des Ausdrucks: Er sollte ein Bauernschinder werden. Wer mehr von den winzigkleinen Schlesischen Despoten wissen will, der findet es im deutschen Zuschauer für 1791. — Und so fädelt man Volks-Aufstand — — — — — — — — — — — — —

Wenn also Schlesien auch gleich ein recht gutes und fruchtbares Land ist, so läßt sichs doch leicht denken, daß der Wohlstand der arbeitenden Classe, vorzüglich auf dem Lande, sehr gering seyn müsse, und daß die armen, gedrückten Leute das Unnatürliche noch nicht einsehen, was Herr Hofrath Schlözer

f) Im klägl ichen König sagt ein Deputirter S. 41:
Ach, mein Herr König, das Gott erbarm!
Man geht sich halt an Stiefeln arm,
Eh man das Wunder-Angesicht
Der Herrn Cub-Fürsten zu schauen kriegt.
Auch macht der Kammerdiener Heer
Im voraus unsre Beutel leer,
Und kommt nun selbst der gnäd'ge Herr,
So han wir keinen Groschen mehr.“

darin findet: „Daß Ein Hochwohlgeborhner Schwachkof und Faullenzer von dem Verſtand und der Arbeit Hundert geſcheuter und arbeitſamer Leute leben ſolle g).“ — An Holz haben die Leute freilich einen Ueberfluß, gehen aber damit ſo unſparſam um, daß es eine Schande iſt h). Um eine Waſſerſuppe zu kochen, verbrennt der Schleſier ſo viel Holz, als man in Halle braucht, eine ganze Mahlzeit zuzurichten. Den ganzen Tag brennt da das Feuer auf dem Heerde, damit, wenn ja einem einfällt, etwas anzuſetzen, er nicht nöthig habe, erſt Feuer anzumachen. Die Leute brauchen täglich dreimal warmes Waſſer für ihr Vieh: da nun das Waſſer in Ofenſchiffen gewärmt wird, ſo werden die Stuben in dieſem Lande täglich wenigſtens dreimal geheizt. Ich konnte in ſolchen Stuben gar nicht bleiben, eben ſo wenig meine Kameraden: die Einwohner aber rührte das gar nicht. Wenn alſo überhaupt, wie man ſagt, dieſe Nation von etwas ſchwachem Geiſte iſt, ſo mag das ewige Heizen der Stu-

---

g) Staats-Anzeigen, Heft 64. S. 457.

h) Herr Georg Forſter äußert im I. B. ſeiner Anſichten vom Niederrhein: daß der Holzmangel die Völker dereinſt wieder nöthigen werde, auszuwandern: meynt aber, zum Troſt aller armen Sünder auf dem Thron, daß es wohl noch tauſend Jahre währen könnte.

den vielleicht eben so viel dazu beitragen, als der despotische Druck ihrer Gutsherren.

Schöne Mädchen in Schlesien habe ich wohl bei Vornehmern einige gesehen; unter den Gemeinen aber nicht eine einzige. Bei Crossen indeß in Alt-Rehfeld sah ich ein gemeines Crossisches Mädchen, Regine Schmidin genannt, welche da so allerlei zum Verkauf herumtrug. Diese würde, als Dame gekleidet, für eine vollkommne Schönheit passiren können. Mein Tagebuch enthält über sie noch allerhand.

In Kleinigkeiten sind die Schlesier erfinderisch. So sah ich in Sprottau eine Wiege, welche vom Wasser, durch ein angebrachtes Triebwerk, in Bewegung erhalten wurde. Ich habe noch mehr Raritäten von der Art bemerkt, die aber keinesweges Beweise für die Kultur eines Landes sind.

In Merzdorf, einem Dorfe über Hirschberg, nahe an der Böhmischen Gränze, war unsere lezte Cantonnirung. Hier besuchte mich der Candidat Walter, der Hirschberger. Er war der einzige Sohn einer reichen Kaufmannswittwe, hatte in Halle studiert, ziemlich gut gelernt, auch meinen Unterricht benuzt. Allein, leider, müssen ihn innere Leiden gequält haben, welche zu lindern der äußere Wohlstand nicht zuließ: denn im vorigen Jahre hat

er sich ersäuft. Was doch nicht alle mit den Menschenkindern geschehen kann!

In Merzdorf weiß man recht viel zu erzählen von Meister Rübezal. Ueberhaupt sind die Schlesier sehr orthodox, folglich auch sehr abergläubig; aber die Bergschlesier sind es über alle Maaßen. Stundenlang wissen sie von ihrem Rübezal und andern Gespenstern zu schwatzen, faseln tausend Fratzen her, und wenn man ihnen diese widerlegt, so werden sie grob und fangen an zu schelten. Wo Gespenster zu Hause sind, sinds auch Hexen, also auch hier.

Eine gute Eigenschaft darf ich aber nicht übergehen, die ich an den Schlesiern bemerkt habe: sie ist freilich zum Theil in ihrem Aberglauben gegründet: — sie fluchen und schwören nicht, reißen auch keine Zoten. Sie kreuzten und segneten sich allemal, wenn unsere Leute fürchterliche Flüche und derbe Zoten ausstießen. — Die Schlesier Bauermädchen sind auch lange nicht so gefällig und aufgeweckt, als die in der Mark, in Sachsen und anderswo.

An meinen braven Bispink hatte ich von Dittersbach aus geschrieben, und erhielt seine erste Antwort schon in Merzdorf. Ich freute mich, in dem Briefe des ehrlichen Mannes alle Gesinnungen zu finden, welche ich immer bei ihm gefunden habe. Ich antwortete gleich wieder und bath ihn, doch an meine Mutter zu schreiben, damit diese der

Grunebergen ihre Foderung bezahlen möchte: an unangenehmen Erinnerungen daran fehlte es sogar nicht im Felde. Herr Bispink thats, und was erfolgte, wissen wir.

Eine kleine Rebellion bei unserer Compagnie, woran die Unterofficiere am meisten selbst Schuld waren, nöthigte unsern Hauptmann, hier Wachen mit geladenem Gewähre auszustellen. Die Bursche, welche an dem Tumulte Theil gehabt hatten, wurden auch noch auf dem Marsch einige Zeit scharf bewacht. So Violent diese Vorkehrungen waren, so konnte man sie unserm Hauptmann nicht verargen; im Felde ist nichts gefährlicher als Aufstand und Meuterei.

Sieben und dreissigstes Kapitel.

Reichenbacher Frieden. Rückmarsch. Orthodoxie in Schlesien. Herzog Friedrich von Braunschweig, einer der ersten Menschen!

Endlich that der Reichenbacher Congreß seine Wirkung: es war Friede, und wir erhielten Befehl, zurück zu marschiren. Ich bin nicht im Stande, die Freude zu beschreiben, welche den größten Theil unserer Soldaten auf einmal beseelte. Sie

gebährdeten sich wie die Kinder, wenn sie ein hübsches Geschenk erhalten haben. Nur wenige sahen es nicht gern, daß der Spektakel ein Ende haben sollte: diese wünschten sich ihren alten Fritze zurück: Der, meynten sie, würde kein Ungemach gescheut haben, würde entweder ganz ruhig zu Hause geblieben, oder in Böhmen fluchs vorgedrungen seyn so lange, bis die Türken von selbst Frieden erhalten hätten. Viel Blut würde es auch nicht gekostet haben: Oestreich wäre schon zu schwach, um den Ueberrest von Schlesien nicht gern willig abzutreten, die Kriegskosten zu ersetzen, und sich wenigstens in vierzig Jahren die Lust nicht wieder werden zu lassen, Europa in Krieg zu verwickeln, und so auf Kosten Anderer, im Trüben für sich zu fischen. — — — — — — — Die guten Leute sprachen aber, wie sies verstanden; und es war sehr klug, einem jeden dies nach seiner Art nicht zu wehren: dadurch kühlt sich der erhizte Muth ab, und man ist vor anderartigen Thätlichkeiten sicher.

Ich hörte dem allen so im Stillen zu, verglich, prüfte, und wenn es mir auf der einen Seite auch schien, daß der Reichenbacher Friede etwas vom Frieden Gottes an sich habe, der, wie Herr Crunz in seinen Fragmenten sagt, über alle Vernunft erhaben ist: so schien es mir doch auf der andern Seite, daß unser gutmüthiger König sich bei diesem Feldzug

doppelten Ruhm erworben habe. Es gehört doch wahrlich etwas mehr dazu, als eine kaufmänniſche Seele, um die Koſten zur Mobilirung der Armee nicht zu achten, Verzicht auf Eroberungen zu thun, und da dem Feinde ſelbſt die Hand zum Frieden zu biethen, wo es etwas kleines geweſen wäre, ihn durch Krieg vollends aufzureiben. Und ſo war unſer liberale König in meinen Augen doppelt groß! Als ich daher zu Merzdorf bei einem Leinweber ſein Bildniß auf einem Kupferſtich erblickte, worauf ſein Königliches Koſtüme ziemlich getroffen war, außer dem Kopf, ſo ſchrieb ich, ob ich gleich kein Verſifex bin, folgendes Diſtichon darunter:

Armato brachio patriae das munera pacis:
Non habuere parem Teutonis arva Tibi! *)

Ich weiß wohl, daß dieſe Zeilen nicht weit her ſind: da ſie aber meine damalige Empfindung ausdrücken, ſo mögen ſie hingehen.

Wir nahmen bis Sagan beinahe denſelben Rückweg, worauf wir hingezogen waren; doch kamen wir auf andern Dörfern ins Quartier. Das Obſt fing an zu reifen, und der vollſte Baum war oft in einer halben Stunde leer. Die Soldaten machen es einmal nicht anders! Die Landleute ſchie-

*) Gerüſtet ſchenktest Du dem Vaterland den Frieden:
Wer glich auf Deutſchlands Fluren Dir!

uen uns auch gewogner zu seyn auf dem Rückmarsch als auf dem Hinweg, ob ich gleich überhaupt sagen muß, daß die Schlesier eben kein großer Freund von den Preußen und der Preußischen Regierung sind. Die Katholiken besonders erinnern sich noch mit vielem Vergnügen an die Oestreichische Herrschaft, und rühmen es, wie gut sie es damals gehabt hätten. Die Protestanten gestehen zwar, daß sie für ihren Gottesdienst jezt Freiheit hinlänglich hätten; meynen aber doch auch, daß sie weit mehr abgeben müßten, als sonst. Ich belehrte bei solchen Gesprächen die Leute allemal, daß in den Kaiserlichen Ländern jezt auch alles anders sey, und daß die dortigen Unterthanen in neuern Zeiten weit ärger mit Abgaben gequält würden, als irgend andere in Europa . . . Diese Rede gefiel den Bauern und da wünschten sie sich denn doch, lieber Preußische Unterthanen zu seyn, als Oestreichische.

In **Haßlau** ohnweit Bunzlau traf ich meinen alten Freund, Herrn **Kiesel** an, der an diesem Orte Pastor ist. Er war ehedem Waisen-Präceptor zu Halle, und ist jezt zu meiner Freude recht gut versorgt. Dieser Herr **Kiesel** hat mir eben keinen vortheilhaften Begriff von den Schlesischen Pfarrern und der dortigen Landes-Toleranz beigebracht. Die lieben Herren hören meistens mit ihrem Studieren auf, wenn sie ein Amt weghaben.

Neue Bücher sind bei ihnen Contrebande, und dies soll es machen, daß von den Messen so wenig Bücher nach Schlesien abgehen, und die noch dahin abgehen, meist an Adliche und dergleichen verkauft werden. Da nun die Herren auch größtentheils mit Wissenschaften übel, mit Heften aber reichlich versehen, die Universität verlassen — man muß nämlich wissen, daß unter allen Landmannschaften in Halle keine das Hefteſudeln mehr liebt, als die Schlesische — so bleiben sie, im Ganzen genommen, auch meist Ignoranten ihr Lebelang. Daß die Herren bei diesen Qualitäten sehr ortyodox sind, und dadurch der Tirannei des Adels Vorschub thun, zeigt die Natur der Sache. Sie verfolgen zwar nicht öffentlich: aber durch hämische Ränke, die den Pfaffen aller Völker und aller Sekten so gewaltig eigen sind, suchen sie doch denen zu schaden, die hier und da vom System abweichen, oder gar sich beigehen lassen, an der Heiligkeit und den Vorrechten der Pfafferei und des Adels zu zweifeln. Ein liberaldenkender Kandidat kömmt in Schlesien an sich schon nicht fort, nicht einmal als Informator bei einem Edelmann. Wenn dieser eines solchen Hausmöbels benarf und sich jemand dazu anträgt, so ist allemal die erste Frage: Ob der Herr Gevatter den alten oder den neuen Glauben habe? Stuzt der Herr und weiß er nicht, was diese Frage bedeute, so geht man

ins Detail, und fragt weiter: was er von Christo halte? Ob dieser wahrer Gott sey? Ob er durch sein Blut, oder durch seine Lehre die Menschen erlöset und für die Sünden der Welt genug gethan habe? — Besteht hier der Meister als orthodox, so wird er Hofmeister: besteht er nicht — marsch mit ihm! Nach andern Dingen, als Pädagogik, Sprachen, Wissenschaften und Sitten wird wenig gefragt. Ich berufe mich hier zum Ueberfluß noch auf das Zeugniß der schlesischen Hofmeister in Halle, sammt dem ihrer Eleven. Ich mag die nicht nennen, denen es so gegangen ist. Das ist aber noch so ein Anstrich oder Nachhall von dem Religionszustande der Schlesier unter der Regierung Oestreichs. Laut dieses Anstrichs galt selbst Friedrich der Einzige als Freigeist: und welcher Orthodoxe nimmt gern von Freigeistern etwas an! Gut nur, daß dieser Freigeist recht wohl wußte, daß zum hölzernen Hermes freilich jeder Klotz schon tauge, aber nicht zu einem Hermes nach der Vorstellung der Alten von dem es hieß:

Non fit ex quovis ligno Mercurius!

Gut nur, sage ich, daß Friedrich das wußte, und darum es sich nie einfallen ließ, nach Roms Art, seine Privatmeynungen, so königlich sie auch waren, — mit inquisitorischer Gewalt Andern aufzudringen, und sie auf diese Art zu herrschenden zu

machen k). Was also einen ansehnlichen Haufen Schlesier noch heut zu Tage, in gewisser Rücksicht, erniedrigt, das erhebt unsern Friedrich ewig.

---

k) Dieser große Mann wußte nämlich recht gut, daß wenn es eine Offenbarung gebe, diese nur eine moralische Absicht haben könne, und daß jede vorgebliche Offenbarung, die etwas anders als blos Beförderung der Moralität zur Absicht hat, gewiß nicht von Gott ist. Daher seine ausgedehnte Toleranz für Kirchen-Systeme: daher seine Maxime: In meinem Lande kann jeder glauben was er will u. dgl. Und daß er hierbei sehr richtig verfuhr, erhellt aus der Absicht jeder Religion, die ihren Grund in der Offenbarung haben will. „Die Endabsicht aller Offenbarung," schreibt der Verfasser der vorhingenannten kritischen Theorie der Offenbarung. — S. 54. „ist die Beförderung der „reinen Moralität: Moralität aber ist ganz allein durch „Freiheit möglich, und durch keine Art von Gewalt, „selbst durch die Gewalt der Allmacht nicht. — Demnach sind alle gewaltsamen Mittel zur Beförderung „der Moralität an und für sich ungereimt. Da nun „Gott zur Erreichung seiner Absichten keine an sich „ungereimten Mittel kann gebrauchen wollen, so ist „jede Offenbarung, die sich gewaltsamer Mittel „auf irgend eine Art bedient, gewiß nicht von „Gott. — Wenn also eine vorgeblich geoffenbarte „Religion sich durch Feuer und Schwert verbreitet, „sich durch angezündete Scheiterhaufen behauptet, und „durch irgend eine Gewalt sich ankündigt oder aufdringt, so ist der ohnfehlbar getäuscht, der sie für „göttlich hält, und das, qui nolunt intrare in ecclesiam, fustibus coge, heißt die Religion selbst für „ungöttlich erklären.

Die Edelleute in Schleſien ſind alſo ſehr orthodox, ſo wie die geiſtlichen; und ich erinnere mich noch recht genau, im Jahr 1786 hier in Halle einem gewiſſen Herrn von Frankenberg Stunden gegeben zu haben, dem ſein Vater ausdrücklich befahl, und dies mehr als einmal: ein Collegium über die Dogmatik und eins über die theologiſche Moral zu hören, aber ja bei Herrn D. Nöſſelt: und doch war Frankenbergs Hauptſtudium — Juriſterei! Herr D. Nöſſelt iſt das Orakel der Schleſier; und wer einen Sohn nach Halle ſchickt, der empfiehlt demſelben, wenigſtens die Dogmatik bei ihm zu hören: der habe doch noch Dreifaltigkeit und eine Genugthuung Jeſu — wie wenn Herr D. Nöſſelt nicht Einſicht und Geſchicke genug hätte, die Dinge ſo vorzutragen, daß der Buchſtaben-Theologe Buchſtaben, und der geiſtige, Geiſt daraus nehmen könnte. „Wer Ohren hat zu hören, der höre, und wer Kopf hat zu faſſen, der faſſe! Und wenn das jeſuitiſch iſt, dann war auch Chriſtus Jeſuit. — Der gute ehrliche Semler ſtand bei dieſen Leuten in ſehr üblem Ruf. Der hätte ſich ſogar in ſeinem Werke über den Canon ſelbſt am Worte des Lebens vergriffen! Herr D. Knapp paſſirte ſo halb und halb. Aber niemand iſt in Schleſien berüchtigter als der arme Bahrdt: den kannten und verfluchten ſogar die gemeinen Leute aus den chriſtlich-milden Schilde-

rungen ihrer Prediger. Gewiß, wer bei Bahrdten Collegia gehört, oder sonst nur Umgang mit ihm gehabt hat, der darf nimmermehr auf eine Beförderung in Schlesien rechnen. So tief versteckt steht dort das Licht unter den Scheffeln, und es ist sobald nicht zu befürchten, daß die sogenannte Aufklärung das Gesicht der Schlesier abstumpfen werde.

Von Sagan gingen wir durch die Lausitz nach Berlin. Vor Sagan ist das ganze Leiden Christi in steinernen Figuren abgebildet und auf eine Viertelmeile in Stationen vertheilt — ohne Zweifel zur größern Erbauung des hartgedrückten Landmanns. Sorau war die erste Sächsische Stadt, wo wir Nachtquartier hatten. Hier war der Abstand zwischen Schlesien und der Lausitz auffallend sichtbar: denn hier gabs Gartengemüß die Menge, und doch war der Sommer hier eben so trocken gewesen als dort. Es muß doch viel Fehler in der Niedergeschlagenheit der Schlesischen Landleute, und der daher entstehenden Schlaffheit zur Industrie liegen. Wer zur Schadloshaltung sich dumpf in die Ewigkeit hinein brütet, der ist nicht fürs Zeitliche! — Die Wendischen Meilen, welche in der Lausitz Mode sind, wollten unsern Leuten gar nicht behagen: sie sind beinahe noch einmal so stark als die Schlesischen.

In Leskow ließ uns der Herzog Friedrich von Braunschweig, unser Generalissimus, die Patronen abnehmen und sie auf der Spree nach Berlin schiffen. Das war ein großer Vortheil, den uns der väterliche Fürst verschafte: denn nun marschirten wir weit leichter, als zuvor.

Nicht weit von Berlin hatte ich selbst das Glück, diesem edlen Herrn persönlich bekannt zu werden. Ich habe diesen Vorfall schon in der Zuschrift des ersten Theils dieser Biographie erwähnt, und halte ihn für einen der schönsten meines Lebens mit Recht. Ich muß ihn näher beschreiben. Gute Fürsten findet man doch nicht sehr oft.

In Guben, einer hübschen Sächsischen Stadt, speiseten unsere sämmtlichen Officiere bei dem genannten Generalissimus. Unter andern fiel das Gespräch auf die verschiedenen Subjecte, welche sich manchmal bei den Soldaten einfinden. Der Herzog selbst erzählte, daß er einmal zu gleicher Zeit drei Geistliche von drei Religionen bei seinem Regimente gehabt hätte — einen Lutheraner, einen Reformirten und einen Katholiken, der Kapuziner gewesen war. Das hatte meinem Hauptmann, dem Herrn von Mansdelsloh, Gelegenheit gegeben, dem Herzog zu sagen, daß bei seiner Compagnie sich ein Magister befinde, der vorzeiten in Halle Collegia gelesen hätte. Diese Nachricht war dem Herzog aufgefallen, und

er hatte geäußert, daß er mich sprechen wolle. Mein Hauptmann gab mir hiervon Nachricht, und ich freute mich, daß ich einen Herrn sprechen sollte, dessen vortreffliche Eigenschaften mir schon aus vielen Nachrichten bekannt waren, und den ich schon als einen der ersten Menschen verehrte.

Er kam an einem Morgen wirklich an die Compagnie geritten mit dem Herrn Generalleutenant von Kalkstein. Ich trat aus, und Herzog Friedrich redete mich sehr herablassend an — wie er allerlei Gutes von mir gehört hätte, und nun mich sprechen wollte. Er fragte hierauf bald nach diesem, bald nach jenem, was auf mich bezug hatte, und spaßte nach seiner ihm ganz besonders eignen witzigen Art über mancherlei. Sogar fiel unser Gespräch auf den Rübezal, und der Herzog machte sehr treffende Bemerkungen. Unter andern fragte er mich: ob ich Theologie studiert hätte, und als ich dies bejahte, lächelte er und sagte: „Siehe da, so sind wir ja alle drei Pfaffen: ich als Domprobst, Sie Alter (zum Generalleutenant Kalkstein) als Domherr, und Laukhard da, als theologischer Gelehrter. Nun, nun die Pfaffen sollen leben, die uns gleichen, und es mit dem Vaterland und dem Könige gut meynen! (Zu mir) Nicht wahr, mein Freund? — Er hatte von meinem Tagebuch gehört, und befahl mir, ihm einen Auszug daraus in Berlin selbst zu überbrin-

gen. Er foderte zwar das Tagebuch selbst; allein so gern ich es gleich hingegeben hätte, war es doch nicht so eingerichtet, daß es den Händen eines solchen Fürsten hätte können überliefert werden.

Ich sprach beinahe eine halbe Meile mit dem Herzog, indem ich immer neben ihm herging und auf der andern Seite den Generalleutenant von Kalkstein hatte. Endlich kamen wir an ein Dorf und wir mußten uns trennen. „Leb' er wohl, mein Lieber," sagte der Herzog," und in Berlin sehen wir uns wieder. Aber daß ers ja nicht vergißt, mich zu besuchen! Ich bin Soldat: also Sans façon!" Darauf ritt er vorwärts, und sein Stallmeister überreichte mir in seinem Namen ein Goldstück. Da stand ich, und das menschenfreundliche Betragen des herrlichen Fürsten hatte mich so entzückt, daß ich vor Freude denen, die jezt mit mir sprechen wollten, kaum antworten konnte.

Wahrlich, ich weis es recht wohl, daß Fürsten Menschen sind, wie ir: aber wenn der Mensch durch Tugenden und Vorzüge des Geistes sich der Gottheit nähern kann: welche Ehrfurcht verdient ein Fürst, der bei allen Reizen zum Stolz, zur Despotie und zur Härte, mitten im Haufen der Schmeichler, Muth genug hat, Mensch zu bleiben und seine wohlthätigen, menschenfreundlichen Gesinnungen nicht nur Andere fühlen zu lassen, sondern

auch an den Freuden Anderer selbst Vergnügen zu finden! — Ueber diese Betrachtung vergaß ich beinahe, daß Herzog Friedrich mir Geld hatte geben lassen. Seine herablassende Güte beschäftigte mich inniger. Und nur diese, Ihr Großen, kostet es Euch, Euch des Wohlwollens Eurer Untergebenen zu versichern! Erst ein Officier machte mich auf das Geschenk des Herzogs aufmerksam, und rieth mir, etwas zur Ausbesserung und Verneuerung meiner Geräthschaft anzuwenden, die auf dem Feldzuge beinahe ganz aufgerieben war. Ich fand seinen Rath gut und befolgte ihn in Berlin. An Strümpfen hatte ich besonders gelitten: ich war schon von Merzdorf aus ohne Socken in den Bloßen Schuhen marschiert bis nach Berlin.

Im lezten Nachtquartier vor Berlin reinigten wir uns zum erstenmal wieder recht und puzten uns nach ordentlicher Soldaten-Art: denn bisher hatten wirs gemacht, wie wirs gekonnt hatten. Es wurde nicht darauf gesehen und konnte nicht darauf gesehen werden. Doch sahen wir noch immer aus als Soldaten: nur ein einziger von der Compagnie mußte seinen Rock wegen gewisser Insekte wegschmeißen: den Rock hingen die Bursche an einen Baum nicht weit von Kloster Celle in der Lausitz. Aber unser Puz in Buka war unnüz: unterwegs durchnäßte uns ein

Platzregen bis auf die Haut, und so hielten wir unſern Einzug in Berlin — nach Studenten-Art zu ſprechen — als naſſe Prinzen. —

Acht und dreißigſtes Kapitel.

Berlin zum andernmal. Händel mit meinem Wirth. Arreſt. Herr von La Roche. Aufwartung beim Herzoge Friedrich. Krankheit. Univerſität zu Wittenberg. Endlich wieder Hauſe.

Auch diesmal waren unſere Quartiere in Berlin eben ſo elend als das erſtemal, fielen uns aber jezt, da es ſchon anfing, unfreundliches Wetter zu werden, weit beſchwerlicher. Wir brachten volle fünf Wochen hier zu, und da begegnete mir manches, was ich erzählen muß.

Daß ich meine Freunde und den oben beſchriebenen Bürgerklub beſucht, fleißig beſucht habe, erräth man ſchon. Ich traf noch alles, wie ich es verlaſſen hatte.

Ich bin zwar kein Freund von Zank und Streit und liebe beſonders den Hausfrieden: dennoch konnte ich einem Skandal mit meinem Wirth Paſenow, einem Fuhrmann oder Kutſcher, nicht entgehen. Dieſer Paſenow hatte uns ein unterirdiſches Gewölbe

zum Aufenthalt angewiesen, wo man schon am hellen Tag Licht haben mußte. Der Gang hinab war so abscheulich finster, daß man die größte Vorsicht nöthig hatte, um nicht Hals und Bein zu brechen. Ueberdies war der Herr Fuhrmann ein geitziger grober Kerl, der uns sogar das Holz zum Kochen versagte, welches er doch zu geben schuldig war. Zudem gab er uns täglich nur ein Dreierlicht, welches kaum zwei Stunden zureichte. Ich war, wie alle Kameraden, die da lagen, sechs an der Zahl, sehr unzufrieden, und hatte allein das Herz, dem Meister Pasenow vorzustellen, daß er uns besser behandeln müßte. Aber was halfs! So oft ich diese Vorstellung wiederholte, machte er eine häßliche Larve, antwortete grob und ließ mich stehen. Dieses garstige Benehmen verdroß mich sehr, zumal da ich hörte, daß er mich gegen seine Frau als einen großmäuligen Kerl beschrieben hatte. Hierzu kam noch ein anderer Umstand. Neben unserm Logis wohnte ein Kaufmann, Herr Fischer, bei dem ich des Abends einen Schnapps zur Erfrischung trank. Gewöhnlich ging ich erst um 9 Uhr, auch wohl noch später hin, und so war Pasenows Hausthür oft schon zu, wenn ich zurück kam. Er muste alsdann öffnen und brummte allemal; ich kehrte mich aber an sein Gebrumme wenig.

Eines Abends war ich später, als sonst, von Herrn Fischer zurückgekommen, doch nüchtern, wie

immer: Pasenow machte auf, und sprach anzüglich: ich antwortete eben so, und legte mich, nachdem wir wir uns tüchtig herum gekampelt hatten, schlafen. Früh ging ich auf den Hof, mit der brennenden Pfeife, welches in Berlin gar sehr scharf, und das mit Recht, verbothen ist: ich dachte gerade nicht ans Verboth. Pasenow hatte demnach gute Gelegenheit, mit mir rechtscheinlich anzubinden, und mir das Rauchen auf seinem Hof zu verbieten. Hierbei nahm er sich aber so brutal, daß ich ihn nicht nur einen Flegel, Esel u. dgl. schalt, sondern auch, da er Anstalt machte, mich zu maulschelliren, sogar ein Stück Holz ergriff, und ihn damit bis in seine Wohnstube forttrieb. Er verrammelte indeß die Thüre, und seine Madam fing ein so höllisches Zetergeschrei an, daß alle Leute im Hause zusammenliefen. Ich ging ruhig in mein Souterän. Pasenow lief zum Hauptmann, und was sollte der anders thun, als mich in Arrest schicken? Ich kam wirklich auf die Hauptwache, wo ich aber einen Leutenant von dem Kalksteinischen Regimente antraf, der mir sehr artig begegnete. Er sprach Latein, denn er hatte studiert, und verstand Mathematik und Geschichte. Sein Name ist mir entfallen: es war aber ein kreuzbraver Mann! Da konnte ich wohl sitzen in so guter Gesellschaft! Ohngefähr zwölf Stunden hernach kam ich los, und erhielt mein Quartier beim Schuster Kirchner in

der Bärenstraße. Meine neue Wohnung stand zwischen zwei Bordellen: auf der einen Seite war Madam Lindemann, und auf der andern eine andere stille Wirthschaft, die man die diamantne Schnalle nannte.

Der neue Wirth war ein äusserst schnurriger Mensch, alle Tage en canaille besoffen mit allen seinen Hausleuten, seiner Frau, Sohn, Sohnsfrau und Nichte. Eine possirlichere Haushaltung habe ich nie gesehen.

Ein Bursche von der Kompagnie hatte gerade gegen über sein Quartier auch in einem Bordelle. Man muß wissen, daß jenes ganze Viertel fast aus lauter Bordellen besteht, und daher das Hurenviertel heißt: es begreift die Bären- Französische und Kanonier-Straße in sich. Der Bursche stand Abends vor der Thür, als ein Kanonier-Leutenant kam, und in dieses Stramhaus — so nannten die Soldaten diese Häuser in Berlin — gehen wollte. Er fragte den Burschen, was er da stünde, und ohne seine Antwort abzuwarten, hieß er ihn alsobald reisen. Der Bursche erwiderte, daß hier sein Quartier sey, und daß er sich da nicht wegjagen liesse. Das verdroß den Herrn Officier so sehr, daß er nach dem Degen griff, und Gerstenbergen, so hieß der Soldat, damit schlug. Gerstenberg sprang fort, und verklagte den Officier, dessen Name nun bekannt ge-

worden war. Herr von Mandelsloh meldete die Sache an den Obriſten der Kanonierer, und da mußte der Herr Leutenant ſich mit dem Soldaten abfinden, und ihm Abbitte thun. So war es auch ſchon recht! Die Herren würden ſonſt denken, der Soldat ſey blos da, ſich von ihren närriſchen Grillen hudeln zu laſſen!

Ich hatte das Vergnügen, den Herrn von La Roche, meinen Landsmann, in Berlin zu ſprechen. Dieſer rechtſchaffene Mann iſt ein Sohn des in unſrer Gegend rühmlichſt bekannten Rittmeiſters von la Roche, des beſten Freundes meines Vaters, ein Bruder des Herrn von la Roche, deſſen Herr Wahrdt in ſeiner Lebensbeſchreibung *) einigemal Erwähnung thut, der ihm ſogar auf ſeiner Flucht behülflich geweſen iſt. Dieſer, von welchem ich hier rede, war ſonſt Major bei der Preußiſchen Cavalerie, hat aber nachher ſeinen Abſchied genommen, und lebt jetzt in Berlin als — Philoſoph. Er hat ein ganz artiges Vermögen, und kann ſo für ſich ganz bequem leben, ohne von jemanden abzuhängen. Der vortreffliche Mann hatte von mir gehört, und ließ mich zu ſich bitten. Welche Freude war das, einen würdigen rechtſchaffenen Mann aus meinem Vater-

*) III. B. S. 144. Man ſehe auch meine Beiträge zu dieſer Biographie S. 105.

lande zu ſehen, aus einem Lande, wo dergleichen leider ſo ſelten iſt! Und daß ich hier einen ſo guten Landsmann nennen kann, iſt mir jetzt, da ich dieſes ſchreibe, noch immer ein Vergnügen. Ich lobe wahrlich gern, wenn ich etwas finde, das ich loben darf, ohne zu lügen: allein nach meinem Vornehmen, die Sachen zu beſchreiben, wie ich ſie gefunden habe, mußte ich gar oft ſcapham ſcapham, ligonem ligonem nennen.

Herr von la Roche war vor einem Jahre zu Hauſe geweſen, und hatte da eben die fatalen Geſinnungen meines Bruders gegen mich wohl eingeſehen. Seine Nachrichten darüber ſtimmten mit denen meiner andern Freunde überein. — Ich habe einige Stunden recht vergnügt mit Herrn von la Roche zugebracht, und rothen Wein bei ihm getrunken, der auf ſeinen eignen Gütern wächſt, und dem Burgunder nicht viel nachgiebt. Bei meinem Abſchied gab er mir, ſo ſehr ich es auch verbath, ein anſehnliches Präſent. Männer von der Art ſöhnen uns mit der neckenden Welt wieder aus.

Indeſſen arbeitete ich an dem Aufſatz für Herzog Friedrich. Ich ſezte alles franzöſiſch auf, hätte es aber gern durch einen andern abſchreiben laſſen, wenn er mir nicht ausdrücklich befohlen hätte, alles ſelbſt zu ſchreiben: denn als ich mich unter andern entſchuldigte: ich könnte mein Tagebuch, wegen

meiner unleierlichen Hand Seiner Durchlaucht nicht überreichen, sagte der unvergleichliche Fürst: „Ich kann alle Hände lesen: was er in Berlin für mich aufsetzt, muß er selbst auch schreiben.“ — Wie sehr bedaure ich, daß ich in meiner Jugend nicht habe lernen schön schreiben!

Mein Aufsatz enthielt einen kleinen Abriß meiner Schicksale, und dann einige Anmerkungen über den Schlesischen Feldzug. Ich gab ihm den Titel: Extrait du Journal d'un Mousquetaire Prussien fait dans la Campagne de 1790. Freilich war das Ding mehr als ein bloßer Auszug aus meinem sogenannten Strambuch: es war vielmehr eine concentrirte Biographie. Nebenbei machte ich ein lateinisches Karmen auf den Herzog: denn ich wußte, daß er an der lateinischen Poesie Vergnügen fand, und selbst ganz artige Gedichte in dieser für die Poeterei gewiß recht schicklichen Sprache gemacht hatte. Herzog Friedrich ist nicht blos ein Mäcen der Gelehrten: er ist auch ein Kenner der Gelehrsamkeit und der Wissenschaften selbst. Nachdem ich fertig war — ich verschob dieses Geschäft absichtlich bis kurz vor unserm Auszug aus Berlin, um nicht zudringlich zu scheinen — meldete ich meinem Kapitän, daß ich dem Herzoge einen Aufsatz überreichen wollte. Dieser gab mir den Unterofficier Schäffer mit. Schäffer dachte, weil er Unterofficier wäre, so müßte

er natürlich bei dem Herrn eher zur Sprache kommen, als ich: er ermahnte mich daher, ja nicht eher zu reden, als bis er fertig wäre: das schicke sich nicht anders u. s. w. O tempora, o mores! dacht ich und zuckte die Achseln über die Präsumtion dieses Herrn Unterofficiers.

Als wir das Palais des Herzogs erreicht hatten, kam dieser eben von der Parade. Er erkannte mich sogleich, kam auf mich zu, sagte: „Aha, da ist ja mein Gelehrter! reichte mir die Hand, wünschte mir guten Morgen, und fragte: hat er den Aufsatz fertig?" — Ich übergab meine Papiere. „Nun gut!" fuhr er fort, in einem Augenblick sprechen wir uns weiter." — Sofort trat er in sein Zimmer, aber nach einigen Minuten ließ er mich hereinrufen. „Ich habe, sagte er, schon etwas gelesen; es gefällt mir. Wenn er künftig was gutes macht, schicke er mirs!" — Diese Huld des edeln Fürsten machte mir Muth, und ich konnte nun unbefangen mit dem würdigsten Enkel Heinrichs des Löwen, des größten deutschen Helden, weiter sprechen. Unsere Unterredung war nicht kurz. Endlich sagte Friedrich: „Hier, mein Freund, ein Zehrpfennig nach Halle! Gott stehe ihm bei, und erhalte ihn gesund!" Ich empfahl mich dem großen Fürsten zu Gnaden: er aber erwiederte: „Meine Gunst ist ihm gewiß: sey er ein braver Mann, und

dann rechne er auf mich: ich werde ihn niemals vergessen.

So schied ich vom Herzoge Friedrich, dem Menschenfreunde, und segnete den besten Fürsten von Grund meiner Seele. Ich hoffe, daß nun meine Leser einsehen werden, warum ich diese Biographie diesem Fürsten-Muster zugeschrieben habe.

In Berlin war bei unsrer Kompagnie ein kleiner Komplot zur Desertion entstanden. Die Schuldigen wurden als Arrestanten fortgebracht, und bekamen erst in Halle eine ganz leidliche Strafe.

Den letzten Tag ward ich in Berlin krank: ich marschirte aber doch noch den ersten Marsch mit: allein in Detoro zeigte sichs, daß ich eine Art von Halsbräune hatte. Diese hätte sehr gefährlich werden können, wenn mir der Feldscheerer Haupt, welcher bei aller seiner Faselei, immer noch für einen Feldscheerer genug gelernt hat, nicht in vier Tagen siebenmal zur Ader gelassen, und häufige Injektionen gemacht hätte. Dem heroischen Aderlassen des Herrn Haupt verdanke ich, daß ich damals nicht erstickt bin. Erst vier Tage hernach konnte ich wieder schlucken und reden. Wie abgemattet ich von dem vielen Aderlassen werde geworden seyn, kann man denken, wenn man dazu nimmt, daß ich innerhalb fünf Tagen keinen Bissen Nahrung zu mir nehmen konnte.

Unſer Weg ging über Treuenbrietzen und Wittenberg. Ich hätte ſchon früher eine Beſchreibung von dieſer ächtlutheriſchen Univerſität anbringen ſollen, da ich ſie ſchon im Jahr 1782 beſucht habe. Ich hab's aber damals vergeſſen, und will hier nur noch Einiges nachholen, um doch dieſe theure Akademie nicht ganz zu übergehen.

Die Theologen in Wittenberg waren 1782 ſteif orthodox: ſelbſt Herr Schröckh, einer der größten Hiſtoriker unſrer Zeit, hangt noch ſtark am alten Syſtem, wie ſeine Schriften, beſonders ſeine Lebensbeſchreibungen berühmter Gelehrten ausweiſen, wo er die Fehler und die Bubenſtücke orthodoxer Leute, eines Pfeffingers, Flacius Illyricus und andrer hübſch mit dem Mäntelchen der chriſtlichen Liebe zudeckt. Chriſtus wußte vom Mäntelchen der chriſtlichen Liebe nichts, wenn er über die Phariſäer und Schriftgelehrten herfuhr: und gerade dieſe Leute ſind es, die es am wenigſten verdienen, wenn ſie es gleich am anmaßlichſten fodern. Herr Reinhard iſt jetzt zwar ein heller Kopf, aber leider, er darf nicht reden.

Die Philoſophen dieſer Univerſität kenne ich gar nicht: weiß auch nicht einmal, obs da Philoſophen giebt! Den vortrefflichen Zeune habe ich gekannt: Schade, daß der große Mann todt iſt!

Der Ton der Wittenberger Studenten ist nicht gar sehr von dem der Gnoten unterschieden: selbst ihre Kleidung ist ziemlich gnotenmäßig. Sie treten einher wie Leute ohne Erziehung — a potiori fit denominatio — und sitzen den ganzen Tag in den Bierkneipen, wo sie ihren Gukkuk trinken, und Taback qualmen, bis keiner den andern mehr sieht. Der Fleiß der Herren Wittenberger soll sehr klein seyn. So viel im Vorbeigehen von Wittenberg. Es sind ohnehin Nachrichten, welche zum Jahr 1782 gehören.

Die Sachsen bewirtheten uns, wo wir hinkamen, recht gut. — Unser letztes Nachtquartier war zu Zörbig. Am 10ten Oktober 1790 rückten wir wieder in Halle ein, nachdem wir gerade 18 Wochen und einen Tag abwesend gewesen waren. Herr Bispink kam mir vor der Stadt entgegen, und empfing mich mit aller Freundschaft eines treuen, biedern Mannes. Ich mußte sogleich zu ihm kommen; und mit ihm zu Mittag essen. Meine andern Bekannten waren auch froh, daß sie mich wieder sahen, und ich selbst war froh, daß ein Feldzug geendigt war, der nur müde Knochen gemacht hatte.

Neun und dreißigſtes Kapitel.

Neue Lebensart in Halle. Lectüre. Dogmatik. Ueber Gewiſſensviſſe wider Rouſſeau. Folgen meiner Beſſerung. Semlers Tod.

Ich mußte nun in Halle freilich meine Stunden wieder anfangen, und diejenigen Scholaren, welche von meinen vorigen noch da waren, nahmen meinen Unterricht auch gleich wieder an. Das waren die Herren Kaumann, Müller, Segnitz, Wiedt, Waſſerführer, Joſſow und Herr von Wülknitz. Zu dieſen erhielt ich bald noch mehrere. Ich kann mich rühmen, daß ich jetzt in meinem Stundengeben weit regelmäßiger geweſen bin, als ſonſt. Allein ich war ja auch in meinem Betragen, in meiner Aufführung ſelbſt viel regelmäßiger und ordentlicher geworden. Der Trunk, meine bisherige häßliche Leidenſchaft, hatte bei mir um ein merkliches abgenommen. Die freundſchaftlichen Winke und die Unterredungen des Herrn Bispinks hatten meine moraliſche Empfänglichkeit geweckt, und mich zu mehr Reflexion über mich und die Folgen meiner Handlungen angeſchärft. Hierzu kam der Feldzug, der auch nicht wenig zu meiner wirklichen moraliſchen Beſſerung beitrug. Ich lernte

immer mehr selbst nachdenken, und fand, daß das Unglück, ich meyne das moralische Unglück, die Verstimmung der moralischen Saiten, der fatale Mißklang der innern Gefühlnerven, und was davon in meinem Aeußern abhing, blos in meinem Leichtsinn und in meinem schwärmenden Wesen zu suchen war. Aus Bosheit hatte ich wahrlich nie gefehlt: dazu hatte ich wirklich zu viel Leichtsinn und zu wenig Festigkeit des Karakters. Wie kann ein Mensch aus Bosheit fehlen, der blos für den Augenblick sorgt, und das Gegenwärtige entweder für das höchste Gut, oder für das höchste Uebel hält, und dann nach solchen schönen, freilich sehr wirksamen Vorstellungen auch jedesmal handelt? Allein was hilfts dem Unglücklichen, ob er es durch Bosheit oder durch Leichtsinn geworden ist! Genug, mein Leben war ein ausschweifendes zum Theil schändliches Leben, wie meine Leser ja schon von Anfange dieses Buches bis jetzt in beinahe ununterbrochener Reihe von Erzählungen gesehen haben. Ich sah das endlich nach und nach immer besser ein, und das hatte Einfluß auf meine moralische Genesung.

Dazu kam noch besonders, wie ich zum Theil schon oben berührt habe, eine meinem Zustande angemessene Unterhaltung im Lesen. Ich hatte bisher zwar viel, und sehr viel gelesen und behalten. Die meisten alten Schriftsteller, und recht viele neuere

waren mir ganz gut bekannt — allein wie hatte ich gelesen? — blos um zu lernen, oder um mich zu zerstreuen! Ich wußte und kannte keinen andern Zweck der Lektüre, als Lernen oder Zeitvertreib: an individuelle moralische Anwendung des Gelesenen hatte ich noch nicht gedacht: ja, wenn ich das bekannte aut prodesse aut delectare hätte vorhin erklären sollen, so hätte ich jenes vom Nützen durch Lehren oder Lernen, dieses vom Unterhalten erklärt. Aber nach und nach änderte sich auch hierin meine Einsicht, so wie mein Geschmack: ich fing an, systematisch zu lesen, und wählte hierzu Bücher, die meinen intellectuellen und moralischen Umständen und Bedürfnissen angemessen waren, oder vielmehr — warum sollt ichs nicht sagen? — gab mir Herr Bispink eine solche Lektüre an die Hand, und theilte mir die Bücher und Journale aus seiner Lesebibliothek dazu mit [m]). Es versteht sich schon, daß

m) Es giebt mehrere Lese-Anstalten in Halle, welche aber außer ihrer allerhöchsten Unvollständigkeit, indem sie die guten Schriften unsrer Zeit gar nicht haben, noch mit den schädlichsten pöbelhaftesten Fratzen angefüllt sind. Da findet man, wie ich schon einmal erwähnt habe, die abscheulichsten Produkte unsrer unmoralischen faden Skribaxen in Menge. Der unbesonnene leichtsinnige Leser greift freilich am ersten nach solchem Sauzeug, leidet aber großen Schaden für jetzt und für die Zukunft. Ich spreche aus Erfahrung.

dieſer wohlwollende Mann mir ſeine Bücher unentgeldlich gab: denn hätte ich für jedes Buch, das ich aus ſeinem Vorrathe gehabt habe, nur einen Sechſer zahlen ſollen, wie viele Thaler würden das betragen haben?

Ueberhaupt muß ich hier, zur Nachahmung für ähnliche Anſtalten es rühmen, daß Herr Bispink jeden dürftigen Landprediger, Schullehrer und Studierenden ganz unentgeldlich Theil an ſeiner Leſebibliothek nehmen läßt, und dies ohne langes Nachforſchen nach dieſem oder jenem, ja gar mit zuvorkommender Güte und Bereitwilligkeit. „Darf ich jetzt nicht mehr predigen," ſagte er einſt im Spaße, „ſo mögen es ſtatt meiner meine Bücher thun: ich bin verſichert, es ſind recht gute Apoſtel!" Und auf dieſe Art benuzte ich ſeine Apoſtel auch, eröffnete mir das Verſtändniß von moraliſcher Harmonie und menſchlicher Würde täglich heller, ſpührte mehr geordnete Thätigkeit bei allen meinen Verrichtungen: mein Fleiß nahm im Halten meiner Stunden zu, mein Unterricht war ordentlicher, deutlicher und gründlicher, und ſo fing ich wirklich an, der Univerſität zu nützen.

Meine Leſer belieben aber nicht zu denken, daß ich nun gar auch orthodox geworden ſey. Nein! ich behielt meine freie theoretiſche Vorſtellungsart über die intellectuellen Dingen immer, und werde

ſie auch wohl ſo lange behalten, als ich ſie für wahr halte, und das werde ich, wie mich dünkt, bis an mein Ende thun. Und da man immer von aller poſitiven Religion, Offenbarung und Syſtem nichts halten, und doch die Dogmatik vortragen kann, ſo übernahm ich es dieſen Winter, die Dogmatik mit einigen Studenten zu repetiren, und dies nach dem Compendium des Herrn D. Döderleins. Ich ſchlug hier folgenden Weg ein. Ich erzählte kurz die Entſtehung der Meinung von Offenbarungen überhaupt, und der altjüdiſchen und der nicht weit davon abgehenden chriſtlichen im beſondern. Dann zeigte ich aus der Geſchichte, wie die in Bücher verfaßte Offenbarung nach und nach entſcheidendes Anſehn erhalten, und wie man das neue Teſtament inſonderheit zum Grund aller Chriſten-Religion gemacht habe. Hierauf ſchritt ich zur Lehre der heutigen Theologen von der Bibel, und fing an, die Artikel der Reihe nach ſo durchzugehen und zu erklären, wie es einige Theologen der lutheriſchen Kirche, z. B. Herr Döderlein, Möſſelt und andere zu thun pflegen. Mir blieb immer mein freies Urtheil unbefangen, und meine Scholaren lernten das, was die Theologen lehren, hiſtoriſch-dogmatiſch: und das war ja der Hauptzweck unſrer Lektionen. Ob die Sachen an und für ſich wahr waren, oder nicht, das

ging uns nichts an: ich wenigſtens hielt von hundert Sätzen allemal 99 für ganz falſch, und den hunderſten für ſchief. Was meine Scholaren ſonſt noch dabei dachten, kümmerte mich nicht. So viel weiß ich aber doch, daß ich einige recht gut zum Examen zubereitet habe, welches auch um ſo leichter ward, da ich jedesmal und zwar auf lateiniſch, den ganzen Braſt mit allem ſeinem Anhange von Beweisſtellen, wie ehedem, forſchweiſe durchnahm. Meine Vorbereitungsbücher waren Döderleins größere Dogmatik, Schuberts Inſtitutiones Theologiae dogmat. und Bahrdts ſyſtema orthodoxum.

So beſchäftigte ich mich auf eine ſehr anſtändige Art, und meine Herren Scholaren fanden Genüge und behandelten mich ſehr freundlich. Gaben ſie mir gleich keine reichlichen Honorare, ſo bekam ich doch ſo viel, daß ich ziemlich auskommen konnte. Ich muß hier beſonders den Herrn Baron von Wülknitz rühmen, welcher ſich über alle Maaßen freundſchaftlich und gütig gegen mich bewieſen hat. Ich danke allen dieſen guten Leuten für ihre Liebe!

Gute Menſchen machen wieder gute Menſchen, und ich fühlte immer neue Kraft und Muth, im Guten fortzufahren, zumal, wenn ich den Umgang in-

gend eines rechtschaffenen Mannes genossen hatte. Da sah ich, was auch ich hätte werden können, und fühlte nun meinen Abstand schmerzlicher. Freilich war ich zu stark verdorben, als daß ich in Allem hätte auf einmal gut werden können. Gute und böse Fertigkeiten entstehen nur nach und nach durch wiederholte Uebungen; und so wenig jemand auf einmal ein Teufel wird, so wenig wird er auch auf einmal ein Engel. Sprünge giebt es nirgend, trotz Predigt, Sakramenten, Gnade und Allmacht. Dies erfuhr ich nun auch an mir. Immer leuchteten die Spuren der alten Verirrungen hervor, immer wollte meine Sinnlichkeit mit meiner Vernunft davon laufen, immer kämpften meine verjährten bösen Gewohnheiten wider meine neuen guten Entschlüsse. Allein absichtlich aufgetragene oder selbst gewählte Arbeiten ließen mir keine Zeit, auf böse Foderungen von der Art zu hören. Auch der Gedanke, daß sich selbst überwinden, der Siege schönster sey, nebst der Hoffnung, durch meine Beschäftigung und mein Betragen den Beifall guter Menschen zu verdienen, halfen mir sehr oft, meinen Kampf mit Ehren zu bestehen. Hierdurch gewann ich allmälig an Selbstgefühl, Selbstmacht und Selbstständigkeit: und so gelang es mir größtentheils, als ein moralisches Menschen-Wesen zu handeln, und nicht immer als ein verwöhntes sinnliches Thier. Das Gesetz der moralischen

Causalität trat bei mir als geltend wieder ein: meine praktische Vernunft hörte dessen Vorschriften an, und mein Wille ward geneigter, sie zu befolgen.

Der Ausspruch des großen Rousseau: „Strebe nicht nach Besserung, verdorbener Mensch, du machst dir Gewissensbisse!“ traf allerdings auch mich. Ich erblickte immer mehr Scheußlichkeit an meiner vorigen Lebensart, und es entstanden bittere Gewissensbisse, gegen welche aller Glaube an Christi Verdienst und Gerechtigkeit nichts hilft. Ich habe zwar diesen Glauben niemals dawider angewandt; desto mehr aber mich bestrebt, auf dem nun einmal eingeschlagenen bessern Wege weiter zu gehen, und die angewöhnten Laster, besonders das des Leichtsinns, und der Versoffenheit zu meiden. Schwer hat das im Anfange freilich gehalten, und nicht selten fiel ich dennoch so, daß ich manchmal mit einem Rausch zu Herrn Bispink, und einmal zum Herrn Professor Eberhard gekommen bin. Herr Bispink that in solchem Falle, als merkte er nichts, und gab mir erst späterhin einen freundschaftlichen Verweis. Auch hatte er die Vorsicht, mich zuweilen in meinem Quartier zu überraschen, und sich nach dem Fortgang meiner Beschäftigung zu erkundigen. Ich liebte und schätzte ihn, und war ihm Dank schuldig. Um ihm dies in der That zu bezeugen, war ich um so strenger auf meiner Huth, und habe schon

über zwei Jahre das Glück gehabt, daß er mich zu Hause stäts beschäftiget und immer nüchtern gefunden hat. Die Zufriedenheit, die er darüber bezeugte, war mir ein süßer Lohn, und spornte mich zum Ausdauern im Guten fernerhin an.

Alle Gelage konnte ich indessen nicht ganz meiden: und wer würde das fordern! Ich konnte nicht immer ungestöhrt zu Hause arbeiten, hatte nicht immer mit Studenten zu thun, und den Herrn Bispink wollte ich bei seinen Beschäftigungen nicht zu oft stöhren: also ging ich zu Zeiten und gehe noch auf den Keller, oder in eine andere honette Gesellschaft, wo ich Leute antreffe, die nicht alle Augenblicke den lieben Gott, das liebe himmlische Väterchen, und dergleichen im Munde führen, oder die sich nicht um alle Stademährlein, um alle Freiereien, Schlägereien, Saufereien und dergleichen bekümmern. Auf dem Keller finde ich fast immer Leute, mit denen man ein gescheutes Wort sprechen und sich anständig, auch lehrreich unterhalten kann. Aber die niedrigen Kneipen, die Knochenkammer und andere heillose Löcher vermeide ich schon seit langer Zeit. Ich schreibe dies blos für hallische Leser: denn Auswärtige werden an dieser Apologie wenig Behagen finden. Sie wissen, wenn man den Bogen zu hoch spannt, bricht er, oder, wie der Lateiner sagt:

Insani sapiens, ferat aequus nomen iniqui x).
Vera quam satis est, virtutem si petat ipsam!

Das heißt:

Der Kluge heiße Thor: unbillig der Gerechte,
Wenn er auf Tugend dringt, mehr als ersprießlich ist.

Gewissensbisse, um noch einmal darauf zurücks zu kommen, sind freilich unangenehm, aber St. Preux bei Rousseau hat Unrecht, wenn er ihs rer wegen nichts von der Besserung eines Verdorbenen wissen will. Aus eigner Erfahrung sage

---

x) So muß dieser Vers gelesen werden, wenn er sein gehöriges Silbenmaaß behalten soll. Dies hat der Leipziger und Carlsruher Herr Corrector an dem Worte zu Wielands Diogenes von Sinope übersehen. Da heißt es:

Insani sapiens, aequus ferat nomen iniqui.

Ueberhaupt bedaure ich, daß Bahrdt zu früh verstorben ist, um sein Vorhaben, nach Art seines Kirchens und Ketzer-Almanachs auch einen Buchhändler- und Buchdrucker-Almanach zu schreiben, auszuführen. Da würde mancher arme Teufel von den Handlangern der Litteratur in seiner Blöße erschienen seyn, vorzüglich von Seiten der elenden Buchdrucker-Herren. Einige derselben sind so gelehrt, wie mancher Schneidergeselle, und rechnen, um ihre Siebensachen nur so halbwegs zu machen, auf arme Gelehrte. Diese werden aber so ärmlich, und so kummerholz von ihnen behandelt, daß es kein Wunder ist, wenn jene ihre Correcturen u. dgl. nicht besser liefern, als diese ihren Druck liefern. Hierüber zu seiner Zeit ein Mehreres mit Belegen.

ich vielmehr: — Wohl dem, der ihrer noch empfänglich ist! Sie sind für die sittliche Heilkunde das, was der Schmerz einer Wunde für die körperliche ist. Dieser verräthet einen widernatürlichen Zustand, und fodert uns durch seinen wehen Eindruck auf, daß wir suchen ihn zu heben. Ohne seine zweckmäßige Einwirkung würde die Wunde um sich greifen, und endlich Unheilbarkeit und Tod nach sich ziehen. So auch Krankheiten der Seele! Für Misempfindung, für Misklang, für Disharmonie sind wir nicht: Seelen-Töne von der Art sind unangenehm, zumal wenn sie selbst verschuldet sind, anhalten und in Harmonie sich nicht auflösen. Und dies ist nicht Kunst, nicht Folge der Erziehung: es ist allgemein, es ist Natur hier, wie da beim Schmerz, wenigstens Grundlage der Natur, die nach Organisation, Geblüt, Clima, Nahrung, Umgang, Beispiel, Erziehung, Unterricht, Leserei, Religion, Regierung, und wie die physischen und moralischen Bestimmungen alle heißen, von denen die Begründung, Entwickelung und Richtung der Charaktere der Menschenkinder abhängt, freilich unendlicher Modifikationen empfänglich, aber vom höchsten Ideal der Natur — der gröbern und feinern — als Substrat einer jeden richtigen Vervollständigung ihrer Individuen eingerichtet ist. Hebt man diesen Zweck aus der Natur heraus, so gäbe es einen wichtigen Grund ohne eine

entsprechende Folge, und Gott wäre ein Tyrann, ärger als irgend ein Sultan, der nur neckte oder necken ließ, blos — um zu necken. Gewissensbisse sind also ein wesentlich bestimmender Bestandtheil unserer moralischen Natur, und — ich wiederhole es — wohl dem, der ihrer noch empfänglich ist! Benuze sie, wer du sie fühlst: sie benuzt zu haben, verüßt ihr erstes Unangenehme so überwiegend beruhigend, daß es die Mühe reichlich lohnt, schon deswegen nach Besserung zu streben. Jede Besserung, so klein sie anfänglich auch ist, ersezt schon alle ihre Marter. — Und benuzt man sie nicht: sie schweigen darum doch nicht ganz: einmal gewiß legt sich der physische Sturm, und ist man diesem blindlings gefolgt, so tobt der moralische hernach um so ärger, aber leider vielleicht zu spät. —

Die mitbelohnenden Folgen meines bessern Betragens blieben nicht aus. Ich erhielt gleich mehr Achtung meiner Vorgesezten, und ich kann mich rühmen, das Zutrauen meines Hauptmanns und anderer Officiere jezt in ziemlich hohem Grade zu besitzen. Die Herren Sojazinsky und von Drygalsky, welche bei der Kompagnie stehen, haben mir sogar schon manche Gefälligkeit erwiesen. Auch dieses bestärkt meinen Vorsaz, den einmal gut angetretenen Weg fernerhin gut zu verfolgen.

Hätte ich nur auch noch das Glück haben können, mir den Beifall und die Achtung des Herrn D. Semlers durch meine Besserung ganz wieder zu erwerben! Allein der edle Mann, dessen Verdienste so lange sich im Segen erhalten werden, als wahre Gelehrsamkeit geschätzt und geehrt seyn wird, und dessen gutes edles Herz die Achtung jedes Tugendfreundes verdient, starb im Frühling 1791. Glauben Sie mir, meine Leser, auch ich habe an diesem großen Manne viel, viel verlohren! Er hat es gewiß recht gut mit mir gemeint, hat mich gern retten wollen, und hat meine Kenntnisse beträchtlich vermehrt. Ich bin ihm also Dank schuldig, und meine Verehrung gegen ihn, wird erst dann aufhören, wenn die feine Modification meiner Seele, die jetzt denken heißt, sich verändern, und in eine andre Form übergehen wird. Daß diese aber länger dauern wird, als die gröbere Organisation meines Körpers, davon bin ich überzeugt. —

Ich freute mich damals über den Eifer aller unsrer Studenten, dem großen Mann, dieser hohen Zierde der hiesigen Universität, ein angemessenes Leichenbegängniß zu verschaffen. Semlers Schatten verlangte zwar dergleichen Pomp nicht, aber der Pomp war doch ein Beweis, daß unsre akademischen Bürger die Verdienste dieses großen Lehrers

schätzten o), und ihm ein Denkmal stiften wollten. O möchte doch Semler bald wieder in Halle ersetzt werden! Aber ein Semler ist in seiner Art eben so schwer zu ersetzen, als ein Friedrich der Einzige.

Halle hat, seitdem ich mich hier aufhalte, viel große, herrliche Männer verloren: einen Goldhagen, Karsten, Semler, Nettelbladt — welche Namen! lauter Matadore der Gelehrsamkeit, lauter Männer, welche Epochen in ihrer Wissenschaft gemacht haben. Es läßt sich auf diese großen Männer anwenden, was Curtius p) von Alexander dem Großen sagt: Illi successor quaerebatur, sed major moles erat, quam ut ullus subire illam posset. Dies ist kein schiefer Seitenblick auf unsre Herren Professoren: es ist eine Wahrheit, die kein Mensch, und die Herren selbst als kompetente Richter, am wenigsten in Zweifel ziehen werden.

---

o) Als Petrus de la Ramée, oder Ramus, in jener abscheulichen Bartholomäusnacht ermordet worden war, schleppten die Studenten seinen Körper herum, und trieben ihr Gespötte mit ihm. Der Leichnam des großen Ramus von studierenden Bestien verunehrt! Pfuy! Man lese den de Thou.

p) Curtii de Reb. gest. Alex. M. L. 10. C. 5.

Vierzigstes Kapitel.

Händel mit D. Bahrdt und Dreyssig.

Herr D. Bahrdt hatte im Jahr 1790 angefangen, seine Lebensbeschreibung herauszugeben. Anfänglich sollte Herr Pott in Leipzig die Materialien dazu von ihm erhalten, und sie nach Belieben bearbeiten, wie Herr D. Bahrdt es selbst mit diesem verabredet hatte: beide Herren, die sonst so Herzensfreunde gewesen waren, entzweiten sich aber, und nun übernahm Bahrdt selbst diese Arbeit. Er bewerkstelligte sie im Gefängnisse zu Magdeburg, worein er wegen des berüchtigten Dramas, das Religionsedikt benannt, 1789 gesteckt wurde. Jederman war begierig, das Leben eines Gelehrten zu lesen, welcher in der Welt so viele und so mancherlei Rollen gespielt hatte. Allein schon beim ersten Bande fanden sich manche Abweichungen von der historischen Wahrheit, nebst Verdrehung und Verfälschung der Begebenheiten, und Mangel an Nachrichten über gewisse Geschichten, welche der Doktor für gut gefunden hatte auszulassen, um vor dem Publikum durchaus in einem vortheilhaften Lichte zu erscheinen. Die Bahrdtische Biographie ist immer ein Meisterstück von ei-

ner subtilen Einfädelung der Begebenheiten, welche endlich zu einem wo nicht durchaus vortheilhaften, doch sehr gemäßigten Urtheile den Leser führen muß. Seine guten Seiten — und deren hatte Bahrdt mehrere — stellte er ins vortheilhafteste Licht; seine moralischen Krankheiten aber bemäntelte er so artig, daß man, wie er sie und sich stellt, geneigt wird, immer mit Schonung über ihn zu urtheilen. Ich will nur die Geschichte mit seiner Frau anführen, welche schon in dem zweiten Bande anfängt, und sich am Ende des Vierten mit der Christine endigt. Die Christiniade ist wirklich etwas skandalöses; wer aber blos die Bahrdtische Biographie ließt, kann höchstens die Achsel zucken, aber unmöglich über den Doktor zürnen.

Nach meiner Zurückkunft aus dem Felde kam eben der zweite Band zum Vorschein. Ich las ihn, und merkte gleich, wo Bahrdt hinaus wollte. Es kam endlich der dritte und vierte heraus: und, siehe da, meine Bemerkung traf ein. Ueberall Kunst, überall Verstellung für einige der Hauptmomente seines Lebens, überall zu viel Licht in diesem Gemälde: und aus Mangel an Schatten glich es der dargestellten Person nicht mehr. Ich theilte meine Bemerkungen dem Herrn Bispink mit, und dieser hatte die Güte, sie noch mit einigen Hauptbemerkungen zu bereichern. Ich wußte zwar, daß Herr

Bispink des Doktors Freund war; aber ich wußte auch, daß er Vieles an ihm nicht billigte. Er zeigte die größte Achtung gegen Bahrdts Talent und Schriften, und bedaurte um beider willen, daß er nicht mehr Mann im Leben wäre. Einmal hörte ich ihn Bahrdten gar ein moralisches Ungeheuer nennen, das der Kraft nach zum Herrschen bestimmt wäre; aber, wie er sie verschwendete, zum Sklaven herabsänke.

Das alles wußte ich; dem aber ohngeachtet konnte ich von Herrn Bispink, als Bahrdts Vertrauten und zugleich Mitverleger von dessen Schriften, wohl nicht füglich erwarten, daß er meine Bemerkungen über ihn und dessen Lebensgeschichte würde drucken lassen, wenn ich sie auch fürs Publikum bestimmen wollte. Sie schienen mir indeß wichtig genug zu seyn, um bekannt und verbreitet zu werden, und ich entschloß mich, sie für irgend einen andern Verleger auszufertigen und sie so dem Publikum mitzutheilen. Ein Zufall überhob mich der Mühe, diesen lange aufzusuchen. Ich war nämlich im Sommer des vorigen Jahres in einer Gesellschaft, wo eben von D. Bahrdts Biographie gesprochen wurde. Ich nahm das Buch — es war der dritte Theil — und bemerkte und verdollmetschte so fleißig, daß die Gesellschaft ihre große Freude — wie die Menschen nun einmal sind! — darüber bezeugte. Ich

eben diesem Zirkel befand sich der Corrector des Buchdruckers Hendel, Herr Herold. Dieser nahm mich mit auf seine Stube, und sprach also zu mir: Blitz, wenn Sie so alles wissen, so setzen Sie's doch auf: ich schaffe Ihnen einen Verleger. Nur machen Sie's fein derb: je derber desto besser! — Gesagt gethan! Herr Hendel übernahm den Verlag, und so entstanden die leider der skandalösen Kronik wegen so bekannten Beiträge und Berichtigungen zu Herrn D. Carl Friedrich Bahrdts Lebensbeschreibung, in Briefen eines Pfälzers.

Nun ein Wort, ehe ich weiter gehe! die Beiträge haben wirklich grobe Fehler: dahin rechne ich erstlich die vielen und grellen Druckfehler. Ich habe das Werkchen nicht selbst korrigirt: daher sind viele Schnitzer eingelaufen. So steht oft Philantropin, statt Philanthropin: manche Stellen sind so verhunzt, daß man sie gar nicht verstehen kann, z. B. S. 61. S. 222 fehlt ein ganzer Absatz, und mehr dergleichen. Die eignen Namen sind vollends hin und wieder sehr verstellt, z. B. Klokson statt Klopsin, Lucerner für Lucomo, Herrebood für Herrnbrod. Allein das möchte noch hingehen. Die rauhe Burschensprache aber, welche der Greifswalder Recensent mit Recht getadelt hat, hätte müssen gemildert seyn. So hätten auch viele, von den Kritikern gerügte, stu-

dentische Ausdrücke wegbleiben können. Allein ich sollte ja derb schreiben, und in welchem Tone schreibt man wohl derber, als im Burschenton, mit Einmischung solcher Wörter und Ausdrücke, wie die gerügten sind? Ich weis, daß Mancher blos wegen der derben ungehobelten Schreibart diese Schrift gekauft hat. Es giebt eine Klasse von Lesern, und diese ist bei weitem die stärkste, welche einen derben Ton wohl leiden mag, und die nicht so delikat ist, als die Herren Kunstrichter, die freilich auch nicht immer die höflichsten sind. Das war aber ein Fehler, den ich gern einräume.

Fürs andere habe ich auch ohne Noth, blos weil Gelegenheit dazu da war, manche Leute, nicht eben grosse würdige Männer, in ein sehr unvortheilhaftes Licht gestellt. Das war Unrecht! In meiner eignen Biographie — wenn diese anders vollständig werden sollte — mußte ich das thun: allein in einer Widerlegung der Bahrdtischen Lebensbeschreibung waren die Anekdoten vom Herrn Professor Schulz, die weitere Ausführung des Karakters des D. Bechtold, die Schilderung des Kanzlers Koch, und andere dergleichen Dinge entbehrlich. Ich sage nicht, daß sie falsch sind: ich bekenne nur, daß sie entbehrlich waren. Aber ich sollte ja derb schreiben, und Interesse hinein bringen: so wollt es ja Herr Herold, Herrn Hendels Correktor! Und was

giebt einem Buche wohl mehr Intereſſe, als die Chronique ſcandaleuſe! Freilich müßte es nicht ſo ſeyn, freilich ſollte ein Herr Autor klüger als ein Herr Corrector ſeyn; allein ich bin einmal hierin dem großen Haufen gefolgt. Ich hatte die Bahrdtiſche Biographie und Pottes Buch vor mir, und beide habens eben ſo, wo nicht noch ärger gemacht. Auf Ritter Zimmermann, Kotzebue, und die politiſchen Kaſperle, Cranz, Schirach und Hoffmann mag ich mich nicht einmal berufen. Mancher unſerer Muſketiers iſt konſequenter, beſcheidener und höflicher als die! — Beſſere Muſter hätte ich allerdings wählen können. Ich geſtehe auch, daß manche Erzählung, die ich anbrachte, blos vom Hörenſagen herrührte, und folglich nicht hierher gehörte. Zu dieſen rechne ich vorzüglich die Aeußerung über Herrn Biſpink S. 238. Hier ſchilderte ich ihn — „als einen Mann von ſehr rechtſchaffenen Grundſätzen und einer ganz unerſchütterlichen Anhänglichkeit an allem, was man ſonſt honeſtum und aequum nennt; — und doch (fügte ich hinzu) ließ er ſich dazu brauchen, daß er die Madame Bahrdt beredete, zu weichen und Chriſtinen Platz zu machen.“ — Inkonſequent war dies letztere immer, wenn ſchon gangbare Sage vieler Hallenſer: ich hätte vorſichtiger ſeyn und es nicht blos nach dem Gerüchte in die Welt hineinſchreiben ſollen: Jenes wußte ich aus Erfahrung;

dies — vom Hörensagen: es wäre also vernünftig gewesen, mehr mir als Andern zu glauben. Billig hätte ich Herrn Bispink selbst um Auskunft hierüber bitten sollen, wenigstens schriftlich: denn mündlich konnte ich es zu der Zeit, als ich das schrieb, nicht, weil er damals zur Herstellung seiner Gesundheit auf vier Wochen den Brunnen außer den Ringmauern der Stadt trank. Ich unterließ dies, hielt es indeß für Pflicht, meine Aeußerung zurück zu nehmen, sobald ich eines Bessern belehrt wurde. Dies ist im Intelligenzblatt der allgemeinen Litteratur-Zeitung für dieses Jahr geschehen. Den Herren Herausgebern dieser Zeitung danke ich für die unentgeldliche Einrückung meines Aufsatzes hiermit nach Schuldigkeit! Wohl uns, daß das Litterär-Wesen noch nicht überall blos merkantilisch ist! — Daß meine Widerrufung Grund gehabt habe, zeigen die Briefe, welche Herr Bispink von Bahrdts Hand über diese ganze Unterhandlung in Händen hat. Einige derselben sind auch in mancher andern Rücksicht wichtig. Ueberhaupt fodere ich den Herrn Bispink auf, einen Auszug daraus dem Publikum vorzulegen. Angemeßnere Aufschlüsse über einige Hauptpunkte von Bahrdts Leben, Schriften, deutscher Union und Gefängniß-Geschichte findet man nirgends. —

So viel über meine Beiträge! Allein dies alles abgerechnet, wünschte ich doch, daß der künftige Biograph des D. Bahrdts meine Beiträge benutze, den Waitzen von der Spreu absondere: und er wird keinen unedlen Beitrag für die Geschichte dieses gewiß merkwürdigen Mannes finden, besonders was seine Heidesheimer Geschichten angeht.

Daß mich übrigens die Recensenten die Revüe würden passiren lassen, konnte ich mir schon im voraus an den Fingern abzählen. Aber mit engbrüstigen Leuten habe ich nicht gern zu schaffen, zumal wenn sie, wie der Vicegott zu Rom, ex cathedra sprechen. Belehren lasse ich mich indeß gern. Doch, um auf Bahrdt zu kommen!

Bevor nun diese meine Beiträge ins Publikum kamen, sprach man schon in ganz Halle davon. Man hatte Einiges von meinem Manuscript sogar im Gelehrten: Club auf dem goldenen Löwen vorgelesen. Auch die Herren Gelehrten haben ihr Steckenpferd! Konnte es nun anders kommen, als daß auch Bahrdt von meiner Schrift wider ihn erfuhr! Er erfuhr davon, und erhielt endlich durch einen Zufall gar einen Correcturbogen, nämlich den achten. Hier misfiel ihm Vieles und da ergrimmte er höchlich, und verklagte mich bei unserm Genera

dem Herrn von Thadden. Seine Klagschrift war voll Bitterkeit, und seine Foderung, daß ich einige Punkte öffentlich in den Zeitungen widerrufen sollte, war abgeschmackt: dies weis jeder, der das Kapitel de injuriis et libellis famosis in dem Criminalrecht inne hat. Die Gesetze kennen keinen Widerruf als den coram judicio: Widerruf in Zeitungen ist abgeschmackt: Bahrdt hätte keine neuen Criminalgesetze sollen einführen wollen. Ja, von Bahrdt hätte man eine Klage dieser Art gar nicht erwarten sollen. Aber so geht es mit den Moralisten! Sich — erlauben sie alles und deklamiren ohne Unterlaß gegen die Schärfe der Gesetze — greift man aber sie an, o dann wünschten sie, daß die Gesetze zehnmahl strenger und die Richter zehnmal schärfer wären! Das ist so der Gang der Moralisten! Bahrdt hatte die uneingeschränkteste Preßfreiheit behauptet theoretisch und praktisch und so ungescheut, daß er selbst Könige nicht schonte. Da aber nun ich ihn tadelte, so foderte er gleich Strafe und Zeitungswiderruf zur Genugthuung: denn seine Ehre — schrieb er — sey gekränkt! —

Allein von Seiten des Regiments war man gemäßigter: man fuhr nicht faktisch zu, wie Bahrdt verlangt hatte: der Herr General gestattete mir Verhör und Vertheidigung. Herr Kreie, der Au-

diteur, kommunicirte mir Herrn Bahrdts Schrift, welche ich beantwortete, und diese Beantwortung wurde dem Doktor zugeschickt. Ich hielt ihn für befriedigt, weil ich weiter nicht behelliget wurde. Er soll aber doch, wie mir Herr Bispink gesagt hat, noch einmal an den General haben schreiben wollen: wenigstens hat Herr Bispink unter dem Bahrdtischen Nachlaß den Aufsatz dazu vorgefunden. Diese Schrift aber ist entweder nicht eingegeben oder mir nicht mitgetheilt. Freilich hätte er den rechten Weg, mich vorm Publikum anzugreifen, vielleicht dereinst eingeschlagen, wenn ihn der Tod nicht verhindert hätte. Er ruhe indeß im Frieden, der Unglückliche! —

Auch Herr Dreyßig ließ sichs einfallen, wegen meiner Beiträge mit mir anzubinden — ich meyne den Dreyßig, welcher an der Post wohnt und da mit Büchern, Bleistiften, Siegellack, Silhouetten, Kupferstichen, Zahnstöchern, Nadelbüchsen, Strickbeutein ꝛc. ꝛc. ꝛc. handelt. Er hatte während des Abdrucks erfahren, daß ich seiner auch in meinen Beiträgen erwähnt, und die Geschichte erzählt hätte, welche er auf dem Bahrdtischen Weinberge erlebt hatte. Dreyßig hatte nämlich den Doktor auf eine sehr grobe Art beleidiget: denn Beleidigung ist es doch immer, wenn man das Manuscript eines Andern wider

dessen ausdrückliches Verboth drucken läßt, und durch Jungen gar im Bezirk des widersprechenden Eigenthümers zum Verkauf herumschickt! — Dafür hatte Bahrdt mit ihm deutsch gesprochen. Dreyßig war grob geworden, und da kam's denn zum Kazbalgen, wobei Meister Dreyßig mit seinem eignen Handstock von Bahrdts Pferdeknecht und von der Christine mit deren Pantoffel so jämmerlich ausgeprügelt wurde, daß er schrie und winselte, wer weis wie sehr. Diese Schnurre hatte ich dem wahren Hergange nach berichtet, und Mosjöh Dreyßig ließ es sich einfallen, diese Stelle unterdrücken zu wollen. Er kam also in Herrn Hendels Druckerei, wo ich eben auch gegenwärtig war, und hier ist unser Gespräch:

Dreyssig: Hören Sie, Liebeler, (so hieß der Setzer der Beiträge) Sie sollen die Passage in Laukhards Schrift auslassen, welche da von mir vorkömmt — hat Herr Hendel gesagt.

Liebeler: Wo hat das Herr Hendel gesagt?

Dreissig: An der Post, wie er eben aufsteigen wollte.

Liebeler: Ei, das ist gelogen! wenn Herr Hendel das hätte haben wollen, so würde ers wohl selbst gesagt haben: er war erst noch vor kurzem hier!

Dreyſſig: Er hats, hohl mich der Teufel, geſagt!

Ich: Und wenn er's auch geſagt hätte, dann ſoll und kann die Stelle nicht wegbleiben!

Dreyſſig: Das geht Sie eigentlich gar nichts an! Herr Hendel kann auslaſſen, was er will.

Ich: Ei, ſeht doch, Auslaſſen! Das Ding iſt cenſirt, und da darf nun nichts ausgelaſſen oder geändert werden: verſtehn Sie das?

Dreyſſig (protzig): Ich will der Hacke ſchon einen Stiel machen! ich gehe zum Cenſor, und dann ſoll das Pasquill ſchon wegbleiben!

Ich: Hören Sie, ſprechen Sie nicht von Pasquill! Iſt etwa die Begebenheit nicht wahr? Haben Sie etwan Bahrdts Zettel nicht unrechtmäßiger Weiſe und wider Ihr gegebenes Ehrenwort abdrucken laſſen? Haben Sie nicht des Pferdeknechts ſchwere Hand, und Chriſtinens ſchmutzigen Pantoffel gefühlt? Haben die Jungen ihre — Mamſells nicht von Bahrdts Weinberge weggejagt? Haben die Studenten Sie nicht als einen armen Sünder von der hohen Brücke zu Bahrdten unter allerhand Beſchimpfungen zurück geführt? Haben Sie da nicht im geſchloſſenen Kraiſe, und zwar auf den

Knieen, Ihre Insolenz dem Doktor und den Studenten abbitten müssen? Haben Sie ihre endliche Befreiung und Sicherheit nicht selbst Bahrdts Fürbitte bei den Studenten zu danken gehabt? Ist das nicht alles wahr? Und kurz, Liebeler, Du läßt die Stelle stehen, wie sie steht: Herr Professor Sprengel hat sie censirt.

Dreyßig war häßlich erboßt, und lief unter Flüchen und Drohungen fort, und die Jungen in der Druckerei lachten hinter ihm drein. Einige Stunden hernach konstituirte er mich von neuem, spannte aber jetzt sehr gelinde Saiten auf, und bat ganz ergebenst um Weglassung des Vorfalls. Ich versicherte ihn aber, daß ich dieses nicht könnte. Herr Hendel hat, sagte ich, die Handschrift gelesen, und hat von Weglassen nichts erwähnt, bezahlt hat er mir auch. Soll ich nun dem Büchelchen seinen Werth durch Weglassung unterhaltender und den größten Theil der Leser anziehender Stellen verschlechtern und dem guten Manne seinen Gewinn schmälern? Ueberdem müßte er von der christlichen Billigkeit einen heidnisch unbilligen Begriff haben: denn sonst müßte er auch das für sich angemessen finden, was er so oft und so famös an Andern praktizirt hätte. Er hätte ja ordentlich in der Stadt herum spionirt und herum spioniren lassen, um nur die Schwächen, oft

gar physische, an einzelnen Personen und ganzen Familien auszuspähen: und hätte er etwas entdeckt, flugs hätte ers von seinen Helfershelfern auf eine hämische Art in seinem berüchtigten Wochenblatte aufmutzen lassen, bis endlich die Obrigkeit ihm das Handwerk gelegt hätte. Was er demnach von seiner Seite für Andere recht gefunden hätte, das müßte er von der Seite Anderer nun auch für sich recht finden. Er hätte ja nicht einmal diejenigen geschont, von deren milden Güte den Seinigen eine Unterstützung zuflösse. Kurz, ich könnte ihm nicht helfen: auf einen solchen Klotz gehöre ein solcher Keil! —

Dreyßig machte sich nun an Liebeler, den Setzer, und brachte es bei diesem dahin, daß ohne des Censors und meine Einwilligung Manches wegblieb, und mein Bericht nun so verstümmelt erschien, wie er jetzt in den Beiträgen S. 247 vorkömmt. Ich hatte Dreyßig einen omnis homo, ein mobile perpetuum genannt, und das war auch gestrichen, auch die Beschreibung jener beiden Mannsells, welche er bei der Tragikomödie auf Bahrdts Weinberge bei sich gehabt hatte u. dergl. Diese Vermessenheit verdroß mich allerdings: allein da Liebeler ein guter Mensch, und einer meiner längst erprobten Freunde war, so beschwerte ich mich

nicht höhern Orts. Herr Hendel hatte auch zu Dreyßigen gar nicht gesagt, daß die Stelle wegbleiben sollte. Es war Dreyßigs Lüge, und weiter nichts.

Nachher, als die Beiträge erschienen, kursirten sie natürlich-fleißig unter den hiesigen Studenten, welche dann den saubern Herrn unbarmherzig aufzogen. Dreyßig schimpfte nun zur Schadloshaltung auf mich ein wenig à la Dreyssig, nannte mich einen Skribax, elenden Sudler, — bei dem er wohl leicht noch ein wenig in die Schule gehen könnte, um das suum cuique und dann etwas Orthographie so fürs Haus zu lernen — verdorbenen Exmagister, Freundlein Laukhardchen u. dergl. Dies sagten mir die Studenten wieder, und ermunterten mich, an Meister Dreyßig Revanche zu nehmen. Allein was sollte ich mit dem Menschenkinde machen? Ihn schimpfen? oder gar durchhauen? das brachte mir keine Ehre. Kurz, ich lachte über die läppischen Sottisen des lächerlichen Menschen, und ließ es gut seyn.

Wer Meister Dreyßigen kennt, der weis auch, ohne daß ichs ihm sage, daß er ein seltsames Stück von Menschen ist, der sich alle Augenblicke prostituirt. Er macht Spekulationen, die alle so läppisch

herauskommen, daß es zum Erbarmen iſt. Er nimmt es ſich ſogar im Preußiſchen heraus, auf eine plumpe Art, den Nachdrucker zu ſpielen. Kaum erſcheint in Leipzig, Nürnberg oder ſonſtwo irgend ein Geſellſchafts-Spiel oder eine Sammlung von Räthſeln, Fragen u. dgl. — den Augenblick nimmt er — unter getreuer Aſſiſtenz ſeiner Schmierage — dieſe oder jene Veränderung damit vor, läßt es friſch weg nachſtechen und nachdrucken, und ſezt ſich durch dieſes noble Handwerk in die Klaſſe jener Bücherdiebe herab, welche in Reutlingen, Karlsruhe, Wien, Frankenthal, Straßburg, Tübingen und anderwärts den rechtmäßigen Verlegern ihren Verdienſt ſchwächen, und der Erwerbſamkeit den meuchelmörderiſchen Dolch an die Kehle ſetzen.

Wie übrigens Meiſter Dreyßig ſo ganz unberufen bei jeder Gelegenheit ſein Publikum zu äffen ſucht, davon gab er neulich bei Bahrdts Abſterben eine köſtliche Probe. Die leztern Umſtände dieſes gewiß merkwürdigen Mannes, auf den das ganze Publikum ſchon ſo lange her aufmerkſam geweſen iſt, verdienen allerdings, von einer guten Feder beſchrieben zu werden: allein von einer ganz andern, als die des armſeligen Stümpers — Dreyßigs iſt. Indeſſen ließ er doch — natürlich für ſein Publikum, den Pöbel — einen Wiſch drucken, dem er — vor

ſelbſt eigner lauter Unruhe — den Titel gab: „D. Bahrdts unruhiges Leben und ſchmerzvoller Tod.“ — Das Ding war wie alle Dinger von der Art, in den Bierſchenken, Kneipen und Gelagen ſo recht zu Hauſe. Wer Einſicht und Geſchmack hat, nahm keine Notiz davon. Statt des Mottos ſteht ein Citat aus dem Sirach, wo dieſer Mann ſo nach ſeiner Art, derb genug von den ſchädlichen Folgen der Hurerei ſpricht. Das ſoll ſich nun auf Bahrdts Lebensart beziehen! Der gute Dreyßig muß doch in der Folgenkunde dieſer Art ziemlich bewandert ſeyn: denn — nur der Dieb ſieht überall Diebe, — wie es im Mönch von Libanon heißt: auch deuten die Recenſenten des grünen Mannes auf etwas ähnliches in Rückſicht ſeiner Berichte: über — Bordelle. Uebrigens iſt das Ding, ſo klein es auch iſt, doch äuſſerſt nachläſſig und ſchlotrig geſchrieben, daß man es ohne Ekel nicht leſen kann. Dreyßig hatte auch gar keine nähere Nachrichten; denn zu Bahrdten ſelbſt durfte er nicht kommen: Clarens Fauſt und Chriſtinens Pantoffel ſcheuchten ihn da weg: und andere Freunde des Doktors ſahen das Menſchenkind nur über die Achſel an. Zuverläſſige Auskunft konnte er alſo nicht geben, und nun ſudelte er ſo hin, was er vom Hörenſagen des Pöbels und ſeines Gleichen hatte. Man kann daher leicht denken, wie ſein Wiſch ge-

rathen mußte. Von ſich ſelbſt ſpricht er indeß in ſehr hohem Ton, und wundert ſich höchlich, daß man ſeine Verdienſte verkenne, und ihn, wer weiß, wozu! noch immer nicht mache. Ich denke gar, er will das Privilegium haben, ausſchließlich mit Pfeifenſpitzen und Zahnſtöchern zu handeln! —

Wie wichtig aber Meiſter Dreyßigen der Wiſch über Bahrdts Tod habe vorkommen mögen, ſehe ich aus dem diesjährigen hieſigen Intelligenzblatt St. 45. Hier berichtet er auf die abgeſchmackteſte Art: daß der genannte Wiſch allein bei ihm, und nicht auch beim Bücherverleiher Bispink zu haben ſey. Dies iſt ſo ein Seitenblick nach dreyßigiſcher Manier! Der gute Mann hätte aber bedenken ſollen, daß Herr Bispink zu viel Einſicht, Geſchmack und Achtung gegen ſein Publikum hat, als daß er es ſich auch nur aus der Ferne je ſollte beigehen laſſen, Wiſche von der Art aus dem dreyßigiſchen Schoſelarchiv zum Leſen aufzuſtellen. Herr Bispink iſt indeß über dergleichen Kleinigkeiten hinaus und würdiget ſie nicht einmal eines Seitenblicks: ich aber habe mich über die Impertinenz des Menſchen nicht wenig geärgert. Daß Herr Bispink Bücher verleiht, und recht ausgeſuchte neuere verleiht, und dadurch die Lücken der hieſigen Univerſitätsbibliothek

erſezt, iſt wahr ipſo facto: er führt ja die hieſige akademiſche Leſe-Bibliothek. Daß er aber auch noch andere wichtigere Verrichtungen hat, daß er Gelehrter und Bücherverleger iſt, und als ſolcher weit anſehnlichere Werke ins Publikum fördert, als Dreyſſig, iſt auch wahr. Warum mußte denn Meiſter Dreyßig ſich blos am Bücherverleihen halten? Wenn nun jemand — nach eben dieſem Zuſchnitt — den einſeitigen Dreyßig ſo geradehin einen Zahnſtöcher: oder Schweinebuchshändler nennen wollte, weil er unter andern Kleinigkeiten auch mit Zahnſtöchern und einem Büchelchen über die Schweine handelt: da würde er ſeine dreyßigiſche Majeſtät gewiß höchlich beleidigt finden, zumal er ja auch Siegellacks- Lichtputzer- Federkiel- Lorgnetten- und Neujahrwünſche-Händler iſt!

So viel von Meiſter Dreyßig: und ſo viel ſoll auch meine Genugthuung ſeyn für ſeine Schimpfereien auf mich: für ſeinen Scribax, Sudler, Exmagiſter, Freundlein Laukhardchen und andere Ausfälle des grünen Mannes. Aber halt! Bald hätte ich ja vergeſſen, daß Herr Dreyßig ein Wochenblatt vom Halliſchen Carcer — bis zum drikten Stück — herausgegeben hat, und daß eine andere Wochenſchrift, die er mit Hülfe ſeiner Mamſells beſorgte, wegen ihres großen Elends und wegen vieler, läppis

scher, ehrenrührischer Anzüglichkeiten, wie ich vorhin erwähnte, ist verbothen worden. — Meine Leser mögen mir diese Digression zu gute halten: ich dachte, ich müßte sie doch mit dem grünen Mann, d. i. mit Herrn Dreyßig näher bekannt machen. Mehr Auskunft über diesen Prinzen findet man in der allgemeinen Litteratur-Zeitung und der allgemeinen deutschen Bibliothek, da, wo die Schoselerien des grünen Mannes recensirt sind. Sein verkupferter Kopf sieht wohl auch eben so grün aus inwendig, als auswendig in Halle der rothe Thurm als ein Paar edle Brüder! — Zum Beschluß möchte ich noch erinnern, daß die Buhlerinnen von Athen nicht die einzigen waren, welche das Bereuen theuer verkauft haben. Friedrich Christian Dreyßig handelt zu Halle, neben der Post, mit eben der Waare: zuerst bereuet man, etwas aus seinem Schoselarchiv gelesen, und dann noch mehr — etwas daraus gekauft zu haben. Aber — wie das Huhn, so das Ey, und — auf einen solchen Klotz gehört ein solcher Keil!

Ein und vierzigstes Kapitel.

Meine jetzige Lage. Gesichtspunkte für die Beurtheiler meiner Geschichte.

Im vergangenen Winter gab Herr Bispink die Bücherverlagsverbindung auf, in der er seit 1788 mit Herrn Francke gestanden war. Wenn ich hierüber weiter nichts sage, und die vielen und wichtigen Gründe nicht berühre, welche den Herrn Bispink dazu bestimmt, ja genöthigt haben; so geschieht es aus Rücksicht auf seine ausdrückliche Bitte, diese ganze Sache, bis zur Herausgabe seiner Lebensgeschichte, auf sich beruhen zu lassen. Großmüthig ist das in der That! Denn — Verunglimpfungen Anderer durch allerhand Kunstgriffe ..... kaltblutig zuzusehen, ohne uns einmal zu rühren, wenn es gleich etwas leichtes seyn würde, unsern Gegner durch seine eigne Tollkühnheit jeden Augenblick recht empfindlich zu züchtigen — ist wohl mehr, als die Sache kleiner, rachsüchtiger Seelen. Aber — Herr Bispink ist ein Stoiker.

Ich hatte die Freundschaft dieses guten Mannes, der Broschüre wider Bahrdt ohngeachtet,

immer behalten. Zwar hätte Herr Bispink böse werden können, da ich eine Begebenheit, die ihn betraf, zwar nicht ihm zum Nachtheil, auch nicht aus Erdichtung, aber doch nicht so, wie sie eigentlich war, vorgestellt hatte. Allein Herr Bispink nahm von dem Dinge keine Notiz, und blieb nach wie vor mein Freund.

Ich entdeckte ihm, in seiner neuen Lage, mein Vorhaben, meine Lebensgeschichte zu schreiben, und zeigte ihm den Plan an, den ich befolgen wollte. Er billigte ihn, und versprach, den Verlag davon selbst zu übernehmen. Ich fing also an, zu arbeiten, und gegenwärtiges Werkchen kam, troz der Exerzierzeit, in vier Monaten zu Stande. Ob es dabei dem Publikum nun auch das seyn werde, was ich gern wollte, daß es seyn möchte, muß erst die Zeit lehren. Zwar werden die Herren Recensenten eben nicht überall gut darauf zu sprechen seyn; denn ich habe Manches von den Universitäten und den Universitätern gesagt, das ihnen schwerlich behagen wird. Wie könnte ich z. B. auf Unpartheilichkeit in Göttingen rechnen, da ich einen Leß und Pütter nicht zum rühmlichsten geschildert habe! Hier mich ohne Winkelzüge loben, hieß ja mein Urtheil über diese Herren bestätigen: und dazu wissen die Herren Gelehrten, — auf einen ähnlichen Nothfall, — für einander zu gut zu le-

ben. Die eine Hand wäſcht die andere, iſt ſo das alltägliche Sprichwort: und fürs Alltägliche hat auch mancher Recenſent Empfänglichkeit. Ich kenne dieſe Art von Etikette, und erwarte von den Tribunalen ähnlicher Gelehrten-Fabriken das Aehnliche.

Nun ſteht mir ein harter Stand vor, indem unſer Regiment beſtimmt iſt, mit an den Rhein zu gehen, um die Inkurſionen zu verhindern, womit die Neufranken dem Kaiſer gedroht haben. Ich fühle ſchon im voraus, daß ich da manche unangenehme Stunde haben werde: allein es iſt meine Pflicht, ſie zu übernehmen, und was Pflicht iſt, muß einem nie als böſe vorkommen.

Non eſt virtutis — ſagt Herr Bispink *) —
bene juſſum dicere: Nolo!
Turpis erit miles, qui Regis juſſa ſubit vi.
Et tu talis eris, mala ſi patiare coactus:
Sponte feras illhaec; quae ſi fers ſponte, triumphas . . .
Stat Sapiens et in aerumnis manet usque beatus:
Infringit fortem, ſed ab hac non frangitur ipſe:
Occidi poterit, non vero vulnere laedi!

*) Fragmenta pſychologico-mor. pag. 26.

Das heißt auf deutsch:

Der Feige flieht den Kampf, troz rechtlichem Befehle.
Verächtlich ist der Mann, der nothgedrungen folgt:
Auch du wirst solcher seyn, wenn Zwang dich leiden lehrt:
Freiwillig dulde du; nur dadurch wirst du Sieger!
Er steht — der weise Mann, im Unglück stäts noch glücklich:
Er lenket das Geschick; ihn selbst beugt dieses nie:
Erschlagen kann man ihn; doch nicht durch Wunden kränken!

Uebrigens habe ich den festen Vorsaz, immer nach mehr moralischer Besserung zu streben, und wenn nicht noch ganz gut zu werden, doch der moralischen Vollkommenheit so nahe zu kommen, als es mir möglich ist. Ich habe doch gefunden, daß man, so man nur will, manche Unart ablegen kann: warum sollte ich mit der Zeit nicht alles wieder gut machen, was die lange Uebung in Possen und Ausschweifungen verdorben hat? Ob aber auch meine Lage sich so in körperlicher Hinsicht und im äußern Verhältniß verbessern werde, muß das Schicksal entscheiden, da es nicht ganz von mir abhängt. Ich fühle nun zwar auch wieder Menschen-Würde, und fühle recht gut, daß ich in einem andern Zustande, in einer andern Lage, mehr nüzen könnte und nüzen würde, als ich im Soldatenstande kann; allein es mag mir in Zukunft ergehen, wie es will, ich werde

zufrieden seyn und mein Schicksal preisen, daß es mir nicht noch viel schlimmer geht. Meine Verirrungen waren wirklich zu grob, als daß ich murren sollte, wenn unangenehme Stunden eintreten. Jezt ist meine Zufriedenheit mit meinem Zustande nicht mehr Leichtsinn oder Fühllosigkeit, wie sonst: es ist Resultat mancher ernsthaften Reflexionen, welche ich über das menschliche Leben im Allgemeinen und über das meinige im Besondern angestellt habe. Diese Reflexionen belehrten mich, daß nur gedrücktes, unerkanntes Verdienst sich beklagen darf, wenn es ihm nicht geht, wie es sollte; nicht aber ein Mensch, der sein Glück durch seine Verirrungen auf die schändlichste Art von sich gestoßen hat, wie ich.

Meine Unfälle haben mich indeß sehr biegsam gemacht, so, daß ich gar — wenn ich will — die oftmals weitgehenden Grobheiten Anderer, auch schlechter Leute, vertragen kann, ohne den Gedanken, mich zu rächen. Ich bin mit allem zufrieden, bin auch gegen jederman dienstfertig: daher ist auch jeder mit mir zufrieden, und ich habe wenigstens bei unserm hiesigen Militär lauter gute Freunde.

Leid thut mir es übrigens, daß ich meine hiesigen Freunde verlassen muß: verlassen den biedern

deutschen Bispink, den Herrn Cand. Büchling, Verfasser einiger mit Recht gelobter philologischer Schriften, auch einen von denen, die mir viel reelles Gute erwiesen haben: die Herren Studenten, welche mich mit ihrer Freundschaft beehrt haben und meine Scholaren zum Theil gewesen sind, die Herren Kaumann, Müller, Wohlers, Richter, Gruel, Bauer, Krause und mehr andere junge hoffnungsvolle Männer mit biederer Seele: alle diese verlasse ich mit Unlust und Schmerzen. Allein wer kann gegen das leidige Oportere!

Sollten meine lieben Leser kein Misfallen an meiner Biographie finden: sollte diese vielleicht ihrer Aufmerksamkeit und ihres Beifalls nicht ganz unwürdig seyn; so werde ich ihnen, wenn ich lebe, mit der Zeit die Folge meiner Begebenheiten darlegen. Ich hoffe ihnen alsdann viel mehr Gutes und Angenehmes sagen zu können, als jezt und dies in einem angemeßnern Ton, als der studentische zuweilen hier ist. Ich weiß wirklich keinen, der so, wie ich, sich ohne alle Maske hingestellt hätte: dadurch rechne ich auf die Freundschaft des klügern und unpartheiischen Publikums, und bekümmere mich nicht um den Tadel und den Unwillen Einiger, denen ich etwas nahe getreten bin. Und eben daher glaube ich, daß mein Publikum es nicht ungern sehen

wird, wenn ich zu ſeiner Zeit mit einem Nachtrage herausrücke.

Außerdem habe ich mir vorgenommen, ein Tagebuch auf dem bevorſtehenden Marſch zu halten: finde ich viel Merkwürdiges, ſo theile ich dereinſt einen Auszug daraus mit.

Gute Leute kommen überall gut bei mir durch, und was nicht gut iſt, und es nicht von ſelbſt werden will, dem mag eine Neckerei von meiner Art zur Beſchämung oder zur Beſinnung eines Beſſern dienen: die übrigen mögen ſich daran ſpiegeln und ſich hüten, nichts Böſes zu thun, um ſich nichts Böſes nachſagen laſſen zu müſſen.

Ich habe geſagt: daß ich keinen wüßte, der ſo, wie ich, ſich ohne alle Maske hingeſtellt hätte. Ich denke, man wird davon überzeugt ſeyn. Ueberwindung hat dies um ſo mehr gekoſtet: da ich troz allen meinen Verirrungen noch Menſch genug bin, das Schändliche meines Betragens einzuſehen und nebſt bitterer Reue tiefe Schaam zu empfinden, nicht nur vor Andern, ſondern auch wieder vor mir. Mein Sturm hat ſich gelegt. und nun ſehe ich ein, was er zertrümmert und zerrüttet hat. Es be-

trifft meine innere Personalität, und da schmerzen Wunden tiefer. Mein äußeres Glück ist auch dahin! —

Moralisirt habe ich selten: ich schrieb vorzüglich für die akademische Jugend; und diese hält vom Predigen wenig. Ueberhaupt hören und sehen nicht einmal Könige gern, was ihre Sinnlichkeit einschränkt, zumal die Könige auf Akademien nicht. Daher so sparsam moralische Imperative! Die übrigen Bemerkungen mögen die Ganglienen meiner Geschichte seyn für Denker von allerhand Art. Möchten sie doch viel Gutes stiften! —

Ich schrieb für die akademische Jugend vorzüglich — sagte ich vorhin: daher die eigene Art von Anlage, Ausführung und Ton. Alles rasch, vieles studentisirt, burschikos und Einiges gar renommistisch. Das Familiäre, dachte ich, das Aehnliche gleitet bei seines Gleichen mit minderem Widerstand herab: — und das wollte ich, damit das Ganze am Ende seinen Stachel desto tiefer und sicherer zurückließe. Habe ich hierin gefehlt, so war es ein Fehler meiner Einsicht aus Erfahrung; nicht meines Willens. Irren würde gewiß der, welcher aus dem allen folgern wollte, daß ich noch immer Behagen an meinen Verirrungen finden müßte. Du lieber

Gott, Behagen an dem, was mich unglücklich gemacht hat! was mich jezt mit der bitterſten Reue züchtiget, was mir gewiß immer zur quälendſten Zurückerinnerung dienen wird! O, es war keine Kleinigkeit, da im Studenten-Ton zu ſchildern, wo gepreßter Kummer mein Herz oft zerriß, und mich zupeilen, vorzüglich bei Nachrichten über meinen biedern, edeln Vater, nöthigte, die Feder hinzulegen, um mein Inneres zu lüften! Es iſt etwas Schröckliches um ein Geſpenſt in der Seele! —

Und daher Du, Jüngling, mit feuriger, raſcher Seele, der Du vielleicht auf eben dem Pfade herumſchlüpfſt, auf dem mich — das Unglück erhaſcht und zum Sklaven meines Irrſinns gemacht hat, Dich beſchwöre ich bei Allem, was Dir lieb iſt, faſſe meine Geſchichte recht ins Auge, entkleide ſie von ihrem ſtudentiſchen Vehikel, erwäge meine Fehltritte Schritt für Schritt — vorgezeichnet ſind ſie getreu und lebhaft genug dazu — führe ſie auf ihre Urſachen zurück, betrachte ihre Folgen für mich, die Meinen und den Stand, für den ich zunächſt beſtimmt war: — und ſchaudert Dich dann vor dem Standort, worauf Du mich endlich in der blauen Uniform erblickſt: — dann, Freund, geh ein wenig ich Dich! dann denke: — So gehts, wenn man leichtſinnig in den Tag hineinlebt, wenn man ſich an Renommis

ſten anſchmiegt, bei Gelagen den Vorrang im Saufen erringen will, in Ordensverbindungen ſich einläßt, kindiſch heroiſch ſich herumtummelt, die akademiſche Freiheit bis zur Sittenloſigkeit ausdehnt, auf Eltern, Freunde und gutmeinender Menſchen Rath, Warnung und Bitten nicht achtet, Ehrgefühl abſtumpft, lüderlich ausſchweift, wenig lernt, Schulden anhäuft, allgemeine Verachtung verdient, allen Anſpruch auf Beförderung verſcherzt, und leider endlich der Welt zur Warnung, und ſich und den Seinen zur drückenden Laſt und Schande kümmerlich herumirrt. Dies, dies, Freund, ſey ein Wort ans Herz gelegt: und, hier meine Hand, Du läſſeſt es Dir wohlmeynend geſagt ſeyn!

Worauf Eltern, Erzieher und Lehrer bei meiner Geſchichte zu ſehen haben, um ſie auf dieſe oder jene Art für ihre Kinder und Zöglinge zu benutzen, das ſey der Einſicht eines jeden von ihnen überlaſſen: Data und Winke enthält ſie gewiß für alle. Wohl dem, der ſie gehörig benutzen wird!

Vielleicht finden Einige in meiner Biographie Manches als überflüßig, ja Einiges gar als ſchädlich: hieher rechne ich meine Bubenſtreiche, die Eulerkappereien und Erzählungen von ähnlicher Art. Ich ſtellte ſie aber hin, um mich ganz zu zeigen, und dann,

um Leuten, die immer das Alte loben, das Neue herabsetzen, den ehemaligen Studenten-Ton anzugeben und ihnen dadurch das Bekenntniß abzunöthigen: Nein, so toll treibens die Studenten doch jezt nicht mehr! Heutzutage sind sie wirklich civilisirter! — Wem indeß das nicht behagt, oder wem meine Gründe dafür nicht genug thun, und der also den gekünstelten Laukhard lieber hätte haben mögen, als den natürlichen, den bedaur' ich schenirt zu haben, und bitte ihn bei seiner Delikatesse und Präcision um Verzeihung *)! — Für Fehler von anderer Art sage ich kurz:

— — — Quandoque bonus dormitat Homerus,

oder:

Dicke Pierides, non omnia discimus omnes!

Das Uebrige enthält die Vorrede, nebst S. 110 im diesem Theile. Hiernach richte man mich!

Da steht nun Laukhard, wie er leibt und lebt, von vorzeiten und von jezt, so individualisirt von

---

*) „Nicht immer — sagt Herr Schiller im Vorberichte zum I. Theil seiner kleinern prosaischen Schriften — ist es der innere Gehalt einer Schrift, der den Leser fesselt; zuweilen gewinnt sie ihn bloß durch karacteristische Züge, in denen sich die Individualität ihres Urhebers offenbart." — Ein Schiller bin ich nun freilich nicht!

innen und von außen, nach Anlage, Ausführung, Folge — Grundsätzen, Maximen, Gesinnungen, Handlungen, Sprache — so, daß in der Gallerie der Menschen noch keiner sich ihm gleich hingestellet hat! Begaffe und begukke ihn denn jezt, wer da will und kann! Mitleiden erregen wollte er nicht: nur ein wenig warnen, zurückscheuchen und — bessern!

Und so, meine theuersten Leser, leben Sie wohl, und gönnen Sie mirs, wenn mein moralischer und ökonomischer Zustand sich bessert! Nach dem Feldzuge sprechen wir uns vielleicht wieder!

Ende des zweiten Theils.

Gedruckt bei Dr. Wilh. Michaelis.

Verbesserungen

im

ersten Theile.

Seite 2. Z. 3 von unten lese man: der ontologische Satz.
— 3. Z. 2. hängte.
— 7. Z. 11. Sendvogius.
— 9. Z. 1. von unten: Mäure.
— 25. Z. 7. v. u. Grumbach.
— 39. Z. 6. wenn ihm.
— 64. Z. 18. Blödigkeit.
— 125. letzte Zeile: mehrere.
— 136. Z. 16. oder.
— 150. Z. 20. so gut ich.
— 167. Z. 10. Empfindung.
— 192. Z. 10. leiden kann er.
— 219. Z. 15. dem Sechsten.
— 263. Z. 2. Frau Mag. F — —.
— 272. Z. 25. wegen, der.
— 289. Z. 19. Heddäus: und so in der Folge.
— 305. Z. 17. für uns nicht.
— 310. Z. 18. Allein das that ich.
— 314. Z. 4. aus einem, u. Z. 22. geheimer.
— 315. Z. 3. v. u. wo sie ein.
— 316. Z. 5. Superintendent.
— 317. Z. 2. rechtgläubigen.
— 320. Z. 6. Augenblicke.
— 322. Z. 15. langer Zeit.
— 332. Z. 28. verwendete.
— 334. Z. 21. über die Nase.
— 339. Z. 10. depen.
— 364. Z. 7. hatte.
— 393. Z. 23. einzelnen.
— 396. Z. 5. untergangen. Sobald diese Nachricht.

Im zweiten Theile.

Seite 60. Z. 15. betrunken.
— 62. Z. 5. von unten: unſern.
— 65. Z. 6. v. u. Koridoniſchen.
— 66. Z. 4. leſe man ſtatt bloß — hauptſächlich.
— 69. Z. 8. v. u. Teſta abgeſetzt.
— 89. Z. 5. v. u. Miſanthropen.
— 95. Z. 7. Denn.
— 116. Z. 6. oft Ehre.
— 129. Z. 2. berufen.
— 136. Z. 14. und ſyriſch.
— 183. Z. 7. keine Freunde.
— 190. Z. 3. eſſent a ſerv.
— 258. Z. 10. ſie ſich.
— 280. Z. 11. noch hell.
— 339. Z. 6. v. u. in Barcelona — geſetzt auch, daß es dort eine Univerſität gäbe — als.
— 243. Z. 17. wären, nur an ihn.
— 358. Z. 8. geduldig einſteckte.
— 368. Z. 16. dann aufgefangenen.
— 412. Z. 6. Zeit, da.
— 424. Z. 14. Edwin Julius.
— 431. Z. 14. Sache — chriſtlich-theologiſch davon zu ſprechen — ſo ausführlich.
— 433. Z. 6. relegirt.
— 436. Z. 16. Dörfern.

F. C. LAUKHARD.

F. C. Laukhards,

Magisters der Philosophie, und jezt Lehrers der ältern und neuern Sprachen auf der Universität zu Halle,

Leben und Schicksale,

von ihm selbst beschrieben.

Dritter Theil,

welcher

dessen Begebenheiten, Erfahrungen und Bemerkungen während des Feldzugs gegen Frankreich von Anfang bis zur Blokade von Landau enthält.

Nebst dem Bildnisse des Verfassers.

Leipzig,

in Commission bey Gerhard Fleischer dem Jüngern.

1796.

Universitäts-
München
Bibliothek

F. C. Laukhards,

Magisters der Philosophie, und jetzt Lehrers der ältern und neuern Sprachen auf der Universität zu Halle.

Begebenheiten, Erfahrungen und Bemerkungen während des Feldzugs gegen Frankreich.

Erſter Theil

von

Anfang deſſelben bis zur Blokade von Landau.

Nebſt dem Bildniſſe des Verfaſſers.

Leipzig,

In Commiſſion bey Gerhard Fleiſcher dem Jüngern.

1796.

An den Leser.

Da ich den unseligen Feldzug des Herzogs von Braunschweig gegen die Franzosen in den Jahren 1792 und 93 mitgemacht, und hernach vom Monat September 1793 bis in den Februar 1795 mich in Frankreich herumgetrieben habe, so kann sich der Leser schon vorstellen, daß ich ihm in der Fortsetzung meiner Lebensgeschichte Manches liefere, das ihn eben sowohl unterhalten, als über gar Vieles belehren kann. Schon dieses, und dann der Gedanke, daß der Theil des Publikums, welcher meine Jugendstreiche, akademische Possen und andere Schwindeleyen nicht ohne Vergnügen gelesen hat, auch das mit Interesse und Nutzen lesen werde, was einer allgemeinen und höhern Aufmerksamkeit werth ist, mußte mich bestimmen, meine Lebensgeschichte fortzusetzen.

Freilich werden Manche es ungern sehen, auch wohl gar über mich zürnen, daß ich bey der Erzählung meiner und anderer Begebenheiten, ihrer namentlich gedacht, und vielleicht einiges von ihnen erzählt oder über sie bemerkt habe, das sie freilich gern ganz unberührt wissen mögten. Aber wozu dieß in einem Zeitpunkte, wo die Begebenheiten zuviel Interesse haben, um sich nicht selbst zu verrathen und zu charakterisiren!

Und wenn selbst die Staatsschriften von England, Frankreich und Deutschland die Fehler ihrer Verfassung und Verwaltung gegenseitig haarscharf durchgehen, und die Handhaber derselben, sie mögen auf dem Throne oder im Felde wirken, zur öffentlichen Prüfung oft nicht zum rühmlichsten aufstellen — wie wir dieß entweder in jenen Staatsschriften selbst, oder auszugsweise in unsern Zeitungen und Journalen: im Moniteur, im political Magazin, im Londner Chronikel, in Girtanners und Posselts Annalen, in Archenholzens Minerva, in der neuesten Geschichte der Staaten und der Menschheit, in der Klio, in den Beyträgen zur Geschichte der französischen Revolution und anderwärts finden —: so wäre es thörig, einem einzelnen Referenten das verargen zu wollen, was der ganzen Welt schon vor Augen liegt, aber nicht immer unpartheyisch, und oft sehr mangelhaft. Ueberdieß sind die Begebenheiten, welche ich erzähle, größtentheils alle so beschaffen, daß nicht das geringste falsche Licht auf die Personen fallen kann, die ich genannt habe; und wenn ich die Emigranten und einige Andere ausnehme, deren ich eben nicht im Besten gedenke, so bin ich überzeugt, daß alle andere, Große und Mindergroße, es mir durchaus nicht verargen können, daß ich mein Publikum mit dem, was sie thaten, bekannt zu machen suche.

Kein Mensch hat mehr Ursache, recht zu thun, und die Regeln der Bravheit genauer zu

befolgen, als der, welcher irgend eine Rolle auf dem Kriegstheater zu spielen hat: denn da wird alles, von Freund und Feind, auf die verschiedenste Art erklärt, und der größte Held bringt nur mit Mühe seinen ehrlichen Namen aus dem Felde. Im gegenwärtigen Kriege ist diese Wahrheit sehr sichtbar geworden; und Männer, deren Muth, Gerechtigkeitsliebe und militärische Talente noch im Frühling 1792, gleichsam als ausgemacht angenommen, und allgemein anerkannt waren, erschienen schon in selbigem Jahre, nach der unglücklichen Expedition nach Champagne, in einem sehr zweydeutigen Lichte, und alles, was sie hernach im Felde noch thun konnten, war nicht im Stande, sie von Vorwürfen zu retten, welche der Ehre solcher Männer äußerst nachtheilig seyn mußten.

Man sage nicht, daß das einmal erworbene Ansehen dieser Verunglimpften hinlänglich sey, den Folgen nachheriger schiefer Urtheile vorzubeugen: denn gegen Urtheile hilft kein Ansehen, welches ohnehin wechselt, wie das, worauf es beruht; und die Nachwelt urtheilt allemal — nach schon gefällten Urtheilen; aber nach Urtheilen von Sachkundigen und Unpartheyischen. Denn welcher Vernünftige wird den Trajanus für das halten, wofür ihn Plinius in seinem Panegyrikus ausgiebt, oder Karl, den Sechsten, so nehmen, wie ihn die präkonisirende Biographie des Hn. von Schirach aufstellt? Wahr-

heit entscheidet am Ende immer; und so nützet unverdientes Lob eben so wenig, als unverdienter Tadel schadet. Der selbstständige, billige Mann bleibt also um beyde unbekümmert, und erwartet sein Recht von der sichtenden Nachwelt.

Ich glaube; Bücher von der Art, wie die Fortsetzung meiner Biographie ist, sind besonders schicklich, unbefangne Leser in den Stand zu setzen, richtig und ohne Gefahr, zu irren, über manche Vorfälle des Krieges gegen die Franzosen sich zu unterrichten, und viele Personen, welche daran Antheil hatten, nach Verdienst zu würdigen.

Ich habe kein Interesse, jemanden zu loben, oder zu tadeln. Ich lebe zwar noch im Preußischen: allein keine Seele, die in diesen Staaten einiges Gewicht hätte, wird von mir, wegen Wohlthaten, geliebt, oder wegen Beleidigungen, gehasset. Ich stehe nicht in der geringsten Verbindung, und kann in einer einzigen Viertelstunde allen meinen Verhältnissen mit den Preußen ein Ende machen. Ich habe also zu Lob und Tadel noch weniger Ursache, als der ehrliche Tacitus hatte, welcher (Hist. L. I. C. II.) bekennen mußte, daß zwar Galba, Otho und Vitellius ihm weder Gutes noch Böses erwiesen hätten (nec beneficio nec injuria sibi cognitos), daß er aber unter Vespasianus, Titus und Domitianus immer in Staatswürden und Aemtern höher gestiegen sey. Aber, fezt er hinzu, da ich einmal aufrichtig zu seyn versprochen habe, so muß ich jeden ohne Vorliebe, und ohne Haß nennen.

Ich finde zwar, daß man sogar in öffentlichen Schriften ausspreng: der Kronprinz von Preußen lasse mich einen Gehalt genießen, als eine Belohnung für meine Mission *): allein man sprengt gar vieles aus! Freilich wenn es wahr wäre, dann hätte das Publikum ein Recht bey mir vorauszusetzen, daß ich von diesem Prinzen, und von der Armee, bey welcher er eine Zeitlang ein Kommando geführt hat, vielleicht anders sprechen mögte, als ich nach meiner Ueberzeugung hätte sollen. Aber ich erkläre hiemit ganz unbefangen, daß ich nicht die geringste Pension genieße, und daß ich auch ganz und gar keine Hoffnung habe, jemals von seiner Hoheit im geringsten unterstüzt zu werden: — vielleicht versperrte ich mir durch eigne Schuld den Weg dazu.

Aber ob ich gleich noch immer überzeugt bin, daß ich nach der Aufopferung dessen, was ich hatte, indem ich mich blos um dem Kronprinzen zu dienen, und mich seiner Gnade zu empfehlen, in die Gefahr begab, mein Leben auf eine schimpfliche Art zu verlieren, allerdings auf einige Unterstützung zu hoffen das Recht hatte, so kann ich doch diesem vortrefflichen Herrn die Schuld nicht beymessen, daß ich ohne die versprochne Hülfe von seiner Seite bleibe, und dadurch genöthiget bin, Männern lästig zu seyn, welche

*) Unter andern geschieht dieß im II. B. des Französischen Freyheitskriegs, S. 25.

blos Menschengefühl veranlaßt, mich in allen Stücken nach ihrem Vermögen zu unterstützen. Es giebt zwischen einem Fürsten, wie der Prinz von Preußen ist, und einem armen Teufel, wie ich bin, eine zu große Kluft: er kann sich nicht so tief herablassen, um meine Lage kennen zu lernen, und ich kann mich bis zu ihm nicht erheben, um ihn darüber zu belehren.

Ich habe mich also über alle wirkliche und mögliche Verhältnisse hinausgesezt, und gerade so erzählt, wie ich die Sachen selbst erfahren habe, und hoffe, daß meine Leser hiernach von allen meinen Nachrichten urtheilen werden.

Vielleicht macht man mir den Vorwurf, daß ich überhaupt eine gewisse Neigung für das System der Neufranken blicken lasse, und zählt mich vielleicht auch zu jenen, welche bey den politischen Kannegießern unsers Vaterlandes unter dem verhaßten Namen der Jakobiner oder Patrioten bekannt sind.

Ich gestehe ganz offen und ohne alle Furcht, daß ich durch meine Erfahrungen gelernt habe, von dem System der französischen Republik besser und richtiger zu urtheilen, als mancher politische Journalist, der aus Eigennutz, Haß oder Schreibsucht, blos räsonniren und schimpfen will. Ich habe von den Franzosen in ihrem eignen Lande keine Ungerechtigkeit erlitten; und ob ich gleich schon in Landau als Emissär der Preußen verdächtig war, und hernach in Dijon und besonders in Mâcon beynahe völlig überführt wurde,

das Werkzeug eines verrätherischen Anschlags gegen die Republik gewesen zu seyn, so wurde es mir doch nicht schwer gemacht, mich gewissermaßen zu rechtfertigen, und wurde, wo nicht für völlig schuldlos erklärt, doch sofern losgesprochen, daß ich meine Freyheit wieder erhielt.

Das Verfahren der Franzosen gegen mich war also edel, und unedel wäre es nun von mir, wenn ich von ihren Anstalten gegen meine Ueberzeugung schiefe Urtheile auftischen und Lügen einmischen wollte, um die ohnehin schon so verkannte und verhaßte Nation noch verhaßter zu machen.

Und so viel von den öffentlichen Nachrichten, welche ich in meinem Werkchen liefere. Was die Geschichte meiner eignen Angelegenheiten betrifft, so hoffe ich, daß meine Leser keine Langeweile daran haben werden. Meine Lage bestimmte mich, so zu handeln, wie ich handelte, und der billige Leser wird sich nicht wundern, wenn Laukhard, der seit 1775 in stätem Wirrwarr des Universitäten- und Soldatenlebens gewesen ist, nicht handeln konnte, wie er würde gehandelt haben, wenn ihm das Glück eines ruhigen Lebens zu Theil geworden wäre. Es giebt Lagen in der Welt, die man troz alles guten Willens wenig ändern, und noch weniger verbessern kann; und von dieser Art ist die meinige: das fühle, das erfahre ich alle Tage. Wozu wäre nun mein Bestreben, meine Gesinnungen zu verläugnen, und eine Maske vorzunehmen, die mich unkenntlich machte?

Außer diesem dritten Theile wird nächstens noch einer erscheinen, welcher meine Begebenheiten in Frankreich, meinen Aufenthalt bey den Schwaben, und meine Rückkehr nach Halle enthalten wird. Daß dieser Theil der vorzüglichste in Rücksicht der Geschichte, und der Länder- und Völkerkunde seyn wird, versteht sich von selbst; und wenn das Publikum bisher meine Biographie mit einiger Theilnahme gelesen hat; so hoffe ich, daß der Schluß derselben keines Lesers Erwartung täuschen wird.

Mit den Herren Recensenten habe ich ganz und gar nichts zu schaffen. Die Herren sind ja Kunstrichter, oder wenigstens wollen sie es seyn: ich aber schreibe weder nach der Kunst noch für die Kunst: also — . Wollen sie sich aber dem ohnerachtet mit mir zu thun machen, je nun, in Gottes Namen!

Meinen Freunden und Bekannten, deren ich viele habe, und worunter gewiß viele rechtschaffne Männer sind, empfehle ich meine Biographie im besten. Sie können versichert seyn, daß sie dadurch, daß sie den Absatz derselben befördern helfen, mir einen wesentlichen Dienst erweisen.

Geschrieben zu Halle,
den 29ten September, 1796.

Erſtes Kapitel.

Begebenheiten während des Marſches von Halle bis Tolkemit.

Am Ende des zweiten Bandes meiner Lebensbeſchreibung habe ich meinen Leſern berichtet, daß ich eben damals, als ich jenen Band endigte, beſtimmt war, mit dem Thaddenſchen Regiment, worunter ich zu der Zeit noch diente, und mit den übrigen Preußiſchen Truppen den berühmten und berüchtigten Feldzug gegen die Neufranken mit zu machen: was ich nun ſeit jener Zeit, oder ſeit dem Frühlinge des Jahres 1792 bis auf meine Zurückkunft nach Halle im Herbſt 1795, merkwürdiges mitgemacht und erfahren habe, ſoll den Inhalt der Fortſetzung meiner Lebensgeſchichte ausmachen.

Es war wirklich ſchade, daß ich auf dem endlich mit Ernſt angetretenen Wege zu einer regelmäßi-

gern und konsequentern Lebensart, worauf mich rechtschaffene Freunde und eigenes Nachdenken über meine dissolute Lage geführt hatten, durch den Feldzug aufgehalten und allen Verführungen zu einem wüsten Leben, das mit Feldzügen allemal verknüpft ist, wieder preis gegeben wurde. So wollte es aber das Schicksal; und wenn meine Leser dem ohngeachtet sehen, daß ich — ich will nicht sagen, **besser** — doch nicht schlimmer geworden bin, als ich zu der Zeit war, da ich Halle verließ: so müssen sie, wenn sie billig seyn wollen, doch schließen, daß ich noch nicht ganz verdorben, oder aller und jeder moralischen Empfindung und Besinnung unfähig gewesen sey.

Niemand ist dem Eigenlobe mehr Feind, als ich: ich fühle zu sehr meine eigene Unwürdigkeit, und weiß, wie viel ich von der Achtung Anderer durch meine ehemalige Lebensart habe verlieren müssen: ja, ich sehe das Bestreben, diese Achtung mir wieder ganz zu erwerben, beynahe als einen Versuch an, das Unmögliche möglich zu machen. Ich habe daher alle Hofnung dazu auch längst aufgegeben. Aber, und nicht erst von heute an, habe ich noch immer den festen Vorsatz, mein Betragen so einzurichten, daß es keinen veranlasse, mich als einen Menschen zu verschreien, der die öffentlichen Sitten beleidige, und schwache Menschenkinder durch ein böses Beyspiel zu bösen Handlungen verleite. Wie weit ich

dieses geleistet habe, und fernerhin zu leisten im Stande seyn werde, mögen meine Leser aus dieser Fortsetzung selbst abnehmen.

Mein Individuum ist indeß immer das geringste, was dieses Werkchen dem Publikum interessant machen soll. Ich war Zuschauer und Mitakteur, obgleich einer der geringsten, wenn gleich nicht gerade der kurzsichtigsten, auf einem Theater, worauf eine der merkwürdigsten Trauerkomödien unsers Jahrtausends aufgeführt werden ist. Freylich haben Andre da auch mitzugesehn; aber da jeder seine eigene Art zu sehen und zu bemerken hat, so will ich das, was ich gesehen, und wie ich es gesehen habe, Ihnen, meine braven Leser, nun hererzählen; und ich hoffe, oder vielmehr, ich weiß es gewiß, daß Ihnen meine Erzählung, durch reellen Unterricht und durch reichen Stoff zum Vergleichen und Nachdenken, alle Mühe hinlänglich ersetzen soll, die Sie Sich nehmen werden, mein Buch durchzulesen, oder — wenn ich nicht aus Dünkel spreche — durchzudenken.

Mein Abschied aus Halle hat mir sehr wehe gethan: ich trennte mich zwar nicht, wie die meisten Soldaten, von einer Frau, oder, was noch weher thun soll, von einem Mädchen; aber ich verließ Freunde, welche es wahrlich gut mit mir meynten, und die ihre Freundschaft mir so oft und so

thätig bewiesen hatten. Wer den Werth der Freundschaft nur leise fühlt, und von einem wahren Freunde je geschieden ist, der kann sich vorstellen, mit welchen bittern Empfindungen ich Halle verlassen habe.

Ich hatte mich mit allem Nöthigen, in sofern ein Torniſter es fassen kann, hinlänglich versehen; und durch die Bemühungen des Herrn Bispink, dessen große Verdienste um mein moralisches und ökonomisches Wesen schon zum Theil aus dem zweyten Bande dieses Werkchens bekannt sind, war meine Börse in gutem Stande.

Den lezten Abend — es war den 13ten Jun. 1792 — brachte ich in Gesellschaft einiger andern Bekannten noch recht vergnügt bey Hn. Bispink zu: über die Kirschsuppe, die mir damals, als mein Leibessen, Madame Bispink vorsezte, haben hernach unsere Königliche Prinzen, denen ich davon erzählte, mehrmals mit mir gespaßt.

Morgens den 14ten Junius zog unser Regiment von Halle aus. Es schwebten allerley Empfindungen auf den Gesichtern der Soldaten: die wenigsten zogen freudig davon, doch ließen nur wenige Thränen erblicken; und die, welche ja nasse Augen sehen ließen, wurden von ihren Nachbarn bestraft, die es für unanständig halten wollten, daß der Soldat — weine. Viele, gar viele Soldaten haben aber Weiber: denn bey den Preußen ist es nicht,

wie bey den Oestreichern, wo der Soldat sehr schwer zum Heurathen gelangt; *) und wenn gleich, aus bekannten Ursachen, die meisten verehligten Soldaten ohne Erben bleiben: so haben doch auch manche, besonders die vom Lande, Kinder, und da hält es denn hart, sich von ihnen zu trennen. Wer keine Frau oder Kinder hat, hat doch eine Liebschaft, sollte sie auch von der untersten Gattung und aus der Klasse derer seyn, die, nebst den Soldaten unsrer Fürsten, ein neuer launiger Schriftsteller zu den allerverdientesten Ständen rechnet. **) Auch von solchen Liebschaften trennt man sich nicht gerne. Lauter Ursachen, warum unsre Soldaten mit schwerem Herzen ihre Garnison verließen.

Vor dem Thore kam Hr. Bispink noch einmal zu mir, und brachte eine Flasche Wein mit, welche wir ausleerten, oder vielmehr, welche ich in seiner Begleitung leerte, und darauf endlich von

---

*) Bey der jetzigen Neufränkischen Armee giebt es auch wenig Verehligte; aber nicht, als ob es dem republikanischen Soldaten verboten sey, zu heurathen, sondern weil man nur Ledige, als agilere, ausgehoben, und die Verheuratheten zu Hause gelassen hat.

**) In den Beyträgen zur Geschichte der französischen Revolution, ist (Stück 3. Seite 572) ein artiger biblisch-politisch-ekkiesiastisch-ökonomischer Beweis zu finden: daß die Töchter der Freude, oder nach biblischem Ausdruck, die Huren, außer dem edlen Soldatenstande, den verdienstlichsten Stand ausmachen.

dieſem treuen Freunde mit allen Empfindungen ſchied, deren ich damals im Tumulte fähig war.

Unſer erſte Marſch war kurz, doch waren wir, als wir ins Quartier kamen, durchaus vom Regen naß, vergaßen aber dieſes kleinen Ungemachs bald, da die ſächſiſchen Bauern uns nach ihrem Vermögen gut bewirtheten.

Am andern Tage hatte ich ſchon einen Wortwechſel mit einem ſächſiſchen Kandidaten der Theologie. Dieſer ſollte eine halbe Stunde von unſerm Quartier für den daſigen Hr. Pfarrer auf den Sonntag predigen. Unterwegs war ihm der Durſt angekommen und ſo kehrte er in eine Schenke ein, worin ich mich gerade auch befand. Ich ſah ihm ſogleich am Aeußern an, daß er ein Kandidat des h. Predigtamts war, und ließ mich mit ihm in ein Geſpräch ein. Er ſagte mir, daß er nun ſchon über ſechszehn Jahre Kandidat ſey, weil er kein Geld habe, um bey dem Konſiſtorium um Freunde zu werben, wo, wie bemahe überall, Geld das Hauptverdienſt ausmache, u. ſ. w.

Ich merkte, daß es in Sachſen gehen mag, wie in der lieben Pfalz, und daß man durch Geld ſich auch hier, wie aller Orten, den Weg in den Schafſtall des Herrn öffnen müſſe. Weiter erzählte mir der Herr Kandidat, der auch zugleich Magiſter der Philoſophie war, worauf er ſich aber nicht viel

einzubilden schien, daß die Herren Prediger in Sachsen gewaltig kommode Herren wären, welche immer für sich von Kandidaten predigen ließen, und selbst auf ihrem Loderstuhle ruhig sitzen blieben, und ihre Einkünfte bey einem Glase Bier oder Wein, und einer Pfeife Tobak verzehrten.

Ich finde dieses indeß recht gut; denn wären die Herren nicht so kommode: so würde mancher Kandidat gar manchesmal schmale Bissen essen müssen, so aber wird er stattlich traktirt: und einige gute Mahlzeiten sind doch immer werth, daß man dafür eine halbe Stunde — salbaderte.

Als wir den dritten Morgen früh das Quartier verlassen wollten, hatte ich meine Uhr auf dem Stroh liegen lassen. Meine Kameraden und ich suchten danach, und einer derselben, Namens Schrader, dem ich sonst manchen Gefallen erzeigt hatte, fand sie, gab sie aber erst wieder heraus, als ich versprochen hatte, dem Finder ein gutes Biergeld zu reichen. Das war allemal ein sehr schlechtes Stückchen von einem Kameraden!

In Weimar hatte ich mein Logis bey einem Seiler, dessen Vetter, ein Pastor vom Lande, in die Stadt gekommen war, den Preußen mit zu zusehen. Er speisete mit uns zu Mittage, und da er an mir, wie natürlich, nichts anders vermuthete, als einen Soldaten von gemeinem Schlage: so fuhr

er mit einem erbaulichen Sermon über die Kraft des Gebetes, bey den Gefahren des Krieges, etwas feierlich heraus. Ich hörte zwar anfangs gelassen zu, konnte mich aber endlich, als er zu theologisch-plump ausfiel, nicht länger halten, und stellte das Gebet — in der gewöhnlichen Form — als eine impertinente, unsinnige Vorschrift auf, die man sich erdreistete, der Gottheit vorzuwinseln oder haarklein vorzumalen: darauf griff ich das an, was man, meiner Meynung nach, sehr irrig Vorsehung Gottes zu nennen pflegt. — Der Hr. Pastor stuzte gewaltig, und verlohr gar die Sprache, als ich einige Wort-Unterschiede vorbrachte, auf die er wohl schwerlich je studiert hatte.

Auf dem ganzen Marsche bis Gießen habe ich weiter nichts erfahren, das des Erwähnens werth wäre: wir wurden aller Orten, wohin wir kamen, sehr gut aufgenommen und behandelt. Bey Waltershausen, einem Gothaischen Städtchen, sahe ich die muntern und raschen Zöglinge des Hn. Salzmann, und sprach mit einigen ihrer Lehrer, vorzüglich mit meinem Freund, Hn. Günther, den ich ehedem auf Universitäten gekannt hatte.

In Eisenach machte ich eine sehr angenehme Bekanntschaft mit Hn. Rath Wolfi, der mich dem Hn. Generalsuperintendent Schneider vorführte. In der Person dieses würdigen Mannes fand

ich einen Geistlichen, der einen wirklich, so lange man bey ihm ist, die abscheuliche Seite seines Standes vergessen macht. Ich habe wenig Männer kennen gelernt, die mit Herrn Schneider zu vergleichen wären. Seine Gelehrsamkeit ist bekannt, und von seinem rechtschaffenen Betragen zeugt die allgemeine Hochachtung und Liebe der Eisenacher. Ich vermuthete, daß er, weil Herder ihm vorgezogen war, eben kein Freund von Herdern seyn könnte: ich lenkte also das Gespräch absichtlich auf diesen Mann, und wurde gar angenehm überrascht, als ich Hn. Schneider mit Enthusiasmus von den großen Verdiensten Herders reden hörte. Nach Hn. Schneiders Zeugniß, worin freylich das ganze aufgeklärtere Publikum einstimmt, ist Herder die Zierde unsers Vaterlandes, der hellste Kopf, der größte Kenner des Guten und Schönen, der lebhafteste deutsche Stilist und der wärmste Verfechter des Wahren, Guten und Schönen. Weimar kann stolz seyn, in ihm einen der ersten Männer unsrer Nation zu besitzen. — Wie gesagt, das, was Hr. Schneider von Herdern sagte, hat mich überrascht; denn ich wußte, daß beyde einmahl in Wahl-Kollision gekommen waren: um desto mehr aber mußte ich den Mann schätzen, der des andern Verdienste so unpartheiisch würdigte. Uebrigens wird Hr. Schnei-

der gar wohl zufrieden seyn, daß er nicht die Weimarische, sondern die Eisenachsche Superintendenten-Stelle erhalten hat. Denn diese ist einträglicher und bequemer; und der Superintendent zu Eisenach kann in seiner Diöces weit ungehinderter und freyer handeln, als der zu Weimar.

In Hersfeld, einer Hessischen Stadt an der Fulda, kam es zwischen einigen von unsern Soldaten und einigen Bürgern im Wirthshause zum Stern zu Händeln, welche beynahe in Schlägerey ausartete. Die Bürger saßen am Tische, tranken ihr Bier, und besprachen sich über die Zeitgeschichte. Sie äußerten ihr Misvergnügen über das Verfahren ihres Herrn Landgrafen, der nun abermals seine Landeskinder, als Soldaten, zum Behufe des Franzosenkriegs verhandelte, und für den Landbau und andere Gewerbe weiter nichts zurückließe, als Kinder, Weiber, Krüppel und Greise. Das führte sie immer weiter, und da kamen sie darauf, daß man überhaupt nicht Ursache hätte, die Franzosen anzugreifen: diese hätten ja recht u. s. w. Unsre Soldaten, die freylich damals noch nicht so dachten, wie jezt, legten sich drein, und behaupteten geradezu, daß die Franzosen Spitzbuben, schlechte Kerls u. d. gl. seyen, daß man sie vertilgen müsse; und wer ihnen das Wort rede, sey gleichfalls ein schlechter Kerl, ein Patriot. Dabey schlugen sie — sie

hatten alle eine Schnurre — mit den Säbeln auf den Tisch, daß die Splitter davon fuhren. Über die Hessen, die vor Soldaten sich eben nicht fürchten, verbaten sich das Schimpfen; und als unsere Leute dennoch fortmachten, und sogar einige Krüge und Gläser zerschmissen, griffen die Bürger zu, und es würde eine derbe Prügeley gesezt haben, wenn nicht ein Offizier dazu gekommen wäre, und den Friedensstifter gemacht hätte. *) .

In Nordeck wohnt der Kammerherr von Rhau auf einem Schlosse, das einen hohen Berg bekrönt, und eine ganz vortrefliche Aussicht hat. Ich besuchte ihn, und bessern Rheinwein, als ich hier trank, habe ich seitdem nicht wieder getrunken. Es war Niersteiner von 1748. Gute Gaben aus den Händen guter Menschen erquicken doppelt.

Wir waren noch eine gute Stunde von Giessen, als schon Studenten und Bürger uns haufenweise entgegen zogen. Ohne Ruhm zu melden, muß ich sagen, daß ich an diesem Entgegenzuge vielen Antheil

*) Es wundert mich daher nicht, daß ein Wolfhausen in Eisenach, in seiner abgeschmackten Sudeley von Wanderungen, so viel Aufhebens macht von der Anhänglichkeit der Hessen an ihrem Landgrafen, und von der Willigung, womit sie alles aufbieten sollen, was er unternehme, u. s. w. Um sich vom Gegentheil zu überzeugen, darf man nur das erste beste Wirthshaus in Hessenland besuchen. Satiren oder Ironien von Wolfhausens Art — wen treffen die am schimpflichsten? Ein edler Mann verabscheuet die Hehl- und Krummwege des elenden. —

hatte: denn die guten Leute waren begierig, den Laukhard wieder einmal zu sehen, der ehedem eine so eklatante Rolle in Gießen gespielt hatte. — Sie entdeckten mich bald, und nun war ich wie umringt. Ich konnte kaum vorwärts: von allen Seiten ertönte: Da ist Laukhard! da ist Laukhard! — Unsre ganze Kompagnie kam in Unordnung; denn alles stürzte hinein, um den alten Laukhard recht zu begaffen. Jeder hatte etwas anzubiethen, und wenn ich hätte wollen, wie sie: so wäre Laukhard wieder à la Gießen geworden.

Unter den Neugierigen befand sich auch Hr. Chaſtel, Lehrer der französischen Sprache zu Gießen: er begleitete mich eine gute Strecke. Er war immer mein Freund gewesen, und glaubte, nichts böses zu thun, wenn er die alte Freundschaft wieder erneuerte. Koch, der seltsame Mann, fand dieses, wie ich erst vor kurzem auf meiner Rückkehr nach Halle erfahren habe, sehr unrecht, und tadelte den Hn. Chaſtel in bittern Vorwürfen: daß er einen so gottlosen Kerl, als Laukhard sey, habe begleiten können: und seit dieser Zeit ist Koch dem ehrlichen Lektor nicht wieder gut geworden. Wohl ihm, daß, seit der jetzigen Regierung, Kochs Ansehn sehr gesunken ist, und daß Hr. von Gaßert ganz anders denkt und handelt, als — Koch.

Wir marſchirten gerade durch Gießen, und kamen auf die nächſten Dörfer zu liegen, wo wir den folgenden Tag Raſttag hatten.

Nachmittags kamen viele, wenigſtens über dreyßig Studenten zu mir ins Quartier, brachten Wein und Eſswaaren mit, und wir machten uns nach Herzensluſt einen frohen Tag. Ich mußte Ihnen verſprechen, ſie den folgenden Morgen in Gießen zu beſuchen, und hielt Wort, da ich immer gern einen Ort wiederſehe, der mir ehedem ſo viel angenehme und unangenehme Stunden gemacht hat.

Ich gieng alſo den andern Tag frühe hinein, und fand, daß das gute Gießen nichts mehr und nichts weniger war, als — Gießen. Die Straßen waren noch eben ſo ſchlecht gepflaſtert, eben ſo ſchmutzig, als ehedem; und die Bürger und Bürgerinnen, ſamt den jungen Burſchen und Mädchen, ſaßen noch, wie ſonſt, in den Bier- und Branteweinsſchenken: kurz, Alles war noch beym Alten.

Ich erkundigte mich nach der Beſchaffenheit der Univerſität; konnte aber nichts erbauliches herausbringen. Die Univerſität hatte an Studenten ſehr abgenommen, aber an Profeſſoren gewonnen, wenigſtens der Zahl nach, wie in Halle, Leipzig, Jena und anderwärts. Der Komment der Burſche hatte zwar jenes alte Rohe nicht mehr, wie ich es im erſten Theile dieſes Werkchens beſchrieben habe;

er war aber doch eben auch nicht beſſer geworden: denn ehedem lebten die Herren Gießer wild, jezt leben ſie — kindiſch. Kinderey iſt aber doch immer eben ſo ſchlimm, als Weiberängerey.

Meine Lebensbeſchreibung war in Gießen fleißig geleſen worden. Da man vorausſezte, daß ich ſie zu ſeiner Zeit fortſetzen würde, ſo entdeckte man mir Anekdoten und ſkandalöſe Hiſtörchen die Menge, und bat mich, dieſelben dereinſt mit anzubringen. Aber warum ſollte ich mein Buch von neuem zum Repertorium der Gießer Skandale machen? Es ſind, wie die Folge zeigen wird, ganz andere und weit wichtigere Berichte übrig. Dann liegt ja auch dem lieben Publikum nicht viel daran, wenn es weiß, was die unbedeutende Frau Gemahlin dieſes oder jenes unbedeutenden Herrn zur Berühmtmachung ihres Mannes beytrug! Verzeihen Sie mir alſo meine Herren zu Gießen, daß ich von alle dem, was ſie mir ſo reichhaltig mittheilten, keinen Gebrauch mache!

Von den Profeſſoren beſuchte ich nur die Herren Köſter und Roos: ich fand ſie gegen mich noch immer ſo gut geſinnt, wie es Männern anſteht, die ihre Bekannten nicht nach der Kleidung beurtheilen.

Mit Vergnügen hörte ich, daß die liebe Theologie an dem Doktor Bechtold für Gießen — denn außer Gießen iſt Herr Bechtold wenig be-

kannt — eine Stütze verlohren hätte. So war es zwar schon 1787, wie ich im I. B. S. 83 erzählt habe. Aber seit dieser Zeit hat Hr. Bechtold sich noch mehr bekehrt, und 1793 gieng er schon so weit, daß er ganz frey erklärte: alle Geheimnisse, Sakramente, und alle sogenannten übernatürlichen Anstalten Gottes zum Heile der Menschen seyen Produkte der Unwissenheit, Furcht, Herrschsucht, oder der idealisirenden Phantasie; — die Bibel sey ein Buch, das die moralischen Einsichten der Menschen durchaus nicht bestimmen könne: in den Fabeln des Aesopus und in Ovidius Verwandlungen finde man mehr Menschenverstand, und bessere moralische Maximen, als in den meisten Gleichnißreden Jesu: dieser sey zwar ein großer Lehrer für seine gleichzeitigen Juden gewesen; aber auch ein großer Schwärmer u. d. gl. — So weit ist selbst Bahrdt, als er in Giessen hauste, nicht gegangen; und doch wurde Bahrdt damals verfolgt, und Hr. Bechtold bleibt im ruhigen Besitze seiner Aemter als Superintendent und als Professor. So sehr ändern sich Menschen und Zeiten!

Auf meiner Rückreise im October 1795 sprach ich bey dem Pfarrer Diefenbach in Reiskirchen ein: es ist der Vater meines Freundes, dessen ich im I. B. S. 112 gedacht habe. Dieser Mann, welcher noch ganz fest an Doctor Benners Notitia

salutis hängt, erzählte mir die Fehden, welche er mit Bechtold schon gehabt hätte, und beklagte es sehr, daß ein Mann, der sonst ein Mann nach dem Herzen Gottes gewesen wäre, und die Abhandlung: Calvinianorum Deus a sana ratione abhorrens geschrieben habe, nun ein völliger Socinianer, wenn nicht gar noch was ärgeres geworden sey.

Die skandalöse Chronik machte sich damals auch recht lustig über einen Geistlichen zu Gießen, welcher bey einem Leichenbegängnisse besoffen auf die Kanzel gestiegen war. Ich mag den Ehrenmann nicht nennen: in Gießen wissen aber die kleinen Kinder das Histörchen.

So sehr der sogenannte Komment auch abgenommen hatte, so gab es doch noch Orden in Gießen: sogar der Orden der Amicisten war noch da, hatte aber nicht mehr als drey Anhänger, wovon der eine Senior, der andere Subsenior und der dritte Sekretär war. Als wir aus Champagne zurück waren, und im November 1793 bey Koblenz kantonnirten, schrieb der Hr. Landgraf von Darmstadt an den Hn. General von Thadden: er habe meine Historie gelesen, und daraus ersehen, daß ich viele Wissenschaft um daß Gießer Ordenswesen haben müßte; der Hr. General möchte mich daher über einen und den andern Punkt befragen lassen, u. s. w. Dieses ließ Hr. v. Thadden durch

unſern Auditeur denn thun, und ich benachrichtete den Fürſten, ſo wie es meine Pflicht mit ſich brachte, von dem Verfall und der Beſchaffenheit der ganzen Gießer Univerſität, und fügte einige unmaßgebliche Vorſchläge zu ihrer Verbeſſerung hinzu. Dahin gehörte vorzüglich die Entfernung der Quodammodariorum, der Pandectiſten und der Quackſalber, und die Anſtellung braver geſchickter Männer zu Lehrern. Ich nahm mir auch die Freyheit, Sr. Durchlaucht manchen Vorſchlag zur Ausrottung der Orden anzugeben. Aber ohne Zweifel hat man meinen Plan unausführbar gefunden, und ihn als ein pium deſiderium hingelegt: denn noch im Herbſte 1795 waren die Orden in Gießen, und die Quodammodarii dozirten noch nach wie vor. Was dieſe ſind, ſteht im I. B. S. 81.

Mein Hauptmann, Hr. von Mandelsloh, war, wegen eines Anfalls von Fieber, in Nordeck zurückgeblieben; und als er einige Tage nachher uns durch Gießen folgte, klagte bey ihm der Müller im Einhorn: daß ich ihn in meinen Verträgen zu D. Bahrdts Lebensgeſchichte einen groben, impertinenten Kerl genannt hätte. Er brachte aber die Klage in einem ſo groben Tone vor, daß Hr. von Mandelsloh ihm geradezu erklärte: „Wenn Laukhard Sie einen groben Kerl genannt hat, ſo hat er nicht

geirrt: ich sah selten einen Menschen von gröberer Impertinenz, wie Sie." Da war denn der grobe Müller abgewiesen, nach dem Sprüchelchen: Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es zurück.

Von Gießen bis Koblenz hatten wir gute Quartiere und leichte Märsche. Bey Limburg an der Lahn sahe ich das erstemal Emigranten: sie waren prächtig bekleidet, auch stattlich beritten, und nannten sich la gendarmerie française oder royale. Diese Gendarmerie bestand größtentheils aus Edelleuten, und viele von ihnen trugen das croix de saint Louis.

Zweytes Kapitel.

Koblenz. Manifest.

Wir kamen den 9ten Jul. 1793 in Koblenz an, und hier hörte die Art von Subsistenz auf, welche wir bis dahin genossen hatten: denn bisdahin waren wir von Bürger und Bauer ernährt worden, und hatten kein Kommißbrod erhalten; jetzt aber erhielten wir dieses, und mußten für unsre Subsistenz von nun an selbst sorgen.

Ich und noch drey Mann wurden in ein Haus einquartirt, worin weder Tisch, noch Stuhl, noch Bank zu sehen war. Der Hausherr war gestorben,

und deſſen Erben wohnten weit von Koblenz. Es war alſo unmöglich, da zu bleiben, zumal da auch weder Stroh noch Holz verhanden war. Ich lief alſo zum Hauptmann, und dieſer winkte uns, freylich mit Mühe (denn die Herren zu Koblenz auf der Billetſtube waren gar ungeſchlachte, maſſive Herren) einen Zettel aus, nach welchem wir in ein Benediktiner Nonnenkloſter verlegt wurden.

Hier war es nun ganz erträglich; und nachdem ich mir durch mein bißel Latein die Gunſt des Hr. Wolff, als des Oekonomen des Kloſters, erworben hatte, reichte er mir vom ächten Moſelwein mehr als ich verlangte, wenn er ihn gleich den Uebrigen ſehr ſparſam mittheilte. Pecus haurit undam, ſagte er; aber doctus vina: oder Vinum da Docto; Laico de flumine cocto — ganz nach der Kirchen-Oekonomie der katholiſchen Geiſtlichkeit, bey welcher pecus und laicus dem doctus und clericus gegenüber ſteht. —

Hr. Wolff war Prieſter, aber nicht der Beichtvater des Kloſters, welcher, wie ich merkte, ein herrſchſüchtiger, ſtolzer Pfaffe war. Von den Wiſſenſchaften hielt Hr. Wolff wenig, und außer ſeinem Brevier und Meßbuch vergriff er ſich an keinem weiter. Vanitas vanitatum praeter amare Deum et bonum hauſtum vini bibere — war ſo ſein Symbolum; und ſeine ganze Lebensart ſtimmte

damit überein. Die Franzosen haßte er von ganzem Herzen, sowohl die Patrioten, weil sie der h. Kirche sich widersezten, als die Emigrierten, weil sie ein Wirthshaus, dem Kloster gegen über, in ein Bordel verwandelt hatten.

Ein Offizier unseres Regiments, Hr. Graf von Einsiedel, der auch in diesem Barbara- oder Bärbelkloster logirte, wünschte meine Biographie zu lesen, und ich, um ihm zu willfahren, suchte dieselbe bey dem Buchhändler in Koblenz: denn es ist nur Einer da. Der Buchhändler, welcher nicht einmal ein Verzeichniß von seinem Büchervorrathe führte, sagte mir kurzum: daß er dergleichen Schriften gar nicht führen dürfte, selbst auch nicht führen möchte. Das seyen alles gottlose, gefährliche Bücher, besonders die von den Protestanten, oder wie er nach der damaligen Koblenzer Art sagte, von den Unkatholischen. Was von diesen komme, sey gar nicht rathsam, unter die Leute zu bringen: die Welt sey ohnehin pfiffig und arg genug! u. s. w. —

Der Mensch räsonnirte beynahe, wie die Herren Verfasser der Censur-Edikte! Ich ließ ihn, und erstaunte über den Vorrath von den Büchern des Pater Cochem, Aloysius Mertz und solcher mehr.

Da unsere Leute nicht so viel Geld hatten, als die französischen Emigranten, von welchen ich

bald reden werde, so konnten sie nicht so viel verschleudern, als diese; und wir waren daher bey den eigennützigen Koblenzern gar niedrig angeschrieben. Die Leute sagten uns unverholen: Wir wären schrofe, garstige Preußen, und hätten die französische Eleganz ganz und gar nicht. — Ein Kaufmann, in dessen Laden ich mich über die schlechte Beschaffenheit seines Tobaks beschwerte, sagte mir gerade heraus: die Emigranten rauchten beynahe gar nicht; sonst würden die Koblenzer für guten Tobak gewiß gesorgt haben: dieser da — sey für die deutschen Völker vollkommen gut: die hätten ohnehin nicht viel wegzuwerfen, und könnten den theuren Tobak nicht bezahlen.

Ich hatte mich über diese und andere Impertinenzen der Koblenzer eines Tages sehr geärgert, als ich bey meiner Zuhausekunft alle Ursache fand, meine muntere Laune zurück zurufen. Der Herzog Friedrich von Braunschweig, jezt regierender Fürst zu Oels, den ich schon im ersten Bande als einen der ersten Menschen beschrieben habe, und den jederman dafür anerkennt, hatte für gut gefunden, mir auf einen lateinischen Brief gleichfalls lateinisch zu antworten. Diesen Brief fand ich in meinem Quartier, und war über die edlen Gesinnungen dieses ehrwürdigen Fürsten beynahe außer mir. Es ist wirklich überaus angenehm,

wenn man erfährt, daß noch große Männer sich unsrer erinnern: man versöhnt sich dann wieder mit den Menschen, und ist über den Schwächling, der uns zu verachten meynt, nicht weiter böse, ja, wir dünken uns alsdann viel zu gut, als daß wir ihn auch nur mit Verachtung bestrafen sollten. Dieß war jetzt mein Fall. Der Herzog versicherte mich nebenher: daß man mir den ganzen Feldzug hindurch, auf seine Veranstaltung, doppelte Löhnung reichen würde; und diese habe ich auch bis zu meinem Uebergang nach Frankreich im Herbste 1793 richtig gezogen.

Hier ließ nun auch der Herzog von Braunschweig, als Generalissimus der vereinigten Armeen, jenes Manifest an die Bewohner Frankreichs ausgehen, welches so viel Lärmen weit und breit erregt, den Politikern so reichen und mannigfaltigen Stoff zum Räsonniren und Deräsonniren geliefert hat, und eine der Hauptursachen geworden ist an dem Verfall des Königthums in Frankreich, an dem Unglücke der Preußischen Armee, und an dem Tode des unglücklichen Louis Capet und seiner Familie. — Ich enthalte mich aller Anmerkungen über diese Schrift: denn ich bin kein Politiker, kein Aristokrat, kein Demokrat. Doch muß ich dem Leser ein Gespräch mittheilen, welches ich lange Zeit hernach mit einem Bürger in Landau

Namens Brion, geführt habe. Es enthält den Hauptgrund von der Entwickelung und Concentrirung der National-Energie der Neufranken.

„Haben sie hier, fragte ich diesen einsichtigen Mann, das Manifest des Herzogs von Braunschweig damals auch angenommen und gelesen?"

Brion: Allerdings! Man hat es hier zwar nicht annehmen wollen, als es ankam: Einige wollten es gar öffentlich verbrennen lassen, wie hier und da schon geschehen war;*) aber alle gutgesinnten Patrioten, welche der Sache tiefer auf den Grund sahen, waren dafür, daß das Manifest angenommen und sogar öffentlich angeschlagen werden sollte.

Ich: Und dazu konnten gutgesinnte Patrioten rathen?

Brion: Allerdings: nicht um unsern Respekt gegen den Herrn Herzog zu beweisen: denn der hat uns nichts zu befehlen, sondern wegen der Folgen, die dieses Manifest bey unsern Leuten unfehlbar haben mußte.

Ich: Eben wegen der Folgen, dünkt mich, war es wohl nicht rathsam, das Ding öffentlich bekannt

*) Daß ich, wie ich auf meiner Wanderung durch Frankreich erfuhr, in Metz und auch in Strasburg geschehen, im innern Frankreich hat man darüber gelacht.

zu machen.*) Wie, wenn die Leute erschrocken wären, und sich vor den angedrohten Strafen gefürchtet hatten, und dann zum Kreuz gekrochen wären?

Brion: So kann doch auch nur ein Preußischer Korporal räsonniren! Eine Nation, wie unsere, sollte sich vor den Drohungen eines kleinen Reichsfürsten, der nebenher General über eine mäßige Armee Preußen und Oestreicher war, fürchten und nachgeben? Wenn so feige die Franzosen hätten seyn können, so verdienten sie wahrlich, von einem Tyrannen tyrannisirt zu werden, der Bethbrüder, Verschnittene und Huren zu Vollziehern seiner Befehle machte. Ich glaube nicht, daß der Herzog, der doch auch Menschenverstand haben wird, dieses selbst je erwartet habe. Diese Folge konnte man also durchaus nicht voraussetzen, aber wohl andere und wichtigere.

Ich: Und die wären?

Brion: Nicht wahr, Freund, wenn einer, der Ihnen nicht eine Bohne zu befehlen hat, Befehle mit Gewalt aufdringen will, Was thun Sie?

Ich: Ich gehorche nicht.

---

*) Ich bitte meine Leser, zu bedenken, daß ich zu der Zeit, als diese Unterredung vorfiel, in den Händen der Franzosen war, folglich den preußischen Ton nicht führen durfte.

Brion: Werden sie nicht auch über die Impertinenz des Befehlers erbossen, und alles aufbiethen, um seiner Usurpation zu trotzen? *)

Ich: Nicht anders!

Brion: Nun, so mußten alle Franzosen das auch thun über die Impertinenz und die Usurpation eines fremden Generals, der viel zu schwach, und noch weit von ihren Gränzen war, und ihrer ganzen Nation in einem so gebietherischen Tone Gesetze vorschrieb, als wenn er wirklich mit seinen Soldaten zu Halberstadt, oder mit seinen Leibeignen zu thun gehabt hätte. Ist das nicht an dem?

Ich: Ja wohl — aber —

Brion: Ich verstehe schon, wohin das Aber zielt: doch davon nachher. Unsere Ehre, wie unser Recht, war durch dieses widersinnige und zweckwidrige Manifest vor der ganzen Welt compromittirt. Mußte nun nicht der feste Vorsatz bey jedem braven Ehr- und Rechtliebenden Franzosen rege werden, der Großsprecherey des Herzogs und der darauf folgenden Gewaltthätigkeit aufs thätigste zu widerstehen? Legte also nicht selbst das Herzogliche Manifest den haltbarsten Grund zu dem thätlichen

*) Zwang erbittert die Schwärmer immer, aber bekehrt sie nie: sagt Sekretär Wurm in Kabale und Liebe von Schiller. Warum große Herren auf ewige Wahrheiten der Natur nicht mehr Rücksicht nehmen mögen! Uebertriebne Kunst fällt doch durch und wird verächtlich, oder unwert.

Widerstande, den er vom 20ten September 1792 an, immer empfunden hat?

Ich: Also war es ja wohl eben so unpolitisch, als unmoralisch, so ein Manifest an Frankreich ergehen zu lassen!

Brion: Das versteht sich von selbst, wenn nämlich sonst, wie ich vermuthe, kein geheimer Grund das Manifest bewirkt hat. Denn wäre der Herzog ohne alles Manifest, unter der bloßen Erklärung, daß er die unterbrochene Ruhe in Frankreich mit Hülfe aller Ruheliebenden Franzosen, wiederherstellen wollte, zu uns gekommen: so hätte man denken können, daß aus seiner Unternehmung doch noch etwas Gutes für den armen bedrängten Bürger und Landmann entspringen dürfte. Aber so erklärte er geradehin, daß er kein Gesetz wolle gelten lassen, als den unbedingten Willen Ludwigs des Sechszehnten; und da konnte wohl ein Distelkopf einsehen, daß man uns alsdann wieder unter das alte und allgemein verhaßte Joch des Hofes, des Adels, der Pfaffen, der Finanziers und alles andern Lumpengesindels gewaltsam zurückpressen würde: und da hätte man sollen ruhig sitzen, oder gar noch hülfreiche Hand mit anlegen?

Ich: Wohl nicht — aber —

Brion: Jezt ein Wort auf Ihr Aber. Nicht wahr, Sie wollen sagen, daß der Herzog auf den

Anhang des Königs und des Adels gerechnet, und so gehofft habe, es werde ihm alles zurennen, sobald er sich ihnen nur nähere. Aber wenn er dieses wirklich gedacht hat, so war er von der innern Beschaffenheit Frankreichs und von dem regen und allgemeinen Willen des größten Theils der Nation sehr schlecht unterrichtet. Niemand war mit der Neuerung unzufrieden, als der Hof, der Adel, die Pfaffen und die Finanziers: alle andere Franzosen, der Soldat, der Bauer, der Bürger, der Handwerker und selbst der Kaufmann größtentheils wünschten die Revolution, und sahen in derselben die wohlthätigste Anstalt für sich und für ihr Vaterland. Was ist aber der ganze Adel —

Ich: der Adel ist die Stütze des Staats!

Brion: Der Adel Stütze des Staats? dann müßte wohl auch ein Professor, der keine Kollegia ließt, Stütze der Universität seyn! Nein, nur der einsichtige und fleißige Bürger ist dem Staate nützlich, und folglich dessen Stütze. Einsichtig und nützlich sind aber die Herren Adliche selten. Die meisten von ihnen leben bloß von dem Erwerb der arbeitenden Klasse, und tragen zum gemeinen Besten grosentheils nicht einer Bohne werth bey. Ohne sie also kann der Staat recht gut bestehen; aber nicht ohne den Bürger und Bauer; ja, was diese verdienen, verzehren jene, und machen obendrein

noch Schulden. Und wenn die gemeine Klaſſe der Nationen nur erſt ihr Vorurtheil, ich meyne die blinde Ehrfurcht für Pfaffen und Adel, ablegt: dann kann ſich der Pfaffe und der Edelmann nicht mehr ſtützen: er fällt von ſelbſt: er kann höchſtens emigriren, kabaliren und Spektakel machen; aber thätig ſich und Andern helfen — kann er nicht. Der Herzog konnte alſo nur hoffen, daß der kleinſte Theil der Nation auf ſeine Seite treten würde: den mächtigern Theil behielt er immer wider ſich. Alſo war es immer ſehr unklug, auch unter dieſer Vorausſetzung, ein Manifeſt nach Frankreich zu ſchicken, zumal ein ſolches. —

So Bürger Brion in Landau. Einige von uns ſprachen ſchon damals in Koblenz nicht anders. Viele fanden den Ton darin zu derbe, und die Aeuſſerungen des Verfaſſers zu voreilig.

Uebrigens iſt noch nicht ausgemacht, wer der eigentliche Verfaſſer davon ſey. Der Ton und die Denkungsart des Calonne iſt mehr als zu ſichtbar darin. Was für Meynungen über die Entſtehung und die Abſicht dieſer berüchtigten Schrift, noch zu meiner Zeit, in Frankreich kurſirten, werde ich an Ort und Stelle anbringen. Der Gang der Zeit wird noch mehr darüber aufhellen. Bis dahin bleibt es auf Rechnung des Herzogs von Braunſchweig. Ein Fürſt von ſo viel Einſicht und Ruh-

me hätte nie einwilligen können, daß etwas unter seinem Namen, vor aller Welt, diplomatisch kursire, das er nicht von Wort zu Wort geprüft und gebilligt hätte.

Drittes Kapitel.

Französische Emigranten.

In Koblenz bin ich mit einer großen Menge von den ausgewanderten Franzosen so genau bekannt geworden, daß ich mich nicht enthalten kann, ihnen ein eigenes Kapitel zu widmen: dieses schändliche und schreckliche Ungeziefer kann noch immer nicht genug an den Pranger gestellt werden.

Diejenigen Deutschen, welche diesen Auswurf der Menschheit, zur Zeit ihres Sardanapalischen Hochlebens, nicht gesehen haben, können sich ihre damalige Impertinenz leicht vorstellen, wenn sie nur die betrachten, mit der ein Ludwig der Achtzehnte, samt Consorten, durch wiederholte unsinnige Manifeste und Proclamationen, dem gesunden Menschenverstande jezt noch immer troz bieten, auch nachdem alle Hoffnung für sie verschwunden, und sie selbst aufs äußerste gedemüthigt und verächtlich geworden sind. Noch jezt sind diese ey-

levant abgeſchmackte Großſprecher, voll Dunkel und dummer Rachſucht.

Wie tief muß dieſen elenden Hof-Inſekten der alte diplomatiſche Hofſchlamm ankleben, und wie verpeſtet muß die Luft ehedem um ſie geweſen ſeyn, da ſie es jezt noch immer iſt! Die härteſten Stöße des Schickſals haben ihre adlichen Halbſeelen noch nicht zur vernünftigen Beſinnung bringen können: und ſo wandern ſie, wie verdammte Scheuſale, zur exemplariſchen Belehrung für alle die, welche, auf Vorrechte des Standes geſtützet, die Rechte der Menſchheit ihrer uſurpirten Convenienz aufopfern, und alles wie Sklav behandeln mögten, was nicht zum Hof, zum Adel oder zur Söldnerey gehöret.

Vielleicht meynen einige meiner Leſer, daß man doch nun der Emigrirten ſchonen müſſe, da ſie, von der ganzen Welt verlaſſen, die Strafe ihrer rachſüchtigen oder leichtgläubigen Entweichung aus ihrem Vaterlande nur gar zu ſehr fühlen; und aus dieſem Grunde verdenkt es mir vielleicht Mancher, daß ich die ärgerliche, empörende Beſchreibung ihres Betragens vom Jahr 1792 jezt noch aufſtelle. Auch iſt der Grund, daß man den Geſtürzten nicht noch mehr niederdrücken müſſe, ſtark genug, jeden, der Gefühl hat, von der Verfolgung eines Elenden abzuhalten.

Allein, so wahr und ehrwürdig das alles für jeden Unglücklichen im allgemeinen ist, ja, auch für manchen Emigrirten im besondern, so wahr ist es auch, daß die Häupter der Emigrirten, und deren erster, thätiger Anhang durchaus es nicht verdienen, unter dieser menschenfreundlichen Bemerkung mitbegriffen zu werden. Ich muß mich näher darüber erklären, um den Vorwurf abzulehnen, daß ich Gefallen an dem Unglücke Anderer finde.

Ich will mich gar nicht auf die Verbrechen einlassen, welche die ausgewanderten Herren und Pfaffen in Frankreich vorher begangen, und dadurch sich sowohl an ihrer Nation, als an dem ganzen Menschengeschlechte versündiget haben. Diese Verbrechen habe ich während meines Aufenthalts in Frankreich von 1793 bis 1795 mehr als zu viel erfahren, und beschreibe sie in den Begebenheiten des Marquis von Vilenson dereinst ausführlich. Ich frage nur: Ob ein Haufen zügelloser, despotischer Menschen befugt war, sich den einhellig-reclamirten und vindicirten Vorrechten, der rechtmäßigen Gewalt und den gemeinnützigen Anordnungen einer gerade durch sie aufgewiegelten Nation nicht nur rebellisch zu widersetzen, sondern auch dann noch Anspruch auf das Mitleid und den Beistand anderer Menschen zu machen, nachdem sie alles versucht haben, und nach Mög-

lichkeit noch versuchen, ihr bedrängtes Vaterland der schrecklichen Verwüstung preis zu geben, alle Mächte gegen dasselbe aufzuhetzen, und so Land und Leute weit und breit den verheerenden Folgen eines der entsetzlichsten Kriege bloszustellen: und das Alles, um nur ihre usurpirten und zum Raub der Nation misbrauchten Vorrechte wieder zu retten, und dann den alten Despotismus, mit Einstimmung aller Despotielustigen, so zu befestigen und zu verallgemeinen, daß Menschenrecht bloß ein leeres Wort, und Fürstenwille die einzige Richtschnur unseres Frohnlebens forthin überall geworden wäre? Man bedenke dieß reiflich, und übersehe die Folgen nicht, welche die von den Emigrirten betriebene gewaltsame Unterdrückung der Französischen National-Reform, für alle übrigen Völker gewiß auch gehabt hätte; und sey alsdann denen noch hold, welche diese Unterdrückung hauptsächlich zu bewirken strebten.

Ueberdieß berechne man den schrecklichen Schaden und das unzählige, mannigfaltige Elend, welches die Sittenlosigkeit, die Lügen und die Aufhetzerey der Emigrirten weit und breit gestiftet haben, und frage sich selbst, was eine Bande werth sey, welche das Unglück von Europa, vorzüglich von Deutschland, am meisten geschaffen hat? Man müßte, dünkt mich, weder Mensch, noch Deut-

scher seyn, wenn man ein Gesindel begünstigen wollte, welches das Alles verschuldet hat, und nebenher doch noch mit Verachtung auf uns Deutsche herabblickt, als auf plumpe, unbeholfene Menschen, welche nicht für gut fanden, in Masse aufzustehen, um uns für die Vindicirung ihrer adlichen und pfäffischen Vorrechte die Hälse brechen zu lassen, und am Ende zum schuldigen Dank in ein Joch hinein zu kriechen, wie ein Calonne, Artois und Condé es für die ganze Welt angemessen gefunden hätten. —

Die Fürsten — das will, das muß ich noch sagen — welche diese cy-devant noch jezt aufnehmen und begünstigen, mögen immer auf ihrer Hut seyn: denn bey der geringsten unruhigen Begebenheit würden diese unstäten, herrschsüchtigen Geister Parthey nehmen, und das Arge ärger machen helfen. Auch mögen sie es nicht übersehen oder überhören, mit welcher Verachtung man jezt von Fürsten spricht, welche den Emigranten Vorschub geleistet, und dadurch Frankreichs Unwillen gegen Deutschland so gereizt haben, daß Deutschland in Jahrhunderten es nicht vergessen wird: daß die Unklugheit vieler seiner Fürsten all das Ach und Wehe mitverschuldet hat, das ganz Deutschland noch lange fühlen wird.

Und welcher einsichtige Unterthan könnte Achtung und Zutrauen zu einem Fürsten hegen, der Leute begünstiget oder gar um sich hat, deren gekränkter Stolz und Egoismus gegen alles, was Volk heißt, ewig Rache kochen und darum auch nicht aufhören wird, die höhern Stände gegen die untern aufzuhetzen! — Aspekten von dieser Art entzweyen immer mehr, heben alles Zutrauen, und lassen für die Zukunft nicht viel Gutes erwarten.

Der König in Preußen hat vollends keine Ursache, diesen Auswurf der Menschheit zu hegen oder zu schützen: sie hassen ihn alle, und sprechen mit der bittersten Verachtung von ihm, seitdem der Separatfriede zwischen den Neufranken und ihm geschlossen ist. Sie prophezeihen — wie Schriften von ihnen ausweisen — dem Hause Preußen noch obendrein, nach ihrer tollen Emigranten-Politik, viel Uebel und Niederlagen, welche es dereinst von Oestreich zu befürchten haben soll.

Nach dieser Abschweifung erlaube man mir jezt, die gewesenen Französischen Herren so zu beschreiben, wie ich sie gefunden habe.

Unser General hatte zwar verbieten lassen, mit den Emigranten zu sprechen, oder uns sonst mit ihnen einzulassen: er glaubte nämlich, diese gesetzlosen Herren möchten durch ihr Geld unsre Leute zur Desertion auffodern, und sie unter ihr Corps,

welches Einige damals schon die französische Spitzbuben-Armee nannten, verleiten. Das hatten die Herren auch schon gethan, und manchen, sogar von den nierischen Soldaten, zu sich herangekirrt.

Ich gieng aber doch schon den ersten Tag in ein Weinhaus, wo Franzosen ihr Wesen trieben, und ließ mich mit ihnen in ein Gespräch ein. Aber abgeschmaktere Großsprecher habe ich mein Tage nicht gefunden, und ich kann es noch immer nicht spitz kriegen, wie irgend ein Deutscher für solche Franzosen einige Achtung hat haben können! Diese elenden Menschen verachteten uns Deutsche mit unsrer Sprache und unsern Sitten ärger, als irgend ein Türk die Christen verachtet. Im Wirthshause machte die Haustochter beym Aufwarten ein Versehen; und — sacrée garce d'allemande (verfluchter deutscher Nickel) Chien d'allemand, bête d'allemand, con de garce d'allemande waren die Ehrentitel, die diese sacrés bo gres d'émigrés uns Deutschen anhängten. Unsre Sprache verstanden sie nicht, und mogten sie auch nicht lernen: sie nannten sie jargon de cheval, de cochons — Pferde- und Schweinesprache, u. s. f.

Ich sagte einmal bey Gelegenheit einer schönen Tobaksdose, daß ich nicht Geschmack genug hätte, um von dem darauf gemalten Porträt zu urtheilen. Que dites-vous, Mr. erwiederte ein Emigrant,

c'eſt aſſez que de ſavoir le françois pour avoir le gout juſte: un homme qui ſait notre langue ne peut jamais manquer d'eſprit. Das war doch ein ſehr anmaßliches Kompliment!

Und doch waren die Deutſchen herablaſſend genug, dieſen Emigranten zu hofiren und ſie zu unterſtützen. Darüber habe ich mich oft recht innig geärgert, und ärgere mich noch, wenn ich bedenke, wie geringſchätzig uns die Koblenzer, die Trierer und ſelbſt die Luxemburger gegen die Emigranten-Kanaille behandelten. Ich bediene mich hier freilich nicht ſehr edler Ausdrücke: aber wie das Original, ſo deſſen Copie!

Die Emigranten hatten damals Geld noch vollauf, und folglich das Mittel, ſich alles zu verſchaffen, was ſie gelüſtete. Aber ſie habens auch toll genug verſchleudert! Die koſtbarſten Speiſen und der edelſte Wein, der bey ihren Bacchanalen den Fußboden herabfloß, waren für ſie nicht koſtbar und edel genug. Für einen welſchen Hahn zahlten ſie fünf große Thaler ohne Bedenken. Mancher Küchenzettel, nicht eben eines Prinzen, oder Grafen, ſondern manches ſimpeln Markis oder Edelmanns, koſtete oft vier, fünf und mehr Carolins. Die Leute ſchienen es ganz darauf anzulegen, brav Geld zu zerſplittern: ſie zahlten gerade hin, was man verlangte. Ich ſagte einmal

zu einem, daß er etwas zu theuer bezahle: le François ne rabat pas (der Franzose zieht nichts ab) erwiederte er, und gab sein Geld.

Das schöne Rockenbrod, welches in Koblenz gebacken wird, wollte den edlen Herren nicht behagen: sie aßen daher lauter Weitzenbrod, und nur dessen Rinde: die Krume kneteten sie in Kügelchen und benutzten sie zu Neckwürfen bey Tische. Andere warfen die Krume geradezu aus dem Fenster. Dieses Benehmen hat jedoch selbst die Koblenzer geärgert; und ich dachte mehrmals:

Exiget ah dignas ultrix Rhammusia poenas!

Oder: Nur Geduld! es wird schon eine Zeit kommen, wo ihr weder Krume noch Rinde haben werdet.

Das ist auch bald hernach eingetroffen: denn schon auf der Retirade, im October 1792, haben die saubern Herren mehr Noth gelitten, als wir Preußen, wenn gleich auch wir rohen Weitzen damals abbrühten und aßen vor lauter Hunger, wie man dereinst sehen wird.

Die Emigranten waren alle — lustige Brüder und Windbeutel von der ersten Klasse. Den ganzen Tag schäkerten sie auf der Straße herum, sangen, hüpften und tanzten, daß es eine Lust war, anzusehn. Sie giengen alle prächtig gekleidet, und trugen schreckliche Säbel. Die Säbel wur-

den gröſtentheils in Koblenz verfertiget, und ſo hatten die daſigen Schwerdfeger Arbeit und Verdienſt genug.

Daß Leute von dieſer Art mir nicht gefielen, nicht gefallen konnten, iſt für ſich klar. Ich nannte ſie, wie ich ſie fand, die Peſt für unſer Vaterland — in jeder Rückſicht, phyſiſch, politiſch und moraliſch. Man widerſprach mir, berief ſich auf die Ausgewanderten unter Ludwig, dem Vierzehnten, und ſchloß von den Vortheilen durch dieſe auf Vortheile durch jene. Ich verſezte, daß es mit jenen gerühmten Vortheilen nur ſo und ſo ſtünde; daß, deutſch zu ſprechen, auch jene Emigration für unſer Vaterland in mancher Rückſicht eher ſchädlich als nüzlich geweſen ſey, was dieß wohl noch ſey. Allein auch zugegeben, aber noch lange nicht als Wahrheit eingeräumt, daß jene Hugenotten, welche nach dem Widerruf des Edikts von Nantes nach Deutſchland gewandert ſind, für Deutſchland wirklich nüzlich geweſen ſeyen, ſo wären doch jene Emigranten mit den jezigen im geringſten nicht zu vergleichen. Jene wanderten aus, weil ſie mußten, weil ihr Gewiſſen ſie drückte, und ſie Sankt Calvins Lehre mit der des heiligen Vaters zu Rom nicht vertauſchen wollten. *) Uebrigens — fügte ich hin-

*) Daß ſie dieß gerade darum hätten thun müſſen, um der Lehre des Hr. Calvins nachzukommen, ſuchte vorzeiten darzuthun

zu — waren es doch meist ehrliche, kunstvolle, betriebsame, stille Leute, deren Sitten die Sitten unsrer Vorfahren nicht so sehr verderbten, als die der jetzigen — unsere.*) Denn lassen sie uns, fuhr ich fort, die Herren einmal recht anschauen: und wir werden bekennen müssen, daß sie uns weiter nicht nützen, als daß sie unsere Kaufleute, Gastwirthe, Huren u. dgl. reicher machen, aber auch alles Uebrige verpesten und zu Grunde richten, was nur ihr Hauch berührt. Als ich dieses und mehr anderes gesagt hatte, legten sich endlich mehrere von den Anwesenden in unser Gespräch, und da wurden denn allerley skandalöse Histörchen über die Herren Emigrirten aufgerieben. Ich erspare sie bis zu den Begebenheiten des Marki von Vilenyon.

---

das berüchtigte Avis aux réfugiés, welches man dem berühmten Bayle zugeschrieben hat.

*) Ich trete den ehemaligen Huguenotten nicht zu nahe, denn es ist wirklich an dem, wie Geschichtkundige wissen, daß man seit dem unseligen Widerrufe des Nanteser Edikts eine Epoche in der Geschichte der Sitten mancher deutscher Provinzen machen kann. Irreligion, Luxus und Ausschweifungen aller Art kamen mit vielen von den damals auswanderten Franzosen nach Deutschland; und da, wohin ihr Fuß nicht gekommen ist, sind die Sitten noch weit deutscher, einfacher, biederer und liebenswürdiger, als dort wo die Refugiés ihre französischen Künste, Verwandheit, Moden, Grillen und Possen mitbringen. Oestreich, Bayern, Schwaben, Westphalen und andere Länder sind freylich durch die fremden Sittenlehrer nicht viel feiner geworden; aber in Bayern z. B. ist vielleicht auf einem Dorfe mehr echter Biedersinn und altdeutsche Tugend, als in mancher andern vor Feinheit strotzenden Provinz: es ist nämlich nicht alles Gold was glänzt. —

Es iſt überhaupt keine läppiſchere Kreatur auf Gottes Erdboden, als ein franzöſiſcher Emigrant dieſer Zeit. Stolz und aufgeblaſen, wie der Froſch in der Fabel, verachtet er alles, was nicht ſo wie er, Franzos und von Adel iſt. Die Preußiſchen Offiziere hatten gar nicht Urſache, den Emigranten gewogen zu ſeyn: denn dieſe haben ſehr oft erklärt, daß der preußiſche Adel, wie überhaupt der deutſche Adel eine noblesse de roture ſey; eine noblesse bâtarde; daß ein preußiſcher Offizier für il Colonel, noch lange nicht aſſez noble wäre, pour être Mousquetaire dans la maison du roi*) u. ſ. w. So ſprachen die Emigranten von unſern Offizieren, und doch buhlten dieſe um ihre Freundſchaft, und waren ſtolz auf die Ehre, mit ſolchen Meſſieurs umzugehen. Ueberhaupt hätten unſre Deutſche ſich ſchämen ſollen, daß ſie den franzöſiſchen Windbeuteln ſo nachliefen, und wohl gar glaubten, daß ſie von einer nähern Verbindung mit ihnen Ehre hätten. Dieſes Geſindel verachtete ja uns, unſre Sprache und unſre Sitten, und wir hätten ſie ehren ſollen? —

Ich habe mich allemal geſchämt, wenn ich ſah, wie manch ſonſt braver, ehrwürdiger deutſcher Mann dieſen verächtlichen Poſſenkindern hofirte, und ſich

*) Die ſogenannten Mousquetaires waren ehedem alle von Adel. Jetzt hat dieſer Pomp ein Ende.

alle Mühe gab, ihre Geberden u. d. gl. affenmäßig nachzumachen. Die Franzoſen — ich rede hier nur von den emigrirten — verdienen unſern ganzen Abſcheu, unſere ganze Verachtung, und können nicht einmal auf die Achtung einer Gaſſennymphe, geſchweige auf die eines einſichtigen braven Mannes Anſpruch machen.

Unter den Emigrirten gab es jedoch einige, welche ſich mit ihrem Emigriren übereilt hätten, und gern zurück geweſen wären, wenn es ohne Gefahr und mit Ehren hätte geſchehen können. Dahin gehörte in Koblenz beſonders der ehemalige franzöſiſche Geſandte, Graf von Vergennes, welcher die heimlichen Anſtalten zu ſeiner Rückkehr nach Frankreich endlich bloß darum aufgab, weil man ihm ſeine Privilegien weigerte. Ich habe den Bedienten dieſes Grafen oft geſprochen, und einen Mann an ihm gefunden, welcher von den neufränkiſchen Angelegenheiten weit richtiger urtheilte, als alle Häupter und Unterſtützer der Emigrirten.

Unter andern vernünftigen Aeußerungen dieſes Mannes war auch dieſe, daß nicht alle Auswanderer willig und frey ihr Vaterland verlaſſen hätten. Stellen Sie ſich, ſagte er, an die Stelle des Edelmanns oder des Geiſtlichen, und fragen Sie ſich ſelbſt, was ſie unter ähnlichen Umſtänden hätten thun können oder thun wollen? Die Prinzen, ein Condé,

ein Artois, ein Monsieur fodern den Adel auf, auszuwandern, um die armée contrerévolutionnaire formiren zu helfen. Sie sprechen von einem Einverständniß des Hofes mit den Hauptmächten Europens, und schildern die Wiederherstellung der alten Verfassung, durch deren Hülfe, wie gewiß! Sie erklären alle, welche sich weigern, hieran Theil zu nehmen, als infam, als Verräther an dem Throne, und bedrohen sie mit den schrecklichsten Strafen. Was soll der Adliche nun thun, zumal der im Dienste des Hofes? Bleibt er zurück, und gelingt das, was ihm als so leicht ausführbar geschildert wird: so wird er ein Opfer der Rache, wird, als ein Feind des Monarchen, entweder gefänglich eingezogen, seines Standes, seines Postens und seiner Güter fiskalisch beraubt, oder über die Gränze gejagt; und er, wie seine Familie, ist beschimpft, arm und dem Schicksale preisgegeben. Dies Verhältniß hat wirklich sehr viel Adliche angetrieben ihr Vaterland zu verlassen, und zwar solche, welche sonst immer bereit gewesen wären, zu bleiben, und auf die Vorrechte ihrer Geburt Verzicht zu thun.

„Mit den Geistlichen, fuhr er fort, hatte es eben diese Bewandniß. Ein Geistlicher, der im Lande bleiben wollte, mußte der Nation den Eid der Treue ablegen. Aber schon dieser Eid machte, daß er von den rechtgläubigen Katholiken, deren

es anfänglich noch immer sehr viele gab, als ein widerrechtlicher, unregelmäßiger Priester angesehen wurde, dessen geistliche Verrichtungen man als gotteslästerliche Handlungen betrachtet, und sie selbst als Gottesschänder gemieden und, je nachdem unser Staats-Looß gefallen wäre, exemplarisch bestraft hätte. Zwar gab es bey uns, wie in Italien, Portugal und Spanien, sehr viel Scheinkatholiken; und ich selbst war nur dem Namen nach katholisch: meine Voreltern waren nämlich reformirt, mußten aber zum katholischen Glauben übergehen, um ihre politische Existenz nicht zu verlieren: indessen blieb die reformirte Lehre in unsrer Familie: wir haßten die Katholiken, und gingen doch in ihre Messe. So haben es viele Familien der Hugenotten gemacht. *) Ich würde jezt, da in Frankreich jeder seine Religion nach Gefallen haben kann, mich, wie viele Andere öffentlich als Reformirt erklärt haben, wenn mich Voltaire nicht bekehrt hätte. Nun aber ist mir alles gleich viel: Pabst, Doktor Luther, Calvin, alles ist mir eins! Ich glaube weder dem einen noch dem andern: sie alle treiben Hökerey mit Fratzen, und die Pfaffen aller Religionen sind immer Pfaffen."

*) Daß er hierin recht hatte, habe ich 1794 in Frankreich hinlänglich erfahren. Wozu alle Religionszwang! —

„Lassen wir jetzt, unterbrach ich ihn, die Pfaffen Pfaffen seyn: ich bin nur begierig auf die Folge Ihrer Bemerkung".

„Ich sagte, daß, wenn unsre emigrirten Pfaffen im Lande geblieben wären, man sie — wegen ihres Eides auf die neue Constitution — als irreguläre, meineidige und gottlose Pfaffen betrachtet hätte: und nun denken Sie deren Schicksal bey einem Verfall der Constitution, oder auch nur bey einer Herstellung der alten Hierarchie in Frankreich! Es würde ihnen auf jeden Fall kläglich ergangen seyn. Nein, mein Herr, wenn ja jemand mit Recht Frankreich verlassen hat: so waren es die Pfaffen, welche sich auf ihre Pfafferey ernähren mußten. Die, welche den Nationaleid geschworen haben, um unangefochten in ihrem Vaterlande bleiben zu können, sind dennoch immer in Gefahr, und werden vielleicht noch von ihren eignen Patrioten abgesezt. *)"

„Nun sehen Sie — fuhr er fort — daß nicht alle Edelleute, auch nicht alle Priester, ohne Noth und aus bloßem Haß gegen die Constitution, oder aus Stolz auf ihre Prärogativen, oder aus Leichtsinn fortgelaufen sind. Viele haben wirklich Ursache dazu gehabt, und unter diesen verdienen mehr

*) Gegen das Ende des Jahres 1793 ist diese Prophezeihung eingetroffen

rere unser Mitleid." — So dieser sachkundige Mann.

Auf die Frage, warum man denn überhaupt emigrirt sey, erhielt ich größtentheils von allen denen, die ich darum befragte, nur Achselzucken zur Antwort; und wenn ich denn so meine Anmerkungen machte, und bewies: daß es doch weit leichter gewesen seyn würde, eine Gegenrevolution alsdann zu bewirken, wenn die Herren Prinzen, mit ihrem Anhange in Frankreich geblieben wären, gab man mir meistens Recht. Aus allen Gesprächen aber sah ich, daß die, freilich mit der politischen Lage von Europa sehr unbekannten französischen Prinzen, fest darauf gerechnet hatten, daß alle Könige und alle Mächte von ganz Europa zusammen greifen, und ihnen alle Hülfe leisten würden. Da nun dieses sofort nicht geschah, so schimpften sie und die übrigen Emigrirten auch nicht schlecht auf die Höfe unsrer Großen, und schrieben Ermach'all und jedes Unglück, das die Verbündeten erlitten, dieser Saumseligkeit zur Last. — Auch hatten die Herren Prinzen auf eine weit stärkere Emigration gehofft, und beyher sogar geglaubt, daß die stehende Armee in Frankreich sich auf ihre Seite schlagen würde, und was der Dinge mehr sind, worauf ein Prinz rechnet, der wohl den Ton des Hofes, aber nicht den der Nation kennt, und dann die Welt,

wie die Menſchen darin, als ſein Eigenthum betrachtet. —

Viertes Kapitel.

Noch von den Emigranten.

Schon ehe ich von Halle gieng, hatte ich mir von den Emigranten, ſo wie von der ganzen damaligen Lage der Dinge einen Begriff gemacht, welchen ich bis auf dieſe Stunde noch keinen Augenblick Urſache gehabt habe, zu verändern. Die Emigranten habe ich gleich Anfangs — jedoch wie ſichs von ſelbſt verſteht, mit Ausnahmen — für Schufte und Erzlügner gehalten, und habe ſie von Grund der Seele gehaßt und verachtet, weil ich überzeugt bin, daß ſie die Haupturſache des jetzigen Krieges, und des vielen unbeſchreiblichen Unglücks in Deutſchland geworden ſind.

Daß ſie ſchon lange die Blutegel geweſen waren, welche ihren Landsleuten, den Einwohnern von Frankreich, das Blut ausſaugten, und eine ihren Regenten, auch dem allerſchwächſten, ich meyne, einem Ludwig dem Funfzehnten, ſo treu und bis zum Enthuſiasmus ergebene Nation endlich in Harniſch jagten, und folglich die Revolu-

tion gewaltsam herbeyzogen — ist klar am Tage und bedarf keines Beweises: das gestehen sogar die Herren Girtanner und Consorten, und dann muß es doch wohl so seyn. Die schändlichen Menschen Artois, Condé, Provence, Lamballe, Polignac und hundert andre traten die Nation so lange mit Füßen, bis diese endlich das fürchterliche Joch abschüttelte, und bis das Gebäude des Despotismus über diese Unmenschen selbst zusammenstürzte.

Nun rennten diese elenden Menschen aus ihrem Lande und posaunten in der ganzen Welt herum aus: Frankreichs Verfassung sey zu Grunde gerichtet: in Frankreich herrsche Anarchie; und wenn nicht alle Monarchen hier hälfen Einhalt thun: so stände ihnen das Nämliche bevor. — Sie fanden hin und wieder Gehör, und durch ihre scheuslichen Lügen und verdrehte Nachrichten zogen sie mehrere Großen in ihre Parthey, bis endlich ihr Zweck erreicht war, das ist, bis sie einen Krieg angezettelt hatten, welcher für ihr Vaterland und für ganz Europa so schrecklich geworden ist.

Als ich in Koblenz war, fragte ich mehrmals nach den Angelegenheiten Ludwigs XVI. und der Regierung von Frankreich, bekam aber nirgends befriedigende Antwort.

Hier ist mein Gespräch mit Hn. Grouard von Caen!

Ich: Aber Herr Grouard, da Sie zugeben, daß die Bedrückung des Volks in Ihrem Lande die nächste Ursache der Rebellion gewesen ist: so sagen Sie mir doch: sah denn der König das Ungewitter nicht vorher?

Grouard: Niemals!

Ich: Aber man hats ihm doch immer und derb genug vorhergesagt.

Gr: Und doch hat er es nimmer begreifen können! Der hergebrachte Herrscherstolz, von Höflingen unterstützt, hält dergleichen für unmöglich. Und dann ist der König ein recht guter Mann, aber er ist, wie alle Burbonnischen Prinzen *) — schwach.

Ich: Aber ein schwacher König, wohlverstanden ein König, nicht ein Mensch, der schwach ist, ist allemal ein — schlechter König.

Gr: (Zuckt die Achseln.) Wahr, Freund! Der König hat seine großen Fehler: aber er ist wahrlich nicht Schuld an den Unordnungen: er hängt zu sehr von — seiner Gemahlin ab.

Ich: So? Er hängt von seiner Gemahlin ab? Und von wem hängt denn die ab?

---

*) Er hatte recht: alle Burbonnischen Prinzen, selbst Heinrich IV. trotz seiner Panegyristen, waren schwache Köpfe. Man lese Eloge historique de l'Abbé Mably.

Gr: Von der Spielsucht, vom Stolz, von der Sucht, sich Kreaturen zu machen, und vom Wiener Hofe. —

Ich: Weiß man denn in Frankreich, daß Madam Antoinette vom Wiener Hofe regiert wird?

Gr: Leider zu gut! Auch sind selbst unsre Prinzen, besonders Condé, darüber längst ärgerlich gewesen; allein sie durften dem Unwesen nicht steuren.

Ich: Warum denn nicht? Was konnte Ihnen der Wiener Hof schaden oder nützen?

Gr: Mehr, als Sie sich vorstellen. Sehn Sie, es ist nicht von vorgestern, daß man eine Revolution in Frankreich befürchtete. Brach diese aus, so mußte man einen Hinterhalt haben; und wer in ganz Europa war wohl besser im Stande, diesen Hinterhalt zu leisten, als eben Oestreich? Also war es, denk ich, immer klug, einer Person nachzugeben, welche das Haus Oestreich in das Interesse der französischen Herren ziehen, und darin erhalten konnte. Es ist auch gelungen: Oestreich hat unsre Hof-Parthey zuerst ergriffen.

Ich: Ja wohl; aber zu seinem eignen Schaden, und zum Verderben des königlichen Hauses in Frankreich, wie die Zeit lehren wird.

Er: Herr, reden Sie doch nicht so! Verbunden mit Preußen und Oestreich werden wir bald mit den Rebellen fertig seyn.

Ich: Das wird sich weisen! —

Ein andrer Emigrant hatte uns zugehört, und fiel ein: „Ja ja, mein Herr, Monsieur Grouard hat Recht. Sie dürfen ja nicht glauben, daß die elenden Wichter in Frankreich (ces marauts de France) uns was anhaben werden!

Ich: Sie geben ihren Landsleuten schöne Titel!

Emigrant: Ei, was Landsleute! Schurken sind es, eingemachte Bärenhäuter (gueux ficffés) elendes Gesindel (canaille); und wer wollte da sagen, das seyen Landsleute von Männern unsers Gleichen! —

Der saubre Herr ließ sich noch weiter mit der frechsten Ausgelassenheit über gar viele schon damals berühmte Männer in der Nationalversammlung aus, wie ein Troßbube: besonders bekam der gewesene Herzog von Orléans, damals Egalité, seine derben Hiebe. In Absicht dieses freylich erzabscheulichen, elenden Menschen, waren die Emigranten an skandalösen Histörchen und Schimpfwörtern ganz unerschöpflich.

Von der Königin habe ich keinen Emigranten gut sprechen hören: überhaupt meynten sie, schickten sich die östreichischen Mädchen (Filles d'Autriche) nicht auf den französischen Thron: und sie führten

haben das Beyspiel der Anna von Oestreich, Ludwigs XIII. Gemalin an. Das Büchlein: Vie privée de la Reine de France und die Mémoire de M. Lamotte de Valois hatten auch einige gelesen, und gestanden gern, daß das meiste darin wahr sey; doch aber sollen auch viele Unrichtigkeiten mit untergelaufen seyn. *)

Dadurch nun, daß die Emigranten die allerlügenhaftesten Vorstellungen von der Lage ihres Vaterlandes verbreiteten, sind sie eigentlich die rechten Stifter, die rechte fax und tuba des fürchterlichen Krieges und aller seiner gräuelvollen Folgen geworden. Man hat ihnen, leider, auf die unverantwortlichste Art geglaubt, und die abgeschmackten Zeitungsschreiber, besonders der zu Wien, Bayreuth, Neuwied und Leipzig, haben die Lügen des elenden französischen Hofgesindels nachposaunt, und dadurch unserm leichtgläubigen deutschen Publikum eine Brille aufgesetzt, die jezt viele Provinzen in tiefer Trauer verwünschen. Aber ich mag mich nicht länger bey einer Sache aufhalten, welche, leider, mehr als zu bekannt ist.

Von dem traurigen Sittenverderben, welches die Emigrirten in Deutschland gestiftet haben, bin ich auch Zeuge geworden. „Hier in Koblenz, sagte

*) Von einem Vie privée de Marie Antoniette, femme du dernier — Paris in 12. (3 Theile) rede ich weiter unten.

ein ehrlicher alter Trierischer Unteroffizier, giebts vom zwölften Jahre an keine Jungfer mehr: die verfluchten Franzosen haben hier weit und breit alles so zusammen gekirrt, daß es Sünde und Schande ist."

Das befand sich auch in der That so: alle Mädchen und alle noch etwas brauchbaren Weiber, selbst viele alte Betschwestern nicht ausgenommen, waren vor lauter Liebeley unausstehlich.

Gerade gegen dem Kloster über, wo ich im Quartier lag, war ein Weinhaus, dessen drey Töchter die Franzosen haufenweise an sich zogen. Ich gieng eines Tages auch mit einem Emigrirten hinein. Il y a la trois couplets, sagte er, a peux refrains. *) Als wir hinkamen, saßen die drey Hausnymphen den Franzosen auf dem Schooße, und hörten ihren unsauberen Reden mit dem größten Vergnügen zu. Bald hernach fanden sich noch mehr Dirnen ein, und es gieng da wenigstens so arg her, als in der Talgfabrike oder in der Trampulle zu Berlin wohl nimmer: man gieng ab mit den Menschern, und kam mit ihnen zurück, mir nichts, dir nichts. — Mein Begleiter, der ohne Zweifel glaubte, daß ich kein Geld hätte, um eine

*) Das ist eine sehr feine Unflätereyn, welche nur in dem Munde eines schlüpfrigen Franzosen witzig klingt.

Buhldirne für ihr Verdienst zu begnügen, erbot sich, dreißig sous für mich zu zahlen: denn mehr, meynte er, würde eine solche Mamsell von einem pauvre prussien doch nicht verlangen. Der Ausdruck: pauvre prussien, würde mich im Munde eines Emigrirten sehr geärgert haben, aber wegen seiner Gutmüthigkeit lachte ich darüber, und nahm das Anerbieten nicht an.

Der General unseres Regiments liess alle Soldaten vor dem Umgang mit den Koblenzer Mamsellen ernstlich warnen: er wusste wohl, daß sie von den ausgewanderten Franzosen samt und sonders mit einem Geschenke begabt waren, welches er bey seinen Leuten nicht gerne häufig gesehen hätte. Indessen half doch die Warnung nicht gar viel; denn ich habe nachher bemerkt, daß viele mit der französischen Krankheit aus Koblenz gezogen sind: manche sind hernach auch in den Lazarethen daran gestorben. Diese Erfahrung hat aber manchen Ehemann tolerant gemacht. Denn nach der Zurückkunft nach Halle fanden ihrer mehrere ihre Familie ohne ihr Zuthun vermehrt; drückten aber wegen des Aehnlichen in Coblenz und anderwärts ein Auge zu, und behielten ihr Hauskreuz in Geduld.

In Coblenz muß die Patrouille die praktisirenden Verliebten, welche sie in den Winkeln der Straßen antrift, anhalten, und auf die Haupt-

wache abführen. Die Geistlichen sind davon ausgenommen, für welche — unter diesen Umständen — eine Wache ein gar zu profaner Aufenthalt seyn würde. (Man denke!). Anfänglich, wie man mir gesagt hat, wurden auch viele Franzosen mit ihren feilen Liebchen dahin abgeführt, und trez ihres Futterns, Protestirens und Geldbietens bis an den Tag dort gehalten, und dann an die Polizey gemeldet. Da aber diese für gut fand, es mit den französischen Herren nicht gar strenge zu nehmen: so wurden die Koblenzer Soldaten bald gewitzigt, ließen sich bezahlen, und die Winkel-Mosjehs treiben, was sie wollten; ja endlich wurden sie gar selbst ihre Spediteurs, und hatten an ihrer Caserne, für einige Batzen, Waare von der Art nach Belieben.

Die Mädchen zu Coblenz reichten nicht hin für die Emigranten, und für die daselbst hernach häufig durchziehenden deutschen Völker: es kam daher von weit und breit viel Gesindel dorthin zusammen, und theilte mit den Koblenzerinnen ihre verdienstliche Arbeit. Anfänglich giengen die lockern Thierchen schlecht gekleidet, warfen sich aber, durch die Freigebigkeit der Franzosen, bald ins Zeug, und erhöheten hernach auch, wie billig, den Preis ihrer Reize, welche zwar an innerer Konsistenz durch den starken Gebrauch sehr verloren hatten, doch aber immer mit bessern Lappen ausstaffirt wurden.

So wie in Koblenz hatten es die Emigrirten an allen Orten gemacht, wohin sie nur gekommen waren. Der ganze Rheinstrohm von Basel bis Köln ist von diesem Auswurf des Menschengeschlechts vergiftet und verpestet, und die Spuren der gräulichen Zerrüttung in den Sitten werden in jenen unglücklichen Gegenden noch lange erschrecken. Es ergiebt sich daher von selbst, daß alle Landesherren, welche französische Emigranten in ihren Ländern begünstigten, sich an ihren Unterthanen schändlich und jämmerlich versündigt haben. Freylich ist es hart, Flüchtlingen einen Zufluchtsort zu versagen: aber wenn das hart ist, so ist es im Gegentheil abscheulich, ein Gesindel einnisten zu lassen, welche das bissel gute deutsche Sitten vollends zu Grunde richtete, und die infame Krankheit, welche man schon in den Rheingegenden Emigranten-Galanterie nennt, allgemein machte und allen Ständen mittheilte. Hätte auch jeder ausgewanderte Franzose ganze Kasten voll Gold mit nach Deutschland gebracht, so wäre das doch lange kein Ersatz für das Elend, worin sie unsre deutschen Weiber und Mädchen, und durch diese einen so großen Theil unsrer lüsternen Jugend gestürzt haben. Man gehe nur an den Rhein und frage: und ich weiß, daß man über die Antwort erstaunen und erschrecken wird. Schon allein in Koblenz fand man über

700 infizirte Weibspersonen, als man ihnen nachher unentgeldliche Heilung anboth.

Fünftes Kapitel.

Noch einmal von den Emigranten.

Die Emigranten waren alle gewaltige Windbeutel und führten einen Ton, wie ein Fähndrich von vorgestern, doch mit dem Unterschiede, daß der Herr Fähndrich oft auch noch etwas Bauernflegeley mit seinem Junkerstolz verbindet, die wenigstens bey den Franzosen nicht ist, wie ich ihnen zum Ruhme nachsagen muß. Allein vom Stolz und von der Bengeley der jungen Fähndriche — werde ich weiter unten Gelegenheit zu sprechen haben: für jetzt habe ich mit den Emigranten zu thun.

Also diese waren starke Windbeutel, prunkten und prahlten mit Sternen und Ordenskreuzen, oft unterschobnen, und spielten den Greshans lächerlich — unbeschreiblich. Wenn man sie reden hörte, hätte man glauben sollen, sie hätten alle Reichthümer der Welt, und wären aus den größten und vornehmsten Familien in Frankreich. Mein Vetter der Duc, meine Base die Ducheſſe, mein Onkel der Comte, mein Schwager der Marquis u. s. w. lie-

ßen die Leutchen jedesmal einfließen, wenn ein Fremder, auch nur ein sehr geringer z. B. ein Kerl, wie ich, ihre Gelage besuchte. Sie hatten es recht gern, wenn man sich nach ihrer Familie, und nach ihren sonstigen Verhältnissen erkundigte: dann ergossen sie sich mit thrasonischer Beredsamkeit über ihre und ihrer Vorfahren Heldenthaten: vergaßen denn auch die nicht, welche aus ihrem Stamme ehedem Bischöfe, Prälaten und Aebte gewesen waren. Ich habe oft lachen müssen, wenn mir emigrirte Kaufleute erzählten, wie ihr Geschlecht ehedem sehr noble*) gewesen, hernach aber durch den großen Aufwand derer von ihnen, welche im Militärstande gedient hätten, zur Armuth herabgesunken, und die Familie dadurch endlich genöthigt worden sey, sich der Kaufmannschaft zu widmen, nur um Mittel zu finden, dem Hause seinen alten Glanz (ton prémier lustre) wieder herzustellen. So stolz waren selbst verlossene Krämer aus Frankreich! Was mag wohl ein Kerl werth seyn, der hauptsächlich arbeitet, um erst reich zu werden, und dann — als Edelmann wieder paradieren zu können! — Aber, leider, bedeutete adelich und geehrt in Frankreich sonst

*) Das Wort noble bedeutet jetzt in der republikanischen Sprache so viel als liederlich, verächtlich u. s. w. Von dieser merkwürdigen Veränderung der Wortbedeutungen in Frankreich rede ich an einem andern Orte weitläuftiger.

gleichviel, wenn gleich das eine das andere meistentheils wirklich aufhob. Dank sey es der deutschen Aufklärung, daß adelich bey uns einen ganz anderen Begriff zu bezeichnen anfängt! Man lese den vierten Band von Friedrich Brack, und erbaue sich zur Herzstärkung aller — Edlen!

Mit dem Manifeste des Herzogs von Braunschweig waren die Herren gar nicht zufrieden: sie waren hier übersehen, die sich Götter der Erde dünkten. — Daß die Patrioten in Frankreich bald gestürzt werden würden, war bey ihnen wie gewiß. Nun fürchteten sie, indem das Manifest nichts ausdrückliches von der Wiederherstellung des Adels enthielt, sie mögten an ihren ey devant Privilegien, Vorzügen, Aemtern, Pensionen u. d. gl. verlieren, und wurden dem Herzog deswegen gram. Der Aerger darüber vermochte so viel, daß auch in ihrem Namen sie ein Manifest nach Frankreich schickten, welches wie der Augenschein lehrt, ohne Zweifel von einem stolzen Edelmann und einem herrschsüchtigen Pfaffen zusammengestoppelt ist. Ich habe niemals einen Aufsaz gelesen, welcher so viel edelmännische, impertinente Poltronerie, und so viel tollen, pfaffischen Aberwitz enthalten hätte, als dieß Manifest der Emigrirten. Der Wisch verdient keine nähere Erwähnung. Der Henker hat das Ding hier und da in Frankreich verbrannt. Der König von

Sardinien heißt darin der Nestor der Könige! — Guter Nestor von Pylos, mußt du dich noch mit dem Viktor Amadeus von Sardinien vergleichen lassen! Corani kannte ihn besser. Er schildert ihn in seinen Nachrichten von Italien. Aber freilich geht es dem guten Viktor Amadeus, wie dem Nestor:

quaerit ab omni
Quisquis adest socio, cur haec in tempora duret. *)

Obgleich die Emigrirten alle schrecklich bramarbasirten, und ganz impertinent enthusiastisch für ihren König, ihren Adel, und ihre Pfafferey sprachen, so merkte man doch bald, daß manche gute Patrioten unter ihnen herumschlichen. Wie konnte dieses auch anders seyn! Es war ja so leicht, die Gänge der Emigranten auszuspähen, und die National-Versammlung oder vielmehr in derselben jene, welche eigentlich die Stützen der Nation waren, darüber zu belehren. Dieser Gedanke mußte schon den einen und den andern von den Patrioten anreizen, sich unter die wahren Emigranten zu mischen, und durch Ausspähung ihrer donquischottischen Anstalten dem Vaterlande zu nützen.

Zu Koblenz gaben die eigentlichen Emigrirten einige von diesen an, unter andern den Grafen von Winaisal, Ritter der königlichen Orden und Co-

*) Iuvenalis Sat. X.

lonel bey der Maiſon du roi; ſodann den Marquis von Pontbruiant, Major - général. Mein Hauptmann war gerade damals, als man ſie einzog, auf der Hauptwache, und ich mußte hin, um mit dieſen Herren zu reden, und den Dolmetſcher vorzuſtellen. Der Graf war ein alter Wollüſtling, und daher ſchien er mir gleich eben kein ſtarker Patriot zu ſeyn: der Marquis war ein junger feuriger Mann, der mir als höchſt verſchmizt vorkam. Um ihn auf die Probe zu ſtellen, — nicht zu verrathen — fing ich an, Emigrantenmäßig aufzuſchneiden, und die großen Thaten anzuführen, welche wir, vereint mit den Emigrirten, gegen die Patrioten verrichten wollten. Der Marquis machte zu meinem Geſchwätze eine Mine, die mir mehr ſag., als Worte je konnten; und ſeine ganze Antwort war: daß man wohl mehr Schwierigkeiten finden würde, als man glaubte. Von Mirabeau ſagte er: er iſt zwar unſer Feind, doch immer ein großer Kopf. Dieſe Sprache, im Munde eines Emigranten, zeigte mir den Mann; und gerne hätte ich ihm meine Gedanken mitgetheilt, aber die Furcht vor den — Juden, wie Bahrdt zu ſagen pflegte, hielt mich zurück. — Beyde Herren ſind hernach nebſt andern entlaſſen; aber auch Beyde haben ſich nach ihrem Vaterlande zurückbegeben: das hörten wir bey Verdun.

Als der Herzog von Braunschweig inne ward, was er leicht voraus hätte sehen können, daß sich unter den Aristokraten Patrioten aufhielten, befahl er: Niemanden in Coblenz ein- oder auszulassen, ohne einen Paß entweder vom französischen Kommandeur oder von dem Preußischen General Courbiere. Allein dieses half wenig: denn Pässe waren bald nachgemacht. Man griff daher zu andern Mitteln, und ließ alle in Coblenz befindliche Emigranten namentlich aufschreiben. Ich habe dieses Geschäft einige Male mitverrichtet. Die Emigranten gaben zwar, weil es einmal so seyn mußte, ihre und ihrer Weiber und Töchter Namen an: allein sie wurden über dieses Aufschreiben, als etwas, das sie erniedrige, sehr erboßt.

Bey dieser Gelegenheit habe ich bemerkt, daß manche Französische Schönen mehr Einsicht verriethen, als mancher deutsche Offizier — Lebensart. Ein Graf nämlich — dessen Namen ich vergessen bin — logirte gerade gegen einem Hause über, worin einige Offiziere unseres Regiments ihr Quartier hatten. Diese Offiziere vigilirten, wie man in Halle spricht, oder nach einem andern Dialekt, glimmerten von früh bis auf den Abend nach den beyden sehr schönen Töchtern dieses Grafen. Als ich nun, meinem Auftrage gemäß, die

Namen dieſer Familie verzeichnet hatte, fragte die eine Dame: „wer ſind denn die Herren dort drüben im Fenſter?“

Ich. Das ſind Offiziere von unſerm Regiment.

Dame. Das müſſen Leute ſeyn, die nicht zu leben wiſſen. Den ganzen Tag liegen ſie im Fenſter und gucken nach uns.

Ich. Ohne Zweifel, meine Damen, um Ihre Schönheit zu bewundern.

Dame. So? Iſts denn vielleicht in Deutſchland Mode, daß man nach dem Frauenzimmer mit Lorgnetten hinblickt, dann unter ſich lacht, und allerley pöbelhafte Geberden macht, als wenn man, wer weiß, was lächerliches oder auffallendes geſehen hätte? Nein wahrlich, das iſt grob und ſehr ſchlechte Lebensart.

Graf. Meine Tochter, wenn es dir nicht anſteht, von den Offizieren begafft zu werden, ſo bleib vom Fenſter weg.

Dame. Nein, Papa, den Herren zum Troz will ich und die Schweſter uns hinſtellen, und uns ſtundenlang begaffen laſſen. Die Leute werden vielleicht doch dadurch ſehen, daß wir ſie für Gecke halten.

Ich. Madame *), thun Sie das nicht: die Herren denken sonst gar, Sie und Ihre Schwester seyen in sie verliebt.

Dame. (lachend) Ah, les bêtes, les bêtes! (Sie stellt sich wirklich mit ihrer Schwester ans Fenster, lacht, und läßt sich von den Offizieren nach Herzenslust begaffen. Die Offiziere nehmen das für ein Zeichen der Gewogenheit, und sprengen nun überall aus: die französischen Mädel mit den niedlichen Gesichtchen seyen verliebte — Luderchen.) Offiziere sollten doch so pöbelhaft weder handeln, noch sprechen.

Das Aufzeichnen der Namen war auch fruchtlos: also befahl der Herzog, daß sich alle Emigranten, ihre Kranken allein ausgenommen **), sofort aus Coblenz und allen Orten, wo Preußen wären, wegbegeben sollten. Einen ähnlichen Befehl gab auch der Kurfürst von Trier; aber der Be-

*) Das Wort Mademoiselle war ganz verbannt, und nur noch in der Kirche an [illegible] Mädchen [illegible]. Jedes Frauenzimmer, daß nur ein wenig mehr war, als eine Kammerjungfer, hieß Madame — versteht sich von den Emigrirten. In Frankreich ist Mademoiselle ohnehin [illegible] Sprache; denn alles heißt jetzt dort Bürger oder Bürgerin.

**) Unter den Emigranten waren sehr viele durch und durch — venerisch.

fehl von diesem hätte ohne den des Herzogs wenig gefruchtet. *)

Der ernstliche Befehl des Herzogs machte gleichfalls viel Bewegung unter den Emigranten; aber vergebens. Selbst die Herren Coblenzer wollten es höchst unbillig finden, daß man so viel brave, um das Trierland (durch ihre Verschwendungen) so wohlverdiente Leute fortjagen wollte. Die Emigranten schwuren hoch und theuer, daß es höchst schimpflich sey, von den Preußen vertrieben zu werden, aber jezt müsse man sich in die Zeit schicken. Sie schienen sogar zu glauben, daß es eigentlich auf sie hätte ankommen sollen, ob deutsche Truppen überhaupt, also ob auch wir Preussen, in Koblenz seyn dürften oder nicht. Dieser Wahn plagte sie, weil ihnen der Kurfürst von Trier, als der Herr Vetter von ihren Prinzen, sowohl in Civil- als Militärsachen alle Gewalt überlassen und bestätigt hatte. Sie waren eben darum in ihrer übertriebnen Impertinenz anfänglich soweit

*) Der Befehl des Kurfürsten war gedruckt, und ärgerte die Herren um so mehr, da er, aller Orten angeschlagen, allgemein zu lesen war. Dieß brachte einige von ihnen so sehr in Harnisch, daß sie geradeswegs auf das Rathhaus liefen, und daselbst so viel Aufhebens darüber machten, daß man — aus Furcht vor ihnen — den Befehl endlich abriß. Ohne die ernstliche Dazwischenkunft des Herzogs hätten sie also ihr Unwesen in Koblenz gewiß noch weiter getrieben.

gegangen, daß sie sogar foderten: der Herzog solle den Rapport jeden Tag an ihre Prinzen einschicken, wie wenn der Herzog von Braunschweig Subalterngeneral des Artois oder des Provence gewesen wäre.

Nach langem Zaudern also — denn der Befehl des Herzogs wurde nicht strals befolgt — zogen die Emigranten endlich aus Koblenz. Es waren ihrer mehrere tausend. Der Abzug geschahe des Nachts, weil sie sich schämten, am hellen Tage eine Stadt zu verlassen, wo sie so lange den Meister gespielt hatten. Ihnen folgte vieles Lumpengesindel, besonders weiblichen Geschlechts, aus Koblenz nach. Sie nahmen ihren Weg nach Neuwied, Limburg, Bingen und sonst wohin, wo vorher schon alles von ihnen vergiftet worden war, und nun noch weit mehr vergiftet wurde.

Man hätte denken sollen, die Koblenzer würden nach dem Abzuge der Franzosen höflicher gegen uns geworden seyn: aber sie blieben grob, ja sie wurden noch gröber; denn sie sahen uns als die Ursache von der Entfernung von Leuten an, die zwar ihre Weiber und Töchter mit der venerischen Krankheit nach allen Graden angesteckt, aber zur Schadloshaltung doch brav Geld in die Stadt und in die umliegende Gegend geschleppt hatten.

Die Geſchichte der Emigranten muß ich leider in der Folge noch mehrmals berühren: und darum mags für dießmal hier davon genug ſeyn. Ich ſage nur noch: Wehe allen denen, welche ihren Aufenthalt in Deutſchland begünſtigten! —

Sechſtes Kapitel.

Begebenheiten in Koblenz und im Lager bey Koblenz.

Ich — denn mein theures Individuum laſſe ich niemals aus den Augen: was wäre das auch für eine Biographie von mir ſelbſt, wenn ich nicht immer auf dem Theater bliebe, oder doch höchſtens nur dann und wann hinter die Kuliſſen träte? — Alſo ich befand mich in Koblenz ganz gut, und da ich meinem Hauptmann und andern Offizieren als Dolmetſcher diente, ſobald man mit Franzoſen zu thun hatte, ſo war ich von allen Dienſten frey, und konnte meine Zeit nach Wohlgefallen anwenden. Meiſtens ſaß ich bey Emigranten im Weinhauſe oder bey einem gewiſſen Preußiſchen Feldjäger, welcher ein ganz heller Kopf und braver Mann war.

Eines Tages erlebte ich in Koblenz eine unerwartete Schnurre. Ich kam früh aus meinem

Quartier und wollte aus einem Laden an der Moselbrücke Tobak holen. Eine Frau von wenigstens 40 Jahren lag am Fenster und rief mir zu: Wohin Mosje?

Ich: Tobak holen, Madam!

Sie: Ei, und das so eilig?

Ich: Allerdings, ich habe kein Korn mehr.

Sie: Kommen Sie doch ein wenig herein!

Ich thats, um zu sehen, was Madame wollte: und da gieng unser Gespräch folgender Gestalt fort.

Sie: Haben Sie denn keinen Schatz zu Koblenz?

Ich: Bewahre mich der Himmel vor den Koblenzer Schätzen: die Menscher sind ja alle venerisch!

Sie: Das ist auch wahr: aber es giebt doch noch welche, die nicht so sind: das können Sie mir glauben.

Ich: Ja wohl: aber wer noch nicht ganz und gar des Teufels ist, hängt sich nicht an einen Soldaten.

Sie: Warum denn nicht? — Ich selbst bin keine Feindinn von den Herren Preußen.

Ich stuzte, schaute der Dame ins Gesicht, und bemerkte, daß sie beynahe keine Zähne mehr hatte; folglich physisch eben so häßlich war, als moralisch: ich griff also nach der Türe, und wollte fort, erhielt aber nicht eher die Erlaubniß dazu, bis ich ihr versprochen hatte, noch denselben Tag zu ihr zurück zu kommen. Ich hielt indeß mein Wort nicht,

erzählte aber diesen Vorfall einem Burschen von unserer Kompagnie, der gleich nachher hingegangen war, sie aufzusuchen, um die Stelle bey ihr einzunehmen, welche sie mir zugedacht hatte. Der Bursche hat sich, wie er mir eingestand, recht gut dabey befunden. So arg war die Delikatesse der Koblenzer Damen abgestumpft! —

Ueberhaupt war es sehr leicht, bey den dortigen Damen und Mamsellen anzukommen: durch die Zügellosigkeit der Emigranten selbst zügellos gemacht, trieben sie ihre Frechheit und Unverschämtheit ins Wilde. Eine Kaufmannstochter — ich meine hier das pockige Mädchen neben dem Barbarakloster — sagte ganz öffentlich, daß sie ihre Jungferschaft für 6 Carolins, oder 39 Thlr. an einen Franzosen verkauft hätte: andere gestanden eben so frey heraus, daß sie so und so viele Liebhaber unter den Emigrirten zugleich gehabt hätten. Nein, so verdorben waren die deutschen Mädchen sonst nie! — Doch genug davon!

Nach ohngefähr zwölf Tagen rückten wir in ein Lager, eine Stunde von Koblenz, wo der König seine Armee musterte. Bey dieser Musterung äußerten die groben französischen Prinzen, daß diese Parade für Deutsche schon ganz gut sey. — Ich wundre mich, daß der Herzog von Braunschweig, gegen welchen der Graf von

Provence so gesprochen hat, diesem Poltron nicht auf der Stelle eine derbe Rückantwort gegeben hat: aber er strafte ihn nur mit Verachtung. Man sieht indeß, wie hoch diese Leutchen sich und ihre Horde taxirten! Und doch waren eben sie es mit, um derer willen wir uns zur Schlachtbank anschickten!

Ueber den geringen Aufwand, den der Herzog machte, räsonnirten die Emigranten auch nicht wenig. Sie meynten, er müsse ein sehr armer Teufel von Fürsten seyn, daß er nicht mehr aufgeben ließe. Aber so urtheilten Menschen, denen weise Sparsamkeit ganz fremde war, und die ihr Lob und ihre Größe in der unsinnigsten Verschwendung suchten.

Der Marketender unsers Bataillons war ein Jude, der aber gar nicht anstand, am Schabes Geld einzunehmen, Speck zu verhandeln, und was der sieben Sachen mehr sind, die das Mosaische Gesetz den Juden untersagt. Seine Toleranz gieng gar so weit, daß er nichts dawider hatte, wenn seine junge Ehehälfte für sechs Batzen auch einen Christen ihrer Reize genießen ließ. Dieser Jude aus Neuwied hat uns indeß jämmerlich gepellt; und zum Dank dafür wurde ein Lied auf ihn anfänglich schriftlich herumgetragen, hernach aber zu Frankfurt gedruckt, und ihm zum Schimpf

oft vorgesungen. Folgende Stelle zeugt von dessen Gehalt:

Weil er (der Jude) uns also Menschen hält,
So denkt der Spitzbub' eben,
Wir müßten ihm auch unser Geld
Für schoole Waare geben.
Sein Bier entsetzlich sauer ist,
Sein Branntwein schmeckt, wie Pfuhl vom Mist,
Sein Wein ist wahrer Essig. u. s. w.

Ueberhaupt war man dießmal bey der Preußischen Armee für gute Marketenderen gar zu wenig besorgt. Bey den Neufranken habe ich nachher diesen Punkt weit besser gefunden: da hat man ordentlich angestellte Marketender; und ihr Geschäft (die Vivanderie) ist ein Gegenstand der Sorge des Kommissärs. Die Waaren sind alle taxirt, und niemand darf höher verkaufen, als der gesetzte Preis ist. Man sorgt dort auch für die Herbeyschaffung aller benöthigten Waaren. Aber bey den Preußen bekümmerte sich dießmal keine Seele darum, ob ein Marketender da war, und wie er seine Sachen trieb. Da wurde denn der arme Soldat geschunden, und geprellt zum Erbarmen. An dem schurkischen Patron von Neuwied haben wir die Probe mehr als zuviel gehabt. Bey unsrer jämmerlichen Retirade aus Champagne ist der Erzbetrüger von den Franzosen zwar ertappt,

und rein ausgeplündert worden: allein dieß half der Prellerey im Ganzen nicht ab.

Ich sagte dem Schuft einmal so meine Meynung, daß er das Bier für 12 Kreuzer verkaufte, und gab ihm die Titel, welche er verdiente. Da lief er hin zum Hn. von Mandelsloh, meinem Hauptmann, fand aber kein Gehör, weil dieser brave Mann recht wohl wußte, daß der Jude ein abgefeimter Schurke war. Also überlief er gar den Obristen von Hunt, welcher mir denn befehlen ließ, den schuftigen Juden ferner nicht mehr Schuft zu heißen. Aber wie konnte ich wider die Wahrheit!

Im Lager bey Koblenz besuchte mich auch Hr. Prediger Schellenberg aus Neuwied, Verfasser einiger philologischer und pädagogischer Schriften, und ein würdiger Schüler des braven Herrn Professors Wolff zu Halle. Ich habe einige recht vergnügte Stunden in Gesellschaft dieses ehrlichen Freundes zugebracht. Hr. Schellenberg hatte ganz andre Gedanken von der französischen Revolution, als sein Landsmann, der Neuwieder Zeitungsschreiber, ein rechtes Pendant von dem Herrn von Schirach und von Aloysius Hofmann zu Wien.*)

*) Siehe Kleinigkeiten aus der Briefstasche Peter Roberts S. 210 u. 239; wie auch Beschreibung der Univers. zu Schilda.

Bisher war das Wetter ziemlich gut gewesen, nun aber fieng es an, immer zu regnen, und das hat beynahe nicht nachgelassen, bis zum Winterquartier.

An unserm Preußischen Gelde haben wir den ganzen Krieg hindurch viel verloren. Wir wurden in Behmen und Sechsern bezahlt, und litten an den leztern immer. Der Behm galt z. B. im Trierischen 3¼ Kreuzer trierisch; der gemeine Mann hatte daher 35 Kreuzer; an Sechsern aber nur 32 Kreuzer; denn der Sechser galt dort nur 2 Kreuzer. Das ganze oder grobe Geld allein war ohne Verlust; aber wer gab es uns! Die Herren Regimentsquartiermeister haben die Sechser und Behmen im=

---

nach Kantischer Lehrart verfasset, und allen Leibnitzianern zum Troze herausgegeben von M. Franz Caspar Ernst, Historiarum professor et [illegible] zu Schilda, worin von Herren von Schirach und Alexius Hermann, als ehemaligen Stockmeistern zu Schilda, viel Nachricht vorkommt. — Der Neuwieder Zeitungsschreiber, nebst dem dortigen Postmeister, soll den impertinenten Einfall gehabt haben, an den Präsidenten des National-Convents eine Schachtel mit einem Strick nach Paris zu schicken, und ihn aufzufordern, sich daran zu hängen, bevor der — damals — [illegible] und [illegible] Paris unterjochte. — Daß dieser Einfall einem [illegible] allerdings ähnlich sieht, sieht man gleich ein, aber auch, daß er sehr erbittern mußte, und daß es ehrlich weit deutsch-patriotischer, oder überhaupt klüger gewesen wäre, ihn nicht auszuüben. Wer weiß, ob dieser Einfall nicht noch vorigen Herbst auf das harte Schicksal der Neuwieder einigen Einfluß gehabt hat. Bubenstreiche von der Art sollten zur Zeit des Krieges durchaus nicht gestattet werden.

mer durch Juden und andre Helfershelfer fleißig einwechseln lassen, und dabey ansehnlich gewonnen. Man hat das Unwesen wohl bemerkt, aber nicht gesteuert. Als daher im folgenden Winter bey Frankfurt am Mann einem gewissen Herren Quartiermeister eine sehr ansehnliche Summe gestohlen ward, sagte selbst ein General: „er kann das schon verschmerzen: hat er uns doch, wer weiß um wie viel, besch—en!“

Frauenzimmer kamen sehr häufig aus Koblenz, und besuchten ihre Bekanntschaften im Lager: vornehmere die Offiziere und gemeine die Soldaten. Da ist es denn manchmal hergegangen, wie es konnte.

Einstens kam auch ein Koblenzer Kanonikus zum Herrn Major von Wernsdorff, welcher mich kommen liess, um da bey einem Glase Wein mit dem Hn. Kanonikus latein zu reden. Dieser Hr. Kanonikus war ein wahrer Bon-vivant, der blos für seinen Bauch sorgte, und auch nicht das geringste auf Wissenschaften oder Litteratur hielt. Si semel habemus praebendas, sagte er, tunc non magis cogitamus de libri: quid enim bonum Canonico est, studere? sumus semel provisi, et studia finimus pendere in clavo. Sehr erbaulich! Doch wußte der Herr Kanonikus, daß Doktor Bahrdt ein Erzketzer und Atheist gewesen sey, und machte große Augen, als ich ihm sagte, daß Bahrdt,

nach meiner Meynung, noch zu orthodox und zu gläubig gewesen wäre. Als ich ihm dieß beweisen wollte, verbath er alles Disputiren, unter dem Vorwande: daß er einmal den festen Vorsaz gefaßt habe, niemals, unter keinerley Umständen, über Religionssachen zu streiten. Bravo für alle Esel in den Kirchen-Mühlen! — Er hatte einen Bekannten in Paris, an welchen er mir einen Brief mitgeben wollte; aber der Brief ist nicht geschrieben worden: es war auch schon so recht: denn in Paris hätte ich ihn doch nicht abgeben können. Was und wohin die vielen Blinden damals nicht alles dachten!

Von dem berühmten und berüchtigten Eulogius Schneider erzählte er allerhand skandalöse Anekdoten, die aber beym rechten Lichte betrachtet, nichts weniger als skandalös waren. Doch ich wußte recht gut, wie und wofür ich die Erzählungen eines Koblenzer dickbäuchigen Kanonikus von einem Ketzer und Apostaten zu nehmen hatte *)

Das Volk im Trierlande ist überhaupt kein Volk, bey welchem ich leben möchte. Das ganze Land ist katholisch, und zwar recht jesuitisch-katholisch; daher alle Ketzerey — folglich auch alle Vernunft und

*) Was ich über Eulogius Schneider in Strasburg sonst erfahren habe, wo er 1794 guillotinirt wurde, erzähle ich in der Folge.

Wahrheit, als die erſte und ärgſte — darin wie Gift verhaßt iſt, und der Proteſtant gilt dort weniger, als der Jude. Der Kurfürſt hat zwar einige Anſtalten zur Verbeſſerung des Schulweſens treffen laſſen; aber die Bücher des Martin von Cochem und deſſen gleichen ſind noch immer die Hauptquellen, woraus der Trierer ſeine Weisheit ſammelt. Daher ſind die Trierer abſcheulich abergläubig, rennen in alle Meſſen und fürchten ſich ſchrecklich vor Geſpenſtern, Kobolden und Hexen. Beyher ſind ſie alle grob und maſſiv im höchſten Grade, und haben auch eine ihren derben Sitten ganz angemeßne Sprache. Eich ſeyn, mer ben, dan hoſcht, eich hun, ehr ſan, ſe gihn *) u. d. gl. iſt recht Trieriſch. Ich habe ſogar Leute von Erziehung, und vornehme Frauenzimmer ſo ſprechen hören. Derley grober Dialekt verſtellt aber gewiß den ſchönen Mund einer Fräulein von Sparr, und einer Mamſell Vola. Sie ſollten ſich doch eine feinere Sprache angewöhnen — rathe ich ohnmaßgeblich.

Ich hatte im Lager bey Luxemburg ein Lied — ſo nach meiner Art — auf die Trierer und das Trierland geſudelt, welches die Soldaten auswendig lernten, und auf dem Marſche herſangen. Ein gewiſſer Soldat, Schneider, hatte das Ding, das

*) Ich bin, wir ſind, du haſt, ich habe, ihr ſaget, ſie geben.

wirklich ein elendes Ding war, abgeschrieben, und seiner Frau nach Halle geschickt. Diese hatte es da einer Papierkrämerin übergeben, und diese hatte es dort drucken lassen, aber so schnitzerhaft, daß man es kaum verstehen konnte. Ich erschrack sehr, als ich das Ding gedruckt sah, und mußte nachher sogar bey einer Warnung hören, daß selbst der Kurfürst von Trier sich in Gegenwart unsers Königes darüber beschwert habe. So kann ein elender Sudel, von gewinnsüchtigen Blätter-Drückern benutzt, Gelegenheit zu unangenehmen Auftritten geben! In Frankfurt am Mayn hat man es in die über allen Glauben elende Sammlung sogenannter preußischer Kriegslieder aufgenommen. Ich schäme mich noch, daß ich mich zur Bänkelsängerey, wie Hr. Bispink diese meine Sudeley nachher ganz recht benannte, herabgelassen habe, da ich gar keine Anlage zum Versmachen in mir bemerke.

Siebentes Kapitel.

Marsch von Koblenz nach Trier.

Unser Weg von Koblenz nach Trier war sehr beschwerlich: wir mußten über Berg und Thäler, deren einige von unglaublicher Höhe und Tiefe sind. Die Sonnenhitze hat uns auf diesem Marsche recht gemartert, aber desto angenehmer waren uns die vielen Röhrbrunnen, mit dem schönsten Wasser, an dem dortigen Chaussée.

Ich habe mich dann und wann nach den Gesinnungen der Trierer in Rücksicht der französischen Händel erkundiget, und jedesmal gefunden, daß sie alles billigten, was die Franzosen zu ihrer Selbsthülfe vornahmen, und blos das tadelten, was in Absicht der Pfafferey geschehen war. So hatten doch die Leute, troz der großen Finsterniß, die ihre Augen benebelt hielt, eingesehn, daß der Unterthan mit Recht verlangen könne, nicht lebendig geschunden zu werden. Eben dieser Meynung waren sogar Geistliche.

Auf diesem Marsche besuchten mich einige von meinen alten akademischen Freunden: ich war wirklich, wie im Himmel, als ich die lieben Brüder,

den Hn. Amtsrath Heusner von Thronecken und den Hn. Pfarrer und Rektor Pfänder von Trarbach wieder um mich hatte. Letzterer war ehedem in Halle unter dem Beynamen Till Eulenspiegel bekannt, zu der Zeit nämlich, wo jeder Student einen Beynamen hatte, ohne dadurch beschimpft zu seyn. Wir erinnerten uns beym Moselwein an unsre Wanderschaft im Lande der Philister, und erfreuten uns gar sehr über so manchen alten Auftritt. Die Schwester des Hn. Amtsraths, ein schönes blühendes Mädchen, machte starken Eindruck auf einen unsrer Offiziere; und dieser pflegte nachher noch oft, mit allem verliebten Enthusiasmus, von ihr zu sprechen.

Von diesen Herren hörte ich beyder, daß meine mir ehedem so liebe Therese gestorben wäre. Diese Nachricht war, wie ich unten melden werde, zwar falsch, aber das konnte ich damals nicht wissen, und dachte mir also das gute Mädchen im Grabe, und war viele Tage niedergeschlagen und traurig: denn ich machte mir den Vorwurf, daß der Grund ihres frühen Todes vielleicht zum Theil in meinem Betragen gegen sie gelegen sey.

In Trier trafen wir wieder viele Emigranten an, die nun aber auch bald fort mußten. Trier war von diesem Gesindel eben so, wie Koblenz, vergiftet.

Daß ich über dieſe Leute nicht zu viel geſagt habe, mögen meine Leſer nach Stellen beurtheilen, welche ich aus einer Apologie für die Stadt Koblenz und das Trieriſche Land nachher bemerkt habe, um meine Privatbehauptung durch ein öffentliches Dokument hier mitzubeſtätigen. Die Apologie war dem Nationalkonvente von einem Bürger in Koblenz zugeſchrieben, und enthält, wie man gleich ſehen wird, noch manch andern wichtigen Aufſchluß.

„Koblenz — heißt es darin — hat den erſten Zunder zum Kriege gegeben. Es war der Sammelplatz der Königsfreunde und der Ariſtokraten: Monſieur und Graf Artois hatten hier ihr Hoflager aufgeſchlagen. Hier war die Zuſammenkunft der ausgewanderten Adlichen, die nur zuſammentraten, um Frankreichs alte Regierungsform wieder herzuſtellen, und die muthigen Vertheidiger der Revolution zur Strafe zu ziehen.“ —

Kaum war es bekannt, daß Monſieur und Graf Artois in Koblenz eingetroffen wären, ſo ſtröhmten die Ausgewanderten aus allen Gegenden in unglaublicher Menge dahin: Nur wenige Wochen, und ihre Anzahl belief ſich auf mehrere Tauſende. — Nur wenige Monathe, und kaum ein Dachſtübchen war mehr in Koblenz zu haben.“

Von nun an war ſelbſt unſer Fürſt kaum mehr

Herr in seinem eignen Lande, er mußte sich gewissermaßen leidend verhalten, so lange diese ungebetenen Gäste ihr Unwesen nicht zu weit trieben. Allein war wohl zu erwarten, daß dieser Fall lange ausbleiben würde?"

„Bürger und Volksrepräsentanten, ihr kennet ja am besten den Charakter dieser elenden Hochverräther ihres Vaterlandes — diese Wüstlinge ohne Erziehung, ohne alles sittliche Gefühl, ohne Menschengefühl — diesen Auskehricht der Menschheit, dem jede Tugend lächerlich, und der Tugendhafte und Rechtschaffene ein Dummkopf ist — der nur das glänzende Laster als das erste Idol anbetet — dessen Sinn und Streben einzig auf Befriedigung seiner unbändigen und abscheulichen Leidenschaften, auf Tyrannisirung und Unterdrückung seines Mitbürgers gerichtet ist — dem die unnatürlichsten Ausschweifungen, die gräßlichsten Bubenstücke nur Spielwerk sind! . . . Ihr kennet die Prinzen, die durch ihre unsittliche Lebensart, ihre Verschwendungssucht und Schlemmerey sich selbst zu den verworfensten Geschöpfen herabsetzen, und wegen ihres Hanges zum Despotismus vom Fluch der Menschheit gedrückt werden. Ihr wisset, daß ihre Verachtung des ungeadelten aber nützlichen Bürgers, ihr dummdreister Stolz, der mit dem gänzlichen Mangel reeller und solider Kennt-

nisse, den man überall an ihnen wahrnahm, dem seltsamsten Kontrast machte — daß ihre Vorliebe zu Ausschweifungen jeder Art, ihre empörende Immoralität, die alle ihre Handlungen bezeichnete, ihr Ingrimm und Blutdurst gegen die sogenannten Patrioten — daß, mit einem Worte, dieß alles zusammen genommen, sie in den Augen eines jeden unbefangenen, rechtschaffenen und Sittlichkeit liebenden Mannes zu den vollkommensten Taugenichtsen brandmarkte."

„So war das allgemeine Urtheil der Einwohner von Koblenz und des Erzstifts über den größten Theil der Ausgewanderten: Wie hätte ihr Betragen gegen dieselben anders, als kalt, abgebrochen und zurückhaltend seyn können?"

„Zur Wiedervergeltung wurden wir dem Kurfürsten als Erzpatrioten geschildert und so lange verleumdet und verschrieen, bis es ihnen gelang,

*) Allgemeine? Freylich aller derer, welche Tugend höher schätzen als Geld, oder welche als Judenvermittler, Spielverleger, Wechsler, Geldwechsler, Wucherer, Kaufleute, Bankiers, Hauskrämer, Putzmacherinnen, Tänzer, Schneider, Kuppler, Lustdirnen u. d. gl. von den Emigrirten nichts zu erwarten hatten. Bey welchen das Gegentheil von diesem eintraf, die urtheilten und betrugen sich anders und zwar nach dem Grundsatz von Vir. e. post nummos. Wir haben es erfahren! Doch die französische Nation denkt jetzt wohl weniger an Koblenz noch, als an Pilnitz und Wien, oder an ein volksgültiges, klingendes Schuppier von Baber. —

denſelben gegen ſeine eignen Unterthanen, insbeſondere aber gegen die Einwohner von Koblenz, mistrauiſch zu machen."

„Dieſes Mistrauen, das man tagtäglich mehr und mehr anzufachen nicht unterlaſſen hatte, ſtieg bis zum höchſten Grade, als endlich die Stände des Landes der Stimmung des Volkes beytraten."

„Schon vorher hatten ſie dem Kurfürſten ihren allgemeinen Entſchluß vorgelegt: daß keine Ausgewanderte anders, als nach den Geſetzen der ſtrengſten Neutralität im Erzſtifte geduldet werden mögten.... Sobald ſie nachher wahrnahmen, daß der Hof in Behandlung der Ausgewanderten allzunachſichtig verfahre, und die Vorſchriften einer unverfänglichen Neutralität nicht genau und feſt beobachte — baten ſie in einer zweckmäßigen Vorſtellung den Kurfürſten von neuem aufs dringendſte: „von dem Wege der ſtrengſten Neutralität, „als dem einzigen Mittel, die guten Geſinnungen „und das friedfertige Benehmen der mächtigen „franzöſiſchen Nation gegen das unmächtige und „wehrloſe Erzſtift für die Zukunft zu ſichern, nicht „im mindeſten abzuweichen, noch weniger zu geſtatten, daß von den Prinzen und ihren Anhängern einige Maasregeln ergriffen oder ausgeführt „werden mögten, welche von der Franzöſiſchen

„Nation zu feindseligen Vorkehrungen ausgedeutet „werden könnten.“

„Und welchen Erfolg hatten sowohl diese als die vielen nachfolgenden Vorstellungen, deren jede, so wie die Gefahr des Kampfes stieg, immer freymüthiger, dringender und flehender entworfen und übergeben wurde?“

„Clemens (der Kurfürst von Trier) gehört nicht in jene Klasse der Regenten, die mit eindringendem Blicke das Ganze einer Sache, mit ihren Verkettungen, ihren nahen und entfernten Verhältnissen, ihren natürlichen, wahrscheinlichen und möglichen Folgen durchschauen, und diesemnach die zweckmäßigsten Maaßregeln selbst ergreifen. — Clemens legte die Sache seinem damaligen Ministerio vor; und die Hauptperson, die an der Spitze desselben stand, war — im Solde der Prinzen, war ihr erster Anhänger.“

„Ach, wäre unser Kurfürst durch kluge, einsichtsvolle, seines Vertrauens würdige Männer geleitet worden: — ganz Europa würde ihm vielleicht Ruhe und Glück zu danken haben! Jener Krieg, einzig in seiner Art, wogegen die verderblichsten und mörderischten Kriege des Alterthums und der neuern Zeiten, als Knabenspiele anzusehen sind, würde vielleicht im Keime erstickt worden seyn.“

„Aber der nichtswürdigste, der verworfenste aller Menschen, der feilste Sklave des Lasters und der Wollust, fand Gelegenheit, sich des Vertrauens des Kurfürsten in so hohem Grade und so ausschliessend zu bemächtigen, daß er schnell von Stufe zu Stufe stieg und endlich den obersten Posten eines geheimen Staats- und Kabinetsministers erhielt.“

„Von nun an hatte die Wohlfahrt des Trierischen Landes den Todesstoß empfangen; von nun an wurde unser — Fürst auf alle Art unter allen nur möglichen Larven aufs schändlichste betrogen; von nun an darbte das verwaiste Verdienst; beklagte der wahre Patriot das Schicksal seines Vaterlands!“

„Und wer ist dieser Schändliche?“

„Dominique ist sein Name!“

„Dieser elende Wicht, dessen ganzes Verdienst in einem geschmeidigen Rücken und in einer geläufigen Zunge besteht, sollte die Geißel des Trierischen Landes, sollte die Geißel von ganz Europa werden!“

„Was konnte für einen ehemaligen Edelknaben erwünschter seyn, als die Ankunft der Prinzen? Was konnte diesen kriechenden Wurm mehr kitzeln, als ihnen tagtäglich beym Aufstehen die Cour zu machen? Tagtäglich unter ihrem glänzenden Gefolge einherzutreten? sich zu sonnen im Nimbus ihrer

Herrlichkeit? mit Theil zu nehmen an ihren schwelgerischen Gastmalen und Festen?"

„So was ist schon allein für eine Sklavenseele das non plus ultra des menschlichen Glücks. Aber welche blendende, welche bezaubernde Aussicht both ihm zugleich die Zukunft dar, wenn es ihm gelingen sollte, sich in das Vertrauen der Prinzen einzustehlen, und ihre Gunst in so hohem Grade zu fesseln, daß er zur Ausführung ihrer chimärischen Entwürfe als Mitwerkzeug gebraucht würde!"

„Seine Parthie war auf der Stelle genommen. Von erster Jugend auf, zu der Kunst angeführt, sich ja der Gnade seines Fürsten auf alle nur mögliche Weise zu versichern — es ja nie an sklavischen Verbeugungen, kriechenden Ehrfurchtsbezeugungen und übertriebnen Schmeicheleyen fehlen zu lassen — vor allem die schwache Seite des Fürsten auszuspähen; seine Gesinnungen, Neigungen, Launen und Leidenschaften zu studiren, um ihnen zu liebkosen — und nun endlich zu einem vollkommnen Höfling gereift, was war leichter für einen Dunnique, als die Prinzen, besonders den Artois, der als die Seele des in der Geburt begriffnen Riesenwerks der Gegenrevolution anzusehen war, in kurzem ganz für sich einzunehmen, ganz zu gewinnen, besonders, da es sein Posten mit sich brachte dessen täglicher Gesellschafter zu seyn; und da —

um ja die Hauptſache nicht zu vergeſſen — ihre Charaktere, ihre Geſinnungen, ihre ganze Denk- und Lebensart aufs harmoniſchte zuſammenſtimmten?“.

„Dominique erſchwang ſich ohne Mühe zum Günſtling des Artois. — Er ſicherte den Prinzen vor allem einen bequemen Aufenthalt, eine reichlich beſezte Tafel, und die damals nicht unanſehnliche Kaſſe des Kurfürſten zu ihrer Diſpoſition. Er ſpiegelte dem Leztern vor, daß die brütende Gegenrevolution unmöglich mislingen könnte — daß in kurzem die Nationalverſammlung auseinander geſprengt, und der König und die königliche Familie in ihre ehemaligen Rechte wieder eingeſezt ſeyn würde — machte ihn taub gegen die Stimme, die Wünſche und die Beſorgniſſe des Volks; taub gegen die angehäuften Vorſtellungen, Bitten und Beſchwörungen der Landſtände.“

„Hieben blieb Dominique nicht ſtehen. Wurde die Gegenrevolution ausgeführt, welches unüberſehbare Glück blühte dem Lieblinge des Artois! Hatte er nicht Hoffnung, der erſte Miniſter Frankreichs zu werden? Und er ſollte nicht alle Kräfte anwenden, nicht alle Triebe und Räderwerke anſpannen, um dieſes groſſe Werk in Gang zu bringen? Er ſollte nicht Himmel und Hölle aufbieten, um es zu vollenden?“

„Da war auch nicht ein Fäserchen in seinem ganzen konfiscirten Körper, das nur in irgend einiger Verbindung mit seinem wässrigen Gehirne stand, das nicht aufstrozte und sich anstrengte — um das Hirngespinnst der Gegenrevolution aufzustutzen, und die Ausführung derselben nicht nur als möglich, sondern als leicht den ersten Mächten Deutschlands vorzuschildern."

„Er war's, der in Verbindung mit dem Prinzen von Nassau, und dem berüchtigten Calonne, zum Vortheile der Prinzen, an allen Höfen Europa's Subsidiengelder auszumitteln suchte, um ihre Anhänger aufnehmen, besolden und bewaffnen zu können. Er war's, der im Namen und als Bevollmächtigter der Prinzen, die Höfe von Berlin, Wien und Petersburg bereiste, daselbst geheime Unterhandlungen eröffnete, alle nur möglichen Ueberredungskünste und Versprechungen anwandte, um diese Höfe für die Sache der Prinzen zu gewinnen, und zu einer gemeinsamen Bewaffnung gegen Frankreich zu vermögen. —

„Mit einem Worte: dieser Schandbube war's, der zuerst die unselige Fackel zu dem Holzstoße trug, der ganz Europa in lichte, alles verheerende Flammen setzen sollte: — dieser Schandbube, der vielleicht in diesem Augenblicke in allen Wollüsten sich wälzt, und in den Armen seiner Lustdirnen

schweigt — indeß der irregeführte, betrogene Clemens seine Lagerstätte mit blutigen Thränen nezt, mit blutigen Thränen zu dem höchsten Wesen um das Ende der angekauften Leiden seiner ehemaligen Unterthanen flehet!" —

„Bürger und Volksrepräsentanten, jezt sprechet unser Urtheil! Erwäget, daß wir, als unmächtige und hülflose Opfer, mit Gewalt ins Verderben geschleppt wurden — da wir durch die Ränke, Kabalen und Machinationen eines treulosen, verabscheuungswürdigen Ministers in den Abgrund des Verderbens gestürzt worden sind — da durch diesen Abschaum aller Schurken die Wohlfahrt des Landes von Grund aus zertrümmert, und alle Hülfsquellen, um sich endlich nach langen Jahren erholen und die ungeheuren Schulden, womit das Land belastet ist, tilgen zu können, vertrocknet sind: — entscheidet Bürger und Volksrepräsentanten, welches Loos verdienen wir?" —

Das Loos der Selbstherrschung — antwortet der Widerhall aus Gallien — um durch kurzsichtige, schwache Fürsten, und deren verschmizte Minister nicht dereinst wieder hülflos ins Verderben gestürzt und dann gleichgültig verlassen zu werden. Miethlinge sind und bleiben Miethlinge; und die Vormundschaft hört auf, sobald der Bevormundete majorenn ist, ja, majoremer, als sein Vormund;

und doch dieser, wie dessen Sachwalter, es wagen, ganz nach systematischem Fürsten-Egoismus zu des Bündels Untergang zu handeln.

Dieß war der Fall im Erzstifte Trier. Die Stände hier, von Clemens und Duminique nicht erhört, wendeten sich an das Reichskammergericht, um ein Mandatum de abducendo milite Gallico gegen ihren Landesherrn auszuwirken. Sie schritten hier zur zweyten Instanz aus Noth, und waren dazu, nach der Reichsverfassung, berechtiget, indem diese den Unterthanen erlaubt, von den Austrägen der Fürsten, troz ihres Privilegiums de non appellando, sich an die Reichsgerichte um Hülfe wider sie zu wenden. Was that nun Duminique! Man denke!

Gerade damals, 1790, stand Leopold II auf der Kaiserwahl; und da diese Wahl schon lange gedient hat, das Recht der Wahlherren über das Recht des Erwählten und dessen Untergebene kapitulationsmäßig hinaussehen: so trug Kurtrier darauf an, daß das kurfürstliche Collegium dem kaiserlichen Wahlkandidaten es zur Wahlbedingung machen mögte, Rekurse von der eben erwähnten Art abzuweisen. Das Collegium ließ sich bereit finden, und schon hieß es im 6ten § des 19ten Art. der Leopoldischen Wahlkapitulation: „Wenn auch Landstände und Unterthanen wider ihre Obrigkeiten

in Privatsachen, welche die landesfürstliche Kammer betreffen, Klage führen: so sollen und wollen wir (Kaiser) diese bey ihren ordentlichen Landesgerichten entscheiden lassen, und (NB!) den Reichsgerichten nicht gestatten, über solche Klagen, in lezter Instanz, wenn privilegia de non appellando vorhanden sind, — zu urtheilen.“

Diesem nach sollte also der Landesherr und dessen Gerichte, in Sachen der Landesstände und der Unterthanen gegen ihn, — Beklagter und Richter zugleich seyn. Der Weg zum Rechte wäre demnach gesperrt gewesen: denn welches Landesgericht hätte es wagen dürfen oder mögen, einem Landesherrn, in dessen Hand ihr Schicksal steht, Recht abzusprechen? Die Landesherren hätten folglich das Recht erhalten, den Sultan ungehindert zu spielen, und den Fiskal zu machen für ihre Kammer nach Belieben, und doch von Rechtswegen. Der Zustand dieser Länder wäre dadurch rechtlos, und Selbsthülfe ihr erstes Bedürfniß geworden. Dann aber gute Nacht Landfriede, und es lebe das Faustrecht! —

Wohl indessen uns, daß Deutschland in dem Reichs-Kammergerichte noch Männer zählt, welche konstitutionsmäßiger und konsequenter denken, als ein Duminique und seines Gleichen. „Ich muß gestehen — erklärte einer dieses Areopags ge-

gen Kurfürsten — daß ich nicht begreife, wie man heutzutage auf dem Rechte, in eigner Sache Richter zu ſeyn, und keinem Oberrichter davon Rechenſchaft geben zu wollen, beſtehen kann, und dadurch dem deutſchen Bürger ſein edelſtes Kleinod, gegen ſeinen Landesherrn, in jedem Falle, bey einem Oberrichter Hülfe finden zu können, ſo offenbar entziehen will. Hieraus können gerade in unſern Zeiten am allererſten und häufigſten Unruhen entſtehen.“

So dieſer Edle! Ehrwürdiger wird er, wenn man das weiter lieſt, was Schmelzer in der Ausgabe der erwähnten Wahlkapitulation S. 153 ausführlicher davon anführt.

Aber nun weißt Du, lieber Deutſcher, welcher Hof und welcher Mann es war, der uns den Franzoſenkrieg hauptſächlich zuzog: und dieß iſt hiſtoriſch- und politiſch-wichtig; — Du ſiehſt, daß ich den Emigrirten nicht zu nahe trat; — Und was mancher Fürſt oder Miniſter hinter dem Vorhange, zum gröſten Nachtheile ganzer Völker zuweilen durchſetze oder verhabe — darüber ſeufze und bedaure die Blindheit der Menſchen und Unmenſchen! Die Geſchichte aller Zeiten und Völker — meynt Schlözer — iſt ja eine Leidensgeſchichte der von den verworfenſten, oft ſtupideſten Böſewichtern am Narrenſeil herumgeführten Nationen.

Der Forſcher dieſer Gräuelthaten läuft ja Gefahr, daß ihm darüber die ganze Menſchheit verächtlich werde. Denn wer begreift es, daß ſich Millionen Menſchen von einzelnen Wütrichen haben ſchlachten, von einzelnen Räubern haben plündern laſſen! Die Feigheit dieſer Elenden iſt ja noch räthſelhafter, als die Unmenſchlichkeit ihrer Tyrannen. *) — So wahr iſt es nämlich, wenn der Dichter ausruft:

Unſelig Mittelding von Engel und von Vieh,
Du daſt Vernunft, o Menſch, und brauchſt ſie dennoch nie!

Verzeihung für dieſe Epiſode!

Eine Stunde von Trier wurde unſer Lager aufgeſchlagen nahe an der Moſel, da, wo die Saar in dieſen Fluß einfällt. In ganz Deutſchland, ſo weit ich wenigſtens darin herum geweſen bin, giebt es wohl keine ſchönere Gegend, als da, wo hier unſer Lager ſtand; aber leider machte die entſetzliche Hitze, daß wir den Anblick der ſchönen Natur beynahe gar nicht genieſſen konnten. Ich erinnere mich nicht, von der Sonne jemals mehr gebraunt worden zu ſeyn, als damals; und wenn wir noch gutes Waſſer gehabt hätten, ſo hätten

*) Schlözers allgem. Staatsrecht S. 123.

wir die Leiden der Hitze mindern konnen. Da wurde alles Waſſer zum Kochen und Trinken aus der Moſel geholt, und dieſes war bis zum Eckel ſchlammig und unrein. Das Waſſer dieſes Fluſſes iſt an ſich ſchon ein ſchlechtes, garſtiges Waſſer, und wurde durch das ſtete Pferdeſchwemmen, das Baden und Waſchen darin, noch mehr verderben. Man denke ſich ein Waſſer, worauf der Pferdemiſt überall herumſchwimmt; worin die Soldaten haufenweiſe ſich baden, und wo deren Weiber und Menſcher die ſchmutzigen Hemden auswaſchen. Solches Waſſer kann niemand ohne groſſen Eckel trinken: und eben in dieſer Sauferey, vermehrt durch jene entſetzliche Hitze, liegt wohl die erſte Urſache von der fürchterlichen Ruhr, welche ſo viele Menſchen in der preuſſiſchen Armee weggerafft hat.

In Trier bin ich einige Male geweſen, und habe mich nach dem Zuſtande der daſigen Univerſität erkundigt, ſie aber in einer ſehr traurigen Lage angetroffen. Ehemals ſtudierten hier Viele aus den öſtreichiſchen Niederlanden, aber ſeit der Verordnung Kaiſer Joſephs II, nach welcher alle Landeskinder kaiſerliche Akademieen beſuchen müſſen, leidet Trier gar ſehr. Der Ton der Trieriſchen Studenten hat von dem gewöhnlichen Univerſitäten-Ton nicht das Mindeſte: die Leute benehs

men sich wie kopfhängerische Klosterschüler. Ich habe mit einigen dieser Herren gesprochen, aber alles, was sie sagten, machte mir keine vortheilhafte Idee von der antiquissima Trevirensi. Da ich, nach dem berühmten Hn. von Hontheim fragte, wußten zwar einige so halb und halb den Namen Febronius, aber was Febronius eigentlich gelehrt habe, das wußten die guten Leutchen nicht. Doch welcher Prophet gilt in seinem Vaterlande! Und so konnte auch der große Febronius, die kirchliche Aufklärung seiner Landsleute wenig befördern. Wenn aber die Trierer durch den jetzigen Zeiten nicht gescheuter geworden sind, dann ist an ihnen Hopfen und Malz verlohren. Indeß ich denke doch, sie werden jezt nicht mehr so pfaffisch und unwissend seyn, als 1792.

Zum Beweise, daß das Trierland ein Hauptpfaffenland sonst war, will ich nur anführen, daß in einem Bezirke von einer einzigen Stunde drey sehr reiche Benediktiner Abteyen liegen. Diese waren den Cüstinianern eine sehr willkommne Beute.

Im Lager bey Trier erhielt ich ein Liebesbriefchen von einem Nymphchen aus Koblenz, mit der ich so zum Spaß und Zeitvertreib dort geschäckert hatte, und die hernach wohl zehnmal zu mir ins Lager kam, und mir mit ihrer zudringlichen Zärtlichkeit sehr lästig ward. Das Mädchen muß nicht

gereuſt haben, wohin es ſich ſonſt wenden ſollte. Daß ich ihre Schreiberey ohne Antwort liegen ließe, verſteht ſich von ſelbſt.

Für unſre Seelen ſorgte man in dieſem Lager auch. Wir hatten nämlich lange keinen Gottesdienſt gehabt, und die Herren Feldprediger der meiſten Regimenter hatten eben nicht ſehr darauf gedrungen. Aber nun ſollten auch unſre Seelen einmal wieder erquickt werden: und ſo mußten die Feldprediger an einem Sonnabend eine Predigt halten, wobey man das Lied: Was Gott thut, das iſt wohl gethan — abſang. Es war gegen Abend an einem höchſt ſchwülen Tage, und dieß machte, daß alle Soldaten alle Donnerwetter zuſammen fluchten, daß man ſie um der ſakramentſchen Predigt willen *) gezwungen hätte, ſich anzuziehen, und da in der größten Hitze eine Stunde lang hinzuſtehen. Die Predigten handelten von der Ergebung in den göttlichen Willen, und man merkte es bald, daß ihre Kompoſitionen in die Hundstage fiel. — Das war aber auch der erſte und der lezte Gottesdienſt für dieſen Feldzug.

---

*) Ich muß in der Fortſetzung, wenn ich nämlich auf meinen Aufenthalt in Frankreich komme, eine noch derbere Sprache nachſprechen: alſo wird man mir auch dieſen Ausdruck, den ich aus dem Munde der Soldaten anführe, zu gute halten.

An Singsang hat es uns auch nicht gefehlt: denn Hr. Doſt, ein Antiquar aus Halle, fiel auf den Gedanken, der Armee mit Geſangbüchern religiöſen Inhalts, und mit Kriegsliedern, wie auch mit einer höchſt undeutſchen Ueberſetzung des braunſchweigiſchen Manifeſtes nachzuziehen. Die Geſangbücher habe ich nicht geſehen, wohl aber die in allem Betracht elenden Kriegslieder, welche er obendrein für die Arbeit unſers Feldpredigers Lafontaine ausgab, um den Wirthen nur Kurz zu ſchaffen. Bey Luxemburg kaufte er ſich gar einen Eſel, lud dieſem ſeinen Singſang auf, und zog ſo mit nach la Lune und von da wieder zurück, und ſchlief oft, wie er ſelbſt erzählt hat, mit ſeinem Brodtgefährten in den franzöſiſchen Schweineſtällen. Zu Koblenz verkaufte er nachher ſein laſtbares Thier, ward krank, und kehrte um nach Halle, mit dem feſten Vorſatz, niemals wieder als geiſtlicher Makulaturtrödler einer Armee nachzuziehen. Jezt iſt er akademiſcher Liquermeiſter zu Halle.

Ich habe oft lachen müſſen über die Gerüchte, die man immer ausposaunte und gern für baare Wahrheit gelten ließ. Bey Trier hörten wir dergleichen viele; und wenn ich mich dann, wie man ſpricht, an den Laden legte, und den Ungrund oder die Unmöglichkeit ſolcher Sagerey aufdeckte: ſo hieß es gleich: ich ſey ein Patriot. Aber ich freue

mich in gewisser Rücksicht noch, daß ich mich gleich von allem Anfang in Absicht des Ganges dieses traurigen Krieges nicht geirrt habe: einen Vorbeweis dazu findet man schon im II. B. S. 393 unten in der Anmerkung. Ich schloß damals und nachher immer nach Gründen, welche mir meine geringe Kenntniß der Geschichte an die Hand gab, und so mußte ich wohl richtig schließen: denn in der Politik, wie in der Natur, bringen ähnliche Ursachen auch ähnliche Wirkungen hervor; und die Menschen im 14ten, 16ten und 18ten Jahrhunderte sind sich im Grunde gleich: man setze sie also in gleiche Lagen, und ihre Handlungen werden auch gleich seyn.

Achtes Kapitel.

Emigranten-Heer. Luxemburg. Briefe. Prinzen. Plünderung.

Die Emigranten hatten ihr Heldenheer nun auch zusammengeseppelt, und vereinigten sich mit uns bey Trier. Wie stark sie wirklich gewesen sind, hat man nie mit Gewißheit sagen können: wenigstens haben sie sich immer stärker angegeben, als sie

in der That waren. Sie selbst haben die Menge ihrer Leute wohl nie recht gewußt wegen des ewigen Ab- und Zulaufens. Schon bey Trier rissen ihre Soldaten haufenweise aus, und das nach Frankreich, wo man sie damals noch ohne weiteres aufnahm: nachher haben sie noch weit mehr verlohren: endlich nach dem Rückzuge aus Champagne verliefen sie sich beynahe ganz so, daß sie im Frühlinge 1793 wieder so zu sagen von neuem errichtet werden mußten.

Gegen die Mitte des Augustes brachen wir von Trier auf und lagerten uns nach einigen schweren Märschen bey dem Dorfe Montfort, welches wegen verschiedner daherum vorgefallner merkwürdiger Bataillen bekannt ist. Ich hatte hier Gelegenheit, die nahgelegene Stadt und Festung Luxembourg zu besehen.

Das Volk in dieser Gegend schien mit der östreichischen Regierung eben nicht sonderlich zufrieden zu seyn, und hasset seine nahen Nachbaren, die Franzosen weit weniger, als die Trierer: sonst aber sind die Leute noch sehr abergläubisch, grob und ungeschliffen. Das Land an sich ist übrigens vortreflich und mit allem versehen, was man zur Unterhaltung des Lebens bedarf: unsere Lebensart ward daher jezt auch etwas bessre und wohlfeiler, als bisher. —

Die venerische Krankheit war hier sehr im Gange. Sonderbar, daß man in katholischen Gegenden der Liebe weit zügelloser fröhnet, als in protestantischen. Aber die Natur will ihr Recht haben, und kömmt sie erst zur Reife, dann holt sie das unbändig nach, was vorher, als sie noch unreif war, die Kloster-Ascetik zwar zurückhielt, aber nicht unterdrückte. Dieß gilt auch für ascetische Protestanten.

Naturam furca expellas, tamen usque recurret.

Bisher hatte man immer gehofft, das Manifest des Herzogs von Braunschweig würde eine gute Wirkung auf die Franzosen haben, und uns der Mühe überheben, in ihr Land selbst einzudringen. Dieses war so zu sagen, die allgemeine Erwartung fast aller Offiziere und Soldaten: denn diese alle waren schon jezt des Krieges müde.

Aber wie sehr sahen sich die guten Leute in ihrer Erwartung betrogen, als sie von der mächtigen Veränderung hörten, welche am 10ten August in Paris vorgefallen war! Die Begebenheit dieses für Frankreichs und seines Königes Schicksal so merkwürdigen Tages zerstörte alle ihre Erwartungen; und nun hieß es: „Jezt ist kein Mittel: wir müssen geradeswegs nach Paris! die verfluchten Hunde, die Patrioten, müssen aufgehängt und gerädert werden.“ — Das war nun schon so ge-

wiß, wie Amen in der Kirche: mir aber fielen dabey immer die Nürnberger ein, welche wie man ſagt, niemanden hängen, den ſie nicht erſt haben. —

Hier erhielt ich auch Briefe aus Halle, wovon der eine mich ſehr erfreute, der andre aber auch deſto mehr ärgerte. Herr Biſpink hatte mir nämlich auf einen Brief, den ich von Koblenz aus an ihn ſchickte, geantwortet, und das Schreiben dieſes edlen Freundes hatte eben den Stempel von redlicher Geſinnung, von welcher alle ſeine Handlungen gegen mich voll waren, und noch voll ſind. Es hat mir, ſo wie jeder Brief, den ich von ihm bekommen habe, einen recht guten Tag und recht frohe Stunden gemacht, und dieß noch aus dem Grunde, daß Hr. Biſpink ſo gern mit mir einſtimmte, wenn ich die Lage der Dinge und den Krieg gegen die Neufranken mit etwas andern Augen anſah, als man ihn damals anzuſehen gewöhnt war.

Der andre Brief war von einem Halliſchen Bürger. Es geſchah mir aber recht, daß ich auch einen ſolchen erhielt. Ich hatte lange vor meiner Abreiſe aus Halle in einer gewiſſen Kneipe*) in Geſellſchaft des mehrmals erwähnten Bartolini Bekanntſchaft gemacht, und manchmal mit

*) S. Band II. S. 200.

Jungfer Rieckchen, der Tochter im Hause, geſchäkert. Bey meinem Abzuge mußte ich dem Mädchen verſprechen, dann und wann aus dem Felde an ſie zu ſchreiben; und das that ich aus dem Koblenzer Lager. Indeſſen aber hatte ſich ein gewiſſer Bürger aus Halle auch in derſelben Kneipe zuweilen eingefunden; und die guten Leute mochten glauben, das ſey ſo ein Stück von Freyer für ihre Tochter. Als nun mein Brief ankam, und der Vater dieſe Correſpondenz inne ward, ſchrieb er mir in einem zwar nicht groben, aber doch etwas derben Tone, und verbot mir, ferner an ſeine Tochter zu ſchreiben, damit meine Briefe ihr an ihrem Glücke nicht hinderlich werden mögten. Ich ärgerte mich anfangs ein wenig, nachher aber ließ ich es gut ſeyn. Allein nach unſerm Rückzuge aus Champagne ſchrieb mir Jungfer Rieckchen ſelbſt, entſchuldigte die Grobheit ihres Vaters, und verſicherte mich, ich weiß nicht weſſen. Nun zog ich ſo unter der Hand einige Erkundigung ein, und ſiehe da, ich erfuhr, daß der prätendirte Herr Freyer abgegangen war, wie die Katze vom Taubenſchlag, und daß ich jezt gut genug ſeyn ſollte, meinen alten Platz in Jungfer Rieckchens Gunſt wieder einzunehmen. Das Ding gefiel mir nicht ſehr: ich antwortete alſo nicht, und der ganze Kohl hatte ein Ende.

Hier bey Luxemburg wurde ein Spion aufgeknüpft: man sagte die Franzosen hätten ihn abgeschickt, um unser Lager auszuspähen.

Ich habe über die Spionen und deren Bestrafung so meine ganz eignen Gedanken, und es kömmt mir vor, als wenn das Gesetz, welches die Spionen so geradeweg zum Strange verdammt, sehr ungerecht sey. Denn wenn man einen General, der sich aller Kriegslisie bedient, deßwegen nicht für unehrlich, und ihn noch weniger für strangfähig erklärt, weil er durch List dem Feinde zu schaden trachtet: warum soll man einen armen Teufel aufknüpfen, der sich zur heimlichen Entdeckung der Absichten des Feindes bereden oder gebrauchen läßt? Man muß alles nur so einrichten, daß kein Spion uns durch Entdeckung dessen, was er sieht oder hört, schaden könne: und dann hat die Spionerie keine böse Folgen. Da gefällt mir der französische General Moncey, welcher die Neufranken in diesem Kriege gegen die Spanier anführte, besser. Als diesem 2 spanische Spionen vorgeführt wurden, sagte der edle Mann zu ihnen: „Hört ihr Leute, ich könnte, wenn ich nach der gemeinen Art mit euch verfahren wollte, euch alle beyde gleich hängen lassen; aber ich verachte einen Spion zu sehr, als daß ich denken sollte, aus seiner Hinrichtung Vortheil zu ziehen. Geht hin zu eurem General und sagt ihm,

ich sey 32000 Mann stark, und erwartete blos noch Verstärkung; sobald ich die würde erhalten haben, würde ich ihn angreifen, schlagen, und dann Navarra erobern. Das sind meine Anschläge, welche euer General ohne Zweifel durch euch hat erfahren wollen. Nun könnt ihr sie ihm berichten, und ihm noch sagen, daß wenn er künftig etwas von meinen Absichten wissen wolle, er sich nur an mich wenden dürfe: ich wolle ihm allemal richtige Nachricht geben. Jezt packt euch!" — Ich glaube, daß der brave Moncey Recht hatte, wenigstens handelte er edel, und es wäre Schade, wenn diese edle Handlung vergessen würde. Es war freylich nur ein französischer General; aber der Herzog von Braunschweig hat, wie ich zu seiner Zeit erzählen werde, eine ähnliche edle Handlung ausgeübt.

Von Luxemburg bis auf die französische Gränze hatten wir noch zwey Märsche, die aber gut gemessen waren. Wir plünderten unterwegs die Erbsen- und Kartoffel-Aecker, ob diese gleich noch im Kaiserlichen lagen, und rückten am 19ten August 1792 über die Gränzen in Wälschlotharingen ein.

Daß man uns den Tag vor unserm Einmarsche in Frankreich es noch erlaubte, die in der Nähe des Lagers befindlichen Aecker der östreichischen Unterthanen, wenn gleich ihr Landesherr mit uns verbündet war, auszuplündern, war mir eine

seltsame Erscheinung. Um den Grund davon aufzufinden, legte ich mich auf Erkundigung, und hörte: daß die Bewohner jener Gegend Neufränkisch gesinnet seyen, ob sie gleich Unterthanen des Kaisers wären; und da wäre es schon recht, daß man sie etwas züchtige und die Folgen des Krieges mitempfinden lasse. Die Angabe dieses Grundes schien mir damals nur so ersonnen; aber in der Folge habe ich gefunden, daß sie nur gar zu gegründet war. Auch die Unterthanen in diesen Gegenden litten vielen willkührlichen Druck, wie beynahe alle auf den Gränzen Frankreichs. Es war also natürlich, daß das Entgegenstreben dieses Landes sich zunächst auf alle die Gränznachbarn verbreitete, welche den Grund des allgemeinen Aufstandes in Frankreich durch eigne Erfahrung in ihrem Lande kennen gelernt hatten. Es konnte demnach nicht anders seyn, als daß man auch ähnliche Wirkung da finden mußte, wo ähnliche Ursache vorausgegangen war. — Und wer steht uns dafür, daß dieß nicht noch weiter greifen wird! Den Krieg der Neufränkischen Waffen kann man beendigen, aber nicht den Krieg ihres Systems. Dieß hat so viel unversöhnliche Verbündete, als es Despotisch-Bedrückte giebt, und helle warme Menschenfreunde, zumal in Ländern von Fürsten, welche es behaglicher finden, den Schlendrian des

Orientaliſchen und Longobardiſchen Deſpotismus unbekümmert fortzuſetzen, ohne die für ihr eignes Intereſſe ſo wichtige Wahrheit einzuſehen: Daß kein Fürſt groß, mächtig, glücklich und ſicher ſeyn kann, wenn er nicht vernünftige Völker gerecht regiert. *)

Neuntes Kapitel.

Einfall in Frankreich. Anfang alles Elendes.

Der 19te Auguſt war der Tag, an welchem wir in Frankreich einrückten: und dieſen Tag werde ich nicht vergeſſen, ſo lange mir die Augen aufſtehen. Als wir frühe aus unſerm Lager aufbrachen, war das Wetter gelinde und gut; aber nach einem Marſche von zwey Meilen mußten wir Halt ma-

*) Man erwäge die XLVIIIte Seite der Vorrede zu der Sammlung erbaulicher Gedichte für alle die, welchen es Ernſt iſt, das Wohl ihrer Unterthanen, Untergebnen und Mitmenſchen nicht nach dem wankenden Tiger- und Fuchs-Geſetze des Stärkern oder Liſtigern zu untergraben, ſondern nach dem ewigſeſten und ewigheiligen Geſetze der Gerechtigkeit und der Menſchenliebe väterlich und brüderlich zu fördern, und dadurch Zutrauen, Ruhe und Menſchenwohl, ſowohl von Seiten der Obern als der Unterthanen, in Friede und Einigkeit gemeinſchaftlich zu begründen und zu erhalten. — Altona, 1796.

chen, um die Kavallerie und Artillerie vorzulassen; und während dieses Halts fieng es an, jämmerlich zu regnen. Der Regen war kalt und durchdringend, so daß wir alle rack und steif wurden. Endlich brachen wir wieder auf, und postirten uns nächst einem Dorfe, das Brehain la ville hieß, eine gute Meile von der deutschen Gränze.

Der Regen währte ununterbrochen fort, und weil die Packpferde weit zurückgeblieben waren, indem sie wegen des gewaltig schlimmen Weges nicht voran konnten, so mußten wir unter freyem Himmel aushalten und uns bis auf die Haut durchnässen lassen. Da hätte man das Fluchen der Offiziere und Soldaten hören sollen!

Endlich wurde befohlen, daß man einstweilen für die Pferde furaschiren und aus den nächsten Dörfern Holz und Stroh holen sollte.

Das Getraide stand noch meistens im Felde, weil dieses Jahr wegen des anhaltenden Regens die Ernte später, als gewöhnlich, gefallen war. Das Furaschiren gieng so recht nach Feindes-Art: man schnitt ab, riß aus und zertrat alles Getreide weit und breit, und machte eine Gegend, worauf acht bis zehn Dörfer ihre Nahrung auf ein ganzes Jahr ziehen sollten, in weniger als einer Stunde zur Wüsteney.

In den Dörfern gieng es noch abscheulicher her. Das unserm Regimente zunächst liegende war das genannte Brehain la ville, ein schönes, groſses Dorf, worin ehedem ein sogenannter Bailli du roi seine Residenz gehabt hatte. Um durch Laufen mich in Wärme zu setzen, lief ich mit vielen andern auch nach diesem Dorfe, wo wir Stroh und Holz holen sollten. Ehe aber diese Dinge genommen wurden, durchsuchten die meisten erst die Häuser, und was sie da anständiges vorfanden, nahmen sie mit, als Leinwand, Kleider, Lebensmittel und andere Sachen, welche der Soldat entweder selbst brauchen, oder doch an die Marketender verkaufen kann. Was dazu nicht diente, wurde zerschlagen oder sonst verdorben. So habe ich selbst gesehen, daſs Soldaten vom Regimente Woldeck in eben diesem Dorfe ganze Service von Porcellan im Pfarrhofe und anderwärts zerschmissen: alles Töpferzeug hatte dasselbe Schicksal. Aufgebracht über diese Barbarey, stellte ich einen dieser Leute zur Rede: warum er einer armen Frau, troz ihres bittern Weinens und Händeringens, das Geschirr zerschmissen und ihre Fenster eingeschlagen habe? Aber der unbesonnene, wüste Kerl gab mir zur Antwort: was Sakkerment, soll man denn hier schonen? Sinds nicht verfluchte Patrioten? Die Kerls sind ja eigentlich Schuld, daſs wir so viel ausstehen

müssen! Und damit giengs mit dem Ruiniren immer vorwärts. Ich schwieg und dachte so mein Eignes über das Wort: Patriot in dem Munde eines — Soldaten. —

Die Männer aus diesen Dörfern hatten sich alle wegbegeben, und blos ihre Weiber zurückgelassen, vielleicht, weil sie glaubten, daß diese den eindringenden Feind eher besänftigen könnten. Aber der rohe Soldat hat eben nicht viel Achtung für das schöne Geschlecht überhaupt, zumal bey Feindseligkeiten, und es giebt wüste Teufel unter diesen Leuten, welche einem Frauenzimmer allen Drang anthun können, die aber vor jedem Mannsgesicht aus Feigheit gleich zum Kreuze kriechen. Ich habe davon einmal eine Probe gesehen bey Homburg an der Höhe, in einem Dorfe. Es kam hier nämlich ein Offizier vom Regiment Hohenlohe in ein Haus, worein ich getreten war, um Wasser zu trinken. Mit dem größten Ungestüm foderte er Butter oder Käse, und als ihn das Mädchen versicherte, daß sie weder das eine, noch das andere hätte, ward er grob, und sagte: Euer Haus sollte man Euch anstecken, ihr verfluchtes Patrioten-Grob! u. s. w. — Dieß hörte des Mädchens Bruder vor der Thüre, trat hinein und schaute dem Hn. Leutnant ins Gesicht: „Herr, was räsonnirt Er da von Patrioten-Grob? Den Augenblick zur Thür hinaus,

oder ich schwuppe ihn hier herum, wie einen Tanzbär!“ Dieß sagte er, und der Hr. Leutnant schob ab, und sagte kein Wort. Mich hatte er nicht bemerkt, denn ich saß hinterm Ofen. Dieß im Vorbeygehen!

Unsere Leute hatten auf den Dörfern die Schafhürden und Schweinställe geöfnet; und so sah man auf den Feldern viele Schaafe und Schweine herum laufen. Diese wurden, wie leicht zu denken steht, haufenweise aufgefangen und nach dem Lager geschleppt. Ich muß gestehen, daß ich mich auch unter den Haufen der Räuber mischte, und ein Schaaf nach meinem Zelte brachte: ich dachte, wenn du's nicht nimmst, so nimmt es ein anderer oder es verläuft sich: und dieser Grund bestimmte mich, an der allgemeinen Plünderey Theil zu nehmen. Der rechte Eigenthümer, dachte ich ferner, gewinnt doch nichts, wenn auch ich sein Eigenthum nicht berühre; ja, ich werde alsdann noch obendrein für einen Pinsel gehalten, der seinen Vortheil nicht zu benutzen wisse. Kurz, alle Imputabilität des Plünderns gehört, wie mich dünkt, für die Aufseher über die Disciplin und den Lebensunterhalt: diese haben zunächst alles zu verantworten.

Das Hammel- und Schweinefleisch wurde gekocht, oder an den Säbel gesteckt, und so in der Flamme gebraten, und hernach ohne Brod und ohne

Salz verzehrt; denn das Brod war uns auch ausgegangen; und zwar hier zum erstenmal fühlten wir Brodmangel, der uns nach dieser Zeit noch oft betroffen und bitter gequält hat, wie die Folge dieser Erzählung ausweisen wird.

Das Dorf Brehain la ville, und alle andre in dessen Nähe, sahen bald aus, wie Räuberhölen; selbst das Dorf nicht ausgenommen, worin unser König logirte.

Endlich, als es bald dunkel war, kamen die Zelter an, worin wir uns durchnaß und überaus besudelt niederlegten, und auf dem nässen Boden und Stroh eine garstige Nacht hinbrachten. Die Bursche, welche auf der Wache waren, gingen des Nachts von ihrem Posten in die Dörfer auf Beute.

Das abscheuliche kältende Wetter und das schlechte nasse Lager hatten die Folge, daß schon am andern Tage gar viele Soldaten zurück in die Spitäler gebracht werden mußten, weil sie das Fieber hatten, und nicht mehr mitmarschieren konnten.

Ob unsre Vorgesezten das Rauben und Plündern nicht verboten, und diesem Unwesen nicht Einhalt gethan haben? Allerdings haben das viele gethan, aber nicht alle, und die, welche es noch thaten — je nun, die sahen nicht alles, oder sie

wollten nicht alles sehen. Es hieß: „wir sind ja einmal in Feindes Landen: wer etwas erwischen kann, dem ists nicht groß zu verargen, zumal beym Mangel. Ueberdieß ist's ja ein Wetter zum Krepiren: wer kann da über den Soldaten zürnen, wenn er böser Laune wird!" u. s. w.

Die armen Leute in den Dörfern, welche sich nun ihres Auskommens auf lange Zeit beraubt sahen, schlugen die Hände zusammen und jammerten erbärmlich: aber unsre Leute ließen sich von dem Angstgeschrey der Elenden nicht rühren, und lachten ihnen ins Gesicht, oder schalten sie Patrioten und Spizbuben.

Ein Offizier von dem Regimente Romberg, hatte es sogar gern gesehen, daß sein Calefactor*) einem französischen Bauer dessen Pferd genommen hatte. Es gefiel ihm, und er nahm es gegen ein kleines Gratial zu den seinen. Er glaubte, das Pferd gehöre auch zu den Kriegsgeräthschaften; und da nun befohlen sey, daß man den französischen Landleuten und überhaupt allen dortigen Einwohnern alle Munition nehmen sollte, so meynte er, könnte er ja auch das Pferd mit dazu rechnen, und es — behalten. Aber der Herzog von Braunschweig ließ den Syllogismus des Hn. Leutnants

*) So heißen die Preußischen Offizierbedients.

nicht gelten, und zwang ihn nicht nur das Pferd dem Bauer zurück zu geben, sondern er ließ ihn noch obendrein in die Wache stecken. Doch wurde die Logik mancher Herren dadurch nicht viel geändert: denn in der Folge haben Einige noch gar manches Pferd auf diese Art sich zugeeignet.

Wegen des Plünderns hörte ich noch am nämlichen Tage zwey Offiziere — es war ein Kapitän und ein Major — dieß mit einander reden:

Major: Aber, bey Gott, es ist doch eine Schande, daß gleich am ersten Tage unsers Einmarsches solche Gräuel verübt werden!

Kapitän: O verzeihen sie, Hr. Obristwachtmeister, das ist eben unser Hauptvortheil, daß dieses gleich geschieht.

Major: Nun, lassen sie hören, wie und warum!

Kapitän: Sehn sie, das geht heute vor, und zwar etwas stark, ich gestehe es: aber nun macht das auch einen rechten Lärm in ganz Frankreich. Jeder spricht: so machens die Preußen! So plündern die Preußen! So schlagen die Preußen den Leuten das Leder voll!

Major: Das ist eben das Schlimme, daß man nun so in ganz Frankreich herumschreyen wird! Das wird uns warlich wenig Ehre machen.

Kapitän: Ey was Ehre! Es schreckt doch die

Patrioten ab. Sie werden denken: Machen's die Preuſſen ſchon am erſten Tage ſo: was werden ſie noch thun, wenn ſie weiter kommen? Da werden die Spitzbuben deſto eher zum Kreuze kriechen.

Major: Meynen Sie? Nein, mein Lieber, es wird die Nation erbittern, und ſelbſt die wider uns aufbringen, die es bisher noch gut mit uns gemeynt haben. Und wirklich, das heißt doch nicht Wort halten!

Kapitän: Wie ſo, Hr. Obriſtwachtmeiſter?

Major: Hat nicht der Herzog im neulichen Manifeſte den Franzoſen verſprochen, daß er als Freund kommen, und blos die Herſtellung der innern Ruhe zum Zweck haben wollte? Das heißt aber ſchön als Freund kommen, wenn man die Dörfer ausplündert, die Felder abmähet, und Leuten, die uns nichts gethan haben, das Fell ausgerbt! Pfiw, Pfuy!

Kapitän: Das iſt aber doch Kriegsmanier!

Major: Der Teufel hole dieſe Kriegsmanier! Ich ſage und bleibe dabey: das heutige Benehmen unſrer Truppen und ihr verdammtes Marodiren wird uns mehr ſchaden, als wenn wir eine Schlacht verloren hätten.

Kapitän: Herr Obriſtwachtmeiſter, innerhalb drey Wochen iſt die ganze Patrioterey am Ende:

in drey Wochen iſt Frankreich ruhig, und wir haben Friede. Wollen Sie wetten? Ich biethe 10 Louis-d'Or.

Major: Topp: wenn in drey Wochen Friede iſt, ſo haben Sie gewonnen!

Der Hauptmann ſchlug ein, und — zahlte hernach bey Luxemburg auf dem Rückzuge — zehn Louis d'Or.

Der Herzog erfuhr die Plünderenen nicht ſo bald, als er ſie gleich aufs ſchärfſte unterſagen ließ. Allein was halfs! Anfangs folgte man; aber hernach, beſonders auf dem Rückzuge, gings, troz mancher exemplariſcher Beſtrafung, oft ſehr arg.

Sogar Weiber ließen ſich beygehen, in die Dörfer zu laufen und da zu marodiren. Wir hatten nämlich einige ſolcher Kreaturen — denn Kreaturen ſind es immer, und zwar von der allerverworfenſten Claſſe, welche ſich entſchließen, einer Armee nachzurennen: wer ihrem Unweſen nur je zuſah, weis gleich, warum. — Alſo ſolche Kreaturen, größtentheils unverehlichte Menſcher, welche ſich an Soldaten gehenkt hatten und ſo mitzogen, marodirten derb, und dieß ſchon in den Trieriſchen und Luxemburgiſchen Dorfern und Feldern. Da befahl denn der Herzog, daß ſie künftighin jedesmal von den Profoſen der Regimenter geführt werden ſollten.

Ein Preußischer Profos ist aber eine gar traurige Personnage. Der Kaiserliche Profos ist ein angesehener Mann, welchen die Soldaten und Offiziere ihren Herr-Vater heißen. Ich habe einige von diesen kennen lernen, und besonders an dem Hn. Vater des Regiments Terzi, welches im Winter 1795 in Freyburg stand, einen sehr artigen feinen Mann gefunden, der etwas studirt, und den Kopf auf dem rechten Fleck sitzen hatte. So ein Profos hat auch gutes Traktament, und artige Kleidung. Hingegen ein Preußischer — ist gewöhnlich ein alter Invalide, der schlechten Sold erhält, und eine ausgezeichnete Uniform trägt, grau mit grüner Garnitur; auch keinen Steckenjungen hat, der die Gefangnen schließe, oder die Stecken und Ruthen schneide u. dgl.: das muß der preußische Profos alles selbst thun. Daher ist er auch bey jedem Soldaten verachtet und verspottet; keiner trinkt mit ihm, und er darf sich nicht unterstehen, in ein Wirthshaus, oder in eine Marketenderhütte zu kommen, wo Soldaten sind: sogar die Packknechte wollen den Profos nicht um sich leiden. So warf einst unser Packknecht Rehkehl unsern Profos bey Landau aus der Bierbude, mit dem Zusatz: der Kerl will sich unter honette Leute mischen! — Wenn man endlich weiß, daß auch die Packknechte von den Soldaten verachtet, und bey jeder Gelegenheit mis-

handelt werden, so kann man sich so ziemlich den Begriff machen, was der arme Profos bey den Preussen gelten müsse.

Die Weiber, oder vielmehr die Menscher der Armee wollten nun schlechterdings das Kommando der Profose nicht anerkennen, und widersezten sich ihnen aufs thätigste: kurz, sie betrugen sich so, daß man genöthigt war, das Kommando über sie einem Unteroffizier aufzutragen. Aber auch diese Anstalt ging bald wieder ein, und die Nickel marodirten wieder, wo und wie sie wollten.

Ich sehe in Halle jezt noch öfters eine von diesen Kreaturen, welche ehedem als ein rechter Teufelsbesen alle Löcher und Hurenkeller durchkrochen ist. Diese hing sich beym Ausmarsche nach Frankreich an einen Soldaten, und verdiente sich durch ihre Industrie, welche sie besonders im Marodiren bewies, so viel, daß sie jezt eine vollständige Wirthschaft besizt, und einen ihrer Galane hat heurathen können. Daß ich diesem abgefeimten Nickel nicht zu viel thue, will ich nur durch einen Vorfall erhärten, wobey ich Zeuge war. Ich befand mich mit einem sehr braven Offizier ohnweit Grandpre in einem Dorfe, wo ich dieses Mensch einem armen Mädchen von 10 — 12 Jahren die Schürze und das Mieder mit Gewalt ausziehen sah. Ich wollte abwehren, aber die Niederträchtige hatte

Unterstützung von einigen Soldaten des Regiments von Woldek: ich rief daher den Offizier, welcher diese Natter mit derben Hieben zwang, dem Mädchen, das jämmerlich schrie, seine Sachen zurückzugeben.

Wie hier, so hat diese Verschmizte ihr räuberisches Handwerk fast überall getrieben, nebst jenen andern, welches sich denken läßt: und so kostet es ihr noch keinen Heller, wenn sie diesen oder jenen Nebengalan mit Zeug zu Kleidungsstücken und dergleichen versieht, oder nichts an sich spahrt, um wenigstens durch Kleider, Gang und Koketten-mine noch etwas zu gelten.

So also trieben es unsere Soldaten, so auch deren Weiber und Menscher! Auftritte von dieser Art waren daher nicht selten, und ich werde nicht ermangeln, sie in der Folge gehörigen Orts anzubringen, und dieß, damit man wisse, daß die Deutschen in Frankreich das erst thaten, was die aufgebrachten Franzosen nachher in Deutschland dafür wieder thaten. Hätten die meisten unserer deutschen Zeitungsschreiber, Journalisten und Almanachsschmierer das Betragen der Neufranken nach dem gleichartigen Betragen der Deutschen etwas kälter gewürdiget und sie anfänglich nicht immer wie blinde Kanibalen zu tief herabgesezt: so hätten die meisten unsrer deutschen Für-

sten, wie ihre Minister, wohl etwas heller drein gesehen, und hätten dann es gewiß nie so weit kommen lassen, daß sie, meist flüchtig, und nach dem Ruin ihrer Länder, endlich sich genöthigt sehen, unter jeder, auch noch so nachtheiligen oder schimpflichen Bedingung, in aller fürstlichen Herablassung und Blöße, um Frieden gleichsam zu betteln bey denen, welche sie vorhin, wer weiß wie tief, verachteten. Und das waren denn die Früchte von der vertheufelten Deutschheit! —

Ich bedaure, daß selbst einer meiner Freunde, Hr. Braun, Pfarrer zu Oppenheim, in einem ziemlich dicken Buche, unter dem Titel: Das Betragen der Franzosen in der Rheinischen Pfalz — die Neufranken aufs häßlichste geschildert hat. Ich will gern glauben, daß Hr. Braun, dessen Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit mir bekannt ist, seine Nachrichten von glaubwürdigen Männern erhalten, und keine Erdichtungen eingemischt hat: dennoch blickt eine gewisse Animosität gegen die Frankreicher, wie er die Franzosen, nach Birkenmayer, nennt, aller Orten durch. *)

*) Hr. Pfarrer Braun hatte, wie mancher andere Prediger, auf Verschrift der Regierung, den Bauern Aufstand mitgepredigt. Er fand es daher, als die Neufranken die Pfalz occupirten, nicht heilsam, in Oppenheim zu bleiben, und flüchtete übereilt nach Hanau. Hier war seine Lage kümmerlich, also nicht die heiterste; und in dieser Lage schrieb er das vorhin erwähnte Buch, nebst jenen Briefen über die Frankrei-

Das aber würde nicht geschehen seyn, wenn Hr. Braun auch das vorhergegangene Benehmen der Deutschen gegen die Frankreicher genauer gewußt oder gewürdiget hätte. Da würde er nach dem Spruch des Horatius gesehen haben, wie

Illiacos intra muros peccatur et extra,

und dann hätte er gewiß minder streng von Leuten geschrieben, welche von den Deutschen ja erst auf mehr als eine Art arg gekränkt waren. Ich hasse zwar die französischen Räuber und ihre Barbareien in der Pfalz so sehr, als Hr. Braun: denn ich bin ja selbst ein Pfälzer: aber die Invasion und die Räubereien der Deutschen in Lotharingen und in Champagne kann ich auch nicht loben. Man muß jedem sein Recht wiederfahren lassen, dem Deutschen und dem Franzosen, und das darum, damit wir selbst billiger und toleranter werden, und uns so gegenseitig desto eher wieder aussöhnen. Wenn ich also dann und wann auf Hn. Brauns Buch Rücksicht nehme, so wird der brave Mann dieß mir nicht verargen: denn es geschieht gewiß nicht

---

cher, welche Girtanner in seinen politischen Annalen und in den Revolutions-Charakteren geliefert hat. Liest man — damit ich das nebenher erinnere — hier die Vorrede, so sieht man, daß Girtanner recht gut wußte, wie ein historischer Schriftsteller seiner Art zu verfahren habe: liest man aber seine Produkte in diesem Fache selbst, so sieht man, daß der Koburgische Herr Hofrath die Hofmanier nicht unter der Würde eines — Schweizers fand.

aus Geringschätzung seiner Absicht oder seiner Arbeit, sondern blos, um den übertriebnen, gehäs-sigen Eindruck etwas zu mildern, welchen sein aufgestelltes Gemälde bey allen nicht recht unter-richteten Lesern vielleicht gemacht hat.

Zehntes Kapitel.

Wegnehmung von Longwy.

Am 20ten August hatten wir schönes Wetter: allein wir wurden doch erst gegen Abend völlig trocken, weil wir den Tag vorher gar zu naß ge-worden waren.

Der Herzog befahl, erst Brod herbey zuschaf-fen, ehe das Lager aufgebrochen werden sollte; und dieses hinderte uns, früh aufzubrechen.

Als wir das Lager geräumt hatten, lag alles voll Schafshäute und Kaldaunen von Schafen und Schweinen, welche den Tag vorher geschlachtet waren; eben so verhielt es sich mit den Federn von den geraubten Hünern und Gänsen.

An eben diesem Tage forderte der Herzog von Braunschweig mit einer nicht starken Avantgarde

die Feſtung Longwy auf. Dieſes Städtchen iſt ſehr artig gebaut, und hat treffliche groſſe Häuſer und einige ſchöne öffentliche Gebäude. Die Befeſtigungswerke ſind von dem berühmten Vauban. Longwy iſt beträchtlicher als Verdun, ob es gleich viel kleiner iſt.

Bey der erſten Auffoderung weigerte ſich der Kommandant, das Städtchen aufzugeben; als aber das grobe Feuren hinzukam, da drang die Bürgerſchaft auf die Uebergabe, damit das Oertchen nicht ganz zerſchoſſen werden mögte: und ſo kam dieſe Feſtung in die Hände der Preuſſen. Longwy hätte ſich zu der Zeit ohnehin ſchwerlich ſo lange halten können, bis Entſatz gekommen wäre. Die Uebergabe dieſes Platzes, und der Feſtung Verdun haben indeſſ eigentlich viel Unglück über die deutſchen Armeen verhängt: denn wären die Franzoſen hier nur ſtandhafter geblieben, und hätten ſie uns mehr dabey beſchäftiget, ſo wären wir nicht ſo weit vorgedrungen, und hätten wenigſtens beſſere Anſtalten für unſre Erhaltung getroffen.

Wir hatten unſer Lager an einem ſchönen Gehölze, aber innerhalb 8 Tagen war das ganze Holz zuſammengehauen, und verbrannt. Es hatte ehemals zu einer Abtey gehört.

In die umliegenden Dörfer wurden zwar Salvegarden gelegt: dieſes aber hinderte nicht, daß

auch sie nicht rein ausgeplündert wurden. Die Felder wurden obendrein weit und breit furaschirt.

Das Wetter war die ganze Zeit über, als wir bey Longwy standen, schlecht: es regnete ohne Unterlaß; und der Boden, welcher in Lothringen ohnehin überall steif und leimigt ist, war beinahe ganz ungangbar: er hing sich an, wohin man nur trat. Die Lebensmittel waren hier sehr theuer, und das Brod, welches die französischen Bauern uns zuschleppten, mußte fast mit Geld aufgewogen werden.

Dem würdigen Herrn von Hunt, Obristen unsers Regiments, muß ich es hier nachrühmen, daß er bey uns gute Mannszucht hielt in Rücksicht auf das Furaschiren. Es wurde uns schlechterdings nicht gestattet, die Felder auszuplündern, oder in den Dörfern auf Beute auszugehen. Der Herr Major von Wedel trug das Seinige auch redlich bey, den armen Landleuten Schonung zu verschaffen: Beyde hatten mehrere gutdenkende Offiziere dabey zu Gehülfen. Andre Regimenter nahmen das Ding doch so genau nicht; und die Felder sind dennoch geleert worden, obgleich ein und das andre Regiment keine Kartoffel, Möhre u. d. gl. berühren durfte.

Unser Hauptmangel war an gutem Wasser. In diesen Gegenden ist das Wasser überhaupt

schlecht; und die elende Kost mit dem Mangel an gutem Getränke verbunden, dann das traurige Wetter, nebst der anhaltenden Kälte, vermehrten die Krankheiten ohne Aufhören: tagtäglich brachte man von unsern Kameraden mehrere ins Lazareth nach Longwy, von welchen aber nur wenige zurück gekommen sind.

Die Emigrirten hatten unter andern uns vorgeschwazt, daß die Franzosen vor lauter politischem Trubel den Ackerbau fast gar nicht mehr betrieben. — Daß aber dieses eine offenbare Lüge war, habe ich selbst bald gesehen, wie alle unsre Leute. Das ganze Land in Lotharingen, und in dem kleinen Ländchen Clermontois, ja sogar in dem armen unfruchtbaren Champagne zeigte das Gegentheil: Der Ackerbau blühte hier sichtbar; die Gärten waren gut angelegt, und die Dörfer verriethen den Fleiß und den Wohlstand ihrer Bewohner.

Ich habe mich mit Lotharingern mehrmals unterhalten, und mit Vergnügen vernommen: daß sie durch die Revolution von jeder Seite durchaus gewonnen hätten. Die schrecklichen Abgaben, sagten sie, wären nicht mehr; jezt könnten sie auch an sich denken, bauen, Andern aushelfen, ihres Lebens, wie ihrer Arbeit froh werden, einen Nothpfennig ersparen; die vielen Accisen hätten aufgehört; das grobe Wild verwüstete ihre Fruchtfelder

nicht weiter: kurz, sie fühlten jezt, daß sie Menschen wären, und nicht mehr Sklaven des Edelmanns und der Priester. ꝛc. ꝛc.

Man muß, dünkt mich, bey einer Revolution nicht die vornehmen Kasten der Städter, noch weniger, die Kaufleute, Juden, Wucherer, besoldete Gelehrte, und Dienstleute, am allerwenigsten diejenigen fragen, welche blos vom alten Systeme, von den Vorurtheilen, dem Aberglauben und von dem Luxus der Nation sich zu nähren vorher gewohnt waren. Diese Leute sind alle nicht in der Lage, einen richtigen Begriff von der Staatsänderung anzugeben: denn sie haben dabey verlohren, und ihr Verlust hindert sie, den Gewinn des Ganzen gehörig zu würdigen. Man frage den Landmann, den Handwerker, der nöthige Sachen macht; kurz, die erwerbende Klasse, nicht die verzehrende, nicht den Höfling, den Priester, den Friseur oder das Modemädchen: und man wird von der Revolution richtiger urtheilen lernen. Dabey aber, denke man ja beständig, daß man eine Revolution vor Augen habe, und daß bey einer Revolution, besonders wenn sie von allen Seiten her durch in- und ausländische Angriffe bestürmt wird, gar viel Abscheuliches und Grausendes vorfallen müsse. Dieß nebenher!

Die Lotharinger sind im Ganzen gröber, als die andern Franzosen, daher führen diese auch aller-

hand Sprüchwörter von den Lotharingern. Doch sind die Leute gutmüthig. Ehemals war dieses Volk gar sehr orthodox oder jesuitisch-katholisch, und trieb alle Art von Aberglauben. Als wir aber dahin kamen, war ihre Einsicht ganz anders, und die Leute betrachteten das Pfaffenhandwerk eben nicht mehr, als eine unter dem unmittelbaren Schutz des heiligen Geistes stehende Innung.

In Longwy sah ich ein Leichenbegängniß, wobey der Sarg von sechs Frauenzimmern in drunterher gezogenen Tüchern, ohngefähr einen Schuh hoch über der Erde getragen wurde. Ich erkundigte mich über diese seltne Bestattung und erfuhr, daß die Leiche eine Jungfer*) sey: diese würde nur von Jungfern getragen, wie Weiber von Weibern, Männer von Männern und ledige Mannsleute von ledigen Burschen: das sey so ihre Gewohnheit, und die nächsten Verwandten und Bekannten des Verstorbenen verrichteten diesen traurigen Dienst. Ich sah auch, daß die sahdnen Trägerinnen wirklich weinten.

---

*) Was wir Deutsche Jungfer heißen, nennen die Franzosen fille, Tochter, Mädchen. Eine eigentliche Jungfer nennen sie vierge, oder pucelle. Aber selten bedienen sie sich dieses Ausdrucks. Die sogenannte Mutter Gottes hieß sonst la vierge, per eminentiam, und die Jeanne d'Arc hieß die Pucelle per eminentiam.

Mein Hauptmann schickte mich einigemal nach Longwy, um allerhand für ihn einzukaufen. Ich benuzte diese Gelegenheit, mich auch hier nach der neuen Lage der Dinge in Frankreich zu erkundigen, und hörte, sobald die Leute vertraut wurden, mehr, als ich erwartete. — Das Haus des gewesenen Kommandanten von Longwy und das Gemeinhaus (Maison Commune) wurden zu Lazarethen eingerichtet, sahen aber schon bald nachher aus, wie die Mördergruben.

Ich weis nicht, wer anders, als das alte barbarische Vorurtheil, seinem Feinde alles mögliche Böse zuzufügen, und die übertriebene Furcht, dieses vom Feinde bewerkstelligt zu sehen, das Gerücht von Vergiften, auch während dieses Krieges, verbreitet haben mag. Mehr als einmal habe ich es bey uns äußern hören, und sah sehr viele sich ängstlich danach richten. Daß es bey dem Eindringen der Franzosen in unsere Gegenden vielleicht von ihren kurzsichtigen deutschen Anhängern auch bey ihnen in Gang gebracht sey, läßt sich denken; und man hörte es, als sie in die Pfalz eindrangen. Bey uns wenigstens war es hier ganz und gäbe, und viele unserer Leute waren sehr auf ihrer Hut, wenn ihnen ein Franzose etwas Gekochtes anbot: denn vor den ungekochten französischen Rüben, Schafen, Schweinen, Gänsen, Hünern und Feldfrüch-

ten hat sich keiner gefürchtet: jeder hat sie zurechte gemacht, und hernach mit dem besten Appetit verzehrt.

Eines Tages nahm mich, als Dolmetscher, Hr. von Soyazinsky, unser Oberleutnant, mit nach einem Dorfe, wo er die Schutzwache machen sollte. Wir traten in ein Haus, wo sich der Hausherr zwar anfangs verläugnen ließ, hernach aber erschien, als ich die Frau im Namen des Leutnants versicherte, daß er sich nicht zu fürchten hätte, und daß wir ihn nicht im geringsten kränken, vielmehr überall schützen würden. Unser gutes Benehmen erwarb uns endlich Zutrauen, und der Wirth, nebst seiner Frau, welche in mich, als ihren Vermittler, viel Vertrauen setzten, reichten mir Brodsuppe und Speck. Ich bot meinen hungrigen Kameraden davon an, aber sie dankten, weil sie fürchteten, die Speisen mögten vergiftet seyn: sie riethen mir sogar, ja nicht davon zu kosten, denn es sey den Patrioten auf keinen Fall zu trauen. Aber ich aß unbekümmert, und als die Leute hernach sahen, daß mir wohl blieb, so verzehrten sie, was ich übrig gelassen hatte. — Man hat sogar von Vergiften der Brunnen radotirt; aber wer könnte das veranstalten! Kein mineralisches Gift, auch in noch so großer Quantität in einen Brunnen geworfen, kann, wie ich gehört habe, das

Wasser inficiren; und wie viel Pflanzengift müßte man haben, um einen Brunnen voll Wasser schädlich zu machen! Gift, in einen Brunnen geworfen, soll vielmehr das Wasser verbessern. — Freilich, wenn man vorzeiten an die Juden wollte, gab man ihnen das Brunnenvergiften Schuld. Aber was that man vorzeiten nicht alles!

Die französischen Magazine zu Longwy waren recht gut versehen: da sie nun in die Hände der Preußen fielen, so ließ der Herzog uns einigemal Tobak, Brantewein, gesalznes Fleisch, Speck u. dgl. daraus reichen. Aber, leider, wurde der Wille dieses vortrefflichen Mannes nur halb ausgeführt: denn manches, was zum Austheilen mitbestimmt war, wurde an die Marketender verkauft, und zwar von Herren, welche die Aufsicht über die Magazine führen sollten. Die Marketender verkauften alles uns armen Teufeln hernach wieder für schwere Münze.

Noch mehr habe ich mich geärgert, als ich sehen mußte, daß Strümpfe, welche der Herzog auch unter die Soldaten vertheilt wissen wollte, theils in den Händen der Offiziere blieben, theils nach Luxemburg an Kaufleute verhandelt wurden. Das war doch auf jeden Fall unanständig; und ich wundre mich sehr, daß es nicht zu den Ohren des Herzogs gekommen ist, der in solchen Fällen kei-

nen Spaß zu verſtehen pflegt. Alle Offiziere, welche davon hörten, haben die Köpfe geſchüttelt mit einem: pfuy Teufel!

Unſre Herren Hauptleute fanden um dieſe Zeit auch ein Mittel, ſich Milch zum Kaffee zu verſchaffen, welche wegen der häufig geſchlachteten Kühe nun ſelten und theuer war. Sie ſchafften Ziegen dazu an. Dieſe Thierchen fraßen Heu, Stroh u. dgl.; und ſehr viele ſind mit nach Deutſchland gekommen. Vielleicht dankt mancher Offizier der Ziegenmilch ſein Leben. Mein Hauptmann hatte deren zwey, welche er erſt im Winterquartiere zu Ried verkaufte, weil er nun keinen weitern Gebrauch davon machen konnte.

Eilftes Kapitel.

Einnahme von Verdun.

Wir brachen nach einem ohngefähr zehntägigen Aufenthalte aus dem Lager bey Longwy auf, und marſchierten queerfeld ein auf Verdun zu. Der Boden war ſehr feiſte, hing an, und wir ſahen aus, wer weis wie! Schon bey Luxemburg hatte die Preußiſche Reinlichkeit ein Ende: jeder puzte ſich,

wie er für gut fand, und niemand sagte was, wenn auch einer einhertrat, wie es ging.

Unterwegs hier sah ich die ehemals berühmte Abtey Chatillon, welche die Nation damals schon verkauft und die Güter dazu, die gar beträchtlich waren, unter die Nachbarn vertheilt hatte. Die Abtey selbst nebst der Kirche wurde schon zusammengerissen und aus den Steinen und dem Bauholze wurden Häuser und Scheunen erbaut.

Unsre Märsche von Longwy nach Verdun waren sehr stark, das Wetter war heiß und daher sind sogar einige Soldaten hier liegen geblieben, und gestorben.

Eine Stunde von Verdun sah ich einen Auftritt, der mich gar nicht erbaute. Ein Offizier, der argen Durst haben mogte, foderte von einem Weibe, welches zur Thüre heraus sah, Wasser zum Trinken. Das Weib hatte keins, und sagte das mit Bedauren. Verfluchte Hexe, schrie der Offizier, hole dich der Teufel, mit allen Patrioten; und schlug ihr mit seinem Stock ins Gesicht, daß das Blut heraus sprang. — Im nämlichen Dorfe verging sich auch ein Unteroffizier, von unsrer Kompagnie, Namens Wernike, an einem Mädchen durch Ohrfeigen, weil es ihm nicht schnell genug Wasser herausbrachte. — Männer sah man in diesen Dörfern beynahe gar nicht.

Der Herzog ließ, nachdem wir unser Lager vor Verdun aufgeschlagen hatten, auch diese Stadt sofort zur Uebergabe auffodern: allein hier würde er weit mehr Widerstand gefunden haben, als bey Longwy, wenn anders der brave Beaurepaire nach seinen patriotischen Empfindungen hätte handeln können. Beaurepaire erklärte gleich anfangs: Er könne mit dem Herzog sich nicht einlassen, noch weniger die Stadt übergeben; denn eine Festung sey das Eigenthum nicht derjenigen Bürger allein, welche sie bewohnten, sondern der ganzen Nation, und dürfe daher blos im Falle der höchsten Noth dem Feinde übergeben werden.

Nach dieser deutlichen Erklärung ließ der Herzog auf einem Weinberge, gerade der Citadelle gegenüber, Schanzen aufwerfen, und die Stadt beschießen. Dieses hatte die Folge, daß einiger Brand entstund; und nun foderten die Bürger, oder vielmehr der Bürgerausschuß, daß Beaurepaire die Stadt durchaus öffnen sollte.

Als Beaurepaire sah, daß für ihn nichts mehr zu thun sey, erklärte er, daß wenigstens er frey sterben wolle, und erschoß sich in Beyseyn mehrerer Bürger und Offiziere.

Diese heldenmüthige Aufopferung des braven Commendanten brachte die Verdüner nicht zur Be-

ſinnung; und ſo wurde die Stadt von dem nachher auch emigrirten Myont, den Preußen übergeben.

Es gab unter unſern Offizieren Einige, welche meynten, daß man Beaurepaire's Körper auf den Schindanger werfen müſſe: aber zur Ehre aller übrigen muß ich ſagen, daß alle edeldenkende unter ihnen laut bekannten, daß der Tod dieſes wirklich großen Mannes, auf welchen man anwenden kann, was Lucanus von Cato ſagt:

Victrix cauſſa Diis placuit, ſed victa Catoni,

Mitleid, Bewundrung, und, im ähnlichen Falle, Nachahmung verdiente. — Beaurepaire wurde demnach ganz ehrlich begraben, und iſt hernach zu Paris auf dem Nationaltheater apotheoſirt worden.

Alſo wurde Verdun von den Preußen beſezt, und die franzöſiſche Garniſon, welche, wie die zu Longwy, gröſtentheils aus damals noch ungeübten Nationalgarden beſtand, erhielt freyen Abzug.

Herr von Mandelsloh, mein Hauptmann, ſchickte mich gleich am folgenden Tage nach Verdun, und ich begab mich recht gern dahin, weil ich begierig war, dieſe alte, berühmte Stadt näher kennen zu lernen.

Verdun liegt an der Maas, welche dadurch fließt, und war ehemals des deutſchen Reiches. Aber Heinrich II, jener erzorthodoxe katholiſche

König, welcher sich mit den Protestanten in Deutschland verbunden hatte, ob er gleich die Protestanten in Frankreich verfolgte, riß Metz, Toul und Verdun, die drey besten Städte im damaligen Lotharingen, von Deutschland ab, und behielt sie nachher im Friedensschluß. Carl V. hat sich über keinen seiner Unglücksfälle mehr geärgert, als über die Trennung dieser drey Bisthümer vom Reiche. In den Hugenotten-Kriegen ist Verdun von den Ketzern belagert, und — nach einer alten Sage — von der heiligen Jungfrau sichtbarlich beschüzt worden. Seitdem hat aber die heilige Jungfrau entweder ihre Wunderkraft verlohren, oder sie ist selbst eine Ketzerin geworden: denn die Franzosen machens mit ihr und ihrer ganzen heiligen Sippschaft doch wahrlich ärger, als es die Ketzer, selbst die Manichäer und die berüchtigten Ikonoklasten oder Bilderstürmer, nimmermehr gemacht haben. Aber so ist es! Wenn die Sonne der Vernunft höher heraufsteigt, sinken die Nebel einer verpfafften Phantasie; und die Producte von dieser verschwinden, sobald der Glaube an sie lächerlich wird. Nur Geduld: die Zeit giebt alles!

Die Festungswerke von Verdun sind eben nicht sehr beträchtlich: deswegen hat man Longwy und Thionville, nach unserm Heimgehen, mehr befestiget, aber Verdun liegen lassen, weil es von ei-

nigen Bergen kommandirt wird, von welchen her es leicht zu beſchießen iſt.

Die Stadt ſelbſt hat mir ſehr, und ihre Einwohner noch mehr gefallen. Es waren gute offene Leute. Ich machte einſt, beym Zurückgehen, vor dem Thore Bekanntſchaft mit einer gewiſſen Juliette Jally, der Tochter eines Rothgieſſers, und dieſe bath mich, wenn ich wieder in die Stadt käme, ſie zu beſuchen. Ich that dieſes gleich den folgenden Tag, und hatte ein rechtes Feſt. Jally, ein lebhafter muntrer Mann, wußte es ſeiner Tochter noch Dank, daß ſie mich hingebeten hatte. Mamſell Juliette war ebenfalls munter, aber mit allem Anſtand. Ueberhaupt waren die Frauenzimmer in Verdun geſittete Geſchöpfe, jedoch ohne Ziererey oder ängſtliche Mumen-Etikette. Ausnahmen giebt es überall, alſo auch hier.

Verdun ſtand ehedem in Kirchenſachen unter dem Erzbiſchofe von Trier. König Heinrich hatte zwar die vorhin erwähnten Bisthümer der weltlichen Jurisdiktion des deutſchen Reichs entriſſen, aber ſie doch unter der geiſtlichen Vormäßigkeit der deutſchen Erzbiſchöfe gelaſſen, z. B. Strasburg unter Mainz, Verdun, Metz und Toul unter Trier, und Cambray unter Mecheln. Aber bey der Revolution erklärten die Franzoſen, daß ihre Biſchöfe ferner nicht mehr unter Erzbiſchöfen, am wenigſten unter aus-

ländischen, stehen sollten; und da erklärte denn auch der Hr. Kurfürst zu Trier, daß er die konstitutionellen Bischöfe in Frankreich nicht für rechtmäßige Seelenhirten halten könnte: denn die ehemaligen, nach den Gesetzen des geistlichen Rechts ordinirten Herren waren meistens ausgewandert. Die Franzosen kehrten sich aber so wenig hieran, als an die Bulle des Papstes von 1792, wodurch er alle konstitutionellen Bischöfe für unrechtmäßig und apostatisch erklärte. Die neuen Bischöfe wurden eingesezt, und verwalteten ihr Amt nach der Vorschrift der Nation. Es sind von diesen Bischöfen mehrere Hirtenbriefe herausgekommen, von welchen ich selbst einige gelesen habe. Sie betrafen die Einrichtung und Verbesserung des Schulunterrichts, und waren durchaus der Wichtigkeit dieses Gegenstandes angemessen. Theologische Fratzen, wie man diese anderwärts, selbst bey Protestanten, in neuern Religionsverfügungen noch antrifft, waren schon damals in Frankreich verächtlich. Aufhelfen will man da die Menschen und veredeln, nicht noch mehr herabsetzen und verhunzen.

Geistliche gab es zu der Zeit in Frankreich noch aller Orten, aber keine Mönche und keine Nonnen mehr. Die vielen Klöster in Verdun waren zerstöhrt, und bey der Räumung derselben ist, wie man mir erzählt hat, und wie ich ganz gern glaube,

groſſer Unfug getrieben worden. Man hat hier und da die heiligen Bilder zerſchmiſſen und ſogar der geweihten Hoſtien nicht geſchont.

Unſer König erlaubte den ausgewanderten oder vertriebenen Mönchen, ihre Klöſter wieder zu beziehen; aber ſie bezogen ſie nicht, wahrſcheinlich, weil ſie befürchteten, ſie mögten abermals verjagt werden, und dann das Lezte ärger finden, als das Erſte.

Von dem Zuſtande der Religion und den Schickſalen der Pfaffery in Frankreich ſpreche ich weiterhin ausführlich, und laſſe hier dieſe Dinge ruhen.

Wir fanden auch in Verdun recht gut verſehene Magazine an Heu, Stroh, Mehl, Wein, Speck, Brandtewein, Erbſen, Käſe u. ſ. w.; ferner vielen Vorrath an Kleidungsſtücken und Pferdegeſchirr. Von dieſen Vorräthen haben unſere Leute ſich manches zugeeignet, beſonders von den Lebensmitteln. Dieſe wurden unter die Soldaten vertheilt, und von dem hier vorgefundnen Mehle haben wir lange Kommißbrod gegeſſen. Aber dieſes Kommißbrod, welches aus geſchrotenem Waizen gebacken ward, wollte unſern Leuten nicht recht behagen: es ſtände nicht ſo gut wider, ſagten ſie, als das deutſche; und dann ſchmecke es zu weichlich.

Da ich sehr oft, beynahe täglich, nach Verdun geschickt wurde, so hatte ich Gelegenheit, auch für mich manches aus dem Magazine mitzunehmen. Oft habe ich meine Zeltbursche mit Schnapps und Wein versehen, und einmal habe ich sogar einen schönen neuen Offiziermantel mitgebracht: Ich ließ ihn einem Leutnant für 14 Thaler, obgleich die goldne Tresse darauf allein mehr werth war. Ich dachte, nimmst du ihn nicht, so nimmt ihn ein Anderer; und nach dieser Regel bestimmte ich damals manche individuelle Handlung.

Es ist überhaupt — um noch einmal davon zu sprechen — im Kriege eine ganz eigne Sache um das Mein und Dein. Wenn man gewiß wüßte, daß der wahre Eigenthümer eines Dinges im Besitze desselben bleiben würde, wenn man ihm dasselbe ließe, so wäre es oft ein Schuftstreich, es wegzunehmen. Aber da man gewiß voraussetzen kann, daß es doch Andern zu Theil wird, wenn wir es liegen lassen, so dächte ich, verliert die Handlung viel von ihrer Häßlichkeit. Und das ist im Kriege sehr oft der Fall. Ich weiß zwar, daß die Herren Moralisten dieß nicht werden gelten lassen: aber es käme auf eine Probe an, was selbst sie thun würden, wenn sie sich im Falle der Soldaten befänden! Wer indeß über eine Handlung urtheilen will, muß sich in die Lage des Handelnden versetzen: und wenn

er das nicht kann, so wird er immer räsonniren, wie der Blinde von der Farbe.

Nach dem Bücherwesen erkundigte ich mich in Verdun, wie in Longwy, und hörte fast nichts weiter schätzen, als die Nationalblätter, nebst Mably, Voltaire, Rousseau und andern, welche gegen den Despotismus und die Pfafferey geschrieben haben.

Auf die eifrigen Vertheidiger der Freiheit hat man hier auch stark Jagd gemacht, und unter andern den Präsidenten des Distrikts von Varenne, einem kleinen, etwan vier Stunden von Verdun gelegnen Städtchen, gefänglich hingesezt. Das Verbrechen dieses würdigen Mannes bestand meist darin, daß er sein Vermögen hingab, um einige Anstalten durchzusetzen, für welche er ehemals in Paris gestimmt hatte. Der Herzog ließ ihn anfänglich sehr hart an, aber George, so hieß der Präsident, benahm sich so edel und freymüthig, daß der Herzog selbst endlich schwieg. Die Emigranten hätten ihn gern zernichtet, und gaben ihm Schuld, daß er an der Arretirung ihres flüchtigen Königes zu Varennes Theil gehabt habe: aber die Preußen schüzten den George, und er wurde bald darauf ausgewechselt.

Die gefangnen Franzosen saßen auf der Citadelle, wo man sehr leicht mit ihnen sprechen

konnte. Ich benuzte diese Gelegenheit, und fand, daß die Leute den Muth noch gar nicht verlohren hatten. Les ennemis le retireront, et nous voilà libres, riefen sie und pfiffen eins dazu.

Der Verfasser der Briefe eines Preußischen Augenzeugen, welcher eben so, wie ich, den Feldzug des Herzogs von Braunschweig mitgemacht hat, erwähnet im ersten Packt einer sehr schönen Kaufmannsfrau in Verdun. Diese Dame habe ich auch mehrmals gesehen, welches sehr leicht war, da sie gewöhnlich am Fenster paradirte. Sie war, wie mich dünkt, und wie sie auch vielen andern vorgekommen ist, eine vollendete Schönheit, aber auch eine tüchtige Kokette. Anfangs flatterten unsere jungen Offizierchen um sie herum, aber bald fanden sich recht große junge Herren — ich sage, junge Herren — bey der Madame ein, und die Offizierchen fuhren ab. — Wie herablassend Madame gewesen sey — weis ich nicht, sie hatte aber recht viel Preußisches Gold. Ihr Mann hat als Kaufmann das Ding so genau nicht genommen.

Andre Frauenzimmer in Verdun waren auch nicht unerbittlich, ob ich gleich ihnen überhaupt zur Ehre nachsagen muß, daß unter ihnen viele Sittsamkeit herrschte.

Zwölftes Kapitel.

Das sogenannte Dreckigen.

Im Lager bey Verdun hatten wir noch immer so halb und halb zu leben, aber von nun an litten wir auch Elend und Mangel, bis wir auf die deutsche Gränze zurückkamen. Unser Erzspizbube von Jude war endlich dem Hn. Major von Wedel als ein infamer Betrüger bekannt geworden; und dieser brave Offizier jagte ihn denn vom Bataillon, und nahm einen andern Juden an, welcher uns bey Verdun die vierzehn Tage über, die wir ohngefähr da stehen blieben, besser versah, und nicht so arg betrog, als der erwähnte.

Wir brachen von Verdun mitten im Regen auf, und marschierten den ersten ganzen Tag im Regen fort. Unser Brod hatten wir größtentheils im Lager liegen lassen, weil wir ohnehin genug belastet waren, und durch den abscheulichsten Koth waten musten.

Den zweyten Tag kamen wir der französischen Armee, oder vielmehr einem Korps derselben nahe. Wir marschirten zwar den ganzen Tag, aber so jämmerlich, daß wir jedesmal eine halbe Stunde

vorwärts machten, und hernach wieder eine Stunde, auch wohl länger, im Kothe herum stille lagen, wie die Schweine. Ich wurde, so wenig mich sonst Strapatzen niederbeugen, auf diesem elenden Marsche so unmuthig, daß ich meine Lage verwünschte, und gewiß, wäre ich nicht so erschöpft gewesen, zu den Franzosen übergangen wäre, so sehr ich die Desertion sonst auch hasse.

Endlich erreichten wir ein Dorf, l'Entrée genannt, worin der König sein Hauptquartier nahm, und wobey wir unser Lager aufschlagen sollten. Aber unsre Packpferde waren aus Furcht vor den Franzosen zurückgeblieben, und wir mußten nun da unter dem freyen Himmel liegen bleiben bis Nachts zwölf Uhr. Wir machten freilich Feuer an, und holten dazu aus dem Dorfe l'Entrée heraus, was wir in der finstern Nacht von Holz finden konnten — Stühle, Bänke, Tische und anderes Geräthe. Aber diese Feuer, so höllenmäßig sie auch aussahen, waren doch nicht hinlänglich, uns gegen den fürchterlichen Wind, und den abscheulichen Regen zu sichern.

Dieser Regen fing sogleich an, als wir die Zelter aufgerichtet, und uns auf die blanke Erde, — denn Stroh konnten wir in der Nacht doch nicht holen — hineingelegt hatten, und er wurde so heftig, daß das Wasser von allen Seiten in die Zelter eindrang,

und uns alle durchnezte. Niemand konnte liegen bleiben, noch weniger ſchlafen: man ſezte ſich alſo auf die Torniſter und Patrontaſchen, und jeder fluchte auf ſein Schickſal. Man denke uns in dieſer Gruppe! Sogar hörte man die gräßlichſten Läſterungen auf Gott, und ſein Regenwetter. Es iſt Strafe Gottes, ſagten die Vernünftigern: Gott hat keinen Gefallen an unſerm Kriege! Er will nicht, daß wir ſein Werk in Frankreich führen ſollen: die Revolution iſt ſein Werk, die Patrioten thun ſeinen Willen, und die Emigranten ſind Spizbuben: es hole ſie alle der Teufel! —

Unſre Munition an Pulver wurde ſelbige Nacht größtentheils naß, und zum Schießen unbrauchbar. Einige warfen auch ſchon bey ihrem Ausmarſche aus dieſem Lager ihre Patronen weg, und ließen ſich hernach bey der Retirade, als wir ſogar mehrere Pulverwagen verbrannten, andere geben.

Endlich ward es Tag, und die Soldaten krochen aus ihren Zeltern, wie die Säue aus ihren Ställen, ſahen auch aus, wie dieſe Thiere, wenn ſie aus Ställen kommen, welche in ſechs Wochen nicht gereinigt ſind. Der Koth, worin man ſofort patſchen mußte, wenn man aus den Zeltern heraus trat, lief gleich in die Schuhe: denn er war dünn und tief, worüber denn einige Soldaten dumpf brummten, andre laut fluchten, alle aber darin

übereinkamen, daß dieſes abſcheuliche Lager ſofort Drecklager heißen ſollte.

Nun wurde befohlen, oder vielmehr angeſagt, daß Stroh ſollte gelangt werden. Stroh holen hieß aber damals, den ungedroſchnen Weizen — Roggen wächſt in Champagne nicht, wenigſtens hab ich keinen geſehn: in Lotharingen war Roggen anzutreffen — Alſo man holte den ungedroſchnen Waizen aus den Scheunen, warf ihn, wer weis, wie hoch, ins Zelt, und legte ſich dann auf ihn hin. Dieſes konnte um ſo viel leichter geſchehen, da einem jeden erlaubt war, ſo viel Stroh d. i. Waizen zu nehmen, als er gerade wollte, oder könnte. Da nun auch die Kavalleriſten ihre Furaſche aus den Scheunen der Bauren holten; auch die Pack- und andre Pferde daraus verſehen wurden, ſo kann man leicht denken, daß in den Dörfern, in deren Nähe unſer Lager ſtand, nichts übrig blieb, als Jammer und Leere. In l'Entrée war nach drey Stunden keine Waizengarbe mehr anzutreffen. Und das gieng eben ſo in den übrigen Dörfern. Daß alle Häuſer obendrein rein ausgeplündert wurden, verſteht ſich von ſelbſt.

Ich hätte bey dieſem Stroh- oder Garbenholen beynahe den Hals zerbrochen: denn ich fiel in einer Scheune von einem hohen Gerüſte, jedoch ohne Schaden. — Das Schickſal hat mich noch immer

so ziemlich geschont, wie man in der Folge einige auffallende Beispiele davon sehen wird, aber vielleicht, um mich noch einmal weit härter mitzunehmen. Indeß mori nolo, sagt ein Philosoph, sed me mortuum esse, nihil curo; und der Mann hatte wohl recht. Warum sollte ich es denn für ein Glück halten, daß ich in l'Entrée den Hals nicht brach — in Landau oder Mâcon nicht guillotinirt wurde, oder daß mich der Franzose in Lyon — wie die Folge lehren wird — nicht niederstach? Ich sehe das noch nicht recht ein: aber so viel ist gewiß, daß wenn einer von diesen Fällen mich weggerafft hätte, ich nachher mancher trüben und kummervollen Stunde überhoben geblieben wäre. —

Ich habe in diesem Sumpflager öfters an einen Vorfall gedacht, der mir in Gießen schon sechszehn Jahre vorher begegnet war. Ich hatte nämlich einst den armen Eulerkapper mitperirt, und war auf dem Rücksprung, weil Eulerkapper mich verfolgte, in eine Mistgrube gefallen, und abscheulich besudelt. Damals lachte ich recht sehr über meinen komischen Zufall, und rühmte mich desselben hernach mehrmals. Jezt aber war ich mismuthig, da man mich zwang, in Champagne im Kothe herum zu patschen! —

Die Bauren in l'Entrée hatten ihre Kirche abgetragen, und neues Holz zur Erbauung einer

andern herbeygeschafft. Dieses neue Holz, samt dem alten holte man ins Lager und verbrannte es, mit unter auch Kanzel und Orgelgeschniz, Kruzifixe u. dgl. Dabey wurde nun brav gelacht und Spaß getrieben, und noch jezt sprechen die Soldaten vom französischen Kirchenholz im Drecklager.

Die Lebensmittel waren hier entsezlich rar und theuer: ich zwar für meine Person litt von hier an — die beyden Nächte bey der Kanonade nur ausgenommen — bis nach Grandpré zurück, keinen eigentlichen Mangel, bey weitem nämlich den nicht, welchen andre Soldaten ertragen mußten. Ich hatte bey der Kompagnie einen guten Freund an dem Furierschützen Lutze, welchen ich seit langer Zeit als einen ehrlichen Mann kannte.*) Dieser gab mir, als die Lebensmittel seltner wurden, den Anschlag, mich zu ihm ins Zelt zu legen, weil er als Furierschütze doch immer eher im Stande sey, etwas herbeyzuschaffen, als die andern. Ich that das, und Lutze hat mich, so lange ich bey ihm im Zelte war, oder vielmehr, so oft er da war — denn auf der unseligen Retirade mußte er

*) Er ist noch in diesem Kriege durch einen klugen Streich von den Soldaten losgekommen, und hat Recht gehabt: man hatte ihn auch durch Pfiffe dazu gebracht.

oft fünf bis sechs Tage abwesend seyn — immer mit allerley Lebensmitteln und andern Sachen, als Tobak u. dgl. versehen, und selten sich dafür zahlen lassen; wenigstens gab er allemal das umsonst her, was er umsonst bekommen hatte. Ich halte es für Pflicht, dem ehrlichen Lutze diese Freundschaft nachzurühmen, und ihm dafür hier öffentlich zu danken. Schade nur, daß ich manch braven Manne nur blos wörtlich danken muß, dem ich sonst nichts vergelten kann; und daß Andre, für die ich gern alles gethan, ja mein Leben gewagt hätte, nichts mehr für mich thun. — Aber so geht es gemeiniglich, und ich kenne die Menschen zu gut, als daß ich mich darüber weiter wundern sollte. —

Der Mangel an Lebensmitteln konnte auch durch die wirklich große Menge von Kühen, welche man den Landleuten dorther um genommen und der Armee nachgetrieben hatte, nicht sehr erleichtert werden. Was war auch ein halb Pfund elendes, alt es Kuhfleisch für den Soldaten, der kaum in drey Tagen für einen Tag Brod hatte? Da mußte er ja doch hungern! — Zudem wurde das beste Vieh von den angezogen Treibern an die Bauren, welche von weitem herbeyschlichen, verkauft. Ich kenne einen gewissen Treiber dieser Art, vom Regiment Thadden, Namens H— von

R — — — bey Kalbe, einen sonst kreuzdummen Eiel, welcher sich durch diesen Handel ein artig Sümmchen erworben hat. Der schon mehrmals genannte fatale Jude hat auf diese Art auch Viehhandel getrieben. Das beste Fleisch, wie auch alles Schwein- und Hammelfleisch war übrigens für die Offiziere und ihre Bediente: davon bekam der Soldat nichts.

Ich kann nicht begreifen, wie man damals ein so absurdes Gerücht, als das war, was man von der Annäherung des armen Ludwigs XVI. ausstreute, für wahr halten konnte: und doch war es lange Zeit, schon von Verdun her, allgemein, und wurde sogar von den Offizieren geglaubt, die großen ausgenommen, welche recht gut wußten, daß Ludwig Capet zu Paris, seit seiner Flucht, in einer schrecklichen Sklaven-Lage gehalten wurde.

Ich widersprach solchen Gerüchten immer, gab sie höchstens für erdichtet zu unserm Troste aus, und wendete alle meine Beredsamkeit an, meine Kameraden, auch unsre Offiziere, welche sich gern mit mir abgaben, von der augenscheinlichen Absurdität solcher Geschwätze zu überzeugen. Aber statt meinen Gründen Gehör zu geben, nannten mich Viele einen Patrioten oder Jakobiner, und meynten, daß ich bald sehen würde, wie die Franzosen sich trollen sollten. Doch fand ich auch da-

mals schon mehrere, sogar unter den gemeinen Soldaten, welche nichts Gutes mehr erwarteten, und mehr Unglück als Glück prophezeihten.

Bisher waren wir in der Wäsche noch ziemlich rein geblieben: aber nun, da sich nicht mehr waschen ließ, da sogar das Leinenzeug im Tornister vermoderte, fanden sich auch sehr unangenehme Thierchen, diese schreckliche Plage des Soldaten im Felde, bey uns unerträglich ein. Selbst die Offiziere konnten ihnen nicht mehr entgehen, und lernten nun auch erst recht das volle Elend des Kriegs erkennen.

Aber nichts nahm unsere Leute ärger mit, als der Durchfall, der allgemeine Durchfall, und dann die darauf folgende fürchterliche Ruhr. Delikate Leser würde es aufbringen, und ihren Eckel rege machen, wenn ich über diesen Gegenstand alles sagen wollte. Aber für delikate Leser ist dieser Theil meiner Schrift nicht, sondern für Männer, deren Absicht es ist, das Elend unsrer Feldzüge gegen die Neufranken in seiner wahren Gestalt kennen zu lernen: und diese suchen nur Wahrheit, auch ekelhafte Wahrheit, wenn sie nur Resultate daraus ziehen können. Also — die Abtritte, wenn sie gleich täglich frisch gemacht wurden, sahen jeden Morgen so mörderisch aus, daß es jedem übel und elend werden mußte, der nur hinblickte: alles war

voll Blut und Eiter, und einigemal sah man sogar Unglückliche darin umgekommen. — Eben so lagen viele blutige Exkremente im Lager herum von denen, welche aus nahem Drange nicht an den entfernten Abtritt hatten kommen können.

Ich bin versichert, daß nicht drey Achtel der ganzen Armee von dem fürchterlichen Uebel der Ruhr damals frey waren, als wir das Sumpflager verließen. Die Leute sahen alle aus, wie Leichen, und hatten kaum Kräfte, sich fortzuschleppen; und doch klagten nur wenige über Krankheit — aus Furcht vor den Lazarethen, oder vor jenen Mordlöchern, worin man die Erkrankten schleppte, und worin so viele — viele um ihr trauriges Leben noch trauriger gekommen sind. Es wurden also nur die dahin gebracht, welche gar nicht mehr fort konnten; und deren war eine sehr große Menge.

Dreyzehntes Kapitel.

Unser Marsch nach den Höhen von La Lune oder Valmy.

Aus dem Sumpflager hatten wir ohngefähr noch 16 Stunden nach La Lune, wobey die bekannte Kanonade vorfiel, jene nämlich, welche das Ziel unsrer Heldenthaten in Frankreich gewesen ist: denn nach dieser Zeit bis auf unsern Separat-Frieden ist gegen die Franzosen auf französischem Boden von uns beynahe nichts mehr gethan worden; und was die Kaiserlichen darauf thaten, ist eben auch nicht weit her.

Wir machten diesen Weg, troz unsrer ausgemärkelten Körper, in wenig Tagen, und hatten immer mit Mangel zu kämpfen, weil der Feind uns hier in der Nähe war, und kein Marketender uns zu folgen sich getraute. Einige Weiber und Menscher zogen zwar mit, aber die hatten leider selbst nichts, konnten also auch nichts verkaufen.

Am 19ten September mußten wir Nachmittags noch spät aufbrechen, und vorwärts marschiren bis Nachts um 9 Uhr; und hernach brachten wir ohne

Zelter, und beynahe ohne Infanteriewachen die Nacht unter offnem Himmel zu.

Auf dem Wege dahin sagte ein Offizier zum andern: „Höre Bruder, Morgen giebts was! die Franzosen werden angegriffen; und wenn sie nur sieben, so sind sie Morgen Abend alle in unsrer Gewalt.“ Ich — auch! — fing ein Soldat aus dem Trupp an — seht ihr nur zu, daß sie Euch nicht kriegen; Sie — kriegt ihr gewiß nicht! — Darauf fing der Offizier an zu fluchen, und wollte mit Gewalt wissen, wer so gesprochen hätte, um ihn zu bestrafen; da aber Niemand diesen verrieth, so schwur er bey seiner hohen Ehre, und daß ihn der Teufel in tausend Fetzen zerreißen sollte, wenn Morgen die Spizbuben nicht alle entweder todt oder gefangen wären!

Der Wind brauste diese Nacht fürchterlich, und es war gewaltig kalt. Waldung war dort in der Nähe nicht: wir liefen also schaarenweise in die Dörfer, und hohlten, was wir vorfanden, Stühle, Tische, Bettstellen, Fässer, Thüren, Wagen, Karren; kurz, wir schleppten, was von Holz uns in die Hände fiel, ins Lager, und machten Feuer wie in der Hölle. In den Dörfern selbst wurde Feuer in die Bauerhöfe getragen, und man zündete mit Strohsäcken in den Scheunen und Ställen herum.

Was von Vieh noch übrig war, wurde mitgeſchleppt, und im Lager in Töpfen und Keſſeln, die man gleichfalls in den Dörfern gelangt hatte, gekocht und verzehrt. Unter allen zeichneten ſich die Soldaten vom Regimente Romberg als brave Beutemacher und Köche aus.

Einer unſrer Offiziere, der Hr. Major von Maſſow, wollte dem gräulichen Plündern und Anzünden ſteuren, aber ſeine Bemühungen waren fruchtlos: man ſtellte ihm vor, daß eben jezt, den Tag vor einem wahrſcheinlichen Angriffe auf den Feind, ein ſcharfes Verfahren wider die Beutemacher am unrechten Orte ſeyn würde.

So dachten alle: denn ich ſahe die Generale ſelbſt ganz ruhig am Feuer ſitzen, und den Soldaten, als ſie ihre geraubten Hüner u. ſ. w. zurecht machten, zuſehen, ohne ein Wort darüber zu ſagen. In ſolchen Tagen kann man ihnen das auch gar nicht zumuthen, ob ich gleich überzeugt bin, daß die wenigſten von ihnen dieſe Gräuel billigten.

Mehrere Dörfer ſind in dieſer garſtigen Nacht durch den Brand ſehr beſchädiget worden, und eins derſelben ſtand noch in vollen Flammen, als wir den andern Morgen um 9 Uhr vorbeymaſchierten.

Verfälle von dieſer Art, welche unſerm Militär eben keine Ehre machen, berichte ich ſehr ungern: aber ich muß einmal ſchreiben, was ich geſe-

ben habe; und dann sollen meine Berichte auch zum Einschärfen des wichtigen Satzes dienen: daß man von Menschen nicht mehr erwarten müsse, als sie nach ihrer Lage leisten können; daß man folglich billige Urtheile fällen müsse von Freund und von Feind; daß man also auch jene Nachrichten, welche Herr Girtanner, Herr Pastor Braun und andre über die Franzosen so reichlich in Deutschland verbreitet haben, würdigen müsse, wie sie nur gewürdiget werden können nach der Natur einer Armee, welche in allerley Umstände geräth, und daher allerley thun muß, was freilich mit den Regeln der Moral, und den Gesetzen nicht übereinstimmt. Doch davon weiter unten in einem eignen Kapitel, indem diese Sache gar sehr wichtig ist.

Sobald der Tag anbrach, wurde abmarschiert. Es hatte erst geschienen, als wenn das Wetter sich halten würde, aber gegen 7 Uhr fing es heftig an zu regnen, und wir wurden bis auf die Haut naß. Dennoch ging der Zug weiter bis gegen die Höhen von Dampierre, worauf Dumouriez sich postirt hatte; und hier fiel die bekannte Kanonade vor, von welcher, glaube ich, Nachricht genug gegeben ist.

Warum wir bey dieser Kanonade keinen Vortheil erhielten, ist handgreiflich. Der Feind hatte mehr Volk, mehr und besseres Geschütz und eine weit bes-

sere Stellung als wir: besonders machte eine Batterie an einer Windmühle, wenn diese gleich von unserm Geschütz und auffliegenden Pulverkarren zusammen geschmissen wurde, es völlig unmöglich, den Feind mit Infanterie anzugreifen.

Der Verfasser der Briefe eines Preußischen Augenzeugen über diesen Feldzug, sagt im zweyten Packt, S. 88 und 89 etwas von todtblassen Gesichtern an Haupt- und Unterleuten während dieser Kanonade; vom Bücken vor Kanonenkugeln, und dergleichen: und dieses hat der Recensent dieser Briefe in dem Magazin der neuesten Kriegsbegebenheiten (1. B. S. 267.) sehr übel aufgenommen, und versichert bey seiner Ehre *): daß Er (auf seinem Posten) weder Bücken noch Blässe, sondern alten ächten Preußischen Muth gefunden habe. „Alle Soldaten, sezt er hinzu, waren lustig, und freuten sich sogar, den so lange verfolgten (?) Feind endlich einmal in Schlachtordnung aufmarschirt zu sehen. Alles avancirte mit frohem Muthe und der festen Ueberzeugung, den Feind zu schlagen, und alles murrte, da Halt kommandirt

*) Daraus sieht man schon, daß der Recensent ein Offizier ist. Aber nicht alles, was auf Ehre versichert wird, ist darum wahr. Man denke an die hohen Versicherungen der ausgewanderten französischen Prinzen, Generale, Edelleute, Priester u. dgl.! —

wurde. Auch den Tag, als die Armee auf die Höhen neben Valmy anmarschirte, erwartete und wünschte Offizier und Soldat mit Vergnügen eine Bataille, und alles war misvergnügt, da man, ohne etwas unternommen zu haben, ein Lager bezog. — Es würde ewige Schande über Preußische Truppen bringen, wenn es auch nur halb wahr seyn könnte, was der Verfasser davon aufgezeichnet hat."

Wie aber, wenn es wirklich ganz wahr ist? Oder soll darum etwas nicht wahr seyn, weil es mit der lieben Ehre nicht so recht besteht? Dann ließe sich unser ganze Feldzug nach Champagne rein wegdemonstriren, und gar viel Anderes, was doch weltkundig wahr ist. Der Ehrenritterliche Recensent wird demnach einsehen: daß Zuvielbeweisen mit Recht Nichtsbeweisen heißt. Ueberdieß ist Wahrheit doch auch gut Ding, welcher man nicht zu nahe treten muß, wenn sie Zeugen zu Tausenden hat; und wenn die arge Welt auf das Vertuschen und erkünstelte Selbstlob wenig noch achtet.

Also, was das Erblassen und das Bücken betrift, so versichere ich den Herrn gegenseitig — zur Ehre der Wahrheit: daß ich auf meinem Standpunkte eben das gesehn und bemerkt habe, was der Verfasser der Briefe darüber erzählt hat. Ich kann

ihm namentlich die Offiziere nennen, die ihren Trupp zum Bücken sogar ermahnten.*) Und wer könnte Offiziere und Andere tadeln, die nach dem Gesetze der Sparsamkeit, Klugheit und wahren vernünftigen Tapferkeit, wie auch nach dem natürlichen Selbsterhaltungstriebe, ausweichbaren Gefahren ausweichen, um Sich sich, den Ihrigen und dem Staate, der doch die Menschen zum Soldatwerden, und was zu deren Unterhalte und Bewaffnung gehört, hergeben muß, zu erhalten? Dieß zu thun, denk' ich, ist Pflicht; und es gethan haben, könnte also über Preußische Truppen ewige Schande nur dann bringen, wenn die Ehre der Preußen es mit sich brächte, nicht nach weiser zweckmäßiger Tapferkeit, sondern nach unweiser Tollkühnheit jeder, auch ausweichbaren, Gefahr sich preis zu geben. Menschen sind doch keine Fürsten-Nieten? —

Für das Erblassen spricht schon unsre vorhergegangene elende Lage, die allein hinreichend gewesen wäre, auch dem tapfersten und geübtesten Soldaten, zu dessen Wollen doch auch das Können hinzu-

*) Ob das Regiment Weimar eben dieß gethan habe, weiß ich nicht; aber Peltier sagt es in seinem Dernier tableau de Paris. Man sehe den II. B. des angeführten Magazins S. 85. — wenn Keine sich nirgends gerührt hätten: woher denn auch diese Nachricht?

kommen muß, den Muth zu lähmen, und ihn, wenn auch nicht zur Verzweiflung, doch zum Verzagen und Erblassen zu stimmen, zumal im Angesichte einer tosenden feindlichen Kanonade. Unsere Leute waren ja meistens schon krank; alle waren ermattet und bis auf die Haut durchnässet; der größte Theil hatte seit dem Mittage des vorigen Tages nichts gegessen; weit über die Hälfte — denn aus dem siebenjährigen Kriege zählen wir nicht viel brauchbare Soldaten mehr — trat hier zum ersten Male vor feindliche Kanonen: ist es nun überhaupt glaublich, daß solche Leute unter solchen Umständen sich des nahen Feindes freuen, mit frohem Muthe gegen ihn avanciren, und über ein kommandirtes Halt murren werden? Das wird sich schwerlich jemand einbilden, der da weiß, welchen Eindruck neue und große Gefahren auf ungewohnte und sonst schon leidende Gemüther machen. — Auf dem Anmarsche gegen den Feind wurden erst die Gewehre geladen, welche vorher immer kugelleer geblieben waren: und während dieses Ladens konnte man die Todtenblässe auf den meisten Gesichtern nicht der Soldaten allein, sondern auch der Offiziere, deutlich bemerken. Die Aengstlichkeit gieng so weit, daß, wer Spielkarten bey sich hatte, sie wegwarf, aus Furcht, der liebe Gott möchte ihn strafen wegen eines so gottlosen Ge-

räthes, als eine Spielkarte ist. ꝛc. ꝛc. ꝛc. Wenn vielleicht der Herr Recensent, als geübter Offizier, muthig war: so gereicht ihm das zur Ehre, ob es gleich nicht sehr rühmlich ist, den Muth Anderer auf Kosten der Wahrheit laut zu rühmen, um seinen eignen so nebenher mitzurühmen.

Recensent will nicht einmal zugeben, daß der Verfasser der Briefe Soldat war: er will ihn nur mit zu der Equipage der Armee gerechnet wissen: und das soll man jedem seiner gefällten Urtheile ansehen!! — Sehr höflich von einem Offiziere; aber auch sehr natürlich für einen Offizier, vielleicht vom Regimente Romberg, der es dann freylich unverdaulich finden mußte, daß der Verfasser der Briefe die Leute dieses Regiments nicht zum erbaulichsten anführte, und gar von Bauchphilosophen unter demselben etwas fallen ließ. Aber wer kann wider die Wahrheit, zumal, wenn Tausende als Zeugen für sie da sind!

Soll man aber gefällten Urtheilen es ansehn können, ob jemand wirklich Soldat sey, oder ob er zur Equipage der Armee gehöre: so könnte Recensent selbst Gefahr laufen, vielleicht auch zur Equipage mitgerechnet zu werden. Denn was und wie qualifizirt dazu, er über den Feldzug von 1792 urtheile, lehrt der Augenschein im II. B. S. 68 u. ff. Ich will einiges zur Probe anführen.

Nach S. 73 im II. B. der ersten Ausgabe, „haben die französischen Prinzen den Operationsplan (für den ersten Feldzug) entworfen, und der Herzog von Braunschweig hat bloß die Ausführung versucht. — Wenn er gleich selbst überzeugt war, nicht nach Paris zu kommen, so mußte er doch immer das Gegentheil laut behaupten, so lange der entworfene Plan durchgesezt werden sollte.“ — Also war der Herzog der exequirende General der französischen Prinzen! Also wollte er bloß die Ausführung von etwas versuchen, das Andere entworfen, er aber weder gebilliget, noch für möglich gehalten hat — nämlich nach Paris zu kommen! Also machte er den militärischen Marktschreyer und Renomisten! Quot verba, tot absurda! Recensent giebt auf diese Art dem Kupferstiche ja noch Gewicht, worauf die französischen Prinzen, Generale und Bischöfe, mit Laternen in der Hand, dem Preussischen Heere vorleuchten; das Heer schon bis über die Knöchel im Sumpfe wanket, mit Manifesten, Ludwigskreuzen und Rosenkränzen auf dem Rücken, und welchem der Anführer mit verbundenen Augen und gezucktem Degen nachreitet, mit den Worten vor dem Munde: Marsch, nach Paris!

„Was die Manifeste anbelangt, heißt es S. 75, so braucht man den großen Mann nur zu kennen, um zu wissen, daß er seinen Namen unterschrieb,

und sie verlachte, sich ihrer aber als ein Mittel bediente, um zu wirken, weil 40000 Stimmen sagten auf diese Art müsse gewirkt werden, und so würde die Wirkung ihren Zweck nicht verfehlen." — Also handelte der große Mann hier wieder nach der Auctorität Anderer und nach Mehrheit, vergaß darüber reifliche Selbstprüfung und Erforschung durch Emissaire u. dgl. und bediente sich eines Mittels auf fremde Rechnung, das er auf eigne verlachte. Schade um die Profanierung des hochberühmten Namens! —

„Der Zweck der Kanonade, fährt unser Herr S. 87 fort, war, der Französischen Armee sich einmal gegen über zu zeigen, um zu sehen, in wie ferne die Aussage der Emigrirten: daß der größte Theil (der französischen Armee) übergeben würde, wahr sey oder nicht. — Um diesem Zeigen mehr Nachdruck zu geben, stellte der Herzog ihr allenthalben Truppen entgegen. — (S. 88.) So blieb man dem Feinde gegen über stehen, und hoffte vergebens auf den Uebergang der Französischen Truppen. Der Glaube der Emigrirten daran war so stark, daß einige aus dem Gefolge des Königs nur nöthig zu haben wähnten, sich zu zeigen, und deshalb auf der Chaussee verritten, und mit ihren weißen Tüchern winkten. . . (S. 89.) Allein — keine Seele kam! Die entscheidende Begebenheit

also, die mit so vieler Gewißheit von den Emigrirten vorher verkündet ward, worauf der ganze Plan der Campagne und alle bisherigen Schritte calculirt waren, war gescheitert, und so der ganze Feldzug mit einem Male — zu Wasser geworden.“ —

Ewige Schande über das Vercalculiren nach dem Calcul unsers Recensenten! Hatten denn die Franzosen in Landau, als sie den Trompeter, welchen Fürst von Hohenlohe im Vorbeygehen an sie abschickte, erschossen, nicht schon landgreiflich genug bewiesen, daß die Emigrirten — Erzlügner waren? *) — Nein der Verfasser der Briefe — calculirte wahrlich weit richtiger, und der ganze Erfolg hat seinem Calcul entsprochen. Bey der Equipage gab es also einen, der unbefangener und richtiger vorhersah und urtheilte, als Mancher an der Spitze. Aesopus und Plautus waren indeß auch keine Centurionen, und sagten doch manch wahres und brauchbares Wort, auch noch für unsere Zeiten. — Und wäre der Hr. Recensent ein Julius Cäsar, so hätte er dennoch sehr geirrt, daß er den Glauben an die Behauptung und den

*) Der französische Freyheitskrieg an dem Oberrhein, der Saar und der Mosel — 1. B. S. 13. Dieß Werkchen verdient vor vielen ähnlichen den Vorzug.

Plan der Exprinzen und ihres Anhangs mehr zuſchreibt, als unſere Ehre und eine geſunde und ehrliche Politik es je hätten erlauben können — oder er müßte recht auffallend haben zeigen wollen: daß der Glaube im Politiſchen eben ſo wenig ſelig mache, als im Theologiſchen, und daß eben diejenigen, die man im Herrſcherdünkel für die erſten Stützen des Staates hält, oft gerade die lezten ſind, und, wenn ſie ihn gleich am meiſten untergraben, doch am wenigſten recht kennen. —

„Hätten, ſagt ein geübter Seher unſrer Zeiten *), die Fürſten, Miniſter und Räthe, welche die neuern Begebenheiten Europas herbeigezogen haben, weniger ihren Einſichten getrauet, weniger ihren Leidenſchaften und Vorurtheilen Gehör gegeben, und dagegen mehr die Geſchichte, mehr die Menſchen, und inſonderheit mehr die Werke des unſterblichen Friedrichs ſtudiert: ſo würden ſie nicht ſagen dürfen: ſie hätten nicht vorausſehen können, was in der Folge geſchehen iſt. Daß ſie es vorausſehen konnten, iſt unläugbar, da es vorausgeſehen iſt. Vorwürfe deshalb helfen freilich nichts mehr, da geſchehene Dinge ſich nicht ändern laſſen; aber die Fehler zu bemerken, iſt ſehr heilſam, um Regenten zu überzeugen, welchen Irrthümern ſie

*) Genius der Zeit, 1795. Jun. S. 250. f.

ausgesezt sind, wenn sie ihre Minister allein hören. So wahr ist die Bemerkung eines vernünftigen Mannes: Daß in unsern Zeiten die größte Weisheit nicht in den Kabinettern gewesen ist, und daß Bücher-Gelehrte den Lauf der Dinge besser beurtheilt und richtiger vorausgesehen haben, als — die handelnden Staatsmänner."

„Bis dahin, fährt Recensent S. 89 fort, und meynt bis zur Kanonade, hatte die Politik den Krieg allein geführt; jezt erst trat die Kriegskunst wieder in ihre Rechte. — S. 90. Durch jene Spekulation war die Armee in der traurigsten Lage. — S. 91. Ich habe keine Worte für das Gemälde unseres Rückzuges! In dieser schrecklichen Lage konnte nicht die Frage seyn: Wie herauskommen? — sondern alles kam nur auf das Herauskommen selbst an. — S. 92. Es blieb nur das übrig, den Feind selbst zu gewinnen. Daher entstanden jene Unterhandlungen, die der Welt soviel Kopfbrechens gemacht haben. — Der Herzog hatte durch eine Unterredung die französischen Generale so für sich eingenommen, daß sie fest glaubten, wir würden die Oestreicher verlassen, und ihre Parthey ergreifen: und in dieser Hoffnung gingen sie einen stillschweigenden Waffenstillstand mit den Preußen ein, wofür ihnen die Zurückgabe von Verdun versprochen ward. In

diesem Waffenstillstand waren jedoch die Oestreicher und Emigrirten nicht mitbegriffen; und als der Rückzug geschah, suchten die Franzosen selbige allenthalben, um sie anzugreifen und zu Grunde zu richten. Diese aber brachen immer einen Tag früher auf, und so wurden sie von der Preußischen Armee masquirt. — S. 93. Alles, außer der Räumung von Verdun und Longwy, beruhte indeß nur auf mündlichen Verträgen: und so wie man über die Gränze war, nahm man die Masque ab, und die Feindseligkeiten fingen wieder an." —

So also trieben es die Preußen? Ihre Kriegskunst, wie ihre Politik behälfe sich also mit Masken? Ein mündlicher Vertrag wäre ihnen nicht eben so heilig, als ein schriftlicher? — Dann hätten ja diejenigen so groß Unrecht nicht, die das punica fides mit der borussica jezt vertauschen wollen! —

Doch genug, um den Lesern selbst es zu überlassen, wen von beyden sie bey der Equipage der Armee suchen würden, den Verfasser der Briefe, oder den Recensenten derselben in dem Magazin? Der Verfasser der Briefe ist seiner Wahrheit und Wahrhaftigkeit, sowohl in historischer als politischer Rücksicht, auch bey der Nachwelt sicher genug, um keiner weitern Rechtfertigung vor seinen Zeitgenossen gegen einen boßierenden Recensenten noch zu bedürfen. Sein Hauptverdienst ist, daß

er den Geist des Krieges und dessen nächster Theilnehmer unter Soldaten, Bürger und Bauer getreu schildert, und alles, was hierauf Bezug hat, und soweit sein Bemerkungskreis reichte, offenherzig vorerzählt, dann aber den Standpunkt und die Grundsätze mit edler Freymüthigkeit angiebt, nach welchen man das Erzählte bald a priori, bald a posteriori, entweder einzeln oder im Zusammenhange, nach Ursache und Wirkung, oder nach Grund und Folge selbst übersehen kann. Das Historische diente ihm also zum Vehikel des Politischen; und dadurch unterhielt und belehrte er den gemeinen Leser, wie den höhern. —

Ob der Recensent, wie die Hn. Mitverfasser des Magazins, sich dieses Verdienstes auch rühmen können, das mögen Andere entscheiden. Doch haben sie das Verdienst vor ihm voraus, daß sie mehr, als er, das Taktische des Feldzuges bemerkten, und also mehr für den Soldaten, aber auch weniger, als er, für den Weltbürger schrieben. Ganz in seiner Manier ist indeß der zweyte Aufsatz im III. Bande S. 19 *), der auch in kosmopolitischer Rücksicht allein mehr werth ist, als

*) Nämlich der Krieg der Griechen gegen die Perser, in Vergleich mit dem jetzigen der Alliirten gegen Frankreich. — Dieß war ein Wort ganz für den Macht- und Schwachheitsgeist unserer Zeit: —

die ganze Hälfte aller übrigen. Indeß einem jeden das Seine; und was ich von beyden hier nebenher bemerkte, sey salvo meliori bemerkt. Beyde interessiren mich nur in sofern, als sie, wie ich, eine Sache behandeln, auf deren wahre und richtige Darstellung es für die Zukunft, in praktischer Rücksicht, viel ankömmt. Uebrigens mögen beyde sich selbst weiter würdigen und vertheidigen: ich kehre zu meiner Geschichte zurück, und hoffe wegen dieses Nebensprunges um so eher Nachsicht, da er zugleich eine ganz eigne Ansicht des Feldzuges von 1792 dem Leser eröffnet. —

Unsern König sah ich hier in Begleitung einiger Generale, mitten unter den feindlichen Kugeln hinreiten, und freute mich eben so sehr über das herrliche Beyspiel, welches dieser muthvolle Monarch seinen Soldaten gab, als ich mich über folgendes äußerst dummes und abgeschmacktes Gespräch zweyer alter Unteroffiziere ärgerte. Ich will sie A und B nennen:

A. Siehst du den Alten *) dort?

---

*) In Sachsen und anderwärts spricht man vom Regenten mit komplimentvollern Ausdrucken: da sagt man: der gnädigste Kurfürst, Ihre Durchlaucht der Landgraf, Ihre Erbländischen Gnaden u. s. w. Hingegen der Preuße sagt schlechtweg: der Alte und legt auf diese Benennung doch mehr, als der Sachse, der Hesse und der Mayntzer auf seine prunkvollen Titulaturen.

B. Seh'n wohl: ſchau, wie die Kugeln ihm um den Kopf fliegen!

A. Wenn er nur nicht getroffen wird!

B. Narre, denkſt du denn, daß er das könne?

A. Warum nicht? Wenn ihm eine Kugel an den Kopf fährt, iſt er weg.

B. Ah, warum nicht gar! Eine eiſerne Kugel trifft den König nicht.

A. Und wie das?

B. Schau, Bruder, das will ich dir ſagen: ich bin ein alter Soldat, und hab den ſiebenjährigen Krieg mitgemacht; du kannſt mir alſo glauben, daß ich's verſtehe. Ein gekröntes Haupt wird von keinem Bley oder Eiſen getroffen: das fällt weg, und wenn der König gerade unter die Batterie dort ritte!

A. Aber es ſind doch ſchon, wie man ſo hört, Könige vom Feinde erſchoſſen worden.

B. Ja, wohl Bruder, aber das waren auch andre Kugeln; es waren Kugeln von Silber! Und ſiehſt du, Bruder, wenn die Franzoſen unſern Alten treffen wollen, ſo müſſen ſie ſilberne Kartätſchen einladen, und dann wird er bald weg ſeyn.

A. Wenn das ſo iſt, dann hat der Alte gut dahin reiten!

B. Freilich wohl! Zudem haben die Könige von Preußen das Privilegium, daß ihnen weder

Hieb noch Schuß schaden kann. Deßwegen hat der alte Fritz im siebenjährigen Krieg oft ganze Hände voll Bleykugeln aus seinen Ficken geholt, und die Kanonenkugeln mit dem Hut aufgefangen.

A. Höre Bruder, du kannst Recht haben! Drum gehn die Könige in Preussen wohl auch nur noch allein ins Feld: sie würden aber wohl hübsch zu Hause bleiben, wenn sie sich vorm Todtschießen fürchten müßten. Dann würden sie's machen, wie der Kaiser, der König in Spanien und die andern Könige. Die bleiben alle hübsch zu Hause, und lassen ihre Leute für sich todt, krum oder lahm schießen. —

Durch solche absurde abergläubige Ideenentkräfter ein solcher Mährchentrödler ein Beispiel von Tapferkeit, welches der König seinem Heere giebt, und das für sich ganz unwiderstehlich wirken würde.

Vierzehntes Kapitel.

Begebenheiten nach der Kanonade bey Valmy.

Es ist hier der Ort nicht, zu beweisen, daß der damalige französische General Dumouriez wider uns noch seiner Nation ganz gewogen war. Darüber mag der Leser in andern Büchern Auskunft suchen. Dumouriez hätte uns noch am Tage der Kanonade viel schaden können, wenn er gewollt hätte; das ist eine Wahrheit, welche unsre eignen Befehlshaber gerne eingestanden, und die auch aus der Natur unsrer Lage deutlich genug erhellet.

Nach einem wechselseitigen Feuer von ohngefähr vier Stunden wurde abmarschiert, und wir zogen uns auf verschiedne Höhe, welche wir besetzten. Der König nahm sein Quartier auf dem Vorwerke La Lune, welches vorher einem Emigrirten gehört hatte, damals aber schon an Bauren verkauft war.

Unser Verlust an Todten und Blessirten belief sich auf 166 Mann: freilich ein ganz geringer Verlust bey einer vierstündigen Kanonade, aber allemal groß genug, bey einer Kanonade, welche nach

dem Zeugniß aller verständigen Kriegsmänner, ganz ohne alle Hoffnung eines Sieges oder reellen Vortheils, unternommen war. Diesen Verlust wird der vorhin zurechtgewiesene Recensent unmöglich läugnen können; und nun möchte ich wissen, wie er ihn mit der von ihm angegebnen Absicht der Kanonade reimen wolle. Schon die Kanonade selbst widerspricht ihr: denn welcher Kluge schießt auf Leute, auf deren Herüberkunft er wartet? —

Die Verwundeten wurden auf ein Vorwerk gebracht, wo sie wegen der elenden Pflege schon meistens in der ersten Nacht unter den heftigsten Qualen hinstarben. Gar wenige von allen bey La Lune verwundeten Soldaten sind mit dem Leben, und kein einziger ist mit geraden Gliedern davon gekommen. Das ist freilich schrecklich, aber daran war auch meistens unsre medizinische Anstalt Schuld, welche bey keiner Armee elender seyn kann, als sie damals bey unsrer war. Das machte aber, weil man steif und fest geglaubt hatte, die Franzosen würden uns keinen Finger entzwey schießen. Man hatte sich aber verrechnet, und das garstig! — Ich werde in einem eignen Kapitel von den Gräueln der medizinischen Pflege unsrer braven Krieger in diesem Feldzuge reden, unpartheiisch zwar, aber doch so, wie ich diese Gräuel selbst gesehen habe.

Es war entsetzlich kalt den Abend nach der Ka-

nonade: der Wind ging scharf, und mit Regen vermischt — und wir musten da unter freiem Himmel stehen, bis den andern Tag gegen Abend, aus Furcht, Dumouriez mögte sich seines Vortheils bedienen, und uns angreifen. Zum Feuermachen fehlte es an Holz, also lief man in die hinten liegenden Dörfer, und holte da, was man von Holz vorfand, hieb die Bäume im Felde nieder, und machte große Feuer. Unser Bataillon war so glücklich, einige Wagen Brennholz zu erbeuten, welche für die französische Armee bestimmt waren.

Der Hunger quälte uns alle: denn unser Brod war schon lange verzehrt; und wenn man so unter freiem Himmel in Kälte und Nässe kampiren muß, hat man immer mehr Appetit, als in der warmen Stube. Eben so fehlte es uns an Wasser: die Nähe des Feindes ließ es nicht zu, es herbey zu holen, und so litten wir auch gewaltigen Durst. Einige Bursche, welche mehr Herz hatten, als andre, gingen aber doch hin und holten welches, das sie hernach theuer genug verkauften. Einmal wurde ein solcher Trupp Wasserholer von einer feindlichen Patrouille aufgefangen, entging ihr aber wieder, weil die Finsterniß sie begünstigte.

Gegen Tag sorgte der Himmel selbst für Wasser: denn es regnete gewaltig, und die Gräben füllten sich. Da aber hätte man die durchnäßten,

hungrigen und schmutzigen Soldaten hinrennen und trinken, oder vielmehr saufen sehen sollen!

Als es Tag wurde, verbreitete sich Angst und Schrecken in der ganzen Armee von neuem: jedermann vermuthete, daß nun abermals ein neuer Angriff auf die Franzosen würde gemacht werden. Ich für mein Theil glaubte das nicht, und war in dieser Rücksicht ruhig, ob ich es gleich nicht für unmöglich hielt, daß der Feind uns angreifen könnte: und dann versprach ich uns nichts weniger, als einen glücklichen Ausgang der Sache. Aber die Herren Franzosen postirten sich blos vortheilhafter und verschanzten sich nur noch besser, als den Tag vorher.

Jezt lief, wer laufen konnte und wollte, in die Dörfer, und holte Holz d. i. Thüren, Wagen, Fässer, Leitern, Bretter, Tische, Stühle, kurz, was man an Holzwerk finden und fortbringen konnte. Die Bäume, besonders die schönen Pappeln an den Wegen — denn Champagne hat nur wenig Obstbäume — wurden weit und breit niedergehauen, um durch hinlängliche Feuer einem zahlreichen Volke, das in Wind und Wetter unter freiem Himmel stand, und noch immer einen Angriff befürchtete, hinlängliche Wärme zu verschaffen. Gegen Abend zündeten die Desireicher ein Dörfchen an, nachdem sie dasselbe erst völlig geplündert hatten.

Das arme Dörfchen brannte bald ganz und gar nieder, weil der Wind unaufhörlich brauſte.

Dieſer Tag war zwar unſer Brodtag, aber wir hofften vergeblich auf Speiſe: unſre Brodwagen waren aus Furcht vor den Franzoſen zurückgeblieben, und kamen erſt ſpät abr Abend. Der Hunger quälte uns jedoch nicht ſo ſehr, als die immerwährende Furcht uns ängſtigte, der Feind möchte uns angreifen. Ich ſuchte auf alle Art meinen Kameraden dieſe Furcht zu benehmen, und nicht ohne Erfolg; und nachdem ſie mit der Zeit ſahen, daß ich Recht hatte, hielten ſie mich von nun an für einen Propheten, und fragten mich in Zukunft über alle Vorfälle, welche ſie befürchteten oder wünſchten.

Gegen Abend ſtieſſen die Oeſtreicher zu uns. Man hatte, ich weis nicht, warum? ausgeſprengt, daß ihre verſpätete Ankunft eigentlich Schuld an unſrem ſchlechten Erfolg bey der Kanonade geweſen ſey: So räſonnirten ſogar viele Offiziere: aber jezt weis man das anders.

Gegen ſechs Uhr ſchlugen wir endlich unſre Zelter auf, erhielten Brod, und ruheten nun von den groſſen Strapatzen aus. Ich habe niemals erquickender geſchlafen, als dieſe Nacht. Lutze verſorgte unſer Zelt am andern Tage mit guten Viktualien, und ſo waren wir in unſerm Zelte, während die meiſten andern weiter nichts hatten, als

ihr Bissel Kommißbrod, auf einige Tage geborgen. Ich muß es nochmals wiederholen, daß ich dem braven Lutze manche Sätigung verdankte, wo die übrigen, sogar die Offiziere, hungern mußten.

Am dritten Tage nach der Kanonade änderten wir die Stellung unsers Lagers.

Als der Brodtag wieder kam, war kein Brod da. Man gab vor, die Wagen könnten nicht vorwärts wegen des entsetzlichen Kothes; und da wir den Weg, welchen die Wagen von Grandprée kommen mußten, sehr wohl kannten, so beruhigten sich die Leute. Die wahre Ursache aber war, daß die Franzosen viele Wagen weggenommen hatten, und die andern sich nun nicht getrauten, vorwärts zu fahren, und also liegen blieben. Man hatte zwar in den umliegenden Dörfern alles ausgeplündert, und daselbst allerley Eßwaaren noch vorgefunden: allein das war doch für eine solche Menge wie nichts! Wenige hatten etwas erhascht, und die meisten hatten gar nichts.

Es wurde daher bey der Parole — man denke doch an die Fürsorge! — befohlen, Waizen zu dreschen, ihn bis zum Zerplatzen zu sieden mit Butter und Speck zu schmälzen, und dann zu essen. Das war nun so ein Stück von Parolebefehl, deren es in der Art mehrere gab — ein unausführlicher Befehl!

Waizen war zwar noch in den Dörfern, aber wo sollte man den dreschen? Der Koth war Knietief, und darin drischt sichs gar übel! Und woher sollte man Speck, Butter und Salz nehmen, welches alles in der ganzen Armee nicht zu haben war? Kein Marketender war da, sogar der Jude war bey Grandprée zurückgeblieben: wer also sollte uns da das Nöthige zum Schmälzen besorgen? — Einige sotten jedoch Waizenkörner und aßen sie ohne Salz und Schmalz vor lauter Hunger hinein. Optimum ciborum condimentum fames!

Es gab zwar dort herum auf einigen Aeckern noch Kartoffeln, welche man auch holte und kochte: aber leider war dieses eine gar zu geringe Hülfe! die Aecker waren gar bald leer, und zudem waren die Kartoffeln von der Art derer, die man in Deutschland dem Viehe giebt: sie vermehrten auch noch die damals alles zerstörende Ruhr.

Selbst im königlichen Hauptquartiere zu Hans war Mangel über Mangel: auch da war kein Brod, und an Leckerspeisen war vollends gar nicht zu denken. Dieser Mangel ward indeß dem französischen Generale bekannt, welcher dann frisches Obst und andre Dinge ins Hauptquartier schickte, um wenigstens den König von Preußen, seinen Feind, und dessen hohe Generalität vor Hunger zu sichern. Dieser Zug von Edelmuth vermehrte bey unsern

Soldaten die gute Idee, welche sie seit der Kanonade von den Franzosen schon hatten. Von nun an hörte man auch fast allgemein auf, sie Spizbuben, Racker, dumme Jungen u. dgl. zu schelten.

Man hatte auch von allen Orten her so viel Vieh zusammen getrieben, als man nur konnte, und da erhielt denn freylich der Soldat auch Fleisch, aber mageres elendes statt des Brods: und Brod muß der Soldat haben, wenn er nicht hungern, oder an Nebenspeisen nicht erkranken soll.

Als am 27ten endlich das Brod ankam — der 25te und 26te war ausgefallen — so befahl der König, daß die Kompagnien dereinst, aber doch bald, die ausgefallnen Brodtage den Soldaten bezahlen sollten, oder vielmehr, er versprach, sie selbst zu bezahlen. Aber diese Zahlung blieb aus! Ohne Zweifel hat der gutmüthige Monarch, der das Elend seiner Soldaten, welche über 59 Stunden ohne alle Speise seyn mußten, wohl selbst fühlte, diesen armen Leuten einen kleinen Ersatz an Gelde für diesen Hunger bestimmt: Aber wo das Geld blieb — ist eine andre Frage. Ohne Mühe sieht man ein, daß ein solcher Betrug leicht zu begehen war: aber eben so leicht sieht man ein, daß ein Betrug von der Art unter allen Schurkereien die allerschändlichste, obgleich nicht die ungewöhnlichste ist.

Am allerlächerlichsten war der Parolebefehl wegen der Kreide. In Champagne giebt es ihrer viel, und nachdem man auf einem Hügel, recht schöne entdeckt hatte, mußten Leute hin, sie auszugraben, und nun wurde befohlen, daß man diese Kreide unter die Soldaten vertheilen sollte, mit dem Zusatz: Se. Majestät, der König, schenke diese Kreide den Soldaten! In Champagne, dort bey Hans, war freylich der Ort, wo man Hosen und Westen mit Kreide weißen sollte! Ja, wenn der Herr Jesus da gewesen wäre, und aus Kreide hätte Brod machen wollen! —

Funfzehntes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen.

Der Herzog von Braunschweig machte gleich einige Zeit nach der Kanonade einen Waffenstillstand mit dem General der Franzosen, Kraft dessen alle Hostilitäten vor der Hand unterbleiben sollten.

Unsre Vorposten fanden während dieser Zeit aller Orten Zettel, welche die französischen Pa-

trouillen ausstreuten, um unsre Leute zur Desertion aufzumuntern. Ich werde hier mit des Lesers Erlaubniß einen solchen Zettel in deutscher Sprache — sie waren deutsch und französisch — mittheilen, und das vorzüglich deswegen, weil ich in der Folge ein Mehreres von der Lage der deutschen Deserteurs in Frankreich erwähnen muß. Ich schreibe zwar nicht gerne ab, weil das das Ansehen hat, als wollte man mit fremden Sachen die Bogen füllen, aus Mangel an eignen: aber dann und wann ists doch auch nöthig, daß man schon gedruckte Dinge nochmals hersetze. Die Zettel hatten folgenden Inhalt:

An die

Oestreichischen und Preußischen Soldaten.

Kameraden,

Eure Offiziere hintergehen euch immer, erzählen euch nichts als Unwahrheiten von dem Kriege, welchen wir wider den Kaiser und den König von Preußen führen. Vernehmet hiemit die wahre Ursache desselben!

Es sind nunmehro drey Jahre verflossen, seitdem die Franken, müde ihres Elendes und der unaufhörlichen Drangsale, welche der Adel und die Hofschranzen sie fühlen ließen, und entschlossen, sich zu rächen, die Waffen ergriffen, und feverlich

erklärt haben: daß sie keinen Adelstand mehr dulden wollen, und daß sie, weil alle Menschen Brüder und Kinder der nämlichen Mutter sind, alle gleich seyn, und die Freyheit haben wollen, sich nach ihrem Gutdünken zu regieren. Sie haben ihre Regierungsverfassung verändert und ihrem König die Macht benommen, ihnen Böses zu thun. Zu gleicher Zeit hat man in allen Kantons des französischen Reichs Männer ernannt, deren Bestimmung es ist, ihnen gute Gesetze zu machen. Diese Bürger haben sich versammelt und erklärt, daß die Franzosen frey sind, daß sie alle gleich sind, daß ein jeder nach seinem Verdienste und seinen Talenten zu allen Aemtern und Ehrenstellen, sowohl in der Armee, als in der Kirche und den Gerichtshöfen gelangen könne: Sie haben die Felder von aller Knechtschaft freygesprochen: Sie haben alle Auflagen, welche die Armuth drücken, aufgehoben: Sie haben die Kriegszucht angenehm gemacht, den Sold der Soldaten erhöht, und den Kriegsdienst mit Vergnügen und Ehre verbunden: Sie haben, mit einem Worte, so viel Gutes gestiftet, als ihnen möglich war. Alle Franzosen, nur die Edelleute ausgenommen, waren mit dieser Veränderung zufrieden. Diese Edelleute sind aus dem Reiche gegangen, und haben sich bisher in den benachbarten Ländern aufgehalten. Sie haben

alles gethan, was sie konnten, um die ausländischen Fürsten zu Feinden der Franzosen und ihres Vaterlands zu machen. Der König von Frankreich, welcher den Adel liebt, und unzufrieden ist, einen Theil seiner Macht verlohren zu haben, keine Taxen mehr auflegen und die Soldaten nicht mehr schlagen lassen zu können, hat gleich alles Mögliche gethan, die übrigen Könige zu vermögen, uns den Krieg anzukündigen. Der Kaiser und der König von Preussen haben die Waffen wider uns ergriffen, und wollen uns schlagen, um den Adel wieder herzustellen, und den König wieder in den Stand zu setzen, alles zu thun, was er will. Sie sind besorgt, daß ihre Völker es eben so, wie die Franzosen machen, und gleich ihnen, Freiheit und Gleichheit verlangen mögten. Sie sollen uns indessen nicht hindern, andre Nationen an unserm Glücke Theil nehmen zu lassen. Wir sind Niemanden feind.

Die Franzosen sind Brüder aller derer, welche frey seyn wollen, wie sie. Es hängt von euch ab, uns nachzuahmen, und das ist es, wozu wir euch einladen.

Unsere Nationalversammlung, die aus rechtschaffenen Männern besteht, welche wir ernannt haben, unsere Gesetze zu machen, will, daß alle östreichische und preußische Soldaten, welche ihren

Dienſt verlaſſen, und nach Frankreich kommen, ſo lange ſie leben, einen Gehalt von 100 Livres genießen, welcher ſich bis auf 500 Livres vermehren kann. So, wie einige derſelben ſterben, ſollen die übrigen dabey gewinnen; und im Fall einer verheirathet iſt, ſoll die Wittwe nach ſeinem Tode den Gehalt genießen.

Sehet, Kameraden, wie wir die Soldaten behandeln, welche zu uns kommen, um unſre Freyheit zu vertheidigen, und ſich derſelben mit uns zu erfreuen. Kommt alſo hin nach Frankreich, ins Land der Gleichheit und der Freude. Verlaßt die Edelleute und die Könige, für welche ihr, wie eine Heerde Schafe, zur Schlachtbank gehet, und kommt zu uns, euren Brüdern, ein Glück zu ſuchen, welches der Menſchen würdig iſt! Wir ſchwören es euch, daß wir euch hernach helfen wollen, eure Weiber, eure Kinder, eure Brüder, eure Schweſtern aus der Sklaverey zu retten, und ihr ſollt mit uns den Ruhm theilen, allen Völkern von Europa die Freiheit zu ſchenken."

Dieſe Zettel, ob ſie gleich im Lager und in der ganzen Armee ſtark zirkelten, machten doch nur ſchwachen Eindruck, und verleiteten nicht viel Soldaten zur Deſertion: wenigſtens ſind von unſerm Regimente kaum 30 Mann in Frankreich vermißt worden. Das kam aber aus der ganz natürlichen Ur-

sache, weil jederman glaubte, der Friede sey im Werke, und darum denn hoffte, bald wieder zu Hause bey den Seinigen zu seyn. Hätten die guten Leute damals schon wissen sollen, daß sie erst noch einige Jahre herumziehen müßten, so will ich das Leben verwetten, das Drittel der Armee wäre bey Haus ausgerissen. Man sah dieß im Jahre 1793 bey der Retirade, im Herbst! Doch davon zu seiner Zeit!

Das Wetter war die ganze Zeit über, die wir bey Haus im Lager standen, abscheulich: es regnete ohne Unterlaß, und dabey war es sehr kalt. Alle Tage mußte frisches Stroh, oder vielmehr ungedroschner Waizen aus den Dörfern geholt werden, wodurch denn alle Dörfer im Umkreise weit und breit leer wurden. Das Wasser lief immer in die Zelter, und machte das Lagerstroh zu Mist: Also frisches! —

Sollte nach Wasser oder Holz gegangen, oder das elende Kommißfleisch gekocht werden, so zankte man sich erst eine halbe Stunde in den Zelten herum, wer gehen sollte? an wen die Reihe wäre? denn das Wasser sowohl, als das Holz muste eine gute halbe Stunde vom Lager gelangt werden; und bis dorthin muste man bis an die Knie im Kothe kneten. Feuer zum Kochen war sehr schwer anzumachen, weil man, nach geschloßnem Waffenstill-

stande, kein dürres Holz aus den Dörfern mehr nehmen durfte, folglich mit grünem Weiden- und Pappelholz sich behelfen muste. Dieser Umstand machte, daß, als das Brod ankam, die Bursche in zwey Tagen gar kein Kochfeuer machen wollten.

Die Preußische Reinlichkeit hatte zwar schon längst aufgehört: aber bey Hans hätte man die Herren Preußen, die sonst so geputzten Preußen, Offiziere und Soldaten, schauen sollen! Die weissen Westen und Hosen waren über und über voll Schmutz, und noch obendrein vom Rauche gelb und rusig: die Kamaschen starrten von Koth, die Schuhe waren gröstentheils zerfezt, so daß manche sie mit Weiden zusammen binden mußten: die Röcke zeigten allerley Farben von weissem, gelbem und rothem Lehm, die Hüte hatten keine Form mehr, und hingen herab, wie die Nachtmützen; endlich die gräßlichen Bärte — denn wer dachte da ans Rasiren! — gaben den Burschen das leidige Ansehen wilder Männer. Kurz, wenn die Hottentotten zu Felde ziehen, so müssen ihre Soldaten reinlicher aussehn, als damals wir. Die Gewehre waren voll Rost, und würden gewiß versagt haben, wenn man hätte schießen wollen.

Der Herzog von Braunschweig hatte indessen immer Unterhandlungen mit dem General Dumouriez, wobey Hr. von Mannstein als Geschäfts-

träger gebraucht wurde. Als ich von dieſen Unterhandlungen hörte, machte ich einmal in Beyſeyn einiger Offiziere Bemerkungen darüber, und ſagte auf die Aeußerung eines gewiſſen Hr. Leutnants: „Daß der General Dumouriez um Schonung bäte" ganz hitzig, daß die Reihe, um Schonung zu bitten, jezt an uns wäre — daß unſer Karren ſo tief im Kothe ſtäcke, daß wir Mühe haben würden, ihn nur halbweg mit Ehren heraus zu ziehen u. ſ. w. Der Offizier hinterbrachte dieſe und andre meiner Aeußerungen meinem Hauptmann, und dieſer brave Offizier warnte mich nur unter vier Augen vor ähnlichen — Aeußerungen. Er wollte, ſagte er, mit mir zwar nicht diſputiren, ob ich Recht oder Unrecht hätte; aber geſezt auch, ich hätte Recht, ſo wäre doch hier der Ort nicht, ſo zu ſprechen, da ohnehin die Leute ſchwierig und deſperat wären.

Meines Hauptmanns Rede war ſehr vernünftig: aber es geht einem doch auch hart ein, eine Wahrheit, eine intereſſante Wahrheit, die uns zunächſt angeht, bey ſich zu verbergen, und Lumpereien mit anzuhören, über die man nicht lachen kann, weil ſie unſer Gefühl empören, um ſo mehr, da das Uebel, das aus dieſen Lumpereien entſpringt, uns ſelbſt niederbeugt. Wenn einer z. B. über 20 Jahre Hn. Schnachs politiſches Journal

oder die Neuwieder Zeitungsfudelei u. dgl. nicht lieſt — wenn nämlich dieſe und ähnliche Wiſche nicht alle ſammt und ſonders dann längſt verlacht und vergeſſen ſind — ſo wird er freilich über die große Dummheit und Unverſchämtheit dieſer Skribler lachen: aber jezt, wer bedenkt, daß dieſe Schreier zum allgemeinen Elende ſo vieler Länder und Menſchen, und zum phyſiſchen und moraliſchen Verderben unſers lieben Vaterlandes auch ihr verfluchtes Schärflein beygetragen, und geblendete Grützköpfe noch mehr verblendet haben, der kann die Wiſche von Neuwied, die des Hn. Schirach und von Göchhauſen nicht ohne Eckel und Abſcheu in die Hand nehmen. Ich bedaure daher auch jeden ehrlichen Mann, der dieſe Schmiralien leſen muß, und geſtehe gern, daß ich lieber Pater Kochems Legende, Oswalds Unterhaltungen und den Kaiſer Oktavianus leſen wollte, als die politiſchen Siebenſachen eines Schirach, Göchhauſen, Reichards in Gotha, und anderer ihres Gelichters.

Ich habe dringende Wahrheiten nie ganz in Petto halten können, und da ich immer nicht gleichgeſinnte Menſchen um mich hatte, ſo wurde ich bald als ein Patriot, bald als ein Jakobiner, dann als Demokrat, und wer weis, was noch alles, ausgeſchrieen. Aber geſchadet hat mir mein freies Gerede niemals: denn im Preußiſchen Heere ſind

Männer genug, die auch wissen, wo Barthel Most holt; und bey diesen, und durch diese, war ich immer sicher.

Es ist ganz gewiß, daß der Herzog von Braunschweig, nothgedrungen, den ersten Vorschlag zum Waffenstillstand gethan hat. Dumouriez nahm diesen Vorschlag aus Gefälligkeit gegen uns an, und hatte, wie mich dünkt, hinlängliche Ursache dazu. Er konnte nämlich hoffen, daß der König von Preußen Friede mit den Franzosen machen würde, und so hatte die Republik — denn Frankreich war damals schon eine — einen mächtigen Feind vom Halse. In dieser Absicht schickte er eine Erklärung ins Preußische Lager, worin er mit den besten Gründen und starker männlicher Beredsamkeit die Vortheile darlegte, den Preußen aus dem Frieden mit Frankreich ziehen könnte. Ob man aber Dumouriez's Gründe für gültig ansah, oder nicht, kann ich nicht sagen: genug, der Herzog schickte, ohne auf des französischen Generals Vorstellungen zu achten, demselben am 28ten September abermals ein Manifest, welches zwar den gebieterischen Ton des Koblenzer Aufsatzes nicht führte, doch aber noch immer die Herstellung Ludwigs XVI. und des erblichen Königthums erwähnte.

Und diesem Manifeste, welches zu gar nichts nützen konnte, ist denn auch der tragische Rückzug

der Deutschen, der Einfall des Custine in die dießseitigen Rheinländer und das daraus entstandene Elend so vieler Tausenden von Menschen zuzurechnen!

Es ist unbegreiflich, wie ein Fürst, ein so hellsehender Fürst, als der Herzog von Braunschweig ist, es übersah, daß er mit einem Feinde zu thun hatte, den er mit Gewalt nicht mehr zwingen konnte, und daß Er, trotz unsrer jämmerlichen Lage, es dennoch wagte, diesem Feinde eine abermalige Kriegserklärung zuzuschicken! — Ich mag diesen Punkt, dessen Resultate von selbst in die Augen fallen, nicht weiter verfolgen, glaube aber immer, daß dieses Manifest dem weisen Fürsten neuerdings extorquirt ist. —

Dumouriez indeß nahm das Manifest auf, wie er mußte. Er erklärte in einem Briefe an den General Mannstein: daß nun aller Waffenstillstand aufgehoben sey, und daß die Feindseligkeiten ihren Anfang wieder nehmen müßten. Der General Mannstein, ein kluger, erfahrner Mann, fühlte schon im Voraus die traurigen Folgen einer abermaligen Feindseligkeit, und suchte daher den General der Franzosen auf jede glimpfliche Art zu besänftigen: allein Dumouriez blieb unerbittlich, bis endlich der Hr. Graf von Kalkreuth nach seiner ihm ganz eignen Klugheit durch seine über-

zeugende und gewandte Beredsamkeit bey Dumouriez und den übrigen fränkischen Heerführern so viel bewirkte, daß man die Preußen — abziehen ließ.

Es stand wahrlich bey den französischen Generalen, ob sie die Preußen abziehen lassen, oder ob sie dieselben gefangen nehmen wollten. Warum sie das lezte nicht thaten, oder wenigstens den Rückzug nicht noch mehr erschwerten, ist mir ein Räthsel, welches aber zu seiner Zeit vielleicht noch gelöst werden dürfte. Hr. Graf von Kalkreuth könnte den besten Schlüssel dazu hergeben. Niemals aber ist die Preußische Armee und ihr guter König in größerer Gefahr gewesen, als am 29ten September, 1792.

Sechszehntes Kapitel.

Jämmerlicher Abzug aus Frankreich.

Am 29ten September, also an eben dem Tage — man merke das Dringende! — wo der Herr Graf von Kalkreuth mit Dumouriez Traktaten gemacht hatte, brach unsre Armee schon auf, und rückte zurück, oder vielmehr sie änderte nur ihre Po-

ſtion rückwärts, und am 30ten gings wirklich zurück.

Das Wetter war Anfangs recht gut, nämlich vom 29ten an: allein am dritten October fiel wieder das Regenwetter ein, und nahm kein Ende, ſo lange wir noch in Frankreich uns ſchleppten.

Man hatte in der ganzen Armee ausgeſprengt, der Friede mit Frankreich ſey gewiß, und die Franzoſen hätten ſich gegeben d. i. den alten Deſpotismus wieder angenommen; wir hätten alſo in Frankreich nichts weiter zu ſchaffen, und wären darum jezt auf dem Wege nach Hauſe. — Mir kam das Ding gleich ſpaniſch vor, weil ich nicht begreifen konnte, wie eine Nation, welche einen 10ten Auguſt und einen 2ten, 3ten und 4ten September mit Schrecken gehabt und gefördert hatte, ſich hätte geben können, zumal da die Armee, welche ſie hatte demüthigen wollen, damals ſelbſt gedemüthiget, und ihr alſo nicht mehr fürchterlich war, auch es nicht mehr werden konnte. Ich theilte meine Bedenklichkeiten einigen Männern im Regimente mit, welche auch Selbſtdenken gelernt hatten, und dieſe gaben mir, nachdem ich ihnen alle meine Gründe vorgelegt hatte, Recht. Beſonders erinnere ich mich der guten und geraden Einſicht des Herrn Leutnants von Drygalsky, der ſchon, ehe wir aus dem Lager bey Haus aufbrachen,

einen Einfall der Franzosen in Deutschland mit mir gleichsam als gewiß vermuthete. Es wurde uns zwar stark widersprochen, aber, leider, bald erfuhr man, daß wir uns nicht geirrt hatten. Überhaupt muß man bemerken, daß der Preußische Offizier sich es erlaubt, über dergleichen öffentliche Gegenstände selbst frey zu denken, und sich nicht scheut, seine Gedanken auch zu sagen, gesezt auch, er vermuthe eben nicht viel Gutes. Der Oestricher ist hierin anders gesinnt: der glaubt steif und fest, sein gnädigster Kaiser müsse halter gewinnen: der sey halter unüberwindlich! — Und sowas macht sicher und lehrt nicht raffiniren!

Den vierten Oktober war ein ganz abscheulicher Marsch. Wir waren schon sehr frühe aufgebrochen, aber der jämmerliche Weg hinderte das Geschütz, vorwärts zu kommen: also mußten wir den ganzen Tag, bis in die späte Nacht unterwegs bliben, und uns von dem unaufhörlichen kalten Regn bis auf die Haut netzen lassen. Spät in der Nacht, ohngefähr nach zehn Uhr, kamen wir auf dem Platze bey Besancey an, wo wir unser Lager schlagen sollten, oder vielmehr, es kam nur ein großer Theil unsrer Armee dort an: denn gar sehr viele waren zurück geblieben, theils weil sie nicht mehr forkommen, theils auch, weil sie sich in der stockfinstern Nacht verirrt hatten.

Hier sah ich ein gräßliches Schauspiel. Der Packknecht des Hn. Leutnants von Baschwitz war vor Mattigkeit in einen Weinberg gekrochen, und dort eingeschlafen. Ein Offizier vom Regimente Woldeck ritt eben auch da durch, und sein Pferd trat dem armen Kerl auf die Brust, daß ihm das Blut zum Munde herausquoll. Wahrscheinlich hatte der Offizier diesen Unfall nicht bemerket. Der Packknecht wurde unter unaufhörlichem Jammern eine Strecke vorwärts getragen, um ihm Hülfe zu schaffen; aber vergebens: es fehlte an Wagen, worauf man Kranke hätte legen können. Man sezte ihn also ab, und ließ ihn ohnweit dem Wege liegen, wo er wahrscheinlich gestorben ist; wenigstens hat man ihn nicht mehr gesehen.

Ein anderes Unglück traf auf demselben Marsche einen Artilleristen, dem beyde Beine durch das Umwerfen einer Kanone zerschmettert wurden: auch dieser ist im Kothe liegen blieben, und gestorben. —

Den Tag nach diesem scheußlichen Marsche war Ruhetag: man mußte nämlich Halt machen, um den zurückgebliebnen Leuten Zeit zu lassen, sich wieder zu sammeln. Hier sah man das erste Mal Viele ohne Gewehr und Patrontasche ankommen. Die armen Leute hatten schon vollauf Mühe, nur ihren Körper fortzuschleppen, warfen also die Waffen weg, unter deren Last sie sonst hätten erliegen müs-

sen. Einige schmissen sogar ihre Tornister fort. Der König selbst hat auf diesem jämmerlichen Rückzuge allen Soldaten, die er durch Hunger, Kälte, Regen und Ruhr abgematiet, und wie Skelette gestaltet, einzeln unterwegs antraf, den Rath gegeben, ihr Gewehr wegzuwerfen, mit dem Zusatz: er wollte ihnen schon wieder andere schaffen. Eben dieses riethen den abgematteten Kriegern alle Generale und Offiziere, in deren Busen noch Menschlichkeit rege war.

An diesem Ruhetage nahm Hr. von Mandelsloh mich mit in das Dorf Besancy, um einigen Vorrath aufzusuchen, der jezt äußerst selten geworden war. Ich war hier so glücklich, das Haus eines ehrlichen Bauers, durch des Hn. von Mandelsloh nachdrückliches Verwenden, gegen die Anfälle der Soldaten vom Regimente Woldeck, vor der Plünderung, und dessen Scheune vor dem Furaschiren zu schützen; und dieses versüßte mir nachher die Beschwerlichkeit des äußerst kothigen Weges, wenn ich so gieng und dachte an das: homo homini lupus. —

Der Soldat im Lager ist gewöhnlich lebhaft und munter: er singt, und treibt sonst allerley, um die Zeit hinzubringen, und das Lästige sich zu vergessen. Aber in den Lägern, welche wir, besonders auf dem Rückzuge aus Frankreich, auf-

ſchlugen, herrſchte Todtenſtille: kein lautes Wort hörte man, wenn nicht hie und da einer fluchte, oder mit ſeinem Kameraden zankte. Freundlicher Zuſpruch war ganz außer Mode. —

Von da marſchirten wir einige Tage hinter einander, oder vielmehr wir wateten durch Waſſer und Koth bis auf den 9ten October. — Wegen der gewaltigen Wege und des beynahe immer anhaltenden Regens konnte man nur ganz kleine Märſche von 3, 4 höchſtens 5 Stunden machen, und doch brach man jedesmal mit dem Tage, oft auch noch vor Tage auf, und marſchirte bis zur ſinkenden Nacht. Kamen wir dann endlich an den Ort, wo das Lager ſeyn ſollte, ſo wurden die Zelter aufgeſtellt, freylich nicht ſo, wie bey der Revüe zu Magdeburg oder zu Berlin, ſondern, wie man nur konnte. Oft legten ſich die Soldaten aus mehrern Zelten zuſammen in Eins, und ließen die andern unaufgeſchlagen im Kothe liegen.

Waren die Zelter aufgeſchlagen, ſo giengs in die Dörfer nach Stroh und Holz, und nach Futter für die Pferde: beyder wurde mitgenommen, was noch da war, und die entflohnen Einwohner nicht vergraben oder verſteckt hatten. Alle Dörfer, bey denen die Armee geſtanden hatte, wurden wüſt und öde. Fand man in den Gärten noch Gemüſe, ſo mach-

ten die hungernden Soldaten sie sich zu Nutze und kochten sie zum Kommißfleisch. In diesen Gegenden giebt es starke Bienenzucht: aber die Bienenstöcke, welche in den Dörfern, die wir passirten, anzutreffen waren, wurden alle verdorben und beraubt. Manche Soldaten wurden dabey oft so von den Bienen zerstochen, daß sie ganz unkenntliche Larven hatten. Der Anblick dieser im Gesicht und an den Händen dickgeschwollner Bienenstürmer hat Manche lachen gemacht.

Das Elend wurde täglich größer: die Wege wurden immer schlechter, und die Mannschaft, wie die Pferde, matter und kränker. Von Hans an bis nach Luxembourg war der Marsch der Preußen mit todten Pferden wie angefüllt: alle fünf Schritte lag so ein Thier, entweder schon todt oder doch dem Tode nahe. Manche hatte man auch, weil sie gar nicht mehr ziehen konnten, laufen lassen und sie dem Hungertode preis gegeben. Vielleicht haben nach unserm Abzuge die Bauren sie aufgefangen oder aus Mitleid getödtet. Es war wirklich ein schrecklicher Anblick, so viel armes Vieh daherum liegen zu sehen, das zum Theil noch lebte, und über deren Körper Wagen, andre Pferde und Menschen quatschten. Aber für Pferde durfte man damals kein Mitleid haben: man konnte es nicht 'mal für Menschen! —

Die Kranken — mir ſchaudert noch die Haut, wenn ich an das Uebermaaß alles des Elends denke, welches unſre armen Kranken auf dieſer verfluchten Retirade überſtehen mußten! — Die Kranken alſo mehrten ſich jeden Tag, ſo, daß endlich kaum Fuhren genug zu haben waren, ſie wegzubringen. Das Uebel, welches unſer Heer ſo ſchrecklich zerſtörte, war, wie wir wiſſen, beſonders die Ruhr: es lagen aber auch ſehr viele an Gicht und andern arthritiſchen Zufällen. Die Ruhr mehrte ſich durch den Nothgenuß des unreifen Obſtes und Weins.

Unſre Läger ſahen bey unſerm Aufbruch auch hier noch immer aus, wie Begräbnißſtätten, oder wie Spitalhöfe. Die eckelhaften blutigen Exkremente machten einen ſcheußlichen, und die da und dort liegenden Kranken und mit dem Tode erbärmlich Ringenden einen ſchrecklichen Anblick. Jeden Tag hatte ich den deutlichſten Beweis für meinen alten Satz: daß der Menſch — nach unſrer jetzigen bürgerlichen Einrichtung — eigentlich wie beſtimmt ſey, laſterhaft und unglücklich zu werden, und daß wenigſtens gewiſſe Vorſchriften der Moralphiloſophie ſich jezt oft nicht anwenden laſſen, folglich jezt nichts weniger, als allgemein ſind. *)

*) Was Rouſſeau in dieſer Rückſicht, den Künſten und Wiſſenſchaften zur Laſt gelegt hat, iſt bekannt: aber die Engländerinn, M. Wouſtonecraft, ſah tiefer und richtiger. Die

Wie viel lasterhafte Menschen und wie viel Elende und Unglückliche hat der jetzige Krieg gegen die Franzosen nicht schon gemacht! Und doch ist der Krieg selbst, laut aller Bücher über theologische und philosophische Moral, von Hugo Grotius bis auf Göchhausens hochadliche Schriften, kein Laster für sich, ja, er muß wohl noch eine edle Handlung seyn nach den hohen und vielen Lobsprüchen, die wir in unsern Dedikationen, Gedichten und Predigten auf die Helden antreffen. Die Laster und das Elend, welches der Krieg mit sich bringt, sind freylich Accidenze, wie die Herren Jerusalem, Herder, Iselin und andre große Männer sprechen. Aber es sind doch Accidenze, welche aus dem Wesen des Kriegs selbst fließen, folglich davon unzertrennlich sind. Da nun der Krieg nicht nur nicht unerlaubt, sondern sogar in gewissen Fällen Pflicht ist (nach Grotius und Pufendorf): so muß man oft aus Pflicht etwas unternehmen, wovon Elend und Laster unzertrennlich

---

Gedanken und Aeußerungen dieses philosophischen Weibes verdienen in mehr als einer Rücksicht die Beachtung aller Männer, welchen Menschenwohl warm am Herzen liegt. Man findet sie in der Rettung der Rechte des Weibes, mit Bemerkungen über politische und moralische Gegenstände, — Aus dem Engl. mit Anmerkungen von Salzmann. Man sehe nur die ersten Kapitel des 1. Bandes durch, um selbst zu sehen, ob ich zuviel sage.

sind, ja, wodurch beyde vermehrt und da, wo sie noch nicht sind, nothwendig erzeugt werden. Folglich hat die Natur, oder das, was sonst diese gegenwärtige Einrichtung der Dinge gemacht hat, sehr übel für das menschliche Geschlecht gesorgt, indem sie uns Pflichten auferlegt, deren Erfüllung Elend und Laster verbreitet, und uns zur Erfüllung andrer Pflichten, und zum Genuß der gemeinschaftlichen Güter unfähig macht. — Das sind freylich abscheuliche Wahrheiten, aber es sind doch Wahrheiten, welche sich leider bey der Betrachtung solcher abscheulicher Gegenstände, wie der Krieg ist, von selbst aufdringen. Ich will sie nicht weiter ausführen, und wünsche alle meinen Lesern, daß sie durch eigne Erfahrung nie davon mögen überzeugt werden. *) Kants philosophischer Entwurf zum ewigen Frieden wäre freilich das beste Präservativ dawider: aber dieser philosophische Erlöser der Welt prediget jezt noch in der Wüste. —

Die Todten, welche im Lager gestorben waren, sind dort liegen blieben, und man überließ ihr

*) Um die Wichtigkeit dieses Wunsches, nach der ganzen Abscheulichkeit des Krieges, näher kennen zu lernen, lese man den II. B. des goldnen Romans: Telemach, S. 157 u. ff.; dann den Aufsatz über den Krieg im II. Th. der Briefe über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit, S. 147. ff. Wem hier nicht schaudert, und dieß nicht antreibt, mit ganzer Seele in meinen Wunsch einzustimmen, ist mehr als Unmensch.

Begräbniß den Franzosen, welche allemal über die Stellen uns nachzogen, wo unsre Läger gestanden waren. Diese, ob sie gleich als Franzosen unsre Feinde hätten seyn sollen, hatten doch als gutmüthige Menschen, Mitleid mit unserm Elende, und bedauerten die armen Unglücklichen, die so jämmerlich um ihr Leben kommen mußten. Als ich im J. 1794 im Sommer, auf Robespierre's Befehl, zu Mâcon im Gefängniß saß, sprach ich mit einem Chasseur, welcher zur Zeit unsrer Retirade bey der Armee des Generals Dämouriez gewesen, und unsrer Armee mitnachgezogen war. Dieser versicherte mich, und ich konnte es gar leicht glauben, daß sie mehrmals Halbtodte angetroffen hätten, zurückgelassen von den Preußen in ihren Lägern. — Daß man wirklich Todte unbegraben liegen ließ, entschuldiget unsere damalige Lage: daß man aber auch unvermögende lebendige Menschen dahinliegen ließ, war doch schrecklich und grausam! Der König hat von dieser Barbarey gewiß nichts gewußt, vielleicht wußten es nicht einmal die hohen Generale: aber einzelne Offiziere hätten es wissen müssen, und diese hätte man zu schwerer Verantwortung ziehen sollen. Doch — wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter; und wer verklagt gern seinen Hauptmann? — Daß indeß dieser Anblick den Franzosen gedient hat, sich in ihrem

Abscheu gegen alles, was Monarch und Monarchie heißt, noch mehr zu befestigen, läßt sich denken, und der Chasseur erzählte mir sehr viel davon.

Auf den Wagen, worauf die Kranken transportirt wurden, fehlte es an aller Bequemlichkeit: die armen Leute wurden drauf geworfen, wenn sie sich nicht selbst noch helfen konnten, wie man die Kälber auf die Karren wirft, und damit war es dann gut. Niemand bekümmerte sich, ob so ein Kranker etwas unter dem Leibe oder dem Kopfe hatte, ob er bedeckt war, oder nicht: denn die, welche sich um dergleichen hätten bekümmern sollen, waren meistens selbst krank, und hatten kaum Kräfte genug, sich fortzuschleppen. Starb einer unterwegs, so warf man ihn von dem Wagen auf die Seite, und ließ ihn unbegraben liegen. Oft warf man noch Lebende mit herunter, die dann aufs jämmerlichste im Schlamme verrecken mußten *). Meine Leser müssen hier nicht an Uebertreibung denken: ich würde, wenn ich auch noch abscheulicher schilderte, doch lange nicht genug sagen. **).

---

*) Verrecken ist freilich ein sehr unedles Wort: es paßt aber vollkommen, die Todesart unsrer Brüder auf dem Rückzuge aus Frankreich zu bezeichnen. Und kurz! —

**) Man sehe auch noch: Geschichte der Deutschen in Frankreich, von Rave. B. II. S. 191.

Auf allen Dörfern blieben Kranke zurück, die denn meistentheils aus Mangel an Pflege und Nahrung jämmerlich umkamen.

Siebzehntes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen.

Den 8ten Oktober mußte der Befehl gegeben werden, die Dörfer in der Gegend auszuplündern. Viele unsrer Leute glaubten, das sey die Folge eines geringen Angriffs der Franzosen auf die Oestreicher, und meinten, daß man auf diese Art jenes Unrecht (man denke doch!) durch Plünderung der armen Bauren rächen wollte. Allein dieser Gedanke war falsch: denn blos der große Mangel an Nahrung für Menschen und Vieh, und besonders für das Hauptquartier, nöthigte den Herzog von Braunschweig, diesen sonst menschenfreundlich denkenden Fürsten, die Ausplünderung von etwa neun Dörfern zu befehlen, welche auch durch mehrere Bataillons Infanterie und Husaren ausgeführt wurde.

Der Herzog hatte zwar befohlen, daß man strenge Mannszucht halten, und beym Plündern niemand beleidigen sollte. Aber man bedenke, ob

ein solcher Befehl wohl, als zur rechten Zeit gegeben, angesehen werden könne? Einem Soldaten, welcher plündern soll, welcher in Feindes Landen zu seyn glaubt, welcher seit zwey Monaten alles Elend ausgestanden hat, und darum vor lauter Erbitterung grollsinnig einherschleicht, dem will man befehlen, beym Plündern menschlich zu seyn? Aber die Herren waren es auch nicht im geringsten: die Pferde, Ochsen, Schweine, Hüner, Gänse, kurz, alles, was man nur von Vieh finden konnte, sogar Hunde, trieb man zusammen. Dann nahm man aus den Dörfern, was nur noch zu nehmen war, besonders den ungedroschnen Waizen für die Pferde, und prügelten die Bauren und die Weiber, welche nicht noch entflohen waren, gar jämmerlich. Es waren aber zu der Zeit wenige noch entflohen, weil sie glaubten, Preussen und ihre Nation habe einen friedlichen Traktat abgeschlossen, und erstere zögen als ihre Freunde jezt zurück. Man hat für gewiß versichert, daß bey dieser Plünderung mehrere Bauren todtgeschlagen oder todtgebauen seyen; und ich mag dieses gar nicht in Zweifel ziehen: ich weis, wie sehr unser Volk litt, und wie sehr es eben darum gegen die Franzosen, die ein grosser Theil noch immer als die Urheber alles ihres Unglücks ansah, aufgebracht war,

Alle Furage, alles Gemüse u. s. w. wurde am Hauptquartier zu Conconvoir in Empfang genommen. Darüber entstand ein gräuliches Murren, besonders unter den Husaren, welche nun nichts für ihre Pferde zu füttern hatten: dieses Murren aber legte sich, als man ihnen versprach, sie den andern Tag abermals plündern zu lassen.

Es war wirklich sonderbar anzusehen, wenn ein Bauer, dem sein Pferd oder seine Ochsen, Kühe u. s. w. genommen waren, ins Lager kam, und sich beschwerte. Man befahl ihm, das entwendete Stück Vieh aufzusuchen, führte ihn aber nicht dahin, wo er es hätte treffen können; und traf er es von ungefähr, so schwur gleich ein Husar oder sonst jemand Stein und Bein zusammen, daß sich der Bauer irrte, und dann mußte dieser abfahren, auch wohl, wenn er sich nicht gleich fügte, noch eine Tracht Hiebe mit nach Hause nehmen. Doch muß ich dem Herzog und dem General Kalkreuth nachrühmen, daß sie entwendetes Vieh einigemal wirklich haben zurückgeben lassen.

Am 9ten Oktober wurde also abermals geplündert oder, wie man es nannte, furaschiert. — Mir ist nicht selten der Gedanke eingefallen, daß, wenn die Franzosen das dortige flache Land auf fünf Meilen im Umkreise zerstört und die Dörfer

abgebrannt hätten, die Preußische Armee in die äußerste Hungersnoth gerathen wäre. —

Um diese Zeit fing man auch an, die Munitionswagen zu verbrennen und die Kanonen einzugraben. Viele unsrer Offiziere haben, vor übertriebner Ehrbegierde, dieses zwar nirgends gern eingestanden, und ich habe selbst einige dreust behaupten hören, daß die Preußen niemals Kanonen eingegraben hätten, und daß es Lästerung sey, ihnen dergleichen Schuld zu geben. Aber dieser Einrede ungeachtet, muß ich hier bekennen, und jeder Augenzeuge wird es mit mir bekennen, daß diese Sage ihre Richtigkeit hat. Eben in der Gegend von Conconvoir wurde eine Haubitze versenkt und hernach mit todten Körpern überdeckt, damit das Grab der Haubitze für ein Grab menschlicher Leichname angesehen, und von den Franzosen nicht untersucht werden mögte. In der Folge sind aber, um einer Pest vorzubeugen, von den Franzosen alle Leichen der Preußen in tiefe Löcher vergraben worden; und da haben sie denn alles eingegrabne Geschütz entdeckt und zu ihrem Gebrauch umgegossen.

Die meisten Soldaten leerten auch ihre Patrontaschen aus, und warfen die Patronen weg; und dieses war ihnen um so weniger zu verdenken, da schon alles Pulver durch die anhaltende Näße

ganz verdorben, und unwirksam geworden war. Ich selbst habe meine Munition weggeworfen, und bin bis Monthabauer ohne alle Munition gegangen.

Am 10ten kamen wir bey Laurement ins Lager, aber man konnte hier kein Stroh bekommen, uns drauf zu legen: die Dörfer waren schon vorher durch die Kavallerie von allem Stroh beraubt worden. Wir mußten daher auf der bloßen nassen Erde in den Zeltern herum liegen; und da es noch obendrein die Nacht stark regnete, und das Wasser auch hier wieder in unsre Zelter eindrang, so brachten wir abermals eine ganz abscheuliche Nacht hier zu.

Die Märsche an den folgenden Tagen waren alle gleich abscheulich: die Pferde stürzten schrecklich zusammen, und konnten das Geschütz nicht mehr fortbringen. Da man aber dasselbe nicht alle vergraben wollte, so mußten die Kavalleristen ihre Pferde dazu hergeben. Dieß geschah, und die Reuter, welche hatten absitzen müssen, warfen nun ihre Gewehre auch weg: und so sah man Karabiner, Pistolen, Sättel und Küraßiersäbel häufig im Kothe herumliegen.

Am 13ten Oktober war ein noch schrecklicherer Marsch. Wir konnten kaum in einer Stunde 200 Schritte vorwärts kommen: so ganz abscheulich war der Weg, und so sehr hielt uns die Artillerie

und Bagage auf. Als wir bis auf den Abend gegangen, oder vielmehr gekrochen waren, erreichten wir endlich die Stelle, wo wir lagern sollten. Aber kaum hatten wir abgelegt, als wir sofort Order bekamen, vorwärts zu marschiren. Der kaiserliche General Hohenlohe hatte seinen Abmarsch von Stenay verfrüht, und dadurch unsre rechte Flanke entblößt.

Man marschirte fort bis des Nachts um eilf Uhr, oder vielmehr, die Leute tappten herum in der stockfinstern Nacht, bis man endlich in einem Hochwalde Halt machte. Hier standen wir nun bis den 17ten ohne Zelter, weil die Bagage unmöglich hatte vorwärts können. Kaum waren einige elende Zelter für den König und die Prinzen aufzubringen. Es regnete diese ganze Zeit über erbärmlich, und unsre Armee befand sich in den kläglichsten Umständen. Die hohen Eichbäume wurden abgesägt, gespalten und verbrannt. Die Feuer waren zwar auch hier höllisch groß, doch aber kaum hinlänglich, uns zu erwärmen. Ich entsinne mich nicht, jemals in einer elendern Lage gewesen zu seyn.

Wir fanden auf den Feldern einige Kartoffeln, welche denen, die sie fanden, zur Nahrung dienten. Aus den Dörfern wurden auch noch einige Lebensmittel herbeygeschafft: auch schlachtete man

das noch vorhandene Vieh, und theilte das Fleisch unter die Soldaten.

Es wurde während unsers Stillstands im Walde alles angewandt, das Geschüz und die Wagen fortzubringen: man ließ noch mehr Kavalleristen absitzen, und ihre Pferde vor die Kanonen spännen.

Ein Korporal kam hier ganz krumm nach dem königlichen Zelte, und sah wegen seiner Ruhr aus, wie ein Gerippe. Der König stand da, und sah mit mitleidig-gebeugtem Blick dem übergroßen Elende seines Volkes zu. Als er den Unteroffizier erblickte, sagte er zu ihm: Wie gehts, Alter?

Unteroffizier. Wie Sie sehen, Ihre Majestät, schlecht!

König. Ja wohl, schlecht! daß Gott erbarm! (lange Pause) Die Spizbuben!

Unteroff. Ja wool, die Spizbuben, die Patrioten!

König. Ey was, Patrioten! Die Emigranten, das sind die Spizbuben, die mich und euch ins Elend stürzen. Aber ich wills ihnen schon gedenken!

So sah also der gutmüthige König jezt besser ein, wer ihn misleitet hatte. Er hatte das nämliche schon dem Monsieur (dem Grafen von Provence) und dem General Clairfait zu Hanse gesagt. Ihr habt, waren seine Worte, mich alle

beyde hintergangen: dießmal will ich euch noch aus der Noth helfen, worin ihr ſtecket, aber ihr ſollt an mich denken.*)

Dieſe Geſinnung des Königs, welche nur zu gut gegründet war, — ward nun auch die der ganzen Armee, und jeder Preuſſe haſſte alle Emigrirten mit dem größten Recht von der Welt. Ihren lügenhaften und herrſchſüchtigen Vorſtellungen hatten wir all unſer Elend urſprünglich zu danken. —

Verdun wurde indeſſen am 14ten Oktober dem General Kellermann von uns wieder übergeben. Ob die Franzoſen die dabey gemachten Bedingniſſe gehalten haben, iſt eine Frage, die Hr. von Beulwitz in dem Magazin der neueſten Kriegsbegebenheiten in Rückſicht der Kranken verneinet. Ich halte die Nachrichten dieſes braven Offiziers, den ich ſelbſt kenne, und deſſen Rechtſchaffenheit ich eben ſo ſehr, als ſeine Kenntniſſe ſchätze, für wichtig, und eben daher will ich in einem der folgenden Kapitel meine Bemerkungen darüber anbringen.

Den 17ten October brachen wir aus dem Walde von Chatillon — einer ehemals ſchönen, jezt aber gänzlich zerſtörten Abtey — auf, und mar-

*) Rauc im angeführten Buche, S. 183.

schützen vorwärts auf Longwy zu. Auch dieser Marsch war, wie alle vorhergehende und folgende, abscheulich.

Das Gewehr, welches unsre Kavalleristen weggeworfen hatten, machten sich an diesem Tage die zusammengerotteten Bauren zu Nutze, fielen unserm Nachtrab an, schossen einen Husaren todt, und nahmen andere noch gefangen. Die Bauren wollten sich wegen ihrer ausgeplünderten Dörfer, und wegen ihres geraubten Viehes rächen. Ces mâtins de prussiens, riefen sie, payeront de leurs têtes nos vache et nos oignons; und damit schossen sie los. Die Arrieregarde der Preußen kam dadurch in große Unordnung. So sehr war unser Muth und Ansehn gesunken, daß elende Lothringer Bauren uns angreifen und zerstreuen konnten. Aber die französischen Husaren befreyten unsre Gefangne aus den Händen ihrer Bauren, und schickten sie uns zurück. — Dieser Umstand ist zwar an sich geringfügig, er dient aber doch, die traurige Lage zu beweisen, worin sich damals unsere Armee befand. Hätten die Franzosen uns damals ernstlich angegriffen, als wir im Walde bey Chatillon standen, ich glaube, wir wären verlohren gewesen.

Daß aber selbst die Franzosen unsere damalige Lage genau gekannt haben, erhellet aus Folgendem. Eine Hessische Patrouille wurde von einer Franzö-

fischen attakirt. Die Hessen wehrten sich verzweifelt, doch wurde ihr Offizier, Hr. Leutnant von Lindau, gefangen. Der General Dillon schickte diesen Braven an den Landgrafen zurück, mit einem Schreiben, welches ich, seiner Merkwürdigkeit wegen, hier einrücke:

„Ich habe die Ehre, Sr. Durchlaucht, dem Landgrafen von Hessen-Cassel, den Leutnant Lindau zurückzuschicken. Aus dem Zeugniß, das ich diesem Offizier habe geben lassen, werden Sie ersehen können, daß die allezeit große, allezeit großmüthige französische Nation eine schöne That zu schätzen weiß, und auch an ihren Feinden Tapferkeit hochschätzt. Ich ergreife diese Gelegenheit, Sr. Durchlaucht einige Gedanken vorzulegen, welche Vernunft und Menschenliebe eingeben. Sie können nicht in Abrede seyn, daß eine ganze zusammengenommene Nation das Recht habe, sich diejenige Regierungsform, die sie für rathsam hält, zu geben, und daß folglich kein Privatwille, den Willen der Nation hemmen könne. Die freye und auf ewig ganz unabhängige französische Nation, hat ihre Rechte wieder an sich genommen, und ihre Regierungsform abändern wollen: das ist in wenig Worten der Inbegriff desjenigen, was in Frankreich vorgeht. Se. Durchlaucht von Hessen-Cassel haben

auch ein Corps Truppen nach Frankreich geführt. Als Fürst opfern Sie ihre Unterthanen für eine Sache auf, die Sie nichts angeht, und als Krieger müssen Sie die Lage einsehen, worin Sie sich izt befinden. Sie ist gefährlich für sie: Sie sind umringt: ich rathe Ihnen, Morgen früh den Rückweg nach ihrem Lande anzutreten, und das französische Gebiet zu räumen. Ich will Ihnen die Mittel verschaffen, sicher an den französischen Armeen vorbeyzukommen, die sich verschiedner Posten, wo Sie durch müssen, bemächtiget hat. Dieser Antrag ist freymüthig: ich verlange eine kategorische und förmliche Antwort. Die französische Republik entschuldigt einen Irrthum: Sie weis aber auch einen Einbruch in ihr Gebiet und die Plünderung desselben, ohne Erbarmen zu rächen.

Dillon.

N. S. Ich sende Ihnen diesen Brief durch meinen Generaladjutanten Gobert, der auf Ihre Antwort warten wird. Ihre Beschleunigung ist dringend nothwendig: ich bin im Begriff, zu marschiren."

Dieses Schreiben beweiset hinlänglich, daß Dillon die üble Lage der deutschen Völker genau kannte. Das Schreiben war aber in einem Tone abgefaßt, welcher einem Fürsten, wie der Hr. Landgraf von Hessen ist, unmöglich gefallen

konnte. Nachdem also dessen Inhalt durch einen Zufall bekannt geworden war, so wurde auf Befehl des Landgrafen ausgesprengt: es sey erdichtet, oder doch wenigstens nicht in die Hände Sr. Durchlaucht gekommen, noch weniger aber habe er es beantwortet. — General Dillon erfuhr dieses, und ließ nun unter seiner Bürgschaft das Schreiben, nebst der Antwort, welche auf Befehl des Hn. Landgrafen darauf gegeben, und freylich eines auf seine Fürsten-Ehre höchst eifersüchtigen Mannes würdig war, durch den Druck und durch Zuschreiben an Preußische Generale bekannt machen.

Ich überlasse es meinen Lesern, die hieher gehörigen Anmerkungen selbst zu machen — einmal über unsre damalige Lage, dann über den offnen und edlen Republikaner-Sinn, und endlich über die diplomatischen Kunstgriffe des Dünkels, der Macht und des Schlendrians.

Achtzehntes Kapitel.

Fortsetzung. Ankunft auf teutschen Boden.

Es war schon, ehe wir die Standquartiere verließen, befohlen worden, daß man besonders für gutes Schuhwerk der Soldaten sorgen, und hinlänglich dazu mitnehmen sollte, um die abgehenden gleich wieder ersetzen zu können. Aber unsre Herren hatten so für sich auskalkulirt, daß der ganze Krieg wohl nur ein Vierteljahr dauern könnte, und waren eben darum auch in Befolgung dieses Befehls sehr nachläßig gewesen. Die Folgen der Fahrläßigkeit in einem so äußerst wichtigen Punkte zeigten sich bald. In der ganzen Armee fingen die Schuhe, bey dem scheußlichen Rückzuge aus Champagne, auf einmal so an zu reißen, daß beynahe kein einziger Soldat gutes Schuhwerk noch hatte. Sogar die Offiziere trugen zerrißne Stiefeln, und die armen Packknechte gingen vollends gar barfuß.

Es war schändlich anzusehen, wie die Preußen da ohne Schuhe durch den Koth zerrten und ihre Füße an den spitzigen Steinen blutrünstig aufrissen. Viele hatten ihre zerrißnen Schuhe auf die Gewehre gehängt, andere trugen sie in der Hand,

manche hatten Lappen und Heu um die Füße gewickelt, um sie vor den kleinen scharfen Steinen zu sichern.

Freilich wurde befohlen, daß alle Soldaten, welche das Schuhmacher-Handwerk verstünden, und deren es bey allen Regimentern giebt, arbeiten, und die zerrißnen Schuhe wieder ausbessern sollten. Aber da war was auszubessern! Es fehlte ja bey den meisten an Leder, Hanf und Pech! Ueberdieß denke man sich einen Schuster, der im Schlamme und in der Kälte arbeiten soll! Unser Hauptmann gab zwar sein eignes Zelt für die Schuhmacher her, und ließ sie darunter arbeiten, nur damit sie Platz haben sollten; und doch fehlten in unsrer Kompagnie die Schuhe eben so sehr als in andern. Der Feldwebel Gruneberg hatte immer seine wahre Noth, wenn er die Wache kommandiren sollte: von vier Mann hatten allemal drey keine Schuhe, und konnten doch barfuß nicht aufziehen! Marschiren durfte man wohl barfuß, aber nicht barfuß auf die Wache ziehen!

Der schlechte Zustand des Schuhwesens machte mehr scharfe meuterische Reden bey der Armee rege, als selbst der Hunger. Die Soldaten klagten laut, und brachen in Aeußerungen aus, welche zu jeder andern Zeit wären bestraft worden; aber auf einem Rückzuge, wie unser Rückzug aus Frankreich war,

mußten unsre Offiziere schon schweigen, und die Leute murren und schimpfen lassen nach Belieben.

Bey der östreichschen Armee war es eben nicht besser: da hatten die meisten auch keine Schuhe, und liefen barfuß. Auch die Herren Emigrirten mußten barfuß mit herumpatschen, eben jene große Herren, welchen kurz vorher die Koblenzer, Wormser, Bingner und andere Schuster die Schuhe nicht leicht und niedlich genug machen konnten!

Wie die Schuhe, so war auch die ganze übrige Montur: ein Haufen herumziehender Zigeuner sieht eben so reinlich und so ganz aus, als damals wir Preußen. Man besang uns sogar in einem Schimpfliede.

Ich habe oft in deutschen Büchern gelesen, daß die französischen Volontärs oder Sanskülotten, elend seyen gekleidet gewesen: das ist sehr wahr: aber kein Deutscher hätte über den schlechten Aufzug der fränkischen Volontärs spotten sollen, da die Herren Preußen ja auch zigeunermäßig genug aus Frankreich zogen, und die Herren Oestreicher und Messieurs les Emigrés nicht minder. Hierin waren wir ihnen einst ja gleich; aber wann in ihren Thaten? Und Thaten machen den Mann; nicht die Kleidung.

Doch es ist Zeit, meine Erzählung fortzusetzen. Also —

Nachdem wir den 18ten gerastet hatten d. i. stille gelegen waren, weil alle unsre Wagen im Kothe waren stecken blieben, so brachen wir am 19ten wieder auf, und schleppten uns noch zwey gute Stunden ins Lager dicht bey Longwy. Man hatte die schlechten Zelter weggeworfen, und Brod- und Bagagewagen zurückgelassen; und doch waren kaum so viel Pferde da, als erfodert wurden, die wenigen Wagen weiter zu bringen, die uns noch übrig waren.

Der Flecken Longuion war von den Kaiserlichen, so wie alle andre Oerter ihres Durchmarsches in selbiger Gegend, aufs abscheulichste geplündert worden. Auch hatten einige unwürdige Menschen dieser stolzen Armee, die aber ihren Stolz mehr durch Aufschneiderey und Härte gegen Wehrlose, als durch Siege über den bewaffneten Feind zu nähren gewohnt ist, sich an den Einwohnern vergriffen, und sie aufs schändlichste mishandelt. Sie hatten auch Feuer angelegt, und selbst die Eisenhütten zu Longuion in Brand gesteckt.

Ich muß es nochmals erinnern, was nicht zu oft erinnert werden kann, daß man die von den deutschen, besonders von den östreichischen, und nachher von den englischen Truppen, und die von dem Auswurf aller Nationen, von der Armee der Emigrirten, begangnen Gräuel vor Augen haben

müsse, wenn man von dem Betragen der Franzosen in der Pfalz und anderwärts ein richtiges Urtheil fällen will. Und doch ist an diesem richtigen Urtheil für jezt, wie für die Zukunft, überall sehr viel gelegen, sowohl in Rücksicht auf den Nationaldünkel, als in Rücksicht auf die Moralität nach dieser oder jener Regierungsform.

Bey Longuion war die Passage weit abscheulicher noch, als alle abscheuliche Passagen, welche wir bisher gehabt hatten. Der Koth ging bis an die Knie, und hin und wieder mußte man durch Wiesen gehen, welche wie ein See unter Wasser standen. Todte Pferde und todte Menschen lagen in Menge unter zerbrochenen Wagen, über welchen der Morast gieng: denn da hatte man die ganz Todten und die halb Todten von den Wagen herabgeworfen, um diese zu erleichtern. Es wurden hier abermals viele Wagen verbrannt, weil man sie durch den Morast nicht bringen konnte.

Gegen Nacht kamen wir endlich müde und hungrig bey Longwy an. Ich hatte hier so meine eignen Betrachtungen, welche ich meinen Kameraden mittheilte. Heute, sagte ich, ist der 14te Oktober: am 23ten September haben wir Longwy in Besitz genommen, und hofften damals so leicht, wie Longwy, ganz Frankreich zu erobern: und schon jezt müssen wir Longwy zurückgeben, und

haben Spott und Schande und unersezlichen Schaden von unserm Einmarsch in Frankreich! So sehr hat sich unser Stolz und Manifesten-Anspruch in acht Wochen demüthigen müssen! Ich bedaure hiebey keinen mehr, als unsern gutmüthigen König wegen der vielen Opfer, die er an Geld, Menschen und Vieh den Emigrirten gebracht hat, nicht nur ohne Nutzen für jezt, sondern auch mit, wer weis, wie noch langem Verlust für die Zukunft. Ach, Preussens Ehre geht mir nahe, und vielleicht zittern wir bald vor denen, die sonst vor uns zitterten!! So sprach ich damals, und bald hieß es im ganzen Regiment: Laukhard ist ein Patriot, ein Franzose! Und doch hat — die Folge wird es zeigen — es wohl schwerlich jemand mit den Preußen besser und ehrlicher gemeynt, als Laukhard.

Es geht aber überhaupt so! die Leidenschaften der Menschen wollen geschmeichelt seyn, sonst ist es nicht recht. Wer einem Kranken sagt, daß er sterben werde, daß er gefährlich danieder liege, macht sich den Kranken und dessen Freunde zu Feinden. Selbst Locke, der große Locke ward böse über seinen Arzt, als er ihm sagte, daß er nicht 24 Stunden mehr leben würde. Es kann wahr seyn, sagte der Philosoph; aber mir hätte er es doch nicht sagen sollen. Ueberhaupt

Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, so
muſt du
Schmeicheln! Sprichſt du zum Adel, zu Fürſten, zu
Königen: allen
Muſt du Geſchichten erzählen, worin als wirklich er-
ſcheinet,
Was ſie wünſchen! *)

Freilich was ſie wünſchen! denn gerade dieſes glauben ſie am erſten, und ſind dadurch am leichteſten zu berücken. Dieß lehrt die neuere Geſchichte, leider, bis zu Thränen. Die Emigrirten, ganz in die empfohlne Hofkunſt eingeweiht, ſtellten den großen Herren die Eroberung und Unterdrückung Frankreichs ſo leicht, und ſo bald thunlich vor, daß es ihnen gelang, den gutmüthigen König von Preußen und den Kaiſer in den ſchrecklichen Krieg zu verwickeln, der eben jenes Elend über Deutſchland brachte, welches ehemals ein ähnlicher Krieg des Darius und Xerres über Perſien und überhaupt über ganz Aſien gebracht hat. Man kann leicht darthun, daß die Eroberung von Perſien durch Alexander den Großen eine Folge der Unternehmungen der alten Perſiſchen Tyrannen gegen die Freyheit der Griechen war: und ſo wiſſen unſre Herren gar nicht, was ſie wollen, wenn ſie

*) Horen 1. B. S. 3.

drauf beſtehen, Frankreich einen König jezt wieder aufzudringen. Das freye Griechenland würde Perſien niemals erobert haben; aber ein Griechiſcher König konnte dieſes thun, und that es. Wird einſt Frankreich einen Alexander haben, ſo iſt Deutſchland ſeine Eroberung! Dieß merke man ſich in Wien und in Regensburg.

Man wird daher, nach ſo vielen harten Erfahrungen, doch endlich einmal klug werden, und einſehen, daß die ariſtokratiſirenden politiſchen Kannegieſſer, die nach Emigrantenart alles, Groß und Klein, gegen Frankreich aufhezen, die ärgſten Feinde der Großen, und ihrer Unterthanen waren, und noch ſind, und daß die braven Männer, welche den Großen und dem Publikum die Augen öffnen wollten, allerdings als ihre erſten und wahren Freunde einer Bürgerkrone werth ſind. Es kömmt hiebey nichts an auf gehäſſige Namen von Patrioten, Demokraten, Jakobinern u. dgl.: es kömmt nur auf Wahrheit an, und dieſe Wahrheit — wer ſagte ſie? Ein Schirach, ein Girtanner, ein Göchhauſen, ein Jung, ein Reichard in Gotha; oder —? Doch ich will nur weiter erzählen!

Am 20ten war Ruhetag, und wir erhielten aus dem Magazin von Longwy Fleiſch, Wein, Branntwein und Zwieback. Das war denn wieder zum erſtenmal gehörig gegeſſen, und gelabt!

Hier wurden auch die Soldaten wieder munter: denn nun hieß es: noch einen Marsch, und wir sind aus Frankreich! Die guten Leute bildeten sich ein, daß, wenn sie nur aus Frankreich wären, alles Elend gleich ein Ende haben würde, und bedachten nicht, daß der Same zu unbeschreiblichem Unglück, welches in der Folge auf unser liebes Vaterland fallen mußte, schon ausgestreut war, und schon Keime gewonnen hatte.

Mein Hauptmann schickte mich nach Longwy, um einiges für ihn bey einem Tischer machen zu lassen. Ich suchte in dem dort angelegten Preußischen Lazarethe einen meiner Freunde, fand ihn aber nicht, aber das Lazareth hatte ich Gelegenheit genauer zu beobachten. Ich werde in einem eignen Kapitel von dem unbeschreiblichen Elende reden, das in den Preußischen Lazarethen damals herrschte, und lasse also hier weg, was ich in der Mördergrube zu Longwy gesehn habe.

Der Tischer war ein gescheider Mann, und sprach von den Angelegenheiten der Zeit recht artig und bescheiden; aber sein Schwager, ein Gerber, welchem die Preußen sein Leder genommen und nicht bezahlt hatten, räsonnirte bitter und schalt auf die Preußen derb, noch derber aber auf die Oestreicher. Ich remonstrirte dem Menschenkinde, daß es unklug sey auf die Preußen zu schimpfen,

da sie noch Longwy in Besiz hätten. Wie, erwiderte er, was haben die Preussen in Besiz? Aus Gnade und Barmherzigkeit lassen wir sie hier durch, und da dürfen sie sich nicht dick machen! Ich will den sehen, der einem Franzosen ein Haar krümmen sollte: der würde schön ankommen, wär es auch Euer Braunschweig selbst. Es ist nicht mehr, wie's vor sechs Wochen war." Ich merkte, daß der Mann Recht hatte, und zuckte die Achseln.

Sontags den 21ten October verließen wir das Lager bey Longwy, und marschirten aus dem französischen Gebiete ab.

Ehe ich dieses Kapitel schließe, will ich den Leser noch auf eine Bemerkung aufmerksam machen und die die ist: daß gerade zu der Zeit, als die verbündete Armee ihre Operationen gegen Frankreich betrieb; die französische Nation ihre monarchische Staatsform in eine republikanische veränderte, und daß eben diese Veränderung im Manifeste des Herzogs von Braunschweig, und in dem Anfall der deutschen Armee auf Frankreich, ihren Grund gehabt hat; daß folglich eben die Mittel, welche dienen sollten, dem Könige, Ludwig XVI. seine alte despotische Gewalt wieder zu erringen, gerade diese Gewalt zernichtet, und den Grund zur nachherigen Hinrichtung dieses Fürsten gelegt haben.

Hieraus folgt nun unwidersprechlich, daß eben der Krieg der fremden Potentaten gegen Frankreich die Freyheit dieses Reichs gegründet hat, daß folglich diese Freyheit so lange bestehen muß, als der Krieg währet: denn im Kriege liegt ja ihre Entstehung, oder der zureichende Grund ihres ersten Daseyns. Da nun, wie aus der Geschichte aller Zeiten erhellt, die Freiheit im Kriege (ἐλευθερία πολεμικὰ, wie Plutarchus sagt) allemal Enthusiasmus ist, Enthusiasmus aber entweder erst mit seinen Helden zu Grunde geht, wie dort mit Leonidas und seinen braven Brüdern bey Thermopylä, oder seinen Feind muthig besiegt, wie im Miltiades bey Marathon: so ist es nicht nur eine gefährliche Sache, den Krieg mit einem freygewordenen Volke fortzusetzen, wie die Begebenheiten von 1792, 93, 94, 95 und 96, nebst der Geschichte der Griechen, Schweizer, Niederländer und Nordamerikaner beweisen, sondern es ist auch selbst für das Interesse der Könige eine höchstabsurde, zweckwidrige Sache: denn eben dadurch, daß man das freye Volk bekriegt, macht man es aufmerksamer, einiger, muthiger, trotziger, folglich tapferer, kräftiger, selbstständiger, und zum Widerstande fähiger — die andern Folgen nicht einmal mitzuzählen, wie da sind, daß die Herren Potentaten sich vergebens erschöpfen, sich der Be-

schimpfung und Verachtung preisgeben, dadurch selbst bey ihren Unterthanen immer mehr an Ansehn verlieren, lächerlich werden, ja, nach und nach bey ihnen den Gedanken und den Muth erregen, es der bekriegten aber freyen Nation nachzumachen, und sich von der oft beschimpfenden und widersinnigen Vormundschaft eines Menschen zu befreyen, der wohl leicht selbst mehr als sie eines Vormunds zuweilen noch bedürfte. u. dgl.

Frankreich hat das alles klar und mächtig bewiesen, wenn gleich einige politische Queerseher haben ihres Gleichen weis machen wollen: daß Belladonna und die Guillotine die französischen Soldaten habe die Gefahren verachten und den Feind überall tapfer angreifen machen. Aber wehe über das Hirn dieser armseligen politischen Schlucker! Tyranney soll tapfer machen!! — Braver Moncey, und du ehrwürdiger Dampier, edler Beaurepaire, und all ihr würdigen Vertheidiger eures Vaterlandes gegen so viel Feinde, — Ihr, deren Blut für das hohe Kleinod der Freyheit verspritzt ist, Ihr also habt euer Leben aufgeopfert aus Furcht vor der Guillotine? Das können nur die Philosophen, die Höflinge und die Minister zu Schilda glauben! Aber ein Mensch, der Menschenverstand hat, und nur etwas historische Kenntnisse besizt, hat hier andre Gedanken: er denkt, daß Druck und Drang

von inkompetenten oder despotischen Richtern nothwendig Freyheitssinn erzeugt; daß Krieg diesen Freyheitssinn vermehrt, und bis zum Enthusiasmus erhebt, und daß dann eine freye Nation wenigstens so lange frey seyn muß, als der Krieg währt, oder als sie noch befürchten kann, daß man ihr die Freyheit rauben wolle." Dieses ist eine goldne Wahrheit, die allen wahren Weisen längst eingeleuchtet hat, und endlich auch noch denen in England einleuchten wird, von welchen Cicero weißagt, wenn er spricht: Eventus stultorum magister. Man hat das ja schon gesehen!

Was hoffte man nicht alles im Jul. 1792! Man hoffte, daß Frankreich sich sofort geben d. i. den König als suverän wieder anerkennen würde. Man rückte deswegen so schlecht vorbereitet an. Allein je näher die Gefahr für Frankreich erschien, desto mehr hob sich jener Freyheitssinn, der den Republikanern allein eigen ist. Die gräßlichsten Blutscenen machten den Anfang. Man denke an den 10ten August! Die Alliirten erobern Longwy und Verdun, und siehe da in Paris den Auftritt vom 2ten September! Endlich erklärt sich, die Nation für frey, und setzt ihren König gänzlich ab, und das gerade damals, als man zu einem entscheidend seyn sollenden Treffen Anstalt machte. Ergo hat ja der Krieg selbst, und zwar der Krieg

allein, den Gedanken der Nation rege gemacht: „wir wollen frey seyn, und für unsre Freyheit leben oder sterben!“ —

Neunzehntes Kapitel.

Anmerkungen über eine Relation des Hn. Hauptmanns von Beulwitz.

Als die Festung Verdun den Franzosen wieder übergeben wurde, so blieb noch ein preußisches Lazareth daselbst zurück, und Herr von Beulwitz, damals von dem Schenkischen Bataillon, erhielt das Kommando über dieses Spital. Was er da hat ausstehen müssen, hat er ganz artig beschrieben und unter dem Titel: „Mein Aufenthalt in Verdun im Herbste 1792: ein kleiner Beytrag zur Darstellung des damaligen französischen Nationalkarakters“ in dem Magazin der neusten Kriegsbegebenheiten (B. III S. 226 — 277 und B. IV. S. 241 — 312.) aufgestellt.

Hr. von Beulwitz hat in Verdun viel erfahren, aber daß er die üble Behandlung, welche ihm von dem dortigen aufgebrachten Jan Hagel widerfahren ist, benuzt, um den damaligen fran-

zösischen Nationalkarakter danach zu schildern, daran thut er wirklich zuviel. Ich muß mich näher erklären.

Die Preußen hatten bey ihrem Aufenthalte in Verdun zwar keine groben Exzesse in der Stadt verübt, aber auf dem Lande, in den Weinbergen, Gärten und Feldern hatten sie sich etwas sehr unsäuberlich benommen, und hier und da recht deutliche Spuren ihrer Beutemacherey hinterlassen. Dieses und dann auch das, was in der Stadt schon vorgieng, machte die Preußen eben nicht sehr beliebt. Es ist auch überhaupt der Natur der Sache gemäß, daß man den Feind unsers Volkes nicht liebt, zumal wenn er allerley unternimmt, woraus man sehen kann, daß er unberufen den Herrn spielen und Gesetze geben will. Verdun war ganz passiv gewesen vor der Ankunft der Preußen. Das System des Mirabeau hatte ruhigen Eingang gefunden, und man hatte gar nicht nöthig gehabt, jemanden pour la loi, wie man sagte, einzustecken, oder gar hinzurichten, wie in Metz und an andern Orten. Nachdem aber der König von Preußen Verdun weg hatte, so zerstörte er zwar die Einrichtung nicht völlig, aber er gab doch so viel Befehle aus eigner Macht, daß man wohl sahe, er wolle einstweilen Ludwigs XVI. Stelle einnehmen. Es war vieles vorgefallen, womit die Bürgerschaft

eben nicht sehr zufrieden seyn konnte. Man hatte in Verdun einige Bürger eingesteckt, und sie mit Stockschlägen regalirt, weil sie die weiße Kokarde nicht hatten tragen wollen, und gesagt hatten: qu'il n'étoit pas encore, loir pour tous les jour! — Schon genug, um in Verdun nicht gut Preußisch seyn zu können!

Außer diesem muß man nicht vergessen, daß Verdun wegen der schnellen Uebergabe durch Nyont an die Preußen, gar übel bey dem Konvente angeschrieben war, und daß nun gleichsam das Interesse der Bürger es erfoderte, durch Härte gegen den Feind ihren Patriotismus zu beweisen. Diesen Umstand führt Hr. von Beulwitz selbst an, und er verdient es. Man weiß ja, daß gleich nach dem Auszuge der Preußen aus Frankreich das System schärfer ward und daß die Guillotine gleich mehr zu thun bekam. Es war damals zwar noch kein Robespierrischer Rigorismus, doch aber konnte es schon jemanden zu schaffen machen, wenn man ihn wegen eines Einverständnisses mit dem Feinde der Republik anklagte oder in Verdacht hatte.

Daher geschah es denn, daß der Pb. [illegible]dun die zurückgebliebenen Preußen beleidigte, und daß Männer, welche hätten helfen und schützen sollen, dazu stillschwiegen, aus Furcht, als Aristokraten und Begünstiger der Feinde angesehen zu werden.

Hr. von Beulwitz ist gröſstentheils vom Pöbel und von den Sanscülottes beleidigt worden: aber der Pöbel ist aller Orten Pöbel, zu Berlin und zu Frankfurt am Mayn, wie zu Verdun und zu Paris. Man denke nur, wie der Jan Hagel zu Frankfurt die Klubbisten von Mayuz behandelt hat! Also wegen des Pöbels wären wir aufs Reine.

Hr. von Beulwitz sagt am angeführten Orte S. 229: die Einwohner von Verdun hätten sich erdreistet, noch bey Anwesenheit der Preuſsischen Truppen, die Nationalkokarden aufzustecken. Aber das war doch wo. keine Beleidigung für die Preuſsen! Diese musten ja Verdun der französischen Konstitution wieder überlassen, und folglich hatten die Einwohner auch das Recht, die Kokarden wieder zu tragen, woran man den Anhänger der Konstitution erkennt, und dieſs gleich, sobald die Herrschaft der Konstitution wieder einmal.

Er klagt sehr über den Maire der Stadt, Citoyen Câret Fils. Ich glaube gern, daſs Caret nicht allzuhöflich gegen ihn gewesen ist: aber sein Betragen hatte in dem Betragen der Preuſsen gegen ihn seinen hinlänglichen Grund. Caret war sehr übel behandelt worden: man hatte ihm sogar mit 50 Stockschlägen gedroht, wenn er nicht denjenigen herbeyschaffen würde, welcher einige Tage nach der Einnahme einen Preuſsischen Offizier des Abends auf

der Straße erschossen hatte. Man denke sich deutsche Feinde und einen französischen Mäire, und urtheile dann, was dieser Mann während der Anwesenheit der Preußen habe ausstehen müssen, und wie sehr Widerwillen und Rachsucht in ihm müsse gekocht haben!

Ich will gern glauben, daß die preußischen Kranken und besonders Hr. von Beulwitz, von den durchmarschierenden Volontärs und andern Truppen oft sind angetastet worden. Aber ist das wohl ein Wunder? Die Leute waren damals alle höchst aufgebracht; und dann muß ich gestehen, daß das Andenken an das Coblenzer Manifest, und der Anblick der Dörfer und der Städte, wodurch diese Leute eben gekommen waren, und welche die Deutschen kurz vorher ruinirt hatten, sehr unvortheilhaft für die Preußen auf sie wirken mußte. Die Sache ist klar, und bedarf keiner weitern Erörterung.

Ueber die Desertion kann ich mich nicht wundern, vielmehr wundere ich mich, daß nicht noch weit mehr Preußen desertirt sind. Ihre damalige Lage war eben nicht sehr erbaulich, und da sie diese durchs Weglaufen verbessern konnten, so ist das eben nicht unnatürlich.

Den Witz des General Linguenille findet Hr. von Beulwitz beleidigend. Linguenille hatte zu

ihm gesagt: es schiene ihm, daß das nicht mehr die alten Preußen wären, welche sich ehedem so berühmt gemacht hätten. Der Aide de camp erwiederte: „O ja, mein General, es sind wohl noch die alten Preußen, aber es sind nicht mehr die alten Franzosen! Lingueville's Rede ist nicht beleidigend, und die Antwort des Adjutanten enthält ja ein wahres Lob auf die Preussen! Sollte das Hr. von Beulwitz nicht gefühlt haben?

Die 13 Emigrirte, welche im Spital zu Verdun gefunden wurden, verlohren hernach ihr Leben (nach S. 249) auf der Guillotine. Da man dieses leicht vermuthen konnte, indem man die scharfen Gesetze der französischen Nation gegen die Emigrirten kannte, so hätte man diese armen Teufel fortschaffen sollen, und sie dadurch dem Tode entziehen. Es sind gar viel Emigrirte durch die Nachläßigkeit der deutschen Truppen den Franzosen in die Hände gefallen, und haben als Hochverräther an ihrer Nation ihr Ende auf dem Blutgerüste gefunden.

Dem General Dupuch läßt Hr. von Beulwitz alle Gerechtigkeit wiederfahren, wird aber böse, daß der Kommissär Chuppi, der Sohn eines Schusters (wie wenn der Sohn eines Schusters nicht eben so gut, wenn nach neuerer Erfahrung nicht noch besser, eine militärische Stelle be-

kleiden könnte, als ein Herr von!) dem General zugeordnet worden ist. Wenn ich nicht sehr irre, so ist Dupuch schon 1793 hingerichtet worden, wegen Verrätherey: da war es denn doch sehr rathsam, ihm einen Mann zuzuordnen, welcher, wie Hr. von Beulwitz selbst gesteht, voller Eifer für die entstehende Republik glühte.

Die Guillotine nennt auch Hr. von Beulwitz S. 255 die Mutter der französischen Republik. O sancta — ! Er erzählt, daß wenigstens 15 Minuten wären erfodert worden zu den Vorbereitungen zum Kopfabschlagen. Ich habe nachher gewiß weit mehr guillotiniren sehen, als Hr. von Beulwitz: aber so viel Zeit kostete das Anbinden ꝛc. nie: das Haar wird auch nicht immer abgeschnitten. Das Beil soll auch den Kopf niemals haben ganz abgeschlagen: der mußte nachher noch mit einem Messer abgekrazt werden. Vielleicht war das in Verdun so; aber die Köpfe, die ich in Lyon und anderwärts habe abschlagen sehen, fuhren schnell genug in den Kasten, und brauchten nicht erst mit Messern abgemetzelt zu werden.

Daß auch damals die Sanscülottes nicht so ganz ohne alle Disciplin waren, beweiset die Genugthuung, welche Hr. von Beulwitz wegen einer Beleidigung erhielt, die er S. 259 ff. beschreibt. So erhielte er auch seine gestohlnen Pferde wieder,

und die Diebe wurden hinlänglich bestraft. Nicht so immer bey uns!

Ueberhaupt ist der ganze sonst schätzbare, und schön geschriebne Aufsatz des Hn. von Beulwitz nichts weniger als ein Beytrag zur Darstellung des damaligen Nationalkarakters der Franzosen. Diesen Nationalkarakter darf man in einer Stadt nicht suchen, welche erst seit einigen Tagen vom Feinde geräumt ist, und worin ein feindlicher Offizier auf Kommando zurück bleibt. Hätte Hr. von Beulwitz sich die Mühe genommen, die Gesinnungen der Bürger für ihre eigne Sache zu untersuchen, so würde er uns vielleicht einen fruchtbarern und vollständigern Beytrag haben liefern können, als jezt, da er gerade nur das Betragen der Franzosen gegen ihn und seine Leute schildert. Das ist sonnenklar, und daher halten die gründlichen und bescheidnen Bemerkungen eines gefangenen preußischen Offiziers aus Dijon, welche Hr. von Beulwitz zu widerlegen zwar unternimmt, aber nicht widerlegt, noch immer ihren Werth. Kurz, hätten wir die Franzosen humaner und sanfter behandelt, hätten wir ihre Felder nicht verheert, ihre Dörfer nicht verwüstet und ihre Leute nicht mishandelt, so würde wahrscheinlich auch Hr. von Beulwitz ein besseres Schicksal in Verdun gehabt haben.

Uebrigens bekenne ich, daß ich diese wenigen Anmerkungen über den Aufsatz des Hn. Hauptmanns blos deswegen gemacht habe, um ihm zu beweisen, daß ich ihn für das halte, was er ist, für einen braven, rechtschaffnen und getreuen Offizier, der eben so liebenswürdig wegen seines vortrefflichen Herzens, als schätzbar wegen seiner Talente und Kenntnisse ist. Selbst sein Aufsatz ist seiner würdig, gereicht aber der französischen Nation mehr zur Ehre als zur Schande, und beweißt, daß der Hauptmann ein billiger und — einige Tiraden ausgenommen — auch ein unpartheiischer Richter ist, ganz von einem andern Karakter, als der elende Hr. von Schirach und alle andern Skribler und Sudler von der politischen Apokalypse und Hermandade.

Noch eine kleine Nutzanwendung aus dem Vorhergehenden für Soldaten und ihre Befehlshaber mögte hier nicht am unrechten Orte stehen. Nämlich:

1) Im Glücke seinen Feind nie zu mishandeln, um im Unglücke von ihm das wieder zu erwarten, was im Glücke wir ihm leisteten: denn das Heute mir, Morgen dir, ist das Stichblatt aller menschlichen Dinge, zumal der politischen; und — wie man in den Wald hineinruft, so schallt es zurück.

2) Aufhetzerey gegen den Feind durch Mani-

feste, Predigten, Zeitungen, Gedichte, Schimpfereyn u. dgl. bezahlt der Feind mit gleicher Münze, und beyde Theile erschweren sich dadurch die Erreichung dessen, warum sie kriegen — den Frieden.

3) Alle Garnison- und Feldpredigten sollten durchaus militärisch-praktisch seyn, und das Hauptthema der christlichen Moral nach Vernunft und Erfahrung einschärfen, um zur Zeit des Krieges den Menschen und die Menschlichkeit über den Nationalen und die Politik nie zu übersehen. Man gewinnt hiedurch auf der einen Seite das doppelt, was man auf der andern vielleicht nur im Scheine verliert. Denn Zahn um Zahn, auch außer Reih' und Glied, erbittert, und der Erbitterte denkt nicht daran: daß man Andern das thun und nicht thun solle, was man von ihnen in der Art sich wieder wünscht. Die Rheingegenden, zumal Frankfurt — doch, die weitere Entwickelung ist ja handgreiflich! —

Zwanzigstes Kapitel.

Ankunft auf deutschem Boden. Lager bey Luxemburg.

Unsre Armee kam den 21ten Oktober auf deutschen Boden zurück, aber auch hier hatte das Elend und die Noth noch kein Ende. Wir lagerten uns in den Koth, und zwar ohne Lagerstroh, und doch sollten wir hier auf Ordre stehen bleiben!

Am ersten Ruhetage, den 22ten, desertirten einige Soldaten vom Regimente Waldeck. Man setzte ihnen nach, weil man ihre Spur wußte, aber die Nachsetzenden mogten sich wohl etwas zu weit verlaufen haben, und über die Gränze gekommen seyn. Genug, sie stießen auf eine französische Patrouille, welche sie angriff und gefangen nahm. Einer von ihnen kam dabey ums Leben, und die andern wurden nach Longwy, welches den folgenden Tag gänzlich geräumt wurde, überbracht, aber bald zurückgeschickt, jedoch mit dem Vermelden des französischen Generals: daß man künftig, wenn wieder so ein anomalisches Verfolgen der Deserteurs statt haben sollte, die Nachsetzer nicht als Preußen, sondern als Stöhrer der allgemeinen

Sicherheit und Ruhe ansehen, und als solche behandeln würde. Das war freilich derbe, und dient als Wink über die Qualität unseres Rückzugs. —

Unser Lager stand dicht an einem Dorfe, wohin wir giengen, um uns Kartoffeln, Birnen und andere Lebensmittel einzukaufen: denn im Lager war noch immer Mangel an allem, sogar an Brod. Der Pfarrer des Dörfes hatte besonders gute Birnen, die er selbst ausgab, und das Geld dafür einnahm. Ich gieng hin, konnte aber wegen der Menge nicht zum Herrn gelangen. Als mir nun die Zeit lang ward, rief ich ihm auf latein zu, er mögte mir doch auch Obst geben für Geld und gute Worte. Mein Latein that treffliche Dienste: denn Seine Hochwürden gaben mir nicht nur Birnen und Kartoffeln genug und ohne Geld, sondern speisten mich noch obendrein mit Speck und Weißbrod, und tränkten mich mit Wein. Das war ein herrlicher Tag für mich, desgleichen ich seit langer Zeit nicht gehabt hatte! Der geistliche Herr sprach viel mit mir, auch über die Religion, und meynte, die Franzosen müßten allerdings zu Grunde gehen, da sie keine rechten Priester mehr hätten, und ein Land ohne kanonisch geweihte Priester nicht bestehen könnte. Navita de ventis! —

Auch in diesem Lager war das Wetter abscheulich, denn es regnete beynahe noch immer ohne Un-

terlaß: aber der Gedanke, daß wir doch wieder auf deutschem Boden wären, versüßte den Preußen alles Elend, und belebte ihre Munterkeit einigermaßen wieder her. Man hörte wieder freiere Gespräche, und die armen Teufel von Soldaten freuten sich, daß sie bald wieder in ihre Heimat kehren würden. Mir schien diese Hoffnung schlecht gegründet, eh es mir gleichwohl ganz unglaublich vorkam, daß der König von Preußen mit den Franzosen habe Frieden machen können. Ihre Nachsicht mit uns auf unserm Rückmarsche schien mir dieß zu bestätigen. Man wollte damals sogar die Artikel dieses geheimen Friedens wissen, aber es ging hier wie aller Orten: die politischen Kannengießer wissen alles, nur das nicht, was die Hauptsache ist, und sehen vor lauter Bäumen den Wald nicht.

Den 24ten kamen wir bey Luxemburg an, wo wir bis den 29ten stehen blieben. Hier erholten wir uns wenigstens wieder mit Essen und Trinken, obgleich das Wetter auch hier schrecklich und abscheulich war. Wir waren indeß an das schlimme Wetter schon gewöhnt, und da wir hier in diesem Lager hinlänglich zu essen haben konnten und hatten, so waren wir wenigstens wieder munterer als vorher.

Die Luxemburger brachten uns allerley Victualien, auch Branntwein und Wein ins Lager, und ich hatte Gelegenheit, einigemal in diese schöne Stadt zu

wandern, und mir daselbst einen guten Tag zu machen. Bisher hatten die Soldaten wenig kaufen können, weil nichts zu kaufen da war, und so konnten sie ihre Löhnung aufsparen, und hatten daher alle Geld mehr als gewöhnlich. Aber im Lager bey Luxemburg war das Geld bald alle; indeß man hatte Ersatz dafür. Es ist eine herrliche Sache, wenn man sich nach ausgestandner großer Noth und Mangel endlich einmal wieder sättigen und pflegen kann!

In diesem Lager wurde nun auch die Nachricht allgemein bekannt, daß der General Cüstine in Deutschland eingefallen wäre, und Mayuz erobert hätte. Daraus schlossen nun die Verständigern, daß der Krieg noch kein Ende haben würde; und unser ganzes Volk wurde mit Schreck und Entsetzen erfüllt: die Fortsetzung des Krieges, besonders eines Krieges gegen die Franzosen, war in den Augen der klügern Preußen nun das höchste Uebel.

Ehe ich weiter gehe, mögte ich hier fragen: ob es nicht rathsamer gewesen wäre, wenn die Preußen damals die Niederlande besezt, und diese gegen Dümouriez thätiger beschüzt hätten, als hernach die Kaiserlichen es konnten? Das deutsche Reich war zwar von Cüstine angegriffen, aber der Einfall, den man von Dümouriez zum Voraus sehen konnte, war, wegen der Nähe an Frank-

reich, wichtiger, als die Gefahr, welche Deutschland bedrohte. Doch hier iſt der Ort nicht, dieſe Sache politiſch und militäriſch zu unterſuchen! Mir kömmt es aber noch immer ſo vor, daß wenn es damals ſchon entſchieden war, den Kriegsplan gegen Frankreich noch fortzuſetzen, man die Niederlande beſſer hätte beſchützen müſſen.

In Luxemburg hatte ich eines Tages einen Zank mit einem Kaiſerlichen Unteroffizier, einem recht argen, politiſchen Raunggießer, welcher gradezu im Weinhauſe behauptete: die Preußen hätten falſch geſpielt. Unſer Streit erhitzte ſich ſo, daß wir bald handgemein geworden wären. — wenn ich gleich recht gut wußte, daß unſere Leute eben das von den Oeſtreichern behaupteten. — Schon damals alſo waren die Gemüther der Oeſtreicher und der Preußen, durch gegenſeitige Beſchuldigung und Verdacht, von einander entfernt, und dieſe Animoſität hat ſich hernach immer noch vermehrt. Die Vermuthung einſichtiger Männer, daß eine Allianz zwiſchen dem Hauſe Oeſtreich und Preußen nicht Beſtand haben könnte, beſtätigte ſich alſo ſchon damals mehr als zu ſehr.

Für meine Perſon hatte ich indeß hier ziemlich gute Zeit: denn ich hatte Geld, und konnte mir das Nöthige einkaufen. Mein rechtſchaffener Bispink hatte mir durch einen Soldaten-Boten auch

Wäsche geschickt, und so war ich im Stande, mich hier zu reinigen, und wenigstens sauberer zu kleiden, als so mancher Andere, der vor Schmutz und Ungeziefer starrte.

Am 29ten October brach endlich unsre Armee von Luxemburg auf. Es war eben wieder ein abscheulicher Tag, kalt und naß, wie wir so viele schon gehabt hatten. Die Zelter ließ man größtentheils liegen, weil sie ganz unbrauchbar geworden waren, und was man davon noch mitnahm, mußte man doch hernach bald wegwerfen, weil alles vermorscht war. Die Zeltstangen wurden alle nebst den Kampirpfählen und anderm Geräthe rein verbrannt; auch manche Kessel u. dgl. wurden weggeworfen.

Der Weg von Luxemburg bis Trier war so elend, als irgend einer in Frankreich gewesen war. Unterwegs lagen wir zwar in den Dörfern und durften uns nicht mehr in Schlamm und Wasser auf dem freyen Felde herumsudeln: aber da wir immer gar zu dicke gelegt wurden, so fehlte alle Bequemlichkeit. Auch konnte man, da jene Dörfer von allem Vorrath entblößt waren, nur selten einmal Kartoffeln bekommen.

In Trier langte unser Regiment erst Nachmittags um vier Uhr an: es war aber nicht möglich, für alle Soldaten Quartiere in dieser Stadt aufzubrin-

gen: es drängte sich hier gar zu viel Volk zusammen. Alle Kompagnien waren in dem traurigsten Zustande, und erst am folgenden Tage sammelten sie sich geborig: sehr viele Burschе waren wegen ihres elenden Schuhwerks zurückgeblieben, und andre konnten wegen des Durchfalls, und andrer Krankheiten sich nur mit Mühe voranschleppen.

Ich selbst kam erst den andern Tag Nachmittags zur Kompagnie. Ich hatte ohngefähr drey Märsche ohne Schuhe barfuß gehen müssen, und so waren meine Füße verdorben, und sehr aufgeschwollen. Ich machte daher auf einem kaiserlichen Dorfe Quartier bey einer alten Wittwe, deren Tochter mich sehr gut verpflegte. Die Alte konnte nicht mehr fort, die guten Leute verlangten für alles nicht mehr, als 4 Behmen. Sie würden mir auch diese lassen, sagten sie, wenn sie nicht Oehl in Trier holen müßten *) Die guten Leute!

Meine Füße wurden immer schlimmer, und ich mußte mich von Trier bis Vinningen, einem ohnweit Koblenz gelegnen Badischen Städtchen, mit fahren lassen. Der ganze Rückmarsch durchs Trierland war eben so elend und noch elender, als unser

*) Die Accise sollte da auf Oesterreichischen herum alles vertheuern und so hatten sich die armen Leute auch hier durch Contrebandiren im Stillstande.

Hinmarsch gewesen war. Sogar gesellte sich jezt noch der Spott der Einwohner zu dem Elende, welches uns drückte. Es ist wirklich eine penible Sache für einen Soldaten, in einem Trupp zu seyn, der besiegt, oder mit einer langen Nase, vom Feinde zurückkömmt: er muß sogar vom Janhagel Spott einstecken; und der Janhagel im Trierlande wußte seine Grobheiten so satyrisch und so beißend einzurichten, daß er dem Jan Hagel in unsern fliegenden Blättern nichts nachgab.

Bimmingen ist ein schöner Flecken an der Mosel, wo der beste Moselwein wächst. Der Ort ist ganz lutherisch; und eben deswegen sind die Einwohner, weil alles rundum mit Katholiken besezt ist, in einer üblen Lage. Sie müssen immer in ihrem Neste konzentrirt bleiben: niemand heurathet ihre Mädel, und niemand zieht zu ihnen: deswegen ist auch das ganze Bimmingen eitel Schwager, Schwägerinn, Schwiegervater und Schwiegermutter.

Ich dachte, wir würden hier Rasttag halten, da aber der Abmarsch gleich auf den andern Tag befohlen wurde, ich indeß noch nicht gehen konnte, so mußte ich mich zu den Kranken und Maroden gesellen, welche die Menge in mehrern Schiffen nach Neuwied gefahren wurden. Hier wollte ich meinen Freund, den Hn. Magister Schellenberg, besuchen, er war aber verreiset.

Ich traf hier einen Aventurier aus meiner Gegend an, den Sohn des verstorbenen Amtmanns Rupp von Jugenheim ohnweit Mainz. Dieser Mensch lief schon mehrere Jahre in ganz Deutschland herum, gab sich allerhand Namen und Würden, und betrog und prellte, wo er nur konnte. Seine Prellereien betrafen nicht allein Gastwirthe und Kaufleute; sondern auch vornehme Männer, sogar Fürsten. Auf meiner lezten Rückreise nach Halle erfuhr ich, daß er endlich wegen eines großen Betruges, wobey große Männer kompromittirt waren, eingesteckt sey. Damals war Herr Rupp, als kurpfälzischer Regierungsrath in Neuwied, und zehrte auf gute Rechnung.

Von Neuwied ging ich über Koblenz allein nach Zalern immer zu Fuße, wenn gleich jämmerlich, weil die Kranken von hier aus keinen Wagen weiter hatten, und ich mich nicht dazu verstehen wollte, mich in die Mördergrube zu Koblenz, das ist, ins Lazareth, zu legen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Beschreibung der Feldlazarethe.

Die unendlichen Krankheiten, besonders die Ruhren, welche unser unglückliches Militär auf diesem unseligen Feldzuge befielen, machten die Anlegung vieler Feldlazarethe nöthig. Zu Grandpré, Verdun, Longwy, Chatillon, Luxemburg, Trier, Coblenz, Wesel, Neuwied, Usingen, Frankfurt am Mayn, Höchst, Homburg, Friedberg, Giessen und noch an viel mehr Orten waren preußische Feldlazarethe, welche alle mit Kranken vollgestopft waren. Ich habe mehrere dieser Mördergruben selbst beobachtet, und was ich da gesehen habe, will ich dem Leser ehrlich mittheilen, jedoch mit dem Bedinge, daß der zu delikate Leser dieses Kapitel überschlage.

Ich hörte, daß mein Freund, der Unteroffizier Koggel, zu Longwy im Lazarethe krank läge: ich wollte ihn also besuchen, und ging hin und hinein, ohne von der Schildwache angehalten oder nur über etwas befragt zu werden. Dieses ließ mich gleich anfangs nicht viel Ordnung im Lazarethe selbst er-

warten. Aber wie entsezte ich mich, als ich gleich beym Einzange alles von Exkrementen blank sah, und nicht einmal ein Fleckchen finden konnte, um unbesudelt hinzutreten. Der gemeine Abtritt reichte für so viele ruhrhaften Kranken unmöglich zu, auch fehlte es den meisten an Kräften, ihn zu erreichen, und Nachtstühle sah ich beynahe gar nicht. Die Unglücklichen schlichen also nur bis vor die Stube, und machten dann alles hin, wo und wie sie konnten. Es ist abscheulich, daß ich sagen muß, daß ich sogar todte Körper in diesem Unflate liegen sah.

Ich schlüpfte schnell durch ins erste beste Zimmer, aber da drängte sich mir auch sogleich ein solch abscheulicher mephytischer Gestank entgegen, daß ich hätte mögen in Ohnmacht sinken. Es war der Duft viel ärger, als wenn man ein Privet ausräumt, oder über einen vollen Schindanger des Sommers gebt. An Räuchern dachte man gar nicht; auch wurden die Fenster niemals geöffnet, und wo hie und da eine Scheibe fehlte, da stopfte man die Oeffnung mit Stroh und Lumpen zu.

Das Lager der Kranken war dem Vorigen ganz angemessen: die meisten lagen auf bloßem Stroh, wenige auf Strohsäcken, und viele lagen gar auf dem harten Boden. An Decken und andere zur Reinlichkeit dienliche Dinge war vollends nicht zu denken. Die armen Leute mußten sich mit

ihren elenden kurzen Lumpen zudecken, und da diese ganz voll Ungeziefer waren, so wurden sie von diesem beynahe lebendig gefressen.

Ich stund da, und wußte nicht, was ich vor Mitleid und Aerger sagen sollte. Ich fragte endlich nach der Krankenpflege, erfuhr aber, daß hier außer ein bissel Kommißbrod nichts vorfalle. An Arzney fehlte es beynahe ganz!

Ich wollte, wie man weiß, den Unteroffizier **Koggel** sehen, aber weder Feldscheer noch Krankenwärter konnte mir sagen, in welchem Zimmer ich ihn treffen könnte. So sehr fehlte es an aller besondern Aufsicht! Sogar hörte ich einen sagen: „Wen hier der Teufel holt (er wollte sagen: wer hier stirbt), ist geliefert: kein Guckuck frägt weiter nach ihm.“ *)

---

*) Daß dieß im Ganzen wahr war, lehrt folgende Anekdote. In der Gegend von Mansfeld erfährt eine Mutter mehrerer Kinder, ihr Mann sey im Lazarethe verstorben. Nicht mehr im Stande, ihre Kinder allein zu ernähren, klagt sie ihre Noth einem Gevatter und Verwandten ihres Verstorbenen. Dieser durch Mitleid gerührt, und die Freundschaft gegen den als todt Erschienenen, erbietet sich, sie zu heurathen, und dann mit ihr für ihre Kinder zu sorgen. Man schreibt um den Todtenschein, erhält ihn, und die Heurath geht vor sich. Ueber Jahr und Tag sitzt die Mutter an der Waschwanne, hört Pochen an der Thür, geht hin, und — Gott, mit welcher Besinnung! — erblickt ihren als todtbeschrieben Mann an einer Krücke als Krüppel. Bist du's? — Ist's dein Geist? — Er war's — hört, was vorgegangen war, lobt den braven, mitleidigen Gevatter, lagt ihn von

Voll Eckel und Abscheu gieng ich fort, und verwünschte das Schicksal der Krieger, welche bey einer eintretenden Krankheit oder Verwundung in solche Mordlöcher gesteckt, und so schlecht verpflegt werden, daß sie ihr Achtgroschen-Leben elender aufgeben müssen, als das elendeste Vieh.

Aber bald bedachte ich, daß dort in Longwy vielleicht die Noth selbst eine solche elende Lage der armen Leute nöthig machte. Ich wußte, daß der König Befehl gegeben hatte, die Kranken gut zu behandeln, und für ihre Wiederherstellung, und wenn es des Monats 1000 Thaler mehr kosten sollte, gehörig zu sorgen. Ich beschloß daher, mehrere Feldlazarethe zu untersuchen, um ein richtiges Urtheil darüber fällen zu können.

Ich that dieß schon in Trier; aber da sah ich noch mehr Gräuel! Die Lazarethe waren eben so schmutzig, die Pflege eben so elend, und die Lagerstätten eben so abscheulich, als in Longwy. Außer-

---

der Arbeit zu sich rufen, umarmt ihn mit Thränen und langer stummer Rührung, kommt endlich zu Worten, dankt ihm wegen des guten, christlichen Werks an seiner Frau und Kindern, wünscht ihm Glück zu dem Besitz seines guten Weibes, thut Verzicht auf sie, und bittet: man wolle ihm, als Krüppel, sein Leben den ihnen hinbringen und ihnen in ihren Hausarbeiten nach Vermögen helfen lassen. — Herzlich gern! — Und so leben diese Guten in Fried und Einigkeit jetzt beysammen. Ich weiß der Beyspiele von dieser Art mehrere: und nun denke man! — nein, man fühle!

dem mußten noch vom 30ten bis zum 31ten Oktober mehr als 280 Kranke in Trier unter freyem Himmel auf der Gasse liegen bleiben: in den Hospitälern war für sie kein Platz mehr, und niemand wollte sie in die Häuser aufnehmen, weil es allgemein hieß: die Preußen hätten die Pest. Es krepirten, ja, es krepirten diese Nacht mehr als 30 auf der Gasse. Sehr Menschen, soviel gelten Eures Gleichen im Kriege! —

Die andern Lazarethe, die ich weiter sah, waren alle von dieser Art. — Woher kommt aber dieses schreckliche Uebel, wodurch der König, oder vielmehr der Staat, so viel Leute verliert? Denn in diesem Feldzuge sind sehr wenig Preußen vor dem Feinde geblieben, aber mehrere Tausend sind in den Hospitälern verreckt, deren meiste man gewiß hätte retten können, wenn man ihnen gehörige Pflege hätte können oder wollen angedeihen lassen?

Der Hauptfehler der Preußischen Lazarethe ist, wie mich dünkt, in der Anlage selbst zu suchen. Die Aufseher sind lauter Leute vom Militär, ohne angemessne Erfahrung und Kenntnisse, und meist lauter solche, die sich da bereichern wollen. Ihre Besoldung ist schlecht, und doch kommen sie, wenn sie auch nicht lange darin sind, und blutarm hineinkamen, allemal mit vollem Beutel heraus. Es muß also an der Subsistenz der Kranken d fraudirt

und die ganze Einrichtung so konfus und unordentlich gemacht oder geführt werden, daß man die Defraudation nicht so leicht entdecken kann.

Bey dergleichen Einrichtungen pflegt alles zusammenzuhängen, und für den gemeinschaftlichen Vortheil gemeinschaftliche Sache zu machen. Selten findet sich ein Mann von Rechtschaffenheit, der seinen Einfluß zur Verbesserung thätig machen mögte; und wenn er sich findet, so wird er bald unterdrückt. Hr. von Sovaczinsky, Leutnant bey unserm Regimente, wollte einige gute Anstalten in Frankfurt für das Lazareth durchsetzen, aber er hatte so viel Verdruß dabey, daß seine ohnehin schwache Gesundheit noch mehr dadurch litt, und er bald verstarb. Er besuchte uns einst bey Mainz. „Nun, Herr Leutnant, fragte ich ihn, wie schlägt Ihnen das Lazareth zu?" „Ach, war die Antwort, die Fickfackereien, die ich da sehen muß, und nicht hindern kann, bringen mich noch um!"

Dem Könige wird freilich genug angerechnet; aber für die Kranken wird das wenigste verwendet. Ich habe gesehen, daß Feldscheere und Krankenwärter den Wein fortsoffen, der für die Kranken bestimmt war, und die guten Essenzen selbst verschluckten. Zwey Menscher in Koblenz, welche den Feldscheerern zur Liebschaft dienten, verkauften den Reis aus dem Hospital, und die Kranken

mußten hungern. Zu Frankfurt am Mayn kaufte man Reis, Graupen, gedörrtes Obst u. dgl. im Spital sehr wohlfeil. So war es auch in Gießen.

Um nun den Betrug nicht so sehr sichtbar zu machen, geht alles mysteriös und unordentlich in den Lazarethen zu.

Die Krankenwärter sind Soldaten, welche bey den Kompagnieen nicht mehr fortkönnen, alte steife Krüppel, die sich zum Krankenwärter schicken, wie das fünfte Rad am Wagen. Diese, deren theilnehmender Menschensinn durch den militärischen Korporalssinn abgestumpft ist, lassen den armen Kranken eine Pflege angedeihen, daß es eine Schande ist. Daß sie sich mit den Feldscheerern und den andern Meistern, die in den Lazarethen etwas anzuordnen haben, allemal einverstehen, versteht sich von selbst: denn auf die geringste Vorstellung des Feldscheers oder eines andern Vorgesezten, würde der Herr Krankenwärter weggejagt. Ein Oberkrankenwärter, wie ich sie in den französischen Hospitälern zu Dijon und anderwärts gefunden habe, ist gar nicht da.

Für Reinlichkeit, dieses erste Hauptstück der Krankenpflege, worauf mehr ankömmt, als selbst auf die medizinische Verpflegung, wird so wenig gesorgt, daß ich Kranke weiß, denen die Hemder an dem Leibe verfault, und sie selbst von den Läu-

sen dergestalt zugerichtet worden sind, daß sie tiefe Löcher am Leibe hatten. Freilich sollen die Krankenwärter entweder selbst waschen, oder waschen lassen, aber das geschieht nicht. Ferner sehen die Stuben aus, wie die Spelunken; und der mephytische Gestank verpestet die Luft aufs abscheulichste. Wer in eine solche Krankenstube hereintritt, verliehrt den Appetit zum Essen wenigstens auf einen Tag.

Die Feldscheere, oder wie man sie seit einigen Jahren nennen soll, die Chirurge, sind meistens Leute, welche gar wenig von ihrem Handwerke inne haben, und daher das Elend in den Spitälern durch ihre Unwissenheit und Unerfahrenheit noch vergrößern. Für die Besetzung der Regimenter durch Oberchirurgen ist ziemlich gut gesorgt, ob es gleich auch da Leute giebt, welche nicht viel mehr wissen, als jeder gemeine Bartkratzer. Die Generalchirurgi sind Männer von Einsicht und Verdienst; aber die gemeinen oder Kompagniechirurgen sind größtentheils elende Stümpfer, die bey ihrem Lehrherrn nicht mehr gelernt haben, als rasiren und aderlassen, beydes elend genug noch obendrein. Wer freilich sein Brod sonst verdienen kann, und nicht für das kindische Vergnügen ist, in Uniform einherzuschreiten, und ein Spießding an seiner Pinsherseite herumzuschleppen, wird sich hüten, für

den geringen Gehalt, den so ein Mensch zieht, den beschwerlichen Feldscheerdienst bey einer Kompagnie zu übernehmen. Herr Thede hat dieser Leute Elend und Unwissenheit lebhaft genug geschildert; und dieser Schilderung wird jeder gern beystimmen, der unsre Herren nur ein wenig näher kennen lernt.

Bey unserm Regimente zeichnete sich besonders einer durch Unwissenheit, Grobheit, Naschhaftigkeit, Unreinlichkeit und Faulheit aus. Man war von dem großen Elende dieses Freundes unterrichtet, und doch blieb er vor wie nach, was er war! —

In die Feldlazarethe nimmt man zwar dann und wann die geschicktesten, welche man noch bey den Regimentern findet, aber eben dadurch entblößet man die Regimenter ihrer brauchbarsten Wundärzte. Was kann aber Einer von dieser Art allein ausrichten, sobald ihm alle übrigen Mitoffizianten entgegen sind, oder entgegen handeln!

Ob man aber gleich, der Regel nach, nur brauchbare Aerzte in die Feldlazarethe nehmen sollte, so geht doch hier auch sehr vieles nach Gunst, und so werden sehr viel elende, unwissende, traurige Wichte angestellt.

Die Oberchirurgi, welche die Aufsicht über die Lazarethe führen, können theils jeden Kranken nicht

selbst untersuchen und behandeln, wegen der Menge, theils sind sie dazu zu kommode oder zu delikat. Sie schauen daher nur dann und wann, und zwar nur so obenhin, in die Krankenstuben, lassen sich vom Feldscheer, sehr oft auch nur von dem Krankenwärter referiren, verordnen dann so was hin im Allgemeinen, werfen — um sich respectabel zu machen — mit einigen fehlerhaften lateinischen Wörtern und Phrasen umher, überlassen hierauf alles den Unterchirurgen, und gehen — in Offiziersgesellschaften, l'Hombre zu spielen, oder sich sonst zu vergnügen.

Mir sind ganz schändliche Beyspiele bekannt geworden, wie selbst Oberchirurgi die medizinische Pflege deswegen vernachläßigten, weil sie das Geld, das für Arzney, Essig, Wein u. dgl. bestimmt war, an die Offiziere, die in den Lazarethen als Inspektoren angestellt waren, verspielt hatten, und folglich diese Sachen nicht mehr kaufen konnten. Die Offiziere hätten freilich nach ihrer Pflicht darauf inquiriren, und den Chirurgus zur Herbeyschaffung der Arzney anhalten sollen: aber eben sie hatten ja das Geld gewonnen, welches sie, im Fall das Ding zur Sprache gekommen wäre, hätten herausgeben müssen: sie schwiegen also, und die armen Leute waren geprellt.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Noch über das Elend in den Feldlazarethen.

Meine Leser müssen es zu gute halten, daß ich von den preußischen Feldlazarethen etwas mehr anbringe, als man sonst in dieser Biographie erwartet hätte. Ich bin Soldat gewesen, und habe das Elend mit angesehen, welches meine Brüder in diesen scheußlichen Mordklüften ertragen mußten. Ich mögte also gerne, so viel als in meinen Kräften steht, zur Verbesserung dieses abscheulichen und schrecklichen Unwesens beytragen. Vielleicht liest etwan ein Mann von Gutsinn und Einfluß meine Schrift, und lernt daraus diese Gattung menschliches Elendes näher kennen, und hilft es vielleicht bey einem künftigen Feldzuge lindern. Vielleicht lesen einige, die dereinst über Lazarethe die Aufsicht führen oder in denselben als Feldscheere oder Krankenwärter dienen sollen, dieses Buch und lernen sich schämen, und ihre Schuldigkeit, welche nirgends heiliger seyn kann, als hier, besser beobachten. Und wenn dieses seyn sollte, so hätte ich für leidende und von den Ihrigen verlaßne Menschen

mehr Nutzen gestiftet, als mancher Postillenschmierer, oder Geister- und Dogmen-Krämer.

So ungeschickt die preußischen Feldscheerer gewöhnlich zu seyn pflegen, so wenige sind noch obendrein in den Spitälern angestellt: zwey, drey solcher äskulapischen Büffel sollen eine Anzahl von 200, 300 und mehrerer schwerkranker Personen pflegen, wie dieses in dem jetzigen Kriege gar oft der Fall war.

Ich kam einst nach Bingen am Rhein ins dortige Hospital, um die bey der Belagerung von Mainz Blessirten und Krankgewordenen aufzunehmen. Auch hier lief mir die Galle gar ärgerlich über. Da lagen Leute, die schon seit vier und mehr Tagen hieher gebracht, und noch nicht verbunden waren. Dem einen war der Arm, dem andern der Fuß entzwey geschossen, u. s. w. und die Leute jammerten, daß einem die Brust vor Theilnahme beklommen ward. Aber die Herren Feldscheere und die bübischen Krankenwärter sprachen den armen Leuten nur mit Flüchen und Verwünschungen zu. Kann ich was dafür, hörte ich einen Feldscheer fragen, daß Ihr blessirt seyd? Ich wollte daß dem Teufel die Kugel in den A— gefahren wäre, so hätte ich jezt keine Scheererey mit Euch. Ich will Euch schon verbinden; aber warten müßt Ihr! Sakkerment, ich habe mehr zu thun! — Und damit

ging der Bube zur Thür hinaus. Ich sagte zum Krankenwärter Müller, vom Hallischen Regimente: das sey doch abscheulich: ob denn das so geschehen dürfte? Er antwortete mir: die Feldscheere wären nun einmal nicht anders, besonders dieser; der sitze den ganzen Tag im Wirthshause zum wilden Mann und trinke. Ich gleich hin, und fand den unmenschlichen Firlefanz wirklich bey einer Flasche Wein. Ich sezte mich ihm gegenüber, und redete ihn an. Herr Chirurgus, sagte ich, wie können Sie aber die armen Leute so unverbunden liegen lassen? die Kerls jammern einen ja in der Seele!

Er. Hab heute schon Sechse verbunden; will auch einen Augenblick Ruhe haben!

Ich. Aber wenn ihre Kranken so schrecklich leiden, und obendrein den kalten Brand befürchten müssen: so müßten sie, denk ich, bis sie ihnen Hülfe geschafft haben, gar nicht an Ruhe denken!

Er. So? Wer nicht warten will, mag hinlaufen!

Ich. Ja, wenn das die armen Leute könnten, dann wollt' ich's Ihnen verdenken, wenn sie nicht längst aus dem Mordloche gelaufen wären!

Er. Mordloch? Herr, das ist zuviel gesprochen! Wenn ich das dem Offizier sage, kommt der Herr in Arrest: versteht mich der Herr?

Ich. O ja, ich verstehe den Herrn, und sehe wohl, daß der Herr eben so bösartig als unwissend ist: versteht mich der Herr auch?

Er. Tausend Sakkerment: ich glaube gar, der Herr will mich tuschiren! Weiß der Herr, wer ich bin?

Ich. O ja, ich weiß und sehe, daß der Herr weiter nichts ist, als ein gefühlloser Bartkratzer. Wenn uns die Franzosen unsre Feldscheere vorgeschlagen hätten, um unsere Truppen durch sie zu ruiniren, so hätten sie uns keine angemeßnere geben können, als der Herr ist.

Er. (aufstehend) Nun, ins drey — — Namen, der Hacke will ich schon einen Stiehl machen, oder mein Name soll nicht ehrlich seyn! Ich gehe hin, und sags dem Offizier: der soll mir schon Satisfaktion schaffen!

Er gieng wirklich, aber dabey blieb es auch. Ich indeß blieb ruhig: denn ich traute keinem Offizier zu, daß er dem Unmenschen Recht hätte geben sollen. — Nun, was fühlen meine Leser? Doch erst noch weiter!

Da man in Verpflegung der Lazarethkranken schon ohnehin sehr ökonomisch zu Werke geht, und da noch obendrein jeder von dieser Subsistenz das Seine ziehen will, so kann man leicht denken, daß die Diät der armen Kranken sehr schlecht seyn muß.

An zweckmäßige Einrichtung der Speisen wird gar nicht gedacht, noch weniger an deren zweckmäßige Vertheilung. Etwas elende Brühe, Brühe größtentheils, die kaum ein Windspiel fressen mögte, ist die Suppe, worin dann und wann ein bissel Graupen, Mehl, Grütze oder Brod gethan wird. Die Krankenwärter wissen alles schon so einzurichten, daß nicht Ein Auge Fett darauf zu sehen ist, und daß die Brühe aussieht und schmeckt, wie die elendeste Gauche.

Das Fleisch in den Lazarethen ist schon das elendeste, das man finden kann, und nicht selten stinkt es schon und hat Maden gezogen. Dieses elende Luder wird nun auf die elendeste Art zurecht gemacht, ganz unsauber in die Kessel geworfen, und oft kaum halb gar gekocht. Eben so steht es mit dem Zugemüse: und was für Zugemüse? Ein wenig Reis und Gerste, nebenbey auch Rüben, Kartoffeln, Linsen, Erbsen, Bohnen u. dgl. für todtkranke Menschen! —

„Wer in den Lazarethen nichts zuzusetzen hat, muß drin krepiren" ist ein so bekannter Satz bey der preußischen Armee, daß jeder Soldat entweder durch eigne Erfahrung, oder doch durch die Erfahrung vieler Anderer davon überzeugt ist, und an dessen Wahrheit im geringsten nicht zweifelt. Das mag aber doch eine treffliche Einrichtung seyn, wo der

kranke Feldsoldat Geld haben muß, um im Lazarethe, wo seine Gesundheit, die er für seinen Herrn zugesezt hat, hergestellt werden soll, nicht Hungers zu krepiren! — Ich kenne Feldscheere, welche sich Geld geben ließen, damit sie dem gebenden Kranken die nöthige Hülfe leisten mögten, und welche den, der nichts geben konnte, liegen und krepiren ließen.

Aufsicht über die Kranken selbst fehlt eben so, wie die über die Feldscheere und Krankenwärter. Sie können beynahe thun, was sie wollen. Daher saufen sie denn Branntwein, fressen Häringe und was sie sonst haben können, und machen durch diese üble Diät die wenige Hülfleistung an sich noch vollends vergeblich.

Von den vorfallenden Diebereyen in den Lazarethen mag ich gar nicht reden. Genug, wer etwas hineinbringt, muß wohl darauf Acht haben, daß es ihm nicht von den Krankenwärtern oder von den andern Kranken genauset wird.

So sehen die Feldlazarethe der Preußen aus: aber die der Oestreicher sind um kein Haar besser! Auch da herrscht der nämliche Geist, die nämliche Unordnung, der nämliche Mangel. — Und hieraus läßt sich nun erklären, warum so viele Menschen in den Hospitälern so elend umkommen, und warum die Armeen durch diese Mordlocher so schrecklich leiden!

Ich bin weit entfernt, den Monarchen und deren Generalität Mangel an Fürsorge für die armen Kranken Schuld zu geben. Ich kenne die Befehle, wenigstens des Königs von Preußen, in dieser Hinsicht, und weiß, daß dieser gutmüthige Fürst nichts väterlicher wünscht, als Hülfe für Leidende. Die Schuld fällt auf die allein, oder gewiß vorzüglich, welchen der König die Sorge für die Hospitäler in vollem Zutrauen aufgetragen hat. Wie schändlich aber wird dieses Zutrauen misbraucht! Der König kann die Lazarethe unmöglich selbst nachsehen, und muß sich auf Andre verlassen — und diese Andere —? Hier ist eine Thatsache, welche viel Licht über diesen Umstand verbreiten kann.

In Gießen war ein Hospital für die Preußen angelegt, in welchem es eben so tauderwälsch zugieng, als in den übrigen anderwärts. Dem Hn. Professor Müller wurde aufgetragen, eine Nachricht von dem Zustande dieses Hospitals dem Publikum vorzulegen. Herr Müller, ein sonst gelehrter Mann und glücklicher Arzt, ließ sich, Gott weiß, von wem, die Augen blenden, und verfertigte eine Nachricht, worin er, gegen seine eigene bessere Einsicht — denn er müßte ja sonst blind gewesen seyn! — die Einrichtung des Gießer Hospitals lobte, und demselben Vorzüge zuschrieb, welche nie irgend ein preußisches Hospital gehabt hat.

Herr Müller mag mir diese Kritik nicht übel nehmen! Ich verehre seine Kenntnisse, und schätze sein Herz; aber eben diesen Kenntnissen und diesem guten Herzen hätte er die Schande nicht zufügen müssen, eine Relation auszustellen, die nichts weniger als wahr war, und die ihn bey jedem Bessernunterrichteten damals sehr zweydeutig erscheinen ließ. Es hätte ihn doch befremden müssen, daß man ihm zumuthete, als Professor der Arzneykunde ein Zeugniß über eine Anstalt auszustellen, die er schon tadeln mußte als Mann mit nur gesunden Augen! Und doch lobte er sie als Professor der Medicin, folglich als Mann in seinem Fache; kompromittirte sich aber dadurch nicht wenig, und schadete mehr als tausend und übertausend Unglücklichen.

Dieses wird Hr. Müller jezt vielleicht selbst einsehen. Denn wenn zum Beyspiel der König durch einen Zufall, der freilich selten, aber doch nicht ganz unmöglich gewesen seyn mag, von der heillosen Zucht in den Lazarethen gehört hätte, so hätte es ja geschehen können, daß er gewisse Leute zur Verantwortung ziehen ließ. Diese gewissen Leute konnten aber das Testimonium eines Hn. Müllers, Professors der Medicin zu Gießen, vorzeigen; der Monarch konnte dem Relator glauben und so war ein Hauptweg, dem Unwesen zu

steuren, abermals versperrt. — Und wenn auch der Fall nicht eintratt, aber jemand sonst willens war, das Oberkriegskollegium auf die Mängel der Lazarethe merksam zu machen: so mußte er als kluger Mann es unterlassen, weil er voraussehen konnte, daß Müllers Zeugniß gegen alle Beschwerden deckte, und gleichsam der Schutzbrief aller Theilnehmer war und blieb, es ungehindert forthin zu treiben, wie vorher. — Wenn Hr. Müller das alles bedenkt, so geht er vielleicht in sich, und bekennt, daß er damals, wer weiß aus welchen Ursachen, eine ungegründete Nachricht von unsern Lazarethen gegeben und sich dadurch am menschlichen Geschlecht gröblich versündiget habe.

Sed Medici non possunt dicere verum,

sagt Juvenalis, und dabey wird es auch in diesem Falle leider wohl bleiben!

Wenn aber einige Aerzte die Wahrheit nicht gern bekennen, so bekennt sie ein Anderer, wenn gleich in einer andern Rücksicht; und so einen finden wir an dem Verfasser der Schilderung der jetzigen Reichsarmee, nach ihrer wahren Gestalt. *) Auch dieser klagt sehr über das Elend in den Lazarethen auch bey den Reichstruppen.

*) Nebst Winken über Deutschlands künftiges Schicksal. Zelle bey Peter Hammer, 1796.

Man fürchtet sich bey diesen, schreibt er S. 186 ff., vor den Spitälern eben so sehr, wie bey den Preußen und Oestreichern, und das aus demselben Grunde, weil man denkt, daß ein Mensch, der in so ein Kurirloch geschleppt wird, allemal auch, bey einer sonst unbedeutenden Krankheit, Gefahr laufe, nimmermehr wieder herauszukommen.

„Es ist doch schrecklich, fügt er hinzu, daß man für das Leben und die Gesundheit der Menschen so wenig Sorge trägt, und vornehmlich solcher Menschen, die man so nöthig hat im Kriege! Aber der Soldat ist bey uns, und sogar von seinen eignen Vorgesezten meist überall zu sehr verachtet, als daß man im Ernste für ihn und seine Erhaltung sorgen sollte."

„Die Schuld davon liegt einmal an sehr vielen Soldaten selbst, und dann an unserer hergebrachten, militärischen Verfassung. Was nirgends taugen will, läuft zu den Soldaten, oder wird ihnen zur Züchtigung übergeben. *) — Selten bessern sich diese Leute, ja, sie werden durch den Umgang mit noch Mehreren ihres Gleichen gewöhnlich ärger, besonders im Felde, wo ihnen, um die Ueberläuferey durch Strenge nicht zu fördern, manches übersehen wird, was man in der Garnison streng ahnden würde.

*) Bey der Reichsarmee, die keine bestimmten Cantons u. dgl. hat, wie die Sachsen und Preußen.

Sie betragen sich also oft nicht wie Menschen, sondern wie unvernünftiges, wildes Vieh, treten ihre Menschenwürde mit Füßen, und erregen bey ihren Vorgesetzten sehr oft den Wunsch, ihrer mit guter Manier je eher je lieber los zu werden."

„Fällt nun einer von diesen in eine Krankheit, oder wird er verwundet, und dann dem Lazarethe zur Kur übergeben: wie kann so ein Mensch bey jemanden den Wunsch rege machen, ihn wieder zu seiner Gesundheit zu verhelfen, oder ihn zu heilen? Wer weiß, wie sehr lange schon er seinen Vorgesezten oder den Chirurgen zur Last gewesen ist, um ihm das ewige Leben nicht längst zu wünschen! Diese also hätten die schlechte Behandlung, die ihnen in den Lazarethen widerfährt, großentheils selbst verschuldet, und fänden dann, daß es geht, wie mans treibt — zur Warnung für sich auf die Zukunft, und zum Beyspiel für Andere auf immer."

„Eine andere Ursache der schlechten Behandlung der Soldaten in den Lazarethen liegt in unsrer hergebrachten militärischen Verfassung. Unsere meisten Soldaten sind wie passive Maschinen, Söldner, oder auf altdeutsch, Landknechte, bestimmt, um nach den Winken ihrer Fürsten Länder zu erobern oder Andern erobern zu helfen, oder zur Erringung irgend einer Donquixotiade von Heldenschaft Leib und Leben aufzuopfern. Sie sind also

großentheils Menschen, welche dumm oder niederträchtig genug sind, auf ihre persönliche Subsistenz Verzicht zu thun, und sich gegen einen Blutsold als ein sachliches Werkzeug zu verdingen, die Rechte anderer Völker willkührlich zu verletzen und dadurch den Despotismus mitzuverbreiten, oder auf den Thron zu heben, oder in ihrem eignen Vaterlande ihn fernerhin zu sichern. *) Ein Mensch aber, der auf seine Menschenrechte, Würde, Pflicht und Bestimmung Verzicht thut, der nicht wie der jetzige Franzose, als aktiver Vaterländer, bloß zu den Waffen greift, um seine Nation und deren Rechte gegen jeden ungerechten Machtanfall zu vertheidigen, — der wirft sich in den Koth: und wer kann ihn achten?"

„Hiezu kömmt, daß die Oberleute den Mann, der stirbt, oder als Krüppel verabschiedet und aufs

*) „O lebte Tacitus noch, und sähe jetzt eine Deutsche Armee, vor der Rom sonst zitterte. — er würde ausrufen: Schande für Deutschland! Das sind keine Teutonen mehr: — Die fechten um Sold, nicht mehr für Freyheit und Vaterland!" — Man sehe Leben und Thaten des Freyherrn Quintus Heymeran von Flaming II. Th. S. 261. Berlin bey Voß. — „Bey der Verdingung der Truppen eines Staats (oder eines Fürsten) an einen andern, gegen einen nicht gemeinschaftlichen Feind (z. B. der Hessen, Braunschweiger und Hannoveraner gegen Nordamerika u. s. w.) werden die Unterthanen als nach Belieben zu handhabende Sachen gebraucht und verbraucht (und nicht behandelt als selbstständige Personen nach mir räuberischen Rechten.)" — So Kant im philos. Entwurfe zum ewigen Frieden, S. 8

Herumbetteln fortgeschickt wird, nicht zu ersetzen verbunden sind, und also sich wenig oder gar nicht darum bekümmern, wenn ein Soldat, nach dem schönen und gewöhnlichen Ausdruck vieler Herren Offiziere, verreckt, krepirt, vom Teufel geholt wird; oder als ein unversorgter Krüppel zur Schande des Herrn und des Korps, dem er gedient hat, im Lande herumfährt, bettelt oder stiehlt und in allen Schenken über seinen Dienst flucht, und auf seine ehemaligen Vorgesezte derbe loszieht." —

Was der angeführte scharfsinnige Verfasser, für eine gewisse Klasse von Lesern, vielleicht zuviel oder zu wenig angiebt, wird man dereinst in einer kleinen Schrift über die wahre Würdigung des Soldaten und des Soldatenstandes durch eine genauere Bestimmung berichtiget finden: ich fand aber dem ohngeachtet für gut, seine Meynung über die Ursache der schlechten Behandlung der Soldaten in den Lazarethen hier mit seinen eignen Worten ganz anzuführen, um auf die Quellen dieses großen Uebels diejenigen von jeder Seite mehr merken zu machen, deren Pflicht oder Wunsch es mit sich bringt, diese Quellen für die Zukunft entweder zu reinigen oder zu verstopfen. Findet man in des Verfassers Meynung Einiges, was auf diese oder jene Art hiezu dienen kann: so war es der Mühe

werth, sie hier mitaufzustellen, und ich bin der Nachsicht sachkundiger Leser ohne Weiteres wohl gewiß; irre ich aber in dem einen oder andern: so veranlaßte ich wenigstens eine genauere und ausgebreitetere Prüfung einer Sache, an deren richtiger Behandlung dem Fürsten als Fürsten eben so viel liegen muß, wie seinen Unterthanen als Menschen.

Jezt finde ich nur noch nöthig, noch eine Erinnerung zu dem vorigen hinzuzufügen, und diese besteht darin: daß man jede Sache, die man nach Belieben und ohne vielen Aufwand leicht und bald haben kann, eben darum meist gleichgültig behandelt *). Und dieß scheint mir eine von den Haupt-

*) „Wenn die Fürsten spielen, ich meyne, Krieg führen, sagt irgendwo Friedrich der Zweite, so sind die Menschen ihre Miethen; und wenn diese zu Hunderttausenden verloren gehen, so werden weder die Menschen, noch die Karten klüger. Sie spielen immer von neuem; und von neuem fehlts nie an Miethen." — So machte Friedrich d. G. als Philosoph selbst auf ein Menschenspiel aufmerksam, das er, als König, nicht minder tapfer mitspielte" — Schilderung der Reichsarmee, S. 195. — „Allein das Menschengeschlecht, sagt Kant im III. Th. der Lebensläufe nach aufsteigender Linie, S. 432, sucht alles auf dem unrechten Wege, und das kommt, weil es nicht zusammenhält; da es nicht Gott (dem Urheber der Moral) treu ist, wie kann es Menschen (den Urhebern der Politik) treu seyn? Gott hat alles dahey gethan und den Menschen den Trieb der Geselligkeit so gar tief ins Herz gelegt; allein noch stossen sie sich von einander. Wie sehr in weitem Felde liegt nicht alles, und wie nahe könnt' es liegen, wenn Gottes Wille geschähe!" — Wohl denn uns, wenn der Wille einiger Menschen es dereinst nicht mehr hindert, daß alle

ursachen mit zu seyn, warum man sich die Gesundheit der Soldaten, zumal der fernerhin für ihren Beruf unbrauchbaren; so wenig ernstlich angelegen seyn läßt. Ob man aber hieran politisch und moralisch recht thue, mögen die entscheiden, welche wissen, wie sehr viel bey jedem Militär darauf ankomme, die unbrauchbargewordenen Krieger stäts so zu behandeln, daß die noch brauchbaren an ihnen nicht lernen, sich fein klug zu schonen, und alles das zu meiden, wodurch sie eben so unglücklich werden können, als ihre abgenuzten traurigen Vorbilder.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Faltern, Montabauer, Limburg u. s. w.

Jn Faltern hatte ich ein gutes Quartier, aber eine sehr schlimme Nacht. Ich lag mit einem Scharfschützen, Namens Seydling, bey einem braven Schlösser, der uns mit gutem Essen und Wein

---

Menschen Gottes Willen thun! — Man erwäge die Note auf der XXI. S. in der Vorrede zu der Sammlung erbaulicher Gedichte u. s. w.

labte, und dann ein gutes Bette besteigen ließ. Der Schütze hatte die Ruhr im höchsten Grade, wollte aber, weil er die abscheulichen Feldlazarethe kannte, in keins derselben. Des Nachts kam ihm das Stuhlgehen an: da er aber ein sehr abergläubiger Mensch war, so fürchtete er sich vor Gespenstern, und getraute sich nicht, die Treppe herab in den Hof allein zu gehen. Er weckte mich also, und bat, daß ich ihn doch begleiten mögte. Ich that es, wiewohl etwas unwillig, über seine kindische Furcht. Kaum aber waren wir wieder im Bette, als mein Sevdling von neuem nöthig fand, auf den Hof zu gehen: ich schlug ihm die Begleitung ab, und schalt seine pinselige Furcht, die einem Soldaten gar übel anstehe. Aber der gute Kerl machte lieber seine Nothdurft in die Kammer, worin wir lagen, als daß er hinab gegangen wäre. Zur Strafe für diese Unart ließ ich ihn lange nicht wieder ins Bette, und drohte ihm, ihn zu verklagen, wenn er am folgenden Morgen nicht gleich alles wieder rein machte. Er versprachs und hielt Wort.

Früh um halb Sechse wurde schon Marsch geschlagen: denn es war Befehl zum Aufbruch gekommen: die Franzosen hatten unsre Leute aus Limburg gejagt, und man befürchtete, sie mögten weiter herunter dringen. In Limburg waren zwar

mehrere Preußen geblieben, aber sie hatten doch auch gezeigt, daß sie sich nicht ungerochen überfallen lassen. In Frankreich hätte so ein Ueberfall böse Folgen haben können, aber in Deutschland war er nicht so gefährlich. Die Husaren waren an dem Ueberfalle Schuld gewesen, weil sie nicht hinlänglich patrouillirt hatten: aber auch diese vertheidigten sich nachher brav. Die Franzosen legten den Limburgern eine kleine Brandschatzung auf, und zogen ab.

Unser Regiment marschirte den 10ten November nach Monthabauer, einem ganz mit Pfaffen und Klöstern angefüllten trierischen Städtchen; ich aber konnte wegen meiner Füße nicht nachkommen, mußte daher in einem Dorfe, Neuhäusel, über Nacht bleiben, und mir da ganz allein bey einem armen Grobschmidt Quartier machen. Der Grobschmidt und seine Frau waren brave Leute, die mir viel Gutes thaten und mich wegen meiner sehr angeschwollnen Füße herzlich und theilnehmend bedauerten.

Den folgenden Tag schlich ich nach Monthabauer, wo man mich noch gar nicht vermißt hatte: so sehr war man noch der Unordnung gewohnt.

Hier trug man sich damals mit einer schändlichen Geschichte. Ein Emigrant hatte sich längst vorher mit einem Mädchen aus der Stadt, von

guter Herkunft, bekannt und beliebt gemacht. Die Vertraulichkeit gieng so weit, daß das Mädchen endlich schwanger ward. Der Emigrant — ein französischer Graf — war unterdessen mit seinen Spießgesellen mit nach Champagne gezogen; und so war die Gute der Schande und der Verzweiflung überlassen. Schon vor uns war er aber mit den übrigen Emigrirten nach Koblenz zurückgekommen, wo er wahrscheinlich auch hübsche Bekanntschaften mag gehabt haben. Als das Mädchen seine Rückkehr dahin erfuhr, machte sie sich auf, und erinnerte ihn an sein Versprechen, sie zu heurathen. Aber der Niederträchtige hatte dazu jezt keine Ohren, jagte sie fort, und verfolgte sie noch mit Schimpfreden. Die Unglückliche getraute sich nun ihren Eltern und Bekannten nicht mehr unter die Augen zu kommen, und begab sich nach Andernach zu ihrer Mutter Schwester. Diese nahm sie aber nicht auf, sondern drohete ihr noch obendrein, sie einstecken zu lassen, wenn sie sich unterstehen würde, noch eine Stunde in Andernach zu bleiben: sie sey eine Bettel, welche die Familie beschimpfe u. s. w. Nun gerieth das arme Mädchen in Verzweiflung, und ersäufte sich im Rhein. Man fand ihren Körper einige Tage hernach weit unter Andernach: sie war seit sechs Monaten schwanger. — Diese und ähnliche Begebenheiten

haben nicht wenig beygetragen, die schon damals so verhaßten Emigranten noch verhaßter zu machen.

Als wir den folgenden Tag von Montbabauer weg und näher nach Koblenz zu rückten, wurden die Schube aller Regimenter nachgesehen von einigen vom Könige dazu bestimmten Majoren, welche allen Obersten, Majoren und Hauptleuten erklären mußten, daß Se. Majestät durchaus verlangten, daß den Leuten gute Schube gegeben werden sollten, welches nur eher geschehen könnte, als vor kurzem. Aber auch dieser gewiß ernstlich und gut gemeynte Befehl ist doch auch nur zum Theil befolgt worden: denn so lange ich wenigstens bey der Armee gewesen bin, hat man für Schube und Montirung nicht so gesorgt, als man hätte sollen und können: und daß auch dieses während der folgenden Feldzüge nicht geschehen sey, habe ich nachher von Andern erfahren.

Die Regimenter wurden sehr aus einander gezogen, und in die Gegenden an der Lahne in Kantonnirung gelegt. Das Dorf, worin unsre Kompagnie lag, hieß Edelborn. Weit und breit habe ich nichts rohers und abergläubigers angetroffen, als die gemeinen trierischen Bauren, und doch liebten sie ihren Erzbischof nicht, und waren der neufränkischen Revolution gar gewogen. — Da wir hier eine Zeitlang blieben, so konnten die,

welche Freunde der Reinlichkeit waren, ihre Gäßchen wieder in guten Stand setzen. Bey Ems wurde der Lahnpaß stark besezt, weil man da einen Ueberfall von Seiten der Franzosen befürchtete.

Cüstine hatte indessen, zur Schadloshaltung seiner Nation, nicht nur jenseits des Rheins gehauset; er hatte auch Frankfurt weggenommen, die Saline bey Friedberg zu Nauheim geplündert, und dem Fürsten von Weilburg starke Kontribution aufgelegt: aber die Bauren und Bürger waren überall verschont worden, und eben diese Schonung machte, daß diese Leute die Franzosen eben nicht für gar zu schlimm hielten. Damit aber der Fortgang der fränkischen Waffen nicht noch weiter um sich reissen mögte, beschloß unser König, sobald es möglich seyn würde, die Gäste über den Rhein zurück zu treiben, und ihnen die besezten Plätze wieder wegzunehmen. Aber unsere Leute waren zu müde, zu sehr abgemattet; man mußte also Halt machen, und sie ruhen lassen; auch mußte frische Munition herbeygeschafft werden: denn die, welche wir mitgenommen hatten, war, wie ich mehrmals gesagt habe, völlig verdorben.

Endlich am 25ten November brachen wir auf und zogen nach der Lahn zu auf der Frankfurter Straße. Die Wege waren hier zwar gut, das

Wetter aber kalt und die Luft rauh und voll Schnee. Auf diesem Marsche haben wir abermals sehr viel ausgestanden, und nicht wenig Noth gelitten an Lebensmitteln. Es sollte aber einmal vorwärts gehen; und so gestattete man uns nicht einmal einen Rasttag.

Den 29ten kamen wir vor Homburg an der Höhe, mußten aber, weil alles sich dahin zusammen gedrängt hatte, die Nacht unter freyem Himmel zubringen. Es war sehr kalt und windig, und Holz fehlte: man gieng daher in die nahen Dörfer, holte heraus, was von Holz da war, und machte starke Feuer. Eins dieser Dörfer, welches mit französischen Kolonisten besezt ist, und dem Landgraf von Hessen-Homburg gehört, wurde bey dieser Gelegenheit sehr übel mitgenommen.

Am 30ten November erhielt unser Regiment in Homburg Quartier, und ich bey dem Schulmeister der französischen Kolonie. Dieser Mann war, wie beynahe alle französischen Kolonisten, aus angeerbtem Widerwillen gegen den ehemaligen französischen Thron, ganz enthusiastisch für die neue Verfassung Frankreichs eingenommen. Als er merkte, daß ich derselben auch nicht abgeneigt war, so hatte ich seine ganze Gunst. Früh am andern Tage kam ein Bekannter des Schulmeisters, ein Schuster, der mich mit zum Frühstück nahm, und mir ver-

sprach, daß er mich, wenn ich Lust hätte, ins Land der Freyheit zu treten, sicher und unentgeldlich nach Frankfurt bringen wollte, von woher ich gar leicht über den Rhein, und wohin es mir beliebte, weiter kommen könnte. Ich weiß wahrlich nicht recht zu sagen, warum ich dieses gewiß gut gemeynte Anerbieten damals nicht annahm: ich glaube, daß ich es noch angenommen hätte, wenn wir länger in Homburg geblieben wären: denn damals war ich des ganzen Soldatenlebens wegen der Soldaten-Gräuel recht herzlich müde. Allein noch in selbiger Nacht um 10 Uhr wurde Marsch befohlen, und wir brachen wirklich nach Frankfurt auf.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Einnahme von Frankfurt am Mayn. Folgen davon.

Der Herzog eroberte am 2ten December die Stadt Frankfurt am Mayn. Ich habe dieser Wiedereroberung nicht mitbeygewohnt; ich überlasse es also meinen Lesern, die davon noch nicht ächt unterrichtet seyn mögen, anderwärts selbst Auskunft darüber

einzuholen. Einer Bemerkung kann ich mich jedoch hier nicht enthalten.

Cüstine, dessen sonderbares Benehmen man durch van Heldens Briefe in Girtanners politischen Annalen ziemlich kennen lernt, hat dem Nationalkonvente zu Paris eine falsche, meist ungegründete Nachricht von dem Betragen der Frankfurter Bürger gemacht, indem er sie beschuldigte, daß sie, während der Wiedereroberung, drey Bastillen-Franzosen mit gewissen, dazu besonders gemachten Messern ermordet hätten. Das that Cüstine, um sein Versehen der Frankfurter Bürgerschaft zuzuschieben. Aber obgleich der Bericht des Cüstine hier und da falsch ist, ja, obgleich van Helden und einige seiner Offiziere, durch ihren Unwillen über Cüstine, und die Lage ihrer Gefangenschaft, vielleicht auch durch ihre Unwissenheit in diesem Punkte bestimmt, Cüstinen widersprachen, und die Frankfurter zu rechtfertigen schienen: so ist doch auch gewiß, daß der Bericht, welchen die Frankfurter zu ihrer Vertheidigung an den Konvent nachschickten, auch nicht ganz richtig ist, und es sind, wie mir selbst Frankfurter Augenzeugen erzählt haben, und ich erst noch vor kurzem auf dem Weidenhofe zu Frankfurt hörte, viele Barbareyen selbst von Bürgern, folglich nicht allein von Handwerksburschen, gegen die Franzosen verübt wor-

den. Auch habe ich von der damaligen Frankfurter Besatzung Einige in Frankreich gesprochen, welche eben dieses versicherten: und so läßt sich die Furcht erklären, in welcher die Frankfurter seit jener Zeit vor einem neuen Besuche der Republikaner schwebten, wie auch die starke Kontribution, welche diese nachher eintrieben. Hieraus mag denn jeder Nichtsoldat lernen, daß es zur Zeit des Krieges sehr klug ist, den Feind nie zu insultiren oder zu reizen, weder durch Handlungen, noch durch Worte, geschrieben oder gesprochen.

Unser Bataillon wurde nur gebraucht, um die Franzosen bey Eschersheim wegzutreiben, wo sie noch um zwey Uhr Nachmittags Stand hielten. Bey dieser Aktion haben wir einen Kanonier und vier Mann eingebüßt. Die Franzosen ließen uns das Dorf bald über: denn ein panischer Schrecken schien sie ergriffen zu haben.

Nun war Frankfurt wieder im Besitz der Deutschen, und unser Regiment rückte Abends um 10 Uhr in Bibel, wo wir 14 Tage stehen blieben.

Frankfurt war, so lange die Franzosen darin waren, von diesen wenig oder gar nicht gekränkt worden; und wenn Cüstine, zur Entschädigung für unsere Invasion nach Frankreich, nicht eine so starke Contribution gefodert hätte, so würde die Stadt noch Vortheile von seiner Gegen-Invasion

gehabt haben. Aber dennoch war gleich nach der Wiedereinnahme auf einmal alles wieder deutsch, was vorher französisch in Frankfurt gewesen war! Sogar die Markörs auf den dortigen Kaffeehäusern markirten auf deutsch; die Mamsellen hießen Jungfern, ohne es jedoch immer zu seyn; aus Toilette ward Putztisch, aus Pique Schippen, aus Cœur Herz und aus Carreaux Eckstein u. s. w. Dieses läppische Zeug sollte, wie viel Anderes von eben der Art; Beweis des deutschen Patriotismus seyn, und die Frankfurter trieben es, bis sie endlich selbst Preußische Offiziere französisch sprechen hören, wo sie sich denn schämten, und die Jungfer wieder in Mamsell umtauften u. s. w.

Die Frankfurter Zeitungen, besonders die Reichs-Ober-Postamts-Zeitung — denn in dem Einen Frankfurt kommen mehrere heraus — waren während des Aufenthalts der Franzosen in Frankfurt ganz auf ihrer Seite, und nahmen alles dienstwillig auf, was Cüstine, van Helden, und andre dem Publikum mittheilen wollten. Es stehen daher auch selbst von Cüstine und Böhmer viele grelle Aufsätze in diesen Zeitungen, besonders das berüchtigte Proklama an den Landgrafen von Hessen-Kassel, worin er aufs gehässigste benannt und angegriffen wird. Die Herren Zeitungsschreiber waren aber keinesweges von den Franzosen ge-

zwungen worden, so oder so zu schreiben; Cüstine hatte ihnen vielmehr ausdrücklich sagen lassen: daß, wenn man seine Aufsätze nicht für wahr hielte, oder sonst Anstand nähme, sie einzurücken, man sie immerhin hinlegen könnte. Sobald aber die Preußen Frankfurt inne hatten, lautete das Ding aus einem andern Tone: die Zeitungsschreiber erklärten einhellig in ihren ersten Blättern, daß sie von den Franzosen gezwungen, und aus Furcht vor der Guillotine (ohe!) eins und's andre gegen ihre Ueberzeugung und gegen ihren deutschen Patriotismus — gerade als wenn ein deutscher Zeitungsschreiber deutschen Patriotismus haben könnte! — in ihre öffentlichen Blätter aufgenommen hätten, welches den Neufranken zu favorisiren schiene: nun aber, da diese Tyrannen aufhörte, würden sie sich auch als wahre deutsche Patrioten zeigen u. s. w.

Wer aber die Zeitungsschreiber nur von Ferne kennt, der weiß gar wohl, daß dieses saubere Volk sammt und sonders allemal den angestimmten Ton nachstimmt, und daß es ihnen um nichts weniger zu thun ist, als um Wahrheit und Publizität. Wenn aber übrigens die Verbreitung der gröbsten und gefährlichsten Lügen zu Gunsten der deutschen Armeen, und schaamloses, hämisches Herabsetzen der feindlichen — Beweise des deutschen Patriotismus sind, so muß ich den Frankfurter Zeitungs-

schreibern das Lob zugestehen, daß sie große Patrioten sind.

Ich befand mich indessen ganz erträglich im Flecken Bilbel, gieng einigemal nach Frankfurt, meine Verwandten und Freunde dort zu besuchen, und genoß bey diesen Gelegenheiten allemal ein Vergnügen, welches mir seit meines Abschiedes aus Halle ganz unbekannt geworden war. Mit meinem Wirthe in Bilbel hatte ich manches Gespräch, politischen Inhalts, erfuhr aber kein Wort zum Nachtheil der Franzosen: überhaupt wurde damals das Betragen derselben allgemein gerühmt. Sie giengen mit den Landleuten friedlich um, fluchten und schalten nicht, foderten nichts umsonst, und zahlten alles mit baarem Gelde. Freilich hatten sie die Herren, die Pfaffen, Edelleute und Fürsten mitgenommen; aber die meisten Bauren und Bürger waren Vielen von eben diesen Herren schon lange nicht gut, und freuten sich, daß auch sie einmal gezüchtiget würden.

Cüstine hatte auf der berühmten Salzsiederey Nauheim eine sehr große Menge Salz vorgefunden, und beschlossen, es zu verkaufen, um durch dessen Ertrag die französische Republik dafür in etwas zu entschädigen, daß der Landgraf von Hessen, dem eben dieses Salzwerk gehört, in Frankreich mitemigrirt war, und sich in die Angele-

genheiten einer Nation mischte, die ihn eben so wenig angiengen, als die National-Reform in Polen. Cästine traf also die Verfügung, daß nur Heßische Unterthanen das Salz gegen einen Schein von ihren Schulzen, daß sie wirklich Hessen wären, für die Hälfte des gewöhnlichen Preises erhielten. Ich habe keinen Bauer dieses Benehmen Cästine's je tadeln hören, aber in kleinern und größern Schriften nannte man es — Salzdieberey! Sonderbar aber, daß die Väter aller dieser Schriften nachher nicht auch ein Wörtchen fallen ließen von Landdieberey, und an Sachsens Schicksal im siebenjährigen Kriege gar nicht mehr dachten, noch weniger an die hergebrachte Verfahrungsart aller Kriegführenden Mächte, nach welcher sie sich berechtigt dünken, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Gleich nach der Einnahme von Frankfurt ließ der Prinz von Hohenlohe die Gebirgsfestung Königstein angreifen: das Städtchen unten am Fuße litt gar sehr bey dem Bombardement, aber die Festung selbst nichts: diese mußte erst lange nachher durch Hunger zur Uebergabe gezwungen werden.

Nirgends hatte man die Franzosen besser und freudiger aufgenommen, als in den Mayntzischen Dorfschaften am Mayn. Man muß nämlich wissen, daß die dortigen Leute gewaltig fleiß noch

päpsteln, dabey aber von der wahren Beschaffenheit der Neufränkischen Händel gar nicht unterrichtet waren. Sie glaubten daher, die jetzigen Franzosen würden das Spiel bey ihnen wieder spielen, was die ehemaligen dort herum spielten, wenn sie Krieg im Reiche führten, d. i. alle Ketzer zur Römischen Religion zwingen. Also sahen sie im Geiste schon das ganze Darmstädter, Weilburger und Anderer Land, an welches sie gränzen, zum wahren Glauben durch die Franzosen gezwungen. Als aber die gastigen Leute bey ihrer Dahinkunft sich um nichts weniger bekümmerten, als um die verschiedenen Abstiche im An- und Ausputzen der Gebirn-Idole: so sah man verächtlich von ihnen weg, haßte sie, und dieß um so mehr, je greller ihnen ihre Pfaffen den Gräuel der Neufränkischen Einrichtung beschrieben und verdammten.

Der Pastor von Wickert, einem Dorfe zwey Stunden von Maynz, hatte sich hierin vorzüglich ausgezeichnet. Er hatte in der christlichen Lehre unter andern auch die große Wahrheit abgehandelt, daß man ohne Beichte nicht selig werden könne, daß aber die Beichte bey einem ordentlich geweihten Priester geschehen müsse, weil, wer bey einem apostatischen oder gar unrecht geweihten beichte, ein Sakrilegium begienge, und dann, wenn er stürbe, geradezu zur Hölle hinabfühne, und ewig

verdammt würde. Nachdem er diese wichtige Wahrheit ausführlich bewiesen hatte, so fragte er die Kinder also, und dieß (man bewundere seine Tauben-Einfalt und Schlangen-Klugheit!) in Gegenwart einiger Franzosen:

Pastor. Sage mir mein Sohn, haben denn die jetzigen Franzosen ordentliche Priester?

Junge. Das weiß ich nicht.

Pastor. Nein, mein Kind, die haben sie nicht: denn ihre Priester sind nicht von rechten Bischöfen geweiht, folglich sind sie Beliaskinder und keine Priester. Was sind also ihre Sakramente?

Junge. Gotteslästerung und Gottesschändung.

Pastor. Schön, mein Kind! Wenn also ein Franzos seinem Priester beichtet, was begeht er?

Junge. Eine Todtsünde.

Pastor. Recht so! Wenn nun so ein Franzos stirbt, wo fährt er hin?

Junge. Zum Teufel in die Hölle.

Pastor. Wofür sind denn die Franzosen zu halten?

Junge. Für böse Christen, für Ketzer.

Pastor. Ja, wollte Gott, daß sie nichts ärgers, als böse Christen, als Ketzer wären! Sie sind noch viel mehr: Sie sind verruchte, exkommunicirte und überteufelte Teufel, die sich an der

heiligen Kirche verſündigt, das Evangelium verläugnet, die Sakramente geſchändet, die Heiligen geläſtert und ſogar die Mutter Gottes verſpottet haben. Aber ſie werden ihren Lohn ſchon bekommen: der Herr wird ſie ausrotten, wie die Rotte Core u. ſ. w.

Einige franzöſiſche Soldaten, Deutſche von Geburt, hatten dieſe Poſſen mitangehört, und ſie ihren Kameraden wieder erzählt. Dieſe wurden über des Pfaffen unbeſonnene Frechheit raſend, liefen hin ins Pfarrhaus, und würden den geiſtlichen Herrn da gleich hergenommen haben, wenn dieſer nicht gleich nach der Kirche zu einem ächtgeweihten Saufbruder nach Wallau gegangen wäre. Sie paßten ihm daher im Felde auf, und ſtellten ihn, als er zurückkam, zur Rede. Der Herr Paſtor, von Wein erhizt, ward aber grob, und erklärte, daß er von dem, was er an heiliger Stätte lehrte, keiner gottloſen Rotte, wie ſie und alle Franzoſen wären, Rechenſchaft zu geben hätte. Die Ungläubigen ergriffen ihn indeß, und wackelten ihn, trotz ſeiner überſeligen Rechtgläubigkeit, wacker herum. Da aber nur wenige Franzoſen damals in Wickert lagen, ſo wurden die Thäter bald entdeckt, und von ihrem Offizier mit Priſen beſtraft. Wahrſcheinlich wollte der Offizier einen Bauernaufſtand verhindern: denn dieſe ſind, um in ſolchen Fällen

ſtill zu ſitzen, von den Privilegien ihrer Pfaffen zu gut unterrichtet; und die Pfaffen ermangeln noch weniger, den löblichen Satz des Kirchenrechts: ſi quis tentante diabolo percuſſerit clericum, und wie es weiter heißt, zu ihrem Vortheil fein hübſch zu erklären.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Die Winterquartiere oder Quaſiwinterquartiere.

Die Preußiſchen Truppen wurden dort in der ganzen Gegend am Mayn und am Gebürge in die Winterquartiere verlegt. Unſer Regiment bezog Höchſt, Nied und Griesheim: unſre Kompagnie lag in Nied ganz allein mit den Beckerknechten, und ich hatte meine Wohnung bey einem recht braven Manne, dem Fiſcher Rhein. Dieſer Mann war proteſtantiſch, und konnte gar kein Ende finden, wenn er von den Bedrückungen anfing, womit man im Maynziſchen die Proteſtanten verfolgt hätte. Es geht, wie ich merkte, in dieſem Ländchen eben ſo arg zu, wie in der Pfalz oder auch wohl noch ärger. Jeder ſchlechte Kerl, der nur katholiſch iſt, gelangt dort zu Aemtern und Ehren, und kein Proteſtant,

und wäre er noch so ehrlich und noch so geschickt, wird je befördert.

Ich wunderte mich sehr über dieses Unwesen, und erwiederte: daß ja doch der Kurfürst, selbst in Maynz, Protestanten angestellt habe. Aber Rhein stach mir den Staar: „Man wollte, sagte er, tolerant scheinen; daher hat man Einige, aber doch nur solche Protestanten angestellt, welche Aufsehen gemacht hatten und das gerade nur in Maynz.“ An allen andern Orten, fügte er hinzu, sey und bleibe der Katholik im Alleinbesitz aller Gunst und aller Rechte, und der Protestant habe immer das Nachsehen. Das mögte, fuhr Rhein fort, noch hingehen: daß man aber allemal dem Katholiken Recht giebt, wenn er gleich handgreiflich Unrecht hat, und daß der Protestant beym sonnenklarsten Rechte dennoch allemal verlieren muß, das ist abscheulich. Rhein hat mir mehrere Fälle dieser Art mitgetheilt, welche ich indeß hier übergehe. Dergleichen Dinge aber beweisen hinlänglich, daß man sich eben nicht sehr wundern müsse, wenn die Franzosen in der Pfalz und im Maynzerlande bey den Protestanten mehr Eingang gefunden haben, als bey den Katholiken: denn wer ist wohl gern wegen seiner Meynungen, Religion u. dgl. in seiner bürgerlichen Existenz zurückgesezt und geneckt?

Diesen Umstand belieben doch die ja in Acht zu nehmen, welche, aus der größern Anhänglichkeit der dortigen Protestanten an die Franzosen, haben folgern wollen: der Protestantismus an sich führe zum Aufruhr, wenigstens mehr als der Katholicismus. Dieß heißt Ursache und Wirkung verwechseln, und jemanden das Brandlöschen übelnehmen, dessen Haus wir erst selbst in Brand steckten! Doch hierüber dereinst ausführlicher in einer andern Schrift; oder man vergleiche Frankfurt und Maynz in dieser Rücksicht vor der Hand so, wie es in der Vorrede zu der mehrmals erwähnten Sammlung erbaulicher Gedichte — S. LXXXV geschehen ist. Und dann: was war Frankreich? —

Daß Ein Theil der Katholiken am Rhein dem alten Staatssysteme damals treuer blieb, machte weniger ihr Kirchensystem, als die vielen, reichlich und bequem nährenden Präbenden, oder Faulthierstellen, deren heilige Früchte sie entweder selbst schon zogen, oder für ihre Brüder, Vetter u. dgl. zum Troste ganzer Familien erwarteten. Man sah dieß ja aus den Hauptgründen mit, welche man öffentlich an den Tag gab, um die Leute da herum von dem Franzosen-Systeme abzuhalten. Schafft ihr, hieß es darin, euren Kurfürsten, das hohe Domkapitel, den Adel, die Klöster u. dgl.

ab: was soll, was kann aus all den Tausenden werden, welche von denselben Brod, Ehre und Bedienung haben?*) — Doch, wie gesagt, davon zu einer andern Zeit!

Am 6ten Jäner 1793 schlugen die Preussen die Franzosen bey Hochheim, und von dieser Zeit an wurde Hochheim von unsern Truppen besezt. Die gefangnen Franzosen wurden mit Trommeln und Pfeifen durch die Dörfer und Städte bis nach Frankfurt gebracht; und dem Jan Hagel stand es aller Orten frey, diese Gefangnen mit Schreyen und Schimpfen zu insultiren. Die Frankfurter, eine äußerst neugierige und faselhafte Nation, zogen ihnen zu mehrern Tausenden entgegen, und begleiteten sie mit unbändigem Geschrey und Jubel bis in die Stadt. Einige schmissen sogar mit Steinen und Koth auf sie.**) Ich war selbigen Tag ge-

---

*) Wie wenn die alle alles das, womit sie so herrlich groß thun, nicht erst durch uns hätten! — Hatte nur einst ein katholischer Kaufmann, der sich über den Trubel des Rheinischen Nationals Convents mit mir unterhielt, „Was aus all den Tausenden werden soll? sagte er rotz: je nun, was aus den übrigen wird, die ohne Prebenden, Bedienungen und Hofbrod ihr Auskommen im Schweisse ihres Angesichts verdienen. Für diese kann man unbesorgt seyn: aber nicht so für das Auskommen der einigen Hunderte, die im Herrenwesen auf Kosten des Schweisses von mehreren Tausenden treiben!

**) Das Gerücht von der Mißhandlung dieser und meist aller nachherigen französischen Kriegsgefangenen ist nicht nur bis zu ihrer Armee, sondern auch bis zu allen Departements, die

nde in Frankfurt bey meinem Freunde, dem Herrn Dambmann, und ärgerte mich recht sehr über den Unfug, den der vornehme und geringere Frankfurter Pöbel an den Kriegsgefangnen begieng. — Hr. Dambmann, Hr. Hofrath Stiehl, Hr. Prediger Sussenbeth und mein Vetter, der Kaufmann Dietsch, erwiesen mir damals sehr viele Freundschaft, und dieses machte, daß ich Frankfurt den Winter über von Nied aus fleißig besucht habe. Dank noch einmal den guten Seelen!

In Nied lernte ich zwey schnurrige Menschen kennen, den katholischen Schulmeister, und einen Schneider, der zugleich Branntweinbrenner war. Der erste war ehedem Husar gewesen, hatte nachher fromme Gedanken bekommen, und war Einsiedler geworden. Als aber der Kurfürst alle Einsiedeleyen aufhob, gieng auch seine Klause zu Ende. Seine Landsleute die Nieder-Bauren, nahmen ihn zum Schulmeister an, er behielt aber troz des Befehls des Vikariats seinen Habit oder die Kutte bey. Der andre war protestantischer Religion und ein guter Freund des Schulmeisters, und beyde arbei-

ich nachher besucht habe, gedenken. Die Wirkung davon läßt sich denken und mich dünkt, man hat sie erfahren, und erfährt sie noch. Aber wahrlich, die Franzosen sind anmuthig und groß; und dieß wird die Nachwelt gerechter erkennen, als wir thun und.

teten schon lange gemeinschaftlich an der Vereinigung der Protestanten und Katholiken. Sie sitzen daher, wenn sie sonst nichts zu thun haben, beysammen, untersuchen die Unterscheidungslehren beyder Kirchen, und schließen bey jeder: „Man könne sie ohne Schaden fahren lassen, und müsse dieses thun, um der Kirche ihre Einigkeit wieder zu verschaffen.“ —

Ich habe einigemal ihren Disputationen beygewohnt und bemerkt, daß sie allemal damit endigten, daß das Korpus der Lehren, so wie diese jezt wären, schlechterdings nicht die Lehre der wahren oder der katholischen Kirche seyn könnte: diese sey allgemein, das heißt, habe lauter solche Lehren, welche von jedermann ohne Unterschied angenommen, und nur von Narren oder Bösewichtern verworfen werden können. Dieß sey so die Religion des ehrlichen Mannes, und darin fände sich kein Papst, keine Transsubstantiation, keine Beichte, keine Messe u. dgl. das seyen lauter Zusätze, die niemand bänden, gesezt auch, sie seyen wahr; denn es könne in der Theologie manches wahr seyn, das doch bey weitem nicht zur Religion gehörte. —

Die Leute räsonnirten so unrecht nicht, aber daran thaten sie unrecht, daß sie die Katholiken mit den Protestanten vereinigen wollten. Da sie mit diesem Vereinigungsplane schon lange um-

giengen, so mußten sie nothwendig den Pfaffen, sowohl der Katholiken als der Protestanten, oft vor den Kopf stoßen, und daher hatte besonders der gute Schulmeister Händel mit den geistlichen Herren zu Höchst. Als die Franzosen dahin kamen, waren beyde recht froh, und dachten, nun sey es Zeit, ihren Plan auszuführen. Sie warfen sich also öffentlich zu Aposteln der christlichen Freyheit auf, und wollten wenigstens in ihrem Zirkel Eine Heerde unter Einen Hirten zuwegebringen. Aber die baldige Retirade der Franzosen machte ihrem Apostolat ein Ende; sie hofften aber dennoch immer daß noch in Zukunft etwas zu machen seyn dürfte. Ich war anfänglich bey beyden gut gelitten, weil ich auf die Franzosen nicht schimpfte, und auch, wie sie, alle theologische Kazbalgereien für Lumpendinge erklärte. Als ich aber anfing, überhaupt unvortheilhaft von ihrer heiligen Grille zu sprechen, so sank ich bey ihnen sehr, und sie wurden viel zurückhaltender. Das war mir auch nicht sehr unangenehm: denn nun durfte ich ihre langen Predigten von der Religionsvereinigung, und der Katholisation der Christenheit nicht mehr so anhören, als zuvor.

Das Regiment von Thadden hatte noch immer bessere Winterquartiere, als die meisten andern. Zu Wickert, Wallau, Delkenheim, Mos-

bach, Wisbaden und an allen Orten von Hochheim bis nach Höchst war alles so stark überlegt, daß in einem Hause oft 20, 30 und mehrere Mann Quartier hatten. Unser Dienst war indeß sehr geringe, wenn man die lästigen Commandos, die nach Hochheim gegeben wurden, und die ich selbst viermal mitgemacht habe, davon ausnimmt. Bey diesen Umständen erholten sich unsre Soldaten auch nach und nach und gelangten wieder zu ihrer ehemaligen Munterkeit.

Die Bürger zu Halle, durch Privatbriefe, welche in unzählbarer Menge, wegen der Postfreyheit, dahin geschrieben wurden, von dem Elende und dem Mangel der Soldaten unterrichtet, ließen sich durch eine Gutmüthigkeit von besonderer Art — bewegen, dem Regimente von Thadden, welches schon seit 1665, also schon über 122 Jahre, in ihrer Stadt in Garnison gelegen hatte, ein Präsent von Branntwein, Speck und Tobak zu schicken. Der Wille an sich war gut und löblich; nicht so das Werk: denn der Branntwein war verdorben, weil er in unreine Gefäße gefüllt war, und der Tobak war scheußlich: der Speck aber war zu genießen. Wasser hätten die Hallenser immer gethan, wenn sie den Soldaten das zusammengebrachte Geld geschickt hätten. Wenigstens wären dann weder sie,

noch wir geprellt worden; und an Fuhrlohn hätte man vieles erspart.

Ein lustiger Bruder machte auf dieses Geschenk ein Gedicht in Knittelversen, welches sogar gedruckt wurde. Es war aber ein sehr massives Ding, welches unter der Aufschrift: Danksagung der Soldaten vom Thaddischen Regiment an die hallischen Philister — lauter Sarkasmen auf die Hallenser enthielt. Ich würde mich schämen, hier auch nur eine Strophe davon anzuführen. Es kam bald nach Halle, und erregte, als etwas ganz Unerwartetes, nicht wenig Aufsehen. Ein gewisser Mann in Halle verfiel auf mich, und gab meine Wenigkeit in einer Klage an unsern General geradezu als Verfasser an. Ich weiß nicht, was den guten Mann berechtigt haben mag, sich als Sprecher für Halle aufzuwerfen! — Allein da man bey den Soldaten eben nicht gewohnt ist, einer solchen Sache wegen, Untersuchung anzustellen, so wurde die Klage hingelegt, und blieb ohne alle Rücksicht. Die Hallenser haben es indeß recht gut gemeynt, und dieser guten Meynung wegen gebührt ihnen aller Dank der Soldaten, und auch der meinige: denn auch ich habe Antheil an ihren Gaben gehabt. Ich erkläre ihnen daher, daß ich das Pasquill — denn das ist es allemal — nicht gemacht habe, und das mag ihnen genug seyn.

Erſt auch in Bilbel konnte ich wieder einmal an meinen redlichen Bispink ſchreiben. Seit unſers Einmarſches in Frankreich war mir auch dieſe, mir ſonſt ſo angenehme, Beſchäftigung, ihm und einigen andern erprobten Freunden, welche ſich aber jezt leider auf ſehr wenige beſchränken, von meinen Umſtänden Nachricht zu geben, gänzlich vergangen. Hr. Bispink antwortete mir bald wieder, ſchickte mir auch wieder Geld, Kleidungsſtücke und Wäſche. Ich habe ſeit dieſer Epoche bis auf meinen Uebergang nach Frankreich ſehr oft an dieſen Braven geſchrieben, und hatte keine angenehmere Beſchäftigung, als ſeine Briefe zu leſen, und einige für ihn aufzuſetzen. Er unterhielt mich mit Nachrichten über die gelehrte Welt, theilte mir manche Gedanken- und Troſtreiche Stelle aus ältern und neuern Schriftſtellern mit, und ließ es an guten und brüderlichen Winken ſelten ermangeln.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen.

Die Lügen über unsre und der Franzosen Lage wurden so allgemein bey uns, daß man alle Tage widersprechende Nachrichten hörte, welche von kurzsichtigen müßigen Köpfen erfunden, und von andern eben so verschraubten Mährchenbrütern verbreitet, und geglaubt wurden. Ich widersezte mich immer, so viel an mir war, diesen elenden Erdichtungen, und suchte meinen Bekannten nach meiner Einsicht, wahrere und gründlichere Vorstellungen von den verschiednen Verhältnissen beyzubringen, welche ich damals zwischen uns und den Franzosen bemerkte. Da ich bey diesen Gelegenheiten manches Wort zu Gunsten der Neufranken, ihrer Konstitution und des Muthes ihrer Soldaten fallen ließ, so wurde ich auch jezt wieder allgemein Patriot genannt, und für einen Anhänger der Franzosen ausgeschrieen. Aber, wie ich schon oben sagte, meine Vorgesezten, besonders der Hr. Major von Wedel und der Hr. Hauptmann von Mandelsloh waren einsichtige, brave Männer, welche selbst ein-

sahen, daß unsre Lage so gut eben nicht, und die der Franzosen bey weitem nicht so schlimm war, als man sie in den Zeitungen ausschrie. Sie ermahnten mich daher, nur behutsamer im Reden zu seyn, und jedesmal zu untersuchen, mit wem ich zu schaffen hätte. Dieser Rath war klug, und ich habe ihn auch meistens befolgt; aber dann und wann riß mich das Feuer der Disputte, und meine Ueberzeugung dennoch so hin, daß ich sogar in Wirthshäusern öffentlich die Parthey der Franzosen nahm: doch habe ich meiner Freymüthigkeit wegen bey den Preußen eben keine unangenehme Folgen empfunden. Die preußischen Offiziere, ich wiederhole es, haben überhaupt mehr Einsicht und Freymüthigkeit, als die der anderen Truppen. Ich kenne deren viele, und besonders habe ich den jungen Grafen von Herzberg auf diesem Feldzuge kennen lernen, welcher damals (1792) noch Generaladjutant bey dem Regiment von Schönfeld war. Es giebt wohl wenig junge Männer, welche mit so vieler Einsicht und wirklich gelehrten Kenntnissen, einen so liebenswürdigen Karakter verbinden, als dieser. Er ist ein großer Kenner der Geschichte in ihrem ganzen Umfange, aus welcher er sehr treffende praktische Schlüsse auf die neuen Begebenheiten zu ziehen weiß. Mit innigstem Vergnügen hörte ich ihn die ehemaligen republikanischen Vorfälle in

Griechenland, Rom, der Schweiz, Holland und Amerika mit den neuen Auftritten der fränkischen Revolution vergleichen, diese vollständig aus jenen erklären, und richtige Prognostika für die Zukunft aufstellen. Außer der Geschichte und der Mathematik, welche sein Lieblingsstudium ist, hat sich der Herr Graf auch in den alten und neuen Sprachen und in der schönen Litteratur umgesehen; aber sein edler Karakter, sein äußerst humanes, liberales Wesen und seine Theilnahme an allen Schicksalen seiner Brüder macht, daß man in ihm — nicht den geschickten Offizier, sondern den würdigen guten Menschen sieht, liebt und verehrt. In Gesellschaft und im Gespräche mit diesem biedern deutschen Manne vergaß ich mehr als einmal auf den beschwerlichsten Märschen von Koblenz nach Frankfurt, daß es mir übel gieng.

Unter anderm Troß, welcher, um etwas zu verdienen, der Armee nachgezogen war, befand sich auch eine Bande Marionettenspieler, welche dort herum den hohen und niedern Pöbel mit Fratzen amüsirte. Das Meisterstück dieser Bande, deren Director der Sohn des ehemaligen Maynzischen Hofraths Schott war, war eine Farce, betitelt: der betrogne Cästinus (Cästine). In diesem Dinge beging Cästine mit seinem Bedienten, dem Hanswurst, allerhand Gräuel! Da

ſah man Morden, Brennen, Senaen, Nothzüchten, ſchwangern Weibern den Bauch aufſchneiden u. ſ. f. Hierauf erſchien ihm ein Engel, und ermahnte ihn, Buße zu thun, und den Roſenkranz zu beten: Cüſtine aber läßt den Engel zur Thüre hinausſchmeißen: eben dieſes wiederfährt dem Tode. Endlich kommt der Teufel, macht burr, burr, und zerreißt den Cüſtine in tauſend Fetzen. Dieſes elende Zeug, und mehreres von derſelben Art, deſſen Gegenſtand aber allemal die Franzoſen waren, wurde in Frankfurt, Höchſt, Rödelheim und an andern Orten häufig geſpielt, und von Herren und Damen, von Mamſellen und Huren beklatſcht und belacht, bis endlich einige Herren Generale, worunter auch Hr. von Thadden war, das Unanſtändige dieſer öffentlichen Beſchimpfung eines feindlichen Generals und ſeiner Nation fühlten, und den Spaß verboten. Die Marionettenſpieler ließen nun den Cüſtinus, und legten ſich aufs Zetenreißen, welches ihnen nicht minder einbrachte.

Seitdem wir Koblenz und Verdun verlaſſen, zum erſtenmal verlaſſen hatten, hatten unſre Leute, ſo wie unſre Offiziere, ſich um das liebe Frauenzimmer wenig bekümmern können, aber jezt, nachdem ſie ſich nach und nach erholt hatten, regte ſich auch das Geſchlechts-Bedürfniß wieder bey ihnen,

und dazu fanden sie in und um Frankfurt Nahrung genug. Dem Hochweisen Magistrate dieser Reichsstadt muß man es zwar nachrühmen, daß er die Hurerey unter dem Schutz der Gesetze nicht so erlaubt, wie z. B. Berlin, wo noch 1792 eine Verordnung, die Lohnhuren betreffend, herauskam; aber demohnerachtet hat es in Frankfurt an feilen Schwestern niemals gefehlt. Seit der Emigrantenzeit war auch dort in der ganzen Gegend das Sittenverderben sehr eingerissen und das Frauenzimmer, welches ohnehin in den Rheingegenden fürchterlich verliebt ist, hatte nun alle Schaam und Scheu abgelegt, und war für jeden. Frankfurt war besonders der Sammelplatz feiler Menschen von hohem Kaliber und niedrer Ordnung, wie man sie haben wollte, von sechs Kreuzern an bis zu sechs Thalern Rheinisch. Auf den Dörfern liefen auch Nymphchen dieser Art in Menge herum, welche meist aus dem Darmstädtischen hinkamen: selbst Bauernweiber und Bauernmädel machten sich kein groß Gewissen daraus, einem lüsternen Kerl aus der Noth zu helfen.

Aus diesem liederlichen Wesen entstanden nun häufige venerische Krankheiten, welche bisher lange unbekannt bey uns gewesen waren, und gaben den Feldscheeren, welche sich seither nur mit der Ruhr und dem Durchfall beschäftiget hatten, neue Arbeit.

Bey keinem Stande ist das Sprüchwort: ein ander Städtchen, ein ander Mädchen, mehr wahr, als bey den Soldaten: wo nur 100 Mann vier Tage liegen, giebt es gewiß schon 25 Soldatenschätzchen, freilich lauter leichte, verdorbne Waare, aber doch auch mitunter solche, welche wohl auf etwas Besseres, als auf einen Kerl in der Uniform, hätten Anspruch machen können. In den Rheingegenden hatten die Emigranten, und nach ihnen die Patrioten, das schöne Geschlecht schon vorbereitet und zugestuzt, und so war es unsern Leuten gar leicht, Liebschaft anzuzetteln, wo sie nur wollten. Die Herren Hauptleute sehen dergleichen ungern: denn es hindert gewöhnlich die Desertion, wenn es auch nicht dieselbe gleich zuweilen befördert, indem Bursche und Liebchen mit einander abfahren. Bey den Preußen ist das indeß der Fall nicht so oft, wie bey den Oestreichern: denn bey diesen hält das Heurathen härter. Daher laufen auch weit mehr Oestreicher mit ihren Liebchen von dannen, als Preußen. In den Ordonanzhäusern kann man den Beweis davon augenscheinlich finden.

Aber warum sollte der Soldat sich nicht auch einen Zeitvertreib mit dem Frauenzimmer machen, da er große Herren es nicht besser machen sieht, sogar ganz große Herren! In Frankfurt laufen noch auf die Stunde Histörchen von allerley

Art herum, worunter auch einige nicht sehr erbauliche sind, besonders die von einer gewissen reichen und schönen Mamsell, welche aus bloßer Eitelkeit — denn weder Liebe noch Eigennutz konnte sie dazu bewogen haben, die traurigen Reste einer rüstigen Konstitution zu genießen — also aus bloßer Eitelkeit einem jungen, reichen und schönen Liebhaber, mit dem sie versprochen war, und von dem sie aufs zärtlichste geliebt wurde, Hörner aufsezte. Ob man alle Frauenzimmer durch Wollust verführen könne, weiß ich nicht: daß aber alle der Eitelkeit und dem Eigennutz weichen, davon belehrt uns, außer der alten und neuen Geschichte, die tägliche Erfahrung. —

Daß die verliebten Späße unsern Herren die Beutel derb geleert haben, versteht sich von selbst. Den Schönen zu gefallen, mußten Bälle gegeben und andre Lustigkeiten angestellt werden; und damals durfte kein Hr. Offizier, wie zu Halle, mit 12 gl. zu Balle kommen: das Ding kostete ungleich mehr. Wer überhaupt dort herum brilliren wollte, mußte schwer Geld haben.

Die Herren Regimentsquartiermeister müssen öfters den Offizieren aushelfen, wenn die Kasse leer ist. Der königliche Befehl will freylich, daß sie keinem Offizier etwas vorausgeben, und wenn sie es thun, sie sich hernach nicht an den Gehalt

des Offiziers halten sollen. Demnach können die Herren Regimentsquartiermeister ihren Regiments-Offizieren allemal, ohne Gefahr angeführt zu werden, Geld vorstrecken. Freylich müssen sie ihre Leute kennen: denn mancher Offizier würde sich des königlichen Privilegiums bedienen, einige Wochen in Arrest geben, und den Quartiermeister prellen. Aber ein ehrliebender Offizier thut so was nicht, und der Quartiermeister ist seiner Zahlung wegen in Sicherheit. Da aber doch die Sache immer gesetzwidrig ist, so wissen die Herren sich auch gegen die Gefahr der Verantwortung dadurch zu sichern, daß sie sehr starken Abzug machen, so oft sie Geld vorschießen: denn eigentliche Interesse mögen sie doch nicht fodern.

Ein Offizier wurde von Hn. Ruff zu Höchst zu einem Ball nach Frankfurt eingeladen. Der Offizier hatte nicht so viel Geld, als hiezu erfodert wurde, er schickte also seinen Bedienten zum Regimentsquartiermeister, welcher zwey Stunden davon war. Er hatte ihm eine Quittung auf 20 Thaler mitgegeben, und der Bediente brachte ihm 3 Fridrichsd'Or, oder damals 17 Thlr. 6 gl. Ich war eben in der Schnallenfabrike, wo Hr. Ruff Factor ist, als der Bediente zurückkam. „Nun das geht noch, sagte der Offizier, heute zieht mir der Quartiermeister doch nur 2 Thlr. 18 gl. an 20

ab: neulich hat er mir, hols der Teufel, 4 Thlr. an 20 abgezogen."

Es versteht sich, daß durch diese Oekonomie die ökonomischen Umstände mancher Offiziere sich merklich verschlimmern, die der Quartiermeister sich aber sehr bessern. Wenn daher leztere einmal eine Schlappe bekommen, so bedaurt sie keine Seele. —

Da ich in jener Gegend vorzeiten sehr bekannt gewesen war, so kamen viele Leute zu mir, und unter diesen manche, welche blos die Neugierde antrieb, einen Menschen zu sehen, welcher bisher die Rolle eines Aventüriers gespielt hatte, und diese Rolle vielleicht noch länger und bedeutender in Zukunft spielen würde. Daß mir diese Besuche allemal höchst unangenehm waren, wissen die, welche mich kennen. Von meinen neuen Bekanntschaften, die ich während meines Aufenthalts zu Ried machte, war mir keine lieber, als die mit Hn. Ruff, Factor der berühmten Schnallenfabrik zu Höchst: ein junger einsichtsvoller Mann, der mir sehr viel angenehme Stunden gemacht hat. Er hat mir auch einen Vorschlag gethan, der vielleicht zu meinem Glück hätte ausschlagen können, aber ich traute meinen Kräften zu wenig, als daß ich ihm hätte folgen mögen.

Dem Herrn Amtmann Keil von Rödelheim, dem Hn. R. Rath Buff, dem Bruder der durch

den Tod des armen Werthers so berühmten Lotte *) und dem Hn. Jung, Pfarrer zu Praunheim, danke ich hier nochmals öffentlich für die Freundschaft, die sie mir, ihrem alten Universitäts-kumpan, erwiesen haben. Ich hatte sie in Gießen und Halle sehr genau gekannt, und freue mich, daß es ihnen wohl geht. Wer besonders eine Frau hat, wie Hr. Keil, kann sich Glück wünschen.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen.

Die Hinrichtung des armen Ludwigs XVI verbreitete, sobald sie bekannt wurde, und das wurde sie sehr bald, in der ganzen Armee anfänglich Schreck und Unwillen gegen ein Volk, welches sogar seinen König hätte hinrichten können. Nun, hieß es, kann es den Franzosen nicht mehr gut gehen, nun muß Gottes Zorn und Rache sie verfolgen: man wird das bald genug sehen! — In allen

---

*) Madam Charlotte Wilhelmine Kästner, gebohrne Buff zu Wetzlar.

Gesellschaften, in allen Wirthshäusern und Schenken wurde von nichts gesprochen, als von der abscheulichen Hinrichtung des armen Königs von Frankreich. Aber jemehr man voll dieser ungewöhnten Trauerscene sprach, jemehr man das Grausende derselben ruminirte, desto mehr verschwand das Gräßliche derselben, und die ruhige Untersuchung darüber folgte auf die Deklamationen. Viele meynten, die Franzosen müßten doch wohl Ursache gehabt haben, so was vorzunehmen: es müßten doch auch gescheide und gewissenhafte Leute in Paris seyn. —

Während dieser Epoche war ich einst im Schwan, einem Gasthofe zu Höchst, mit Herrn Ruff. Das Gespräch kam von Ludwig XVI. auf die je hingerichteten Könige. Ich sprach, daß ihrer nur drey bekannt wären, welche durch das Gesetz seyen hingerichtet worden: Agis von Lacedämon, Carl I. von Großbritannien und Ludwig XVI von Frankreich. Tausend Monarchen seyen zwar ermordet worden nach dem bekannten Spruch des Juvenalis:

Ad generum Cereris sine caede et sanguine pauci
Descendunt reges, et sicca morte tyranni; *)

*) Sat. X.

mir sey aber doch kein Exempel von gesetzlich hingerichteten Königen weiter bekannt, als von den drey angegebnen. Was den Lacedämonier belangt, fuhr ich fort, so war der ein Unterthan der Gesetze, und folglich auch der Pönalverordnungen. Seine Hinrichtung war zwar höchst ungerecht, denn Agis war unschuldig, aber es war doch keine Frage in jener Republik: ob man den Vorsteher derselben, welchem man sehr uneigentlich den Namen König gab, hinrichten könnte, sobald er nach den Gesetzen des Todes schuldig wäre erkannt worden. Zu Lacedämon wurde Agis durch ein altes Gesetz verurtheilt, und nicht durch eine Verordnung, welche erst bey einer Volksrevolution wäre gemacht worden.

König Carl I. in England, wurde zwar unter gerichtlicher Form getödtet, aber die, welche sich über ihn zu sprechen erkühnten, waren nicht die englische Nation: es waren die Anhänger des Cromwels, und seiner Parthey. Die Nation hatte diese Faction nicht als eine Vertreterinn ihrer Rechte aufgestellt, folglich konnte dieselbe auch nicht das Todesurtheil über Carl I. sprechen; ihr Spruch war folglich ungerecht; und so schuldig dieser Prinz auch seyn mogte, so war doch seine Ermordung eine grausame Ungerechtigkeit, und ein schrecklicher Eingriff in die Rechte des englischen

Volkes.* Aber mit Ludwig XVI, fuhr ich weiter fort, scheint mir das Ding ein ganz anderes Bewandniß zu haben. Der Nationalkonvent oder die Nationalversammlung vertrat wirklich die ganze Nation, und hatte folglich das Recht, Gesetze zu machen, ohne jemand, selbst den König nicht ausgenommen, um Rath zu fragen. Dieses Gesetz, daß das Volk, durch die Nationalversammlung repräsentirt, eine Aenderung in der Regierungsform machen könnte, hatte selbst der König angenommen und sanktionirt. Von nun an war also die Souveränität des Königs aufgehoben d. i. er wurde dem Gesetz, oder allen aus dem Rechte der Natur und der Menschheit hergeleiteten und herzuleitenden unmittelbaren Regeln des öffentlichen Guvernements unterworfen.

Ludwig XVI war also damals, was eigentlich jeder wahre König nur seyn sollte, gesetzlicher Verwalter der Nationalkraft nach dem Nationalwillen, oder nach den Gesetzen, welche die Nation selbst entworfen und gutgeheißen hatte. Verwaltete er nun sein Ober-Staatsamt nach dem allgemeinen Staatswillen, so that er seine Pflicht, und war des Gehorsams, der Ehre und seiner Besoldung bey der französischen Nation sicher und werth: denn jetzt erfüllte er den National-Contrakt und war das, was er nach demselben der Nation zu

seyn, feyerlich geschworen hatte. Handelte er aber dawider, besoldete er nach der Civilliste, wie man ihn beschuldiget, die rebellischen Emigrirten, und war er mit den Feinden der Nation gegen die Nation sogar einverstanden: — so war er der erste, der den Nationale-Contract brach, der sich selbst seiner Vorzüge nach demselben, verlustig machte, der als der ärgste Meineidige und Hochverräther an der Nation dieser für seine gesetzwidrige Handlungen verantwortlich blieb; der also den National-Repräsentanten es zur Pflicht machte, ihn vor ihr Gericht zu ziehen, die Nation vor ihm zu sichern, seine Handlungen zu untersuchen und seine Vergehungen, nach dem Nationalwillen, zu bestrafen.

Ich weiß zwar recht wohl, sezte ich hinzu, daß 1789 ein Gesetz in Frankreich gemacht ist, nach welchem der König unverletzbar seyn sollte: allein dieses Gesetz konnte allemal, wie jedes andere, geändert und abgeschafft werden, sobald die Nation, als die eigentliche und rechtmäßige Gesetzgeberin, einsah, daß es dem öffentlichen oder allgemeinen Wohl zuwider war. Hieraus ergiebt sich nun von selbst, daß Ludwig XVI. vor das Gericht des Nationalkonvents gehörte, und die einzige Frage wäre noch aufzulösen: ob er wirklich Staatsverbrechen begangen habe, welche den Tod verdienten,

um auch seine Hinrichtung vollkommen zu rechtfertigen. Ich will dem armen Ludwig keine Verbrechen Schuld geben, denn ich habe die Akten seines Prozesses nicht gelesen *): aber behaupten muß ich, daß der Konvent das forum competens war, wovon er gerichtet werden mußte; und da dieser die Nation vertrat: so wissen die, welche von einer Appellation an das Volk reden, nicht recht, was sie wollen.

Ueberhaupt: ob ein Volk seinen Souverain richten könne, fügte ich zum Schluß hinzu, scheint sogar zu den despotischen Zeiten der römischen Kaiser kein Problem gewesen zu seyn. Der römische Senat, oder die Repräsentanten des römischen Volkes erklärten den Claudius Nero für einen Feind des Vaterlands und bestimmten ihn zum Tode. Nero entgieng der gesetzlichen Hinrichtung durch eine Entleibung. Man sehe den Suetonius über Nero. Vespasianus, Nero's Nachfolger, billigte dieses Verfahren des römischen Senats, welches sein Sohn Domitianus beynahe selbst erfahren hätte. Die Deutschen haben

*) Man wolle es nicht aus der Acht lassen, daß ich dieß im Winter 1793 vortrug; folglich von dem noch nicht Gebrauch machen konnte, was ich nachher in Frankreich über Ludwig XVI. erfuhr.

Karl, den Dicken, abgesezt, und kein Kluger hat es misbilliget. Die Dänen foderten von ihrem Christiern dem Zweyten Rechenschaft, und sezten ihn ab. — Kurz, die Geschichte, wie der gesunde Menschenverstand lehrt, daß bey jeder wohl und rechtmäßig eingerichteten Menschenregierung der Regent seinen Untergebnen verantwortlich bleiben muß, indem es wider die Pflicht eines jeden und aller seyn würde, sich unbedingt und wider das natürliche Recht zur Freyheit jemanden zur willkührlichen Behandlung ohne alle Rücksprache zu unterwerfen *).

Ich ließ mich damals noch weitläufiger über diese wichtige und zu der Zeit sehr interessante Materie aus. Ein Offizier von der Kavallerie, ein Rittmeister, saß in einiger Entfernung von mir und schien eben auf meine Reden nicht sehr zu merken. Einige Tage hernach kam ein Reuter und bat mich, zu seinem Herrn nach Rödelheim zu kommen. Hier fand ich meinen Rittmeister, den ich nicht nennen will, um ihn nicht in den Verdacht der Jakobinerey

*) So strach ich damals, und daß ich recht gesprochen habe, lehrt itzt auch der Antimachiavel, oder über die Gränzen des bürgerlichen Gehorsams, von Professor Jakob, (Halle in der Renerschen Buchhandlung, zweyte Aufl. 1796.) nebst dessen Auszug aus Sidneys Betrachtungen über die Regierungsformen — (Erfurt, bey Hollmer, 1795.)

zu bringen, nebſt noch einigen andern Offizieren. Dieſen Herren mußte ich mein ganzes Syſtem, ſo wie ich mir es damals geformt hatte, weitläufig bey einem Glaſe Rheinwein erklären. Sie ſchienen mit meiner Behauptung und Auseinanderſetzung zufrieden, nur warnten ſie mich, behutſam damit zu ſeyn: denn von preußiſcher Seite, meynten ſie, müſſe man ſich wenigſtens noch immer ſtellen, als wenn man ſchrecklich böſe auf die Buben wäre, welche ihren König hingerichtet hätten u. ſ. w. —

Unſere Armee hatte, wie ich ſchon geſagt habe, an allem entſetzlichen Verluſt gelitten, beſonders an Mannſchaft. Der Verfaſſer der Briefe über unſern Feldzug berechnet den Verluſt eines einzigen Regiments (Pack 4. S. 136 ff.) und giebt ihn vom 14ten Jul 1792 bis den 1ten März 1793 auf 369 Todte an. Dieſes Regiment hatte aber, wie ich weiß, unter allen beynahe noch am wenigſten gelitten. Geht man nun die ganze preußiſche Armee gegen die Neufranken durch, ſo kann man ſich ohngefähr einen Begriff von dem ungeheuren Verluſte machen, welchen dieſe Armee innerhalb zehn Monaten gelitten hat.

Man mußte daher ſchlechterdings die Regimenter wieder ſuchen vollzählig zu machen, und dazu wurden die jungen Leute von den Depots genommen. Dieſe Depots ſind, ſo zu ſagen, die Pflanz-

ſchulen der Regimenter, und dienen zugleich zum Unterbringen der Soldaten, welche nicht mehr dienen können. Dieſe Einrichtung war vor der Regierung des jetzigen Königs unbekannt, und hat ſowohl ihre Vortheile, als ihre Nachtheile.

Die Depots reichten nicht hin, den Regimentern alle abgegangne Mannſchaft zu verſchaffen, doch aber erſezten ſie den Abgang ziemlich. Beyher iſt es aber auch unbeſchreiblich, welch ſchlechtes Zeug von den Depots zu den Regimentern geſchickt wurde. Daß man im Kriege annimmt, was man haben kann, iſt eine alte bekannte Sache. Dieſe Leute werden dann bey den Depots gar nicht ſo gezogen, wie es eigentlich der Dienſt erfodert: ſie exerziren ſchlecht, und ſind an Disciplin wenig gewöhnt. Kommen ſie nun zu den Regimentern, ſo wollen ſie das Depotsweſen fortſetzen, und da man das nicht zugeben kann und ſie ſchärfer hält, ſo reiſſen ſie aus, und laufen dahin.

Recht eifrig ſorgte unſer König für anſtändige Kleidung des Heeres, und für Wiederanſchaffung aller verdorbner und zu Grunde gegangner Geräthſchaften. Auch wurden die Pferde wieder erſezt, welche theils auf dem Feldzuge geblieben, theils den Winter über ſo zahlreich nachkrepirt waren.

Schade war es für unſere Leute, daß die neue Montur gerade erſt den Tag vor dem Abmarſch

ausgegeben wurde: denn die alte konnte man doch nicht mitnehmen, und zum vortheilhaften Aufbringen war keine Zeit mehr: man mußte sie also an die Juden verkaufen, wie man nur konnte.

Als unsre Leute wieder gekleidet, und mit ihrem Zubehör hinlänglich versehen waren, so schien es, daß sie wieder neuen Muth bekommen hatten. Nun sind wir gekleidet, hieß es, jezt können wir die Franzosen nur wieder angreifen. Aber die Klügern unter uns meynten, daß die neuen Röcke auch wieder alt werden würden, und daß man die Gewehre wohl abermals von sich werfen könnte. Das Ende eben des Jahres 1793 hat diese traurige Weissagung wahr gemacht.

Man vergebe mir, wenn ich hier der Regendeckel erwähne! Man hat bey der Armee Maschinen von Leder, womit man die Schlösser an den Gewehren bey schlechtem Wetter bedecken, und doch schießen kann. Sie sind eine Erfindung eines preußischen Offiziers, womit sich dieser bey dem verstorbenen Könige sehr beliebt gemacht haben soll. Aber diese Maschinen haben so viel Unbequemes, daß man sich derselben bisher noch nicht bedient hat, auch wahrscheinlich niemals bedienen wird; und doch mußten dieses Jahr überall neue gegeben werden, weil die alten alle zerbrochen oder verlohren waren. Das hat sehr viel Geld gekostet und doch

— nichts geholfen. Der Bursche, welcher dergleichen unnützes Geräthe mit herumschleppen muß, ist nur geplagt, und es wäre, selbst nach dem Geständniß aller Offiziere, besser, diese Dinge gar nicht mehr zu haben.

Ich muß meine Leser um Verzeihung bitten, daß ich von unsern Winterquartieren so viel und doch so wenig vollständig erzählt habe: Ich weiß das alles recht gut selbst: weiß, was ich ausließ, weis auch, was ich noch mehr hätte auslassen können. Da ich aber kein Zeitungsschreiber bin, so liegt mir die Pflicht der Vollständigkeit nicht ob, und als mein eigner Memoriste habe ich die Wahl, welche Begebenheit ich der Erzählung werth halte, und welche nicht. Es ist hier gar vieles relativ. —

Ich hatte diesen Winter über keine Noth gelitten: einmal hatte ich durch die Großmuth des Herzogs Friedrich von Braunschweig doppeltes Traktament, und dann hatte Hr. Bispink mich reichlich mit Gelde versehen, wobey er, weil die Post in Halle kein baares Geld zur Armee annahm, eben so viel Mühe, als Kosten gehabt hat. Der Leser wird noch in der Folge sehen, daß ich auf der ganzen Erde niemandes Schuldner mehr bin, als dieses rechtschaffnen Mannes.

Mein bester Zeitvertreib diesen Winter über, in der immer gut geheizten Stube meines Wirthes,

war Lesen und Schreiben: lezteres bestand in allerhand Aufsätzen, welche ich an meinen rechtschaffnen Bispink schickte, und welche er unter den Materialien seiner eignen Lebensgeschichte, nebst den Bahrdtianis, unter der Ueberschrift: Lucardiana noch aufhebt. Es ist eine herzerquickende Sache, etwas aufs Papier zu setzen, was ein uns theurer abwesender Freund lesen wird; und ein noch größeres Vergnügen ist es, es dereinst, nach überstandenen tausend Gefahren, selbst wieder zu lesen. — Für meine Leserey sorgte Hr. Factor Ruff: er gab mir Bücher, so gut er sie hatte — und er hatte recht gute —. Auch borgte er für mich einige, welche er nicht hatte, z. B. David Hume's Geschichte von England. Dies kostbare Werk habe ich den Winter über fleißig gelesen, und nicht wenig Gescheides daraus gelernet. Darf ich hier eine Anmerkung machen, Leser, über das Lernen aus der Geschichte?

Man arbeitet heut zu Tage an historischen Systemen, und unter andern an einem, welches von dem Gedanken ausgeht: daß das Menschengeschlecht immer und immer in seiner Kultur und Verbesserung vorwärts schreite, u. s. w. Dieses hat besonders der französische Bürger Condorcet zu behaupten und zu beweisen gesucht, und nach Kants Idee unter den Deutschen zu gleicher Zeit

Hr. Pölitz. Herzerhebend sind freylich solche Versuche immer; aber wohl leicht auch mehr idealisch, als historisch wahr.

Durch sie wird die Geschichte weiter nichts als eine Darstellung des minder kultivirten Menschengeschlechts; und je weiter man in derselben zurückgeht, desto gothischer erscheint dieses. Es findet folglich keine andre Vergleichung der ältern Zeiten mit den neuern Statt, als die, welche sich von dem Geringern zum Größern machen läßt. Es fallen folglich alle analogischen Schlüsse weg, welche man von den alten Begebenheiten auf das machen kann, was unter unsern Augen vorgeht: denn wir sind mehr kultivirt, als man sonst war, haben mehr Gewandheit der Kräfte u. s. w. Allein eben die analogischen Schlüsse von alten Begebenheiten auf neuere sind die Philosophie der Geschichte, die wahre ächte historische Weisheit, und ohne sie ist die Geschichte ein bloßer Zeitvertreib, und dient dem Kenner blos zu kritischen Untersuchungen. Dieses scheint mir aus dem System des Condorcet und des Hn. Pölitz zu folgen: es macht die Geschichte und ihr genaueres Studium überflüßig, und zwingt den Geschichtsschreiber, nur für das Vergnügen seiner Leser zu sorgen. Kurz, die Begebenheiten werden einer allgemeinen Idee nachgemodelt, und erhalten eine wächserne Nase. —

Die Geschichte beweiset überdieß den ewigen Zirkel der Dinge. Kultur und Barbarey folgen aufeinander wechselsweise, zum Beweise des großen Satzes: daß nichts neues geschehe unter der Sonne! Daher ist sie auch die ergiebigste Quelle aller moralischen und politischen Bemerkungen, und der rechte magische Spiegel, woraus der denkende Kopf weissagen kann für die Zukunft. Doch wo gerathe ich hin! Ich will meine Begebenheiten erzählen, und schweife in Behauptungen aus, die mir die Ungnade der Herren Recensenten, welche sich nun einmal für gedachte Systeme erklärt haben, nothwendig zuziehen müssen.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Unser Zug über den Rhein.

Den 21ten März brachen wir endlich auf, und marschirten abwärts, um den Rhein bey Caub zu passiren. In Wisbaden, wo wir Rasttag hielten, lernte ich den Hn. R. Rath Neidhardt kennen, einen trefflichen Mann, und gelehrten Philologen, welcher sich mehr mit der griechischen und römischen Litteratur, als mit der Juristerey abgiebt, und doch im Rufe eines großen Rechtsgelehrten

sieht, weil er die kauderwälschen Gesetze des dort noch immer geltenden justinianischen Gesetzbuchs oder Gesetzkompilation, nach Vernunft und Billigkeit anzuwenden weiß. Dieser brave Mann hat mir einen recht guten Tag gemacht.

Von Wisbaden bis Caub muß man eine Strecke von Hessenland durchwandern, wo auch das Elend des Landmannes allen Glauben übersteigt, und wo die Leute an nichts genug haben, als — an Holz. Hr. von Göchhausen weiß in seinen Wanderungen*) S. 57. ff. und sonst hin und wieder, gar vieles von der Liebe der Hessen gegen ihren Landgrafen aufzutischen: Aber das ist mit der gnädigen Erlaubniß des Herrn Erleutnants auch nicht von ferne wahr. Die Hessen dort, wo ich war, klagten einhellig alle über Bedrückungen und insbesondere über das übertriebne Soldatenwesen; und wenn man je in einem Lande über den Landesfürsten frey räsonniren kann, ohne von Bürger oder Bauer beeinträchtigt zu werden — Ein hessischer Amtmann handelt freylich nach dem: manus manum fricat! — so ist es in Hessenland.

Hr. von Göchhausen haben wahrscheinlich den hessischen Bürger S. 62., der vielleicht ein Jä-

*) Meine Wanderungen durch die Rhein- und Maingegenden im Februar 1794.

gerbursche war, in einer Kneipe angetroffen, und ihm, damit er Dero gnädiges aristokratisches Quergewäsche geduldig anhören mögte, tüchtig mit Schnapps aufwichsen lassen. Da hat denn der schlaue Bursch gemerkt, was bey Seiner Gnaden saß, und hat, wie billig, in den Ton miteingestimmt, den Seine Gnaden angaben. Ich muß aber die Ehre haben, zu sagen, daß noch im vorigen Jahre, nach dem Frieden der Hessen mit den Franzosen, ein gewisser Mann durch Hessen reißte, und in einer Schenke ohnweit Hersfeld einkehrte, wo er einige Krüge Bier geben ließ, welche er mit zwey Bürger aus Hessenland trank, und dabey einen ganz demokratischen und obendrein noch sarkastischen Ton absichtlich anstimmte. Den Augenblick stimmten beyde Hessen ein, und hielten ihrem Landgrafen solche Elogen, bey denen dem Hn. Erleutnant die Ohren, auf Ehre, gegellt hätten. Wenn ich bald wieder durch Hessen reise, will ich des Hn. von Göchhausens Wanderungen mitnehmen, und dann giebts in den hessischen Gasthöfen gewiß was zu lachen u. s. w.

Caub ist eine alte rostige Stadt, und gehört dem Kurfürsten von Pfalzbaiern. Sie ist berühmt wegen ihrer Schiefergruben und besonders wegen des dortigen guten Weinwuchses. Die Einwohner zu Caub sind aber grobe, ungeschliffene Menschen,

sprechen eine Sprache, ärger als die Hundsrücker, und hassen einander gar mächtig wegen der Verschiedenheit ihres Glaubens. Die Preussen, welche bey Lutheranern einquartiert waren, hatten es gut: diejenigen aber, welche bey Katholiken lagen, wurden von diesen als Ketzer angesehen und schlecht behandelt. Es giebt aber unter den Weibsleuten zu Caub, wie überhaupt dort in den gebürgigen Gegenden, ganz artige Gesichter.

Bey Bacharach war eine Schiffbrücke über den Rhein geschlagen, die wir passirten. Eine andere war bey St. Goar, aber wegen der Franzosen konnten wir diese zum Uebergehen nicht benutzen. Auch hätten sie uns bey Bacharach den Weg versperren können, wenn sie aufmerksam genug gewesen wären. Aber unser Glück wollte, daß sie in den Gebürgen die Päße nicht besezten, durch welche unser Zug nothwendig gehen mußte: und so kamen wir binnen einigen Tagen glücklich auf die Höhen jenseits des Rheins.

Bacharach ist eben, wie Caub, eine uralte schmuzige Stadt, und eben so berühmt wegen ihres vortrefflichen Rheinweins. Gleich neben der Stadt stand vorzeiten die Residenz der alten Pfalzgrafen am Rhein, und eine Strecke unten, mitten im Fluß, steht auf einer Insel ein Wachtthurm, welcher den Namen, die Pfalz, noch führt, und

sonst der Wittwensitz der Pfalzgräfinnen war. Der verstorbene Heidelberger Rektor Andreä hat eine lesenswürdige Abhandlung, Baccarum palatinom geschrieben, worin der Liebhaber der Alterthümer und der Naturgeschichte manches zu seinem Unterrichte und Vergnügen finden kann.

Ich kann mir es noch nicht recht erklären, warum die Franzosen uns so ganz ungebindert über den Rhein gehen, und bis Kreuznach und Stromberg vorrücken liessen. Es war wohl blos Sorglosigkeit ihrer Anführer, und gar zu grosses Zutrauen des Generals Neuwinger auf seine Schanze bey Kreuznach und auf die Posturungen bey Stromberg und Bingen. Bey Stromberg und Bingen kostete es den Preußen wenig Mühe, die Franzosen wegzujagen: ein panischer Schreck hatte sie einmal befallen.

Der Leutnant Govin vom Bataillon Schenk, jezt Wedel, den ich von Halle aus persönlich kannte, verlohr ohnweit Stromberg sein Leben. Er hätte sich durch die Flucht oder durch Ergebung an die Franzosen retten können, aber er wehrte sich, bis er der Uebermacht erlag. Selbst der Feind hat von diesem jungen Helden mit Achtung und Bewunderung gesprochen. Ich erzählte lange hernach die bewiesene Tapferkeit dieses Offiziers in Gegen-

wart eines französischen Hauptmanns in Lion, und der sagte: Une belle mort, vraiment! mais plus belle encore, s'il, avoit peri pour une meilleure cause, oder: Wahrlich, das war ein schöner Tod; aber er würde schöner seyn, wenn der Offizier für eine bessere Sache gestorben wäre — gerade wie es von dem Tode des Catilina heißt: pulcherrima equidem morte, si pro patria occubuisset: Doch dieses ohne Vergleich! Catilina war ein Feind seines Vaterlandes; Govin ein getreuer Verfechter der Ehre seines Königs!

Bey Kreuznach an der Nahe oder Nohe wichen die Franzosen bald, so sehr sich auch Neuwinger bemühte, sie zum Stehen zu bringen. Er selbst wurde gar sehr und gefährlich mit Säbelhieben verwundet, und fiel so in unsre Hände. Unsre Husaren konnten dieses Generals Tapferkeit und unerschrocknen Muth nicht genug rühmen, meynten aber doch, wenn er ein Franzose gewesen wäre, so hätte er wohl so brav nicht gethan, aber ein Deutscher, das wäre eine andre Sache! Die guten Husaren lernten aber noch vor dem Ende der dießjährigen Kampagne auch die Franzosen kennen!

Neuwinger wurde nach Stromberg gebracht, und daselbst sogar wider seinen Willen verbunden und recht gut besorgt. Unser König, der jede Tugend schätzt, er finde sie an Freund oder Feind, be-

fahl, daß man den braven Neuwinger, das waren seine eigenen Worte, eben so behandeln sollte, als wenn Er es wäre. — Custine hat diesen Mann hernach zu Paris angeschwärzt, und besonders den Verlust der Kreuznacher Schanze ihm zugeschoben; aber selbst der Konvent hat Neuwingern das Verdienst um ihr Vaterland eingeräumt.

Unser Regiment hatte den 28ten März in Stromberg Rubetag. Stromberg ist eine alte, unansehnliche Stadt, worin man an hellem Tage den Hals brechen kann: so berg, klippig und uneben ist alles. Das dabey stehende alte Schloß, woselbst sich die Franzosen postirt hatten, war ehedem der Siz des Fust von Stromberg, welchen mein Landsmann, der Hofgerichts-Rath Meier, durch ein treffliches Schauspiel unsterblicher gemacht hat, als eine gewisse historische Sudeley den braven Hermann Riedesel je machen kann. Doch zum Schreiben dicker Bände gehört oft weit weniger Genie, als zu Einer Scene in einem guten Drama.

Während unsers Aufenthalts in Stromberg hätte ich meinen Bruder sprechen können, welcher nur eine halbe Stunde davon, zu Seyfersbach, Pfarrer ist. Aber wenn meine Leser wissen, was ich von meinem Verhältnisse gegen ihn im andern Bande dieses Werkchens gesagt habe, so können sie die Ursache leicht errathen, warum ich weder zu

ihm ging, noch ihm von meiner Nähe Nachricht geben ließ. Ich zweifle nicht, daß man mir dieses inoffiziöse Benehmen vergeben wird.

Die von einem panischen Schrecken ergriffnen Franzosen flüchteten sich von Kreuznach nach Alzey zu: bey Wendelsheim, eben dem Orte, wo ich gebohren bin, holten unsre Husaren sie ein, und jagten sie weiter. Es liegen dort herum viele Franzosen, aber auch mehr als ein Preuße begraben.

Ich übergehe alle Vorfälle, wodurch wir Meister des ganzen Rheinstroms in so kurzer Zeit geworden sind: sie sind hinlänglich beschrieben, und in allen Zeitungen so sehr ausposaunt worden, daß selbst Preußen, die dem ganzen Kazenjagen beygewohnt hatten, lächelten, wenn man Kleinigkeiten z. B. die Bagatelle bey Odernheim, den winzigen Anfall auf dem Rindertanz ohnweit Steinbockenheim, das Plackern bey Flonheim u. dgl. für große signalisirte Viktorien ausgab. Man muß aus dergleichen Dingen nicht viel Aufhebens machen, weil sie es nicht verdienen, indem sie nichts entscheiden, und doch immer Menschen kosten.

Die Franzosen zogen sich in aller Eile zurück, und warfen auch noch mitunter ihre Gewehre und anderes Geräthe weg. Sie waren schlecht ange-

führt, hatten keinen Plan*) und konnten auf alle Fälle — nichts verlieren. Blieb ihnen nur Mayntz, oder konnten sie es dereinst entsetzen, so mußten die Preußen alle wieder über den Rhein, und die Franzosen waren wieder Meister des Stroms und des ganzen Landes.

Unser Regiment, welches zu keiner eigentlichen Attake gekommen war, ob es gleich, wie die andern alle, dem Feinde mitnachrennen mußte, kam den 30ten März nach Framersheim, wo wir über Nacht blieben. In diesem Orte ist mein Vetter Laukhard Pfarrer, eben der, welcher ehedem mit Doctor Bahrdt zu Heidesheim in Verbindung gestanden war. Ich war recht froh, diesen ehrlichen Mann, der sich immer als mein Freund bewiesen hatte, wieder zu umarmen. Er lebt recht glücklich mit einer schönen, ehrwürdigen und vernünftigen Frau, welche den Beyfall aller unsrer Compagnie-Offiziere, besonders meines Hauptmanns, des Hn. von Mandelsloh, in allen Ehren erhalten hat. Sie strafte mich im Scherze, daß ich in meinen Beyträgen zu D. Bahrdts Lebensbeschreibung ihren Vater, den Superintendenten von Dürkheim,

*) Die Beweise davon findet man in Dümouriez's Leben, und dann noch viel anderes zum Aufschluß über das Mißglück der Franzosen in ihrem ersten Feldzuge am Rhein.

Bahrts Verfahr, Lucerner genannt hätte, da doch sein Name Lucrue gewesen wäre. Als ich ihr aber sagte, daran sey nicht ich, sondern der Korrektor Schuld, so gab sie sich zufrieden. Sie bewirthete meinen Hauptmann, dessen Compagnie-Offiziere und mich sehr vornehm und köstlich.

In Framersheim hatte ich ehedem mehrmals gepredigt, und da ich firweg pererirte, was ich in einem alten oder neuen Kanzeltröster auswendig gelernt hatte, dabey auch stattlich auf die Kanzel schlug, und nicht aus dem Buche ablas, so hatte ich mich bey den Leuten dort in nicht üblen Credit gesezt. Als sie nun hörten, daß ich bey den Preußen sey, und in ihrem Orte Quartier habe, kamen sie haufenweise zu mir, begafften mich, und wunderten sich höchlich: „daß ein so grausam, so abscheulich und entsezlich gelehrter Mensch könnte Soldat seyn!“ Ein alt Mütterchen drückte mir herzlich die Hand, und sagte: „ach lieber Herre, was hat er mei'm Hans Kaschper ä erschrecklich hübsch Leichpredig gehalt! Eich dank ehm noch tausendmol dever.“ Ich bin auch bey diesen guten Leuten recht vergnügt gewesen.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Was vor der Belagerung von Maynz vorging.

Der König hatte zu Alsheim am Alt-Rhein, ohnweit Gundersblum, sein Quartier genommen, nachdem sich der französische General Houchard endlich auch von Alzey wegretirirt hatte: denn nun hielt man sich vor den Franzosen ganz sicher. Allein es stand noch ein Haufen bey Oppenheim, welcher zu Custines Armee gehörte, und in der Nacht vom 30 zum 31sten März durchbrechen und eine Anzahl von Kostbarkeiten aus Maynz nach Landau bringen wollte. Als sie vollends erfuhren, daß der König von Preußen sein nur schwach besetztes Hauptquartier in Alsheim habe, so wurden sie voll Muth, und beschlossen, dasselbe anzugreifen, und den König gefangen zu nehmen. Diese Absicht hätten sie auch erreichen können, wenn nicht Merlin, der Repräsentant, dem General Blou das Kommando genommen hätte. Dadurch nämlich entstand Zwist unter den Nationalgarden und Linientruppen, wie die französischen Truppen damals

und noch lange hernach hießen; und dieser Zwist verdarb den ganzen Plan. So stark die Franzosen anfänglich auch marschiert waren, so laß wurden sie jezt und ließen sich auch noch zu einer Kanonade gegen eine in aller Eile bey Hangen-Wohlheim aufgeworfnen Batterie verleiten, und drangen nicht vor. Sie hatten aber auch nicht Raum, sich auszudehnen, und wichen sehr bald nach Mainz zurück, ob sie gleich 8000 Mann stark gewesen seyn sollen, da gewiß noch keine 2000 Preußen, alles mitgerechnet, gegen sie da waren.

Bey diesem gefährlichen Anfall bewies sich unser König, wie sich ein König beweisen muß, der Soldaten im Kriege anführt. Bey der Nachricht, daß er überfallen sey, erblaßte er zwar etwas, und sagte: Hm, hm, das ist doch des Teufels! Aber sogleich gab er Befehle zur Vertheidigung, und zwar so treffend, und anwendbar, daß seine Anstalten den erwünschten Erfolg haben mußten. Das Regiment Wolfrath, oder die braunen Husaren haben sich bey dieser Gelegenheit besonders gut ausgezeichnet: Die Franzosen aber haben auch nicht viel Verlust gehabt.

Wir lagen indessen in guter Ruhe in den Dörfern, und erfuhren erst den andern Tag, in welcher Gefahr unser König gewesen war. „Gott, was wäre das ein Unglück gewesen, sagte ein Offizier

ganz laut, wenn der König wäre gefangen worden!“ Ein alter Major erwiederte hierauf: „Wer weiß auch, Herr Leutnant, obs ein groſses Unglück geweſen wäre! Wäre der König gefangen und nach Landau gebracht worden, ſo hätte der Krieg in kurzem ein Ende. Wer weiß, ob die Fortdauer deſſelben nicht noch tauſend Elend über Deutſchland und über die ganze Welt bringt!“ Der gute Mann hatte nicht übel geſprochen.

Den 31ten bezogen wir Kantonnirungsquartiere, und unſer Regiment kam in Oppenheim zu liegen. Oben auf dem Berge wurden von drey Regimentern die Zelter aufgeſchlagen, aber nicht belegt: nur eine Wache blieb bey dieſem Scheinlager.

Man denkt leicht, daß ich ſehr zufrieden war, nach Oppenheim zu kommen, wo ich mehrere Bekannte, und Freunde hatte, beſonders den Herrn Pfarrer Braun, den ich ehedem in Halle unter meine ganz ſpeciellen Freunde zählen konnte. Der brave Mann kam unſerm Regimente, blos um mich zu ſprechen, bis beynahe Gundersblum entgegen, und bat mich aufs dringendſte, gleich bey meinem Eintritt in ſeinen Wohnort ihn zu beſuchen. Das konnte ich erſt den andern Tag, aber das war denn auch ein Feſttag für mich, wie ich dort deren mehrere gehabt habe! Durch Pfarrer Braun lernte ich auch den Herrn Inſpektor Abbeg von Lam-

pertsheim kennen. Wenn mehrere Männer, wie diese beyde, in der Pfalz wären, ich söhnte mich, wie ich glaube, mit der reformirten Geistlichkeit dort am Rhein ganz wieder aus. Ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, daß Pastor Braun das Betragen der Franzosen — Doch wir sind und bleiben deswegen doch Freunde.

Weil ich so nahe an meinem Geburtsorte war, wollte ich einmal dahin gehen und meine gute Mutter besuchen. Es war zwar aufs schärfste verboten, jemand aus den Kantonirungsquartieren heraus zu lassen weiter als eine halbe Stunde: allein mein Hauptmann wirkte mir die Erlaubniß, meine Mutter zu besuchen, bey dem General Wolfframsdorf aus, und ich lief noch in der Nacht, so daß ich gegen zwey Uhr in Wendelsheim ankam. Ich hatte den Schulmeister Forcher herausgepocht, um von diesem zu erfahren, wo meine Mutter wohl wohnte. Diese ehrliche Haut und mein ehemaliger Kumpan bey meinen Jugendstreichen war herzlich froh, daß er mich wieder sah, und begleitete mich zu meiner Mutter. Die gute Alte konnte anfänglich vor Thränen nicht reden, als sie aber der Sprache wieder mächtig ward, bewies sie mir ihre Freude über meinen Besuch durch tausend Manieren. Auch meine alte Taute lebte noch. Man ersticke mich beynahe mit Fragen; und wenn ich alles

hätte erzählen und erklären sollen, was man wissen wollte, ich glaube, ich hätte 14 Tage bleiben müssen.

Meine Mutter hatte meine Lebensgeschichte gelesen, und da war ihr denn besonders aufgefallen, daß ich da so öffentlich hingeschrieben hätte, daß mein Vater nach seinem Tode spuken ginge. Ich machte ihr begreiflich, daß die Schande dieses Mährchens gar nicht auf den braven Vater fiele: denn dieser ginge eben so wenig spuken, als Samuel, Lazarus, der Jüngling zu Nain, oder selbst Christus der Herr jemals nach ihrem Tode gespukt hätten: kein vernünftiger glaube an Gespenster: die Schande falle vielmehr auf den Pfarrer Schönfeld zu Wendelsheim, welcher aus Feindschaft gegen seinen würdigen Vorfahr und aus Dummheit solche närrische Spukerey ausgebrütet hätte. Hiermit schien die gute Frau sich zu beruhigen. Bey dieser Gelegenheit erkundigte ich mich auch nach unsern alten Dorfgespenstern, und hörte zu meiner großen Erbauung, daß der Schlappohr, der alte Schulz Hahn, das Muhkalb, der feurige Mann, der Sanktomas und alle andre Gespenster ihr Unwesen noch immer so gut trieben, als vorzeiten; ja, bey der Invasion der Franzosen sollte der Schlappohr sogar am hellen Tage sicht-

war gewesen seyn. So finster ist's noch in der Pfalz, selbst unter Protestanten!

Meines Vaters Bibliothek, und alle seine Briefschaften hatte mein Bruder sich zugeeignet, doch hatte er meiner Mutter versprechen müssen, im Fall ich dereinst das eine oder das andere davon haben wollte, er mir es verabfolgen lassen würde. Uebrigens habe ich mich sehr gefreut, daß ich meine Alte in gutem Wohlstande und ohne alle Sorgen der Nahrung antraf. Gebe der Himmel, daß es ihr gut gehen mag, bis an ihr Ende!

Meinen ehrlichen Stuber zu Flonheim habe ich auf dem Rückwege besucht, und von seinen Töchtern, besonders von Mamsel Dortchen, gewaltige Vorwürfe hören müssen, weil ich einmal geschrieben hatte, daß das Pfälzer Frauenzimmer dem Weinsaufen stracks ergeben sey.

Meine alte, damals schon 87jährige Tante begleitete mich wohl eine gute halbe Stunde, und weinte bittere Thränen, als sie mich verließ: sie hat mich hernach in Alzey nochmals besucht. Ich vergebe herzlich gern der guten Tante, daß sie mich so schlecht erzogen hat: ihre Affenliebe gegen mich hat sie dazu verleitet.

Mein Vater hatte ehedem dem Grafen Emmerich von Leiningen-Gundersblum 800 Gulden Rheinisch geliehen. Der Graf hatte sich

hernach erschossen, und sein Herr Nachfolger, Graf Friedrich, wurde auf Betrieb seines Vetters, des Herrn Grafen, hernach Fürsten von Leiningen-Dachsburg, der Regierung unfähig erklärt, und als ein Wahnsinniger eingesperrt. Unter den Verbrechen, deren man ihn beschuldigte, war besonders, daß er die heil. Jungfrau, im Wilden Mann zu Oppenheim, eine Hure genannt, und vom Kaiser verächtlich gesprochen hätte. Die wahre Ursache der Regierungsunfähigerklärung aber war, daß Graf Friedrich eine Rheingräfin von Grumbach heurathen wollte, und der Herr Graf von Leiningen-Dachsburg dann Nachkommen und Verlust der Erbschaft befürchtete. Daher wuste er die Sache so einzuleiten, besonders durch Vorsprache seines Freundes, des Kurfürsten von der Pfalz, daß der Graf eingesteckt wurde, und bald darauf, Gott weiß, an welcher Krankheit, oder an welchem Tränkchen im Gefängniß starb.

Mein Vater wendete sich schon damals an den neuen Regenten von Gundersblum, welcher als Erbe die Schulden des Grafen Emmerich hätte zahlen müssen: aber er erhielt kein Geld, weil Rühl, eben der Rühl, welcher die h. Salbungs-Flasche für die Könige von Frankreich zu Rheims 1794 zerbrochen und sich 1795 zu Paris erschossen hat, ihm bedeutete, daß die beyden Grafschaften,

Gundersblum und Heidesheim, noch im Proceß lägen, und sein Herr eher nichts bezahlen könnte, bis er im rechtlichen Besitz derselben seyn würde. Endlich verlohr der Fürst — denn er hatte sich befürsten lassen — seinen Rechtshandel gegen die sogenannten Linanges d'Italie, welche nun Herren zu Gundersblum und Heidesheim wurden. Mein Vater foderte jezt von diesen sein Geld, und da ers nicht erhielt, verklagte er sie zu Wetzlar: aber in Wetzlar bleiben alle Processe hängen, wie bekannt ist. Meine Mutter sezte den Proceß, der ihr viel kostete, freilich fort, sie gewann aber nichts, das heißt, sie konnte die mandata sine clausula oder die Befehle ohne Kraft, nicht wirksam machen. Daher wendete sie sich nun durch mich an die Preußen und würde auch ohnfehlbar ihr Geld, welches sich nun seit 1760 mit den Interessen auf eine ziemliche Summe beläuft, erhalten haben, wenn die Preußen jenseits des Rheins alles hätten ruhig machen können. Aber so war auch auf diesem Wege für sie keine Hülfe.

Indessen ist das Geld doch noch nicht verloren: denn bleiben die Gegenden jenseits des Rheins in den Händen der braven Franzosen, wie es immer wahrscheinlicher wird, so müssen, nach dem Gesetz der Republik, alle Schulden der ey devant-Herren richtig bezahlt werden, weil sie keine Güter

durchaus nicht eher publiciren lassen, als bis alle darauf haftende Schulden bezahlt sind.

Eine wahre Freude machte mir auch Hr. Simon, Pfarrer zu Dahlheim bey Oppenheim, durch seinen Besuch mit seiner schönen braven Schwester. Dieses ist noch einer von den wenigen soliden Männern in der Pfalz, welche das Herz haben, anders zu denken, als es in der Augspurgischen Konfession, oder im Katechismus steht. Ehedem war Simon einer meiner vertrautesten Freunde, und wuste um alle meine Historien, ohne sie jemals zu meinem Nachtheile zu benutzen. Ich habe ihn auch in Dahlheim besucht, und recht selige Stunden bey ihm zugebracht.

Eines Tages sas ich in einem Hause der Apotheke gegen über, als ein Mensch, den ich nach seinem Anzuge für einen Pfaffen hielt, heraus kam. Zwey gutgekleidete Männer standen auf der Gasse, und einer davon fing an: „Seht doch da, wer ist das?

B. Ei, kennen Sie den nicht!

A. Nein: mein Seel', ich kenn' ihn nicht.

B. Sonderbar! Der ist ja doch weit und breit bekannt genug: Das ist ja der Magister Weitmaul von Udenheim!

A. Ist das der Magister Weitmaul, von dem Lankhard so viel schreibt?

B. Freilich: aber Laukhard hätte von dem Generalwindsack noch mehr sagen sollen: der Kerl hätt' es verdient. Es ist doch ein Generalwindbeutel und des heiligen römischen Reichs Obermährchenträger. — Die Herren gingen weiter, und unterhielten sich wahrscheinlich noch von den Windbeuteleien des Magisters Weitmaul.

Wenn meine Leser sich aus dem ersten Theile dieses Werkchens noch erinnern, daß Wagner, Pfarrer zu Udenheim, ohnweit Maynz, sonst Magister Weitmaul im ganzen Lande zubenahmt, mein Hauptantagonist ehedem war, so können sie leicht denken, daß dieser kurze Dialog mich nicht wenig ergözt habe. — In der Pfalz hat von meiner ganzen Geschichte nichts mehr gefallen, als das, was sich von und über Magister Weitmaul darin befindet. So war er: und so sind einmal die — Pfälzer! —

Dreißigſtes Kapitel.

Klubbiſten-Jagd jenſeit des Rheins.

Das Wort Klubbiſt, ſo fern ich es brauche, hat eine zweyfache Bedeutung. Ich merke dieſes an, wegen der künftigen Vollſtändigkeit des deutſchen Wörterbuchs. Einmal im engern Verſtande bedeutet es ein Mitglied irgend eines Klubbs d. i. einer zur Verbreitung der franzöſiſchen Grundſätze von Freyheit und Gleichheit errichteten Volksgeſellſchaft. Im weitern Sinne bezeichnet es jeden, der dem neufränkiſchen Syſteme hold iſt, oder ein Vertheidiger irgend eines Menſchenrechts. Im lezten Sinne hat alſo das Wort Klubbiſt mit den Wörtern Demokrat, Jacobiner, und andern ähnlichen, beynahe gleiche Bedeutung.

Wir lernten dieſes Wort, das in England jedes Mitglied einer geſchloßnen Geſellſchaft ebenfalls anzeigt, erſt am Rheine kennen, nachdem wir vom Maynzer Klubb nähere Nachricht einzogen. Wie verhaßt die Klubbiſten bey den Preußen größtentheils geweſen ſind, läßt ſich leicht denken.

Ich bin überzeugt, es würde unserm guten Könige niemals einfallen seyn, Jagd auf Klubbisten zu machen, wenn nicht übelgesinnte, herrschsüchtige, Rachekochende, hämische Menschen, deren es dort über dem Rhein nur gar zu viele giebt, auf eine recht teuflische Art ihre Mitbürger und Landsleute denunzirt hätten.

Man weiß, daß gleich nach Cüstine's Ankunft in Maynz die ganze dortige Gegend — Kurpfalz ausgenommen — durch den Repräsentant Merlin und seine Anhänger, besonders durch Georg Forster, zur Theilnahme an einer neuen Verfassung entweder beredet oder gezwungen wurde. Man mußte, man mogte wollen oder nicht, zur Freyheitsfahne schwören, Freyheitsbäume errichten, und sich bis dahin dem neuen Systeme gemäß organisiren. Ich verabscheue diese präcipitirte Organisation so sehr, als der ärgste Aristokrat, und weiß, daß eben diese viel Unglück über jene Länder gebracht hat, und daß besonders Georg Forsters hitzige Afterpolitik vorzüglich Schuld am Verderben so Vieler gewesen ist. Dieser sonderbare und überreife Mann schien ordentlich zur Geisel der Maynzer und überhaupt der Rheinländer gebohren zu seyn. Es gab unter den Klubbisten in Maynz wirklich große Männer, aber auch rasende! Die Vornehmen der leztern waren Ge-

org Forſter, Wilhelm Böhmer, Pape und noch einige, welche durch ihre Freyheitswuth alles unter und über kehrten, und dem ganzen Lande groſſes Elend zuzogen. Doch das alles gehört nicht hieher, und darum ſey es verſchoben.

Man hatte dem Könige den Wiſch eines Maynzer Klubbiſten gezeigt, mit der Ueberſchrift: An Friedrich Wilhelm Hohenzollern. — Der gütige Monarch lachte darüber, und legte das unſinnige, kindiſche Geſchwätz ruhig auf den Tiſch. Aber nachher hat man dem Könige ſtärker zugeſezt, und auf alle Weiſe geſucht, ihn wider die Klubbiſten aufzubringen. Von allen Seiten her kamen Libelle und Denunziationen, welche entweder an den König ſelbſt, oder an ihre Generale gerichtet waren. Die Herren Grafen, Fürſten, Edelleute, Domphaffen u. dgl. in der dortigen weiten Gegend ermangelten nicht, ſeiner Majeſtät vorzuſtellen, wie die infamen Kerls, die Klubbiſten, die Rechte der Fürſten zernichtet und allerhand demokratiſchen Unfug getrieben hätten. Sie foderten daher im Namen aller deutſchen Fürſten den König auf, die beleidigte Hoheit zu rächen. Der König, umgeben von rechtſchaffnen, einſichtigen Männern, verſicherte Anfangs, daß er ſich mit dergleichen Unterſuchungen nicht befaſſen könnte. Aber die Herren verlangten ja auch keine geſetzliche Unterſu-

dnung, sondern faktische militärische Procedure!

Sie steckten sich daher, nebst ihrem aristokratischen Anhange, hinter die preußischen Offiziere, ja, sogar hinter Unteroffiziere und Soldaten, und ließen die Demokraten oder die Klubbisten (denn das war ihnen alles eins) gegen alle Form Rechtens, nach welcher auch der ärgste Böswicht erst gehört, und dann nach den Gesetzen gerichtet werden muß, militärisch ängstigen und verfolgen. Wie barbarisch man hiebey verfahren sey, mögen einige Beyspiele von der ersten Jagd auf die armen Klubbisten in der Pfalz lehren.

Der Löwenwirth in Wendelsheim, Namens Brandenburger, wurde wegen seines Reichthums und Ansehens damals zum Maire erwählt, als Georg Forster und seine Kommissarien dort herum Freyheitsbäume errichten ließen. Brandenburger beredete sich nun mit dem damaligen Schulzen Hahn, und versprach, so viel es möglich seyn würde, für das Interesse des Grafen zu sorgen, weil man doch nicht wisse, was aus der Sache werden würde. Das war nicht sehr jakobinisch. Als aber am Charfreytage, den 29sten März, die braunen Husaren dort ankamen, denunzirten einige Bauren, welche den Brandenburger schon lange haßten, bey dem Husaren-Leut-

nant: der Leutnant aber, welcher mehr zu thun haben mogte, befahl den Bauren, sich zum Teufel zu scheeren. Er ritt darauf nach Erbesbudesheim, und ließ einen Wachtmeister mit ohngefähr zwölf Mann im Dorfe, um zu patrouilliren. Die Schlingel von Bauren wendeten sich nun an den Wachtmeister und dieser — man denke doch! — erklärte das Haus des Brandenburgers für plünderungsfähig, und nahm ihn selbst in Verhaft. Man fing wirklich an zu plündern, aber nicht sowohl die Husaren, als vielmehr die Bauren, bis endlich ein redlicher Husar, der gerechter und menschlicher dachte, als sein Herr Schlingel von Wachtmeister, seinen Säbel zog, und bey hundert tausend Schock Teufel versicherte, daß er dem ersten, besten den Kopf spalten würde, der noch einen Fuß zum Plündern ins Haus setzen würde. Wer war froher, als die Frau des Brandenburgers: — sie hat mir das alles selbst erzählt. — Sie drückte und küßte den ehrwürdigen Husaren, und bath ihn, ihren Mann doch zu befreyen, der schon nach Budesheim NB! von Bauren abgeführt war. Der Husar besann sich kurz, und bath den Wachtmeister, ihn nach Budesheim zu schicken, wohin eben doch eine Ordonanz reiten müßte. Ungern, aber doch willigte der Wachtmeister ein, weil ihn seine Ueberredung schon reuete, und der Husar versprach, reinen

Mund zu halten. Dieser ritt flugs dahin. Kurz darauf kamen noch andere Husaren ins Dorf, und plünderten den Keller des Brandenburgers noch mehr. Freilich konnten sie allein nicht viel Wein trinken, aber die Bauren halfen ihnen, und was nicht gesoffen wurde, trugen diese nach Hause, so daß Brandenburger an seinem Weinlager wenigstens 200 Thaler Schaden gelitten hat. Man lese weiter, und erstaune!

Brandenburger wurde nach Budesheim, eine halbe Stunde von Wendelsheim gebracht, und da als ein Erzjakobiner in die Hände eines preußischen Husarenoffiziers abgeliefert. Er war fast halb todt von den vielen Schlägen und Stößen, die ihm die Bauren unterwegs gegeben hatten: denn diese glaubten gewiß, daß er wenigstens geheult werden müßte. Er beschwerte sich bey dem Offizier, welcher ihm mit zorniger Stimme antwortete: Halt's Maul, verfluchter Patriot, oder ich lasse dich gleich aufknüpfen! Weißt du Spizbube, daß ich dich kann in Stücken zerhauen lassen, wenn ich will?

Brandenburger schwieg.

Offizier: Rede, Hundsfott! Glaubst du, Kanaille, daß ich dich kann hängen lassen, wenn ich will?

Brandenburger: Herr Offizier, ich bin unschuldig. Lassen sie mich zum König führen, — lassen Sie meine Sache untersuchen! Ich weiß, daß ich für unschuldig erklärt werden muß! Ich habe nichts gethan, das einer solchen barbarischen Behandlung würdig wäre.

Offizier: Der Kerl räsonnirt noch! Den soll ja das heilige Wetter erschlagen! Allons Unteroffiziere, Stöcker los!

Die Unteroffiziere gehorchten, und fiengen an loszuschlagen, als gerade der ehrliche Husar, und der katholische Pfarrer des Orts, Herr Hoffmann, *) nebst dem erwähnten Schulzen Hahn hereintraten. Der Pfarrer, durch die barbarische Prügeley aufgebracht, trat mit entschlossenem Muthe den Offizier an, und sagte zu ihm: „Aber Herr Lentnant, was machen Sie da? Können Sie es verantworten, daß Sie einen unschuldigen Mann zerprügeln lassen?

Offizier: Wer ist der Herr?

Hoffmann: Ich bin der katholische Geistliche von hier. Ich habe heute verschiedene preussische hohe Offiziere bey mir zu Hause gehabt —

*) O könnt' ich diesem Biedermanne eine Ehrensäule errichten! Ich habe seiner im ersten Theile, als eines Feindes des Aberglaubens, gedacht: hier sehen wir ihn als edlen Menschenretter!

das waren Männer von Empfindung und Menschenliebe.

Offizier: Herr, was will Er aber hier?

Hoffmann: Einen Unschuldigen retten, welcher —

Offizier: (erbost) Himmel tausend Sakerment: ist der Spizbub' da nicht ein Klubbist, ein Patriot, ein verfluchter, verdammter, ein — ein —? (stokt aus.)

Hoffmann: Herr Schulz, reden Sie! Welches Zeugniß geben Sie dem Brandenburger?

Schulz Hahn: Herr Leutnant, ich bezeuge vor Gott, daß Brandenburger unschuldig ist: man hat ihn mit Gewalt zum Maire gemacht, und als Maire hat er nichts gethan, was dem Interesse unsers Rheingrafen zuwider wäre: mit einem Wort, ich und er waren einverstanden, bis die Sache auf einen oder andern Weg gehen würde.

Offizier: (beschämt) Unteroffiziers, geht nur!

Hoffmann: Sehen Sie, Herr Leutnant, wie Sie Sich übereilten! Wenn das der König, oder nur ihr General wüßte! Sie, als Kriegsmann, sollten bloß im Fall der Noth die exekutive Gewalt unterstützen helfen, und handeln gegen die konstitutive Gerechtigkeit! Brandenburger ist kein Untergebner von Ihnen, und doch behandeln Sie ihn

militärisch exekutivisch! Brandenburger ist unschuldig, und doch bestrafen Sie ihn ohne Verhör und Vertheidigung! Heißt das nicht die aristokratische oder monarchische Anarchie mit der demokratischen vertauschen wollen? Das ist der Wille ihres Monarchen gewiß nicht. Ihr Monarch ist gütig und gerecht: Sie aber, als der Diener seiner Macht, zeigen ihn als einen gekrönten Würg-Engel, der Gewalt vor Recht ergangen wissen wolle. Als Mann von Delikatesse für die Ehre ihres Monarchen, sollten Sie vorsichtiger und gerechter verfahren, zumal in so politisch-kritischen Tagen, wo die Diener der Monarchen die Klugheit haben sollten, die an ihnen gerügten Fehler eher zu vermeiden als sie zu wiederholen. Was würde Ihr König sagen, was über Sie verfügen, wenn die ganze Dorfschaft ihn mit einer Klage gegen Sie anginge und auf Genugthuung beständе? Doch es mag darum seyn: wir wollen nicht klagen; aber wir wünschen zu wissen: Ist Brandenburger jezt frey?

Offizier: (unwillig immer auf- und abgehend) Er kann in's Dreyteufels Namen sich an den Galgen scheeren!

Hoffmann: Kommt Kinder! (zum Husaren) Komm alter braver Schnurrbart! Komm, trink ein Glas Wein mit mir! Du bist ehrwürdiger, mehr Mensch, als mancher General und Erzbischof!

Man muß wissen, daß der ehrliche Hahn, sobald er erfahren hatte, daß Brandenburger nach Budesheim in Verhaft gebracht sey, dahin lief, und, weil er sich nicht traute, den Offizier allein anzugehen, den Pfarrer Hoffmann bath, sich des armen Unschuldigen anzunehmen. Dieser rechtschaffne Mann war auch sofort dazu erbötig. Unterwegs begegnete ihnen der alte Husar, welcher ihnen erzählte, was in Wendelsheim vorgefallen war.

Brandenburger kam zu Hause, und fand seinen Keller — ausgeleert. Er überreichte nachher eine Bittschrift dem Grafen von Kalkreuth, worin er sich über die barbarische Art beschwerte, womit man ihn und sein Haus behandelt hatte. Der Adjutant des Grafen gab ihm aber die tröstende Antwort: „Es ist Krieg!“

In Flonheim wurde Diel, ebenfalls ein begüterter Gastwirth, als Klubbist angegeben, von den Preussen geprügelt, beraubt, und seine hübsche Frau — auf die schändlichste Art misbraucht.

In Wöllstein, einem schönen großen Flecken, war die Untersuchung gegen die Klubbisten noch schärfer. Dieser Flecken gehört theils dem Kurfürsten von Mainz, theils dem Fürsten von Nassau-Saarbrücken. Viele von den Bürgern hatten, theils aus Unwissenheit, theils verleitet, theils, um größern Uebeln zu entgehen, an der Klubbisterey Theil

genommen, wurden nun angegeben, und von den Aristokraten und Preußen aufs schröcklichste mißhandelt. Einer wurde auf der Stelle mit Stockschlägen ermordet, und drey andere starben einige Tage nach der Huronischen Behandlung.

Aehnliche Auftritte gab es in der Rheingrafschaft, im Weilburgischen, Speyrischen u. s. w.

Die winzigen Monarchen in der Pfalz — den einzigen Fürsten von Nassau-Weilburg ausgenommen — die Fürsten von Leiningen, von Usingen, der Bischof von Speier, die Beamten des Kurfürsten von Mainz, die Rheingrafen zu Grehweiler und Grumbach, und noch viele solcher Sultane jenseits des Rheins machten nun, unter dem Schutz der Preußen, Jagd auf Klubbisten, verfolgten und drängten sie bis aufs Blut. Nur noch einige Beyspiele von den vielen, welche zu beschreiben wären — bis zum Entsetzen.

Mein Freund, der redliche Pfarrer Leopold von Ungstein bey Dürkheim an der Haard, ein Mann, dessen heller Kopf schon daraus abzunehmen ist, daß er, als lutherischer Pfarrer, das Herz gehabt hat, sein Mädchen zu heurathen, ob es gleich katholisch war, hatte bey dem Einfall des Custine in Deutschland, und der darauf erfolgten Revolution in der Pfalz, verschiedne Grundsätze geäußert, welche Göchhausen und Compagnie

für Jakobinismus oder Illuminaterey ausgeben. Er hatte seinen Bauren selbst auf der Kanzel gerathen, sich in die Zeit aus Klugheit zu schicken, und das sogenannte ferment démocratique zu leisten, um schon einen Fremden nicht mit Gewalt, zu ihrem größern Nachtheil, zum Maire zu bekommen, oder sich feindseligen Handlungen nicht länger auszusetzen, oder gar von Haus und Hof vertrieben zu werden, u. dgl. So lange Cüstine jene Gegenden behauptete, ging es gut, und Leopold hatte keine Anfechtung; aber kaum waren die Preußen da, so foderte der Großinquisitor des Fürstenthums Leiningen, Hr. Klevesahl, Superintendent zu Dürkheim, ehemals zu meiner Zeit Professor der Philosophie in Gießen, wo ihm die Studenten, wegen seiner großen Armseligkeit, den Beynamen Bararraphus gaben, der Nachfolger des Doctors Bahrdt, der aber gerade so neben Bahrdten unter den Superintendenten zu Dürkheim paradirt, wie ein Schrach neben Posselt oder ein Brumbey neben Schulz, ehedem in Gielsdorf. — Klevesahl, ein grober, aufgeblasener, unwissender und katechismusmäßiger Pfaffe, von welchem ich noch einiges anführen werde, denn ich selbst habe das pecus campi in seinem Hause gesehen — also Meister Klevesahl, der Großinquisitor, foderte, daß nun der Jakobinismus des

Pfarrers Leopold sollte untersucht werden. Leopold aus Furcht, verkannt und eingesteckt zu werden -- denn der sanftmüthige Großinquisitor Klevesaal hatte hierauf angetragen — flüchtete nach Landau zu dem damaligen Kommendanten Gillot, welcher ihn aufnahm, und mit Pässen nach Strasburg versah. Ehe er aber dorthin abging, erhielt er von seiner guten Frau ein Schreiben, daß sie mit dem Fürsten geredet, und dieser ihr versprochen habe, ihren Mann wenigstens nicht einzustecken. Leopold kam nun zurück, wurde aber suspendirt, und sein Proceß gieng an. Er muste Kaution stellen. Der Pfarrer Braun von Dürkheim erhielt den Auftrag, die geistlichen Verrichtungen in Ungstein ad interim zu übernehmen. Leopold wendete sich an den Herzog von Braunschweig, und dieser menschenfreundliche Fürst brachte es endlich dahin, daß man ihn wieder einsezte. Der Proceß hat ihm aber mehrere tausend Gulden gekostet!

Pfarrer Chelius von Ilbesheim war auch mit unter denen, welche sich zum Systeme der Neufranken gleich anfangs bekannt hatten. Er war selbst ein Vertrauter des Generals Wimpfen und Georg Forsters. Bey der Ankunft der Preußen packte er auf, und gieng nach Landau und von da nach Strasburg, wo er die Stelle eines

Kriegskommissärs übernahm. Sein Haus wurde geplündert und seine Frau, ein junges hübsches Weib, aufs ärgste mishandelt. Kaum ließ man ihr so viel, daß sie sich decken und nach Alzey flüchten konnte. Hier nahm sich Herr Walther, der Alzeyer reformirte Pfarrer, ihrer an, ließ sie bey sich wohnen und pflegte ihrer wie Bruder. Wahrscheinlich ist sie nach der schimpflichen Retirade der Deutschen aus jenen Gegenden, wieder zu ihrem Mann gekommen, und wahrscheinlich haben die Franzosen sich gegen meinen Freund, den rechtschaffnen Walther, gut benommen wegen der Sorge für die Frau eines Mannes, der sein Glück ihrem Systeme opferte.

Pfarrer Heres von Bechtheim, ein Vertrauter Babrdts, und der dortige Amtmann Sussemiehl, einer von den wenigen Juristen in der Pfalz, die das Hirn nicht erfroren haben, waren auch unter den Klubbisten: Sussemiehl hatte sogar die Lieferung für Custine übernommen. Sie giengen beyde nach Frankreich, nahmen aber ihre Weiber mit. Was sie hinterlassen mußten, fiel den Plünderern in die Hände.

Wer den Hirten hat, hat die Heerde, dieß ist die Maxime, deren Befolgung das Befremden mindert: warum auf dem Lande am Rhein gerade die ansehnlichsten Klubbisten Pfarrer waren, oder

Amtleute und Wirthe. Daß aber protestantische Pfarrer, und überhaupt Protestanten, wie oben berührt ist, am ersten und meisten demokratisirten, lag theils an dem tiefen Gefühl, wie despotisch man sie immer und überall behandelte, und dann an der größern Gewandtheit und Klugheit, sich in Zeit, Ort und Personen zu schicken, welche Gewandtheit man um so mehr lernet, jemehr man geneckt, und je ärger einem das Auskommen erschwert wird. Alle Graßfressende Thiere, wie Gänse, Schafe und Kühe, sind dumm und träge; aber der Fuchs ist schlau, weil er wacker raffiniren muß, um sein Federvieh ergiebig zu haschen. Wer von Crösus Schätzen reichlich hat, dessen Einsicht und Gewandtheit steht der Einsicht und der Gewandtheit der aus Noth, wegen der übrigen christlichversperrten Nahrungswege, herumschacherndeu Israeliten gemeinhin nach. Freilich, was gar keine Anlage hat, bleibt meist, was es ist; und daher schreibt sich das einzige Verdienst des Vegetirens bey so vielen armseligen protestantischen Pfarrern in der Pfalz auf ihren noch armseligern Pfarren, die nur einem Taugenichts oder Dummkopf schmecken können.

Die weitern Gründe, warum auch manch sonst heller, braver Rheinländer demokratisirt hat, enthält ein Stück von dem Gespräche, welches ich

mit Hn. Köſter, Pfarrer zu Niederſaulheim, einem Vetter von mir, deſſen ich im I. Th. gedacht habe, führte, als er mich während der Blokade von Maynz beſuchte. Was bewog ſie denn, fragte ich ihn, den Neufränkiſchen Grundſätzen beyzutreten?

Köſter: Nicht ihr Glanz, auch nicht ihre Neuheit, eben ſo wenig ihre Kühnheit und Größe: aber, wenn es unſern Fürſten erlaubt war, ſich durch die Flucht zu retten: warum ſollte es uns nicht erlaubt ſeyn, uns durch Klugheit zu retten? Und blos Klugheit war es, daß ich und tauſend Andere uns lieber fügten, als uns unnützer Weiſer necken, oder gar ohne Sack und Pack fortjagen ließen. Freilich, wenn wir, wie unſre Herren, Geld und Credit genug gehabt hätten, um nach ergriffner Flucht unſer Brod und unſere Bequemlichkeit überall zu finden; und wären uns, wie ihnen, Land und Leute zu Gebot geſtanden, um unſere Wohnungen und unſern gewöhnten Wohlſtand aus ihrem Beutel und Ertrag dereinſt wieder herzuſtellen: o dann wäre es für die Meiſten Thorheit geweſen, ſich durch Flucht nicht eben ſo zu retten, wie ſie. Aber hier, lieber Vetter, lag der Knoten, und Schande wars für die Klubbiſten-Profoſe, daß ſie auf dieſen Knoten ſo wenig Rückſicht nahmen! Retten mußten wir uns einmal ſelbſt,

so gut es gieng: denn unsere Herren ließen uns im Stich, und hatten an unsern Schutz vorher beynahe gar nicht gedacht, so daß es einem mäßigen Haufen Franzosen eine Kleinigkeit war, eine Hauptreichsfestung, die Festung Maynz, nebst der angränzenden Gegend, ohne vielen Widerstand in Besitz zu nehmen. Wir waren wie eine res derelicta, und die ist, wie die Juristen sagen, primo occupantis. Die Franzosen, als feindliche Eroberer, maßten sich, zum Ersatz für die Invasion in ihr Gebieth, des Heldenrechts an, hoben die Herren-Verfassung auf, und führten eine neue, nach ihrer in Frankreich, ein: und nun hatten wir nur die Alternative: entweder als durch Eroberung in Besitz genommenes Volk uns unter der Gewalt und den Verfügungen der neuen Besitzer zu fügen *),

*) Hierin hatte mein Vetter, nach dem was so geschieht, nicht Unrecht; und ein Westphäle kann den Beweis dafür a posteriori, der Zeit nach, wegen einer Parallele von der Fügung der Unterthanen in Polen unter der neueingeführten Verfassung für Südpreußen nicht gut leugnen, oder er müßte denken, wie der Verfasser von der Untersuchung über die Rechtmäßigkeit der Theilung Polens. (Marschau. 1795.) Denn die Franzosen hatten nach dem Kriegsrechte oder nach dem Rechte des Stärkern Recht, damals als Eroberer das in den Rheingegenden zu thun, was Preußen nachher in Polen that; und wie Preußen mit Gewalt sich Gehorsam in Südpreußen erzwang, so erzwangen ihn sich die Franzosen in dem neuacquirirten Rheindepartement. Aber gro-

oder als standhafte Anhänger der Herren-Verfassung uns als Rebellen zur Schanzarbeit abführen zu lassen; oder unser Vermögen für die Republik konfiscirt werden zu sehen, und dann als Bettler auszuwandern. Hätte also Keiner sich fügen sollen oder wollen: so wären alle beraubt und vertrieben worden; und was hätte einem Landesherrn an einem verwüsteten und Menschenleeren oder verarmten Lande dann noch groß liegen können! Fügte man sich aber, und nahm man neueingeführte Stellen an: da blieb man bey dem Seinigen, verhütete Anarchie, beugte der Besetzung der öffentlichen Stellen durch raubgierige Böswichter oder Unkundige der Landessitten u. dgl. vor, hielt die öffentliche Ordnung, ungestöhrte Geschäftigkeit und den davon abhängenden Wohlstand aufrecht: und Volk und Fürst waren gerettet, wenn es den leztern gelang, ihr occupirtes Land zu vindiciren.

---

rade die Preußen waren es, welche an den Klubbisten und andern nevorsammirten gehorsamen Unterthanen des Neutralisirten Rheindepartements eben den erzwungenen oder freiwillig geleisteten Gehorsam bestrafen halfen, den sie in Südpreußen mit Gewalt noch erzwingen, und, wenn sie ihn erreicht hätten, gutheißen und loben. Wo ist hier politische Konsequenz? Was sagen hier die, welche vor lauter lieber Deutschheit ihres pöbelhaften und unsinnigen Schnatterns über Frankreich kein Ende finden können!

Sie können — fuhr mein Vetter fort, den ich nicht unterbrach, weil alles, was er vortrug, sich hören ließ, — mir sagen: Die Rheinländer hatten kein Recht, ihre pacta publica aufzuheben, oder das Band zu lösen, wodurch sie an ihren Herren und dem Reiche gebunden waren: und hierin sollen Sie Recht haben, wenn Sie eine dauerhafte, ungezwungene und freywillige Hebung oder Lösung dieses Bandes, ohne hinlängliche Ursache und gegenseitige Einwilligung, meynen; aber nicht, wenn das Gegentheil auch nur des ersten Punktes, wenigstens auf ein ad interim, statt hat. Und, lieber Vetter, wie konnte man fodern, daß wehrlose Unterthanen das hätten hindern oder unwirksam machen sollen, was ihre wehrhaften Herren selbst nicht konnten, oder wenigstens nicht thaten? Was verdiente der Hirt, der erst Wölfe herbeylockte, oder sorglos sie herankommen ließe, dann davon liefe, und nachher es den Schafen verargen wollte, daß sie eine gute Seite mit den Wölfen gemacht und dadurch sich gerettet hätten, und nicht sich den Wölfen so und so lange widersezt hätten, bis sie von ihnen alle zerrissen oder zerstreut gewesen wären? Wer Anhänglichkeit und Gehorsam von Unterthanen fodern will, muß sie vor der Lage hüten, worin ihnen beydes unmöglich wird; und straft er hernach dennoch, so verfährt er nach dem Harpiensystem,

und ist mehr als Tyrann. Ich hoffe, lieber Vetter, Sie und Vernunft und Recht auf meiner Seite zu haben, und nun mögt' ich wohl wissen, wie unsere Herren ihre Regentenklugheit bey der Mit- und Nachwelt retten werden, oder jene des Gegentheils überführen, welche das gewöhnlichlinkische Benehmen der Fürsten, oder vielmehr ihrer Räthe und Minister, zumal in dieser Zeit, als Grunds genug anführen, warum man den Herrenstand ganz und gar abschaffen solle, um für seine Sicherheit auf alle Zeiten und auf alle Fälle selbst zu sorgen, und diese Sorge nicht denen zu überlassen, welche in Friedenszeiten den großen Herrn spielen und sich füttern und hofiren lassen, zur Zeit der Gefahr aber davon laufen, ihre Unterthanen preisgeben, und sie hernach noch gar strafen, wenn sie sich, nach dem Rechte der Selbst- und Nothhülfe, während der Zeit ihrer Verlassenheit, halfen, so gut es ging!

Ich: Als Pastor wissen Sie, was die Miethlinge im Evangelio sagen wollen; und das sind die Herren mit dem Krummstabe beynahe immer: diese also mögten immerhin abfahren. Für die übrigen aber ist eine vernünftige Constitution, auf deren Exekution die Nation durch Volksstände aufmerksam mitwacht, noch ein Mittelweg.

Pastor: Constitution? Du lieber Gott: wir hatten gar eine doppelte: eine des Landes und eine des Reiches; und doch — was halfen sie!

Ich: Und eben, weil sie nichts halfen, bedürfen wir einer wirksamern und angemeßnern; und diese, hoffe ich, wird die Zeit herbeyführen: nur Geduld! —

Als ich ihn fragte: ob er nicht gehofft oder gefürchtet hätte, daß wir oder jemand anders über kurz oder lang das Land reinigen und alles auf den alten Fuß zurückbringen würden, sagte er: das wohl, aber gewiß nicht auf lange. Sie kennen die Franzosen: ihr Enthusiasmus hat keine Gränzen, und ihr Enthusiasmus geht jezt auf Freyheit oder Tod. Sie wissen aus der Geschichte, daß ein Volk frey ist, sobald es frey seyn will. Und nun ein Volk, wie die Franzosen! Vetter, sie sind wie die Kiesel: jemehr Schläge, desto mehr Funken! Geben Sie Acht: sie läutern sich, concentriren sich, kommen zurück und stürmen halb Europa!

Genug, Köster, ein heller einsichtiger Mann, sah damals schon ein, daß die Franzosen wieder vordringen und alles zerstören würden, was die Preußen und Oestreicher dort auch machen mögten. Er hatte sich aber in die Zeit geschickt. Weil er also gefürchtet hatte, es mögten ihm wegen seiner Klubbisterey, denn so hieß, wie ich schon gesagt

habe, aller Schein von Anhänglichkeit am franzöſiſchem Syſteme, Händel gemacht werden, ſo vertraute er ſich dem General von Wolfframsdorf, erklärte ihm alle Umſtände, und dieſer ſonſt eben gegen Klubbiſten nicht gutgeſinnte Offizier, ſagte ihm: er möchte nur ruhig ſeyn, er habe ganz und gar nichts zu befürchten.

Ich weiß nicht, ob ich meine Behauptung, daß Hr. von Wolfframsdorf ein Feind der Klubbiſten geweſen ſey, beweiſen ſoll. Ein Beyſpiel iſt mir bekannt, welches ihm eben nicht viel Ehre macht. Hier iſt es!

Als der unglückliche Kanonikus Winkelmann, geweſener Maire zu Worms, deſſen traurige Geſchichte hinlänglich bekannt iſt, durch Oppenheim geführt wurde, ſo wurde er dem General Wolfframmsdorff, welcher da das Kommando hatte, vorgeſtellt. Dieſer fuhr den guten, würdigen Winkelmann, den jeder Vernünftige bedaurte, wie raſend an, und bediente ſich der niedrigſten Ausdrücke, ſprach von verfluchten franzöſiſchen Patrioten, die gehenkt, gerädert u. ſ. w. werden müßten. Und doch hatte der König dem unglücklichen Winkelmann Schutz verſprochen! Solche eigenmächtige, geſetzwidrige Auftritte ſind empörend, und reizen den Feind allemal noch mehr gegen uns ſelbſt. Ich verſtehe gar nicht, was für Urſache

man gehabt haben mag, den Feind und dessen constituirten Anhang durch unedle Behandlungen seiner Gefangnen, durch niedriges Schimpfen und kleinliches Spotten, noch mehr aufzubringen! Die üblen Folgen von diesem Benehmen hat man leider auch bald empfunden. Mich wundert, daß mein guter Braun auch hierauf keine Rücksicht genommen hat! Doch es ist Zeit, daß ich meine andere Erzählung fortsetze!

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Belagerung der Festung Mayn.

Wenn ich dieses Kapitel so überschreibe, so bin ich keinesweges gesonnen, eine vollständige Beschreibung von der Belagerung dieser Festung zu liefern: das ist schon von Andern geschehen, freilich immer so oder so, und selten ausführlich, und noch seltner zuverläßig. Ich für mein Theil erzähle hier, was mich betrifft; und über die Begebenheiten selbst mache ich nur hie und da Anmerkungen, welche dem Leser, wie ich hoffe, nicht misfallen werden, wenn er sonst Einsicht und Kenntniß von militärischen Operationen hat.

Ich habe einmal einen ganz närrischen Grundsatz, nach welchem ich überall und in allen Stücken zu Werke gehe. Ich glaube nämlich, daß jeder Mensch, dem die Natur Augen, Ohren und Nase gegeben hat, darum mit seinen Augen auch sehen, mit seinen Ohren auch hören, und mit seiner Nase auch riechen müsse, und daß er fremder Sinne nicht nöthig habe, wenn seine eignen noch in brauchbarem Stande sind. Gern rede ich mit Männern von Erfahrung und Kenntnissen, aber das ist auch alles: ich lasse mir von Keinem etwas aufbinden oder aufdringen. Ich weiß, daß die größten Feldherren von Agamemnon an bis auf den Herzog von Braunschweig und den Prinzen von Coburg gewaltige Schnitzer begangen haben im Kriege, Schnitzer, worüber sich jezt der geringste Korporal wundert. Daher habe ich folgenden Grundsatz niemals als unumstößlich annehmen können:

Was dieser oder jener große General that, das war recht gethan:

Denn sonst müßte ich ja auch die Belagerung von Maynz für ein Meisterstück halten; und das war sie doch wohl nicht!

Was die Herren Philosophen betrift, die allein weise sind, wie sie meynen: so bin ich überzeugt, daß Marcus Tullius recht hat, wenn er spricht: es sey nichts so abgeschmackt, das nicht

dieser oder jener Philosoph behauptet habe. Und die Theologen! — Wahr und wahrhaftig, käme Christus zurück, er machte es den meisten von ihnen, wie ehedem den Schriftgelehrten und Pharisäern; und sie, verwärfe er ihre symbolischen Bücher, kreuzigten ihn ohne Erbarmen von neuem! Ich gehe demnach meinen Gang für mich — unbekümmert um den gebahnten Gang Dieses oder Jenes, er heiße Held, Philosoph, Theolog, Sultan oder Papst. Ist mein Gang nicht der rechte Gang: je nun, so ist er wenigstens der Gang, den ich mir wohlbedächtig wählte, und dieß — weil Freyheit und Selbstständigkeit das höchste Gut auf der Welt sind, oder zu seyn scheinen. —

Wir rückten am 14ten April ins Lager vor Maynz, welches aber nur von weitem, jenseits des Rheins, über eine starke Stunde, beynahe gegen zwey Stunden, eingeschlossen wurde. Es war an einem Sonntage; und der Pöbel, groß und klein, aus der ganzen dortigen Gend kam heran, uns und unser Lager zu besehen. Unter diesen waren viele meiner Bekannten, welche sich bemühten, mir ihre Anhänglichkeit und Freundschaft zu beweisen.

Lange standen wir ziemlich ruhig. Man machte zwar hie und da einige Schanzen zur Vertheidigung, hatte aber noch kein Geschütz, um einiges von Erfolg gegen die Festung vorzunehmen.

Das preußische Hauptquartier der Belagerung war in Marienborn, und Herr Graf von Kalkreuth führte das Oberkommando über die ganze Belagerung. In Maynz kommandirte d'Oyré, ein Mann von vielen militärischen Kenntnissen und zweckmäßiger Thätigkeit. Dieser Mann hat sich gegen das Ende des Jahres 1794, durch Hn. Bispinks Vermittelung, um mich selbst sehr verdient gemacht, wie ich in der Folge erzählen werde. Der Repräsentant Merlin von Thionville — denn es giebt noch einen von Douay — war nach Maynz geschickt worden, um da das Interesse der Franken-Republik zu besorgen. Dieser Merlin ist ein fataler Rabulist, welcher gern alles nach seinem Kopf geformt hätte, wenn nur d'Oyré die Hände dazu hätte bieten wollen. Er schien ganz gewaltig patriotisch gesinnt zu seyn, und war doch, wie es scheint, die Hauptursache, daß Maynz so bald erobert oder vielmehr übergeben wurde.

Die Maynzer-Besatzung war damals 18000 Mann stark. Dieses war wirklich für eine Ausdehnung, wie damals die Maynzer Werke sie hatten, wozu noch Cassel und die Petersaue, eine Rheininsel, und noch verschiedne andre Inseln zu der Zeit gehörten, viel zu schwach. Custine hatte hier einen argen Fehler begangen, daß er sich mit seinem Korps, welches nach Germersheim zog,

nicht in Maynz warf. Den Deutschen war es übrigens zu verzeihen, daß sie im Anfang der Belagerung nur langsam zu Werke giengen: es fehlte ihnen an Allem — an Geschütz und an Mannschaft. Damals, als wir anrückten, war unsre Belagerungsarmee am linken Rheinufer höchstens 16000 Mann stark. Freilich kamen hernach, aber ziemlich spät erst, die Königl. Garden, mehrere Bataillons kaiserlicher Truppen, dann Darmstädter und Pfälzer dazu, wodurch denn 37000 Mann herauskamen.

An Reuterey hatten wir wirklich zu wenig: das Reuterregiment des Herzogs von Weimar, die Sächsischen Dragoner und Husaren waren jenseits des Rheins; und diese Kavallerie reichte, wie mich dünkt, nicht hin, besonders da die Sächsischen Husaren ihr Handwerk noch nicht recht verstanden. Man nehme mir das nicht übel, und die Herren werden jezt wohl selbst einsehen, daß sich Husaren nicht sofort aus Dragonern machen lassen, und daß zu einer ähnlichen Organisation etwas mehr nöthig sey, als der Pelz und der Säbel. Deswegen hat man nachher noch Husaren von Wurmser hinzugenommen.

Das Wetter war während der ganzen Belagerung gröstentheils gut und den Schanzarbeiten günstig, welche denn auch stark betrieben wurden.

Zu dieſen Arbeiten brauchte man Soldaten und die Bauren aus der dortigen ganzen Gegend. Es iſt, dünkt mich, für dieſen Punkt im Kriegsweſen noch ſehr viel zu verbeſſern, und der Vorſchlag Eines der Mitarbeiter an dem Magazin der neuſten Kriegsbegebenheiten, ein ſtehendes Korps Arbeiter zu errichten, ſcheint mir nicht ſehr Unrecht: denn ſowohl die Soldaten, als die Bauren ſchicken ſich zu ſolchen Arbeiten gar ſchlecht.

Der Soldat arbeitet überhaupt nicht gern. Wenn ich hätte arbeiten wollen, ſpricht er, wäre ich nicht Soldat geworden. Und wahrlich, ein Graben, woran 150 Mann zwey volle Tage arbeiten, kann in Einem gar füglich durch 30 oder 40 ordentliche Schaffer fertig werden.

Die Bauren ſind bey militäriſchen Werken ebenfalls ſchlechte Arbeiter. Einmal ſind die Leute immer gezwungen, und da ſchicken ſie Kreti und Pleti, Kinder, Weiber, Mädchen, kurz alles, was nur gehen kann. Bey der Arbeit ſelbſt wird entweder geflucht, oder gekackelt und wenig oder nichts ausgeführt.

Es ſcheint auch nicht ſehr billig zu ſeyn, den armen Bauren, welche ohnehin ihre liebe Noth mit Lieferungen, Fuhren u. dgl. haben, auch noch die Laſt der Schanzarbeiten aufzulegen. Man bedenke, wie der arme Landmann bedrängt wird,

wenn so ein Ungewitter in seiner Nähe schwebt, besonders die, welche auf 6, 8, 10 bis 12 Stunden von einer belagerten Festung zu Hause sind. Sollten sie aber demohngeachtet doch arbeiten, so sollte man den armen Leuten wenigstens Tagelohn geben. Ich habe bey Maynz und bey Landau arme Leute arbeiten sehen, welche in 24 Stunden nichts essen konnten, weil ihr Vorrath alle war, und sie keinen Kreuzer Geld hatten.

Daß man die armen Bauren bey solchen Arbeiten auch noch mishandelt, davon bin ich selbst Zeuge gewesen: dumme, unverständige Korporäle, und unmündige Offiziere schlugen die armen Leute, daß es eine Schande war.

Barbarisch ist es vollends, daß man Landleute da arbeiten läßt, wo Gefahr ist, verwundet oder erschossen zu werden. Gefährliche Arbeiten müssen blos dem Soldaten, der einmal für dergleichen gefährliche Posten besoldet wird, überlassen werden: aber auch dieser müßte nebenher dafür belohnt werden. Ueberhaupt aber scheint der erwähnte Vorschlag zur Errichtung eines eignen militärischen Arbeiterkorps vom größten Nutzen, besonders bey Belagerungen zu seyn.

Daß wir, während der ganzen Belagerung, sehr stark geplagt wurden, läßt sich denken. Tag für Tag beynahe im Dienste, und Nacht für Nacht

fast in die Schanzen: das war freilich hart, aber wegen der überall zu schwachen Belagerungsarmee nothwendig.

Einsiens — es war in der Nacht vom 8 — 9ten Junius — fiel es dem Prinzen Louis, Sohn des Prinzen Ferdinand von Preußen, ein, einige Schanzen auf der Anhöhe oberhalb Zablbach zu demoliren. Die Franzosen bedienten sich derselben, die Gegend um Bretzenheim unsicher zu machen, führten aber alle Abend ihre Kanonen heraus. Dieses wußte der Prinz nicht, und ihm war es doch eigentlich darum zu thun, die Kanonen zu vernageln, oder wegzuführen, und dann die Schanzen zu zerstören. Ich befand mich mit unter der Zahl der mitgenommenen Arbeiter. Wir griffen die Schanzen an, jagten die Besatzung, welche nichts weniger erwartete, als einen Anfall dieser Art, heraus, und machten dann alles der Erde gleich. Da wir sehr nahe unter den französischen Kanonen waren, so schadeten uns diese wenig. Dieser Coup hat der militärischen Geschicklichkeit und noch mehr dem Muthe des Prinzen Ehre gemacht. Es war schon Tag, als wir abzogen, und wir würden übel weggekommen seyn, wenn nicht erfahrne Offiziere, besonders der Herr Major von Griesheim, die schicklichsten Anstalten zur Retirade zu treffen gewußt hätte. Aber schon den

andern Morgen um 9 Uhr bewiesen uns die flinken Franzosen, daß wir uns vergebens bemüht hatten: ihre Kanonen donnerten um diese Zeit schon wieder aus den frisch aufgeworfenen Schanzen.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen.

Unter den vielen Besuchen, welche ich im Lager bey Mainz erhielt, war auch ein sehr unerwarteter, nämlich der von meinem Bruder. Man stellt sich vor, daß unsre Zusammenkunft eben nicht herzlich war: man denke an das, was ich im zweyten Theil über unsre brüderliche Liebe gesagt habe. Mein Bruder, um sich mit mir nicht vis-à-vis zu setzen, hatte noch einen Herrn und einige Frauenzimmer mitgebracht, worunter auch seine Liebschaft war, mit welcher er sich, wie ich ihm nicht verdenken kann, mehr abgab, als mit mir. Wir sprachen blos über Angelegenheiten der Zeit, und vermieden alles, was uns auf unsre Familienangelegenheiten hätte leiten können.

Mein Bruder beschwerte sich unter andern sehr über das barbarische Betragen des Obersten Sz-

kuly in seiner Gegend, und auf dem Hundsrück. Er hatte meinen Bruder mit Hieben gedroht, hatte selbst die Bauren und andre Leute geprügelt, und von nichts als von Patrioten radotirt. Dieser tollkühne Mann, dem man das Fleischerhandwerk seiner Vorfahren noch ansah, nahm, wo er konnte, beschenkte damit seine Leute, und führte unter deren dadurch willigem Beystand Einiges aus, das ihm Ruf erwarb, schickte aber auch — Man denke sich den unruhigen und ruhmsüchtigen Renommisten zu Pferde! — den Zeitungsschreibern das selbst zu, was er durch ihre Lügentrompete über seine Thaten und sich ausposaunt wissen wollte. Er erwarb sich also einigen Soldaten-Ruf; aber den Ruhm der Menschlichkeit erwarb er sich nicht. Ich kenne einen vornehmen preußischen Offizier, welcher keine große Thaten gethan hat, weil ihm die Gelegenheit dazu abgieng, und weil da, wo er wirksam seyn sollte, die Ueberlegenheit des Feindes ihn hinderte, etwas von Belang auszuführen. Heldenthaten rühmten also die Zeitungen an ihm nicht, aber alle Landleute und Städter segnen ihn überall, wo er mit seinen Leuten gewesen ist: und dieser Edle heißt — Thadden.

Mein Bruder verließ mich nach einem Besuche von einer halben Stunde, und versprach, den folgenden Tag wieder zu kommen. Ich hoffte nicht,

ihn wieder zu sehen, und doch hielt er Wort: ich hatte aber die Anstalt getroffen, daß man in meinem Zelte sagen mußte, ich schliefe, und dürfte jezt nicht geweckt werden. Er mogte merken, daß dieses absichtlich gesagt wurde, und führte sich ab. Nach dieser Zeit habe ich nichts mehr von ihm gehört. Auch meine gute Mutter, die mich bald hernach auch im Lager bey Mayntz besuchte, erwähnte seiner mit keinem Worte: Sie wußte unser Verhältniß. — Es ist sehr traurig für mich, daß ich so isolirt in der Welt seyn muß! Doch

Tu ne cede malis, sed contra audentior ito!

Ist gleich meine ganze Verwandtschaft, so zu sagen, für mich wie todt, so giebt es doch noch Männer, die es schmerzt, wenn mir es übel geht, und die sich mehr als brüderlich freuen würden, wenn mehres dauerhaftes Glück für mich noch möglich wäre. Das aber ist immer Trost für mich, und erleichtert mir die kummervollen Augenblicke, welche mir die Betrachtung meiner Schicksale und meiner verdüsternden Verirrungen verursacht, und welche weit häufiger seyn würden, wenn ich nicht mit Fleiß, und so gut es gehen will, alle, leider, nichts fruchtende Betrachtungen entfernte, wodurch die Seele nur kränker wird. Ich habe durch vielerley Zufälle, die mich betroffen haben, und in sehr

verschiednen Lagen, doch so viel gelernt, daß der Mensch nimmermehr ganz unglücklich ist, wenn er nur nicht selbst den Ursachen des ihn drückenden Uebels nachspührt. Denn finden wir die Ursache davon in uns, so werden wir nothwendig mit uns selbst unzufrieden, und dann gute Nacht Ruhe auf geraume Zeit: finden wir sie an Andern, so füllt sich unser Herz mit Zorn, Rachgierde und andern unangenehmen Gefühlen, und wir sind ebenfalls unglücklich. Dieß ist eine von meinen Lebens-Maximen, die freilich ihr Schiefes hat und etwas egoistisch ist; aber der Gerade geht ohne Krücken, und nur der Beinbrüchige bedarf ihrer, um durchzukommen, so gut es geht. Genug, für Patienten von meiner Art hatte jener wohl recht, welcher sagte:

Ich hab mein' Sach auf Nichts gestellt,
Drum kann mir's auch nicht fehlen.

In der Folge mehr über diesen Gegenstand.

Die preußische, sonst so hochberühmte, Genauigkeit im Dienste hat bey Maynz ein gewaltiges Argument gegen sich bekommen durch den Ueberfall bey Marienborn. Die Sache ist bekannt; also nur einige Bemerkungen!

Da das ganze Feld von Maynz bis an Marienborn voll hohes Getraides war, und da folglich Spionen, ohne bemerkt zu werden, ganz nahe her-

anschleichen konnten, so hätte man sowohl am Tage als besonders bey der Nacht, vom Chaussee-Hause an bis nach Bretzenheim eine starke Wachtlinie ziehen sollen, und daselbst fleißig patrouilliren. Aber freilich, man fürchtete keinen Ausfall, und zog daher auch sogar ein Piket, welches gleich von Anfang der Blokade in die Kapelle zwischen Marienborn und Bretzenheim gestellt war, als unnöthig und überflüßig ein. Jederman, der von diesem Ueberfall gehörig unterrichtet ist, und nur einige taktische Kenntnisse hat, muß gestehen, daß dabey von unsrer Seite eine arge Nachläßigkeit begangen ist, wenn man auch annimmt, daß man sich durch keine Art von Furcht von der Sicherheit abbringen ließ, worin man in Absicht der Franzosen und ihrer Thätigkeit stand. Denn Furcht und Wachsamkeit ist im Kriege, zumal bey einer Belagerung, die Mutter der Sicherheit für sich und seine Plane. Um diesen Fehler von uns abzuwälzen, heißt es im I. B. des Magazins der neuesten Kriegsbegebenheiten S. 60: „Der kommandirende General, Graf von Kalkreuth befahl, daß eine verhältnißmäßige Anzahl Bauren in dieser Nacht vorangehen und das Getraide abmähen sollten: den Kavallerie-Feldwachten wurde sogleich angedeutet, diese Leute ohne Geräusch paß- und repassiren zu lassen, damit kein feindliches Feuer NB! auf

sie gezogen würde. Die feindlichen Kolonnen (welche zum Ausfall bestimmt waren) wurden nun bey finsterer Nacht für diese Arbeiter gehalten, und so gelang es ihnen, unsere äußere Vorposten unentdeckt zu passiren."

Jederman sieht, daß hier ein Galimathias geschrieben ist: Denn wenn Kalkreuth wollte, daß Bauren das Getraide abmähen sollten: so hat er für diese Bauren gewiß auch eine militärische Bedeckung verordnet: denn auch auf sie mußte Acht gegeben werden, damit keiner von ihnen, oder nicht jemand anders als Spion durch und in die Festung hereinschliche. Diese Bedeckung blieb dann gewiß in der Nähe der Bauren, und war also im Stande, heranschleichende feindliche Kolonnen von ihnen zu unterscheiden, und auf den ersten Anblick alles zu allarmiren. Ließ man aber die Bauren ohne alle Bedeckung hinziehen, so war das ein neuer Fehler, der den andern so wenig entschuldiget, daß er ihn vielmehr verdoppele.

Die Vorposten sahen die Franzosen auch nicht für Bauren an, sondern für Soldaten, aber für Freunde, weil sie NB! das Feldgeschrey wußten, und es ordentlich angaben. Die Franzosen sind daher auch bis in Marienborn vorgedrungen, ohne daß man ihrer gewahr wurde; und wenn sie nur nicht so voreilig gewesen wären, so hätten sie leichter,

als man wohl denken mögte, ihr Vorhaben ausführen, und die Generale, Kalkreuth, Wolfframsdorf und Mannstein, nebst dem Prinzen Louis, aufheben können. Laßt uns doch lieber gestehen, daß wir auch Menschen waren, und hier einen recht derben militärischen Schnitzer gemacht haben. Ich mag den ärgerlichen Vorfall nicht weiter analysiren. In allen Kriegen sind ähnliche vorgefallen, und die größten Helden aller Zeiten waren von solchen Fehlern nicht frey. Uebrigens hat man die Wichtigkeit dieses Ueberfalls dadurch zu verringern gesucht, daß man unsern Verlust, der doch immer beträchtlich war, als ganz unbedeutend angab.

Der bey diesem Vorgang von den Franzosen als Wegweiser gebrauchte Gerichtsschreiber Lutze von Oberolm wurde aufgefangen, und einige Tage nachher am Chausseehause aufgeknüpft. Er ging mit der größten Gleichgültigkeit zum Tode, und schlug den Beystand des katholischen Pfarrers von Oberolm aus. Merlin hatte ihn mit Gewalt zum Wegweisen gezwungen, wie dieß nachher selbst mehrere Franzosen aussagten: und doch henkte man ihn als Spion! — Die Franzosen in Maynz hätten sich in dieser Rücksicht rächen können, aber sie handelten menschlich. Sie hatten einen Mainzer Professor, der, wie ich meyne, Schaber

hieß, als wirklichen Spion ertappt, und doch steckten sie ihn blos ein, um sich vor ihm, während der Belagerung, zu sichern. Er saß überdieß so leidlich, daß er, während er saß, so ein Ding von Tagebuch über die Mainzer Belagerung schrieb, und es nachher, nach der Uebergabe, herausgab. Indeß wie die Henne, so das Ey — elend! Der arme Lutze hinterließ eine Frau mit fünf Kindern. —

Unsere militärische Strenge hielt aber nicht überall gleichen Schritt: denn als ein gewisser Leutnant auf dem rechten Rheinufer, wohin er auf die Maynspitze kommandirt war, das Unglück hatte, daß die Franzosen ihn in einer Redoute überfielen, und die Kanonen vernagelten, nachdem sie die Besatzung theils getödtet, theils verjagt hatten, und als man diesen Ueberfall dem Leutnant vorzüglich Schuld gab, weil man einsah, daß bey größerer Wachsamkeit dergleichen so leicht nicht hätte geschehen können — denn die Preußen merkten die Franzosen nicht eher, als bis diese schon völlig in der Schanze waren — so wurde er deswegen nur mit vier Wochen Arrest bestraft! — Eben dieser Herr Leutnant erhielt hernach, als er bey einer ganz unbedeutenden Gelegenheit seine unbedeutende Schuldigkeit nicht ganz versäumte, den preußischen Orden pour le mérite, der freilich mul-

titudine compotum laude fruſtratur, wie Livius über die ſpolia opima ſich ausdrückt.

Weil ich doch hier von Orden rede, ſo will ich zugleich der Medaillons gedenken, welche bey Mainz anfingen ausgetheilt zu werden. Es waren goldene und ſilberne Denkmünzen, mit der Aufſchrift: Verdienſt um den Staat, und ſollten jenen Unteroffizieren und Soldaten zu Theil werden, welche ſich beſonders auszeichnen würden. Die Oeſtreicher hatten ſchon ſeit dem Türkenkriege, wo Kaiſer Joſeph II. das Ding aufbrachte, dergleichen Medaillen, aber mit vermehrtem Traktament: allein bey den Preußen bleibt ein ſo bezierter Achtgroſchen-Mann, wie einſt ein Soldat ſich darüber ausdrückte, immer ein Achtgroſchen-Mann wie vorher: da ſoll blos die Ehre gelten, und das Verdienſt belohnen.

Ueberhaupt haben dieſe Medaillons wenig genutzt, aber durch erregte Eiferſucht und Uneinigkeit deſto mehr geſchadet. Es war dieſes ganz natürlich. Mancher oder vielmehr die meiſten erhielten die Medaillen aus Gunſt; weil ſie bey den Offizieren gut ſtunden, ihnen kalefaktorten, u. dgl. wie der Majors-Bediente, der bald nachher doch zum Henker lief. Dieſer Umſtand brachte indeß ſo viel zu Wege, daß die bemedaillirten Burſche von den Uebrigen verachtet und gehaßt wurden.

Man gab dem Dinge sogar allerhand unedle Beynamen; und noch jezt in Halle mokiren sich sogar die Soldatenweiber darüber. So hörte ich noch neulich eine zu ihrem Kinde auf dem Arme sagen, als gerade ein Bemedaillirter ihr vorüber ging: „Sieh Frizchen, auch ein Kamerad mit einem Pfennig zur Semmel!"

In Frankreich gab man ehedem das Zeichen des langen Dienstes, und das war mit gewissen Vortheilen verknüpft. Ein solcher Ancien militaire — denn so hießen die mit dem Zeichen beehrten Soldaten — durfte mit dem Stock nicht mehr geschlagen werden, so sehr dieses damals auch noch bey den Franzosen grassirte. Aber bey den Preußen sah ich Einige, trez ihrem silbernen Medaillon, dennoch tüchtig durchprügeln: sogar Unteroffiziere mit dem goldnen Pfennig erhielten nach Umständen ihre derben Fuchtel. Der Orden pour le mérite und das Medaillon sind demnach keinesweges Beweis, daß der, welcher sie trägt, wirklich Verdienst besize: sie zeigen blos an, daß er, wer weiß wodurch, die Gunst seiner Vorgesezten gehabt habe. Auch will Mancher von diesen durch den Schimmer seiner Untergebnen selbst gern mitschimmern.

Lange hatte unser Bataillon auf der linken Rheinseite gestanden; und rückte den 17ten Jun

auf die andre Seite ins Lager ohnweit Bischofsheim, wo der damalige Oberste von Ruchel das Oberkommando hatte. Hier war unser Dienst weit schwerer und gefährlicher, als auf der linken Seite. Doch, ich würde wohl unrecht thun, wenn ich die Vorfälle alle erzählen wollte, von welchen ich hier Augenzeuge gewesen bin. Leser vom kriegerischen Handwerk mögen das alles anderswo suchen; und die übrigen werden sich mit dem begnügen, was ich der allgemeinen Aufmerksamkeit werth halte. Eine vollständige, aber unpartheyische Beschreibung der Maynzer Belagerung haben wir ohnehin wohl schwerlich je zu erwarten. Ich sprach noch im verwichnen Sommer mit einem Ingenieur-Offizier der Oestreicher, und dieser Mann, welcher mir Kenner zu seyn schien, versicherte mich, daß auch aus der allergenauesten Angabe aller Operationen gegen Maynz wenig zu lernen, und noch weniger Ehre zu ernten sey: denn es seyen unzählige Fehler vorgefallen, welche bey andern Gelegenheiten sehr viel Unglück über die Belagerer hätten bringen können u. s. w. Ganz Unrecht schien mir der Ingenieur nicht zu haben: denn wenn ich so überlege, wie man gegen die Festung verfuhr, so dünkt mich selbst, daß man manche mislungne Versuche hätte ausführen können, wenn man die Sache selbst nur besser eingeleitet hätte.

Man wollte z. B. einmal ein tranchée eröffnen, worüber ein emigrirter Ingenieur die Aufsicht hatte. Man beorderte eine gewaltige Menge Arbeiter, und eine eben so starke Bedeckung, hatte aber so elende Anstalten zur Versammlung der Arbeiter getroffen, daß die kaiserliche Bedeckung die Preußische für Franzosen in der finstern Nacht ansah, und auf sie feuerte. Die Preußen erwiederten das Feuer, und die Franzosen, dadurch aufmerksam gemacht, begrüßten beyde mit Kartätschen und kleinen Kugeln. Hiedurch ward die Verwirrung allgemein: die Arbeiter schmissen das Schanzzeug, und die Bursche die Gewehre weg; viele verloren Hut und Säbel, und alles lief, um sich zu retten. Früh holten die Franzosen das deutsche Schanzzeug, und die weggeworfnen Flinten und Patrontaschen. Dergleichen Dinge sind mehrmals vorgefallen.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Noch über die Mayntzer Belagerung.

Wir hatten unter andern schlimmen Posten auch die sogenannte Leimgrube, dicht an einer Rheininsel, zu besetzen. Diese Grube wurde von unsern Leuten bald die Mordgrube genannt, weil alle Tage Mehrere daselbst erschossen wurden: denn auf der Insel, welche nur durch einen schmalen Kanal davon getrennt war, stunden die Franzosen, und sobald sich nur einer von uns über den aufgeworfnen Damm mit dem Kopfe erhob, schossen sie so gewiß, daß sie ihm allemal das Hirn zerschmetterten. In diesem Mordloch liegen viele von den Unsrigen begraben: von unserm Bataillon allein büßten mehr als 30 Mann ihr Leben da ein.

Die Franzosen waren, wie gesagt, nur durch einen schmalen Kanal von unserm Posten getrennt, und sonach konnte man gegenseitig alles hören, was auf dieser oder jener Seite gesprochen wurde, wenn man nur vernehmlich sprach. Merkten nun die Deutschen, daß auch Deutsche unter den Franzosen waren, so gieng sofort das Geschimpfe an, welches zuweilen viele Stunden immer im nämlichen

Tone fortgieng, endlich bloß zum Spaße. Ich will für gewisse Leser einen solchen Schimpfdialog hier anführen, nur um zu zeigen, daß auch die kühnsten Ideen ohne Wirkung bleiben, sobald sie familiär werden, zumal Ideen vom Feinde.

Preuße. Hör du, sakkermentscher Patriot, wirst du bald die Schwerenoth kriegen?

Franzose. Elender Tyrannenknecht, sag, wird dich dein Korporal bald lahm oder todtprügeln müssen?

Pr. Du verfluchter Königsmörder!

Fr. Du niederträchtiger Sklav!

Pr. Ihr Spizbuben habt euren König ermordet, und dafür müßt ihr alle zum Teufel fahren.

Fr. Wenn ihr keine Hunzfötter wäret, so würdet ihr es allen Tyrannen eben so machen! Wenn ihr das thätet, so wäret ihr noch Menschen, so aber seyd ihr Tyrannensklaven, und verdient alle Prügel, die ihr bekommt.

Pr. Ihr habt noch alle eure Strafe vor euch. Die ganze Christenheit wird euch angreifen, und eure gottlose Thaten bestrafen.

Fr. Laß sie doch kommen, die ganze Christenheit mit dem ganzen Heer des Teufels und mit der Armee des Erzengels Michael: wir fürchten uns nicht!

Pr. Aber Maynz müßt ihr hergeben: das soll euch der Teufel nicht danken.

Fr. Laß auch Maynz zum Teufel fahren: glaubt ihr denn, wir scheeren uns um so ein Rackernest, wie Maynz ist? Da steckt noch alles voll Pfafferey und Adel. Aber so leicht sollt ihrs doch noch nicht kriegen.

Pr. Wenn ihr nur euren König nicht umgebracht hättet —

Fr. Kamerad, sey kein Narr! Es ist nun einmal so, und weils einmal so ist, daß wir keinen König mehr haben, so wollen wir auch dafür sorgen, daß weder euer König, noch der Kaiser, noch der Teufel uns einen wieder geben soll.

Pr. Aber wo kein König ist, da sind auch keine Soldaten —

Fr. O du armer Kerl du, wie räsonnirst du so dumm! Ja freilich, solche Soldaten giebt es dann nicht, wie du und deines Gleichen. Ihr seyd Sklaven, leibeigne Knechte, die einen Tyrannen über sich haben müssen, der ihnen kaum halb satt zu essen giebt, und sie prügeln, spiesruthenlaufen und krummschließen läßt, wenns ihm einfällt. Solche Soldaten sind wir nicht; wir sind freye Leute, republikanische Krieger.

Pr. Das ist aber bey uns anders; wir haben einen Herrn, dem wir gehorchen müssen.

Fr. Weil ihr gehorchen wollt. u. s. w.

Solche Gespräche fielen oft zwischen unsern Leuten und den Deutschen unter den Franzosen vor, und man hatte seinen Spaß daran und lachte darüber. Aehnliche und noch derbere Ausdrücke über Tyrannen und Tyrannensklaven u. dgl. haben uns unsre Zeitungsschreiber, Journalisten und andere Zeitschriftsteller in ihren Auszügen aus den Volks- und Conventsverhandlungen der Franzosen, wie auch aus den Invectiven der englischen Oppositionspartey aufgehoben: und was hats geschadet! Der Mensch, im Durchschnitt, ist eine passive Gewohnheitsmaschine, der endlich — so lange es ihm bey heiler Haut nur halbweg erträglich geht — sich an Mordscenen und den Zeitungsberichten darüber gewöhnt, ohne davon nur noch menschlich gerührt zu werden: warum denn nicht auch an Schimpfen und Brandmarken! Man muß die Menschen gar wenig kennen, wenn man glaubt, daß Schriftsteller auf sie bis zum Aufstand wirken können: dieß ist nur der Erfolg von dem Harpiensystem der Fürsten oder ihrer Finanzminister. Eberhard und Tieftrunk haben recht, wenn sie sagen: Fürsten seyd gerecht: und eure Throne stehen unerschütterlich!

Wie gesagt, unsre Soldaten lachten über die Invectiven der Franzosen, und reizten sie oft dazu,

blos nur zum Spaß. Als endlich die öftere Wiederholung das Interesse daran schwächte, wurden sie gegenseitig saufter, und nannten sich zulezt gar Kamerad oder Bruder. Sie machten oft sogar Kartel unter sich, versprachen, sich nicht zu schiessen, und traten sodann auf die Verschanzung, wo sie sich ganz freundschaftlich mit einander unterhielten.

Einmal hatte ein Soldat von unserm Regiment mit den Franzosen auf der Insel, auch auf die erwähnte Art, Kartel gemacht. Während desselben stellten wir den Weg durch das Wasser wieder her, der ganz unbrauchbar geworden war, und die Franzosen brachen ihr Wort nicht, sondern ließen uns unter ihren Augen den Weg ohne Hinderniß ausbessern.

Hr. von Rüchel versprach einmal einem Burschen einen Thaler, wenn er den Franzosen, nach Kostheim zu, den bloßen Hintern weisen wollte. Herr von Rüchel war damals von Wein etwas beschenkiert. Der Bursche sagte ganz kalt: „Gern verdiente ich den Thaler: aber es schickt sich doch nicht, den Feind so zu behandeln.“ Herr von Rüchel, statt das zu fühlen, suchte flugs einen andern, welcher für den Thaler, den Hintern entblößen, ihn den Franzosen hinweisen, und dazu rufen mußte: „Hier leckt mich im A—, ihr hunz-

fettischen Patrioten! kommt her, leckt! — Von diesem unanständigen Verfahren hat man sogar in Frankreich gesprochen. Auch ist es richtig, daß man durch dergleichen mehr sich als den Feind beschimpft. —

Anekdoten von dieser und weit ärgerer Art werden wir gewiß bald aus Frankreich mehr als zuviel erhalten. Ich weiß, daß Franzosen bey der Rheinarmee sich ein eignes Geschäft daraus gemacht haben, sich allenthalben nach dem Betragen der Oesterreicher und der Preußen zu erkundigen, und in ein eignes Buch das einzutragen, was zur Charakteristik von beyden dient. Ich habe ein Buch dieser Art in Händen gehabt; und kömmt es heraus: wehe Manchem!

Unter andern mislungenen Versuchen auf die Festung war auch die Errichtung gewisser schwimmender Batterien, wozu, ich weiß nicht, welcher unerfahrne Mensch, den Anschlag gegeben hatte. Selbst unsre Offiziere erklärten das ganze Unternehmen für ein unausführliches Hirngespinst: allein einige Herren waren davon eingenommen (embêtés würde ich auf französisch sagen) und es mußte wenigstens ins Werk gesezt werden. Aber leider, es gieng schief: das ganze Ding fuhr den Rhein hinab, und wurde von den Franzosen an der Brücke aufgefangen. Sechs und siebzig Mann und meh-

rere Offiziere wurden gefangen. Die Franzosen behandelten alle recht artig, nahmen ihnen nichts, als ihre Waffen, ließen aber den Offizieren die Degen, und nachdem sie alle gut bewirthet hatten, brachten sie dieselben den andern Tag wieder zu den Preußen. Ein Offizier von uns wollte, daß man die französischen Soldaten, welche die gefangnen Preußen aus der Festung gebracht hatten, behalten und zu Kriegsgefangnen machen mögte: aber der brave General Kalkreuth widersezte sich diesem undankbaren und äußerst unanständigen Vorschlag.

Ehe ich meine Erzählung von der Mainzer Belagerung schließe, muß ich noch etwas von der Hurenwirthschaft im Lager anführen. Daß dahin von allen Orten her feile Dirnen heranschlichen, versteht sich von selbst: das ist in den Standlagern nicht anders. Schon zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges sagte jemand:

Commoda germanis scortorum copia castris
Praebet militibus gaudia clara püs. *)

*) Pius und dumm galt dem Dichter damals, in Beziehung auf die Deutschen, für eins. Er macht ihnen Vorwürfe, daß sie den damaligen Krieg gegen ihr eignes Interesse hatten führen helfen, und sagt, um ihr inkonsequentes und passives Wesen beißend zu rügen:

Ducimur ut norvis alienis mobile lignum.

Eben so war es in diesem Kriege bey Maynz. Bey unserm Regimente gab es eine ordentliche Hurenwirthschaft, das heißt, ein ordentliches Bordelzelt, worin sich vier Dirnen aufhielten, welche, um doch einen Vorwand zu haben, Kaffee schenkten, und dann jedem zu Dienste waren. Sie hatten sich förmlich tarirt, und

Lieschen, die schönste, galt			45	Kreuzer,
Hannchen	—	—	24	—
Bärbelchen	—	—	12	—
Die alte Katherine		—	8	—

Ein Pfaffe aus der dortigen Gegend besuchte mich eines Tages, und da ich von seiner Orthodoxie überzeugt war, so wollte ich doch auch eine Probe machen, ob er das donum continentiae hätte. Ich führte ihn also ins Bordelzelt, und wir fingen an

---

Von den Deutschen zu unsrer Zeit heißt es im III. St. des Neuen grauen Ungeheuers S. 119: „Hoher Sinn und Freyheit lieben nicht in unserm Charakter, wohl aber kleinliche Schmeicheley und niedrige Rachsucht. — Der Deutsche ist überall verächtlich geworden: der Franzose nennt ihn lourd Allemand, der Engländer German dogg, der Russe Iwan Iwanowitsch, und der Italiäner hat eine lächerliche Maske, die il Tedesco heißt. Warum? weil in allen diesen Ländern der Deutsche sich zu jedem Geschäfte brauchen ließ, wozu auch der unehrlichste Eingebohrne zuviel Ehre hatte. Alle Völker haben etwas für die Freyheit gethan, nur der Deutsche nicht: im Gegentheil, wo es auf Unterdrückung ausging, waren deutsche Lohnknechte die Werkzeuge — in Amerika, u. s. w.

zu zechen. Nachdem sein Kopf nur etwas heroisch geworden war, ward schön Lieschen seine einzige Unterhaltung: er schäkerte mit ihr auf die unanständigste Art in Beysein der Soldaten, welche sich über den unverschämten Pfaffen theils ärgerten, theils freuten. Endlich ging er fort, und Lieschen folgte ihm — ins nahe Getraide. — Da hatt' ich denn neuen Zunder für meinen Haß gegen die gleisnerische Frömmigkeit aller orthodoxen Pfaffen, welche, wenn sie die Orthodoxie nicht erheucheln, meist durch die Bank eben so große Ignoranten, als Sünder sind, nur daß sie den Schein scheinheiliger vermeiden.

Loripedem rectus derideat, aethiopem albus:
Quis tulerit Gracchos de seditione querentes!

Unser Oberste, der Herr von Hunt, machte endlich dem Skandal des Bordelzeltes ein Ende, und jagte die Menschen fort: sie zogen darauf zu den Sächsischen Dragonern, wo sie ihr Wesen weiter trieben. Bey den andern Regimentern waren die Bordelzelte nicht minder. Ich war, damit ich doch auch wieder etwas von mir erzähle, die ganze Zeit der Maynzer Belagerung über munter und gesund, und freute mich meines Daseyns erst recht, als ich sah, daß unsere Leute die Franzosen von Tag zu Tag näher kennen und höher achten lernten. Meine Zeit, die ich von Dienste übrig

hatte, vertrieb ich mit Bücherlesen und in der Gesellschaft meiner Freunde, deren ich eine Legion in jener Gegend habe. Alle Tage hatte ich Zuspruch, aber nicht allemal war mir der Zuspruch erfreulich. Viele kamen nur aus Neugierde, um den Kerl zu sehen, welcher so mancherley Ebentheur bestanden hatte. Solche Menschen sind wirklich unerträglich, aber ich wußte auch allemal ihre Neugierde mit Sarkasmen abzuspeisen: mit Pfaffen sprach ich von der Pfafferey — nach meiner Art; mit Juristen kommendirte ich über die Hure Jurisprudenz, und den Medizinern erklärte ich das goldne Sprüchlein:

Qui quondam medicus, nunc est vespillo Diaules;
Quod vespillo facit, fecerat id medicus.

Hiedurch scheuchte ich die Eulen von mir. Aber allemal war mir es herzlich lieb, wenn ich so einen alten ehrlichen Bruder wieder zu sehen bekam, wie z. B. Herrn Stuber von Königsstetten. Das Schicksal dieses Mannes geht mir noch jezt sehr nahe. Seine Frau nämlich ward, wie er mir im Sommer 1795, als ich bey den Schwaben Korporal war, schrieb, wegen der Bübereyen und Bedrückungen der Kaiserlichen tiefsinnig. Das mag doch ein großes, großes Elend seyn!

Leser, welche hier einige Bemerkungen über die endlich erfolgte Uebergabe der Festung Maynz an die Preußen, — über das Benehmen des Repräsentanten Merlin von Thionville und des Generals d'Oyré u. s. w. erwarten, können sie finden in den Briefen eines preußischen Augenzeugen über den Feldzug des Herzogs von Braunschweig gegen die Neufranken; und in diesen vorzüglich: denn was die andern Herren über diesen Punkt gesagt haben, ist, so weit ich ihre Schreiberey bis jezt kenne, schief und partheiisch.

Genug, Maynz wurde den 23ten Jul 1793 an die Deutschen übergeben; aber, wahrlich, diese Uebergabe war nicht so sehr die Folge der Deutschen Tapferkeit, oder der Noth der Franzosen; als vielmehr Folge gewisser geheimer Unterhandlungen, bey denen Merlin vorzüglich interessirt war. Das Gesetz seiner Republik erlaubt erst dann die Uebergabe einer Festung, wenn es ihr an den Lebensmitteln mangelt, oder wenn der Feind eine brauchbare Bresche geschossen hat. Keins von beyden wär in Maynz der Fall, und doch ließ Merlin es fahren. Merlin hatte also offenbar gegen das Gesetz gesündiget; und daher nachher seine Schwindeley und Lügen in seinen Berichten über Maynzens Uebergabe; daher das Entfernthalten der militärischen Geißeln, d'Oyré, Dupont

und anderer, wie auch der bürgerlichen Geißel, oder der Klubbisten, welchen leztern er den so feierlich versprochnen Nationalschutz nicht einmal in der Kapitulation förmlich bewirkt hatte, und dieß, um sich gegen ihre Beschwerden über seine Unterschleife, geheime Unterhandlungen u. dgl. vor Robespierre zu sichern. Es wird bald die Zeit kommen, wo wir über alles das nähern Aufschluß nach Belegen erhalten werden: ich weiß das gewiß, und gehe darum weiter.

Man hatte unter den Preußen ausgesprengt, daß die Eroberung von Mayuz die lezte That dieser Armee seyn sollte. Ich glaubte das nicht, und zog mir durch meine Remonstrationen, wie gewöhnlich, allerley Vorwürfe und Verdruß zu. Eben so viel Verdruß machten mir meine Kritiken über eine gewisse poetische Sudeley, Preußische Bravourlieder oder Bravourgesänge genannt: ich glaube, der Verfasser hieß Reichard. Dummeres Zeug kann man schwerlich je finden: das ganze Ding war eine jämmerliche Dichterey von Schimpfwörtern und Drohungen über und an die Franzosen. Der Autor hatte mehrere Exemplare an unsre Offiziere geschickt, mit der Bitte, das Sudelzeug zur Aufmunterung und Anreizung des Muths gegen den Feind herum zu geben. Ich sahe dem elenden Wisch, der ohngefähr das in Ver-

sen war, was Göchhausens Wische in Prosa sind, bald, wie man spricht, auf den Magen, und kritisirte es derb. Da hieß es denn: „ja, so machts Laukhard!“ u. s. w. Aber zum guten Glück, wie Laukhard es hier machte, machten es alle Kluge.

Wie barbarisch man die Klubbisten behandelt habe, gleich nach unsrer Ankunft in die Rheingegenden, davon sprach ich oben. Mich grauet noch immer bey jedem Andenken an diesen Adels-Pfaffen- und Soldaten-Robespierismus in Deutschland. Wer die Kannibalischen Gräuelscenen, die dabey vorfielen, näher betrachten will, findet sie in den ersten Kapiteln der Rückerinnerungen auf einer Reise durch einen Theil von Deutschland — in dem zweyten Stück des Neuen grauen Ungeheuers, und in den Bittschriften im I. B. von den Annalen der leidenden Menschheit. —

Daß es unter diesen Unglücklichen Männer gab, wie vorzeiten Griechenland und Rom sie zur allgemeinen Bewunderung aufstellte, und daß es ihnen nicht an Muth fehlte, ihre und aller Menschen Rechte ungescheut, auch vor einer Regierung, in deren grausender Gewalt sie waren, laut zu behaupten, zeigen folgende Belege. *)

*) Jede Regierung, welche die Gerechtigkeit gerecht verwaltet, darf die Publicität und folglich die Ausdehnung und Mittheil-

I.

An
die Kurfürstl. Maynzische Regierung in Erfurt.

„Wahrheit gegen Freund und Feind!“
Schiller.

Daß unsere, bey verschiedenen Gelegenheiten einer hohen Kommission gegen das Benehmen des Hn. Generals und hiesigen Festungskommandan-

---

keine wichtigen Aktenstücke nicht scheuen. Geschieht ihr zu viel: wohlan das Publikum hat auch Augen und Ohren für sie. Auch der größte Bösewicht steht unter dem Schutz der Gesetze; und wer Recht und Unrecht nach Nachsicht und Laune behandelt, verdient keine Schonung. Dagegen hat der Unrecht Leidende, nach den Gesetzen des natürlichen Rechts- und Billigkeitsverhältnisses alles auf seiner Seite. Smith bemerkt es in seiner Theorie der moralischen Empfindungen, und Home in seinen Grundsätzen der Kritik. Warum sieht man beym Zeichnen in der [illegible], auch nach bürgerlichen Gesetzen, überhaupt so wenig auf die natürlichen? Dadurch verliert man auch bey der anscheinend gerechtesten Sache den Beyfall der Billigen, und empört: und eben dieß hat mir diese Belege verursacht. Daß sie durch keine gemeinen Hände gegangen sind, geben die Umstände. Die Zeit wird mehr lehren. Ulpian sieht aber vernünftig lieber zehn Schuldige zu entschuldigen, als einen Unschuldigen zu verdammen; und was einer verschuldet, ist über die Schuld, und fällt dem Richter anheim. Ueberhaupt frage ich nur: handelte die Mainzer und Erfurter Regierung klug, daß sie in ihrer eignen Sache solche und solche Schritte that, oder gehen ließ, wie wir hier sie sahen? — Wäre es nicht Pflicht für Recht und Würde gewesen — auch von allen nachtheiligen Folgen einer ausgebreiteten Nachricht des Regensburgers abzusehen — durch das nachtheilige Benehmen gegen die Kurfürsten deren vorherige Klagen und Äußerungen über die erbärmliche Justizverfassung und Verwaltung in geistlichen Staaten vor dem un-

ten, Freiherrn von Knorr, in Ansehung unserer Verwahrung vorgetragene Beschwerden so ganz ununtersucht, so ungeglaubt und ohne Wirkung seyn würden: konnten wir nicht denken, obschon es begreiflich ist, daß Wir gegen einen hiesigen Hn. General kein Recht bekommen können: wir wissen nämlich, daß bey dergleichen Fällen die Personen, nicht die Sache, in Anschlag genommen werden, weil es so herkommlich ist. —

---

hen und fernen Publikum zu widerlegen? — Hat sie jetzt die Wahrheit dieser Klagen nicht vielmehr öffentlich bestätigt? Oder haben die geistlichen Gerichtsstellen ein kirchliches und übernatürliches Privilegium, der bürgerlichen und natürlichen Gerechtigkeit Hildebrandisch zu trotzen? Kurz, ich wünschte, daß irgend ein sachkundiger Mainzer oder Trierer, zur Ehre der allgemeinen Gerechtigkeit, diese Fragen ehrlich, kalt und unpartheyisch prüfe und dadurch das Publikum in den Stand setze, selbst zu entscheiden, auf wessen Seite hier mehr Wahrheit und Recht sey. Doch sind wir befugt zu denken: wer schweigt, sagt, ja! und dann Ach und Wehe über eine Justiz, die am Pranger stehen bleibt! Dann frage man noch, wie es kam, daß die Neufranken, trotz ihres seltsamen Betragens, dennoch in dortiger Gegend soviel Anhang fanden, und vorzüglich unter den dortigen denkenden Köpfen, die jede Unordnung nur so bälder wegwünschen mußten, je lebhafter, drückender und entehrender sie sie fühlten, sowohl für sich als für Andere, und dieß ohne Hoffnung des Besserwerdens auf dem Wege Rechtens. Herren, die das nun tadeln, belieben erst zu überlegen: ob der mehr fehle, der den Grund zu einem Abfall und Aufstand despotisch legt, oder der durch die Folgen dieses Grundes wie im Strudel unfortgerissen wird, und es für sich nicht heilsam oder gar unmöglich findet, gegen den Strohm an zu schwimmen? Wer sein Haus vor Brand sichern will, muß nicht selbst Feuerbrände hineinwerfen, zumal bey dürrem und ausgedorrtem Holze nicht. Auch Bienen haben ihre Stachel; und nun ergiebt sich die Anwendung von selbst.

Wir sind auf die ungerechteste Art arretirt, auf eine unmenschliche Weise und zwar so mishandelt worden, wie es in Afrika und bei Ost- und West-Indiens Wilden zu geschehen pflegt. — Das Alles noch nicht genug! Entweder auf Geheiß oder doch gewiß mit vollem Vorwissen einer Maynzer Regierung mußten wir (26 Wochen lang) eine Kerker-Einsperrung auf Ehrenbreitstein aussiehen, die sonst Verbrechern erster Klasse, und in menschlichen Verfassungen nicht einmal zu Theil wird. Von einigen Einzelnen von uns wurde laut und mit einem durch solche Grausamkeit empörten Gefühle, bestimmt gefodert, daß man uns den Prozeß machen möchte, um eines Lebens los zu werden, welches mit jedem Tage härter, ja, ein erneuerter Tod war. — Aber keine Antwort, keine Abänderung der schauderhaften Lage — das war die Folge.

Es ist wahr, daß wir hier (in Erfurt) viel weniger hart, als auf Ehrenbreitstein, gehalten werden; es ist aber auch wahr, daß erst hier wir legal erfahren, daß wir unter der Rubrik von Französischen Geißeln verwahrt werden sollten*)..

*) Erst den 1ten Nov. 1794. Von nun an erhielten sie täglich 6 Groschen, da sie vorher N[illegible] nach Abzug der Aufwartungs- und andern Kosten, täglich nur 4 Gr. 9 Pf. erhalten hatten. So schwer hält es, Gerechtigkeit und Menschlichkeit in Preußen-Staaten zu finden. Wie billig ließ Friedrich der

Wir wissen nicht, was für ein Reglement für die Behandlung der Geißeln existire; aber das wissen wir, daß sie nicht als Verbrecher behandelt werden dürfen: wir wissen, was das Völkerrecht hier festsetzet: wir fühlen es leider zu sehr, daß man es uns hart entgelten macht, daß wir Grundsätzen anhiengen, die man unsers Wissens mit Grundsätzen noch nicht widerlegt hat — nur es uns entsetzlich hart fühlen macht, daß Umstände, die Wir nicht herbeylockten — Eroberungen, gemacht von einer Nation, die selbige bekannte und mit Gut und Blut vertheidigte — uns nicht nur zum Bekenntniß solcher Grundsätze auffoderten, sondern uns selbst nöthigten, zu deren Ausübung zu schreiten, weil wir damals die Auswanderung nicht wählen mochten, wenn gleich die Eroberer sie uns frei ließen. — Und warum ließ der Wiedereroberer uns nicht eben das Recht einer freien Auswanderung, das sonst in jeder Rücksicht ein Naturrecht ist, und hier wegen des Reciproken noch viele Billigkeit hätte erhalten sollen.

Daß wir gar kein Verbrechen begangen hatten, indem wir völlig gesetzlich und nach der

---

Groke ein Wehe über sie aus! — Dahlberg, der edle Dahlberg hätte gern geholfen, aber es stand nicht bey ihm, Menschen und Völkerrecht zu ehren.

Grundverfassung Frankreichs gehandelt hatten, das wußten wir; ja, wir wußten es, daß kein unpartheiischer Rechtsgelehrter uns etwas zur Last legen würde, daß selbst mit Recht uns kein Hinderniß zu unserer etwan zu erfolgenden Auswanderung in den Weg gelegt werden konnte. Allein wir wußten auch, daß bey einer etwan erfolgenden Uebergabe der Festung Mayntz die kalte, unpartheiische und rachlose Gerechtigkeit uns nicht zu Theil werden würde. Unter diesen Umständen wurden Geißeln von Mayntz — Leute, die sich als Anhänger der vorigen Herrschaft bekannten — nach Frankreich geschickt, die in allem Betracht, aber auch einzig nur für die Ungerechtigkeit, die man an uns begehen würde, haften müssen. Die Franken nahmen die von uns ergriffne, gerechte Maaßregel auf die Geißeln an, und haben so Sanction der Sache gegeben.

Dieses und das Grundgesetz ihrer Verfassung: daß die ganze Nation die Rechte und Sicherheit eines jeden ihrer Bürger gegen auswärtige Angriffe mit all der Macht vertheidigen werde, die die Nation in Händen hat, läßt uns, die wir gesetzlich Bürger dieser Nation sind, ungezweifelt hoffen, daß wir einst die gebührende Genugthuung erhalten werden und müssen. — Es sind demnach weit höhere Gründe, als die Gegen-

geißeln in Frankreich, die uns mit Muth beleben, um standhaft jeder Mißhandlung entgegen zu ſtehen. Es kommt freilich darauf an, ob die Nation die nöthige Kraft in Händen behalten wird, ihren gedachten Grundſätzen den Nachdruck zu geben. Sollte dieß nicht der Fall ſeyn — was wohl möglich, aber nicht ſehr wahrſcheinlich iſt — ſo würden wir ein Opfer unſerer Grundſätze werden. Und hierin liegt eine Stärke, die über Mißhandlungen weit erhebt!

Es würde ungerechter Vorwurf und daher grobe Beleidigung ſeyn, wenn wir alles Zutrauen auf Ihre Gerechtigkeits- und Billigkeits-Liebe aufgeben, und uns den Gedanken erlauben wollten, als wenn Sie den Ausgang des Kriegs zur Norm geſezt hätten, wie wir jezt und künftig behandelt werden ſollen: nein, ſo ſpielt man nicht mit Gerechtigkeit, wenn man uns gleich mehrmalen ſagte: „wir möchten nur nicht vergeſſen, daß der Krieg noch nicht geendigt ſey!“ wie wenn wir je auf dieſen Ausgang gepocht hätten — wie wenn Männer keine Stärke anderswoher nehmen könnten, als vom Ohngefähr! Wir ſind vielmehr ſehr in die traurige Vermuthung verſezt, und in dieſer beſtärkt, daß der gegenwärtige Krieg einem Duelle auf Tod und Leben gleiche, der, leider, vielleicht

keine zeitliche Auseinandersetzung vermuthen läßt. —

Die Hn. Kommissarien Strecker und von Piper sind Zeugen, wie sich obgedachter Hr. General theils bei Gelegenheit des Abnehmens der Bretter von zwei Fenstern, theils bei einer andern Gelegenheit benahm, damals nämlich, als diejenigen von uns, welche nach Vorschrift des Arztes Molken zur Kur tranken, um tägliche Bewegung zu diesem Behufe in freier Luft ansuchten: denn dieses Ansuchen, auch wiederhohlt, wurde abgeschlagen, und sogar gesagt: „Arrestanten gebüre keine Kur: wenn es auf ihn angekommen wäre, so hätte er sie nicht erlaubt.“ — Die Hn. Kommissarien wissen es, wie unbillig, wie hart, wie ungerecht, wie allein-machthaberisch sich der Hr. General bei der Klagsache Levers darstellte: diese Herren und wir alle wissen es, daß der Hr. General mehrmals sagte: „und ich thue es nicht! — Es geschieht nicht, weil — Ich nicht will!“ —

Wir sind weit entfernt, Maaßregeln zu tadeln oder lästig zu finden, die nicht nur zu unserer Verwahrhaltung, sondern auch dazu genommen werden, daß wir keine mündliche oder schriftliche Unterredung mit hiesigen Einwohnern oder andern Teutschen, ohne die gehörige Einschränkung und

Aufsicht, haben dürfen, weil für den leztern Fall die Klugheit es räthet, uns nicht zu trauen und zu befürchten, daß wir noch [illegible] wie ehemals unter der Franken-Regierung, unsere Grundsätze laut an Tag geben möchten. — So willig wir uns Befehlen und Einschränkungen unterwerfen, die mit der Vernunft und den obigen Zwecken vereinbarlich sind, so sehr fühlen wir die Härte und Ungerechtigkeit solcher Einschränkungen, die sichtbarlich nur zu unserer Plage und Herabwürdigung da sind. Das Physische unserer Lage ist in sehr vielen Rücksichten hart; und wenn auch Gemüthsstärke alles übertragen macht: so kann sie doch das Gefühl der Leiden nicht unterdrücken, am wenigsten dann, wenn Willkühr nur sprechen darf und ein Heer zweckloser Neckereien auf uns stürmt, deren Ende und Zahl nicht abzusehen ist, weil Laune keine Gränzen hat. — Doch zur Sache!

Bei unsrer Ankunft (auf den Petersberg bei Erfurt) wurde eine Separation in verschiedene Zimmer und Lagerstätten mit Einigen von uns gemacht, die nur ihren Grund in der ganz leidenschaftlichen Empfehlung des Ehrenbreitsteiner Kommandanten hatte. — Eben dieser Empfehlung hatten wir es zu danken, daß wir zu Hirschfeld, wo uns das hiesige Militär von der Preußischen Eskorte übernahm, ein Hundequartier erhielten, das

wegen seiner Enge — denn kaum konnten wir aufrecht darin stehen, und nur krumm darin liegen — ein wahres Marter-Lager war, von aussen mit Brettern und Wachen so verrammelt und besezt, als wenn wir Verbrecher von der verworfensten Klasse gewesen wären. Auch von daher kam es, daß der hiesige Hr. General eine schöne Quantität Ketten dem hiesigen Hn. Obristen von Tanfenberg nach Hirschfeld mitzunehmen befahl, mit dem Bedeuten, uns solche bei dem geringsten Anstand anlegen zu lassen. Sehr wahrscheinlich würden wir mit einer solchen Grausamkeit heimgeschickt werden seyn, wenn nicht der Preußische Obristleutnant, Hr. von Schwerin, dessen Andenken wir wegen seiner ungeheuchelten Menschenfreundlichkeit auf immer verehren werden, es nicht hintertrieben hätte, durch die Vorstellung: „daß wir Menschen, vernünftigen Gehorsams gewohnt, aber ungewohnt einer erniedrigenden Behandlung wären. Selbst dieser Herr von Schwerin rieth uns, daß im Fall wir Mißhandlungen zu ertragen haben sollten, wir uns geradezu an das Königliche Preußische Gouvernement in Mainz wenden möchten: denn er wüßte, daß man uns von dort aus mit aller Schonung behandelt wissen wolle; und es sey gewiß, daß unser auf Ehrenbreitstein ausgestandenes Elend unbekannt geblieben sey: sonst hätte

man demſelben abgeholfen: man möchte das nur nicht auf Rechnung des Königlichen Preußiſchen Gouvernements ſchreiben. —

Die ſorgfältige Verbretterung der Fenſter bei der ungewöhnlichen Höhe im dritten Stock dahier — bei überall bis an den Abtritt ausgeſtellten Wachen; noch mehr das Verbot, welches zwei Monate und noch darüber dauerte, niemals nahe an einem Fenſter zu ſtehen, oder auf Stühle zu treten, um durch die geöffneten obern Fenſter ſehen zu können; ferner das beſtändige und läſtige Begleiten einer Schildwache auf den Abtritt, wo doch gerade vor demſelben ein Poſten ſteht, der alles beobachten kann: — was waren dieſe Reglements anders, als Erſinnungen, uns wehe zu thun! Doch, die bei unſrer Ankunft uns durch den Auditeur vorgeleſene Inſtruction — ſie ſey abgefaßt, von wem ſie wolle — ſagt es nur in andern Worten, daß wir alle die damals ſchon gegebnen Reglements als — Gnade — als Wohlthaten und Begünſtigungen anſehen müßten, und man erwarte es von uns, daß wir durch gutes Betragen beweiſen würden, daß wir dieſe Wohlthat zu ſchätzen wüßten.

Wir haben dieſe, wie noch mehr andere Erniedrigungen gefühlt und — ſie gehörig gewürdigt. Nein, Gnade und Wohlthaten nehmen Männer

von unsrer Denkart nicht an: es muß ihnen alles wenigstens mit dem Namen von Recht gegeben werden: denn man versuche es wenigstens an uns Unterschriebene, ob wir aus Gnade leben wollen. —

Als wir uns äußerten: daß es dem größten Theil von uns hart falle, das monatliche Aufwartegeld zu bezahlen: so eröffnete der Hr. General die Thür, als wenn er fortgehen wollte, sprach aber an der Thürschwelle stehend und halb zur Wache sich wendend: „die Kleinigkeit müßt ihr bezahlen: auf Ehrenbreitstein habt ihr den Profos und Stockjung auch zahlt (bezahlt)!" — Freilich, sollten die gegenwärtigen Soldaten hören und wissen, daß wir Leute wären, die schon von Profos und Stockjungen bedient worden! — Der Hr. Obrist von Ameslungs äußerte bei Gelegenheit nach seiner Manier — das heißt, in einem auffallenden, gebieterischen Ton —: daß wir, um das Barbiergeld zu sparen, die Bärte sollten wachsen lassen: das schicke sich ohnehin besser für Arnestauten, u. dgl. —

Diese und noch einige folgende Vorgänge . . . . zeigen klar: daß das hiesige Militär in dem Wahne stehe, oder etwan die Weisung habe, uns zum Theil als Verbrecher zu behandeln. Unter diesen Umständen fodern wir, daß man mit ei-

ner Inquisition vorschreite, ohne eben damit die Vorfrage einzuräumen: ob wir hier kompetente Richter anerkennen müssen.

Da endlich die Bewegung in freier Luft und zugleich die Erweiterung eines Fensters in jedem Zimmer, und zwar lezteres unter der Bedingung gestattet wurde, daß sämtliche Geisseln für ihr Geld eiserne Stangen vor diese zwei Fenster machen ließen: so fing man an, nebst diesem Lebensgenuß uns noch den Zusammentritt aus beiden Zimmern zu zulassen und die lächerliche Begleitung nach dem Abtritt einzustellen. — Mehrere von uns beschäftigten sich mit Musik, und die gewöhnliche Abendserholung war eine Art Konzert. Dieß dauerte fort, bis Lever seine Beschwerden wegen erlittener mehrerer Kränkungen am 10ten vorigen Monats übergab. Eine hohe Regierung wird aus dem Inhalt dieser Beschwerden, und aus den beigefügten Beweisen, die an die kurfürstliche Regierung in Mainz gestellt war, ersehen haben, daß Kränkungen von der Art nur von Leuten können ertragen werden, die entweder des Hadelns gewohnt sind, oder denen Vertheidigung zum Verbrechen angerechnet wird, und die in dieser Hinsicht das Schweigen dem lauten, aber vergeblichen Anruf der Gerechtigkeit vorziehen. — Im Vorbeigehen wird hier erinnert, daß Lever auf vier Vorstel-

lungen, worin er sich immer auf Schutz und Anwendung gesetzlicher Ordnung berief, noch keine Antwort erhalten hat. —

Der Hr. General schickte den hiesigen Hn. Auditeur, nebst mehrern Offizieren, um seinen Anstalten ein drohendes Gewicht zu geben, in die beyden Zimmer, Num. 1 und 2, und ließ nach Ablesung der Leverschen Schrift umfragen: ob wir Antheil an Levers Schrift und Sache nähmen? Metternich sprach im Zimmer Num. 1 zuerst, und sagte: so sehr er auch zweifle, ob er unter diesen Umständen und vom Hn. General — der nur die Verwahrung zu besorgen, aber keine Jurisdiction über uns auszuüben hatte, wie er vor einigen Wochen selbst erklärte, als er dem Lever sechs Bogen von seinen Schriften und Auszügen aus Tiefstrunk, Ardinghello, Dahlberg u. a. konfiscirt ließ — gefragt werden könne: so trage er doch kein Bedenken, seine Meynung zu äußern, und erkläre: daß, wenn Lever seine angeführten Beschwerden beweise, er dessen Ansuchen um Genugthuung unterstütze. Uebrigens sey es unter Geißeln herkömmlich, daß Unternehmungen, die einer allein, oder mehrere Einzelne in ihrer Sache machten, auch bloß auf Rechnung der Unternehmer geschrieben werden müßten. Der Meynung Metternichs traten die übrigen mit

ihren Unternehmungen bei. Es ward in wenig Tagen von dem Hn. General selbst Levern angedeutet: daß er bei den nächsten zwei Spatziergängen zu Hause bleiben, und stark bewacht werden sollte. Diese Ankündigung des Hn. Generals geschah in einer Hitze, die ihn auch noch zu dem Befehle verleitete, den er auf der Stelle der Wache gab: „Ich sage euch, den Lever nur streng bewacht, wenn die andern spatzieren gehen, und in Zukunft nur rauhe Worte gegeben!“ Auch wurde dem Hn. Offizier von der Inspection angedeutet, bei der geringsten lauten Aeuserung des einen oder des andern, denselben sogleich ins Stockhaus zu führen und kreuzweise schließen zu lassen!!! —

Wir äußerten bald dem Inspections-Offizier, dem Hn. Fähndrich Buchholz: daß, im Fall Lever nicht mit den übrigen zum Ausgang zugelassen würde, auch wir übrige nicht ausgehen würden. Das hatte die Folge, daß in 13 auf einander folgenden Tagen kein Ausgang gestattet wurde. —

Die im Zimmer N. 1. machten deshalb eine Vorstellung an den Hn. General, worin sie sich auf das an die fränkischen Kommissarien ausgestellte Zeugniß beriefen, in dessen Gemäßheit der wöchentliche Spatziergang wenigstens zweimal zugestanden sey, und foderten den Hn. General auf,

baldige Abhülfe in diesem, wie noch in einigen andern Punkten, zu treffen, damit sie nicht genöthigt seyn möchten, ihre Klage lauter werden zu lassen. — Der Hr. General erklärte: diese Schrift sey zwar sehr spitzfindig abgefaßt; doch habe sie viel Schein von Wahrheit und Gerechtigkeit!!! — Alle in diesem Zimmer, nur Metternich nicht, waren unterschrieben: lezterer wollte nämlich, man solle noch eine kurze Zeit warten, und dann nicht zu einem Palliativ, sondern zu einem Mittel greifen, welches auf gänzliche Befriedigung oder gänzliche Unterdrückung unserer Foderungen geht: denn es war damals schon alle vorhin gehabte Gemeinschaft in beiden Zimmern untersagt — Schildwachen mußten wieder auf den Abtritt begleiten — die in jedem Zimmer Verwahrten wurden allein zur Bewegung ausgeführt — die abendliche Unterhaltung mit Musik war gestöhrt — der Gesang französischer Lieder war untersagt... Rompel hatte auch in der Sache Levers, so wie überhaupt gegen einige harte Verfügungen zu laut und zu freimüthig gesprochen; daher ihm auch die Separation mit zu Theil geworden seyn mag.

Als am dritten Morgen nach der obigen übergebenen Vorstellung der Hr. Offizier ankündigte, daß man sich bereit halten solle, nach etwan einer halben Stunde ausgehen zu können, so erklärte

Metternich: daß er nicht ausgehe, und so lange nicht ausgehen würde, bis vorerst gewisse Dinge ins Reine gebracht wären. Der Hr. Offizier, der über diese Aeußerung vermuthlich Rapport gemacht hatte, kam in einer halben Stunde wieder, und sagte zu Metterich in dem einen, und zu Levern und Rompel in dem andern Zimmer: daß sie sich sogleich ankleiden sollten, um anderswohin gebracht zu werden. Auf die Frage: wohin denn? antwortete derselbe: daß wir das schon erfahren würden: er habe keine Erlaubniß, es zu sagen. So wurden nun wir Drey in die untere Kaserne, in eben das Quartier gebracht, wo mehrere von uns sich schon die Verwahrung neben zwei angeblichen Spionen gefallen lassen mußten: und eben hier sind wir noch.

Wir haben hier nicht weniger, wohl mehr Gemächlichkeit, und ein geräumeres Quartier von zwei Zimmern, als oben im Klosterbau. Nur trafen wir beym Eintritt eine ziemliche Menge Flöhe an, die wie Ameisen an uns herumkrochen, und noch jetzt uns viel Ungemächlichkeit verursachen. Die so auffallende, diktatorische Wegführung von uns hat vermuthlich, mit noch einer Dose Anstiftung nach dem bekannten Calumniare audacter: semper aliquid haeret, zu einem sehr allgemein gewordenen Gespräche in der Stadt Anlaß gegeben: daß Met-

ternich und Böhmer vor der Hauptwache Stockschläge bekommen hätten, und ein Dritter noch zu Spiezruthen verurtheilt wäre, weil diese und noch andere hätten durchbrechen wollen.

Was hierüber die Bürger und angesehene Männer in der Stadt und in Hochheim gesprochen, und wie Einige derselben ihre Meynung gegen den Hn. General geäußert haben, wird noch zur Zeit verschwiegen. — Wir beklagten uns bei dem ersten Besuch des Hn. Commissarius von Piper über die unbillige Separation, über die Art, wie sie geschehen, und vorzüglich, daß die Willkühr des Hn. Generals hier und zwar eigenmächtig zu seiner an uns selbst genommenen Satisfaction entschieden habe; daß diese Separation uns dem Publikum in ein gehässiges Licht habe stellen müssen, und baten um eine rechtliche Untersuchung, worin uns gestattet werden möchte, eine faktische Darstellung unserer Kränkungen zu übergeben.

Diese Darstellung wäre nun hiermit gegeben; nur müssen wir noch bemerken, daß die strenge Aufsicht auf Druckschriften, die wir zur Lectüre oder zum Ankauf verlangen, und die doch als käufliche oder gangbare Waare geduldet werden, nur für den Herrn, der die Censur darüber hat, ermüdend und sonst ganz ohne Zweck ist. Der einzige Fall, der eine vernünftige Billigung dieser Ver-

ſicht denkbar macht, iſt, wenn man glaubt, wir würden unſern Aufenthalt je wieder in einem Lande nehmen, wo Alleinherrſchaft die Grundverfaſſung wäre, und da möchten wir aus Büchern Grundſätze entlehnen, die mit ſolchen Verfaſſungen unvereinbarlich ſind. Allein dieſe Vorausſetzung iſt wohl, wo nicht für Alle, doch für den bei weitem größern Theil ganz ungegründet: und die, welche könnten hier bleiben wollen, würden die ſogenannten verbothenen Schriften ohnehin wohl nicht leſen.

Auch glauben wir, daß unſere neulich an den Hn. General übergebne Denkſchrift in Anſehung der uns geſtatteten, aber wirklich läſtigen Bewegung in der freien Luft, hier einen Platz verdiene: ſie folgt alſo hier wörtlich.

P. P.

„Wir haben Ihnen ſchon einmal melden laſſen, daß wir Unterſchriebne durch einen Revers, worin einer für alle, und alle für einen zu haften verſprachen, Sie ſicher zu ſtellen, und uns von einem Zwange bei dem Spatziergange zu befreien gedachten, der uns mehr läſtig, als die Erholung günſtig ſeyn kann. Wir verbürgen auf alles, was uns heilig iſt, daß ein ſolcher Revers in Paris nicht nur angenommen, ſondern eben die Kraft haben würde, welche das gegebne Ehrenwort der franzöſiſchen Militär-Geißeln hier in Erfurt hat.

Entweder ist es Ernst, oder es soll dem Publikum nur so was gezeigt werden, was uns als gefährliche Waghälse darstellt, wenn man gewöhnlich vier, auch zuweilen fünf Posten ausstellt, wo noch der Korporal und der Offizier von der Inspection zugleich gegenwärtig sind, und dieß alles auf einem bis auf drei Ausgänge an sich schon ganz gesperrten Platz, den Umfang der Festung noch unerwogen.

Da kein Verdacht erdichtet werden kann, als habe einer von uns je einen Schritt zu seiner Befreiung und Flucht gewagt, troz aller Auslegungen unserer Handlungen: so können wir in keinem dieser Fälle die Rolle übernehmen, die man uns etwan vor dem Publikum will spielen lassen. — —

Da ferner der Platz der hiesigen Kaserne ein wahrer Kessel ist, ohne reine Luft, wenn kein Wind wehet; da er auf der einen Seite zum Ausklopfen der Deckbetten, und folglich den Flöhen gewidmet, auch mit Kindern angefüllt, und ohne Aussicht, also in keinem Fall geeignet ist, Erholung da zu haben: so müssen wir uns unter diesen Umständen alles weitere Ausgehen verbitten. Kann uns daher unter Ausstellung des obigen Reverses, und unter Begleitung eines Ober- oder Unteroffi-

ziers nicht gestattet werden, auf der hiesigen Festung überall, wo sonst Leute gehen dürfen, auch die freye Luft durch einen sogenannten Spaziergang zu genießen: so werden wir nicht mehr wünschen, vor die Thüre gelassen zu werden.

Dieses alles glauben wir aus dem Gesichtspunkte vorstellen zu dürfen, da unser Begehren sich in weit engern Schranken hält, als man diese eigentlich gegen Geißeln zu beobachten pflegt.

Wir hoffen nicht, daß man uns verwerfen werde: Andere hätten mit eben dem und mit noch Wenigerm fürlieb genommen, und nähmen noch damit fürlieb: denn das Betragen Anderer kann für uns keine Regel werden.

Petersberg d. 14ten Jul. 1794.

Metternich,
Rompel,
Lever."

Der Herr General ließ uns hierauf sagen: „daß die Gestattung unseres Gesuchs von ihm nicht „abhänge; daß er unsere Vorstellung der hohen „Kommission vorlegen werde, und dieselbe dann „weiter nach Mainz geschickt werden müsse, um „darüber Verhaltungen abzuwarten." —

Wir werden das wohl abwarten; wünschen aber, daß die Mainzer Regierung, oder wer sonst unsere Sache verwaltet, einmal aus dem Irrthum komme, als könne man sich gegen Gefangene, die nach ihrer Verfassung und Grundsätzen wohl beleidiget, niemals aber deswegen sträflich vor dem teutschen Richterstuhle werden können, alles erlauben, in sofern man bei dem auch aufgereizten und nicht klar und unpartheusch sehenden Publikum nur Recht erhält.

Wir können keinen andern Weg zur Ausgleichung der vorhandenen Irrungen und zu einer erträglichen Lage für uns angeben, als daß man uns erlaube, monatlich einen getreuen Rapport an das fränkische pouvoir exécutif abzuschicken, wenn wir getreu und wahr unsere Lage darstellen wollen, so daß eine hohe Kommission selbst die ächte Eigenschaft des Rapports nicht verkennen wird. — Wenn von daher die Behandlung, die uns hier zu Theil wird, gebilliget, ja, wenn Winke von daher gegeben werden sollten, daß man sie noch mehr schärfen möge: so werden wir uns dieser Nothwendigkeit ohne Murren unterwerfen. Wir sind so fest entschlossen, auf diesem Gesuch stehen zu bleiben, als wir unwankelbar sind, keinen Fuß auf französischen Boden zu setzen, wenn es einmal zu Geißel-Auswechselung kommen sollte, bis wir hinlängliche

Genugthuung für alle ausgestandene Mißhandlungen und Ungerechtigkeiten werden erhalten haben.

Feste Petersberg bei Erfurt,
den 18ten Jul, 1794.

Lever.
Metternich.
Rompel.

An
Hn. Coadjutor, Freyherrn von Dahlberg
in Erfurt.

Wenn wir Unterschriebene uns die Freyheit nehmen, Ew. — die anliegende, der hiesigen Regierung übergebene Denk- und Beschwerde-Schrift zu überreichen: so haben wir dabey den einzigen Zweck, die Sache zu Dero hohem Wissen gelangen zu lassen.

Wenn die französ. Republik ihre Existenz behauptet: so ist nichts gewisser, als daß unsere in Teutschland erlittene Mißhandlungen einst zur Sprache und zur endlichen Genugthuung kommen werden: und in dieser Rücksicht scheint es allerdings nöthig, daß unsere Lage auch den respektiven hohen Stellen dahier förderſamst bekannt werde. Wir sind weit entfernt, Hoch-Ihnen mit irgend einer Bitte beschwerlich zu fallen. Was auch Hochdenselben Menschen- und Gerechtigkeits-Liebe in der

Sache etwan zu thun rathen mag: so wünschen wir doch mit allem verschont zu werden, was nur einer einstweiligen Ausmittelung gleich sieht. Nichts kann unsern Zustand dahier dauerhaft erträglich machen, als die Gewährung des in der Anlage gemachten Antrags. Wir sind u. s. w.

Petersberg, den 18ten Jul, 1794.

Lever.
Metternich.
Rompel.

II.

An die hohe Regierungs-Commission in Erfurt.

Ich mache die Anfrage, ob ich auf meine Denkschrift vom 20ten, auf den Nachtrag vom 23ten und auf die Beweisschrift vom 25ten vorigen Monats Gerechtigkeit, in specie den anverlangten gesezlichen Schuz gegen die Drohungen, Mishandlungen und Neckereyen des Hn. Generals von Knorr erhalten werde oder nicht? Im leztern Fall wird mir das Recht, an den Hn. Coadjutor und an das königl. Preußische Gouvernement in Mainz eine verschloßne Vorstellung abschicken zu dürfen, nicht versagt werden. Wird auch dieses nicht gestattet oder verhindert, so behalte ich mir die Gerechtigkeit und Billigkeit auf jene Zeit vor,

wo, um grad aus durchdringen zu können, mich keine künstliche Kluft von Schranken oder Schlagbäumen hindern wird; wo keine Einlaßzetteln, keine Denkschrift und Vorstellungen nöthig seyn werden, um Menschen mit zwey Worten ihrer Pflichten zu erinnern: Seyd gerecht! —

Feste Petersberg bey Erfurt,
den 11ten Jul, 1794.

Lever, aus Worms.

III.

Churfürstliche Mainzische Regierung!

Schon im December vorigen Jahrs übergab ich eine Denkschrift an die kurfürstl. M. Regierung, worin ich, wenigstens für jezt, soviel von meinem sequestrirten Eigenthum verlangte, als ich zu den unnachläßlichsten Bedürfnissen brauchte. Ich glaubte, Gründe dargelegt zu haben, die nicht aus der Luft gegriffen waren. Ich hatte noch den unsten Glauben, daß Gesezlichkeit doch noch wohl bestehen könne, obschon das Verfahren gegen mich und andere bey unsrer Gefangennehmung zu Mainz, und nachher während unsrer Gefangenschaft auf Ehrenbreitstein, Königstein und Erfurt mich überzeugen mußte, daß blaue Augen uns bisher verfolgte.

. Ich hatte es der Unterſtützung meiner Mitgefangnen zu danken, daß ich auf Ehrenbreitſtein kein Opfer des Hungers und der Nacktheit geworden bin: es war kein geringes Stück von Grauſamkeit, daß man meinem Geſchwiſter aufs ſchärfſte unterſagte, mich mit Geld zu unterſtützen. . . . Soviel aber die Pflicht der Selbſterhaltung mir zu gebieten ſcheint, andere ſcheinbar erlaubte Verſuche zu dieſem Zwecke zu machen, als da iſt — ſupplicando wegen einer Zulage einzukommen, ſo ſehr würde das wider die nämliche Selbſterhaltung ſtreiten: denn ein durch Herabwürdigung erhaltenes Leben iſt lange nicht von dem Werth, als der Tod, der der Entehrung trozt.

Nicht ich kann und darf den Wahn beſtärken, als wenn es Menſchen gezieme, am Gnade zu kriechen, und Menſchenwürde zum Fußſchemel der Willkühr zu entheiligen da, wo Rechte und Geſetze entſcheiden ſollten. Das Betragen der Tauſende und Millionen, die anders handeln, kann für mich kein geltendes Beyſpiel ſeyn, da ich — dem Himmel ſey's gedankt! — aus jenen Verhältniſſen ausgetreten bin, und nun nach den Grundſätzen der Menſchenwürde handeln muß....

Petersberg, den 27ten Jun, 1794.

Metternich, Franzöſ. Geißel.

IIII.

Churfürstliche Hochpreißliche Regierung zu Erfurt!

Endlich ist das schon lang gefällte Strafurthel gegen Metternich vollzogen: er sitzt bey Wasser und Brodt seit gestern Nachmittag fünf Uhr auf drey Tage im Stockhause, zwar seit einigen Tagen unpäßlich, aber noch muthig genug, um dieses Ungemach zu erdulden. *) Die ihm angetragne Handekoß hat er nach seinen Grundsätzen mit gebührender Verachtung ausgeschlagen, weil sie die Menschheit schändet, und den Karakter eines freyen Bürgers entehrt.

---

*) Zur Ahndung des vorigen Aufsatzes, welchen die Mainzer Regierung, als zugleich noch wider ihre [illegible], ihm zurück[illegible] hat. Und doch hatte eben diese Regierung sich im December 1793 [illegible] nachsagen lassen: „Daß an ihr der [illegible] der deutschen Verrathstaaten [illegible], weil sie [illegible] [illegible] der [illegible] Meister [illegible] [illegible] — Im [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] dem Tode, [illegible] die [illegible] in dieser Absicht nach [illegible] [illegible] das [illegible] der [illegible] womit auch deutsche Regierungen sich [illegible] [illegible] [illegible] die großen [illegible] waren, wie sie der [illegible] und andere Zeitungsschreiber dem Publikum beschreiben, ein Kopf nach dem andern [illegible], und man mit der Inquisition [illegible] schleunigst voranbre!" —

Noch vor wenig Jahren war man bey dergleichen Strafen nicht so streng in Mainz. Selbst der Falschmünzer Hazfeld — der Herr Vetter des Friedrich Carls — erhielt dort seine standesmäßige Verpflegung im Arrest: aber der fränkische Staatsbürger soll in seinem engern Arrest nur Brodt und Wasser haben! Freilich ist dieser nur Mensch, und jener von hohem Adel! Da liegt der Hund begraben, sagt Wieland. —

Wären unsere Pro-Memorien, Denk- und Schlußschriften vom 18ten, 21ten und 25ten Jun, vom 18ten Jul, vom 22ten und 27ten August, und vom 17ten und 22ten September l. J. nach Mainz, wie man vorgiebt, wirklich eingeschickt, und dort, wie die Gerechtigkeit es fodert, nach der Gerechtigkeit gewürdigt worden; so würden unsere neuere Beschwerden nicht erfolgt seyn, und dann auch nicht das Straf-Dekret.

Es ist ein bekannter Rechtssatz, daß mein Gegner kein Richter in meiner Sache seyn kann, noch weniger die Erzfeinde der französischen Republik, ich meyne die Mainzer Pfaffen. Gerechtigkeit ist alles, was wir zu fodern berechtigt sind; und wo Recht ist, muß auf der andern Seite auch Pflicht seyn: das lehrte mich die Schule. — Gerechtigkeit ist alles, was wir zum leztenmal fodern. Den unter uns treffe die Rache der beleidigten

Menschheit, der die Würde des Menschen vergißt,*) die beschwornen Grundsätze der Freyheit in der Gefangenschaft verläugnet, die menschliche Hoheit entheiliget und sich vor einem politischen Planeten erniedriget, indem er das die Schöpfung entehrende Wort **Gnade** in seinen Mund aufnimmt und das erbettelt, was jeder gerechte Regent nach den Gesetzen im Wege Rechtens zu geben schuldig ist.

Wir sind Weltbürger, Republikaner, französische Geißeln, nicht von jenen Viehmenschen, die ein deutscher Dichter besingt**) und von denen man fühllosen Gehorsam erzwingen kann. Dem Gesetz der Vernunft und dem allgemeinen Völkerrecht, das auch die ungesittetsten Völker in Afrika zu verehren anfangen, sind wir Gehorsam, aber nicht den Menschen schuldig. —

---

*) Zielt auf Meuth, den Verfasser des Bürgerfreunds zur Zeit der Emigrade, und auf Böhmer, der sich erklärt hatte, in Deutschland bleiben zu wollen. [illegible] und eine Untersuchungs-Commission verlangt, aber nicht erhalten hatte.

**) Ihr, die zum Viehmenschen entwürdiget,
Unmenschen, wer trotzet noch jetzt?
Zur Kraft, wo ein Gedank' ertönt,
Und erzwingt fühllosen Gehorsam? —
Mit Waffen in den Kampf
Zur Freyheit und ihr Recht!
Nackt Bürger, nehmt [illegible] Miethlingsschwarme,
Entflieht, oder sterbt!

Voß.

Wo der Weg zur unparteyischen Justiz ganz versperrt ist, da tritt das Recht der Selbsthülfe und der Nothwehr ein: und das ist hier der Fall, der dem hellsehenden Publikum ausführlich vorgelegt werden wird. — Ich erwarte alles und fürchte nichts, bestehe aber ein für allemal auf mein Recht. —

Petersberg d. 24sten Sept.

1794.

Lever, französ. Bürger u. Geißel. *)

V.

An

die Churmainzische Regierungs-Commission in Erfurt.

Als ich, um mir durch mich selbst eine Unterstützung zu verschaffen, ein Adagio oder Klagen der Klubisten zu Ehrenbreitstein nebst Variationen

---

*) Regierungsrath Stecker nahm diese Unterschrift der Geißeln in der Mitte des Monats März noch übel auf, und gab Lever seine Briefe an die neufränkischen Volksrepräsentanten Merlin und Haussmann, nebst denen an Hn. Grafen von Kalkreuth mit dem Verweis zurück: daß es Arrestanten nicht gebühre, so zu schreiben. Als er einige Tage darauf die Atteste der Geißeln nach Frankreich sodierte, fragte ihn Lever: Ob man sich kränkliche Geißeln unterschreiben dürfe? Ja, freylich, antwortete er, das sind Sie ja! — Da stand nun der inkonsequente Heimann und Doctor des Rechts!

für die Flöte verfertigte, wurde mir diese Arbeit von dem ehemaligen Commissarius, Hn. Regierungsrath Streler, in derben Ausdrücken verwiesen, und bedeutet: man habe solches nach Mainz eingeschickt. Ich habe dies mein Eigenthum nie zurück erhalten.

Als Metternich in der nämlichen Absicht eine Abhandlung über Holz-Ersparniß für Prof. Grens Journal der Physik bearbeitete, und sie der Commission übergab, erhielt er sie mit der Erklärung zurück: daß die Churfürstl. Regierung in Mainz hierauf erklärt habe, wie es Arrestanten nicht gebühre, Abhandlungen zu schreiben und solche in Druck zu geben. *)

---

*) Die höchsten Gerichtsstellen in Preußen denken anders, denken menschlicher. Es ist weltkundig, daß D. Bahrdt während seiner einjährigen Gefangenschaft auf der Citadelle zu Magdeburg mit Erlaubniß der Regierung seine Lebens und [illegible] Gefangenschafts-Geschichte schrieb, wie auch außer Alvaro und Ala Yama, das Werk, deutsch gesprochen mit dem Ritter von Zimmermann. Dies alles war in Bahrdts Gefängniß und mehr zur Unterhaltung als Belehrung, und doch gönnten die höchsten Gerichtsstellen in Preußen das eine dem Verfasser, und das andere dem Publikum, ohne die [illegible] Buchhandlung der [illegible]. Und eine [illegible], die [illegible] spricht, eine [illegible], die auch keine Spur von Christus-Sinn zu haben scheint, hält eine [illegible] Abhandlung für eine Arbeit, die einem Arrestanten nicht gebühre? — [illegible] für solche Commissions-Arbeit!!! Ein [illegible], was [illegible], findet man in der Vorrede zu der Sammlung erbaulicher Gedichte — S. 11 ff.

Darf man fragen: welcher Lehrer des Menschen- und Völker-Rechts hat je behauptet, daß Geiseln — Arrestanten im eigentlichen Verstande seyen? Und warum werden wir Arrestanten genannt, wenn wir Wahrheit suchen und Gerechtigkeit lehren, aber französische Geiseln, wenn man ein Attestat von uns nothwendig hat, um es nach Paris schicken zu können? Das ist eigentlich das Spiel, welches man nach dem eingedrungenen System von Convenienz mit uns seit einem Jahr gespielt hat und noch ferner spielen will. Das ist das fürchterliche Resultat jenes politischen Grundsatzes, welchen allgemein bekannte Manifeste in ganz Europa verkündiget haben — Wer nicht mit uns ist, ist gegen uns. Die Zahl der leztern besteht aber aus Millionen Menschen und wird — man merke dies wohl! — bei der mit Gewalt unterdrückten Wahrheit, und bey den fortdauernden Leiden der Menschheit unermeßlich werden.

Die Behauptung: Arrestanten oder Geißeln gebühre es nicht, ihr Schicksal durch ihre Talente selbst zu erleichtern — Abhandlungen zu schreiben — Wahrheiten durch die Publicität zu verbreiten — die Cultur der Nation und die Vervollkommnung der Wissenschaften zu befördern, ist gegen die Menschen, gegen Vernunft und Recht, und be-

gründet sich nur in dem grand dien der Politik zu Ende des 18ten Jahrhunderts. —

Wo die Wahrheit freyen Lauf hat, da nehmen die Kenntniſſe und Einſichten der Menſchen täglich zu: wo ſie aber als Monopol tarirt und verkauft wird, und wo nur gewiſſe höchſtprivilegiirte Leute die Wahrheit allein ſagen dürfen, da ſinken die Wiſſenſchaften, die Menſchheit iſt gedrückt, und Aberglaube und Barbarey fangen wieder an, das Volk zu beherrſchen und elend zu machen, aber zum Nachtheil der Fürſten ſelbſt, wie dies die Geſchichte der Menſchheit überzeugend darthut. Der gute Fürſt hat nie Urſache, die Wahrheit zu ſcheuen, und je freiern Lauf er ihr läßt, deſto ſicherer weiß er ſich, und zeigt, daß er Einſicht und guten Willen genug hat, das Wohl ſeiner Untergebnen zu ſchätzen und zu fördern. Aber der ſchlechte, der kurzſichtige! — ꝛc. ꝛc. *)

Aus Petersberg an Erfurt,
im Sept. 1794.

Lever,
franzöſ. Geißel aus Worms.

---

*) In der mir mitgetheilten Abſchrift ſtand hier am Rande:
„Was an ſich offenbar iſt, und wenns noch ſo einleuchtend dargeſtellt wurde, kann auf die gutmüthigſten Kurien, zumal wenn ſie zu wenig ſelbſtſtändig ſind, nicht wirken, ſobald ein Anhang von herrſchſüchtigen, heuchelnden, oder ſchwarmen-

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Marsch von Maynz nach dem Gebürge.

Den 27ten Jul. Nachmittags, brachen wir von Maynz auf, marschirten die Nacht durch, und kamen den andern Morgen, früh um 8 Uhr, nach Alzey. Es war damals sehr heisses Wetter, und daher fand der General von Mannstein, welcher unsre Kolonne anführte, für gut, uns des Nachts gehen und am Tage ruhen zu lassen. Es war nicht sehr dunkel und guter Weg, wie die Wege in der Pfalz überhaupt sind; und so war diese Anstalt heilsam und löblich.

Zu Alzey besuchte ich meinen Freund, den schon oben erwähnten Pfarrer Walther, einen sehr lie-

---

den [illegible] ihnen den Gottesdienst verrichte, oder den [illegible] um die Wohnung einer [illegible] [illegible] ... [illegible] auch nur einen Augenblick zu schlummern."

denswürdigen Geistlichen. Als ich wieder in mein Quartier zum Juden kam, hörte ich, daß ein Mädchen schon zweymal da gewesen wäre, welches mich in den Schein hätte rufen sollen, wo ein Herr mit mir zu sprechen wünschte. Ich lief hin, und fand in der obern Stube — meine mir ewig theure Therese! Das edelmüthige Mädchen war allein; sie kam mir entgegen, und nahm mich bey der Hand. Ich konnte kein Wort hervorbringen. Gut, sagte sie endlich, was habe ich Ihnen gethan, daß sie, in Ihrer Lebensgeschichte, mich und meine Schwachheit gegen Sie, der Welt so öffentlich bekannt gemacht haben? Habe ich, hat meine Liebe das um Sie verdient?

Ich: Sie sind ja nicht mit Namen genennt!

Therese: Was thut mein Familien-Name zur Sache! Sie hätten mich jetzt immer auch nennen können: Jedermann weiß doch, wen Sie mit Ihrer Person meynen! Ihr Buch ist hier in jedermanns Händen, und wohin ich komme, liest man mir die Stellen über mich daraus vor. Doch, was hilfts! ich habe Ihnen vergeben.

Ich: Gute, edle Therese!

Therese: Sie sind unglücklich, aber wahrlich nicht durch meine Schuld: wenn ich Sie hätte glücklich machen können: Sie wären es gewiß;

aber ach, Sie haben Sich und mich auf immer unglücklich gemacht!

Nein, ich kann, ich will diesen Punkt nicht weiter berühren: Er zerreißt! — Thereschen war immer noch, wie ehedem, im Jahr 1775, das gutmüthige, treuherzige, sanfte Mädchen. Ihr Gesicht war nicht viel verändert, doch waren die Züge auf demselben schwermüthiger, und die Farbe etwas blässer. Sie wohnte damals noch in ihrem Geburtsorte. Ihr Vater, der redliche Amtmann, war längst gestorben, und nach dessen Tode hatte sie manche Freier gehabt, wie ich von andern hörte — Thereschen selbst rühmte sich der Freiereyen niemals — hatte sie aber alle abgewiesen. Warum? Das weiß ich nicht. Genug von der Unvergeßlichen! —

Gegen Abend besuchte mich auch meine alte Tante, mit welcher ich aber nicht viel sprechen konnte, weil wir bald marschieren mußten.

Im Wirthshause zu Alzey hörte ich viele scandalöse Histörchen von dem geheimen Rath von Koch, sonst genannt der große Mogul, und von seinem Schwager, dem R. Rath Schlemmer. Solche Leute muß man in einem Lande anstellen, wie Koch und Schlemmer in Alzey, Schweikart in Kreuznach, Albertino in Bacharach, Fabel in Grehweiler, Bola in Flonheim, und wie

das juristische Gesindel in der Pfalz, dort überm Rhein, mehr heißt, wenn man Volksaufstand befördern will. Dergleichen Schufte können den Unterthanen alle Liebe zu ihrer Herrschaft und ihren Beamten fein hübsch beybringen. Die Leute in der Pfalz räsonnirten entsetzlich, und lobten beynahe öffentlich das Revolutionssystem der Franzosen. Daher sahen auch die Preußen alle Pfälzer für Patrioten an; aber die guten Preußen wußten nicht, wo der Schuh die armen Pfälzer drückte: und hienach hätten sie sich doch erkundigen sollen, ehe sie zugriffen, schlugen und plünderten. — Gebe nur der Himmel, daß die Neufränkische Verfassung auch auf die gute Pfalz einen guten Einfluß haben möge! Und wenn nur die Justizverwaltung besser, die Duldung gemeiner, und Tyranney der Minister, der Pfaffen und des Adels zerstört wird, so ist das reichlicher Ersatz für all das Unglück und den Schaden, den die Franzosen zur Wiedervergeltung — dem Lande zufügten. Herr Pastor Braun ist hier gewiß meiner Meynung.

Wir brachen, wie gesagt, auch hier des Abends auf und marschierten in der Nacht. Unser Bataillon kam nach Kerzenheim, wo der Geistliche Herr mein Vetter ist. Sein Hauslehrer war ein Candidat, zu Tübingen im Kloster erzogen, der noch wegen der Ketzereyen in meiner Lebensgeschichte

vernehmen, und mir haarscharf beweisen wollte, daß nur die in der h. Schrift geoffenbarte Lehre die einzige wahre Religion sey. Als ich nun bey dem Worte **Religion** und h. **Schrift** das anmerkte, was jeder Kluge und Sachkundige dabey nicht übersieht: so fuhr er schnell auf, und sagte mir recht barsch: „Herr, ich habe Sie sonst bedauert, und habe Mitleid gehabt mit Ihren Schicksalen, aber jezt würde ich mich an Gott und an der gesunden Vernunft versündigen, wenn ich noch ferner auf von Ihnen denken wollte. Sie verdienen Ihr Schicksal: (heftiger) Sie, wahrlich, Sie verdienen es, und ich gönne es Ihnen von Grund meiner Seele.“ Ich bedauerte den künftigen Lehrer der christlichen Sanftmuth und Duldung, der, wie die meisten Pfaffen, den lieben Gott, und die gesunde Vernunft für einerley mit seinen Träumen, Phantasien und Einfällen gehalten wissen wollte. Sonst schien mir der Herr Kandidat kein Feind des Frauenzimmers zu seyn, und fleißig mit der Mamsell Tochter des Pfarrers zu — sympathisiren.

Auf dem Marsch von Tiefenthal nach Zerst, am 28ten Jul, hatte ich bei Neulemingen das Unglück, in der stockfinstern Nacht, meinen rechten Fuß zu verrenken, und mußte daher auf einem Bauerkarren gefahren werden. Ein barmherziger Bruder von Deidesheim gab mir recht guten Spur-

tus, und in drey Tagen war mein Fuß wieder hergestellt. Diese Bäume stehen dort in der Gegend in sehr großem Ansehen, und sind mir sehr beliebt, wenn andere Bäume beliebt seyn sollen. Sie sind gut fundirt, und wenden ihr meiste Einkommen auf die Pflege der Kranken, die in ihr Spital ohne Ansehen, selbst der Religion, aufgenommen werden, nur nicht die Venerischen, wahrscheinlich, weil diese Krankheit den Herren unbekannt oder ein Gräuel ist.

Zerst ist ein sehr schönes Dorf, wo ein Wein wächst, der selbst dem Niersteiner oder Hochheimer nicht viel nachgiebt, wenigstens ist er der beste in der ganzen dortigen Gegend. Von Zerst aus besuchte ich meine Freunde in Dürkheim an der Haart, den Hn. R. Rath Laukhard, den Hn. Pfarrer Braun und mehrere. Ich sah auch da den vorl....wähnten Superintendenten Klevesahl, der sich so weit herabließ, daß er mich armen preußischen Musketier eines Gespräches würdigte. Er war noch wie ehedem in Gießen, weltgesinnet, stolz, grob, unwissend und intoleram. Ich sprach mit ihm in Beysein des Marchese Lucchesini, so wie man mit einem Pfaffen von Klevesahls Art sprechen muß: und der Hr. Marchese sagte mir hernach, daß er sich über meine Freymüthigkeit gefreut habe. Der absurde Wicht sprach unter andern von seinem

Verfalle, dem D. Bahrdt und schimpfte: ich nahm, wie natürlich, Bahrdts Partey, rühmte seine guten Seiten und seine Verdienste; und meckte mich sofort über die Dummköpfe, die Intoleranz, Unwissenheit und Stolz gleich stark verbinden, und so dem Menschengeschlechte immerhin schaden.

In Forst lernte ich einen sehr interessanten Mann kennen, den Rektor Simon von Neustadt an der Haart. Wenn mehr solche Schulleute in der Pfalz wären, so müßte das Schulwesen in selbigen Gegenden weit besser stehen. Hr. Simon ist ein geschickter Philologe, ein heller Kopf, und dabey ein junger Mann von reinen, gefälligen Sitten. Ueber die französischen Angelegenheiten waren wir, nach Psychologie und Geschichte, ganz einerley Meynung. Hr. Simon machte mir wegen der Beschreibung, die ich im I. B. meiner Lebensgeschichte von der Universität zu Heidelberg habe, und besonders wegen der Anekdoten von D. Heddäus einige Vorwürfe. Er beschrieb mir den Ehrenmann als einen sehr toleranten, braven, helldenkenden Gelehrten. Aber so gern ich erkanntes Unrecht zurücknehme, so kann ichs doch hier nicht: Denn noch im October 1795, wo ich durch Heidelberg kam, fand ich bey neuer und genauer Erkundigung, die Sagen von Heddäus Intoleranz

und kalvinistischer Rechthaberey und besonders von seiner Impertinenz gegen die Lutheraner noch immer in ungesegnetem Andenken.

Man hatte mich auch, wie ich in Zerbst hörte, und wie man mir hernach in Heidelberg bestätigte, wegen meiner Aeußerungen über die Pfälzische Reformirte Geistlichkeit, und besonders über die Heidelbergische Quasi-Universität bey dem Herzog von Braunschweig verklagen und für die — Injurien Genugthuung fodern wollen. Die Herren trugen das Geschäft dem ehrlichen Kirchenrath Mieg auf, der aber die ganze Sache nicht nur ablehnte, sondern auch selbst ganz widerrieth. Er hatte gemeynt: ich hätte sie bey dem Publikum belangt, und nun müßten sie auch hier ihre Sache ausmachen, dabey aber nicht vergessen, daß Lankhard repliciren würde, und daß das Lezte alsdann ärger werden könnte, als das Erste. Der Unschuldige könne sich mit seiner Unschuld trösten, und der Schuldige — mit einem, Vater, ich habe gesündiget! bessern! — Die Herren können froh seyn, daß noch Einer unter ihnen so gescheid war, als Herr Mieg: denn wenn sie geklagt hätten, so würden sie durch neue Thatsachen nur noch mehr seyn beschimpft und belacht worden. Der Herzog von Braunschweig ist überdieß viel zu klug, als daß er eine Klage von dieser Art hätte annehmen und

eine Untersuchung darüber verfügen sollen. Genug, ich bin nicht verklagt, und bey meiner Durchreise durch Heidelberg, im October 1793, auch nicht angehalten oder belendet worden. Das zeigt denn doch noch von einigem Anstand der Herren Heidelberger; und so mögen sie für diesmal, trotz allem, was ich von neuem über sie in Petto herumtrage, in Frieden seyn und bleiben. Aber eins muß ich hier aufs Reine bringen, weil ich verbunden bin, die Ehre eines braven jungen Mannes zu retten, der meinetwegen in der Pfalz als eine Frau Base oder Klatschschwester verschrien ist.

Man glaubt daselbst durchgängig — ich hab's wohl an zwanzig Orten gehört — Herr Winkelblech aus Arnsheim, der von 1790 bis auf den Herbst 1791 in Halle studiert, und da meinen Unterricht benuzt hatte, habe mir die Nachrichten von der Heidelberger Universität und von der Pfälzer Pfafferey mitgetheilt. Man hat dieses überall ausgesprengt, und der gute Winkelblech ist deswegen sehr ins schwarze Buch gekommen. Man hat ihm gedroht, ihn bey dem Kirchenrath deshalb zu belangen. Aber ich erkläre hier öffentlich, daß die Quelle, woraus ich jene Nachrichten geschöpft habe, ganz und gar nicht Hr. Winkelblech ist; vielmehr hat dieser, wenn ich manchmal so im traulichen Geplauder über die Pfälzer Bonzen und über

die antiquissima Ruperina lesen, sich im Ernste erbizt, und die Apologie sowohl der Venzen, als der Gelehrten-Zunft zu Heidelberg übernommen. Kurz, ich habe, was ich erzählte, theils selbst erlebt, theils von Leuten gehört, die Glauben verdienen, die ich aber den Herren in der Pfalz nicht nöthig habe bekannt zu machen. Uebrigens versprehe ich den Herren — damit sie doch sehen, daß auch mir das Suum Cuique noch heilig sey — das, was ich von wirklicher Verbesserung der Schulen in der Pfalz, besonders durch einige Schüler des Professors Wolff zu Halle, gesehen und erfahren habe, dereinst treu-fleißig anzugeben.

In Forst mußten wir Viktorisiren, oder das Gewehr einigemal losschießen, weil ein General unsrer Verbündeten einigen Vortheil über den Feind gewonnen hatte. Die Siege waren gröstentheils unbedeutend, und so war denn auch das Viktorisiren — unbedeutend, und des Pulvers nicht werth. Die Franzosen mokirten und erbosten sich allemal darüber, und ihre Ehrbegierde wiegelte sie reger gegen uns auf; bey uns aber erregte es Verdruß und Murren, weil die Soldaten hernach ihre Gewehre für nichts und wieder nichts putzen mußten. Man sollte billig bis auf den Frieden warten, und

dann zuſehen, ob die Göttin Viktoria uns oder dem Feinde günſtiger geweſen ſey.

Vosne velit, an me regnare hera, quidve ferat fors,
Virtute experiamur,

ſagt Pyrrhus von Epirus beym Ennius.

In Frankreich habe ich hernach oft die bitterſten Sarkasmen über das Viktoriſiren der Verbündeten hören müſſen, und konnte ſie nicht widerlegen, weil die Citoyens immer die wohlgegründete Bemerkung machten, daß ein und der andre winzige Vortheil über den Feind immer eine Kleinigkeit bleibe, ſo lange man nicht dauerhaften Nutzen daraus ziehen könnte: und von dieſer Art wären die Vortheile der kombinirten Mächte nie geweſen. Wie geſagt, man hätte billig bis zum Frieden, oder bis zur gänzlichen Entkräftung der Franzoſen warten ſollen. Jezt ſchoſſen wir heute Viktoria, und in kurzer Zeit wußten wir vor Angſt und Schrecken nicht zu bleiben!

In Forſt hatte der Zöllner, welcher auch Krämer war, und Wein ſchenkte, eine lutheriſche Bibel. Er durfte ſie zwar nicht öffentlich zeigen, denn ſonſt würden ihm die Pfaffen — Forſt gehört dem Biſchof von Speier — ihre ſchwere Hand gewiß haben fühlen laſſen. Der Mann war ächtkatholiſch, doch war ihm die lutheriſche Bibel deswegen lieb, weil er die ganze Franzöſiſche Revo-

lution darin fand, und zwar in der Offenbarung Johannis und dem Propheten Ezechiel vorzüglich. Unsre Soldaten hatten ihm gesagt, daß ich so ein Stück von einem Studierten sey: er machte mir also seine Weisheit bekannt, und fragte mich um mein Gutachten. Da ich ihm aber nach meiner Einsicht antwortete, erboßte er heftig, und sagte mir gerade ins Gesicht: daß er gar nicht verstünde, wie man so einen gottlosen Freygeist bey der Armee leiden könnte! Dann könnte freylich Gott der Herr kein Glück und Seegen geben, wenn dergleichen abscheuliche Menschen, die gar nichts glaubten, und die Bibel für ein heilloses Schwärmerbuch hielten, bey dem Heere geduldet würden! — Ich schmunzelte, und ließ ihm nach dem praktischen Spruch:

Vergebens bleicht man einen Mohren,
Vergebens strait man einen Thoren:
Der Mohr bleibt schwarz, der Thor bleibt dumm.
Sie bessern, ist nicht meine Sache.
Ich laß die Narren seyn, und lache:
Das ist mein Privilegium.

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Niederkirchen. Maykammer.

Nach acht Tagen veränderten wir das Kantonnirungsquartier, und unſer Bataillon kam nach Niederkirchen, einem Speieriſchen Dorfe, wo ich mein Lager bey einem Schuſter bekam, welcher ein ſehr poſſirlicher Menſch war. Seine Frau zankte und nörgelte den ganzen Tag, er aber lachte nur, wenn ſie ihre Stimme fürbaß hören ließ. Darüber erboßte das Weib gewöhnlich ſo ſehr, daß ſie dem guten Kerl in die Haare fiel. Geſchah dieſes, ſo packte er ſie an, und führte ſie, mir nichts dir nichts, ordentlich zur Hausthüre heraus, und ſchloß dieſe dann zu. „Warte Karnudi, du ſollſt nicht wieder 'rein!" war alles, was er hinzufügte. Darauf ſezte er ſich an ſeine Arbeit, und machte nicht eher auf, als bis die Tochter, ein Mädchen von 17 Jahren, ans Fenſter kam und im Namen der Mutter Beſſerung und Gehorſam verſprach. Das ging alle Tage ſo, und einigemal paſſirte es gar zu Mitternacht.

Von hier aus beſuchte ich dann und wann den Pfarrer Leopold zu Ungſtein. Dieſer bekannte

mir, daß er die sogenannte Genugthuungslehre nirgends besser erklärt gelesen hätte, als in dem Bahrdtischen Roman — Pastor Rindvigius. Das mag wohl seyn in Beziehung auf den Hn. Pfarrer: aber mich dünkt, daß das Dogmatisiren in einem Buche, wie Rindvigius ist — der schon deswegen dem D. Bahrdt zuzuschreiben wäre, weil darin einer Autonianischen Ehrie Meldung geschieht — wenig guten Eindruck machen müsse. Spotten über Thorheiten und Fratzen thut in Romanen vortreffliche Wirkung, so wie das durch Handlung motivirte Aufstellen moralischer Wahrheiten: aber Dogmata — lassen sich da nicht recht behandeln. Löffler that es an einem schicklichern Orte.

Auch hier erhielt ich Geld von meinem rechtschaffnen Bispink, welcher mich, wie man weiß, den ganzen Feldzug über, mit Geld und andern Nothwendigkeiten immer brüderlich versehen hat. Seinem Briefe waren mehrere Recensionen meiner Biographie beygeschlossen, welche ich, so sehr mich die Herren in Jena und Göttingen heruntergemacht hatten, doch mit Wohlgefallen durchlas. Ich konnte mir dieses leicht vorher denken, sagte es am Ende des zweyten Bandes ja auch vorher, und hatte nun das Vergnügen, zu sehen, wie die Erfahrung mein Urtheil über den Ton und den Charakter der meisten Zunftgelehrten bestätigte. Daß

ich nicht ruhmsüchtig bin, denk' ich, wird man meiner ganzen Lebensgeschichte ansehen: und so will ich mich allen Witzkumpans mit ihren fletschenden Zähnen und Federn auch hier ganz ergebenst neuerdings auf Diskretion ergeben, und ihre Recensionen ohne alle Gegenzüge ruhig mit ins Maculatur wandern lassen. Uebrigens danke ich den Herren, vorzüglich dem in der allgemeinen Literatur-Zeitung, den ich schon in Giessen an seiner Tatze längst erkannte, daß sie es der Mühe werth gefunden haben, die Aufmerksamkeit auf meine Wenigkeit per fas et nefas vermehren zu helfen, und will ihnen nur noch sagen, daß man herzlich gelacht hat, als ich ihre Recensionen im Wirthshause zu Dürkheim einer Gesellschaft von Offizieren und andern Kriegsbedienten vorlas. Kaltes Blut und guter Ton, meynte man, sey nicht die Sache aller Gelehrten.

Den 14ten August rückte unser Bataillon nach Mayskammer, eine gute Stunde von Edinghofen, wo damals das Königl. Hauptquartier stand, welches vorher in Dürkheim gewesen war. Wir brachen Abends auf, marschierten durch Neustadt und kamen früh gegen 4 Uhr in Mayskammer an.

Es war gerade das Fest der Himmelfahrt Mariä. Ich ging in die Kirche, blos zum Zeitvertreib, und um die hübschen Gesichter der dortigen

katholischen Mädchen anzusehen, welche bey der Andacht einnehmender werden sollen. Ueberhaupt hat jene Gegend auffallend schöne Mädchen, schönere wirklich als Sachsen. Die Pfalz, besonders am Gebürge, Schwaben und der Breisgau zeigen Gesichter, wie man sie in Sachsen selten antrifft.

Ich Mädchen bin aus Schwaben,
Schwarzbraun ist mein Gesicht —

dieß hat gewiß jemand geschrieben, der wohl nie ein hübsches Schwabenmädchen gesehen hat. Die Schönen in Schwaben haben gewiß keine schwarzbraune Gesichter. Man frage nur unsre Herren Offiziere und Soldaten. — Dort oben am Gebürge hatten die Anbeter des Schönen noch den Vortheil, daß die Emigranten dahin nicht so wie an andre Orte gekommen waren; folglich waren die Mädchen noch unverdorben, und unsre Leute riskirten doch nicht, von ihnen gleich ins Lazareth zu wandern, wie dieses der Fall gar oft an andern Orten gewesen ist. Sonst sind die Mädchen dort herum, wie überhaupt in allen Weinländern, jovialisch, interessant, nehmen nichts übel, hassen alle Ceremonien, und sind durchaus keine Freundinnen von den Männern. Sie haben im lezten Stücke große Vorzüge vor den Mädchen in Sachsen, und verdienen die Achtung, und die Liebe der Männer in weit höherm Grade, als diese. Ein sächsisches

Mädchen hängt sich leicht an jeden, der ihren Eigennutz und ihre Putzsucht befriedigen kann: für Geld und schönen Putz sind die meisten feil; aber ein Mädchen aus der Pfalz oder aus Schwaben — von denen rede ich freilich nicht, welche von den französischen Pestilenzen, den Emigranten, vergiftet sind — liebt ihren Hans um Seinetwillen. Dort denkt man noch immer: ein braver Kerl sey eines guten Mädchens werth: in Sachsen aber, und da herum, soll das Mädchen blos dem gehören, der brav geben kann: auro conciliatur amor. Hier ist Liebe — Kunst; dort — Natur.

Ich ging also in die Kirche, und sah dem Spectakel der Processionen, und der Weihe der Kräuter und Blumen zu, welche an diesem Tage für das ganze Jahr zur Verjagung der Gespenster, Hexen und alles Zaubers, wie auch der Krankheiten und andrer Uebel geweihet werden. Während des Hochamts oder der feierlichen Messe, präsentirten die Bauren einigemal die Gewehre in der Kirche, nahmen sie nach Tempos bey Fuß, knieten nieder nach Tempos, zogen die Hüte nach Tempos ab, und setzten sie eben so regelmäßig wieder auf: Alles während der Messe! Endlich bestieg der Kaplan die Kanzel, und ich erwartete nun auch eine ähnliche Predigt, voll katholischer Salbung, das heißt, eine magere, jämmerliche Abhandlung, über die

unbefleckte Jungfrau, und ihre Himmelfahrt. Allein ich fand auf eine sehr angenehme Art, daß ich hierin geirrt hatte. Der junge Geistliche sprach kein Wort von der allerseligsten Jungfrau, sondern hielt mit vielem Anstand und Beredsamkeit eine Predigt über die Trostgründe, welche der Leidende aus der Hoffnung eines künftigen bessern Lebens schöpfen könnte. Er schränkte sich blos auf die Unglücklichen ein: denn die Glücklichen, sagte er, sehnen sich nach dem Ziele ihres Daseyns nicht, und bewies, daß dem manchen Trostgrund fehlen müßte, welcher an der Unsterblichkeit seiner Seele, und an dem künftigen Leben zweifelte. Ich muß gestehen, daß der Mann seine Sachen recht schön machte; und dieses Bekenntniß von meiner Seite muß um so unpartheyischer scheinen, da ich schon seit langer Zeit Gründe zu haben glaube, auf alles Ultramontanische nicht so recht zu rechnen, und das Meiste davon der Ungenügsamkeit der Menschen, und ihrer kaufmännischspielenden Phantasie zuzuschreiben.

Nach der Kirche gieng ich ins Weinhaus, wo mehrere Bürger sich versammelten. Ich rühmte hier den Hn. Kaplan öffentlich, fand aber, daß die Leute nicht sehr mit ihm zufrieden waren, und hörte, daß sein Herr Pfarrer ihm gar nicht günstig sey. Den Bauren predigte der Mann nichts

von alten Heiligen-Geschichten, Legenden u. dgl. und dem Pfarrer misfiel er deswegen, weil einige vernehme und einsichtsvolle Katholiken, sogar auch Protestanten, seine Predigten vorzogen. Alles dieses empfehl mir den Mann noch mehr, und ich suchte nun seine Bekanntschaft, welche gar leicht zu machen war, da er alle Tage ins Feld spazieren geht und ein sehr leutseliger Mann ist. Er hatte schon vorher von mir gehört, und nahm mich geradeswegs mit auf seine Stube, zeigte mir seine Bibliothek, und sprach recht vernünftig sowohl über litterärische Gegenstände, als über die Angelegenheiten der Zeit. Er war der erste katholische Geistliche, den ich sagen hörte, daß er noch viel Gutes von der Französischen Revolution auch für die Religion erwarte. Unter seinen Büchern fand ich Zollikofers und Spaldings Predigten, auch Niemeyers Karakteristik, u. dgl.

Um diese Zeit kamen viele Gesandten im Hauptquartier zu Edingshofen an, welche aber zum Theil in Maykammer logirten, weil es an Platz in Edingshofen fehlte. — Die Nähe des Hauptquartiers ist für die Armee allemal eine fatale Sache. Sie vertheuert die Lebensmittel gar sehr, denn wer etwas zu verkaufen hat, trägt es hin, wo die Leute Geld genug geben können; und der arme Soldat kann mit seinem wenigeren Gelde zu Hause bleiben. In

Maykammer war z. B. Milch genug, aber wir hatten große Mühe, etwas zu bekommen, weil sie alle ins Hauptquartier getragen wurde. Das war eine von den Ursachen, warum wir hier viele Noth litten.

Eine andere Ursache schrieb sich vom Brode her. Ich weiß nicht, welcher gottlose Dämon den Vorschlag gethan haben mag, dem Soldaten 6 Pfund Brod, welches doch nur auf drey Tage reichen sollte, auf vier Tage zu langen. Den Abgang auf den vierten Tag wollte man mit etwas Reis ersetzen. Wir bekamen auch Reis, hatten aber nun nicht hinlänglich Brod. Darüber wurde stark gemurrt und geflucht, und der Erfinder dieser Anstalt in den Abgrund der Hölle verwünscht. Wahrscheinlich war der Urheber einer von dem Kriegskommissariate, welcher bey dem Reishandel seine Beutel spicken wollte. — Und doch frägt man noch, warum wir vis-à-vis der Franzosen die Flügel hängen ließen! — Der Soldat muß sich satt essen, sonst ists aus mit ihm: und wenn er vollends merkt, daß man ihm das verkürzen will, was man ihm schuldig ist, so fängt er an zu murren, welches man ihm um so weniger verdenken kann, da dergleichen Verfügungen nicht vom Könige, sondern von gewissen Schurken abhängen, die sich auf seine und seiner Soldaten Kosten bereichern wollen.

Die Gesandten ließen sehr viel aufgehen, und besonders die der französischen Prinzen, welche, nebst ihren Leuten, eine unbändige Ueppigkeit sehen ließen. Sie hatten ihre Mätressen mit; und ihre Bediente schlichen den Bauermädeln nach, kamen aber einigemal in Kollision mit unsern Soldaten, und der Buckel wurde ihnen derbe ausgegerbt.

Was die Gesandten eigentlich wollten? Je nun, man wollte einen Plan machen, wie von nun an, die Franzosen angegriffen, geschlagen und hernach regiert werden sollten: — auch, wie man Frankreich beschränken, und ein gut Stück davon reißen wollte u. dgl. — Man hatte aber die Rechnung auch hier, wie im vorigen Jahre, ohne den Wirth gemacht!

Eines Tages saß ich in einem gewissen Dorfe vor der Thüre und rauchte mein Pfeifchen. Ein recht großer Herr ritt vorüber, grüßte mich, sprach mit mir — wir kannten uns schon lange — und da es heiß war, bath er um Milch. Ich rief die Hausfrau, und diese, weil es ein Herr mit einem Stern war, erboth sich, sogleich welche herzugeben. Der Herr stieg ab, und gieng in die Stube. Die Hausfrau war recht derbe, ich meyne im Physischen; der Herr schäkerte mit ihr immer traulicher, und befahl mir denn endlich, sein Pferd ins Wirthshaus zu führen, und mir da auf seine Rechnung eine Bouteille

vom Allerbesten geben zu lassen. Ich verstand den Wink, und führte mich ab. Lange hernach kam der Herr ins Wirthshaus, lachte schelmisch, fragte mich: ob wir wohl Schwäger seyn möchten, zahlte die Zeche, gab mir noch einen Laubthaler und dahin ritt er. Ich fragte hernach die Gefällige: wie ihr der Herr mit dem Stern gefallen hätte? Sie konnte des Lobens und Rühmens kein Ende finden: da wars ein schöner, allerliebster Herr! u. s. w. Endlich rühmte sie sich sogar der Vertraulichkeit, womit er sie beehrt hätte, u. dgl. So sind die Weiber! meist eitle Dinger, und was ihrer Eitelkeit schmeichelt, ist ihnen willkommen. Was also Wunder, daß eine Bauerfrau, sogar eine katholische, die Umarmungen eines hohen, mit einem großen Stern prangenden Herrn für hohe Ehre schätzte, zumal da der Herr obendrein nicht geizig war! —

Ein andermal nahm mir ein ähnlicher Herr ein Buch aus der Hand, worin ich vor dem Wirthshause zu Mayhammer las. Es war Bahrdts Nachlaß, unter dem Titel: Anekdoten und Charakterzüge aus der wahren Geschichte, für Liebhaber des Vademekums und ernsthafte Leser. Ich war gerade an der Stelle, wo es heißt: „Wäre der Häuseler unseres gottseligen Ludwigs ein Chapeau gewesen: so hätte der Herr Jesus die Ehre

gehabt, von ihm zu einer Erscheinung vorgeführt zu werden. Eine Hure (die Maintenon) hielt sich aber an ihres Gleichen (an die h. Jungfrau.) Was ihm die Pfaffen sagten, glaubte er u. s. w. S. 35." — Der Herr las das gleich auch, lachte laut auf, und fragte, was ich vor das Buch haben wollte. Ich antwortete, daß es mir jezt noch nicht feil sey, daß er es aber in einigen Tagen haben könnte: denn ich hätte mir vorgenommen, es dem Kaplan zu leihen. Ey was, erwiederte er, ich behalt' es, das ist ein exellentes Buch! Hier nehm' er: und sofort warf er mir zwey Thaler hin, und galoppirte mit dem Buche weiter. Dieses Buch ist nachher im Hauptquartier gelesen und belacht worden: sogar dem Könige hat der Prinz Louis daraus vorgelesen. — Und so kömmt manchesmal durch einen Zufall etwas vor die Ohren der Fürsten, und stiftet da vielleicht Gutes. Man nehme dieß merkwürdige Büchlein zur Hand; und meine Leser werden sich über diesen Zufall freuen, wie ich.

Einen recht festlichen Tag hatte ich, als mich der jezt regierende Herzog von Pfalzzweybrücken, damals noch Pfalzgraf Maximilian, oder Prinz Max zu sich kommen ließ. Er logirte in Maykammer. Dieser menschenfreundliche Fürst ist ganz das Gegentheil von seinem verstorbenen

Bruder, dem Herzog. Dieſes war, was wir wiſſen, ein Freund der Jäger, der Jagdhunde, der Frauenzimmer, der Katzen und der Eulen, aber ein Feind ſeiner Unterthanen, und eben dadurch eine der Hauptursachen des Partheygeiſtes, der das arme Zweybrücker Land ſo elend gemacht hat.

Herzog Maximilian ſagte mir, daß er von mir gehört habe, und mich gern perſönlich kennen mögte. Ich mußte mich niederſetzen, Wein trinken und erzählen. Ich erzählte ohne Winkelzüge, ganz frey, und rügte alles gerade heraus, was ich an dem Pfälziſchen Weſen zu tadeln fand. Ich that es, fuhr ich fort, daß ich mit dem künftigen Kurfürſten von Pfalzbayern rede, und eben deswegen rede ich frey. Gott gebe, daß Ew. Durchlaucht die Wunden heilen mögen, welche ein anarchiſch-ariſtokratiſch-pfaffiſch-despotiſches Regierungsſyſtem dem guten Vaterlande geſchlagen hat! Der Herzog lächelte, wendete ſich etwas zur Seite, kehrte dann wieder freundlich zu mir, und ſagte: Wenn die Verſetzung mich dereinſt regieren läßt, ſo ſollen Sie gewiß nicht mehr ſo bitter zu klagen finden. — Man muß wiſſen, daß der Herzog mit Leuten, die er ſeiner Unterredung würdiget, nicht par Er oder Ihr ſpricht. Das thun nur die, welche die Menſchheit und ſich in Andern nicht zu ehren wiſſen, z. B. ein Klevefahl, Superin-

tendent zu Dürkheim an der Haart, und dann gewöhnlich alle kurzsichtige, stolze und neugebackne Edelleute. — Der edle Fürst unterhielt sich lange mit mir, und nachdem ich mich beurlaubt hatte, erhielt ich von seiner Hand folgendes Billet, mit einem Goldstück: C'est pour soulager un peu Votre situation que je Vous prie de recevoir ce petit présent. Si un jour Vous trouvez que je puis Vous être utile, comptez sur l'amitié de Votre — Maximilien. *)

Als ich nachher nach Landau kam, so konnten selbst die Republikaner, selbst der vortreffliche Brion, sich nicht enthalten, den Edelmuth und die Gefälligkeit gegen Jedermann zu rühmen, welche der Pfalzgraf während seines Aufenthalts in dieser Stadt — er war Oberster des Regiments cy devant Alsace — durchgängig bewiesen hatte.

---

*) Um Ihre Lage ein wenig zu erleichtern, bitte ich Sie, diese Kleinigkeit anzunehmen. Kann ich Ihnen dereinst nützlich werden, so rechnen Sie auf die Freundschaft Ihres — Maximilians.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Bistbum Speier. D. Babrdt.

Es ist allemal meine Gewohnheit, wenn ich durch ein Land komme, mich nicht sowohl um dessen Produkte, und die Kleidungen der Einwohner zu bekümmern, als vielmehr nach der Art der Regierung zu fragen, und dann über den Wohl- oder Wehstand eines Landes mein Urtheil zu fällen.

Die Produkte stehen in allen geographischen Notitzen, aber von den Regierungen schweigen die Herren Geographen sehr weislich; doch wissen wir die Namen, und die Geburtstage, u. dgl. von allen Höchst-Dero — aus hundert und neun und neunzig Taschenkalendern und großen, dickleibigten genealogischen Handbüchern.

Ich hatte nun schon seit dem vorigen Jahre einen Hauptsatz so aus der Erfahrung gebildet, nach welchem ich so zu sagen a priori d. i. ohne weiter ins Einzelne zu gehen, von der Beschaffenheit der Landes-Regierungen urtheilte. Mein Urtheil war dieser: Wenn in einem Lande das französische System leicht Eingang findet, so taugt die Regie-

rung dieses Landes nicht viel. War nun das Land gar katholisch, so folgerte ich, daß die Regierung vollends gar nichts taugen müsse, und dieß deßwegen, weil sich diese Leute, nur durch die höchste Noth gedrungen, entschließen können, ihrem heiligen Glauben Eintrag zu thun, und sich zu einem zu bekennen, der jenen ganz aufhebt.

Das war nun leider der Fall im Bisthum Speier, welches bisher von keiner Ketzerey war besudelt worden, wohin — die Reichsstadt Speier ausgenommen, wo aber der Bischof nichts zu sagen hat — die Lehre des Luthers und des Calvins, welche doch das ganze umliegende Land, die ganze Pfalz und den Elsaß inficirt hatte, nicht hatte dringen können. Und doch ist da der französische Freyheitsbaum ohne alle Mühe gepflanzt worden!

Ich fragte nach den Ursachen, und hier sind sie.

Der vorige Bischof war zugleich Kardinal der römischen Kirche, und ein inniger Freund des Kurfürsten von der Pfalz, und war, wie dieser, ein Freund der Pracht und des Aufwands. Das Land ist klein, trägt also nicht viel, und doch trieb der Herr Bischof einen Staat, wie ein Kurfürst! Er hielt Soldaten, stellte Parforcejagden an — und das in einem Lande, wo es beynahe nur Hasen und Rebhüner giebt — unterhielt Komödianten, ließ Opern spielen, und verschwendete ansehnliche Sum-

men an Gebäuden und nichtstragenden Bergwerken. Uebrigens waren seine Eminenz sehr orthodox und haßten daher auch Dero ketzerischen Weihbischof Seelmann, einen Mann, der wie Hontheim das katholische Kirchenwesen zu bessern suchte. *)

Bey dieser Haushaltung wurde nun der Landmann und der Städter nicht nur gewaltig bedrückt, sondern es mußten auch ansehnliche Schulden gemacht werden. Man borgt aber den Herren Bischöfen nicht anders, als wenn das Domkapitel einwilliget, um sich an dieses, als eine moralische Person, halten zu können, auf den Fall, daß die physische Person seiner Bischöflichen Gnaden als insolvent — abfährt. — Und so war viel geborgt.

Nach dem Tode dieses Kardinals kam der damalige Domdechant, Graf von Styrum, an die Regierung. Dieser hatte das Unwesen unter der vorigen Regierung eingesehen, und machte gleich Anstalten, die alten Schulden abzutragen. Neue Auflagen waren das Mittel dazu. Anfänglich machte man den Bauren und Bürgern weis, die Auflagen sollten nur so lange währen, als noch Schulden auf dem Lande hafteten: aber die Schul-

*) Wahrdts Ketzeralmanach Art. Seelmann.

den wurden nicht nur nicht abgetragen, sondern noch ansehnlich vermehrt; und die Auflagen blieben. Bevder wurden von Seiten des Stifts große Processe mit den Unterthanen geführt, welche dann, wie sichs für diese Gegenden versteht, allemal zum Nachtheil der lezteren entschieden wurden.

Außerdem klagten die Speierischen Leute gar sehr darüber, daß der Hr. Bischof alle Aemter mit Ausländern, und größtentheils mit solchen besezte, welche vom Pfälzischen und Mainzischen Hofe empfohlen würden. An diesen Höfen wolle nämlich der Hr. Bischof gern hoch angesehen seyn, — suche also so viel von den dasigen Lieblingen unterzubringen, als er könne. Alle Hofbedienungen, alle Civilstellen und andre wären demnach mit Ausländern besezt. Um aber doch auch von seinen Unterthanen Einige zu Brod zu verhelfen, schenke der Hr. Bischof von Zeit zu Zeit dem Kurfürsten von der Pfalz so und so viel junges Bauervolk zu Soldaten. Aus der Pfalz nehme man überflüßige Kammerdiener, Jäger, Advokaten u. dgl. ins Land, und versorge sie stattlich. Damit aber die Volksmenge nicht zu groß werde, so schicke man arbeitsame Landeskinder des geringern Standes weg, und lasse sie bey fremden Fürsten die Muskete tragen. Wer sich im Speierischen unterstehe, außer der Ehe zur Bevölkerung beyzutragen, der müsse entweder

eine groſse Geldbuſse abtragen, oder ohne Barmherzigkeit zu Mannheim Soldat werden. Aus Sankt Martin ist auf diese Art ein Bursche mit Gewalt nach Mannheim geschleppt worden, weil es sich fand, daſs das Mädchen, mit welchem er verlebt war, vor der priesterlichen Einsegnung schwanger ging. Er war der einzige Sohn einer alten Wittwe, welche er ernähren muſste, und welche jezt, da ihr ihne Stütze fehlt, betteln geht.

Hier zu Lande besteht auch noch die allerliebste Verordnung, wie in allen katholischen Sultaneren jenseits des Rheins, daſs zwey Personen, welche die Ehe vor der Ehe treiben, einander nachher nicht eher heurathen dürfen, bis sie die Dispensation mit schwerem Gelde erkauft haben. Ich sprach wegen dieser erzdummen, läppischen Verordnung mit dem Oberkellner von Speier, und bewies ihm, daſs man vielmehr sorgen sollte, daſs solche Leute je eher je lieber zusammen kämen. Aber der Hr. Oberkellner erwiederte: dieses Gesetz sey gegeben, um Leute, welche sich einander liebten, und sich zu verbinden dächten, desto mehr von aller Unzucht abzuhalten, weil sie bedenken müſsten, daſs die Folgen der Anticipation ihrer Verbindung Hindernisse in den Weg legten. Ah was, fing der Schreiber des Hn. Oberkellners an, die Päpste haben so ein dummes Gesetz eingeführt, weil sie wuſsten, daſs derley

Fälle oft genug kommen würden, und daß sie also das Geld für Strafen und Dispensationen schneiden könnten!

Ein bischöflicher Beamter sizt weit fester, als einer, der unter einem Fürsten sieht. Der princeps secularis, wie es in der landerwälischen Sprache heißt, kann seine Spitzbaben zum Teufel jagen, wenn er will; aber der geistliche Fürst muß doch erst das liebe hochwürdige Domkapitel zu Rathe ziehen: und da hat denn ein solcher Blutegel immer schon Freunde, und folglich das Privilegium, zu stänken und zu rauben bis an sein Ende.

Da alle Unterthanen des Hochstifts leibeigen sind — man denke sich die Leibeigenschaft unter einem Bischof mit den alten Kirchengesetzen und dem Geiste des Christenthums vereinbar! — so ist ihnen nicht nur überall verboten, ins Ausland zu heurathen, sondern sie dürfen nicht einmal sich an einem andern Orte niederlassen, wenn er gleich eben bischöflich ist. Nur mit schwerem Gelde kann die Erlaubniß dazu erlangt werden.

Ueberdieß ist das ganze Hochstift voller Pfaffen und Edelleute, welche ihre Tyranney üben nach Herzenslust. Ueberhaupt haben die Pfaffen und die Aebtissinnen in den Bisthümern mehr Gewalt und mehr Ansehen, als in andern Ländern. Die adelichen Familien sind allemal mit diesem oder jenem

Domherrn, oft auch mit dem Herrn Bischof selbst vervettert oder verschwägert, und da können sie denn thun, was sie wollen; und die Pfaffen vollends — sind unter pfäffischer Regierung allmächtig! Man höre und richte!

Ohnweit Bruchsal, der Residenz des Fürstbischofs, war ein Pfarrer, welcher mit dem Müller des Ortes, wegen vertauschter Kleien, processirte. Die Sache, so unwichtig sie auch war, artete in einen Injurienproceß aus, und beyde Partheien ließen sich durch ihre Advokaten derb und weidlich schimpfen. Einige Zeit hernach begegnete der Pfarrer dem Müller auf der Straße, und fing an heftig zu schelten. Der Müller vom Pfaffen aufs äußerste gebracht, gab ihm einen Stoß, daß er rücklings hinstürzte. Es kamen Leute dazu, und der Müller wurde arretirt, — entfloh aber nachher, und kam glücklich nach Karlsruhe. Nun wurde sein ganzes Vermögen konfiscirt, seine Frau und Kinder ins Elend gestürzt, und er des Landes verwiesen — alles nach Anwendung des: fiquis fuadente diabolo u. s. w. — Dem Pfaffen geschah nichts!

Man kann im Speierischen fragen wo man will: wem das oder jenes schöne Gut, Schloß, Haus u. s. w. gehöre; und die Antwort ist allemal: dem

Herrn von, dem Kloſter, dem Prälaten, dem Pfaffen. u. ſ. f.

Nachdem ich dieſe Kundſchaften eingezogen hatte, ſo fand ich einen neuen Grund, jenen erwähnten Hauptſatz für wahr und richtig zu halten: aber nicht allein an ſich ſelbſt, ſondern auch ſeinen Folgerungen angewendet, nämlich: wo die Regierungsform ſchlecht und unzweckmäſſig und ſie den Unterthanen drükend iſt, da muß das franzöſiſche Syſtem Beyfall finden. Warum z. B iſt man im Speieriſchen, das doch ſo erzkatholiſch iſt, ſo gut patriotiſch, und warum iſt man im Badiſchen, das proteſtantiſch iſt, mit der fürſtlichen Regierung ſo zufrieden, daß man ſich ganz und gar keine Veränderung wünſchet?

Antwort: weil der Markgraf von Baden ein Fürſt iſt, der ſeine Unterthanen liebt, für ihr Wohl ſorgt, und ſie nicht ausſaugt. Das iſt das ganze Geheimniß, ein Geheimniß, das jeder Fürſt praktikabel finden könnte, wenn er nur wollte, oder wenn das Intereſſe der politiſchen Unter-Vampyrs es nicht hinderte. — Ich habe auf meiner Reiſe im Herbſte 1795, in Durlach mit einigen Bürgern recht frey und unbefangen über die Angelegenheiten der Zeit geſprochen, und nirgends hörte ich freyere Urtheile als da; und doch bezeugten alle, wie ſie da waren, eine unerſchütterliche Anhäng-

keit an ihren Fürsten. Die Badenser hassen alle Tyrannen, und lieben ihren Herrn doch aufrichtig. Oderint, dum metuant ist gewiß ein scheußlicher, und dem Regenten selbst gefährlicher Grundsatz, zumal heutzutage. Die freyen Grundsätze thun's wahrlich nicht: die machen keinen Aufruhr; ja, gerade sie — halten ihn, nach der Englischen Kunstpolitik, durch die Oppositionsparthey, in England zurück. — Und wird wohl jemand von den Pocken angesteckt, der keinen Stoff dazu im Körper hat? Man gehe doch ins Gothaische, oder Braunschweigische und predige da das Freyheitssystem von nun an bis in Ewigkeit: die Gothaer und Braunschweiger werden zuhören, selbst mitemstimmen und doch ihren Herzogen treu bleiben. Aber in Hessen, und in andern paralytischen Ländern und Ländchen mögten freilich jene Grundsätze zünden, nicht für sich, sondern nach dem Stoff, den die Regierung selbst dazu hergiebt.

Und daß viele Regierungen dieß thuen, und überhaupt, damit man sehe, daß ich von den überrheinischen Gegenden nichts erdichte oder zuviel sage, so will ich ein Zeugniß beybringen, dem man nicht widersprechen wird. Es ist eine getreue Abschrift von (NB nur) einigen patriotischen Wünschen, welche die sämtliche Bürgerschaft der Stadt Weilburg dem regierenden Fürsten zu Nassau-Weil-

burg verlegte, als Cüstine 1792 von ihm die Brandschatzung foderte.

„Je mehr — sagt die Bürgerschaft — es in den jetzigen Zeiten gewöhnlich zu werden scheint, die Bande zwischen Regenten und Unterthanen zu erschüttern; je mehr das Beyspiel — zu ähnlichen Unternehmungen aufzufodern scheint, desto mehr wird es Pflicht zwischen Regenten und Unterthanen, solchen gewaltsamen Ausbrüchen und ihren betrübten Folgen durch wechselseitige Aufrichtigkeit in Zeiten vorzubeugen. Jeder Weltbürger und jeder redliche Unterthan ist von dem tiefsten Schmerz über das Ew. Durchlaucht, bey dem Ueberfall der Franken, widerfahrne Unglück, aber auch mit gerechtem Unwillen gegen diejenigen (Minister und Räthe) durchdrungen, die es wagen mögten, gegen die Stimme aller Klugheit Höchstdieselben zu vermögen, sich ohne Anlaß, durch Abschickung der Kreiskompagnie nach Mainz, zu einem Feind einer mächtigen Nation, noch dazu in dem Augenblick, aufzuwerfen, als dieselbe aufrichtige Proben ihrer nachbarlichen Gesinnung abgelegt hatte, und dadurch das ganze Land den traurigen Folgen eines verheerenden Kriegs bloszustellen — Folgen, die man sich damals um so schrecklicher vorstellen mußte, als man von der strengen Mannszucht bey den französischen

Armeen, und ihrer großmüthigen Behandlung der feindlichen Unterthanen noch keine Probe hatte.“*)

„Von Ew. Hochfürstl. Durchlaucht angeflammter Herzensgüte und väterlichen Gesinnungen gegen das Land völlig überzeugt, sind wir weit entfernt, Ihnen zu einer Zeit Vorwürfe zu machen, wo uns vielmehr die Nothwendigkeit zu thätiger Hülfe auffodert: — Allein eben diese väterliche Gesinnungen machen uns so kühn, unsre Klage gegen eine Klasse von Menschen vorzutragen, die wir nicht anders, als für die Quelle sowohl dieses, als des meisten andern Unglücks ansehen können.“

„Während dem der größte Theil der Unterthanen im Schweiß seines Angesichts sich abmüden muß, sein Leben kümmerlich hinzubringen; während dem vorzüglich in unsrer Stadt alle fleißige Bürger über Mangel der Nahrung und des Verdienstes, und über die immer zunehmende Steigerung der nöthigsten Lebensbedürfnisse seufzen, — sehen wir einen Haufen müßiger Edelleute sich um Ew. Durchlaucht lagern, das Mark und den Schweiß des Landes durch ungeheure Besol-

*) Wie waren die Franzosen anfänglich brav, braver, als die lügenhaften Zeitungsschreiber; und daß die Franzosen das nicht blieben, an wem lags das?

dungen und Pensionen wegraffen, sich schnell bereichern, das Geld aus dem Lande ziehen, und zu unnützen, die Kraft des Landes übersteigenden Prachtaufwand, zu einer Menge Unterbedienungen, Equipagen u. dgl. Gelegenheit geben, ohne doch nur im geringsten dem Staat nützlich zu seyn."

„Nicht zufrieden hiermit, massen sie sich noch an, diejenige Klasse, die sie doch ernähren muß, mit Verachtung anzusehen, unwürdig zu behandeln, durch ihren eitlen (verdienstlosen) Stolz jedermann zu empören, und diese seinen Grundsätze dem Heere ihrer Untergebnen und Anhänger mitzutheilen. Beyspiele hievon können wir, erforderlichen Falls, in Menge anführen."

„Das Militär, dafür da, die Ordnung im Staate zu erhalten, war unter dieser Zucht in einen Haufen sittenloser Menschen ausgeartet, der nicht nur ungescheut alle Schaamhaftigkeit bey Seite setzen, die Sitten der Unschuld und vorzüglich der Dienstboten zu verderben, sondern auch jeden, der nicht zum Hof gehört, mit Verachtung und Grobheit zu behandeln, sich berechtigt hielt, und ungestraft, ja, auf ausdrücklichen Befehl würdige Diener und Bürger aufs auffallendste in-

sultiren durfte. *) Daneben scheute man sich nicht, ohne Noth Jünglinge, die einzige Stütze ihrer alten abgelebten Eltern, dem Pflug zu entreißen, die Capitulation zu überschreiten, die sich hierüber Beschwerende mit Prügeln zu bestrafen — und überhaupt die Leute wie Thiere zu behandeln." —

„Wir enthalten uns übrigens aller Anmerkungen über die großen und mancherley Bedrückungen und schreienden Ungerechtigkeiten solcher Leute, — welche zu weiter nichts dienten, als alte Wunden wieder aufzureißen, und den Unwillen gegen diese größten Feinde des Vaterlands weiter anzufachen. Man verzeihe uns diese harte Aeußerung des nur zulange zurückgehaltenen Unwillens gegen Leute, die unsern geliebten Landesvater — und das ganze Land, ohne eine nur scheinbare Nothwendigkeit, gegen die Stimme aller Klugheit, vielleicht blos aus Rachsucht gegen eine große Nation, die ihre nichtigen Privilegien zerstöhrte, in die augenscheinlichste Gefahr des gänzlichen Verderbens geführt haben, — die eine Kette um denselben ziehen, da-

*) Herr Leutnant, hört' ich einst einen Obersten sagen, man muß sich gegen seinen Brodherrn dankbar betragen, also auch artig. Und wissen Sie, wer unser eigentliche Brodherr ist? Der Bürger und der Landmann: denn was uns unser König als Titular-Brodherr, giebt, giebt ihm der Landmann und der Bürger für uns zuerst. Also forthin nie wieder weder Bürger noch Bauer insultirt!

mit er nicht einmal die Stimme eines ächten Patrioten hören möge, und die von jeher in allen Ländern, wo sie Fuß gefaßt haben, die Geißel der Völker gewesen sind." —

Meine Leser werden hieran genug haben, oder wer mehr davon lesen mögte, der lese die kleinen politischen Schriften, welche über eben dieß Thema, wie überhaupt über die ganze Regierungskunst, bey Macklot in Carlsruhe heraus sind: und ich bin versichert, man wird einsehen, daß ich über die politische Lage der jenseitigen Rheingegenden eher zu wenig, als zuviel gesagt habe. Was für Einfluß auf das Ach und Wehe der dortigen katholischen Gegenden das Regiment der höhern und niedern Pfafferey, nebst dem Monachismus, gehabt habe, zeigen Metternichs Reden, und Reuths Bürgerfreund. Nirgends in Deutschland hat der kirchliche und politische Despotismus ärger gewüthet, als jenseit des Rheins: gebe der Himmel, daß Frankreichs Exorzismus ihn endlich vertreibe!

Jezt muß ich noch Einiges von H. Bahrdt hier sagen, oder vielmehr von seinen Verdiensten um jene Gegenden. Dieser Mann hat, wie man weiß, eine Zeitlang in Dürkheim als Superintendent gestanden, und hatte in Heidesheim ein Philanthropin. Wer Bahrdten gekannt hat, der weiß, wie liberal er zu reden pflegte, und wie

gern er seine bessere Einsicht jedermann ohne Rückhalt mittheilte. Noch jetzt sind die Spuren dieser Mittheilung in jenen Ländern sichtbar, nicht nur unter Protestanten, sondern sogar auch unter Katholiken. Ich weiß und kenne selbst viele, welche dem Doktor die Richtung ihrer Aufmerksamkeit auf die wahren und ersten Elemente der höhern und edlern Humanität danken, ihm, wie ihrem Vater, noch jetzt kindlich gewogen sind, und seine wirklich großen Verdienste schätzen. Mögten diese Leute ihre Achtung für die Verdienste dieses Mannes durch Unterstützung seiner Kinder, welche nicht so sehr durch den Leichtsinn ihres Vaters, als vielmehr durch seine Aufopferung für die Wahrheit, sich in dürftigen Umständen befinden, sichtbar machen! Bahrdt war immer auch bey allen seinen Schwächen ein Mann, auf den unsre Nation mit Recht stolz ist. Was Flecken war, vermodert, sagt Bürger, aber die Verdienste bleiben ewig! — Genug, hätte Bahrdt länger in der Pfalz bleiben, und mehr und ungehinderter da wirken können, hätte ein Rühl ihn nicht gehaßt, und hätte der Weihbischof von Scheben ihn nicht verfolgt, so würde die Pfalz durch Ihn und durch seine Bemühungen merklich gewonnen haben. Man hätte durch ihn an Einsicht zugenommen, wäre toleranter geworden, hätte den Amtleuten genauer

auf die Finger sehen lernen, hätte sie dadurch genöthiget, ehrlicher und menschlicher zu seyn; dieß hätte eine gerechtere Behandlung der Unterthanen nach sich gezogen, hätte mehr Zufriedenheit mit der Regierung bewirkt, und man wäre ohne Freyheitsbäume frey geworden nach einer gesetzmäßigen und vernünftigen Behandlung. Aber Männer, welche durch Verbreitung einer bessern Einsicht hiezu beytragen, belegt man mit Schimpfnamen, will sie nicht: alles soll militärisch gehen; und dann gehts, wie dort drüben am Rhein! Bahrdt ward verketzert, verfolgt, vertrieben, starb in Dürftigkeit; und Klevesahl, sein Nachfolger, ein düsterer, intoleranter Grützkopf, ist reich, angesehn, bey seines Gleichen, und lebt glücklich! Nun dann — so bitte du für uns, du liebe, heilige Dummheit! —

Dem Fürstbischof von Speier muß ich indeß noch nachrühmen, daß er alle Erbauungsbücher, wodurch der Aberglaube befördert wird, in seinem Stift verboten hat. Namentlich sind hier die Legende, der große und der kleine Baumgarten des Paters Martin von Cochem, die goldene Andacht zum Herzen Jesu, und andere solche Frauenbücher verboten und die Pfarren angewiesen worden, das Schädliche und Unwissende von derley Andachten öffentlich auf der Kanzel vorzutragen, und diesen Vor-

trag öfters zu wiederholen. Der Katechismus des Abts Felbiger hat aber doch nicht ohne Unruhen eingeführt werden können: die Mönche hatten den Leuten weis gemacht: das sey ein nach Ketzerey schmeckendes Buch! — Daß in dem ganzen Bisthum prächtig gezierte Kirchen und viele Klöster, nebst andern Stiftungen für den geistlichen Stand sich befinden, bedarf keiner Erwähnung.

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Patrioten-Jagd im Speierischen. Anstalten gegen die Franzosen.

Sobald die Franzosen aus dem Speierischen Distrikt — Merlin von Thionville und Georg Forster hatten dieses Land jenseits des Rheins zu einem Distrikt formirt und organisirt — weggezogen waren, erhob sich ein gewaltiger Sturm gegen alle Französischgesinnte, oder Patrioten. Man kann leicht denken, daß bey dem Daseyn der Franzosen manches von den Einwohnern war gethan und gesprochen worden, welches der alten Obrigkeit, besonders den Beamten, den Pfaffen und dem Adel nicht gefallen konnte. Als daher die Franzosen

wen waren, dachte man, sie würden in alle Ewigkeit nicht wieder kommen, und man fing an, ihre verlaßnen Anhänger auf das grimmigste zu verfolgen. Ich muß dergleichen Dinge anbringen, weil die Patriotenjagd allerdings eine Hauptursache jener Verwüstungen geweien ist, womit im Anfange des Jahres 1794 die Franzosen jene Gegenden heimsuchten.

Der Magistrat der Reichsstadt Speier zeigte sich ganz besonders wüthend gegen die armen Patrioten. Es giebt wohl schwerlich in der ganzen deutschen Anarchie ein elenderes Gouvernement, als in den Reichsstädten, besonders in den kleinen unbedeutenden: da geht es abscheulich her! Diese führen zwar den Titel einer freyen Stadt des h. R. Reichs; aber die Bürger darin sind eben so frey, als einer von ein Schuster oder Schneider zu Venedig auf den stolzen Namen eines Republikaners Anspruch machen kann. Die Nobili sind Herren zu Venedig; in den Reichsstädten sind es die Patricier und die dem Rath einverwebte Familien: der Pöbel ist Sklav, und denkt doch, wie frey er sey! Zu Frankfurt am Main gestattet man den Fremden alle Freyheit; zu Worms, Speier u. s. w. hat der Fremde kaum das Recht, Luft zu schöpfen: warum? Zu Frankfurt denkt man gut merkantilisch, und kann ohne Fremde nicht schachern; zu

Speier lebt man für sich, und verachtet alles, was nicht aus Speier ist.

Als demnach die Herren zu Speier wieder in Aktivität waren, und das ganze Frankensystem auf immer, wie sie wähnten, vernichtet sahen, fielen sie gar mörderlich über die her, welche den Franzosen günstig gewesen waren, oder gewesen zu seyn schienen. Diese wurden nun eingezogen, und ihre Güter sequestrirt, mehr als 230 an der Zahl!!

Damals lagen die vom Korps des Prinzen von Condé in Speier: es waren aber gerade zum Unglück die sogenannten schwarzen Maykäfer d. h. die Soldaten des Kardinals von Rohan, darunter, eine zusammengelaufene schändliche Canaille, deren Offiziere sämmtlich Emigrirte waren. Selbst die Oesterreicher und Preußen konnten das verdammte Gesindel durchaus nicht leiden. Diese Buben verübten nun, auf Anstiften ihrer Anführer und des elenden ar[illegible]fränkischen Gesindels in Speier, allen Muthwillen an den sogenannten Patrioten. Sie plünderten ihre Häuser, mißhandelten ihre Anverwandte, indeß die Unglücklichen selbst in den schändlichsten Löchern schmachten mußten.

Der Magistrat ließ es aber bey dem bloßen Einsperren nicht bewenden, sondern er befahl noch, daß die Patrioten die öffentlichen Arbeiten verrichten sollten: und dabey hatten dann Unteroffiziere

von der Rohanschen Bande die Aufsicht. Da wurden denn die armen Leute auf's häufigste und schimpflichste mishandelt, mußten hart arbeiten und erhielten nichts, als Prügel, Wasser und Brod. Die Wuth der aristokratischen Kanaille ging so weit, daß sie sogar den Unteroffizieren Geld und Wein gaben, damit sie diesen oder jenen recht mishandeln und schlagen mögten.

Ich kenne einen gewissen Löw, von dem ich weiterhin mehr sagen werde, der sich als Sergeant bey der Rohanschen Horde Bessel nannte. Dieser wurde von einem Spetterischen Advokaten aufgefodert, einen Kaufmann, der gleich damals zur Schandarbeit verdammt war, gegen ein Geschenk tüchtig durchzuprügeln.

„Aber" fragte Bessel, warum soll ich denn den Mann durchprügeln?

Advokat: Das ist einer von den Hauptspitzbuben, ein rechter Patriot —

Bessel: Ja, dann müßte ich ja die andern wohl alle durchprügeln: die sind ja auch Patrioten!

Advokat: Wohl wahr: aber der da — ist der Hauptspitzbube.

Bessel: Mein Herr, Sie scheinen mir ein besonderes Interesse an den Prügeln für diesen Kaufmann zu haben.

Advokat: Das eben nicht —

Beſſel: (traulich) Man hat doch mancheſsmal ſo ſeine beſondern Rückſichten: es thut ja nichts zur Sache: wenn ich ſehe, daß Sie gegründete Urſache haben, dem Manne eine Tracht Schläge zu gönnen: nun ja —

Advokat: O, die hab' ich längſt!

Beſſel: Nun?

Advokat: Der Spitzbube hat mich gräulich beleidigt.

Beſſel: Wie ſo?

Advokat: Er hat eine hübſche Tochter, und iſt reich. Ich hielt um die Tochter an, um Geld zu bekommen, damit ich mir ein Amt kaufen konnte.

Beſſel: Und der Kaufmann verſagte ſie Ihnen?

Advokat: Nicht allein das: er ſagte mir noch ins Geſicht, ich hätte nichts gelernt und ſey ein Taugenichts; und einem ſolchen könne er ſeine Tochter nicht geben.

Beſſel: Dafür mögten Sie ihn nur durchprügeln ſehen?

Advokat: Ja, rechtſchaffen, lieber Herr Sergeant, nur derbe, derbe! Hier iſt etwas für ihre Mühe. (will ihm Geld geben.)

Beſſel: Ey, du infamer Schlingel, kannſt du mir ſo was zumuthen? Warte! Warte! (Er haut ihn durch, und giebt ihm einen Tritt vor den Hintern.) Da haſt du deinen Lohn, niederträchtiger Büffel!

Der Advokat kam Abends in eine Geſellſchaft von Rebaniſchen Offizieren, erzählte ihnen den Vorfall, und dieſe denunzirten den Sergeanten Beſſel als einen Freund und Gönner der Patrioten bey ſeinem Major. Früh ließ der Major Beſſeln kommen, klopfte ihn an, und ſprach:

„Beſſel: wo hat Er geſtern mit dem Advokaten vorgehabt?“

Beſſel: (unerſchrocken) Ich habe dem Nichtswürdigen die Haut ausgegerbt, Herr Major!

Major: Warum aber?

Beſſel: Der Kerl wollte mir Geld geben, daß ich einen Gefangnen prügeln ſollte.

Major: Was wäre denn daran gelegen geweſen, wenn Er einen Spitzbuben von Patrioten geprügelt hätte?

Beſſel: Aber, mein Gott, um ſo eines infamen Beugels Willen, welcher mich mit Geld beſtechen will, ſoll ich einen Gefangnen mishandeln? Thue das, wer da will, ich nicht; Gott ſtrafe mich, ich nicht!

Major: Iſt ſchon gut, geh Er nur! Ich hab's ihm lange angemerkt, daß Er dem verfluchten Lumpengeſindel held iſt. Das macht, Er iſt in Preußen geweſen, da ſind die meiſten ſo! Aber es wird ſich ſchon eine Gelegenheit zeigen, ihm ſeine Patrioterey fühlbar zu machen. Denke Er an Mich!

Wirklich ſuchte der Major, (es war ein Prinz von Montbuiſſon) an dem guten Beſſel Urſache, und ließ ihn bald hernach 48 Stunden krumm ſchließen.

Dergleichen Barbareyen übte der Magiſtrat zu Speier aus, und ließ ſie ausüben, ohne daß es irgend einem Zeitungsſudler eingefallen wäre, ſeinen Schuldbürgern davon Nachricht zu geben.

Im ganzen Bisthum Speier wurde die Patriotenjagd äußerſt ſtreng betrieben, und beynahe in allen Dörfern wurden Leute eingeſteckt, und ihre Häuſer der Wuth der ſchmuzigen Ariſtokraten preisgegeben. Viele Bauren waren bey dieſer Gelegenheit weit wüthender, als ſelbſt die Preußen und Oeſtreicher, welche denn doch nach und nach einſahen, daß die Leute bey ihren Umſtänden unmöglich anders hatten handeln können.

Der Herzog von Braunſchweig machte endlich dem abſcheulichen Unweſen der Patriotenjagd ein Ende, und verbot, denen weiter nachzuſpüren,

welche, zur Zeit der französischen Domination, derselben das Wort gesprochen hatten. Aber was half das denen, die einmal schon eingezogen und in Verhaft waren! Diese mußten ihr elendes Leben im Kerker hinziehen, Schuldige und Unschuldige, sogar Weiber mit Kindern. Aus allen Gegenden zusammengeschleppt, aufeinander gehäuft, und wie Todte der Vergessenheit übergeben, schrieen sie endlich, nach vier Monaten, um das erste Gebot der Gerechtigkeit für Gefangene — um Untersuchung und Verhör. Ihre Gesundheit war durch die elende Arrestantenkost, durch den Mangel an Bewegung, die Plagen des Ungeziefers, und durch die noch zehnmal härtern Qualen des Kummers um Weib und Kinder und zerrüttete Nahrung langsam zernagt: und nun die ansteckenden Seuchen bey der durch die zusammengesperrte Menge vergifteten Luft! — Ihr Zustand war mehr als schrecklich, aber der Gedanke an den Zustand ihrer verwaisten Familien, welche in der Verzweiflung die Hände wund rangen und vergebens nach ihren Nährern seufzten, war noch schrecklicher. Und doch nach vier Monaten noch immer kein Verhör! „Die Gerechtigkeit, schrieen sie, ist die erste Stütze des Staats. Gerechtigkeit gehört nicht allein dem Schuldigen zur Strafe, sie gehört vorzüglich dem Unschuldigen zum Schutze. Aber ohne Untersu

chung, ohne Verhör, ohne Vertheidigung iſt keine Gerechtigkeit möglich: ohne Unterſuchung, ohne Urtheil leiden, iſt nicht gerecht leiden. Dem Schuldigen kann die Gerechtigkeit ſeine erduldeten Qualen an der Strafe zu gut rechnen; aber wie will ſie den Unſchuldigen für die Plagen der Gefangenſchaft, für den Verluſt des Vermögens und der Nahrung, für den noch gröſsern Verluſt der Geſundheit und für alle namenloſe Leiden ſeiner ganzen Familie entſchädigen?" — So ſchrieen ſie, aber die Oberpfaffen am Rhein blieben taub!

Und nun wundern Sie ſich gewiſs nicht mehr, meine Leſer, daſs die Franzoſen, nachdem ſie zu Ende des Jahres 1793 und im Anfange 1794 die Deutſchen zurückgejagt, und die Rheinländer wieder in Beſitz genommen hatten, nun auch raubten, plünderten und die ariſtokratiſchen Einwohner misshandelten. Man darf nur glauben, daſs die Franzoſen von dem unmenſchlichen Verfahren der Deutſchen gegen die Vertheidiger und Anhänger des Freyheitsſyſtems genau unterrichtet waren, und dadurch äuſserſt aufgebracht ſo verfuhren. Nun frägt ſichs, wer denn hauptſächlich an dem Unglücke Schuld war; und die Antwort iſt nicht ſchwer. Im Kriege — ich wiederhole es — iſt nichts mehr zu empfehlen, als ein vernünftiges Betragen gegen den Feind, und deſſen Anhänger.

Wer dieſes hintanſezt, ſchadet ſich ſelbſt am meiſten. Spotten, Schimpfen und Verfolgen iſt nicht nur für ſich ſchon unanſtändig, ſondern es erbittert den Feind noch mehr, und macht, daß er ſich aufs härteſte rächet, ſobald er nur kann. Und wer ſteht für das Nichtkönnen! Freilich dachte man damals, die Franzoſen könnten nun und nimmermehr zurückkehren, und handelte dieſer ſtolzen Vorausſetzung gemäß: aber ganz auf ſich deutſch — ich meyne: altgothiſch-plump. Ueberhaupt waren die Deutſchen, zu Anfange dieſes Krieges, in der Staatswiſſenſchaft noch am weiteſten zurück. Gute Staatskundige für einzelne Länder, für Oeſtreich, für Preußen oder Sachſen hatten ſie wohl, aber Staatsmänner für ganz Deutſchland, wie den jezt exulirenden Riem, hatten wir wenig. „Deutſchland würde, ſagte ſchon 1792 der Verfaſſer der Briefe eines Engländers über den gegenwärtigen Zuſtand der deutſchen Litteratur, (S. 14) in die allergrößte Verwirrung gerathen, wenn auf einmal alle Fürſten einig würden: ſich der einzelnen Regierungen zu begeben, und ein einziges Reich aus den zerſtückelten Provinzen zu bilden: es würde kein einziger da ſeyn, der Kenntniß genug hätte, ein ſolches Ganze einzurichten. Ich habe nicht einmal die Idee zu einer ſolchen Einrichtung in irgend einem deutſchen politiſchen Schriftſteller ge-

funden. Und dennoch scheint es allein diese Idee zu seyn, von welcher man ausgehen muß, wenn je ein System der deutschen Staaten zu Stande kommen, und — die einzelnen Fürsten sich nicht mehr durch unverständigen Eigennutz selbst zu Grunde richten sollen. — In Deutschland bringt die kleinste Veränderung die größten Unordnungen hervor." Das haben wir in diesem Kriege, leider, gefühlt, ohne aber endlich eben so klug geworden zu seyn als Preußen. Indeß, wenn es uns an Männern fehlte, welche ganz Deutschland in staatsrischer Rücksicht hätten übersehen, würdigen und einrichten können: wo sollten wir die Staatsmänner gefunden haben, welche Frankreichs Macht- und Kraftverhältniß gegen Deutschland genau abgewogen, und dadurch Deutschlands Gewinn oder Verlust von daher bestimmt hätten! Wir hatten sie nicht, und darum machten wir, nach unserm dummen und plumpen Stolz, unsere Rechnung überall ohne den Wirth. Unsere Zeche sieht aber jezt enorm und blutig genug danach aus! — *)

*) Die Wahrheit dieser Behauptung erhält Bestätigung durch folgende Anekdote. Der Kurfürst von Sachsen geht vor einigen Tagen — wie man in Halle jezt erzählt — einfach gekleidet, aus einem Thore zu Leipzig, in Begleitung einiger der dortigen Honoratioren. Der Schildwache erkennt ihn nicht, und macht ihm also auch nicht die sonst gewöhnlichen Honneurs. Einer aus der Begleitung macht die Wache unbemerkt

Indeſſen hatte der Herzog von Braunſchweig einige Vortheile bey Trippſtadt um Pirmaſens über die Franzoſen erfochten, auch einige gefangen gemacht. Zwey und ſechszig kamen durch Maykammer. Ich habe niemals eſſnere und feſtere Geſichter geſehen, als die dieſer Gefangnen. Sie ſangen, tanzten und ſprangen, als wenn ſie zur Hochzeit gehen ſollten. An der Wache mußten ſie Halt machen. Ich näherte mich und redete einen von ihnen an. „Du ſprichſt franzöſiſch? fragte er zur Antwort: du biſt wohl gar ein Franzoſe!“

Ich. Nein, ich bin ein Deutſcher: viele Deutſche ſprechen franzöſiſch.

Er. (reicht mir die Hand) Willkommen Kamerad! Aber wärſt du ein Franzoſe, ein Emigrant, ein foutu chien d'ariſtocrate: ſich an (er hob einen Stein auf) mit dieſem Stein zermalmte ich dir dein Gehirn.

---

aufmerkſam, und bittet, das Gewehrpräſentiren nicht zu vergeſſen, im Falle ſie in das nämliche Thor zurückkommen ſollten. Die Wache ſpricht darüber, und einer von ihr ſagt: „Was doch die Kurfürſten hier wohl machen mögen! Erſt neulich war der von Trier hier, und jetzt der von Kölln.“ Dieſer, der nicht weit davon, aber außer den Augen der Wache, eine Anlage betrachtete, hört das, tritt hervor und ſagt: „Ihr lieben Leute, Ihr wißt doch, daß die Kurfürſten am Rhein viele dumme Streiche gemacht haben, und darum begeben ſie jetzt die Univerſität, um klüger zu lernen.“

Ich. Und das hättest du das Herz, hier zu thun?

Er. Allerdings! Ein Emigrant muß mir krepiren, wo ich ihn nur finde: das sind die Böse-wichter, die unser und Euer Vaterland ins Verderben gestürzt haben.

Hierauf sangen alle das bekannte Lied, dessen Refrain jedesmal ist:

Dans son la Carmagnole:
Vive le Son
Du Canon!

Selbst ein Göchhausen gesteht in seinen Wanderungen den unbezwinglichen Muth, der französischen Gefangnen; und ist ein um so unpartheiischerer Zeuge, da er bey den Franzosen ganz und gar nichts Gutes zu finden gewohnt ist. Aber persönliche Unerschrockenheit war, wie ich ganz zuverlässig weiß, in den Augen des blinden Göchhausen niemals eine Tugend.

Sehr bedenklich für uns hielt jeder Kenner die in jener Gegend befindliche Bergkette, welche der Feind immer durchbrechen konnte, weil wir nicht im Stande waren, dieses ungeheure Gebürge ganz zu besetzen, und weil die Franzosen besser Bescheid darin wußten, als wir. Deshalb wurde so viel, als man konnte, für die Verhinderung eines Durchbruchs gesorgt; und da zu diesem Behufe immer

ſtarke Kommandos ins Gebürge geſchickt werden mußten, ſo wurde der Dienſt hier ſehr erſchwert. Man that aber alles gern, weil man immer mit der baldigen Uebergabe von Landau und mit guten Winterquartieren im Elſaß ſchmeichelte.

Viele von unſern Offizieren waren hier neuerdings von dem gänzlichen Ruin der Franzoſen ſo gewiß, daß ſie ſogar Wetten anſtellten, daß in ſo und ſo viel Zeit die Deutſchen in Paris ſeyn, Ludwig XVII einſetzen, die Glieder des Nationalkonvents aufhängen, den Adel herſtellen, und den Pfaffen ihre alte Pfafferey wieder verſchaffen würden. Die Einnahme von Toulon durch die Engländer, und die Rebellion in Lyon, der Tod der Repräſentanten le Pelletier, Chalier und Marat, die Fortſchritte der ſogenannten armée royale in der Vendée und mehrere ſolche Begebenheiten waren die Anlage zu dieſer Rechnung.

Aber nun kam die Trauerpoſt von der Hinrichtung der Königin Antoinette, des Generals Cüſtine und vieler andrer, auf welche man gerechnet hatte; die Schlappe der Engländer bey Dünkirchen, und die Fortſchritte der Franzoſen in den Niederlanden, nebſt denen gegen die Spanier und Sardinier: dieſe unangenehme Nachrichten ſchlugen unſern Muth ſehr wieder nieder, ſo, daß

man ſogar verbot, davon zu reden: aber je mehr man dieß verbot, deſto mehr geſchah es und ſo wurden dieſe unangenehmen Dinge immer bekannter.

Acht und dreyßigſtes Kapitel.

Belagerung von Landau.

Wir zogen den 18ten September ins Lager bey Landau, und ſchloſſen es jezt rund um vollends ein. Dieſer Platz iſt eine von den Feſtungen, welche der berühmte Vauban angelegt hat: ſie iſt trefflich verwahrt, hat ein Fort und ein Hornwerk, und kann ſich unter Waſſer ſetzen, welches aber die Ingenieurs in Landau dießmal nicht für nöthig fanden.

Ohnerachtet Landau ſchon ſeit langer Zeit von den Deutſchen blokirt war, ſo hatte man doch zu einer ernſthaften Belagerung ſich wenig angeſchickt. Es waren noch keine Schanzen aufgeworfen: aber wozu hätten auch dieſe nützen ſollen, da man kein Geſchütz hatte! Es iſt ganz unbegreiflich, wie man nur den Gedanken hat faſſen können, das mit Feſtungen gleichſam angefüllte und ganz umzingelte Frankreich ohne hinlängliches Geſchütz anzugreifen.

Schon im Sommer hatte der General Wurmser, welcher in der dortigen Gegend sein Wesen trieb, mit dem französischen General Gillot unterhandelt, und von ihm die Uebergabe der Festung erwartet; aber vergebens. Eben so gieng es unserm Kronprinzen auch mit dem neuen Landauer Kommandanten Laubadere. Dieser war als ein guter, ehrlicher Republikaner bekannt, und eben darum ließ ihn der Kronprinz anfänglich nur einmal auffbieten.

Die Stadt war so eingeschlossen, daß nichts herein, nichts heraus konnte, und da man sich vorstellte, daß die Garnison und die Bürgerschaft nicht gut mit Proviant versehen wären, so hoffte man, daß die Uebergabe sich höchstens bis gegen das Ende des Novembers verziehen könnte, und erwartete nichts weniger, als daß die Republikaner die Festung entsetzen würden.

Inzwischen verübten die Oestreicher in den dortherumliegenden Französischen Oertern alle möglichen Gräuel. In Langenkandel und an mehrern Orten bey Landau sind ihre Barbareyen über allen Glauben gegangen. In dem ersten Orte ermordeten sie ein kleines Mädchen, weil es in seiner Einfalt gerufen hatte: Es lebe die Republik. Einem Schulmeister hackten sie beyde Hände ab, weil er ein Vertheidiger der Patrioterey war. Eine Frau

ſamt ihrem Kinde, das ſie an der Bruſt ſäugte, verlohr das Leben, weil ſie den Unmenſchen Menſchlichkeit predigte. ꝛc. ꝛc. — Als ich nach Landau und Strasburg kam, fand ich aller Orten Zettel angeſchlagen, worauf dergleichen Gräuelthaten angezeigt waren, um deren willen die Nation gegen dieſe Verächter aller Rechte aufgerufen wurde.

Ich bin völlig überzeugt: daß der Kaiſer dergleichen Gräuel nicht allein nicht billigt, ſondern daß er ſie aufs ſchärfſte ahnden würde, wenn ſie ihm bekannt wären. Aber wie dringt die Stimme der Unſchuld und der bedrängten Menſchheit zu den Ohren der Monarchen! Und wie iſt es möglich, daß Unmenſchlichkeiten verhindert werden, wenn man ſie öffentlich predigt, wenn man die Franzoſen d. h. alle Einwohner dieſes Landes als den Auswurf der Menſchheit beſchreibt, gegen den man von aller Verbindlichkeit los ſey? So war es der Fall im vorigen Jahrhunderte bey den Verfolgungen der Hugenotten: aber dieſe waren unbewaffnete Leute, außer Stande, ſich zu wehren; allein die Franzoſen jezt, konnten das ihnen angethane Unrecht rächen, und haben es auch an ihren Henkern, aber leider auch an den unſchuldigen Be-

wohnern jener Länder, wohin sie gedrungen sind, mächtig und strenge genug gerächt.

In der östreichischen Armee giebt es, ausser den Kroaten, noch anderes Volk, welches Freykorps ausmacht, und als solche glauben, es stehe ihnen alles frey. Dieses Volk ist aller Orten, bey Freund und Feind, sogar bey ihren eignen Leuten, verhaßt und verachtet. Die Unthaten der Herren von Ottonelli, von Mahony, von Michalowitz und von andern sind so verschrieen, als die Heldenstückchen des bayerischen Häusels oder des Cartouches. Nirgends haben sich die Franzosen so arg betragen, als diese, die sogar bey Freunden und Bundesgenossen ihres Herren sich betrugen, als hätte man sie auf Exekution hingelegt. Mich wundert nur, daß Reichard in Gotha, Göchhausen, Girtanner und Braun nicht auch die Gräuelscenen von diesen zu Kupferstichen gewählt haben! — Ich werde weiterhin von dem scheußlichen Betragen dieser Quasi-Soldaten mehr erzählen, und verweise bis dahin auf eine Schrift, betitelt: Die Reichsarmee in ihrer wahren Gestalt, worin auch einiges von diesen Freykorps vorkömmt.

Diesen Kroaten hatte man einen Dukaten für jeden Franzosenkopf versprochen, den sie einliefern würden. Das Versprechen selbst war schon abscheulich an sich; denn es sezte einen Krieg ad interne-

einem voraus, und machte schonende Menschlichkeit gegen die, die sich ergaben, oder die vor Verwundung nicht mehr schaden konnten, unmöglich: aber was kümmert sich ein Kroat um Menschlichkeit, zumal wenn seine Vorgesetzten selbst so unmenschlich sind, ihn, der sich auf eigne Faust ernähren muß, gegen einen Blutsold zu Unmenschlichkeiten aufzufodern! Um diesen Sold treusleißig zu verdienen, tödteten die Kroaten hie und da Bauren, weckten sie des Nachts auf, um nach diesem oder jenem zu fragen; und wenn die Unglücklichen ihre Thür oder Fenster öffneten, um ihnen Auskunft zu geben, so ergriffen sie dieselben, schnitten ihnen den Kopf ab, und ließen ihn als einen Sanskülottenkopf sich bezahlen. — Und nun wollen wir noch fragen, lieben Leser, warum so viele Barbareyen von den Franzosen in Deutschland hernach begangen wurden?

Der Pfarrer zu Nußdorff, eine halbe Stunde von Landau, hat sich auch sehr an seiner Gemeinde versündiget. Dieser Mensch war, wie alle Pfaffen in ganz Frankreich, der neuen Einrichtung feind, ob er gleich lutherisch war: es ärgerte ihn sein Verlust des Dezems und der Sporteln. Es mogten auch mehrere von seinen Bauren etwas hart und derb mit ihm gesprochen haben. Er zeigte alle diese den deutschen Offizieren an, und die armen

Leute wurden aufs gröbste misbandelt, wenn gleich Nußdorff nicht zu Deutschland gehört, und es demnach höchst ungerecht war, hier Jagd auf Patrioten zu machen. Alle Einwohner mußten ja, vermöge ihres gemeinschaftlichen National-Gesetzes, Patrioten seyn! — Der Herr Pfarrer ließ auch eine goldne Lilie über das Zifferblatt am Kirchthurme anbringen, welche aber freilich nicht lange figurirt hat. — Die kaiserlichen und preußischen Offiziere kehrten bey diesem theologischen Altflicker gern und fleißig ein — wegen seiner hübschen Schwägerinnen. Wie es ihm bey der Rückkunft der Franzosen ergangen sey, läßt sich denken.

Als wir um Landau stunden, waren eben die Trauben zeitig. Da es nun dertherum gar viele Weinberge giebt, so konnten sich unsre Leute recht daran ergötzen. Dieß thaten sie: aber die Weinberge wurden auch so mitgenommen, daß, wenn die Einwohner mit der Weinlese, oder dem Herbsten, wie man dort sagt, nicht geeilt hätten, sie auch keinen Tropfen Wein ins Faß bekommen hätten. Die Soldaten machten Exkursionen bis beynahe vor Landau, und trafen da mehrmals Nymphen aus dieser Stadt an. Dieß Hinlaufen der Frauenzimmer nach den Weinbergen dauerte noch fort, als ich schon in Landau war, bis endlich der General Laubadere es gänzlich untersagte.

Der König machte indessen Anstalt zu seiner Abreise nach Berlin: die polnischen Händel nöthigten ihn, sich an Oerter zu verfügen, wo er denselben näher seyn konnte. Er ist auch wirklich den 30ten September von uns abgefahren.

Hier im Lager lernte ich den bekannten Magister Heller kennen, welcher Verfasser von allerley kleinen Schriften mit und ohne Namen ist. Man nennt ihn dort herum Hr. Professor: warum? Das weis ich selbst nicht. Er sagte zu mir, daß wir mit einander bekannt werden müßten, weil unsre Fatalitäten viel Aehnliches hätten. Bey einem Glase Wein legten wir denn einander eine allgemeine Beichte ab. — Hr. Heller lebt zu Frankenthal, wo er in allerley Dingen Unterricht giebt, und sich so durchbringt. Er hat da ein blutarmes Mädchen geheurathet, mit welchem er, wie er sagte, ganz gut lebt. Die Schweizer Kantons haben ihm schon einigemal für ein Gedicht auf sie ein Präsent gemacht: er hoffte eben auch ein Präsent vom unserm Könige und beversificirte denselben. Aber der König sah mehr auf Polen; und der Dichter erhielt nichts. Das war aber auch schon recht: denn nichts ist verdächtiger und gerade darum nichts elender, als das Lob der Dichter und der Versifere; und wer nur durch sie denkt berühmt zu werden, hat gewiß nichts lobenswürdiges an sich. Die

ganze Welt kennt den poetischen Schnickschnack, und weis, warum die Dichterlinge loben. Von Horatius, dem größten und feinsten aller Parasiten an, bis auf die Herren N. N. hat keiner seinen Held unsterblich gemacht. Die Namen, welche über den Oden z. B. des Horatius stehen, thun schon lange gar nichts mehr zur Sache: wir bewundern die Schönheit des Gedichtes, und kümmern uns wenig um den, auf welchen es gemacht ist. Blos die Geschichte kann loben oder tadeln: denn ob wir gleich sehr elende Wichte in der Welt sind, so haben wir doch noch das Gute an uns, daß allgemeine Sätze keinen Eindruck auf uns machen: wenigstens keinen bleibenden; und daß wir nicht eher gerührt werden, oder glauben, bis wir den Beweis irgend einer allgemeinen Behauptung aus einzelnen Thatsachen selbst sammeln und fassen. Ein Fürst thut darum sehr klug, wenn er sich nie bedichten oder besingen läßt, und noch klüger, wenn er seine Lobhäuse nicht belohnt: denn sonst stürmt dieses Silben Gesindel auf ihn zu, und belobt ihn dergestalt, daß er sich endlich für untadelhaft hält; und für wahres Verdienst Augen und Empfindung verliehrt.

Ich für meine Person befand mich im Lager so ziemlich wohl. Ich hatte beynahe täglich Besuch von Bekannten aus der der dasigen weiten und brei-

ten Gegend, und von diesen erfuhr ich die ganze Litaney von allem, was seit meiner Abwesenheit aus der Pfalz, vorgefallen war, aber ich erfuhr selten etwas erfreuliches. Alles war so beym Alten geblieben, und wenn ja der eine und der andre etwas hatte bessern wollen, so hatte er es sofort zu thun mit den Pfaffen, Edelleuten und Beamten, welche ihn an allen Unternehmungen hinderten. Alle hoffen eine Generalreforme nach dem Ende des Krieges. Gebe sie der Himmel!

Alle Tage hörten wir, daß die Franzosen da und dort vor den Deutschen wichen, und nun sahen die meisten nichts sicherer entgegen, als Landaus Einnahme, und der Eroberung von ganz Elsaß. Einige radotirten schon von Strasburgs wirklicher Einnahme! Diese Nachricht verbreitete sich deßwegen, weil wirklich in Strasburg ein Komplot existirte, welches die Festung den Deutschen in die Hände spielen wollte. Die vornehmsten Mitglieder des Komplots waren mehrere von der Strasburger Municipalität, und einige reiche Juden. Aber Eulogius Schneider, der damals öffentlicher Ankläger war, entdeckte durch seine Emissärs den Anschlag: die Verschwornen wurden eingezogen und fanden ihr Ende auf der Guillotine. Dabey war auch der gewesene Maire, Hr. von Dietrichs,

Den Weg der Verrätherey hat man in keinem Kriege mehr eingeschlagen, als in dem gegenwärtigen: ein wahres Zeichen, daß man sich zu schwach fand, der verachteten Nation mit Anstand zu widerstehen. Gegen uns haben die Franzosen sich selten der Verräther oder der Spionen bedient. Doch fand sich bey Landau ein reformirter Kandidat, welcher wegen seines artigen Betragens die Gnade des Herzogs von Braunschweig auf eine vorzügliche Art genossen hatte. Dieser zeichnete aus eignem Antrieb den Plan der ganzen Stellung des Deutschen Heeres ab, und schickte ihn in die Festung. Die Sache wurde entdeckt und der Kandidat arretirt. Er hatte allerdings so nach dem Herkommen, den Tod verdient, aber der König und der Herzog verwandelte die Todesstrafe in Baugefangenschaft.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Ich werde endlich noch gar — geheimer Gesandter.

Ich habe in der ganzen bisherigen Erzählung keine Rolle von Bedeutung gespielt, und hatte nur selten Gelegenheit, dem Leser von meinem kleinen Ich etwas zu sagen, das seiner Aufmerksamkeit werth

gewesen wäre. Man kann daher das, was ich bis jezt geliefert habe, mehr für historische Bruchstücke über den Feldzug und die Operationen, welchen ich beygewohnt habe, ansehen, als für meine eigne Geschichte. Von nun an aber erzähle ich hauptsächlich wieder von mir, und da man immer an sich mehr Interesse nimmt, als an allem, was uns umgiebt, so hoffe ich, daß meine Nachrichten von nun an für den Leser interessanter seyn werden, besonders für diejenigen meiner Leser, welche Interesse an mir finden; und die Anzahl dieser ist, wie ich zu meiner Beruhigung weiß, nicht gering.

Die Veränderung meiner Lage, welche hierbey Landau vorging, hat auf alle meine nachherigen Schicksale Einfluß gehabt, und wird ihn wahrscheinlich auch auf meine zukünftigen haben, so daß ich unverzeihlich handeln würde, wenn ich nicht alles, was dahin einschlägt, genau und umständlich beschreiben wollte. Man wird mir also verzeihen, wenn ich hier gegen meine bisherige Gewohnheit, weitläuftiger werde, und Kleinigkeiten anführe, sobald diese meine Geschichte in ein helleres Licht stellen.

Ich war unsern Prinzen und den großen Generalen schon lange dem Namen nach bekannt, aber viele von ihnen hatten auch schon mehrmals mit mir gesprochen. Ich muß öffentlich gestehen, daß

ich von diesen Herren immer human und freundlich bin behandelt worden, und kann mich insbesondre rühmen, daß der Prinz Louis von Preußen, der Herzog von Weimar, die Generale, Prinz von Hohenlohe und dessen Vetter, der Prinz von Hohenlohe, Obersier bey Wolfframsdorff, die Hn. Generale von Mannstein, von Kalkreuth und mehr andere mir ganz besonders gut begegnet sind.

Der Prinz von Hohenlohe, ich meyne den damaligen Obersten bey dem Regiment von Wolfframsdorff, hatte in Dürkheim gehört, daß ich mit dem Bürger Deutzel, Volksrepräsentant, und zu der Zeit in Mission bey der Rheinarmee, ehemals bekannt gewesen sey. Diese Nachricht war ihm aufgefallen, und er beschloß, deswegen mit mir zu sprechen.

Ich war eben auf einer Schanze, als man mir sagte, der Prinz von Hohenlohe wolle mich sprechen. Da ich seine Art, Leute zu behandeln kannte, so lief ich mit Freuden hin, wie ich war. Ihre Durchlaucht, sagte ich, müssen mir verzeihen, daß ich komme, wie ich war, als ich hörte, daß Sie mich sprechen wollten. Ich konnte mich nicht überwinden, durch Anziehen und Putzen einen Augenblick zu verlieren. „Das war recht, mein Lieber,

erwiederte der Prinz, nun herein: bey mir muß man keine Komplimente machen.

Ich trat ins Zelt, und fand da mehr Gesellschaft, welche recht munter war. Ich mußte mit Taback rauchen, und Wein trinken, welchen der Prinz ganz trefflich hatte, da er ein Liebhaber von gutem ist. Der Prinz war, wie immer, sehr aufgeräumt, und erzählte einige Anekdoten vom alten König, z. B. daß er selbst mehrmals lächelnd bekannt hätte, wie er sich in seiner Jugend vor den Hexen gefürchtet habe, daß er aber nachher bald von dieser thörigen Vorstellung abgekommen sey u. dgl. — Unser Gespräch fiel bald auf die Franzosen, und ich freute mich recht über die gesunden Urtheile des Prinzen: er war selbst ehemals in Frankreich gewesen, hatte da ganzer zehn Jahre gedient, und verstand also den Handel besser, als mancher Andere. Endlich fragte er mich, was ich von den französischen Angelegenheiten dächte? Aber ehe ich antworten konnte, fiel ein Offizier von unserm Regimente lächeld ein: ah, Gnädigster Herr, den da müssen Sie nicht fragen: das ist ein Patriot!

Prinz: So? Ist's wahr, Laukhard?

Ich: Verzeihn Sie, Monseigneur! ich bin kein Patriot, im gehässigen Sinn: ich liebe den König, und die Deutschen, aber ich liebe auch die Menschen, und muß daher oft anders denken, als die

zu denken gewohnt sind, welche nichts sehen und hören wollen, als Fürsten und Sklaven.

Pr: Schön, das ist brav! Aber glaubt Er denn, daß die Franzosen jezt auf dem lezten Loche blasen?

Ich: Nein, das glaube ich nicht. Die Franzosen haben noch zu viele Hülfsmittel, sich zu behaupten, und es wird noch schwer halten, sie zu bezwingen, geschweige denn, ihre Macht ganz und gar zu tilgen.

Pr: Er hat doch die römische Historie studiert, Laukhard?

Ich: Ja, gnädigster Herr!

Pr: Nun, so weis Er ja auch, daß die Soldaten, welche an der Wohlfahrt des Vaterlandes zweifelten, gestraft wurden.

Ich: Ey, gnädigster Herr, ich zweifle an der Wohlfahrt des Vaterlandes gar nicht; ich wünsche und hoffe, daß es Deutschland und besonders Preussen recht gut gehen möge: aber ich kann doch auch nicht behaupten, was unmöglich, und was unwahrscheinlich ist: und von dieser Art wäre die gänzliche Niederlage der Franzosen durch uns.

Pr: Lassen wir das jezt. Es denkt ein jeder, was er will; man muß nur ein ehrlicher Mann seyn. — Aber à propos Laukhard, ich habe gehört, Er kenne den Repräsentant zu Landau, den Dentzel?

Ich: Ja, Ihre Durchlaucht, den kenne ich schon seit vielen Jahren.

Pr: Genau?

Ich: So ziemlich: wir haben manchesmal mit einander gezecht, und sonst Abenteuer bestanden. Ich glaube gar, daß wir noch Vetter sind.

Pr: Was ist denn das für ein Mann?

Ich: Gnädigster Herr, in der Lage, wenn ich und Deutzel uns befanden, habe ich seinen Karakter nicht kennen lernen: ich habe mich auch nicht einmal drum bekümmert. Er ist, soviel ich weis, ein unternehmender Kopf, und sonst kein falscher Kerl.

Pr: Je nun, wir sprechen vielleicht ein andermal mehr davon. Jetzt getrunken und lustig!

Es wurde getrunken aus großen Gläsern scharf, und die Zotologie wurde ziemlich herumgeholt. Gegen Abend ging ich in mein Zelt, und fand eben einen Brief von meinem redlichen Bispink, welcher das Vergnügen dieses Tages krönte.

Gleich am folgenden Morgen schickte der Hr. Hauptmann von Riewetschütz, welcher die Kompagnie des Prinzen damals kommandirte, zu mir, und ließ mich holen. Dieser edle Mann, der mir sehr viel Freundschaft in der kurzen Zeit, die wir noch zusammen waren, erwiesen hat, traktirte mich mit Malaga; und nach einem langen Gespräche über diesen und jenen Gegenstand aus den Wissen-

schaften, worin sich der Hauptmann rühmlich umgesehen hat, wurde das Gespräch, ganz unmerklich wieder auf Deutzel gelenkt. Ich sagte ihm, was ich wußte. Hören Sie, sagte der Hauptmann, Sie können ihr Glück machen: der Prinz wird mit Ihnen sprechen, und dann machen Sie Ihre Sachen klug. — Ich stutzte, und drang in den Hauptmann, sich näher zu erklären; aber er sagte, daß er nichts mehr sagen könne: ich sollte nur klug seyn. Ich versprach ihm, mich allen Befehlen des Prinzen zu unterziehen.

Ich war kaum wieder bey meiner Kompagnie, als ich äufs neue gerufen wurde. Es war zum Prinzen Louis von Preußen, welcher hinter der Brandwache auf mich wartete. Hier hatte ich folgende merkwürdige Unterredung.

Prinz Louis: Guten Tag, Laukhard! ich hab' ein Wort mit Ihm zu sprechen.

Ich: Bin immer Ew. Hoheit zu Diensten!

Pr: Eh bien; aber jezt fodre ich keinen Dienst im eigentlichen Sinn: ich fodre was, das Uns und Ihm großen Vortheil bringen soll. Er kennt Deutzel zu Landau?

Ich: Ja, Ihre Königliche Hoheit.

Pr: Glaubt Er wohl, dem Manne beyzukommen?

Ich: Ich verstehe Sie nicht ganz.

Pr: Ich werde mich erklären. Seh Er, Dentzel ist Répresentant du peuple bey der französischen Rheinarmee: der Name hat also vielen Einfluß, der dann erst recht fühlbar seyn wird, wenn von der Uebergabe der vor uns liegenden Festung die Rede seyn soll. Diese Uebergabe kann nicht lange mehr anstehen allein sie wird und muß auf alle Fälle noch viel Blut kosten: wir haben also einen Plan erdacht, wie wir ohne Blutvergießen zu unserm Zweck gelangen könnten.

Ich: Das wäre ja herrlich!

Pr: Ja, sieht Er: Und dazu soll er nun helfen!

Ich: Und wenn ich mein Leben dabey aufopfern sollte, gern!

Pr: Schön! So spricht ein braver Soldat. Laukhard, es ist beschlossen, Ihn nach Landau zu schicken.

Ich: (betroffen) Nach Landau, mich?

Pr: Ja, Ihn nach Landau, lieber Laukhard. Sieht Er: Er kennt den Répräsentant Dentzel: dieser vermag alles: kann Er ihn gewinnen, so ist sein und unser Glück gemacht.

Ich: Aber auch mein Unglück, Ihre Hoheit, wenn ich entdeckt werde.

Pr: Ah, Er muß sich nicht fürchten! parbleu, die Franzosen werden Ihm den Hals nicht brechen!

Ich: Aber die Franzosen sind Vexationsse, Ihre Hoheit: die Kerls spaßen eben nicht viel.

Pr: Ueberleg Er die Sache, lieber Laukhard! Findet Er, daß es nicht geht, à la bonne heure, so haben wir gespaßt, und alles bleibt entre nous; findet Er aber, daß Er Muth genug hat, die Gefahr nicht zu achten, und sein Glück zu befördern, so entschließe Er sich, und sage mir Bescheid. Adieu! Aber alles bleibt noch unter uns! (geht ab)

Ich schlich unruhig und mürrisch ins Lager zurück: tausend Ideen, tausend Grillen liefen mir durch den Kopf, und ich war doch nicht im Stande, einen festen Entschluß zu fassen. Die Sache schien mir zu wichtig.

Einmal war es mir freilich erwünscht, endlich einmal eine Gelegenheit zu bekommen, mich mit Ehren von den Soldaten loszuwickeln. Bisher nämlich hatte ich das Lästige und Drückende dieses Standes mehr als zu viel erfahren und empfunden. Davon kam ich also weg, wenn ich den Vorschlag Seiner Hoheit annahm: und dann hatte ich mit Herren zu thun, welche mir eine Laufbahn eröffnen konnten, worauf ich wenigstens eher und besser für mich sorgen konnte, als bey den Soldaten. Herr Brepint hatte mir zwar, als wir vor Mainz standen, angetragen, daß er mir, sobald ich nur einwilligte, von dem Regimente entweder locken-

fen, oder einen Rekruten von meiner Größe für mich ſtellen wollte. Er hatte dieſen letzten Punkt mit dem Hn. von Pahenskv, Hauptmann bey unſerm Depot in Halle, ſchon beſprochen; auch über die ganze Sache an unſern Feldprediger, Hn. Lafontaine geſchrieben, und ihn um ſeine Vermittelung erſucht. Aber ich konnte mich durchaus nicht überwinden, eine Güte von dieſer Art von einem Manne anzunehmen, der mich ſchon lange mehr als brüderlich unterſtützt hatte, und die ich ihm vielleicht nie hätte vergelten können. Ich lehnte alſo ſein Anerbieten unter dem Vorwande ab: daß der Krieg gegen die Franzoſen mich zu ſehr intereſſirte, als daß ich nicht wünſchen ſollte, ihm bis zu Ende mitbeyzuwohnen. u. ſ. w. Im Grunde aber hatte ich des Soldatenlebens herzlich ſatt; und ſo war es mir lieb, hier endlich eine Gelegenheit vor mir zu ſehen, meinen Abſchied durch eine glänzende Dienſtleiſtung ſelbſt zu verdienen. Dadurch erwürbe ich mir, dachte ich damals, auch zugleich ein Recht auf eine ſorgenloſe Exiſtenz im Preußiſchen, und wäre nicht genöthigt, mich auf eine precäre Lebensart dereinſt irgendwo einzulaſſen. Freylich war viel Gefahr bey der ganzen Unternehmung, aber wenn ſie gelang, ſo war auch viel Vortheil auf meiner Seite zu erwarten.

Auf der andern Seite mogte ich den Vorschlag auch deswegen nicht verwerfen, weil ich dadurch Ursache werden konnte, daß eine blutige Belagerung in eine friedliche Uebergabe verwandelt würde, wodurch das Leben vieler Menschen, sowohl bey den Unsrigen als bey den Franzosen gewann.

Freilich hätte ich den Salto mortale niemals gewagt, wenn ich den Geist der Nation schon damals so gekannt hätte, wie ich ihn bald darauf kennen lernte, und welcher vorzüglich dahin geht, daß dem Feinde nicht eine Spanne breit Platz in der Republik eingeräumt werde, oder bleibe. Das erste Grundgesetz der Nation ist die Untheilbarkeit des Reichs: diese muß erhalten oder die Nation muß vernichtet werden. Aber ich kannte die Franzosen damals von dieser Seite eben so wenig, als der König von Preußen und alle koalisirten Mächte sie auch noch nicht kannten, und Viele, leider! noch immer nicht zu kennen scheinen.

Aber die Gefahr, welcher ich mich nothwendig aussetzen mußte, schreckte mich immer nicht wenig. Ich hatte gehört, daß die Franzosen einige Tage vorher einen Emigrirten, welcher von den Kaiserlichen desertirt war, in Landau aber als französischen Flüchtling erkannt wurde, ohne langen Proceß hatten todtschießen lassen. Was einem Spion und einem Emissär gebührte, war mir lange be-

kannt: ich hatte die Praxis davon bey Luxemburg, und bey Mainz gesehen. Ueberdieß verdammten meine eignen Grundsätze die mir zugedachte Unternehmung: auch erinnerte ich mich recht lebhaft an das, was Pyrrhus ehedem zu den Römern sagte:

Non cupientes bellum, sed belligerantes,
Ferro, non auro vitam certamus utrique —

Spionieren habe ich überhaupt immer für etwas sehr unanständiges gehalten, und Verräthereyen für das abscheulichste Verbrechen. Kann was kann fürchterlicheres gedacht werden, als der Mißbrauch des Vertrauens, welches das Vaterland auf uns setzt, und was ist schändlicher, als der Gewinn, den man von dem verkauften Interesse unsrer Mitbürger ziehen? Daher kamen mir auch jene Generale, welche dem Interesse ihrer Nation untreu geworden waren, besonders ein Lafayette und ein Dumouriez, als die abscheulichsten Menschen vor. — Und dennoch sollte ich mich in die angedrohte Gefahr stürzen? Dennoch gegen meine eigne Ueberzeugung handeln, weil ich mir dadurch Vortheile schaffen konnte, wenn ich mir dabey Haut davon kam?

Was das letzte, jener die Ueberzeugung von Recht und Unrecht betrift, so wäre das die geringste Frage gewesen: denn ich hatte Beyspiele genug zu meiner Rechtfertigung. Der Eigennutz ist das

große Triebrad der menschlichen Handlungen: davon zeugt die Geschichte aller Zeiten und aller Völker; und alle wahre Biographien sind davon der klärste Beweis. Ein Herr Philosoph kennt und rühmt die Wahrheit, und ist überzeugt, daß diese, verbunden mit einer ihr würdigen Lebensart, die höchste Würde des Menschen ausmacht: er lehrt dieses in allen seinen Büchern; und seine Handlungen sind gewöhnlich das Gegentheil von seiner Lehre. Auch der größte Philosoph kalkulirt meistentheils à la Pitt, und ist Kaufmann auf Geld, Ehre und Gewissen, wie dieser. — Mit den Herren Moralisten konnte ich also bald fertig werden.

Aber die Gefahr, welcher ich mich unterziehen sollte, lag mir mehr im Sinne. Ich mußte befürchten, daß Dentzel meinen Antrag mit Verachtung verwarf, und mich in Untersuchung nehmen ließ. Auch liefen täglich Deserteurs nach Landau über: konnte die Sache nun nicht durch so einen dahin gebracht und verrathen werden? Und wo blieb dann Laukhard? Diese Gedanken bekümmerten mich Tag und Nacht, und raubten mir alle Ruhe.

Vierzigſtes Kapitel.

Fortſetzung des vorigen.

Den Tag nach meiner Unterredung mit dem Prinzen Louis kam der Adjutant des Kronprinzen zu mir, nahm mich mit hinter die Brandwache, und fragte mich: ob ich dem Antrag des Prinzen Louis nachgedacht hätte? Ich bejahte.

Adjutant: Nun, was denkt Er davon?

Ich: Ich denke, daß es ein ſehr gefährliches und halsbrechendes Stück Arbeit iſt.

Adj: Weiter nichts?

Ich: Das aber doch für mich und für uns alle nützlich werden könnte.

Adj: Das auf alle Fälle nützlich werden muß: denn geſezt auch, Er richtet nichts aus, ſo lernen wir doch die Geſinnungen der Leute kennen, und das iſt ſchon viel: verſteht Er mich?

Ich: O ja, ich verſtehe Sie wohl! Alſo wenn ich nichts ausrichte, ſo ſehen die Preußen, daß auf dieſe Art dem Repräſentanten nicht beyzukommen war, und nehmen ihre Maaßregeln auf eine andere Art. Ich zahle indeß mit meinem Leben, und die Herren haben einen Maßſtaab ihrer Unternehmungen mehr: Allerliebſt!

Adj: Ey, lieber Laukhard, ich meyne das nicht so! Wenn Er auch nichts ausrichtet, so ist Er deswegen doch noch nicht verloren. Er muß nur seine Sachen gescheid anfangen; und kommt Er wieder aus Landau zu uns, so ist sein Glück auf alle Fälle gemacht.

Ich: Ja, wenn die Festung durch mich in unsre Hände kommt!

Adj: Und wenn das auch nicht geschieht: Er ist auf alle Fälle gedeckt, und seiner Belohnung sicher. Das wäre schön, die Uebergabe der Festung zur Bedingung seiner Belohnung zu machen! [illegible] ihn königlich belohnt, und auf immer vor Armuth und Noth in Sicherheit gesezt. Aus einem Mann, wie Er ist, muß noch einmal was in der Welt werden: glauben Sie mir!

Ich: Alles gut, Herr Adjutant, aber das Ding bleibt immer kitzlich.

Adj: Freylich wohl! Aber was ist Er denn, Laukhard? Ist Er nicht Soldat, und muß ein braver Soldat nicht vor die Kanonen gehen?

Ich: Natürlich!

Adj: Ist Er noch nicht vor den Kanonen gewesen?

Ich: O ja, schon mehr als einmal.

Adj: Hat Er da sich wohl gefürchtet und geängstet?

Ich: Herr Adjutant, wenn mir ein Andrer diese Frage vorlegte, ich weiß nicht, ich —

Adj: Ich schmiß ihm hinter die Ohren, nicht wahr? — Das ist recht gesprochen, mein Lieber: so hör' ichs gern. Nun sieht Er, wenn Er ohne Furcht vor die Kanonen ging, wo Er doch nicht viel thun konnte, warum wollte Er jezt eine Gelegenheit vorbey lassen, wo weniger Gefahr ist, und wo Er Viel thun kann?

Dieser Grund bestimmte mich beynahe: ich sagte dem Adjutanten, daß ich für den Kronprinzen alles zu wagen und alles zu thun bereit wäre. Er möchte also Seiner Hoheit meinen Entschluß melden, und Sie versichern, daß ich nur ihren Befehl erwartete.

Es war mir, wie es sich versteht, verboten worden, diese kützliche Sache irgend jemanden bekannt zu machen; aber dieß foderte schon meine eigne Sicherheit. Ich hatte nicht einmal das Herz, sie meinem Hauptmann anzuvertrauen; dieser fragte auch ganz und gar nicht, was die großen Herren mit mir gesprochen hätten.

Es war bey der Kompagnie ein Franzose, Namens Gautier, ein eingemachter Windbeutel, der beynahe kein Wort deutsch wußte. Aber en révanche frisirte und rasirte er, wie ein Meister, und war immer guter Dinge. Seines jovialischen Wesens und seiner Schnurren wegen war er bey jederman,

sogar bey den vornehmsten Offizieren, wohl gelitten, welche ihn so zu sagen zum Hänschen brauchen wollten, die er aber selbst nicht selten tüchtig hänselte.

Dieser Gautier hatte bey den ehemaligen Nationalgarden in Frankreich gedient, kannte die Generale Lafayette, Dümouriez, Anselme und andre, hatte die Preußen aus Champagne verfolgen helfen, und war im Anfange des Jahres 1793 bey Trier desertirt. Weil er nun sehr viel zu erzählen wußte, so machte ich mir gern mit ihm zu schaffen. Sonst war er auch ein curioser Kerl, mit welchem sichs gut umgehen ließ.

Den Abend, als der Adjutant des Kronprinzen bey mir gewesen war, saß ich in der Marketender-Hütte, und dachte über mein Schicksal ernsthaft nach. Gautier näherte sich mir traulich, und fragte mich, warum ich so traurig aussähe? Ich sagte ihm, der Kopf thäte mir wehe: er war aber mit meiner Entschuldigung nicht zufrieden, und sagte mir gerade heraus, daß er glaube, die Unzufriedenheit mit meiner Lage verursache mir Nachdenken. Nun, sagte ich, wenn auch das wäre!

Er: Je nun, so mußt du deine Lage ändern.

Ich: Ja, aber wie?

Er: Höre, Bruder, ich kenne dich, du wirst mich nicht verrathen.

Ich: Nein, bey Gott, das thue ich nicht.

Er: Nun, so höre! Schon lange wäre ich gern wieder bey den Franzosen gewesen —

Ich: Du? Du bist ja von ihnen desertirt; und wenn sie dich haschen, so schießen sie dich todt!

Er: Wenn ich vorgebe, die Preußen hätten mich aufgefangen, und mit Gewalt unter ihre Leute gesteckt: so bin ich frey. Und da du immer gut von den Partieen gesprochen hast: wie wär's, wenn wir beyde nach Landau gingen?

Ich: Bruder, Bruder, was muthest du mir da zu! Bedenke, wenn so was heraus käme! Nein, nimmermehr! Laß uns abbrechen; kein Wort davon weiter!

Er: Du verräthst mich doch nicht?

Ich: Sey unbesorgt: ich werde alles verschweigen. —

Die ganze Sache war mir indeß bedenklich, und wenn ich so hätte handeln wollen, wie es die Klugheit hier für meine künftige Sicherheit foderte, so hätte ich den Gautier angeben müssen: denn es war nichts sicherer zu vermuthen, als daß er, sobald er meine Desertion vernahm, auch fortlaufen würde: und was hatte ich da zu befürchten! Aber ich wollte sein Zutrauen nicht misbrauchen, und schwieg. Er hat hernach doch fortlaufen wollen, ist aber un-

glücklicher Weise erhascht werden. Erst bey der Retirade ging er zurück nach Frankreich; aber nach welcher Gegend — weiß ich nicht.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Meine Instruction vom Kronprinzen.

Am 27ten September wurde ich aufs Piket nach Nußdorf geschickt. Hier hatten die Leute gerade Herbst oder Weinlese, welche sie, nach Ordre, auf mutwillige Weise schon so frühe anfangen mußten, weil sonst die deutschen Soldaten auch keine Beere in den Weinbergen gelassen hätten. Unsre Leute gingen scharrenweise hinein, und holten ganze Brodsäcke voll Trauben, welches ihnen um so weniger verboten war, da man die Trauben als ein Präservativ gegen die Ruhr ansah.

Ich war kaum in Nußdorf, so kam schon ein Bote aus dem Lager mit dem Befehl, daß ich sogleich zurückkommen sollte. Ich lief nach meiner Kompagnie, und fand da jemand, der mich nach dem Zelte des Kronprinzen begleitete. Der Kronprinz, empfing mich, nach seiner edlen Gewohnheit, freundlich, drückte mir die Hand, und fragte mich: ob ich dem Vorschlag nachgedacht hätte? Ich bejahete dieses, und versicherte Seine Hoheit, daß

ich alles für die Ehre und den Vortheil der preußischen Waffen thun würde. Ich habe schon viel Gutes durch meinen Vetter (den Prinzen Louis, Sohn des Prinzen Ferdinand von Preußen) von Ihm gehört, lieber Leutnant, und hatte mir vorgenommen, für seine Verlassung von den Soldaten zu sorgen. Nun zeigt sich aber eine Gelegenheit, wobey Er dem Staate noch nützlich seyn kann, und bey dieser denke ich auch Sein Glück zu machen. Er ist frey: von diesem Augenblick an ist Er kein Soldat mehr. Jetzt erkläre Er, ob Er das noch thun will, wovon die Rede ist?

Ich: Ja, Durchlauchtiger Herr: ich werde mein Möglichstes thun, den Auftrag Ew. Königl. Hoheit pünktlich auszuführen.

Kronprinz: Nun wohl, in Gottes Namen! Er soll sehen, daß ich nicht undankbar bin, und daß ich Wort halte. Morgen früh um 7 Uhr komme Er zu mir, dann soll Er Seine Instruktion haben.

Ich ging: der Adjutant folgte mir, und gab mir einen Louisd'or; um mir mit meinen Kameraden, wie er sagte, einen guten Tag zu machen. Als ich ihm aber vorstellte, daß es nothwendig Aufsehen machen müßte, wenn ich heute lustig lebte, und die Nacht zum Feinde übergienge, so gab er mir Recht, und ich ging mismuthig nach der Kompagnie.

Wir hatten einen Burschen, welcher gar nichts verschweigen konnte. Diesen nahm ich mit zum Marketender, war aber immer still und unruhig. Auf sein Befragen, was mir dem wäre, antwortete ich: daß er mir ja doch nicht helfen könnte.

Er: Wer weiß auch, Bruder!

Ich: Nein, du kannst mir nicht helfen, aber wenn du mich nicht verrathen willst, so kann ich dir wohl sagen, was mir eigentlich ist.

Er: Gott strafe mich, Bruder, wenn ich ein Wort sage!

Ich: Sieh, du weißt, daß ich immer gut patriotisch war!

Er: Ja, mein Seel', du hast oft geschwazt, wie ein Franzos.

Ich: Nun schau, das Ding hat der Kronprinz erfahren, und läßt nun Untersuchung anstellen. Er meynt gar, ich habe mit den Patrioten zu Neustadt unter der Decke gesteckt.

Er: Aha; deshalb sind die Herren immer bey dir gewesen!

Ich: Freilich! Glaub nur, das Ding geht mir höllisch im Kopf herum. Aber daß du ja nichts ausplauderst!

Er: Der Teufel soll mich holen, Bruder! Nein, was ich weiß, erfährt kein Mensch: da soll mir lieber die Zunge erlahmen.

Ich hatte dem Menschen den Unterricht von meiner Lage blos in der Absicht gegeben, daß er das Ding unter den Soldaten verbreiten sollte, und hatte mich nicht bewogen: denn ehe eine Stunde verging, wußte die ganze Kompagnie, daß ich der Patrioterey wegen angeklagt sey, und nun schwere Strafe zu erwarten hätte. Einige behaupteten, ich müßte Gassen laufen, andre aber, welche das Ding besser wissen wollten, sagten, daß ich gar könnte gehenkt werden, wenigstens müßte ich zeitlebens in die Karre. Ich hörte die läppischen Urtheile, und freute mich baß darüber. Denn nun fand das Vergeben von meiner Desertion Glauben; und kam dann ein wirklicher Deserteur von uns nach mir nach Landau, so war ich vor ihm auch da sicher. Mein Hauptmann wußte das alles, sprach aber mit mir nicht ein Wort davon.

Die Nacht brachte ich sehr unruhig hin: früh schrieb ich noch einen Brief an Hn. Bispink, worin ich ihm meldete, daß man etwas Wichtiges mit mir vorhabe, worüber ich ihm, sobald es sich thun ließe, nähern Aufschluß geben wollte: nur mögte er bis dahin meinetwegen ganz unbekümmert seyn. — Allein Hr. Bispink hatte schon einem Regimentsboten etwas für mich mitgegeben; und nun hatte ihm mein Hauptmann zu seiner Beruhigung einige Auskunft mitgetheilt. Auch vorher

hatte schon ein Unteroffizier von unſrer Compagnie, Namens Jakob, ihm geschrieben: ich hätte ihm aufzutragen, dem Hn. Bispink zu melden, daß ich die Nacht vom 26 — 27ten Sept. von der Piketwache nach Landau desertiren würde, u. ſ. w. Diesen Kunſtgriff hatte der Unteroffizier zwar nur ergriffen, um Hn. Bispinks Güte auf meine Rechnung zu benutzen; aber gerade weil ein Unteroffizier ihm dieß gemeldet hatte, deutete er meine Desertion ganz richtig, jedoch mit vielem Befremden. Nichts hat mich nachher mehr geschmerzt, als daß ich diesen braven Mann meinetwegen ſo lange in Ungewißheit laſſen muſte.

Um 7 Uhr ging ich zum Prinzen von Hohenlohe, der mich erſt mit Malaga traktirte, und hernach zum Kronprinzen führte. Hier erhielt ich meine Instruction. Da es meinen Lesern gleich viel gelten kann, worin die Natur dieſer Instruction bestanden habe, ſo werden ſie ſich begnügen, wenn ich ihnen ganz kurz melde, daß mein Auftrag dahin ging, die Festung Landau ohne militäriſche Angriffe an die Preuſſen zu bringen, und zwar — durch Geld. — Ob ich gleich viel Vertrauen auf den Muth und die Tapferkeit der Republikaner hatte, ſo wuſte ich doch auch, daß Geld alles vermag, und daß der Dichter recht ſagt:

Aurum per medios ire satellites
Et perrumpere amat saxa, potentius
Ictu fulmineo: concidit Auguris
Argivæ domus ob lucrum
Demersa exitio: dividit urbium
Portas vir macedo, et subruit æmulos
Reges muneribus.

Und da man eine sehr große Summe bestimmt hatte, um zum Ziele zu gelangen, so verzweifelte ich nicht ganz an dem guten, das heißt, gewünschten Ausgang meines Antrags.

Der Kronprinz sprach weitläufig, über zwey gute Stunden, während ich mit ihm frühstückte, über die Angelegenheiten, welche mich zunächst angingen, und dann über das Allgemeine. Alle seine Urtheile waren richtig und bestimmt, und man merkte wohl, daß er sich in den öffentlichen Geschäften fleißig umgesehen hatte. Besonders hat mich der herablassende, freimüthige, von allem Stolz entfernte Charakter dieses Fürsten entzückt. „Wir sehen uns gewiß wohl vor Weihnachten wieder, sagte er zu mir, und dann reiset Er mit mir nach Berlin, und geht dann nach Halle, wenn Er will.“ Der treffliche Prinz konnte nicht voraus sehen, daß ich von damals an 18 Monate in der Gewalt der Franzosen würde bleiben und unter täter Todesgefahr herumirren müssen.

Nachdem ich über den ganzen Inhalt meiner geheimen Sendung unterrichtet war, empfahl ich mich, und ging. Der Prinz von Hohenlohe begleitete mich, und händigte mir eine Hand voll Gold ein, wovon ich in Landau leben sollte. Ich ging mit dem Prinzen nach seinem Zelte, wo er mir ein Billet einhändigte, welches ich an den Hn. Major von Wedel, der damals unser Bataillon kommandirte, abgeben sollte.

Dieser rechtschaffne Mann sah mich sehr mitleidig an, als er das Billet gelesen hatte, und sagte wörtlich weiter nichts, als: wenns dann so sein muß, so mag es so sein! Unter Laubard, Er geht diesen Abend nach Nußdorff; es wird Ihn niemand aufhalten: das übrige werd' ich schon bestellen.

Den Tag über hielt ich mich sehr ruhig: gegen Abend ging ich aus dem Lager mit Sack und Pack: denn ich gab vor: ich müßte jemand auf dem Pikett ablösen. Man ließ mich ohne Umstände passiren. In Nußdorf fand ich meinen Hauptmann, den Hn. von Mandelsloh, welcher durch den Hn. Major von Wedel von allem unterrichtet war. Er zog mich auf die Seite: ich weiß alles sagte er, also brauchen wir nun weiter keine Erklärung. Jezt geh Er nur nach der untern Wache, und bleib Er da, bis ich komme.

Unsre Leute hatten eben einen Keller aufgewittert, worin noch Wein war, und holten diesen in großen Häfen auf die Wache, wo er unmäßig gesoffen wurde: ich aber hatte nicht das Herz, einen Tropfen mitzutrinken, ging daher in ein Nebenhaus, wo ich mir eine Mostbrockel machen ließ. Von meinen Sachen wollte ich nichts mitnehmen, als meine Wäsche und einen hebräischen Psalter, welchen mir Herr Bispink auf mein Bitten geschickt hatte. Ich habe diesen Psalter hernach auf meinen Turen durch Frankreich immer mit herumgetragen, und erst bey meiner Zurückkunft aus diesem Lande einem Freunde geschenkt. Die hebräische Sprache hat mir immer gefallen, nicht wegen des in derselben verfaßten alten Testaments, wo freilich manche hübsche Urkunde, vermischt mit unzähligen Fratzen und Thorheiten vorkommt, sondern wegen der großen Simplicität derselben.

Gegen 12 Uhr des Nachts kam Hr. von Mandelsloh, mein Hauptmann und noch ein Major von dem Regiment von Wolffrainsdorff. „Laukhard kann mit uns gehen, sagte der Hauptmann: er kann Ordonnanz machen: wir wollen ein wenig die Posten visitiren.“ Ich legte meine Tasche ab, nahm nichts als Tornister und Seitengewehr, und begleitete die Herren. Wir gingen gerade zum

Dorf hinaus auf die Landauer Straße, und meinem braven, mitleidigen Hauptmann war das Herz so beklommen, daß er kaum reden konnte. Der Major führte also das Wort, und sprach sehr viel über die Schuldigkeit des Soldaten, sein Leben für seinen Herrn zu wagen. Ich fand dieses Gespräch für mich damals eben nicht sehr passend, und remonstrirte so lange, bis der Major mir zugab: daß der Soldat erst dann sein Leben nach Recht und Pflicht wagen müsse, wenn er selbst einsehe, daß sein Herr für eine durchaus gerechte Sache mit den Waffen auftrete. — Auch wollte der Hr. Major nicht zugeben, daß ein Herr eben darum gehalten sey, seinen Soldaten die Ursachen anzugeben, warum er Krieg anfange, oder warum er diesem oder jenem Hülfsvölker gebe. Allein ich versezte, daß der Soldat, der ohne zu wissen, warum, in den Krieg ziehen müsse, niemals mit soviel Muth und Zutrauen fechte, als der, welcher von der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit des Krieges überzeugt sey.

Major: Ja gut; aber wer, beym Henker, kann denn jedem Soldaten das vordemonstriren?

Ich: Es ist gar nicht nöthig, daß man jeden gemeinen Soldaten, oder auch nur jeden Offizier von den Ursachen des Krieges überzeuge: das muß einigemal öffentlich geschehen, und dann wird es

sich bis zum Tambour und zum Packknecht bald und pfeilschnell verbreiten.

Maier: Aber wie soll denn die öffentliche Anzeige geschehen?

Ich: Einmal durch ein Manifest an die Armee, worin die Gründe, welche den Fürsten zum Krieg bewegen, enthalten wären. Diese müßten genau und deutlich auseinandergesetzt und so dargestellt werden, daß sie allgemein einleuchteten, und dann an sich schon so bekannt seyn, daß sie auch Eindruck auf den Soldaten machen könnten: Bey jeder Kompagnie müßten eins oder zwey Exemplare vertheilt werden, und dann lernten die Soldaten sie, nach ihrer bekannten Neugierde in solchen Dingen, gewiß bald auswendig. Hernach hat man ja auch die Herren Feldprediger, die doch mit ihren gewöhnlichen Predigten wenig Nutzen stiften. Diese Herren müßte man anhalten, über die Pflicht, tapfer, beherzt und treu zu kämpfen, öfters Reden zu halten: die Beweggründe dieser Reden müßten nicht hergenommen werden aus der Bibel, oder aus der allgemeinen Pflicht, seinem Eide treu zu seyn, sondern aus der Natur des jedesmaligen Krieges, und aus den Ursachen, warum man gerade jezt Krieg führen wolle. Freilich müßten die meisten Herren Feldprediger alsdann mehr studiren, als sie jezt thun; auch müßten die Gründe nicht nach

der gewöhnlichen Herrscher = Diplomatik riechen, sondern gerecht, und waor seyn, so daß ein ehrlicher Mann sie ehrlich vertragen, und von ihrer motivirten Darstellung das erwarten könnte, was Viele nach dem hergebrachten Herrscherwahn entweder von dem Nimbus ihrer Macht, oder von der Rhetorik des Korporalstocks sich versprechen, aber gewöhnlich so finden, wie vieher. Auch der gemeinste Mann ist mehr als Maschine, zumal jezt unter der Gegenseite der Franzosen. Die Zeit wird mich rechtfertigen.

Major: Er kann recht haben, Laukhard, — aber die Kriegsplane dürfen doch niemals bekannt gemacht werden.

Ich: Das versteht sich allein: die Ursachen, warum man Krieg führt und die Art, wie man ihn führt oder führen will, sind sehr verschieden. Jene müssen jedem Soldaten genau bekannt seyn d. h. jeder Soldat, der halbwege Nachdenken hat, muß einsehen, daß er für die gerechte Sache ins Feld zieht: aber die Plane — darf nur der Feldherr wissen. u. s. w.

Unter diesem Gespräche kamen wir eine gute Strecke von Nußdorff ab. Es begegnete uns eine Patrouille, welche uns berichtete, daß in der Tiefe alles ruhig sey. Nun, sagte Hr. von Mandelsloh, so begleiten wir unsern Laukhard noch eine

Strecke. Die Franzoſen werden uns nicht gleich haſchen. — Es war herrliches Wetter und lichthelle Mondſchein. Wir gingen ſachte weiter. Endlich ermahnte ich die Herren ſelbſt, zurückzugehen, indem man nicht wiſſen könne, was hie oder da anſtoße, oder im Hinterhalte laure. Die Herren ſahen die Nothwendigkeit, zurückzukehren, ſelbſt ein, gaben mir noch manch nützlichen Rath, wünſchten mir gute Verrichtung und damit Gott empfohlen. Der lezte Handdruck meines biedern Hauptmanns war herzig, aber noch herziger ſein Antrag, hier noch mitumzukehren, wofern ich in meinem Entſchluſſe nur das mindeſte wankte, oder ihn bereute. Allein meine Antwort war eben ſo kurz als entſchloſſen dieſe: „Ein ehrlicher Mann hält Wort, und wenns ſein Leben koſten ſollte!“

Zwei und vierzigſtes Kapitel.

Mein Uebergang zu den Franzoſen.

Kaum war ich dreißig Schritte vorwärts gegangen, als eine franzöſiſche Patrouille von drey Dragonern auf mich zukam, und mir ihr qui vive? (wer da?) zurief. Ich gab mich ſofort für einen preußiſchen Deſerteur an. Sois le bien venu! rief

ein Dragoner: komm näher! Aber Kerl, Du sprichst französisch: bist wohl gar ein Franzose?

Ich: Warum nicht gar: ich bin ein Deutscher!

Drag: Aber sacré mâtin.*) Du sprichst ja französisch: wo hast Du das gelernt?

Ich: Meint Ihr denn, daß die Deutschen nicht auch französisch können?

Drag: Vive la Nation! Kamerad, Du mußt Du sagen! foutre! Du bist bey Republikanern; die sagen alle Du. Also Du bist kein Franzos?

Ich: Nein! ich hab's ja schon gesagt.

Drag: Gut! Du bist ein braver Junge, daß Du deinen Tyrannen verlassen hast. (d'Avoir foutu le camp à ton tyran) Aber wo sind denn Deine Kameraden?

Ich: Was für Kameraden?

Drag: Sacré mâtin, ich habe doch welche sprechen hören!

Ich: Ich habe so für mich getrallert.

Drag: Nein: es waren mehrere Stimmen. Ich muß wohl nachsuchen.

---

*) Sacré mâtin, chien, sacrée garce, sacripie, sacré fourage, sacrée merdoie, und tausend andere Floskeln sind die Würze für die republikanische Sprache des gemeinen Volks in Frankreich. Im Jahr 1793 und 1794 waren diese Floskeln mit ein Beweis des achten robespierrischen Patriotismus. Ich [illegible] weiterhin über diese unanständige Verbrämung der französischen Sprache ein eignes Kapitel.

Zwey Dragoner sprengten wirklich fort, und suchten, ob noch jemand in der Nähe wäre. Man stelle sich meine Angst vor: denn es war ja leicht, sehr leicht möglich, daß mein Hauptmann und der Major erhascht, und eingebracht wurden, und dann — war Laukhard geliefert. Ein Dragoner blieb inzwischen bey mir, und sprach sehr freundlich. Endlich nach langem Hin- und Hersuchen kamen die beyden andern zurück, und versicherten, daß doch nichts da wäre: es müßte vielleicht eine feindliche Patrouille gewesen seyn. Nach meiner Zurückkunft nach Halle erfuhr ich von dem Hn. Hauptm. von Mandelsloh, daß ihnen die Dragoner wirklich auf den Hals gekommen wären, daß sie sich aber in die Weinberge versteckt hätten, um nicht entdeckt zu werden. Sie waren beyde unbewaffnet, hatten nichts als ihre Degen, und wären da ohne Umstände gezwungen gewesen, sich nach Landau führen zu lassen. Gut nur, daß dieses nicht geschehen ist!

Meine Dragoner führten mich auf die kleine Schanze vor dem deutschen Thore, wo ein Hauptmann und ein Leutnant das Kommando hatten, und wo 50 Mann zur Wache waren. Der Hauptmann war froh, daß ich mit ihm reden konnte — er war vom zweyten Bataillon La Correze — und unterhielt sich mit mir die ganze Nacht. Der Leut-

nant saß da, und las in der französischen Uebersetzung des Fräuleins von Sternheim. Die Soldaten legten mir hundert Fragen vor, welche ich beantworten mußte, die ich aber so beantwortete, wie es mir zuträglich schien. Ich bediente mich hier der Ausdrücke, Monsieur, Messieurs, avoir la grace, la bonté, de permettre u. dgl. aber der Hauptmann bath mich, alle Freyheitstödtende Ausdrücke (termes liberticides) nicht mehr zu gebrauchen. „Du bist jetzt, sagte er, im Lande der Freyheit, mußt also auch reden, wie ein freyer Mann."

Ich: Das ist wohl wahr: aber Dir z. B. bin ich doch Respekt schuldig.

Er: Gerade so viel als ich Dir. Bin ich Dein Herr? Oder hab' ich Dir zu befehlen?

Ich: Du bist aber doch Hauptmann!

Er: Und Du bist Mensch, und das ist hinlänglich, um frey zu seyn, und von Niemanden abzuhängen. Aber ich merke, lieber Freund, Du hast noch keinen Begriff von der Freyheit. Wenn Dir's nicht zuwider ist, so will ich Dir hierüber einige Auskunft geben. Sag mir einmal, darfst Du stehlen?

Ich: Bewahre! Stehlen darf Niemand.

Er: Warum nicht?

Ich: Weils nicht recht ist.

Er: Gut: woher weißt Du, daß es nicht recht ist?

Ich: Weil es der Vernunft und dem natürlichen Gesetz zuwider ist.

Er: Das ist nicht richtig gesprochen: Es muß heißen: weil es dem geschriebnen Gesetz zuwider ist. Verstehst Du mich?

Ich: O ja, aber das Naturgesetz muß doch die Grundlage aller geschriebnen Gesetze seyn.

Er: Das gehört alleweile nicht hieher, so wahr es sonst ist. Das Naturrecht bildet keine Gesellschaft: wo aber Gesellschaft ist, da giebt es positive Gesetze, und es muß sie geben: und was diese befehlen, das ist recht und erlaubt und was sie verbieten, ist unrecht, und nicht erlaubt. Jezt will ich Dir auch sagen, was Freyheit ist. Freyheit heißt das Vermögen, blos nach solchen Gesetzen zu leben, welche vernünftig und dem gemeinen Wesen nützlich sind. Sklaverey hingegen heißt von Gesetzen abhängen, welche absurd, unbillig, ungerecht u. s. w. sind. Hast Du mich verstanden?

Ich: O ja, ich bitte, nur fortzufahren.

Er: Du siehst also, daß Freyheit keine Gesetzlosigkeit ist, und nichts weniger mit sich bringt, als das Vermögen, willkührlich zu handeln, oder seinen besondern Willen dem allgemeinen Willen vorzuziehen: jeder muß sich dem allgemeinen Willen unterwerfen.

Ich: Was verstehst Du unter allgemeinem Willen?

Er: Darunter verstehe ich den Willen der Nation, auf diese oder jene Art als Nation zu existiren. Die Modifikation dieser Existenz macht den Grund aller Gesetze aus: sie ist die Grundlage der öffentlichen Ruhe, und darf folglich von keinem einzelnen Mitgliede übertreten, verändert, oder verdreht werden. Nun glaube ich, hast Du einigen Begriff von der Freyheit, welche die Franzosen einführen wollen.

Ich: Aber seyd Ihr denn jezt frey?

Er: Wie man es nehmen will. Unsre gesetzgebende Macht hat die Nothwendigkeit eingesehen, Gesetze und Verordnungen zu machen, welche mit der vernünftigen Freyheit der Bürger nicht bestehen können. Dergleichen Verordnungen haben wir viele.

Ich: Also seyd Ihr ja nicht frey!

Er: Höre, Freund, wenn Du das Fieber hast, und wirklich krank bist: bist Du da frey? Antwort: nein! Frankreich hat jezt das Fieber: Frankreich liegt im schrecklichsten Paroxismus, dessen Krisis sich fürchterlich äußert: und nun überlege, ob da die friedliche Lage der Freyheit in vollem Maaße, so wie wir sie wünschen, und mit der Zeit haben werden, jezt schon Statt haben könne?

Ich: Da Ihr aber diese schreckliche Krisen, diesen Paroxismus zum voraus sehen konntet, warum fingez Ihr Eure Revolution an?

Er: Dieser Paroxismus ist nicht ganz Folge der Revolution. Warum kamen Eure Fürsten, uns

zu stöhren, und dadurch unsern Zustand zu verschlimmern und zu verlängern? Warum mußten unsre Großen, unser Capet, unsre Adlichen, unsre Pfaffen Rebellion und Blutvergießen stiften, unter der Hand unterhalten und dadurch die Revolutionsgesetze, die tribunaux révolutionnaires, die Guillotine, die Füselladen und andre scheusliche Auftritte verhwendig machen? Die Revolution an sich war an dem großen Unglück, das unser Land betroffen hat, und das wahrscheinlich noch einen großen Theil von Europa niederdrücken wird, nicht allein Schuld.

Ich: Du bekennst also doch, daß die Revolution gelegentlich großes Unglück über Frankreich gebracht hat: also ist sie gegen Eure Erwartung anders ausgefallen, als sie sollte.

Er: Ganz und gar nicht. Man hat, wenigstens haben aufgeklärte Köpfe diese Folgen größtentheils voraus gesehn. Aber es mußte einmal brechen. Wir sind nicht allein für uns da; wir müssen auch auf unsre Nachkommen bedacht seyn. Ein Volk ist anzusehen, wie Ein Körper, der viele Jahrhunderte lebt. Wenn daher an diesem Körper brandartige Glieder sind, so muß man diese wegschaffen, gesezt auch, es müsse frisches Fleisch mit abgeschnitten werden.

Ich: Ich verstehe Dich: Du meynst den Adel—

Er: Nicht den Adel allein; ich meyne alle die, welche an der unrechtmäßigen Obergewalt unsrer Tyrannen Theil hatten, und ihre Bübereyen unter dem Schutz der willkührlichen Einrichtung eines

Einigen verübten. Und diese waren vorzüglich die Pfaffen, die Edelleute, die Pächter, die Monopolien und anderes unzähliges Gesindel, welches nun zerstöhrt und zertrümmert ist.

Ich: Und Ihr fürchtet Euch nicht, daß alles dieses wieder hergestellt werden könne? Ihr bedenkt nicht, daß Ihr alsdann noch weit mehr gedrückt seyn werdet, als Ihr es jemals unter Euren Ludwigen waret?

Er: Eben weil wir dieses denken, bieten wir alles auf, um jenem vorzubeugen, fest entschlossen, entweder Alles zu verlieren oder Alles zu gewinnen: ein Mittelweg ist für uns schon unmöglich geworden, und dieß vorzüglich durch das Versehen Euer Fürsten. Dieß sieht der größere und edlere Theil unserer Nation lange ein; und darum bemühen sich Eure Fürsten zu ihrem eignen Ruin sehr thörigt, uns wieder zu irgend einer Art von willkührlicher Tyranney zurückzubringen.

Ich: Man ist aber im Kriege niemals wegen des Erfolges sicher: es könnte doch geschehen, daß die vereinigte Macht so vieler Fürsten endlich eine allgemeine Veränderung in Eurem jetzigen Systeme hervorbrächten. Denn erstlich —

Bisher hatten alle Soldaten geschwiegen, und aufmerksam zugehört; aber bey meiner lezten Aeußerung fingen alle an zu murren, und ein ganz junger Volontär sagte mir in recht barschem Ton: „Du sollst sehen, Citoyen, daß alle Könige und alle Pfaffen und alle Edelleute nicht im Stande seyn werden, uns zu besiegen. Frey wollen wir blei-

ben, oder sterben.“ Ja das wollen wir, riefen alle. — Wer uns besiegen will, fuhr der Volontär fort, muß unser ganzes Volk ausrotten, aber das soll und kann weder der Teufel, noch der Papst, noch sonst ein Tyrann! Ich fand nicht für gut, den Volontärs die Möglichkeit einer gänzlichen Niederlage von ihrer Seite weiter zu zeigen, und versicherte sie, daß ich selbst nichts sehnlicher wünschte, als daß das angefangne gute Werk Bestand haben und alle seligen Früchte bringen möchte, welche Frankreich davon erwartete. Ich nehme Dir's nicht übel, versetzte der Volontär, daß Du so sprichst, wie Du gesprochen hast: Du kommst von den Tyrannen her, und wie kann man in der Sklaverey lernen, vernünftig und frey zu denken!

Der Hauptmann fragte mich, ob ich Hunger hätte. Ich verneinte es. Nun trinken mußt Du doch eins, nicht wahr? Kameraden, fuhr er fort, indem er sich zu den Soldaten wendete, geh doch einer, wer will, hin und hole eine Feldflasche voll Wein!

Ich habe noch eine hier, schrie ein Volontär: die stehe Dir zu Willen. *) Er brachte sie, und wir fingen an zu trinken.

Ich mußte mich besonders über das anständige Betragen dieser Leute wundern. Es herrschte unter ihnen die vollkommenste Ordnung, und die strengste Disciplin. Ganz anders hatte man mir die fran-

*) Man bemerke, daß man in Frankreich nicht mehr sagt: à votre service, sondern à la volonté

zösische Zucht vorgeschildert: da waren es Leute, welche von gar keiner Subordination wüßten; die thäten, was sie wollten, die auf den Befehl ihres Offiziers nicht hörten und was des albernen Vorgebens mehr war. Allein hier sahe ich zum erstenmal, gegen meine Erwartung, wie es wenigstens im Dienste so ordentlich bey den Franzosen zugieng, als es bey den Preußen je zugehen kann. Ich werde in der Folge von der Subordination und dem patriotischen Diensteifer der Franzosen noch mehr reden, und einige specielle, sehr interessante, Thatsachen davon anbringen. Hier bemerke ich nur noch so viel, daß im Dienst alle Subordination im allerstrengsten Verstande ausgeübt wird, ohne daß doch dabey der Offizier nicht im geringsten den Tyrannen machen kann. Ich weiß es noch gar gut, daß man bey den Preußen einen gewaltigen Unterschied zwischen guten und bösen Offizieren macht; aber in Frankreich ist dieser Unterschied nicht einmal denkbar. Hier findet gar keine Willkür statt: überall herrscht und entscheidet das Gesetz. Das Gesetz kennen alle: alle finden es gut und nothwendig; und so beeifert sich jeder, dem Gesetz zu gehorchen. Aber unter dem Gesetz steht der Offizier so gut, als der Volontär: was das Gesetz vorschreibt erkennen beyde für Recht und Pflicht; und über dieß hinaus vermag die Willkühr nichts. Was kümmert's also den Soldaten in Frankreich, ob sein kommandirender Offizier ein Scharfrichter oder ein Engel ist! Der Soldat muß seine Pflicht thun: davon kann ihn der Offizier nicht freysprechen; und

als Patriot im ächten Wortverstand thut er sie gern. Erlaubte Dinge dürfen ihm übrigens nicht verboten, und unerlaubte nicht gestattet werden: und damit ist's alle.

Die Strenge der preußischen Disciplin, vorzüglich in Wesel, muß den Franzosen überhaupt scheuslich genug beschrieben seyn: denn hier fragten sie mich fleißig, wie viel Hiebe der preußische Soldat täglich bekomme? Ob denn ihr Kommißbrod in der That über allen Glauben schlecht sey? u. s. w. — Ich mußte die ganze Nacht herhalten und plaudern; aber ich that das gern, indem schon hier mir manches Vorurtheil verschwand, welches ich in Absicht der Franzosen noch hatte.

Früh sagte mir der Hauptmann seinen Namen, bath mich, ihn zu besuchen, wenn er abgelöst seyn würde, und darauf ließ er mich durch einen Volontär, aber ohne Gewehr, zum General Landoure, dem Volksrepräsentanten Deutzel und dem Kriegskommissarius, dessen Namen ich vergessen hin, abführen. Wie ich diese Leute gefunden, wie meine Mission abgelaufen, in welche Gefahren und Gegenden sie mich getrieben, kurz, wie es mir 18 Monate hindurch in Frankreich ergangen; was ich da gehört und gesehen; wie die Nation sich verändert und von neuem organisirt habe im Bürgerlichen, Militärischen, Wissenschaftlichen, Oekonomischen, Merkantilischen und Moralischen; — wie und wodurch ich aus Frankreich befreyet, was für Schicksale mich auf meiner Reise nach Deutschland, und bey den Schwäbischen Kraistruppen be-

treffen; wie ich auch von diesen losgekommen und endlich wieder nach Halle zu meinem e[illegible]lieben, biedern Bispink gewandert bin; was ich da jezt treibe — das alles ist schon beschrieben, und erscheint nächstens im folgenden Bande.

Ende des dritten Theils.

Verbesserungen der Druckfehler.

Seite	10	Zeile	11: ausarteten.
—	21	—	18: zu rufen.
—	24	—	3: hätten.
—	30	—	1: Dunkel.
—	32	—	2: der schrecklichsten
—	52	—	14: à deux.
—	58	—	9: übertrieben, sie, die sich.
—	:	—	11: Nur.
—	59	—	4: Gorani kannte diesen.
—	96	—	20: [illegible].
—	186	—	16: welche Preussen.
—	192	—	25: Einige zu
—	195	—	2: all das Elend.
—	197	—	14: allen.
—	221	—	15: und die ist.
—	223	—	12: ihres [illegible] haben.
—	:	—	14: die Gefahren habe.
—	227	—	5: encore [illegible] pour tous les Jours.
—	230	—	15: armen Leute.
—	231	—	17: ganz abgeschlagen haben.
—	266	—	14: in einer kleinen.
—	280	—	20: [illegible] worden waren.
—	300	—	13: dergleichen [illegible].
—	:	—	15: wenn es [illegible] auch gleich
—	319	—	13: [illegible].
—	321	—	2: [illegible].
—	323	—	15: [illegible].
—	[illegible]	—	6: [illegible].
—	[illegible]	—	3: Er ist.
—	[illegible]	—	21: [illegible].
—	388	—	11: kommentirte.

F. C. Laukhards,

Magiſters der Philoſophie, und jezt Lehrers der ältern und neuern Sprachen auf der Univerſität zu Halle,

Leben und Schickſale,

von ihm ſelbſt beſchrieben.

Vierten Theils erſte Abtheilung,

welche

die Fortſetzung

von

deſſen Begebenheiten, Erfahrungen und Bemerkungen während des Feldzugs gegen Frankreich enthält.

Leipzig,

in Commiſſion bey Gerhard Fleiſcher dem Jüngern.

1797.

F. C. Laukhards,

Magister der Philosophie, und itzt Lehrers der ältern und neuern Sprachen auf der Universität zu Halle.

Begebenheiten, Erfahrungen und Bemerkungen während des Feldzugs gegen Frankreich.

Zweiten Theils erste Abtheilung.

Leipzig,
in Commission bey Gerhard Fleischer dem Jüngern.
1797.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München

Erſtes Kapitel.

Landau.

Es war ohngefähr fünf Uhr Morgens, als ich zum Diviſions-General, Laubadere, gefahren wurde. Der General war ſchon auf, und völlig in Uniform. Ich traf ihn in Geſellſchaft einiger Offiziere, mit welchen er eben frühſtückte. Er freute ſich, als er vernahm, daß ich ſeiner Sprache mächtig war.

Die Franzoſen verſtehen größtentheils nichts als franzöſiſch; als ich daher einige ſeiner Fragen franzöſiſch befriedigt hatte, faßte er mich an der Hand, hieß mich niederſetzen und an dem Frühſtücke Theil nehmen. „Scheue dich nicht," ſagte er, „du biſt bey freyen Leuten, bey Leuten, welche wiſſen, daß Andre auch Menſchen ſind, wie ſie, und welche niemanden verachten, als den freywilligen Sklaven. Der freywillige Sklave

allein verdient Verachtung, und — fuhr er mit Hitze fort, — wenn dieser freywillige Sklav deswegen Sklave wird oder bleibt, damit er Andre noch mehr, als er selbst es ist, zu Sklaven machen helfe, dann verdient er Abscheu und Ausrottung, wie seine Tyrannen."

Ich bezeigte dem General — wie meine Lage es erfoderte — meine Einstimmung und versicherte ihn — welches mir die Göttin Eleutheria vergeben mag, und welches ich nicht ohne Schaam gestehen kann! — daß eben diese Grundsätze mich vermogt hätten, die Preußen zu verlassen, und Schutz und Beystand bey der Nation der freyen Franken zu suchen. „Brave!" sagte Laubadere, und reichte mir ein Glas Wein, „Du bist ein guter Kerl (bon garçon)! Betrage dich, wie es einen freyen Mann gebührt, und Du erlangst das französische Bürgerrecht — den besten Lohn, den die Republik dir geben kann!"

Das Frühstück war sehr frugal: Brod, Knoblauch und Wein war alles. „Nicht wahr," sagte der General, „du wunderst dich, daß ich so schlecht frühstücke! Eure Generale essen wohl besser, das weiß ich: die sind nicht mit einem Stück Brod zufrieden. — Der Obrist von der Reuterey, welcher ehemals in Preußen selbst und sonstwo gewesen war, versicherte, daß die Generale der Preu-

ßen und Oeſtreicher gar viel in Banketen aufgeben ließen, daß ſie darin ſogar etwas ſuchten, und er begleitete dieſe Bemerkungen mit einigen ſpitzigen Einfällen. Ich wollte und mußte doch auch was ſagen, und führte das Beyſpiel Friedrichs, des Zweyten, an, der allemal mäßig gelebt, und wenig auf die Vergnügungen der Tafel gewendet hätte. Ja, ja, Friedrich, der Zweyte, erwiederte Laudadere: ich weis es recht gut: allein wo habt Ihr nur noch Einen? Es iſt ganz und gar keine Gleichheit unter Euch, fuhr er fort: eure Obern leben wie die Prinzen, und pflegen ſich nach Herzensluſt, aber die armen Soldaten müſſen hungern bis zum Schwarzwerden. — Ich mogte dieſer Aeuſſerung nicht weiter widerſprechen, zuckte die Achſeln, und — ſchwieg.

Laudadere und ſein General-Adjutant Doxon (ſprich Doſſon) befragten mich ſofort über die Beſchaffenheit der Belagerung der Stadt Landau. Du biſt, ſagte Doxon, eben kein Dummkopf, das ſieht und hört man Dir an: alſo kannſt und mußt Du uns Auskunft geben, wie's draußen ausſieht — was unſre Feinde im Schilde führen und was wir von ihnen zu erwarten haben. — Ich mag nicht wiederholen, was ich damals geſagt habe, aber ich kann heilig verſichern, daß ich

kein Wort verbrachte, welches für die Belagerer Nachtheil hätte haben können.

Doron führte mich nachher auf den Kirchthurm, wo ich durch ein Fernrohr sehen mußte, um ihm die Stellung der feindlichen Lager und Batterien zu erklären. Er war mit dem, was ich ihm angab, zufrieden, und nahm mich mit in den Gasthof zum Lamm, wo wir noch eine Bouteille Wein ausleerten. Darauf ging es zum Repräsentanten Deutzel, bey welchem alle Gefangnen und Deserteurs eingeführt werden mußten.

Dieser seltsame Mann war ehemals mein Bekannter gewesen, und wenn ich nicht irre, so sind wir gar noch verwandt. Ich habe freilich die Genealogie meiner Familie nie studiert, und habe meine Tante nicht bey der Hand, welche sonst als ein lebendiges Repertorium von allen Vetter- und Basenschaften Auskunft zu geben weis; aber so, daß mein verstorbener Vater oft mit ihr deswegen zankte, und ihre Eitelkeit mit der Bemerkung demüthigte: daß es einem ehrlichen Kerl gleichviel gelten könnte und müßte, ob er mit dem großen Mogul, oder mit dem Scheerenschleifer Bepotsacht verwandt sey. Ich erinnere mich aber doch noch dunkel, daß meine Tante von dem Hn. Vetter Deutzel gesprochen hat.

Genug, Denzel hatte die Schule zu Dürkheim besucht, und hernach in Halle die Theologie studiert, sonst auch da recht lustig gelebt, und war einer von jenen Studenten, welche der Prorektor Pauli, dieser schreibselige Historiker, einmal aus der Kneipe zum Posthorn, wo es damals Bubldirnen gab, hatte holen und aufs Karzer sezzen lassen. Denzel erinnerte sich nachher dieser Schnurre noch mit Lachen. Zu seinem Kandidatenstande suchte er Eingang bey Mamsell Sabinchen Michaelis, dem schönsten Mädchen in der ganzen Pfalz. Allein Mamsell Sabinchen trug damals die Nase höher, als daß ihr Denzel hätte behagen können: sie gab der Liebeley eines Prinzen Gehör, und ward dadurch endlich eben so unglücklich, als sie vorher schön war. —

Wenn irgend einer unserer Herren Romanschreiber Lust hat, ein Magazin von Erfahrungen und Begebenheiten für unglückliche Frauenzimmer anzulegen, so erbiete ich mich, ihm das Leben der Mamsell Sabinchen Michaelis dazu zu liefern, welches gewiß keine unrechte Stelle darin behaupten würde.

Denzel, der bey Sabinchen nicht ankommen konnte, ließ seiner satyrischen Laune freyen Lauf, und beleidigte durch allerley Sarkasmen auf das Mädchen, den Hofrath, ihren Vater, und den

Herrn Prinzen von Leiningen selbst. Dieß brachte ihn um alle Hoffnung, im Leiningischen je versorgt zu werden, und dieß um so mehr, da die dortigen Versorgungen ohnehin immer sehr anomalisch vor sich gingen. Er vertraute sich also in Landau bey verschiednen französischen Offizieren an, und erhielt die Feldpredigers-Stelle bey dem Regiment Deurponts. Da er ein heller Kopf und lustiger Bruder war, so fiel es ihm leicht, dem trefflichen, äuserst humanen und liberalen Prinzen Maximilian von Pfalzzweybrück, welcher damals in Landau als Obrist stand, zu gefallen. Dieser Prinz war bey den Landauer Bürgern sehr beliebt, und sie bestrebten sich, ihm überall zu willfahren. Als er daher den Dentzel zur Oberpfarrstelle in Landau ihnen empfahl, erhielt er sie ohne Anstand. Er heurathete nachher die Tochter eines reichen Kaufmanns, und lebte, einige Zänkereyen mit seinem erzorthodoxen, intoleranten Kollegen abgerechnet, ganz ruhig und vergnügt bis auf den Ausbruch der Revolution.

Kaum hatte diese den Anfang genommen, so trat Dentzel sogleich auf ihre Seite, und verfocht die Rechte des Volks so stark und eifrig, daß man ihn als die höchste und stärkste Stütze des Patriotismus verehrte. Beym Ausbruche der Revolution hatte Ludwig XVI. in alle Departements

einige von seinen Kreaturen abgeschickt, welche man Königs-Kommissarien (commissaires royaux) nannte, und die starken Antheil an allen Verhandlungen zum Vortheile des Souveräns zu nehmen und zu bewirken wußten. Dentzel warf einst einen dieser Kommissäre, der zu sehr monarchisch jesuitisirte, vom Gemeinhause, und brachte es dahin, daß er die Stadt räumen mußte. Darüber entstanden Klagen gegen ihn, er aber zog sich mit Ehren aus der Sache, besonders da sich der damals schon sehr angesehene Rühl seiner annahm. Dentzel wurde daher in Landau angebetet von allen Patrioten, und was er angab, wurde gebilligt und ausgeführt. Um sich aber durch die Verwaltung seines geistlichen Amtes nicht zu schaden, gab er seine Pfarr-Stelle auf, und hieß nun schlichtweg — Herr Dentzel.

Der erste Abgeordnete, den die Landauer nach Paris geschickt hatten, hatte da nicht so gehandelt, wie man es gewollt hatte: er wurde also abgerufen, und Dentzel statt Seiner auf die damalige Nationalversammlung abgesandt. Hier hatte er nun Gelegenheit, seinen Patriotismus zu zeigen, und that dieses auch mit einer solchen Freymüthigkeit und Uneigennützigkeit, daß man ihn schon im Jahr 1792 zu Missionen gebrauchte. So war er auch damals, als man über das Schicksal des unglück-

lichen Ludwigs Capet in der Versammlung stimmte, abwesend. Ich fragte ihn einmal, was er von der Hinrichtung dieses Fürsten hielte? Jezt, antwortete er, muß ich sie freilich billigen, indem sie geschehen ist: wäre ich aber am Tage der Verdammung des armen Teufels in Paris gewesen, er hätte eine Stimme für sich mehr gehabt: denn nimmermehr hätte ich auf seinen Tod gestimmt.

Robespierre und Marat schäzten Deutzel, und so war es ihm möglich, bey der Gründung der Republik seinen Einfluß mannhaft zu behaupten. Er erhielt daher auch 1793, im Jul, die Mission zur Rheinarmee.

Als ich zu ihm hereintrat, sah er mich eine Zeitlang starr an.

Wie heißt Du? fragte er endlich.

Ich: Ich heiße Laukhard.

Deutzel: Von Wendelsheim?

Ich: Allerdings.

Deutzel (nur die Hand reichend) Willkommen, Bruder, im Lande der Freyheit! Nun, das war doch ein gescheider Streich von dir, daß du deine Tyrannen verlassen hast! Komm, setze dich, und erzähle mir was neues!

Ich sezte mich, und Mamsell Lutz, die man bald näher kennen lernen wird, mußte mir ein Glas Likör herbey holen. Unser Gespräch betraf die

Preußen, die Universität Halle, Jena und Gießen, den Eulerkapper, den D. Bahrdt, dessen eifriger Anhänger er gewesen war, die Revolution in Frankreich, die Belagerung, den Magister Weitmaul und hundert andre ernsthafte Dinge und Possen. Der General Laubadere war unterdessen hinzu gekommen. Gleich beim Eintritt rief ihm Dentzel entgegen: „Hier, General, ist mein Landsmann Laukhard, ein lustiger Bruder (un sacré gaillard), der mir sehr willkommen ist. Wir wollen einen tüchtigen citoyen François aus ihm machen. — Dentzel hatte den ersten Band meiner Lebensgeschichte gelesen, und spaßte da besonders über die Historie mit Thereschen, welche ihm schon von alten Zeiten her bekannt gewesen war. Er gestand mir, daß er auch einmal ein bissel in Therese geschossen oder nach Pfälzer Ausdruck, verschammerirt gewesen wäre u. s. w.

Die gute Aufnahme des Repräsentanten sezte mich in muntere Laune, und der Wein, den ich getrunken hatte, machte, daß ich ins Gelag hinein plauderte; und die Gesellschaft, welche aus Dentzel, dem General Laubadere, dem General Delmas (man spricht das s am Ende aus: einige schreiben unrecht Delmace) und der hübschen Bürgerin Lutz bestand, war mit mir zufrieden.

Ich blieb zum Essen bey Dentzel, und hatte das Vergnügen, den General Delmas, einen feurigen jungen Mann näher kennen zu lernen. Dieser hat eine sehr hübsche Frau, die Tochter des Löwenwirths aus Brundrut, der Residenz des ehemaligen Fürstbischofs zu Basel. Die Citoyenne Lutz ist oder war die Tochter eines Fleischers, der in dem Feldzuge von 1792 und 1793 sich viel Geld durch Lieferungen erworben hatte, damals aber schon todt war. Sie lag immer bey Dentzel, und vertrieb ihm, in Abwesenheit seiner Frau, welche er in Paris gelassen hatte, die Zeit, war aber doch auch gegen Andre nicht sehr hart oder spröde, besonders nicht gegen den Sekretär des Repräsentanten.

Dentzel scherzte sehr dreiste mit ihr, und ließ immer, nach Pfälzer Art, Einiges aus der Zotologie mit einfließen. Wir sprachen, wie sichs denken läßt, französisch, denn weder Laubadere noch Delmas verstanden deutsch. Da ich nun oft die Wörter: Monsieur und Mademoiselle hören ließ, so bestrafte man mich deswegen in Freundschaft, und sagte mir: ich müßte bloß mit Citoyen, oder Citoyenne anreden, und alles um mich her duzen, wie ich denn auch von jedem, selbst von der Lutzen geduzt wurde.

Niemals habe ich meine Würde, als freygebohrner Mensch, lebhafter gefühlt, als damals, da ich — dem Namen nach — verlossener preußischer Soldat zwischen einem Repräsentanten der mächtigen französischen Nation, und zwischen zwey Divisions-Generalen saß, und diesen so ganz in allen Stücken gleich gehalten wurde. Die Gedanken und Gesinnungen, welche damals bey mir rege wurden, lassen sich errathen: wenigstens gaben sie mir einen neuen Beweis zu meinem alten Prinzip, daß die Neufranken so lange unüberwindlich seyn werden, als sie selbst es nur wollen. Ihr Gleichheitssyſtem ist ein Kitt, den nichts übertrifft! —

Freund Deutzel trug mir auf, ihn fleißig zu besuchen: aber das Unglück wollte bald, daß ich von dieser mir damals gewiß sehr schätzbaren Erlaubniß keinen öftern Gebrauch machen konnte. Als ich wegging, drückte er mir die Hand, und versprach mir, auf alle Art und Weise für mich zu sorgen. Ich wußte damals noch nicht, daß mich diese Verheißung dereinst der Guillotine nahe bringen könnte!

Zweytes Kapitel.

Meine Lage in Landau.

Ich wurde auf die Liste der ausländischen Deserteurs gesezt, und bekam mein Quartier auf dem ehemaligen Kaufhause (Douane) wo ich noch einige zwanzig Preußische, Oestreichische und Sonderische Ueberläufer antraf. Die Verpflegung, welche wir erhielten, war gut: denn man gab uns, wie den Volontärs, gutes Brod, frisches Fleisch, Speck, gesalzene Butter, Käse, Linsen, Erbsen und noch obendrein täglich zehn Sous Patziergeld. Ein Sergeant Schmid, und ein Korporal hatten die Aufsicht, welche aber von keiner Bedeutung war, da beynahe ein jeder that, was er wollte.

Ich muß diese hottentottische Gesellschaft etwas näher beschreiben! In einem allmächtig-grossen Gemache, wo wenigstens 100 Mann hätten logiren können, und wo Britschen (lits de camp) in vier Reihen angebracht waren, befanden sich ohngefähr damals vier Kriegsgefangne und etwan achtundzwanzig Deserteurs. Einer davon war mit einer Frau da, welche auch andern zu Dienste stand. Der Kerl hieß Bachmayer, und war von den Anspachischen Dragonern. Wer ihm nur zu

Lufen gab, dem erlaubte er allen Umgang mit seinem Weibe. Die andern waren theils Franzosen von der Rondeischen Armee oder von Rohan; dann Polaken, Deutsche, Italiäner, meist Lumpenvolk, und Diebe. Nichts war vor diesem Gesindel sicher: sie stahlen einander selbst alles, und verübten alle nur möglichen Excesse. Viele waren mit ihren Pferden und Gewehren nach Landau gekommen, und hatten sie dort verkauft. Da sie nun auf diese Art viel Geld hatten, so soffen sie in einem weg, und machten den fürchterlichsten Spektakel, rauften und schlugen sich, wie unsinniges Vieh.

Wie mir bey diesen Bestien zu Muthe war, kann man leicht denken! Einige darunter waren mir besonders fatal. Zu diesen gehört ein gewisser Schiele, aus dem Anhältischen, vorher Reuter unter dem Regiment des Herzogs von Weimar. Er war einige Tage vor mir nach Landau entwischt, und hatte dem General den Posten, den er verlassen hatte, verrathen, und ihn zum Ueberfall desselben vermögt, auch selbst den Führer dabey abgegeben. Der kommandirende Unteroffizier des Postens war ein schlechter Kerl, der die nöthige Wachsamkeit versäumt hatte: der Posten wurde also überrumpelt, und bis auf zwey Mann, welche die Franzosen gefangen nahmen, niedergehauen.

Schiele erhielt nun ein ansehnliches Geschenk in Papiergeld, eine Kapotte u. dgl. und betrug sich, wie wenn er eine Heldenthat ausgeführt hätte, auf die impertineneste Art gegen jedermann. Sein Geld hat er indeß nach und nach in Landau verhurt und versoffen, auch die Lustseuche, wie mehrere dieses Gesindels, hernach mit in Frankreich hineingeschleppt. Er ist im Herbst 1794 nach der Schweiz gegangen, nachdem er durch einen falschen Taufschein einen Paß, als ein Polake, erhalten hatte. Ich wünsche, daß er möge erkannt werden, um für seine abscheuliche Verrätherey noch jezt zu büßen. Wer mit so einem Schuft Mitleid hat, der ist selbst eben auch ein Schuft.

Ein andrer dieser Buben hieß Schwabe, ein Siebenbürger, der von den Oestreichischen Husaren, Leopold Toscana, weggelaufen war. Er hatte sich in Landau in einem Hause bekannt gemacht, und daselbst einen beträchtlichen Diebstahl begangen. Der General ließ ihn deswegen einstecken, und er mußte bis zum Abmarsch ins Innere von Frankreich gefangen sitzen. Eben so wurden Magerer und drey andere, welche nächtliche Diebstähle begangen hatten, bis zum Entsatz von Landau eingesperrt.

Die Frau des schon genannten Bachmayers hatte in der Stadt ein Hurenmensch aufgetrieben, welche von da an bey ihr zu schlafen pflegte, und

für 20 Sous Papiergeld zu haben war. Dieser Nickel trieb ihr schändliches Gewerbe auf die allerunverschämteste Art, sogar am hellen Tage. Zuweilen brachten die Deserteurs obendrein noch andre Menscher mit, und so war denn unser Kaufhaus nicht selten einem Bordel ähnlich. Die schändlichsten Zoten wurden ohne Aufhören gerissen, und die abscheulichsten Lieder gesungen, so daß das Zimmer, worauf wir waren, wirklich einer Räuberhöle gleich sah. Der Sergeant Schmid, welcher fast immer besoffen war, und der Korporal lachten zu jeder Unordnung, und halfen wohl noch gar mit, Lumpenstreiche ausführen.

Diese schöne Gesellschaft nahm gar noch täglich zu: denn täglich oder vielmehr nächtlich kamen immer einige Deserteurs an, so daß der Haufe dieses Gesindels, bey unserm Abmarsche von Landau, über 60 Mann stark war: und so wie sich die Anzahl der Deserteurs vermehrte, vermehrte sich auch die Unordnung. Der General selbst konnte sie nicht mehr leiden und sagte im allgemeinen: es sey eine foutue canaille um die Marqueurs.

Um aber doch diese Leute zu beschäftigen, und durch Beschäftigung von schlechten Streichen abzuhalten, hatte der General befohlen, daß die deutschen Deserteurs, wenn sie wollten, in den Handmühlen mit arbeiten könnten. Es waren nämlich

lich acht Handmühlen angelegt, welche täglich 16 Mann, 8 am Tage und 8 des Nachts, im Ganzen alſo 128 Mann beſchäftigten. Jeder dieſer Arbeiter oder Handmüller bekam für 12 Stunden, wovon er aber nur 6 Stunden mahlte, 30 Sous in Papier. Auf dieſe Art mußte der Proviant-Kommiſſär blos für die Arbeiter an den Handmühlen täglich 320 Livres oder 80 Rthr. in Papier auszahlen.

Es iſt aber falſch, wenn man ausgeſprengt, und ſogar in öffentlichen Schriften nacherzählt hat: daß man die Deſerteurs zu Landau gezwungen hätte, in den Handmühlen zu arbeiten. Gezwungen wurde keiner; aber wer kam, dem mußte Arbeit gegeben werden: denn das hatte der General ausdrücklich anbefohlen, um den Deſerteurs Beſchäftigung und zugleich Gelegenheit zu verſchaffen, ſich etwas nebenher zu verdienen: wer aber nicht kam, wurde auch nicht einmal ermahnt, zu kommen: denn es fanden ſich immer Franzoſen genug, welche aus purem Patriotismus gern arbeiteten und drehten. Es war überdieß auch leichte Arbeit, wobey man Taback rauchen und plaudern konnte. Ich ſelbſt habe einigemal auch gedreht.

Bey der Bäckerey waren ebenfalls einige Deſerteurs angeſtellt: als dieſe aber anfingen, das

Brod zu ſtehlen und zu verkaufen, ſo wurden ſie alle davon entfernt.

Außer den 50 Sous erhielt noch jeder Arbeiter bey den Handmühlen, und in der Bäckerey täglich eine halbe Bouteille weißen Wein.

Da ich von der Lage der Deſerteurs in Frankreich, ſo wie von der Behandlung der Kriegsgefangnen, noch mehr zu ſagen habe, ſo verſpare ich dieſes bis auf eine ſchicklichere Gelegenheit. Genug, man ſieht hieran ſchon, daß kein rechtlicher Franzoſe die Deſerteurs achten konnte, noch weniger ſie begünſtigen.

Es gefiel mir in der Geſellſchaft dieſer Leute durchaus nicht; ich ſuchte daher anderen Aufenthalt. Da ich noch mit Gelde verſehen war, ſo ging ich öfters in den Gaſthof zum Lamme, wo ich immer franzöſiſche Offiziere antraf, welche froh waren, einen Preußen aufzufinden, der ihre Sprache inne hatte. Unter andern ward mir ein Hauptmann aus Nantes, welcher etwas ſtudiert haben mogte, und ein wenig Latein verſtand, ſehr gewogen, und bewies mir, bis zu meinem Abmarſch aus der Feſtung, viele Freundſchaft.

In der Geſellſchaft dieſer Leute, und dann auch im Umgange mit den franzöſiſchen Soldaten und Bürgern fing ich an, meine althiſtoriſchen und all-

gemeinen Ideen über die fränkiſchen Angelegenheiten nach Erfahrung und im Beſondern zu rektifiziren und Manches beſſer einzuſehen, als ich es vorher einzuſehen im Stande war. Ich hatte zwar ſchon bey den Preußen Vieles kennen und vergleichen lernen, hatte manchen Irthum, der unſern Leuten anhing, und vielen noch anhängt, abgelegt, und Manches richtig abſtrahirt; allein ich hatte doch noch nichts ſo ſelbſt an Ort und Stelle mitangeſehen, und war noch nicht bey Republikanern geweſen. Ich hielt es daher nun für meine Schuldigkeit, die Sache, ſo viel ich davon einſehen konnte, genau zu betrachten, und ſo tief in ſie einzudringen, als es meine Kräfte geſtatteten. Das habe ich denn, ſo lange ich mich bey den Franzoſen, vom 26ten September 1793 bis den 4ten Februar 1795, aufgehalten habe, treulich gethan, und kein Tag iſt mir vergangen, wo ich nicht einiges Bemerkungswürdige geſehen, gehört oder erfahren hätte. Wenn nun meine Leſer bedenken, daß gerade in dieſe Zeit, die ich in Frankreich zubrachte, die wichtigſten Begebenheiten dieſer Republik, ſowohl im Innern als im Aeußern fallen, ſo werden ſie gewiß keine Langeweile bey meiner Erzählung empfinden, welche ich auch ſo vollſtändig und ſo gründlich liefern werde, als es meine freilich ſehr beſchränkte Bemerkungsfähigkeit

zulassen wird. Der Erfolg muß mein Wort entscheiden. —

Die Offiziere klagten einhellig über die gar zu geringe Garnison der Stadt, und behaupteten, daß Custine's Verrätherey oder Sorglosigkeit daran Schuld wäre. Landau's Besatzung war damals nicht stärker, als acht Bataillons Infanterie, also höchstens 8000 Mann, wenn die Bataillons vollzählig gewesen wären. Aber das waren sie nicht. Die meisten Bataillons hielten kaum 500 Mann, und noch darunter. Zudem lagen sehr viel Leute in den Hospitälern. Die Kavallerie war für einen so wichtigen Platz auch gar nicht hinlänglich; daher denn auch keine Ausfälle geschehen konnten, wie vorher bey Maynz geschehen waren. Landau hat zur gewöhnlichen Besatzung in Kriegszeiten immer eine Mannschaft von 12 bis 13000 Mann Infanterie, und 1000 Mann Kavallerie nöthig: denn es ist eine Gränzfestung, welche in Kriegszeiten immer in Belägerungsfähigen Zustand gesetzt und erhalten werden muß. Dieß war damals um so mehr der Fall, da die Oestreicher und Preußen, nach der Eroberung von Maynz, den Krieg gerade in diese Gegenden spielen wollten.

Mit Munition war Landau reichlich versehen: es hatte gutes neues Geschütz in Menge, und Pul-

ver in fünf Magazinen, womit man eine jahrlange Belagerung hätte überſtehen können. Die Kanoniers der Stadt, d. i. diejenigen Bürger, welche ſeit 1790 auf Verordnung des Königes, oder vielmehr nach der Angabe des berüchtigten und berühmten Lafayette, im Artillerieweſen geübt waren, verrichteten die Dienſte auf den Schanzen, Reduten u. ſ. w. Eben darum waren auch nur wenige Kanoniere von der Feldarmee in der Feſtung. Ich kann dieſen bürgerlichen Artilleriſten das Zeugniß geben, daß ſie ihr Handwerk recht tüchtig verſtanden.

Die ganze Bürgerſchaft war auch zu Kriegsdienſten organiſirt, und in Kompagnien abgetheilt. Jeder ſtreitbare Bürger war bewaffnet, und mußte, da die Beſatzung ſelbſt nicht ſtark genug war, die Poſten alle zu beſetzen, auf die Wache ziehen, und die Poſten auf dem Wall und andre von minderer Wichtigkeit verſorgen.

Deutzel hatte, als er einſah, daß Landau von den deutſchen Truppen bald ganz würde eingeſchloſſen werden, befohlen, daß jeder Bürger ſich wenigſtens auf ſechs Monate verproviantiren ſollte, und dieſes war auch ſo geſchehen, daß am 26ten Dezember 1793 noch nicht der geringſte Mangel in Landau merkbar war. Es iſt daher falſch, wenn ſogar der würdige Verfaſſer der neueſten

Geschichte der Staaten und der Menschheit schreibt *): daß Landau auf dem Punkt gestanden wäre, aus Mangel an Lebensmitteln sich ergeben zu müssen; — daß alles aufgezehrt gewesen sey; — daß die Einwohner Katzen und Mäuse gegessen hätten u. s. w. Landau konnte sich noch bis zum März 1794 halten, wie ich weiter unten deutlich beweisen werde.

Daß aber die Deutschen bey dem Allen doch einen groben Schnitzer begangen haben, ist gewiß: denn sie mußten die Einerndtung des Getraides 1793 zu hindern suchen; und sie hätten dieses auch gekonnt, wenn sie, statt oben bey Neustadt herumzuliegen, die Felder um Landau noch vor der Erndte furaschirt hätten. Einer Stadt, welche man belagern will, und das war mit Landau der Fall, muß man keine Zeit zur hinlänglichen Anschaffung der Lebensmittel gestatten. Aber wie viele Schnitzer sind nicht in diesem Kriege begangen worden! Man lese den politischen Thierkreis, und bewundere die Weisheit vieler unserer deutschen Kabinette!

Die Militär-Magazine waren schon seit langer Zeit, und insbesondere durch Dentzels Bemühungen trefflich versehen worden: Stroh und Heu

*) Jahrgang 1794, S. 57.

war in Ueberfluß da, aber gerade war dieſes der entbehrlichſte Artikel, weil wenig Kavallerie da war. Es fehlte aber auch nicht an Korn, Waizen und Gerſten, nicht an Ochſen, Schafen, Speck, Pökelfleiſch, geſalzner Butter, Käſe und Zwieback: und ſo konnte der General in dieſer Rückſicht wenigſtens eine lange Zeit über ruhig ſeyn, und den Entſatz abwarten, da er ſonſt, wegen der zu ſchwachen Garniſon nicht im Stande war, dem Feinde durch Ausfälle zu ſchaden.

Einſtens ſprach man in Beyſeyn des Laubadere von dem Verluſte, welchen die Deutſchen bey Mainz durch die häufigen Ausfälle der Franzoſen erlitten hatten. Da ſagte er voll Unwillen: ja, ich würde den Deutſchen auch ſchon zu ſchaffen machen, ſo gut als d'Oyré, wenn ich nur eine doppelte Garniſon hätte. Es iſt nicht mein Fehler, daß die Leute ihre Schanzen da draußen ſo ruhig fortbauen können.

Drittes Kapitel.

Laubadere und Dentzel. Geheime Unterhandlung mit dem Letztern, in Bezug auf meine Person.

Dentzel und der General Laubadere waren keine Freunde. Woher ihr gegenſeitiger Haß ent-

ſtanden war, weis ich nicht, aber ſo viel weis ich, daß ſie einander haßten. Vielleicht war es dem Soldaten läſtig, vom Bürgerlichen abzuhängen. Sie gingen zwar von Hauſe aus, wie man ſagt, ſehr freundlich miteinander um, und mußten dieſes ſchon thun, da nach dem Geſetze ein General ohne den Repräſentanten, und der Repräſentant ohne den General nichts, gar nichts unternehmen darf. Daher waren ſie täglich beyſammen.

Laubadere iſt ein ſtiller, geſezter Mann, welcher nicht viel Weſens macht, und unter andern auch niemals zu tief ins Glas guckt, ob er gleich den Wein nicht verachtet. Er kann aber eine hübſche Portion zu ſich nehmen: und der irrt ſehr, der da glaubt, bey einem Glaſe Wein, oder ſonſt in luſtiger Geſellſchaft etwas aus ihm herauszulocken. Er iſt auch nicht mehr jung, und mag immer ſeine funfzig hinter ſich haben. Außerdem ſucht er nichts weniger, als mit Kenntniſſen zu ſchimmern, und noch weniger bemüht er ſich, witzig zu ſeyn. Er iſt ſchlicht und recht, dabey ein tüchtiger Soldat, aber ſtrenge, und ſehr auf ſeiner Hut.

Deutzel hingegen iſt ein feuriger, hitziger Kopf, der oft mehr ſchwazt, als er verantworten kann, und der ſelten überdenkt, mit wem er ſpricht oder zu ſchaffen hat. Er liebt den Wein ſehr, und

trinkt nicht selten mehr als zuviel: und dann plaudert er ins Gelag hinein. Er hatte gegen das Kommando des Generals Laubadere protestirt, und wollte, daß Gillot es übernehmen sollte. Er sprach obendrein immer mit Herabwürdigung von Laubadere's militärischen Talenten, und versicherte jeden, wer es nur hören wollte, Delmas sey ein ganz andrer Mann! Er werde auch, fügte er hinzu, sobald Landau entsezt seyn werde, an den Konvent schreiben, und sich den General Delmas zum Kommendanten der Festung ausbitten. Laubadere sey im Grunde ein Bethbruder, ein Rosenkränzler, so sehr er auch öffentlich den Atheisten spielen wolle.

Diese Reden, welche Deutzel aller Orten hören ließ, wurden dem General hinterbracht; und nun läßt sich ihre Wirkung denken. Zur Aussöhnung dienten sie gewiß nicht.

Hiezu kam, daß Deutzel, so sehr er Patriot seyn wollte, so sehr er auch von Freyheit und Gleichheit sprach, im Grunde doch stolz und herrschsüchtig war. Das Gesetz will, daß alle Repräsentanten, wenn sie im Namen der Republik eine Verordnung ergehen lassen, sich im Namen der Nation Wir nennen sollen, doch ohne das von Gottes Gnaden dazu zu setzen. Niemand hat sich mit dem Wir wohl mehr gebrüstet, als

eben Dentzel. Ich habe mehr als 50 seiner gedruckten Verordnungen durchgelesen, welche für die dortige Gegend allemal deutsch und französisch zu haben waren, worin er sich gar viel zu gute that mit der Gewalt, welche ihm die Nation verliehen hatte.

Eben wegen dieser Herrschsucht widersezte sich Dentzel den Verordnungen und Einrichtungen des Generals Laubadere sehr oft, und traf selbst andere, welche dem General natürlich auch nicht gefallen wollten. Bey den Händeln der Bürgerschaft mit dem Militär, war Dentzel obendrein jedesmal auf Seiten der Bürger, Laubadere hingegen auf Seiten seiner Volontärs: die Bürger also waren dem Repräsentanten gewogen; die Soldaten dem General.

Außerdem hatte Dentzel, um die Garnison in den Stand zu setzen, die Belagerung aufs längsie auszuhalten, die Subsistenz der Soldaten um etwas geschmälert, auch statt des bis dahin gewöhnlichen weißen Brodes gemischtes geben lassen, gebacken aus Waizen- Rocken- und Gerstenmehl. Wenn nun die Garnison sich über dieses oder jenes beschwerte: so schob Laubadere die Schuld allemal auf Dentzel, und dieser wurde auf die Art der Gegenstand des allgemeinen Hasses der Garnison.

So ſtand es mit Dentzel, als ich in Landau ankam, und meine Leſer beſcheiden ſich ſchon von ſelbſt, daß meine Miſſion viele Schwierigkeiten haben mußte. Ich fühlte dieß gleich ſelbſt, und doch war ich dumm oder unbeſonnen genug, einen Streich ausführen zu wollen, für Andere, der mir nicht gelingen, wenigſtens nur äußerſt ſchwer gelingen konnte, und Vortheile für mich aufzugeben, die ich weit leichter und gewiſſer hätte benuzen können. Pfui über mich und meine kurzſichtige Gutmüthigkeit! Wenn ich noch jezt daran denke, mögt' ich mir allemal vor die Stirn ſchlagen vor Aerger, daß ich die ſchickliche Gelegenheit, die ich damals auf mehr als eine Art in Händen hatte, mich bey der Republik zu inſinuiren, und mein Glück zu machen, ſo fahren ließ, und einem Hirngeſpinſte nachrann, welches mir weiter nichts als Gefahr und Noth gewirkt, und mich beynahe verrückt gemacht hat! Aber wie es geht! Wenn die Sache vorbey iſt, dann erſt ſieht man ein, wie man ſie zu ſeinem Vortheile hätte nuzen können. Doch, wer ändert das Vergangne! —

Ich beſuchte Dentzel zwey Tage nach meiner Ankunft förmlich, und da führten wir folgendes Geſpräch:

Dentzel. Ja, ich glaube beynahe ſelbſt, daß Landau noch am Ende den Deutſchen in die

Klauen fällt. Die Spitzbüberey bey uns iſt gar zu groß!

Ich. Spitzbüberey? Doch wohl hier in Landau nicht?

Teufel. Das will ich eben nicht behaupten: aber geſetzt, daß unſre hieſige Garniſon auch noch ſo ehrlich iſt: ſo iſt doch unſre Gefahr immer nicht klein.

Ich. Allerdings nicht, beſonders wenn der Erſatz nicht bald kommen ſollte.

Teufel. Das iſt eben der Teufel! Wenn Landau in den Händen der Republikaner bleiben ſoll, ſo muß es bald entſetzt werden. Wir allein ſind viel zu ſchwach, um uns mit Vortheil lange zu behaupten. — Aber glaubſt du auch, Landsmann, daß wir auf Entſatz rechnen können?

Ich. Das mußt du beſſer verſtehen, als ich.

Teufel. Den Teufel kann ich verſtehen! Weis ich denn, ob die Generale, welche uns entſetzen ſollen, ehrliche Leute ſind, oder nicht! Wie, wenn ſie ſich beſtechen laſſen? Eure deutſchen Herren ſind Vokativuſſe, und unſre Mosjehs haben ſo allerhand Geſinnungen, worauf man nicht feſt bauen kann.

Ich. Das weis ich: es ſind Euch gar viele ſchon untreu worden.

Denzel: Das ist, leider, sehr wahr. Schau, da war Lafayette, Luckner Henriot, und besonders die Hollunken Custine und Dumouriez — alle die Kerls, und noch eine ganze Hetze ähnlicher Schufte sind abgefallen, und man hatte so sehr auf sie gerechnet!

Ich: Also, denkst du, das könnte auch hier so der Fall werden?

Denzel: Ich fürchte es. Mir wenigstens kömmt es vor, unsre Armee müßte schon da seyn, wenn keine Schurkenstreiche vorgefallen wären.

Ich: Aber dann müßt du wenigstens für deine Sicherheit sorgen.

Denzel: Ja, da sorgt sichs was weg, wie Ihr in Halle sagt: das Jahr ist lang! Doch es mag gehen, wie es will, ich bin ein ehrlicher Kerl! Ich scheere mich den Teufel drum, thue das Meinige, und damit Holla!

Ich: Alles gut: aber —

Denzel: aber? Glaubst du denn, daß die Preußen mich hängen werden, wenn ich ihnen in die Hände falle?

Ich: Das wohl nicht: Aber du hast doch viel wider dich. Sieh, du bist ein Kind des deutschen Reichs. Du weist, daß nach dem Conclusum des Kaisers und des Reichsgerichts alle die als Verräther des Vaterlands erklärt sind, welche Deutsche

von Gehalt sind, und doch im Dienste der Republik verbleiben. Dabey hast du einen sehr angesehnen Posten: du bist ein Mitglied jenes Konvents, welcher den König von Frankreich zum Tode verurtheilt, und alle Fürsten ohne Ausnahme für Verbrecher und Tyrannen erklärt hat. Du hast selbst in deinen Zetteln sehr ehrenrührig vom Könige in Preußen und von dem Kaiser gesprochen.

Denzel (aufmerksam): Das ist wahr: Aber Landau kann mit Sturm nicht erobert werden: dazu ist es zu fest. Also muß doch erst kapitulirt werden, und dann erhalte ich meine Freyheit durch Akkord.

Ich: Wer steht dir dafür, daß man Landau nicht mit Sturm erobern werde? Und gesezt, es würde blos ausgehungert, so müßte die Garnison sich doch auf Discretion ergeben. Aber wir wollen einmal eine Kapitulation voraussetzen. Wird Landhadere, der dir nicht grün ist, dich auch darin einschließen? Und wenn er es thut, wird er nicht, vielleicht aus Haß gegen dich, dich in die Hände der Feinde fallen lassen? Oder können die Belagerer nicht gerade auf deine Auslieferung bestehen?

Denzel: Du hast, meiner Seele, recht! Ich bin in einer hunzfötischen Lage!

Ich: Und gesezt auch, du kömmst frey durch: können deine Feinde nicht falsche Klagen wider dich

anbringen? Hat nicht schon Mancher unter der Guillotine bluten müssen, der es nicht verschuldet hatte? Ich dächte du sorgtest für deine Sicherheit!

Deutzel: Und würde ein Spitzbube, wie Dumouriez? nicht wahr?

Ich: Nein doch! Der ehrliche Mann sucht nur dann seine Sicherheit, wenn er der guten Sache nicht mehr nützen kann. Dann erst fügt er sich in die Zeit.

Deutzel: Das kann nicht seyn. Es gehe wie es will: ich bleibe der Republik getreu! Sie lebe, oder fort von der Welt!

Diese leztern Worte sprach Deutzel mit vielem Nachdruck und Feuer, und ich fand für rathsam, an mich zu halten, für dießmal nämlich: denn gleich den folgenden Tag hatte ich folgende Unterredung mit ihm von neuem.

Deutzel: Freilich, wenn ich so recht Geld hätte, so eine 20 oder 30, 000 Thaler: Mord-Sakrement, ich gäbe meinen Posten auf, sezte mich nach London oder nach Berlin, oder sonst wohin, lebte frey, und kümmerte mich um die ganze Welt nicht weiter! Es ist doch nur Hunzfötterey in der Welt!

Ich: Hast du etwan Verdruß gehabt?

Deutzel: Tüchtig! Heute habe ich mich schon mit dem Teufel und seiner Großmutter herum ge-

zankt — da mit dem General und dort mit dem Großmaul, dem Märe: Die Kerls wollen alles beſſer wiſſen!

Ich: Du ſprachſt zuvor von vielem Gelde: ich dächte die Zeitumſtände machten es dir leicht, ſo viel zu bekommen, als du nur magſt.

Deutzel: Wie ſo?

Ich: Geſtern ſchieneſt du zu glauben, daß Landau in die Hände der Deutſchen fallen werde.

Deutzel: Das glaube ich auch heute noch.

Ich: Je nun, wenn es denn nicht zu retten iſt, ſo muß man's hingeben, und das zur rechten Zeit, um einem Bombardement und Blutvergießen vorzubeugen.

Deutzel: Was gewinne aber ich dabey? Ich als Deutſcher? Als erklärter Rebell?

Ich: Sieh an, wenn du izt Anſtalt machteſt, daß die Preußen Landau kriegten, ſo könnteſt du deine Sicherheit und deinen Vortheil ſo hoch treiben, als du wollteſt.

Deutzel: Woher weißt du das? (ſehr nachdenklich) Und dann die Mittel und Wege dazu! Und dann ehrlich!

Ich: Landsmann, bin ich ſicher vor dir? Darf ich reden?

Dentzel: Was du willst, Landsmann! Ich verspreche dir bey allem, was dir und mir heilig ist, ich werde dich nicht verrathen.

Jezt hielt ich dafür, daß es Zeit wäre, näher zu rücken. Ich gab ihm also ein Oktavblatt mit Folgendem:

„Wenn es geschehen kann, daß Mittel „ausfindig gemacht werden, wie die Fe„stung Landau, ohne gewaltsames „Beschießen und Menschenblut, „den gegenwärtigen Belagerern überliefert „werde: so sollen die Angeber der gedachten „Mittel das Recht haben, eine ehrenvolle „Kapitulation nicht nur vorzuschlagen, sen„dern auch neben einer vollkommenen Si„cherheit ihrer Personen, einer, der Größe „dieses Dienstes angemeßnen Belohnung in „Gelde gewärtig seyn."

Dentzel (stuzt gewaltig): Hat das der Kronprinz von Preußen geschrieben?

Ich: Wie du siehst: in meiner Gegenwart hat er's geschrieben?

Dentzel (vergleicht den Zettel mit einem andern Auffoderungs-Billet von der nämlichen Hand): Richtig! Richtig! Aber wahrlich, das ist zu arg!

Ich (mit forschendem Blicke): Nun, was denkst du dabey?

Teufel (finster): Daß die Deutschen Vokative sind, und mich zum Schmeichelreich verleiten wollen. Aber, bey Gott, Lauhard: zum Verräther bin ich mich zu schade: denn auch ich schwur Tod oder Freyheit, und eins von beyden muß mir werden, wie meinen Brüdern! Sonst hol' uns alle der Teufel!

Ich (verlegen): Sehr edel und großmüthig!

Teufel (mich starr in die Augen fassend): Und doch kannst du dich brauchen lassen, mich zum Gegentheil bereden zu wollen? Lauhard, Lauhard, du bist, wie ich merke, noch immer der alte Unbesonnene, der gutmüthig und schwach genug ist, sich ohne weiteres Nachdenken, wie ein unmündiges Kind, zu allem beschwatzen und verleiten zu lassen! So warst du sonst, und so, wie ich merke, bist du noch jezt: und eben darum will ich mein gegebnes Wort für diesmal dir halten und schweigen. Aber — merke du's wohl! — Du bist verlohren, wenn du dich noch einmal unterstehst, bey mir oder jemanden anders das Mindeste zu wagen, was nur von Ferne einer Verrätherey ähnlich sieht. Ich rathe dir, sey auf deiner Hut! von nun an werde ich auf alle deine Schritte und Tritte, auf alle deine Worte und Handlungen Acht geben lassen; und versiehst du es im mindesten, so bist

du geliefert. Dieß merke dir und geh! Du wirst mir verächtlich! Geh, geh!

Ich (entschlossen): Verächtlich? Ich bitte dich, Repräsentant, ließ das Billet noch einmal, und du wirst sehen, daß du dich übereilst! Höre nur noch etwas gelassen zu! Sieh, wie du selbst einsiehst, und neben dir jeder Einsichtige: Eure Besatzung ist zu schwach, sich mit Vortheil gegen die Belagerer länger zu behaupten. So weit die Preußen und Oestreicher jezt vorgedrungen sind, und so wenig Ihr auf die Ehrlichkeit Eurer Generale, und den Ernst und die Bereitwilligkeit Eurer Nation, wie es scheint, rechnen könnt, um Entsatz mit Sicherheit zu erwarten, so sicher mußt du einsehen, daß Landau den Preußen gewiß in die Hände fallen wird. Fällt es durch Sturm oder Bombardement, dann wehe dir, wehe der Besatzung! Zum Sturm und Bombardement hat der Kronprinz von Preußen Beruf und Mittel: und dennoch wünscht dieser menschenfreundliche Prinz, das auf friedlichem Unterhandlungswege an sich zu bringen, was am Ende unwidersprechlich seine werden muß; und dieß wünscht er ohne die Häuser der Landauer einzuäschern, oder Menschenblut zu vergießen. Repräsentant, kann ein Fürst je edler, je menschenfreundlicher denken? Und, sieh, zu diesem guten Werke wirst du — du, dessen Pflicht es

ist, für das Beste der Landauer Bürger und Soldaten zu sorgen, und im Fall der Noth aus dieser Noth eine Tugend der Schonung und Erhaltung zu machen, Da, sag ich, wirst zu diesem guten Werke mitaufgefodert! — Ich thue das nun; und blos darum willst du mich verächtlich finden? Bey Gott, Verräthmann, Menschenrechte zu retten, kann dir nicht heiliger — Verrätherey zu verabscheuen, kann dir nicht pflichtiger seyn, als mir! Hätte ich nicht Alles nach meiner eignen Ueberzeugung gerade so gefunden, wie ich es dir hier zergliederte: wahrlich, ich stünde nicht vor dir! Gemit kann ich haben, aber nun Verräther an deiner Nation durch dich zu werden — o Teufel, wenn ich dazu fähig wäre, dann lieber todt als lebendig!

Teufel: Alles gut, Lauhard: aber meine Pflicht und Ehre geboten mir, das Aeußerste abzuwarten; und gehts dann nicht anders: wohlan ich schwur auf Tod! Gemit, du würdest mich sehr verkennen, wenn du mich auf irgend einen Fall einer Verrätherey fähig halten wolltest: und damit ist es alle! Von nun an besuchst du mich nicht weiter, gehst und bist — ich rathe es dir wohlbedächtig — fortan ganz auf deiner Hut!

Der Ton und die Miene, womit Teufel das alles sagte, überraschte meine Erwartung sehr, und brachte mich nicht wenig außer Fassung. Ich be-

dachte, wen ich vor mir hatte, schwieg endlich und ging. Aber von nun an war guter Rath theuer! Dentzel hatte das eigenhändige Billet des Kronprinzen von Preußen in Händen: Dentzel war nichts weniger als verschwiegen, und Wein war sein Lieblingstrank. Wie leicht war es nun möglich, ein Wörtchen fallen zu lassen, das mir meinen Kopf hätte kosten können! Den Beleg dazu hatte er in Händen. Er konnte, wenn er mir sein Wort nicht halten wollte, diesen sogar benutzen, seine Treue und Anhänglichkeit für die Republik zu beweisen, und sich beym National-Convent festeres Zutrauen und entschiedenes Uebergewicht über seine Gegner, vorzüglich über Lanbadere, zu verschaffen. Das alles ließ sich als möglich denken: ich dachte es ohne Unterlaß, und meine Seele schwebte auf der Folter der Furcht ohne Aufhören. — Und doch achtet man das Alles jezt wie für nichts.

Da ich, wie die Folge zeigen wird, so lange ich in Frankreich war, mehr denn einmal, als der Verrätherey verdächtig, vor Gericht gefodert, auch zweymal förmlich deswegen eingezogen, am Ende aber noch immer mit dem Leben davon gekommen bin: so muß man Dentzeln das Verdienst lassen, daß er, troz allen seinen Schwächen, dennoch Mann genug gewesen ist, der Französischen Nation

eben so treu zu dienen, als einem Unvorsichtigen Wort zu halten, und dadurch dessen Leben zu retten. Daß Deutzel, in dieser Rücksicht, sich ein sehr großes Verdienst um mich erworben hat, wird die Folge erst ausweisen.

Viertes Kapitel.

Aufstand wider Deutzel. Gefahr für mich.

Es war an einem Sonntage Nachmittag, etwan vierzehn Tage nach meiner Ankunft in Landau, als in allen Straßen ein gräßliches Geschrey ertönte. Aux armes Volontaires! hörte man, Aux armes! Où va nous traîner C'est Deutzel, qui veut nous livrer aux prussiens! — Dieses Zetergeschrey hörte man in allen Straßen der Stadt, und ehe man sichs versah, stand die ganze Garnison unter den Waffen.

Landadere erschien auf dem Paradeplatze, gerade vor dem Kaufhause, und hielt eine Rede an die Soldaten, worin er sie versicherte: daß er sein Leben eher verlieren, als etwas Böses wider sein Vaterland unternehmen würde. Dabey sagte er ganz deutlich, daß unter denen, in deren Häu-

den viel Gewalt wäre (entre les mains de celui se trouve un grand pouvoir), Spitzbuben und Schurken wären, welche man, wie alte Schweine, abschlachten müsse, (qu'il faut égorger comme de vieux porcs). Mit diesen Worten zielte der General ganz sichtbar auf den Repräsentanten.

Woher der erste Lärmen seinen Ursprung genommen hatte, weiß ich nicht genau anzugeben. So viel ist sicher, daß Dentzel auf dem Conseil de défense gewesen war, und da gesagt hatte, daß er nur schwache Hoffnung zum Entsatz hätte, und daß Landau wohl noch [illegible] fallen könnte. Delmas und Laubadere waren zugegen. Ersterer gab Dentzeln Beyfall, und lachte. Laubadere aber blieb, und sagte: Am Uebelgesinnte könnten an der Wohlfahrt und Rettung des Vaterlandes zweifeln! Darauf fuhr Dentzel auf, und versicherte, daß vielleicht der am wenigsten Hoffnung zur Erhaltung der Republik habe, der sie jezt für unbezwinglich ausgäbe. — Sie waren darauf fortgegangen, jeder aber mogte wohl noch dieses und jenes zu Andern gesagt haben, worüber denn der Spektakel ausbrach.

Ob Dentzel meine Angabe von der Gefahr für ihn und die Landauer, im Falle einer gewaltsamen Eroberung, vielleicht noch meinem Abscheide, ernstlicher überlegt, und durch die lebhafte

Vorstellung derselben, wie durch den Glauben an die Unmöglichkeit des Entsatzes, wegen der Unzuverlässigkeit der Generale, nachher bewogen seyn mag, den erwähnten Vortrag auf dem Conseil zu thun, ohne auch nur aus der Ferne an die versprochne Belohnung im Gelde zu denken, kann ich eben so wenig sagen, als ob er vielleicht im Rausche, oder in ungeprüften Vertrauen den Antrag des Kronprinzen und meine Unterhandlung dabey, wenn gleich mit Tadel oder Mißbilligung, schon vorher irgend einem, z. B. seinem Freunde, dem General Delmas — denn dieser lachte nur auf dem Conseil, als Laubadere dénonce — oder jemanden anders, ja, gar vielleicht mehrern entdeckt habe; ob ferner diese, seine Offenheit im Rausche, oder sein Zutrauen mißbraucht, seinen Tadel oder seine Verachtung des Kronprinzlichen Antrags verschwiegen oder verdreht, und durch falsche Hinterbringung den Laubadere noch ärger gegen ihn aufgebracht haben mögen, so daß dieser den Volontäs ein bedeutendes Wort darüber zufließen ließ, und dadurch den Ausfall zuerst veranlaßte: das alles ist nur ein Räthsel. Etwas von allem diesem muß durchaus vorgefallen seyn: das beweiset der Ausfall, und die Gefahr dann für Dentzel und für mich. Daß aber dieses Etwas noch im Dunkel, selbst in Frankreich, liege,

ist wieder aus dem Erfolge klar. Denn Dentzel wurde bald nach dem Entsatz von Landau, eben wegen Landau *), von neuem förmlich eingezogen, und mußte nachher sehr lange, auch noch nach dem Tode des Robespierre, in Paris gefangen sitzen. Da also diese Begebenheit noch in Frankreich selbst unbekannt, wenigstens nicht als gewiß entschieden ist — sonst hätte Robespierre Dentzels Kopf wohl schwerlich verschont —: so würde ich wirklich zu weit gehen, wenn ich weitere Conjekturen zur Entfaltung dieser verwickelten Sache wagen wollte.

Ich wenigstens habe Dentzel als einen würdigen Repräsentanten, und als Mann von Pflicht und Ehre gefunden: und dieß mein Bekenntniß muß, da ich weder von dem einen, noch dem andern jetzt mehr etwas zu fürchten oder zu hoffen habe, seine Feinde und Anklager besänftigen, wenn sie sonst Lust haben, gerecht und unparteiisch gegen ihn weiterhin sich zu zeigen. Uebrigens lasse ich alles Andere dahin gestellt seyn, und erzähle blos

---

*) In dem Namen-Verzeichnisse der vielen Deputirten, welche im Jahre 1794 in Paris gemartert waren, und erst im Herbste eben des Jahres aus dem Gefängnisse entlassen wurden, stand bey Dentzels Namen: detenu pour l'affaire de Landau.

noch die Folgen, welche aus meiner Missionen in Landau für Dentzel und für mich entstanden sind, und was für Einfluß sie auf die Belagerer gehabt hat.

Die Volontärs alle liefen wie rasend in ganzen Haufen hin nach dem Hause des Repräsentanten, und forderten mit den frasten Flüchen und Drohungen, daß er erscheinen sollte. Dentzel erschien am Fenster, und wollte die Menge durch Zureden und Vertheidigung seiner Unschuld besänftigen, aber er hatte kaum angefangen, als mehr, denn 20 Gewehre gegen ihn losbrannten, doch, ohne ihn zu treffen. Dentzel entfloh hierauf, und verbarg sich, wie ich nachgehends gehört habe, in ein leeres Behältniß im Keller.

Laubadere war bald von der Gefahr, worin Dentzel sich befand, unterrichtet. Weil er nun in schwere Verantwortung verfallen wäre, wenn die rasenden Soldaten dem Dentzel den Garaus gemacht hätten, so eilte er herbey, und harangirte die Volontärs, welche immer schrieen: à bas le fourbe mâtin! à bas le fourbe traitre! Endlich nach vielem Schreien, Schimpfen und Sakramentiren, war Laubadere so glücklich, die wüthenden Leute — sie waren alle vom zweyten Bataillon la Correze — zu besänftigen, so daß sie abzogen, und Dentzels Wohnung ruhig ließen. Es wurde aber diesem, damit er bey einem neuen

Tumulte sicher seyn könnte, eine Schutzwache von zwölf Mann gegeben.

Die Volontärs gingen indeß noch nicht nach ihren Quartieren, sondern schickten eine starke Deputation aus ihrem Mittel an den General, welche fodern mußte: Man sollte Deuzel außer aller Aktivität setzen, und sobald es geschehen könnte, bey dem Heilsausschuß, als einen Feind und Verräther des Vaterlands und der Republik angeben. Laudadere, um sie zu beruhigen, bewilligte alles, und von dieser Zeit an, — wo Deuzel in Arrest gerieth — hat er einige Wochen lang ein unumschränktes Ansehen in Landau behauptet. Die ganze folgende Nacht war fürchterlich unruhig: kein Mensch unterstand sich, auf der Straße zu erscheinen, oder herumzugehen.

Wie mir bey dieser Sache ums Herz war, mögen sich die Leser vorstellen. Ich ging indeß doch ins Lamm zu den Offizieren, und fragte, warum denn der Repräsentant so verfolgt würde? Warum? — Er steckt mit den Preußen unter einer Decke, der sacre bougre! Er will die Stadt verrathen, und uns alle dem Feinde in die Hände spielen. Er hat sogar seine Spionen hier! Aber wenn wir diese herauskriegen, so soll auch kein Fetzen an ihnen ganz bleiben. — Das war freilich kein nöthiges Avertissement für meine Wenigkeit!

Ich legte mich erst spät nieder, und schlief noch weniger. Ungefähr um zwey Uhr nach Mitternacht kam der Gemeinde-Bote und foderte mich aufs Rathhaus oder Gemeinhaus. Ich erschrack anfangs nicht wenig, faßte mich jedoch bald, und fragte: was man mit mir wollte? Das weis ich nicht, erwiederte der Gemeinde-Bote: ich soll dich hier nur abholen. Ich folgte dem Menschen bis in die Gerichtsstube.

Man hielt da gerade einen sogenannten Sicherheits- oder Kriegsrath (Conseil de défense), wobey der General Landadere auch gegenwärtig war, aber kein Wort hören ließ. Man foderte mich sogleich vor die Schranken, und legte mir folgende Fragen vor: „Ob und seit wann ich Dumouriez kennte? Ob ich ehedem starken Umgang mit ihm gehabt — Ob ich seit dem Anfange der Revolution an ihn geschrieben — Ob ich Briefe von ihm erhalten hätte? Ob mich der preußische General Mannstein — ich begreife noch immer nicht recht, wie man hier auf den General Mannstein gekommen ist! Mannstein war, so viel ich mich erinne, damals nicht bey Lendau, wenigstens habe ich ihn nicht gesehen, und er hat überhaupt eben nicht gar großen Einfluß bey der Preußischen Armee gehabt, besonders nachdem das, was zwi-

schen ihm und den Franzosen bey St. Menehoud vorgefallen war, zu sehr bekannt ward — also: ob der General Mannstein mich an Dentzel geschickt, und ihm durch mich eine Summe Geldes für die Uebergabe von Landau habe bieten lassen? Ob Dentzel nicht gegen mich über die Republik räsonnirt, und gesagt habe, daß sie zu Grund gehen müßte? Diese, und wohl noch zwanzig andre Fragen beantwortete ich so freymüthig und befriedigend für das Conseil de défense, daß es beschloß, mich auf der Stelle frey zu lassen — weil es an mir keinen Verdacht einer Kalpabilität oder Subornation finde. — Wer war froher, als ich, daß ich den Klauen einer Inquisition entkommen war, wobey ich, wie ich schon gemerkt hatte, gar leicht meinen besten Kopf hätte verlieren können. Ich ging nach meinem Quartier und legte mich schlafen.

Früh gegen 10 Uhr ließ Laubadere mich holen. Er war allein und sehr freundlich gegen mich. Nachdem er mich hatte niedersetzen und einen Becher Wein trinken lassen, redete er mich so an:

Citoyen, Du bist zwar diese Nacht für unverdächtig erklärt, und in Freyheit gesezt worden: Aber du darfst eben nicht denken, daß nun alles aufs Reine sey.

Ich: Wie denn so? Hat jemand noch was gegen mich einzuwenden?

Er: Ich und noch mehrere sind überzeugt, daß du ein Emissär der Preußen bist, der hieher kam, um Dentzel zu bestechen.

Ich: Ey, seht doch einmal an! Wenn du das so sicher weißt, warum hast du denn diese Nacht auf dem Conseil de guerre geschwiegen?

Er: Narrischer Kopf, das hab' ich deinetwegen gethan! Ich wollte dich nicht in Gefahr bringen: aber hier mußt du mir bekennen.

Ich: Was hast du denn für ein Recht, mich so zu Rede zu stellen?

Er: Wenn du mir hier nicht bekennst, so laß ich dich wieder aufs Conseil fodern. Dentzel ist ein schlechter Mensch (malhonnête).

Ich: Was geht das mich an?

Er: Gegen dich ist er auch ein Verräther.

Ich: So?

Er: Ja, gegen dich! Er hat eben heute ausgesagt, daß du von den Feinden, und namentlich vom General Mannstein, (ich holte wieder ganz frey Odem) an ihn geschickt seyst, und ihm allerley Vorschläge zur Uebergabe gethan habest.

Ich: Wenn Dentzel das gesagt hat, so ist er ein Lügner.

Er: Das kannst du so hinsagen? — Gut: Ich werde ihn mit dir konfrontiren lassen. — Doch nein, du daurest mich: du bist ein leichtsinniger,

unbesonnener Mensch, oder vielleicht aus Unkunde für deine Tyrannen eingenommen. Kurz, dir kann ich es nicht verdenken, wenn du dich durch Anlagen verrätherischer Absichten an der Republik versündigt hast. Also gestehe mir nur frey, wie weit du mit Dentzel gekommen bist, und ich verspreche dir, daß du keine Gefahr laufen sollst.

Ich: General, mache mir den Kopf nicht warm, oder komm sofort aufs Conseil, und bringe deine Aussage da an!

Er: Citoyen, besinne dich: du willst aufs Conseil? Ich bitte dich um deines eigenen Kopfs willen, bekenne mir, was an der Sache ist, und du bist sicher! Denn kömmst du nochmals vors Conseil, so wirst du arretirt, und es geht an deine Gurgel.

Ich: Ich fürchte nichts! Komm, ich gehe aufs Conseil, und wenn du mich nicht hinbringen läßt, so gehe ich allein hin, und erzähle, wie du mich behandelst. Verstehst du mich, General? Du bist Dentzels Feind: den willst du stürzen, und mich vielleicht zum Werkzeuge deiner Absicht gebrauchen. Aber ich sage dir, du kömmst schief bey mir an. Dentzel ist unschuldig, wenigstens weis ich nichts, das ihm zur Last fallen könnte.

Er: Also hältst du ihn wirklich für unschuldig?

Ich: Allerdings! Ich bitte dich nochmals, General, laß mich in Ruhe, oder ich muß mir beym Conseil Ruhe schaffen.

Landadere schien wirklich von meiner Unschuld überzeugt zu seyn, wenigstens sagte er mir endlich, daß er mich nur für verdächtig gehalten, und mich darum sondirt habe. Er hätte geglaubt, mich auf die Probe stellen zu müssen: ob ich und Dentzel oder vielleicht neben uns, noch andre Uebelgesinnte etwas Arges gegen Landau im Schilde führten. Nun aber sey er vor der Hand von meiner Ehrlichkeit überzeugt: ich sollte jezt nur gehen, mich aber um zwölf Uhr unfehlbar bey ihm zum Essen einfinden.

Bey diesem sehr frugalen Mittagsmale lernte ich den Kriegscommissär von Landau näher kennen, einen schon ältlichen Mann und ehemaligen Freund des großen Voltaire. Er war aus Genf, und hatte vor Jahren da gewohnt, war aber bey der lezten Genfer aristokratischen Revolution genöthiget worden, sich zu entfernen. Es war mir besonders lieb, mit einem Manne zu sprechen, der mir vom alten Philosophen, den ich schon lange verehrt hatte, und dessen Dictionnaire philosophique mein symbolisches Buch ist, allerley Anekdoten erzählte. Ich habe nachher noch mehrmalen mit diesem Manne, welcher Ratio hieß, zu thun gehabt, und allemal

etwas Interessantes von ihm erfahren. Unter andern einmal Folgendes:

Ein vornehmer Bankier aus Genf, Namens Rilliet, Vetter der reichen Gebrüder Rilliet zu Paris, welcher in seiner Jugend viele Geschäfte, besonders in Frankreich und Italien gemacht, und seine beste Zeit auf Reisen verlebt hatte, heurathete ohngefähr im Jahr 1786 ein armes Fräulein von Planta. Rilliet that dieß, um durch den Adel seiner Frau sich mitzuadeln: denn in dem damals aristokratischen Genf war die erztolle Gewohnheit, daß die Männer sich nach ihren adelichen Weibern auch adelich schrieben. So hätte denn dieser Herr Bankier Rilliet, fortwin Hr. Rilliet von Planta geheissen. Allein gleich in der Hochzeitnacht merkte er, daß seine Jungfer Braut nichts weniger als Jungfer war. Er machte ihr seine Entdeckung bekannt, und sie gestand ihm mit Tyränen, daß es an dem sey, und daß ihr eigner Bruder, — der Obrist Planta, damals in französischen Diensten, sie in Beisein zur Mutter gemacht habe. — Rilliet trennte sich von ihr, und versprach ihr jährlich 8000 Livres. Diese Summe war aber der Mutter und dem Bruder nicht hinlänglich. Sie steckten sich also hinter die vornehmen Genfer, und diese brachten es dahin, daß zwar die Scheidung vor sich ging; daß aber Rilliet, der ein

großer Pinsel seyn mußte, noch obendrein aus dem Rathe, dessen Mitglied er war, gestoßen, und zu einer weit größern, jährlichen Summe für seine — disgustirte Braut verdammt wurde. Ueberhaupt war der Kommissär sehr übel zu sprechen auf die faden Genfer und ihre noch fadere, lächerliche Wirthschaft.

Als er merkte, daß ich orthographisch französisch schrieb, trug er mir auf, die Bons oder die Brod- Fleisch- Oehl- und andere Zettel für die Subsistenz der Deserteurs in Zukunft zu besorgen, statt des Marquises, des Sergeanten Schmid, welcher weder lesen noch schreiben könnte. Für diese Bemühung erhielt ich alle 4 Tage eine Mundportion mehr, als die Andern, wie auch alle 5 Tage 40 Sous Zulage in Papier.

Ich muß dem General Laubadere nachsagen, daß er von diesem für mich gefährlichen Tage an, mich besonders gut leiden konnte, und daß er mir oft gestand, er habe mir durch seinen ungegründeten Verdacht Unrecht gethan. — Du lieber Gott! — Doch Praetor non judicat interiora.

Fünftes Kapitel.

Fernere Begebenheiten in Landau.

Von dieser Zeit an ließ der Kronprinz von Preußen, der auf meine Vermittelung vielleicht mehr rechnete, als meine beschriebene Lage sie zuließ, Landau beynahe täglich durch Trompeter zur Uebergabe auffodern, erhielt aber immer die Antwort: daß man Entsatz erwarte und das Aeußerste daran wagen wolle, diese wichtige Festung dem Frenstaate zu erhalten.

Deutzel saß indessen immer in Arrest; aber nachdem die Leute kaltblütiger geworden waren, fingen schon Viele unter den Bürgern und Soldaten an, ihn für unschuldig zu erkennen, und das harte Verfahren wider ihn auf den Haß zu schieben, womit Laubadere ihn verfolgte. Laubadere verlangte demnach, daß man die Sache nach Paris schicken sollte: allein das Conseil de défense wendete dawider ein, daß dieses nicht anginge, weil die Briefschaften vom Feinde aufgefangen werden könnten, wodurch denn dieser nothwendig von Landau's ganzer innern Lage unterrichtet wer-

den müßte. Deutzels Sache blieb also noch einige Zeit liegen.

Zu Anfange des Oktobers brachten die patrouillirenden Reuter einen Menschen ein, welcher etwan vier Monate vorher vom 21ten Regimente desertirt war. Sie hatten ihn in den Weinbergen angetroffen, wohin er sich, wie er sagte, begeben hatte, um wieder zu seinen Republikanern zurück zu kehren, und dieß aus Reue über seine Desertion. Aber alle diese Ausflüchte halfen ihm nichts. Laubadere ließ Gericht über ihn halten, und er wurde, so sehr sich auch Delmas und der Obrist von der Reuterey (einer der solidesten, vortrefflichsten Männer, die Frankreich alle haben mag) dawider setzten, kurz hernach am deutschen Thore todtgeschossen. Laubadere sagte ganz kaltblütig: sie sollten ihm erst ein anderes Gesetz machen, dann wollte er dem Deserteur Pardon geben. Durch diesen Zug von gesetzlicher Gerechtigkeitsliebe hat sich aber der brave General weder bey der Garnison, noch bey den Landauer Bürgern sehr beliebt gemacht.

Laubadere verlohr das Zutrauen der Landauer Bürger durch folgenden Vorfall noch mehr. Da er muthmaßen konnte, daß die Belagerung noch lange anhalten dürfte, so wollte er ein Gesetz in Ausübung bringen, welches einen General autorisirt, aus einer blokirten Stadt alle die zu entfernen,

welche bey der Belagerung unnütz sind. Er ließ daher dieses Gesetz abdrucken, und anschlagen und ermahnte die, welche sich unfähig fühlten, dem Vaterlande bey dem damaligen Zustande zu dienen, auszuwandern. Er ging noch weiter: er ließ durch einen Offizier, und durch einen Municipalbeamten von Haus zu Haus alle die aufschreiben, welche, seiner Instruction gemäß, auswandern sollten. Hiedurch aber entspann sich ein gefährlicher Aufstand: denn da sollten alte Männer, Weiber, Kinder, hochbandige Mamsellen und Damen auswandern, und ihre Häuser, nebst Haab und Gut, im Stiche lassen. Ganz Landau kam darüber in Harnisch, und Laubadere mußte nachgeben. Das Gesetz, welches auf diese Art die Leute aus ihren Häusern jagt, ist hernach auch ganz und gar kassirt worden. Es war im Grunde auch unausführbar, und konnte zu dem gefährlichsten Aufstande, ja, zu Conspirationen mit dem Feinde Anlaß geben.

Deuzel, wie ich oben berührte, hatte den Laubadere einen Bethbruder geheißen. Folgender Zug scheint das Gegentheil darzuthun. Er hieß mit dem Vornamen Joseph Marie *).

*) Man weiß, daß der Name der allerseligsten Jungfrau generis communis ist, und folglich Männern und Weibern beygelegt wird.

Um diese Zeit änderte er denselben, und nannte sich Maurice Leonor. Er wollte, wie er sagte, die Namen eines alten und dummen Hahnreys, und einer jungen jüdischen Hure nicht weiterhin führen *). Im Lamm zu Landau erzählte man mir diese Schnurre; und ich nahm mich — nicht sowohl um die Jungferschaft der Maria zu retten: denn an dieser liegt mir, unter uns gesagt, eben so wenig, als dem Papst Sixtus V. an der Jungferschaft der Königin Elisabeth lag **)! — sondern um den Lamm-Mamsellen zu hofiren, welche sich über diese Aeußerung zu entrüsten schienen, — des Jungfern-Blümchens der armen Marie an, wie auch der gedrückten Stirn des lieben Josephs, und suchte darzuthun, daß man den guten Leutchen zu nahe träte. - Nun aber ging auch das Gespötte erst recht und allgemein los, und ich merkte, daß ich in einer Gesellschaft von Leuten war, vor denen jeder Kirchen-Christ ein Kreuz schlagen muß. Alles was kirchlich heilig heißt, wurde spöttisch

---

*) Zürnen Sie nicht, meine frommen [illegible], daß ich [illegible], [illegible] weiterhin [illegible] [illegible] Beytrag zur [illegible] [illegible] [illegible] der Juden am [illegible].

**) Virginem esse, parum curo: esse vero reginam Angliae — doleo.

herumgeholt, und insbesondere bekam die Historie unsers Herrn und Heilandes von Einigen gewaltige Stöße. „Was! rief endlich ein Offizier, Maria keine Hure? Sie war noch mehr: sie war eine Ehebrecherin von der allerseltsamsten Art: ich will es beweisen! Nicht wahr, Kameraden, Maria war Christi Mutter; Christi Vater war Gott der Vater. Maria war also Gott des Vaters Frau. Maria empfing Christum durch die Ueberschattung des heiligen Geistes. Der heilige Geist kam also Gott dem Vater, als Maria's Mann, ins Gehege, und setzte ihm Hörner auf. Der heilige Geist ist folglich ein Ehebrecher. Maria eine Ehebrecherin; und was ist nun Christus? —"

Seht Kameraden, fuhr er fort, solche abgeschmackte Fratzen trugen uns bisher unsre Pfaffen als Glaubens-Artikel, und Bedingungen unserer Seligkeit vor, und nannten die Heiden blind, wegen ihrer mythologischen Lehren über Jupiter und andere Götter und Göttinnen! — Versteht mich aber recht, Kameraden! Was ich jezt sagte, ist eine chikanirende Widerlegung der abgeschmackten und den gesunden Menschenverstand ewig chikanirenden Hauptlehre unserer Pfaffen und Pfaffereyen. Sonst ist und bleibt Christus eins der ehrwürdigen Muster für alle Retter der Vernunft, der wahren Moral und Religion, und vorzüglich der

Rechte der Menschheit und der Toleranz vor den Eingriffen der schmutzig interessirten und Mosaisch-herrschsüchtigen Pfaffen. Die Schriftgelehrten und die Pharisäer, überhaupt die Pfaffen jener Zeit, waren dem edlen Christus, wie ihr wißt, unausstehlich. Wo er nur konnte, stellte er sie an den Pranger als Heuchler, übertünchte Gräber u. dgl. Von Anbetung im Tempel zu Jerusalem, oder auf dem Berge zu Samarien wollte er nichts wissen, nur von Anbetung des Vaters aller Menschen im Geist und nach der Wahrheit. Die Scheidewand zwischen Juden und Heiden lehrte er zerstöhren; und nach seiner Vorschrift sollte nur Eine Heerde und Ein Schaafstall seyn. Alle Menschen, ohne Unterschied des Standes und der Geburt sollten Brüder seyn, wie Alle nur Eines Vaters Kinder wären — Gottes. — Seht Kameraden, dahin muß es in Frankreich erst noch kommen, wenn wir wahre Christen seyn wollen. *) Bisher waren wir Pfaffen- und Kirchen-Christen, ich meyne getaufte Büttel der Vernunft und der Menschheit.

---

*) Was hier der Orateur behauptete, sah der National-Convent, durch die Kabalen und Factionen der Priester aufmerksam gemacht, [illegible] ein; und daher der damals in Frankreich bald erfolgende Einsturz des päpstlichen Kirchensystems. In Landau war die letzte Messe den 27sten December, 1798. Statt sich darüber zu ängstigen, erschallte Spott und Jubel. So locker sitzt dem Volke sein — Popanz! Und doch will man durch ihn sich sichern!

Aber hört weiter, Kameraden! Sind wir erst wahre Christen, das ist, vernünftige Menschen, und sehen wir ein, daß die Hauptsittengesetze, welche Christus vortrug, Sittengesetze der allgemeinen Vernunft, oder der moralischen Harmonie sind, die wir, wie Christus, durch unsere besondere Vernunft auffinden und als verbindlich anerkennen, und bemühen wir uns ernstlich, sie durch den Einfluß unseres Willens auszuüben, um das im Kleinen zu werden, was Gott im Großen ist, thätig, weise, gütig und gerecht, und dieß soweit unsere Kräfte zureichen, zu n Besten des Einzelnen und des Ganzen: o dann können wir alle Pfaffen und Kirchen und Kirchenlehren entbehren, und uns kann es gleichviel seyn, ob Christus dieß oder jenes war: denn der Werth seiner Lehre hängt nicht von seiner Person, sondern von der Uebereinstimmung mit der Vernunft ab. u. s. w."

Vorträge von dieser Art über Moral, Religion, Menschen-Rechte, Staat, Politik u. dgl. hört man in den Gasthöfen und Schenken Frankreichs jezt beynahe ohne Unterlaß: und wo solche Vorträge auf solche Art gehört werden, da höre ich lieber zu, als daß ich sie durch Dreinreden oder Widersprechen stöhren sollte. Ich schwieg also gleich, und ließ Joseph und Maria fahren, sobald ich merkte, daß meine Apologie wenig fruchten würde.

Da ich eben auch keine Lust hatte, meinen eignen Glauben, den Lamm-Mamsellen zu Gefallen, zum Scheine weiter zu widerlegen: so ließ ich alles gehen, wie es ging, und hörte den theils gröbern, theils feinern Sarkasmen Manches dieser Spötter nicht ohne Theilnahme und ganz gelassen zu: Denn die Verspottung der heiligen Fratzen halte ich schon lange für eine Art von Genugthuung — dafür, daß man die Denk- und Preßfreyheit ursprünglich und hauptsächlich um ihrentwillen beschränkt und verfolgt hat.

Ueberhaupt merkte ich nicht nur hier, sondern fast in allen Städten Frankreichs, in welchen ich gewesen bin, ein Ideen-Commerz, das mich oft in Erstaunen setzte. Die mehrsten hatte man, wie die Meisten, die ich darüber befragte, mich versicherten, schon vor der Revolution in Geheim für sich gesammelt, und dieß um so gieriger, je strenger man die Bücher verboth, worin sie vorkamen. Und so ist es auch hier wahr, daß jedes Bücherverboth mehr schadet, als nützet. Läßt man jedes Buch seinen Weg ungehindert wandern: so wird der geringste Theil des Publikums es seiner Aufmerksamkeit kaum werth halten; im umgekehrten Falle — der größte. Ueberdieß, enthält ein Buch Irrthümer, auch gefährliche, und cirkulirt es frey und frank: so kommen diese desto eher und

freymüthiger zur Sprache zum pro und Contra, und die Wahrheit behält am Ende die Oberhand.

Das Ideen = Commerz der Franzosen hat selbst durch den Krieg unendlich gewonnen. Denn, auch von dem weckenden Geiste der Revolution abgesehen, giebt es jezt kein Kriegsheer weiter, worin die Köpfe von jeder Art so komplicirt und vereint wären, als in ihrem. Ueberall ungehinderte Mittheilung der Grundsätze, Gedanken und Erfahrungen unter den vielen Hunderttausenden von verschiedenen Gewerben, aus Landleuten, Bürgern, Kaufleuten, Gelehrten, Künstlern u. s. w. Fürwahr Robespierre ist durch sein allgemeines Aufgeboth — in gewisser Rücksicht — der Prometheus von Frankreich geworden! —

Hier zugleich ein Wort von dem katholischen Pfarrer in Landau! Er hieß Ackermann und ist ein heller Kopf und warmer Freund seines Vaterlands. Ehedem hatten die Augustiner, welche in Landau eingeklostert waren, und eine Missien Franziskaner, woraus Herr Jäger in seinem Lexikon ein Franziskaner = Kloster gemacht hat, nebst einigen Stiftsgeistlichen die Seelsorge für die katholischen Schäflein. Bey der Revolution fiel alles das weg, und die Landauer fanden, daß für ihre ohnehin schwache katholische Gemeinde Ein Geistlicher zureichte. Herr Ackermann erhielt diese

Stelle, und trug kein Bedenken, den Nationale Eid abzulegen. Viele orthodoxen Katholiken nahmen ihm das anfänglich freilich sehr übel. Ackermann indeß fing an, seine Gemeinde über Moral, Religion, Kirchendienst und Patriotismus gehörig zu unterrichten, und Er ist es, dem die Landauer ihre bessere Einsicht verdanken. Er schrieb auch eine patriotische Zeitung, voll Bescheidenheit und Wahrheitsliebe; und seine Abhandlung über die Bedrückung der Franzosen unter der vorigen Regierung *) kann Niemand lesen, ohne die innigste Rührung und ohne Verabscheuung aller Tyrannen und Tyrannen. Ich habe den Pastor Ackermann einigemal bey meinem Freunde Brion gesprochen, und wurde allemal entzückt über die guten, gesunden Urtheile, welche er über die Begebenheiten der Zeit fällte. Ein Mann, wie er, konnte das Papstthum ruhig fallen sehen, und bleiben, was er war — Mann von selbstständigem Werthe.

Das Papiergeld hatte damals in Landau wenig Werth. Der Repräsentant hatte zwar anschlagen und befehlen lassen, daß das Assignatengeld, oder wie man es damals gewöhnlich nannte, das Ranschegeld, im Gegensatz des Klingegel-

*) Landau, 1793.

des, so wie das Numerär- oder das baare Geld seinen Kurs haben sollte: aber daran kehrten sich die Landauer wenig: zwey Sous in Münze wurden 10, ja endlich gar 20 Sous in Papier gleich gehalten. Die Bouteille Wein, die man für 5 oder 6 Sous Geld haben konnte, kostete in den gewöhnlichen Weinhäusern schon 50, ja gar 60 Sous Papier. Dentzel wollte dieses Unwesen mit der Schärfe abschaffen, aber gerade, als er daran wollte, erregte sich der Aufstand, wodurch er ausser Aktivität gesezt wurde. Der General hatte das Herz dazu auch nicht; also blieb alles, bis zum Entsatz der Stadt, wonach denn freilich, sehr wahrscheinlich auch dort, das sogenannte Maximum, oder die allgemeine Taxe aller Waaren und aller Lebensmittel gegolten hat.

Der General unterhielt immer einige Leute, welche ihm beständig, wenigstens wöchentlich einmal, Nachricht von dem Zustande der Armee überbringen mußten. Daß diese nicht allemal erfreulich ausgefallen seyn wird, wissen die, welche sich der Begebenheiten der französischen Armeen von jener Zeit erinnern. Wie aber die Spione, lauter Landauer Bürger, immer so ungehindert durch die Belagerer schleichen konnten, begreife ich noch jezt nicht ganz. Die Stadt war eine eingeschlossen, also müssen die feindlichen Posten sehr geschlum-

mert, oder die Leute ganz besondere Schlupfwinkel gewußt, oder sonst Um- und Auswege gefunden haben.

Einmal habe ich in Landau einem sonderbaren Schauspiele beygewohnt. Als die Nachricht von der Hinrichtung der Marie Antoinette, Gemalin Ludwigs XVI, und von der des Generals Cüstine, der Laubadere's und Dentzels abgesagter Feind war, in Landau ankam, ließ sie der General sofort durch Abfeurung von 48 Kanonen feierlich bekannt machen. Darauf wurde ein großes Feuer auf dem Marktplatze angezündet, und der Schinder mußte die Bildnisse der Königin und des Cüstine hineinwerfen. Hierauf hielt Laubadere eine Rede, worin er auf die sacrée garce fürchterlich loszog, welche durch ihre Herrschsucht und ihre Hetzereyen am Wiener Hofe Frankreich und ganz Europa ins Unglück gestürzt habe. Endlich dankte er dem Genius der Republik, daß diese Pest nun durch das Beil der Gerechtigkeit (la guive de la loi) vernichtet sey u. s. w. Die Volontärs applaudirten ihm wie rasend, und sangen zum Beschlusse ihre Camagnole,*) welches ein skan-

*) In den pieces fugitives et républicaines, wie auch in dem Parnasse républicain findet man eine Menge skandaloser Lieder auf den König, die Königin, die Emigranten, die Priester und die treulosen Generale. Ich kenne nichts Beißenders,

dalöses Lied auf die Königin ist, durch alle Straßen. In ganz Frankreich hieß man die Königin schon lange nicht anders als Madame Veto; und daher heißt es in der Camagnole:

Madame Veto a mal au cû:
C'est la Fayette, qui l'a foutue
De son cou tout brulè;
Fayette en porte la clé.
Dansons la Camagnole
Vive le son
Du Canon! *) u. s. w.

Ueberhaupt sind die Franzosen auf die Königin Antoinette weit mehr aufgebracht, als auf sonst jemanden, selbst den verabscheuungswürdigsten Egalité, sonst Herzog von Orleans, nicht ausgenommen. Sie sehen diese Dame, als die Hauptursache alles Unglücks und alles Elendes an, welches über ihre Nation gekommen ist; ja, sie nennen ihren Namen nicht, ohne auszuspuken und ohne die heftigsten Verwünschungen gegen ihr Andenken auszustoßen.

---

als diesen kaustischen Zuchtspiegel für recht Viele von denen, welche sich Götter der Erde dünken.

*) Was man in Frankreich und am Rheine und wo es nur Neufranken giebt, öffentlich singt und nachsingt, ist die Camagnole. Also —

Ich sprach lange nachher einmal in Dijon über die Standhaftigkeit, mit welcher diese Prinzessin gestorben ist, und rühmte es wenigstens, daß sie ohne Aengstlichkeit und ohne Troz auf der Blutbühne erschienen sey, auch alle Schmähungen des Pariser Pöbels, ohne ihre Miene zu verändern, männlich verschmerzt habe. Ist das wohl lobenswerth? erwiderte mir ein Chirurgus: Starb nicht auch Mandrin mit der größten Standhaftigkeit sogar auf dem Rade? Ich leugne gar nicht, fuhr er fort, daß Antoinette einen großen Geist gehabt hat: sie war ja die Tochter der berüchtigten Marie Thereſe! Aber eben deswegen, war sie für Frankreich desto schlimmer und gefährlicher: denn Größe ist nicht immer Güte. Genug wir sind froh, daß sie nicht mehr ist.

Die französische Zeitung, welche Doron, der General-Adjutant, aus der Straßburger und Pariser französischen Zeitung in Landau auch französisch herausgab, war immer voll Invektiven auf die Könige und die Aristokraten. Mitunter lieferte er auch Verse von seinem eignen Machwerk, die aber sehr elend und abgeschmackt ausfielen. Diese Zeitung hörte zu meiner Zeit schon auf: denn die von Paris und Strasburg kamen nicht mehr durch.

Auf dem Gemeinhause waren alle Wände beklebt mit Dekreten und Verordnungen, täglichen

Nachrichten u. dgl. Diese Zettel wurden von Zeit zu Zeit abgerissen, und es fand sich, daß manche, wenn sie oben das Bedürfniß aufs Häuschen zu gehen spührten, im Herabgehen einen Zettel von der Wand abrissen. Es wurde also öffentlich durch den Ausrufer angesagt, daß wer künftig auf der Straße oder auf dem Gemeinhause einen angeschlagenen Zettel abreiße, eine achttägige Arreststrafe zu gewarten habe. Herrmann, ein Zuckerbecker und Mitglied der Municipalität, wurde darüber ertappt, und nun nicht nur auf acht Tage eingesteckt, sondern auch seines Amtes entsezt.

Zur Zeit des Terrorismus oder des Schreckenssystems in Frankreich wurde die Abreißung der angeschlagnen Zettel allemal mit dem Tode bestraft, indem man das als ein Zeichen des Misfallens an der Verfassung, und als ein Signal zur Meuterey ansah. In Landau war man damals nicht so strenge. Ueberhaupt konnte man ziemlich laut sagen, was man an der neuen Verfassung zu tadeln fand. Einige thaten dieß auch freymüthig genug, weil sie schon als gewiß voraussezten, daß die zu schwach besezte Stadt in die Hände der Preußen fallen würde. Die öffentliche Meynung war und blieb indeß immer für die Republik. Landau zählte nur wenig Aristokraten.

Den Rektor der Landauer lateiniſchen Schule habe ich auch kennen lernen. Der Menſch war ein wahrer Ignorant, und hieß Schuch. Wie ich den Rektor fand, ſo fand ich auch den Konrektor und die ganze Schule. Wahrſcheinlich iſt jezt auch dieſes Gymnaſium, ſo wie alle andre in Frankreich aufgehoben. Aber wenn es für manche höhere Schulanſtalt Schade war, daß man ſie kaſſirte, ſo war es das gewiß nicht für die Landauer.

Sechstes Kapitel.

Franzöſiſches Militär.

Ich war nach der überſtandnen Gefahr ziemlich ruhig, und ſuchte die Zeit ſo gut, als ich konnte, hinzubringen. Da man mit niemanden in der Welt eher Bekanntſchaft machen und Freundſchaft und Umgang errichten kann, als mit den gutmüthigen, jovialiſchen und offnen Franzoſen, ſo war es auch ſehr leicht, Viele von der damaligen Landauer Garniſon näher kennen zu lernen.

Ich hatte noch immer allerley Vorurtheile gegen die franzöſiſchen Volontärs mitgebracht, wel-

ehe ich hier aber bald und gerne ablegte: denn ich fand diese Leute weit besser, als ich sie mir vorher gedacht hatte. Man weis ja, wie sauber man die französischen Ohnehosen (Sansculottes) und ihre Ohnehosenschaft (Sansculotterie) beschrieben hat, und hier und da noch beschreibt! Die von der französischen Nation organisirte Militz erschien überall wie ein Haufen roher Buben, der nicht besser wäre, als ein Haufen Lustgesindel und Zigeuner. Pfui der Lügen und der Schande! — Ich hatte zwar von den Volontärs nicht mehr so arge und kindische Vorstellungen, als Herr von Göchhausen und Consorten: ich dachte mir aber doch ganz andre Leute unter ihnen, als ich nachher wirklich fand.

Freilich waren sie nicht so nach der Schnur gezogen und geübt, wie die Preußen; sie marschierten nicht so nach und auf der Linie; sie konnten kein Minutenfeuer machen, und preßten sich nicht in ihre Röckchen ein, wie diese. Dagegen aber verstanden sie ihren Dienst hinlänglich und hatten, was allen unsern Lohnsoldaten fehlt, eine unbegränzte Anhänglichkeit für ihre Sache. Ich habe fast von allen gehört, daß sie wüßten, wofür sie kämpften, und daß ihnen der Proceß ihrer Nation lieber und theurer sey, als ihr Leben. Das einzige Wort: „Es lebe die Republik!“ ist bey den Volontärs allemal das Erste, und das Lezte; und alle ihre Gesinnungen

und Anstrengungen erhalten von dieser Haupt-Idee Leben und Feuer. Freyheit oder Tod ist ihre einzige und ewige Alternative.

Ich erkundigte mich sehr genau nach der Art, wie man diese meist sehr jungen Leute unter das Gewehr gebracht hatte, und fand, daß obgleich Mehrere auf den Befehl ihrer Vorgesezten mitmußten, doch die Allermeisten ganz freywillig zugelaufen waren. Ihren Begierde, dem Vaterlande zu dienen, konnten die abgeschmackten Beschreibungen und Mährchen nicht Einhalt thun, welche das Gesindel der Aristokraten in ganz Frankreich verbreitet hatte. Man hatte nämlich mit Fleiß ausgesprengt, daß der Feind so und so vielmal stärker wäre, als er wirklich war, und daß weder die Preußen noch die Oestreicher von Weichen wüßten, auch nicht von Pardon. —

Daß sie im Jahre 1792 aus Frankreich so eilig abzogen waren, schrieb man dem elenden Wetter und dem Mangel an Lebensmitteln allein zu: sonst würden die Preußen die Armee der Franken bey St. Menehould gänzlich zernichtet haben. Jezt aber — fuhren die Aristokraten fort — haben wir weiter nichts, als das allerschrecklichste Schicksal zu erwarten. Ludwig Capet ist hingerichtet, und die ganze Welt rüstet sich, seinen Tod zu rächen. Preußen und Oestreich, Holland und England,

Spanien und Sardinien, Rußland, und das ganze deutsche Reich, ja, alle andre Fürsten in ganz Europa, vielleicht auch gar der Großtürk fallen uns auf den Hals, und werden den Untergang unsrer ganzen Nation beschleunigen — sobald wir uns ihnen ferner widersetzen. Es ist aber den Großen von Europa blos darum zu thun, Ruhe und Wohlstand in Frankreich wieder herzustellen, und die Mörder des Königs zur Verantwortung und Strafe zu ziehen. Der Nationalkonvent sieht das ein, und weiß, daß er auf jeden Fall verlohren ist: und eben deswegen will er mit Gewalt, daß wir uns rüsten, und gegen den unbezwinglichen und fürchterlichen Feind ziehen sollen. Wenn wir dieß thun, so sind wir und der Konvent verlohren: thun wir es aber nicht, je nun, so muß der Konvent nachgeben, und wir — wir haben Frieden und Ruhe!

Das war der Inhalt aller aristokratischen Predigten in Frankreich im Jahre 1793. Aber die Idee von einer gesetzmäßigen Freyheit, und einer edlen Unabhängigkeit ohne das Joch einer willkührlichen Herrschaft oder Despotie war schon damals so tief in die Gemüther eingedrungen, daß bey dem Aufgebot im Herbste eben des Jahres, Alles zulief, so sehr, daß man endlich gar genöthigt war, recht sehr Viele wieder nach Hause zu schicken.

Dieser Umstand ist in mancher Rücksicht wichtig. Denn es giebt gewisse deutsche Politikaster, welche die Bereitwilligkeit der Franzosen, gegen den Feind zu dienen, dem Zwange und der Guillotine zuschreiben, und eben dieses Mordinstrument zur Quelle des Republikanismus in Frankreich angeben. Aber abgerechnet, daß nur ein Schildaischer oder Schirachisirender Politiker dafür halten kann, daß ein feines, großes Volk sich aus Furcht vor der Guillotine, von einer kleinen, sehr kleinen Anzahl Bürger, deren Autorität sich lediglich auf den Begriff von Wahl und Freyheit stützt, und nicht den geringsten herkömmlichen religiösen oder politischen Grund hat, bewegen lassen solle, seine Kinder den grausamsten, aufs äußerste erbitterten Feinden entgegen zu stellen, und dieß ganz gegen seine Neigung: dieses unsinnige, politische Geschwäz abgerechnet, so ist ja gewiß, daß bey dem Aufgebote von 1793 noch nicht die allergeringste Spur von Gewalt sichtbar war, geschweige denn, daß man denen, die nicht mitziehen wollten, mit der Guillotine gedroht hätte. Die jungen Franzosen waren ihrem Gesetze gehorsam, welches befiehlt, daß jeder Franzose gehalten ist, die Waffen zu ergreifen, wenn sein Vaterland leidet und es ihn dazu auffodert. Die aufgebotene Klasse ging auch ohne Murren. Woher sonst ihre Tapferkeit, ihre Siege!

Und wenn man ja noch an Zwang denken will, so überlege man nur, daß junge Mädchen — nicht Eine oder Zehne, denn die könnte man allenfalls ins Register der Närrinnen bringen, sondern mehrere Hunderte — sich erboten, mit ins Feld zu ziehen, daß Viele wirklich mitgezogen sind, und daß sie nachher, als es dem Frauenzimmer verboten wurde, Kriegsdienste zu leisten, ihr Geschlecht sehr sorgfältig verbargen, blos deswegen, damit sie der Ehre, für ihr Vaterland zu fechten, nicht beraubt werden mögten.

Hat man die Mädchen vielleicht auch mit der Guillotine bedroht? Das einfältige Gewäsche wäre überhaupt gar keiner Antwort werth, wenn nicht Männer, die doch für einsichtig gehalten werden wollen, Fratzen von der Art fleißig wiederholten, und dadurch der öffentlichen Meynung, so viel nämlich an ihnen ist, eine falsche Richtung beybrächten, und hiedurch den Krieg verlängern hälfen.

Und eben diese Männer sollten sich wirklich schämen, da sie doch wissen müssen, wenigstens wissen sollten, wenn ihr ganzes Studium nicht gerade so viel werth seyn soll, als eine taube Nuß, daß ehemals der bloße Republikanismus in Griechenland, zu Karthago, in der Schweiz, in Holland und in Amerika, die seltsamsten Wunder gethan hat. Weswegen lernen wir Geschichte? Vielleicht, daß

wir wissen mögen, quo anno ante Christum natum Minos Gesetze gegeben, und Miltiades die Perser geschlagen hat? Nein, wahrlich, wer mir nicht sagen kann, was die Gesetze des Minos bewirkt und was für Ursachen und Folgen die Siege des Miltiades gehabt haben, der mag meinetwegen auch vergessen, daß Minos und Miltiades je in der Welt waren.

Ich wenigstens habe sehr viele französische Soldaten gekannt, — ich ward, wie man dereinst sehen wird, selbst noch einer — und habe das an ihnen gefunden, was jene edlen Vertheidiger Griechenlands auch an sich hatten, nämlich warme Liebe zu ihrem Vaterlande, eine Liebe, die der Deutsche deswegen nicht kennt, weil er als Deutscher kein Vaterland mehr hat. Der Enthusiasmus für ein Phantom verraucht bald, aber der Enthusiasmus für ein wahres Gut dauert, so lange dieses Gut selbst dauert, und wird durch die Bemühungen derer, die uns das Gut entreißen wollen, nur noch mehr angefacht. Ein bestrittenes Gut, das uns interessirt, lernen wir eben durch das Bestreiten besser kennen und inniger lieben.

Man hatte mir die Subordination der Franzosen auf der häßlichsten Seite geschildert, und die Sansculottes als die undisciplinirtesten Truppen ausgeschrieen. Aber ich sah sehr oft das Gegentheil.

Die Kriegsgesetze der Franzosen, welche in einem kleinen Buche, Code militaire genannt, enthalten sind, sind so prosaisch und so kategorisch, als die Preußischen immer seyn können. Freilich steht nicht auf dem Titel: daß sie nur Unteroffiziere und gemeine Soldaten verbinden sollen: denn die französischen Kriegsgesetze gehen alle ihre Kriegsleute an, und werden — nach ihrem Gesetz der Gleichheit — ohne Ansehn der Person am Obristen wie am Gemeinen ausgeübt. Bey dem allem fodern die Gesetze ihres Code militaire die strengste Befolgung; und wer dawider sündiget, kann seine Strafe sich schon vorher selbst diktiren: denn Ausnahmen und Begnadigung, oder Rücksicht auf vorhergegangne schlechte oder gute Aufführung, oder sonstige Milderungsmittel finden durchaus nicht statt. Mit einem Worte, das Gesetz, und nur das Gesetz, ist die Disciplin der Französischen Krieger, und nicht der absolute, oft sehr eigensinnige Wille des Offiziers: und der Neufränkische Krieger gehorcht willig und ohne Murren.

Ich habe die Franzosen und die Preußen, und mehrere andre deutschen Soldaten sehen Dienste thun. Erstere verrichteten, was sie zu thun hatten, allemal mit Lust, und unterzogen sich dem beschwerlichsten Dienste, ohne nur zu klagen. Hingegen die deutschen Miethlinge oder Lohnsoldaten werden

gar leicht unzufrieden, und verwünschen den Tag, an dem sie zum Dienste gekommen sind, sobald sie nur von harten Strapatzen oder von Mangel gedrückt werden. Ganz Europa ist in Verwunderung und Erstaunen gerathen, als die so verächtlich gehaltenen Franzosen in den Jahren 1793, 94, 95 Dinge ausführten, wozu eine eiserne Disciplin, und ein unbezwinglicher, durch den heissesten Enthusiasmus angefeuerter Muth nöthig ist. Sollten wir es Leute thun können, welche die Disciplin verachten, und ohne Subordination in den Tag hineinleben?

Da der französische Soldat keinesweges von dem Eigensinne der Vorgesetzten abhängt, so giebt es auch da keine Offiziere, welche man nach der Bedeutung, die diese Worte bey den Deutschen haben, in gute und schlimme Offiziere eintheilen könnte. Der Franzose weis nicht, was ein Gifter, Giftmichel oder ein Männchen wie ein Braten ist. Denn Schimpfen und Schlagen sind bey ihnen unerhörte Dinge. Sündigt der Soldat, so kann ihn sein Vorgesezter strafen, aber nur in gewissen leichten Fällen. Zu schweren Fällen muß schon das Kriegsrecht oder die Cour martiale, der Volksrepräsentant, oder wohl gar das Tribunal militaire, wie eins zu Auxonne gewesen ist, entscheiden. Der Offizier hat hier nicht mehr

Recht, als der Gemeine: sein Zeugniß gilt gerade nicht mehr und nicht weniger, als die Aussage jedes andern Bürgers.

Die Strafen der Soldaten oder der Volontärs sind zwar weder Prügel noch Gassenlaufen, auch nicht andre hin und wieder übliche läppische Bestrafungen, ich meyne Eselreiten, Gewehre tragen, Pfahlstehen und dergleichen; sie sind aber doch strenge, und dem Verbrechen angemessen, als Arrest bey Wasser und Brod, oder Wegjagung mit Infamie oder Tod. Alle militärischen Verbrechen beziehen sich nur auf drey Punkte: auf Nachlässigkeit im Dienste, auf Verletzung der Subordination und auf Verrätherey. Dahin gehört auch die Desertion, ein Einverständniß mit dem Feinde und dergleichen. Alle andre Verbrechen z. B. Diebstahl, Duell, Schlägerey, Mord, Nothzüchtigung u. dgl. werden nach den gemeinen oder bürgerlichen Gesetzen geahndet.

Ich war recht gern in der Gesellschaft der Landauer Volontärs — Soldaten wollten sie nicht mehr heißen — und lernte alle Tage durch Erfahrung einsehen, daß sehr Viele in Deutschland eine unerträglich schiefe Idee von ihnen gefaßt haben. Ihre Gespräche betrafen fast immer politische Gegenstände, und wechselseitige Aufmunterung zur Tapferkeit und zur Vertheidigung des Vaterlands. So

ſehr ſie auch in ihren Meynungen über die innere Verfaſſung und Regierung Frankreichs, und über die Debatten und Faktionen des National-Convents von einander abwichen, ſo ſehr ſtimmten doch Alle darin überein, daß erſt das Vaterland gerettet werden müßte, und daß der kein ehrlicher Franzeſe ſey, der etwas anders wolle, als Freyheit, oder Tod.

Ich ſondirte ſie oft über ihre Gedanken von den deutſchen Soldaten, und fand, daß ſie ſich von uns keine ſo weggeworfne Vorſtellung machten, als ſehr Viele unter uns ſich von ihnen zu machen gewohnt ſind. Doch ſchloſſen ſie immer, wenn ſie etwas Gutes von uns geſagt hatten, damit, daß es Schade ſey, daß wir für Tyranney, und Deſpotismus ins Feld zögen, und für Menſchenrechte und Freyheit wenig Sinn zu haben ſchienen.

Ganz anders machten es in dieſer Rückſicht die erſten Emigrirten. Dieſe Meſſeigneurs und Meſſieurs ſprachen von den deutſchen Truppen ſo wegwerfend, daß ich mich wundere, wie es möglich geweſen iſt, daß man nur daran denken konnte, dieſen verächtlichen Haufen wieder zu ſeinen alten Rechten zu verhelfen. In Koblenz behaupteten Viele, und das ganz öffentlich, daß ihr Bouillé die ganze Armee der Alliirten kommandiren müßte; daß der Herzog von Braunſchweig ſich

nicht dazu schicke; daß es der Ehre des französischen Namens zuwider sey, wenn die Elite de la noblesse Françoise sich von einem pauvre diable de Prince Allemand sollte kommandiren lassen, und daß sie nicht unter einem Fürsten dienen würden, der niemals l'honneur d'approcher le roi de France gehabt hätte. —

Das Exerzieren lernt der eine Franzose von dem andern, ohne daß Schimpfen, Fluchen, Stoßen oder Stockprügel die Fehlenden noch mehr verwirren oder in Furcht setzen sollten. Die Nation hat ein Exerzierbüchelchen drucken lassen und an die sections Nationales vertheilet. *) Hier finden sie alles, was ihnen zu ihrer militärischen Belehrung dienen kann. Aengstliche Kleinigkeiten, die entweder zur bloßen Parade, oder zur taktischen Pedanterie gehören, aber im Kriege wegfallen, und nie etwas entscheiden, sind nicht darin. Es ist zum Erstaunen, wenn man in Frankreichs

*) Es heißt: Instruction concernant l'exercice, les manoeuvres et le service militaire de l'infanterie nationale Parisienne, ou méthode facile pour apprendre en peu de temps l'exercice et le commandement, sans le secours d'aucun maître. Quatrième édition, considérablement augmentée. A Paris, chez Gattiot, 1790. So hieß die Ausgabe, welche ich selber habe. Ohne Zweifel ist sie seit 1790 noch öfterer von neuem aufgelegt.

Städten und Dörfern junge Leute, ja, Kinder, haufenweise sich in der Soldateney üben sieht. Die öffentlichen Anstalten zur Anbildung junger Krieger, unter der Aufsicht von Invaliden zu Paris, sind berühmt und ermunternd.

Was der Patriotismus nicht ganz aufregt oder vollendet, das ersezt die Ehrbegierde, welche durch die jedesmalige öffentliche Bekanntmachung einer jeden patriotischen Handlung, zumal im Felde, angefeuert und unterhalten wird. Die Belohnung der Verstümmelten und Invaliden machet der Französischen Nation wahre Ehre, und den beweibten und bekinderten Soldaten einen Muth, wie ihn kein goldnes oder silbernes Verdienst-Zeichen bewirkt.

Ihre Feld- und Schlachtgesänge stimmen mit ihrem Republikanismus und dem Zwecke ihres Krieges treffend und eingreifend überein, und sind voller Kraft und Feuer, und beleben den Muth bis zum Enthusiasmus. Sie sind Producte ihrer besten und eindringendesten Dichter; und mit der Musik und Melodie dazu, von Meistern in der Kunst, verhält es sich eben so.

Um das Interesse ihrer Armeen an ihrem National-Proceß, durch Unkunde in dem jedesmaligen Gange desselben, nicht erkalten zu lassen, schickt ihnen die Regierung alle Nachrichten von

merkwürdigen Vorfällen, alle Verhandlungen und Dekrete jedesmal unentgeldlich zu. Auch hat fast jede Armee ihre Schriftsteller und Novellisten, welche die Begebenheiten des Tages aus den vielen Französischen Zeitungen, Journalen und Flugblättern zweckmäßig ausheben, und sie wöchentlich zur Unterhaltung und Belehrung der Kämpfer herausgeben. Zur Abwechselung fügen sie kleine moralische Aufsätze — über Schonung des Bürgers und Landmanns in feindlichen Landen — über humane Behandlung der besiegten oder sich ergebenden feindlichen Soldaten — über die Pflicht des Harrens und Duldens in harten Kämpfen mit der Natur, oder über die Pflicht der tapfern Vaterlandsliebe im Kampfe mit dem Feinde u. dgl. sehr oft hinzu: auch kommen Gedichte, Bitten und Warnungen der Generale, Belohnungen und Bestrafungen, nebst Anekdoten von edlen und tapfern Handlungen ihrer Kameraden bey ihrer und andern Armeen vor: und das alles erhalten die Bataillons ohne die mindeste Ausgabe.

Und diese psychologisch-politische Maschinerie ist der Schlüssel zu den Riesen-Thaten eines Volkes, das von so manchem deutschen Feder-Buben und Schwächling anfänglich gar arg und übertrieben beschimpft und verachtet ward, vor welchem

aber jezt Könige und Fürsten Respekt zu hegen, endlich theuer genug gelernt haben.

So viel ich weiß, liefere ich hier Manches, worüber unsere meisten deutschen Zeitungsschreiber und Schriftsteller bisher ein tiefes Stillschweigen zu beobachten, für gut fanden. Dieß Stillschweigen könnte der Glaubwürdigkeit meiner Nachrichten bey den Nachbetern aller derer Abbruch thun, welchen daran liegt, das tausendfache Gute, Vernünftige und Zweckmäßige der Franzosen zu vertuschen, und nur das Entgegengesezte mit recht grellen und schreyenden Farben ans Licht zu stellen, und dieß so darum, weil — im Lande der Pucklichten jeder gerade Mann die Pucklichen mehr in Absicht bringt. *) — Ich muß also meine cordaten Leser um Verzeihung bitten, wenn ich meine Nachrichten hier und da, wo ich — um der Incordaten willen, ich meyne die Unbeschnittenen an Herz und Kopf — es nöthig finde, mit Belegen unwidersprechlich erhärte.

---

*) Was für moralisirenden Einfluß der Nationalstolz — auch der stockblinde und stockdumme — bey ähnlichen Conjunkturen ehemalls äußere, lehrt Zimmermanns Meisterstück vom Nationalstolz.

Den ersten Beleg nehme ich aus dem Bulletin Nationale, N. 5. *) Hier nimmt der National-Convent die sechs Kinder des braven Richers, eines Kanoniers, der in der Vendee von den Rebellen gemordet war, im Namen der Republik auf, und befiehlt dem Wohlfahrts-Ausschuß, eine Pension anzugeben, welche man diesen Kindern und deren Mutter bewilligen könne. Zugleich erhält der Ausschuß des öffentlichen Unterrichts den Auftrag, in dem Auszuge aus den Jahrbüchern der Republik — der bekanntlich der Jugend in Frankreich als eine National-Moral in Beyspielen zum Unterrichte für die Nachahmung dient, — die Züge von Aufopferung und Civism aufzustellen, durch welche die lezten Augenblicke des Richers und dessen Sohns glänzend und rühmlich geworden wären. — Auch dieser Sohn, fügt das Dekret hinzu, ist in dem Vendee-Kriege ermordet, weil er dem Charette, der ihm das Leben schenken wollte, sobald er nur ausriefe: Es lebe der König! zur Antwort gab: Meinen Vater habt ihr ermordet, weil er die Republik ver-

*) Séance du troisième jour de la troisième décade du quatrième mois de l'an second de la République une et indivisible. Man sieht, daß dieß Weitschweifige daher rührt, daß man zu der Zeit mit dem neuen Kalender und den Namen der Monate noch nicht aufs Reine war.

theidigen half: ich werde den Glanz von einem so schönen Tode nicht verdunkeln: ich verabscheue alle Tyrannen, und bete an die Freyheit: Es lebe die Republik!

Den zweyten Beleg enthält der Argus révolutionnaire *) worin General Hoche, im 11ten Stück des II. Jahres der Republik, bekannt macht: daß der Bürger Adraste, Sergeant am zweyten Bataillon des 58ten Regiments, die Bataillonsfahne, welche er vor dem Feinde liegen sah, troz der Todesgefahr bey dem verdoppelten feindlichen Feuer, dennoch muthvoll gerettet habe — aber auch ehrenvoll von seinen Kameraden belohnt sey. Cet exemple, sezt Hoche hinzu, dans une armée républicaine doit trouver beaucoup d'imitateurs.

*) — de l'armée de la Moselle, rédigé par de vrais Sans - Culottes de l'armée républicaine. — Zum Motto hatte er: Frappons les préjugés, éclairons l'homme dont ils environnent le berceau, voilà le premier devoir des amis de la patrie et de la raison. Der Argus kam zu jener Zeit in Saarbrück heraus; und daher die vielen Provinzialismen, die man darin antrift. Auch kann die Eile und der Kriegeszustand Schuld mit daran gewesen seyn. Unterhaltend ist er übrigens auf alle Fälle — wenn man nicht abstrahirt.

Unter der Rubrik: Mention honorable in dem Second supplément au Bulletin — (Séance du 20me Nivole, Lit. R.) — wird an dem Bürger Payen eslgelobt, daß er dem Vaterlande einen Dukaten, einen Reichsthaler und sechs Livres geschenkt habe, als eine Beute vom Feinde.

In dem vorhin erwähnten Stücke des Argus sagt der Verfaßer: Das, was tröſten muß in der Gefangenschaft, iſt, daß die Republik das Eigenthum und die Familie aller derer in Schutz nimmt, welche den Posten der Ehre behaupten, oder für die Vertheidigung der Freyheit erliegen, oder im Dienste der braven Vertheidiger derselben zu Schaden kommen.

In eben demselben Blatte schreibt der Verfaſſer, unter der Aufschrift: Argus à ſes Camerades: „Argus vous le dit dans l'ouverture de ſon ame, mes Camarades, il y en a beaucoup parmi vous, qui ne ſont point Républicains, et qui ſons indignes du nom de Sans-culottes. *) — Hierauf fährt er fort: „Euer Brod hat man zu 25 Sous taxirt, und Ihr verkauft es zu 6 Livres. Daß man

*) Il faut, hat Bürger Gregoire in ſeinem Rapport ſur les inſcriptions des monuments publics, que tout ce, qui eſt beau, tout ce, qui eſt bon, entre dans la définition du Sans-culottisme.

es so wohlfeil taxirte, geschah zum Vortheil der Armeen. — Und die Armeen überall sind die nicht unsere Brüder? Sind sie es nicht, die Interesse für uns haben müssen? Sind sie nicht die Sans-Culetten, mit denen wir unser Brod zu theilen haben? Ist es nicht unsere Pflicht, jene zu Saarbrück zu trösten in der Dienstbarkeit, worin sie von den Reichen und von ihren kleinen Despoten gehalten werden?

Argus fodert seine Kameraden auf, diejenigen unter ihnen anzuzeigen, welche sich nicht betragen wie freye Menschen, und die nichts seyn können, als Aristokraten, oder schlechte Miethlinge, bestochen von der Aristokratie, um Unordnung anzustiften.

Der gute Soldat ist nicht der, welcher die Republik beschützt; auch nicht der, welcher den Lebensunterhalt den Armen verkümmert, oder plündert, oder es danach macht, daß man ihn einstecken muß. Der gute Soldat ist der, welcher strenge auf die Disciplin hält, welcher fest steht auf seinem Posten, und von nichts weiß, als daß er sich schlage für die Freyheit. Dieser nur wird Lorbeer davon tragen: dieser nur kann sich freuen des süßen Bewußtseyns, Gutes gethan zu haben; und er wird die Erkänntlichkeit der Republik verdienen."

Wer bewundert hier nicht den feinen Geiſt der miljtäriſchen Politik unter den Neufranken! — Feldprediger, hier iſt Stoff und Muſter für Euch! — Jetzt noch ein Beyſpiel von ihrer militäriſchen Poeſie!

Couplets à l'ordre du 2. Nivoſe dans l'armée de la Moſelle.

(Air: Du ſerin qui t'a fait envie.)

1.

Vous, ſur qui la France inſultée
Fonde ſon eſpoir et ſes voeux,
Guerriers François, brillante armée,
Volons enfin loin de ces lieux!
Les ennemis de la patrie
Oſeroient-ils donc nous braver?
Combattons l'ariſtocratie,
La détruire, c'eſt nous ſauver! — (bis.)

2.

L'Aquilon envain dans nos plaines
Souffle la neige et les glaçons:
Pour briſer d'indignes chaines
Que nous imporrent les ſaiſons.
Ne craignons pas que la victoire
S'arrête à l'aſpect des hivers:
„Tous les mois ſont bons pour la gloire,
„Et les lauriers ſont toujours verds. — (bis.)

3.

Guerriers! la mort eſt-elle à craindre
A qui combat pour ſes foyers?
Le héros ſe croit-il à plaindre,
Quand il tombe ſur ſes lauriers?
„Mourir c'eſt rendre à la Nature
„Un bien qu'elle nous a prêté,
„Et quand on meurt ſur ſon armure,
„C'eſt naître à l'immortalité' — (bis.)

Wie klug richtet ſich hier Argus nach der Jahreszeit! Er ſucht durch große, moraliſche Empfindungen gegen ſtarke, phyſiſche abzuhärten. Und nun das Ende vom Liede! „Sterben, ſagt er, iſt der Natur ein Gut zurückgeben, welches ſie uns geliehen hat; und wenn man auf ſeinen Waffen ſtirbt, das iſt gebohren werden zur Unſterblichkeit!" — So politiſch-leer, wie dies Lied iſt, ſind die wenigſten. Le Brun hat einige geliefert, welche Feuer und Flamme ſpeyen. Man kennt ſie in Deutſchland ſchon ziemlich.

Wenn daher auf dem zerſchoſſnen Schiffe, le Vengeur, die Mannſchaft an nichts weniger als an ihre Rettung denkt, wenn ſie unter dem anhaltenden Kanonendonner der Engländer, mit allgemeinem Jubelgeſchrey, dieſen noch einmal die volle Ladung giebt, allgemein vive la Nation

jauchzt, untersinkt, im Untersinken noch die Mastbäume erklettert, und unaufhörlich die Schlacht-Hymne zum Anfeuern ihrer übrigen sechtenden Brüder anstimmt, bis der Abgrund das Schiff und sie verschlingt; wenn zwölfhunderttausend Krieger vom Ruf der Freyheit aufgeboten und vereinigt, allen Gefahren Trez bieten, alle Hindernisse überwinden, voll ungestümen Muthes und voll Geduld gegen die Beschwerden des Hungers, des Durstes, der Nacktheit, der Witterung und der Jahreszeit ausdauern, durch Flüsse schwimmen, Städte im Sturm erobern, Festungen und mit Schnee und Eis bedeckte Berge erklimmen, über gefällter Brüder Haufen hinspringend und unerschrocken andringen, mit ihrem Bajonette alle Lagen-Verschanzungen- und Redouten-Vortheile des Feindes zernichten, durch kriegerischen Gesang und ermunternden gegenseitigen Zuspruch sich anfeuern, den Feind erschüttern, in Staunen setzen, dem Vaterlande ihr Leben entschlossen opfern, und sterbend auf dem Schlachtfelde die Republik noch mit dem letzten Hauche segnen; wenn alle auf Erholung und Winterquartier Verzicht thun, wenn der Enthusiasmus der Nation sogar Weiber haufenweise verkleidet ins Schlachtfeld eilen macht, wenn auch der Taglöhner zur Rettung des Vaterlandes das Seine gern und zuvorkommend hin-

giebt; kurz, wenn diese Heroen, *) dieß eine einzige Volk, von den fürchterlichsten Mächten Europens angegriffen, und von Verräthern so oft hintergangen, dennoch gegen sie alle, wie gegen Natur und Kunst siegreich dasteht: dann wissen wir jezt, wodurch! —

Um aber dieses näher zu wissen — denn von diesem Wissen hängen, in gar mancher Rücksicht, die Maaßregeln für Europens Ruhe in der Zukunft ab — will ich noch etwas anführen, was uns in den Stand setzen kann, das Verhältniß der Streitkräfte in Europa und deren Organisation richtig abzumessen, und dann vom Scheine aufs Wahre zurückkommen. Das Etwas, was ich meyne, ist die Einleitung zu der Description de quelques corps composant les armées Françoises. Hier heißt es:

„Die Energie, der Muth und die Ausdauer, womit die französischen Truppen einen Krieg füh-

*) „Was würde aus der Menschheit, wenn nicht von Zeit zu Zeit Heldengeister auftraten, um ihr einen neuen Schwung zu geben, ihr aufzuhelfen, sie zu erneuen! Gerade durch diese Heroen wird das Leben der Sittlichkeit immer wieder neugeboren. — Menschen, die ein innres Triumphsgefühl göttlich über ihr Zeitalter erhebt, sind das wahre, eigentliche Salz der Erde; und was ihr Beruf von ihnen fodert, halte ich nur wohlgethan, wenn auch Zeitgenossen und Nachwelt sie Tyrannen, Schwärmer, Bösewichter schelten. Ohne sie würde die Menschheit sinkend." So Jakobi im II. Th. des Woldemar S. 215.

ren, welcher noch kein Beyspiel in der Geschichte hat, müssen einen jeden, der gegen die Angelegenheiten dieser Unterwelt nicht völlig gleichgültig ist, nachdenken machen, und selbst die Neugier aller derer erregen, welche an demselben, wenn sich dieß voraussetzen ließe, nicht den mindesten Antheil nehmen könnten.

Wie viele Dinge hat man bis jezt, aufs Wort, als unentbehrlich für eine Armee gehalten, um dieselbe siegen zu machen, deren die französischen Heere seit vier *) Jahren entbehrt haben: und welche Heere haben je mehrere Lorbeere geerntet?

Die strenge Mannszucht, welche Friedrich, der Zweyte, bey seinen Truppen einführte, hat viele Nachahmer gemacht, und unzählige Anhänger gefunden. Getäuscht durch den Schein, meynte man, daß eine bis zum unmenschlichsten Zwang getriebene Strenge Automaten unüberwindlich oder sieghaft machen würde: aber man würde zu Friedrichs Zeit von seinen Fortschritten ganz anders geurtheilt haben, wenn man die Auflösung des Räthsels gewußt hätte **); und der gegenwärtige Krieg ist sehr geschickt, ein Vorurtheil zu vernichten, das allgemein aus jedem Soldaten ein Opfer

*) Jezt sieben.

**) Vielleicht Bestechung feindlicher Generale. Im innern Frankreich hält man sie für gewiß.

macht, welches den Stockschlägen einer ganzen Stufenreihe von Vorgesezten gewidmet ist.

Ueberall fodert man, daß die Armeen agiren sollen, aber überall ist der Soldat ein passives Geschopf, welches sich weder bewegen noch handeln kann. Im Schooße des Friedens und in Besatzungen gewöhnt man ihn, sich unter den Stock zu eniedrigen; und ist es Krieg, so verlangt man, daß er gegen das Schimpfliche einer Niederlage empfindlich sey, deren Schande nie auf ihn zurückfällt. Die Subordination lastet unaufhörlich auf den Soldaten: man gönnt ihm nicht einen Augenblick Erholung, nicht eine einzige Minute, wo die Schnellkraft seiner Seele sich wieder beleben könnte. *)

*) An Zeit dazu fehlt es dem meisten deutschen Soldaten nicht; aber zur Erholung gehört auch Geld. Der deutsche Soldat habe indeß auch Ursache, man behandle ihn auch schonend und nach Ehre: wird darum die Sache seines Fürsten zu seiner eignen werden? Wird er patriotisch-enthusiastisch kämpfen, wie der National-Franzose? Zumal wenn er Ausländer ist, oder nur militärisches Obrigkeit zu roh oder zu stumpf? Oder wenn er gar den Krieg seines Herrn nicht für gerecht hält, und ihn selbst für einen Usurpator oder Despoten? — Aber auch davon abgesehen, wird der, nach diesem Winke behandelte, Soldat, sobald er Ausländer oder von der Hefe des Volks ist, nicht Weichung, nicht stolz und insultirend gegen den Bürger und Landmann werden? — Ueberhaupt der jetzige Krieg hat, von Seiten der Franzosen, die bisherige militärische Organisation und Maschinerie so verrückt, daß man sich schon genöthigt sehen wird, andere Grundsätze zur Hand zu nehmen, wie überhaupt für jeden Krieg, in der Zukunft humaner oder moralischer zu verfahren.

Und doch verlangt man mit Menschen, welche so sehr herabgewürdiget sind, Truppen zu besiegen, die unter der Mannschaft, woraus sie bestehen, keinen andern Unterschied, als den der Verrichtungen, die ihnen übertragen sind, keine Mannszucht, als welche ihnen die Pflicht der Stufe, auf der sie stehen, und keine Unterwürfigkeit kennen, als welche ihnen das Gesetz und der Vortheil des Dienstes auflegt. Wenn man einen Menschen herabwürdiget, so wird man ihn nie dahin bringen, daß er große Dinge ausführe; aber wenn man ihm zeigt, daß er dieser Ehre würdig sey, dann wird man das Verlangen danach in ihm rege machen.

Die Menschen sind das, wozu man sie macht. Diejenigen, welche sich ihrer bedienen, müssen es verstehen, sie so zu bilden, wie sie seyn müssen, um das zu leisten, was man von ihnen verlangt. Man muß aber nicht erwarten, sie dahin zu bringen, daß sie Vorschläge, die ihnen keine vortheilhafte Aussicht für sie und die Ihrigen darbieten, wider Leute werden ausführen helfen, die sich eine Lebensweise verschafft haben, die sie gut finden, und bey der sie ein Recht zu haben glauben, sie gegen jeden zu vertheidigen, welcher als erklärter Feind sie ihnen streitig zu machen sucht.

Zwischen Fürsten ist der Krieg ein Hazardspiel, wobey der lezte Thaler entscheidet: zwischen einem

Fürſten und einer Nation iſt es der Löwe im Garne: die Maus iſt nur nicht immer gleich da, um die Maſchen zu zerfreſſen. Man vergißt es zuweilen, daß man nichts vermag, wenn man von der allgemeinen Einſtimmung, welche den Willen Aller nach einem und demſelben Ziele eilen macht, nicht unterſtützt wird. In dieſem Zuſtande des Irrthums handeln wollen, heißt, ſich Unfällen, oder höchſtens einem ſchnell vorübergehenden Erfolge ausſtellen. Dieß beweißt die Erfahrung aller Zeiten. Fürſten errichten Heere: aber welche Anſtrengung und Koſten verurſacht ihnen dieſes! Wie viel verſchiedene Triebwerke müſſen ſie anbringen, wie viel verſchiedene Plane überdenken, um nur eine einzige elende Legion auszuheben! Auf wie vielerlei Privatintereſſe müſſen ſie ſchonende Rückſicht nehmen, indem ſie die Rekruten ausheben! Wie viel Zeit verläuft, ehe dieſe Neugeworbenen im Felde erſcheinen können! Das Uebel iſt nicht groß, wenn es ein Fürſt iſt, gegen den man Krieg führt: führt man ihn aber gegen eine Nation, ſo ſteht dieſe auf und marſchirt: und es iſt leicht einzuſehen, auf weſſen Seite der Vortheil ſeyn werde. Es iſt wahr: eine Nation, welche auf dieſe Weiſe ſich erhebt, hat nicht den einnehmenden Anblick, den ein gedientes Regiment giebt, wenn es in Parade geordnet ſteht, wo alle Soldaten wie in Einem Tiegel

geschmolzen und in Einer Forme gegossen scheinen.

Diese strenge Einförmigkeit überrascht gewiß, sie ist aber, wie man jezt sieht, zum Siege nicht unumgänglich nöthig. Die Nationalgarden, wenn sie gleich unregelmäßig gekleidet sind, sind nicht minder tapfere Truppen, als die Linientruppen, bey welchen jene Regelmäßigkeit genauer beobachtet wird. Von gleichem Geiste beseelt, fechten diese verschiedene Truppen mit gleicher Tapferkeit, trotzen dem Tode mit gleichem Muthe, und ertragen gleiche Arbeiten und gleiche Beschwerlichkeiten — der Eine, wie der Andere. —

Es ist nicht leicht, von den Nationalgarden eine richtige Beschreibung zu machen, oder dieselben unter eine gewisse Klasse zu bringen. Man kann aber versichert seyn, daß sie sich gut schlagen, wenn auch unter ihnen sich solche finden, die blos mit einem Wamms, und Kamisol, einem Leinwandkittel, oder einem Anzuge von allerhand Farben — bekleidet sind." —

Was diese Einleitung zum weitern Entwickeln, Vergleichen und Entscheiden alles enthalte, wird der aufmerksame Leser, zumal vom militärischen Fache, ohne mein Erinnern selbst leicht bemerken. Dilettantische Leser, welche die Benennung, Abtheilung, Kleidung, Bewaffnung und Verrichtung

des Neufränkischen Militärs gern näher kennen mögten, finden sie in dieser Schrift ziemlich ausführlich, wenn gleich seit 1794 Manches auch abgeändert ist. Ich kann mich nicht weiter darauf einlassen.

Das frohe muntere Wesen des französischen Militärs ist zum Erstaunen. Außer dem Dienste sind sie fast immer guter Dinge. Mittheilend sind sie recht brüderlich; und die vielen Freywilligen von reicher Abkunft, die sich selbst beköstigen, helfen den Minderbegüterten überall durch. Wo ihrer 6, 8, 10 oder Mehrere einquartiert sind, da ist der Wirth für seinen Haustisch meist geborgen. Sie geben ihre Portionen alle zum Zukochen hin; und so mäßig und genügsam sie bey Tische gewöhnlich sind, erhält der Wirth das Uebrige, oder er und die Seinen müssen es gleich mitverzehren helfen. Und schon dieß macht, daß die gemeinen Leute die Franzosen fast überall lieber sehen, als die Truppen der stark-appetitischen Deutschen.

Seit ihrem Aufenthalte in den Rheingegenden findet man jezt, auf ihren Betrieb, beynahe in jeder Schenke ein Billiard, Klavier u. dgl. So eifrig sie aber in irgend einem Spiele, oder sonstiger Unterhaltung zum Erholen begriffen seyn mögen, so schnell liegt und steht auch alles, sobald nur ein Trommelschlag sie auffodert. Sie scheinen schon ganz dazu gewöhnt zu seyn, mit eben der

heitern Hurtigkeit ſich zum Schlagen anzuſchicken, womit ſie ſich zum Spielen anſchicken. Wer das alles ſo ſelbſt mitanſieht, und vorher dem Militärweſen anderer Truppen auch zugeſehen hat, kann ſich vor Erſtaunen in dieſe ſeltſamen Menſchen anfänglich gar nicht finden. Aber mit ſolchen Menſchen ſtürmt man die Hölle! — Doch es iſt Zeit, daß ich einlenke.

Siebentes Kapitel.

Fortſetzung meiner Geſchichte zu London. Beſchreibung der Klubs oder der Volksgeſellſchaften in Frankreich.

Daß es in der ganzen Welt gute Menſchen giebt, iſt ein ſehr tröſtlicher Gedanke, vorzüglich für den, der des Beyſtandes guter Menſchen bedarf, und wie Viele ſind wohl, die dieſes Beyſtandes nicht bedürften! Ich habe die Wahrheit dieſes Satzes ſehr oft erfahren, und durchaus mehr rechtſchaffene, und gute Menſchen gefunden, als ſchlechte. Aber um Andre gut zu finden, muß man, wie Hr. Bispink ſagt, erſt ſelbſt gut ſeyn. Bey kaltem Blute und ruhiger Ueberlegung, wozu ich aber, ich muß es geſtehen, nur ſehr ſelten aufgelegt bin, finde ich, daß der Menſch immer Menſch d. i. nicht ganz gut,

aber doch mehr gut als schlecht ist. In Stunden, wo ich mit meiner Lage ganz zufrieden bin, welche aber auch nur höchst selten bey mir eintreten, sehe ich alle erschaffne Wesen für gut, für unverbesserlich an; aber im Paroxismus des Unmuths scheint mir die ganze Welt eine Hölle zu seyn. Vielleicht geht das meinen Lesern auch so!

In Landau machte ich mit einem jungen muntern Manne Bekanntschaft, welcher Korporal bey den Stadtkanonierern war. Er war ein Sohn des Büchsenmachers Brion, der in Paris gebohren, sich aber in Landau verheurathet hatte, und da zur Zeit der Revolution die Oberaufsicht über die dasigen Zeughäuser bekommen hatte. Der junge Mann führte mich in seine Familie ein, und da fand ich lauter Leute, welche mir baß behagten. Bürger Brion der ältere war ein trefflicher Mann, ein angesehner und reicher Bürger, und ein heller Kopf, der sogar sich, ohne studiert zu haben, mit der Litteratur abgegeben hatte. Er war ehemals der Liebling des humanen Pfalzgrafen Maximilian von Zweybrücken. Seine Frau war eine gute lustige Frau, welche sich gern mit mir abgab, und gern von meinen Begebenheiten erzählen hörte. Die Tochter dieser Leute, ein hübsches Mädchen von 19 Jahren, war allemal froh, wenn ich kam, denn ich tischte dann und wann allerhand Histörchen auf.

Brion fand deswegen Geschmack an mir, weil ich, wie er sagte, die Revolution in Frankreich aus dem rechten Gesichtspunkte ansähe, und nicht in den Tag hinein räsonnirte. Er hatte sich viele hieher gehörige Schriften angekauft, welche er mir mittheilte, und woraus ich Vieles lernte. Unter andern besaß er die in sechs starken Bänden zu Strasburg herausgekommene Geschichte der Neufränkischen Freyheit, welche alle Dekrete der Assemblée nationale und alle Begebenheiten bis zum 22ten September 1792 enthält, und zur genauen Kenntniß der damaligen Begebenheiten unumgänglich nöthig ist. Es wundert mich, daß ich dieses Werk noch nicht in Deutschland gesehen habe: es klärt immer weit mehr und richtiger auf, als die schiefen Nachrichten des Hn. Girtanners.

Mit Vergnügen las ich auch die Wochenschrift, welche der unglückliche Eulogius Schneider, von welchem ich weiter unten mehr sagen werde, unter dem Titel Argos herausgegeben hatte, und wovon Brion etwan 20 Stück besitzen mogte. Dieser Argos ist lesenswerth; aber gewiß für Aristokraten unverdaulich. *) Schneider hat das ganze Wesen der Grundsätze des ächten Republi-

*) Man muß diesen Argos mit dem obigen Argus nicht verwechseln.

kenißmus darin auseinander gesezt, aber eben deswegen iſt er ein neuer Beweis geworden, daß man recht gut denken, und dennoch recht ſchlecht handeln könne.

Dieſe und andere Schriften von eben der Art gaben den Stoff zu meiner Unterhaltung mit Brion her; und unſere gewöhnlichen Geſpräche waren, wie auch der Zeit-Lon ſie angab, politiſchen Inhalts. Man kann dieß ſchon abnehmen aus unſerem Geſpräche über das Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig, welches im vorigen Bande S. 23. u. ff. angeführt iſt. *)

*) Brion lebt noch, und meine Lebensgeſchichte iſt in ſeinen Händen. Ich will an dem erwähnten Geſpräche nur das Mindeſte erinnern: ſo wäre ich ihm auf, dieß öffentlich zu rügen. So gewiß bin ich, daß auch kein Wort darin erdichtet iſt. Brion wird vielmehr zu wenig als zuviel wiederholet finden; aber Brion beſcheidet ſich, daß ich nicht mehr bey ihm in Landau bin. Dieß wollte ſich der Leipziger Hr. Recenſent vom III. Bande meiner Lebensgeſchichte nur ſo nebenher bemerken, wegen des ſo etwas inſinuirenden Winkelzugs über eben dieß Geſpräch, im 94ſten Stück der Neuen Leipziger gelehrten Anzeigen vom J. 1796, S. 800. — S. 803. ſagt er: „Wenn alle Anekdoten den Gehalt haben, den eine von Leipzig, S. 477. erzählte (hat) — nicht S. 477, ſondern 475 u. 476 — ſo verliert die Zuverläſſigkeit der Nachrichten des Verfaſſers ſehr.“ — Sonderbar! Dieſe Anekdote über den Kurfürſten von Köln war ganz eine Nebenſache, in einer Anmerkung unten, und trug ihren Kredit gleich an ſich, durch das eingeſchobene — wie man in Halle jezt erzählt. Alſo — Relata referebam, und dieß nach der Relation dreyer nicht unbedeutender Herren aus Leipzig, die ich im Gaſthofe

Ich ſtrug noch immer meine preuſſiſche Uniform. Brion gab mir einen dunkelblauen Rock, und eine rothe ſcharlachne Weſte: dazu kaufte ich mir lederne gelbe Beinkleider, neue Schuhe, und einen eckigen Hut, und ſahe nun, indem ich auch die Kokarde trug, aus, wie ein Citoyen François. Ich wollte, da ich noch Geld hatte, dem braven Manne wenigſtens vier Laubthaler geben — der Rock war noch ganz neu — aber er nahm auch keinen Heller.

Durch eben dieſen Brion kam ich noch in Bekanntſchaft mit mehr andern Bürgern, welche

---

noch immer verehre, als Mann von Kopf und Herz. — Dann ſah auch der Inhalt der Anekdote dem feinen und lauigen Maximilian nicht ungleich, noch weniger der Wahrheit der Geſchichte überhaupt. — Bey kaltet, unbefangener Ueberlegung wird der Herr Recenſent ſich denn doch wohl beſcheiden, daß er hier offenbar zuviel anwinkte, indem er von der Beſchaffenheit einer Nebenſache auf die Beſchaffenheit einer Hauptſache rathete. Für die Wahrheit meiner Hauptberichte ſind Zeugen genug da, und noch am Leben, wenn auch der Gang der Sache für ſie nicht ſchon ſpräche; und für meine Wahrhaftigkeit kann ich freilich nicht unbedingten Glauben fodern, und überlaſſe das Urtheil darüber ſehr gern meinen Leſern, zum voraus verſichert, daß ſie, wie die Augenzeugen meiner Erzählungen, finden werden: — ich erzähle eher zu wenig, als zuviel. — Es könnte leicht ſeyn, daß kompetente Richter, die den Gegenſtand meiner Erzählungen und mich genauer kennen, das vielleicht in den Urtheilen des Recenſenten fänden, was er an meinen vorgiebt gefunden zu haben — eine Härte in gewiſſen Ausdrücken, wie er meine freymüthigen, aber Thatſachen angemeſſenen, Urtheile zu benennen beliebt hat. Doch vielleicht zu einer andern Zeit mehr davon, jedoch mit dem Summa cunque!

Briens Freunde waren, und gerade dachten wie er. Besonders war ein gewisser Kaufmann Delisle darunter, ein genauer Kenner Republikaner, so wie der Stadtrichter Mehrmann. Delisle versicherte, daß er an dem Tage, wo die Preußen nach Landau kommen würden, erst sein Haus in Brand stecken, und dann sich erschießen wolle. Eben dieses betheuerte nebst Andern auch der Apotheker Hoffmann, dessen Sohn ehedem in Halle Theologie studiert hatte.

Brien nahm mich einigemal mit in den Klubb, oder in die Société populaire, welche damals in Landau noch jedem offen stand. Von diesen französischen Klubbs muß ich meine Leser etwas umständlich unterhalten: denn das ist nothwendig, um von der Lage der Dinge in Frankreich, und ihrer Veränderung richtig urtheilen zu können: und wenn ich Sachen von Wichtigkeit die ich genau habe kennen lernen, nicht auch genau erklären wollte, wozu sollte dann mein Buch dienen? dann wäre es ja nicht mehr werth, als irgend ein schaler Roman, z. B. das Heimweh von Stilling.

Bey dem Anfange der Revolution gab es gleich durch ganz Frankreich viele Anhänger des neuen Systems, aber es gab auch Viele, welche den treuen Freunden dieses neuen Systems Angst

und bange machten. Sogar die Herren Geistliche predigten öffentlich, daß das Ding keinen Bestand haben würde, und die Herren Freunde der cy-devant-Herren verkündigten den nahen Ausbruch einer Gegenrevolution, welche dem ganzen Wesen ein Ende machen würde. Die National-Versammlung war selbst getheilt, und die redlichen Anhänger des neuen Systems sahen ein, daß alle Bemühungen, dem Staate eine bessere Form zu geben, fruchtlos seyn würden, wenn die öffentliche Meynung sich nicht bestimmt zeigte, um daraus abzunehmen, was man von der Nation erwarten könne. Sie autorisirte daher im Jahr 1790 die Volksversammlungen, das heißt: sie erlaubte und ermahnte sogar, daß diejenigen, welche zum Besten des Vaterlandes berathschlagen wollten, an bestimmten Tagen zusammenkommen, und einander ihre Gedanken mittheilen mögten, welche dann, wenn sie wichtig genug wären, allemal sollten in Betrachtung gezogen werden, wenn man sie der Versammlung zu Paris selbst vorlegen würde. Diese Konventikel hießen gleich anfangs Societés populaires, oder auf Englisch-Deutsch — Klubbs. Sie waren völlig frey, und jeder konnte Antheil daran nehmen, sogar Fremde und Ausländer. Damit aber eine Ordnung darin erhalten würde, wählten die ordentlichen Mitglieder derselben, d. i.

diejenigen, welche ihre Namen in das Buch der Societät hatten eintragen lassen, alle Monate einen Vorsteher. Dieser Vorsteher mußte bey jedesmaliger Zusammenkunft die Berichte von Allem abstatten, was in dem ganzen Reiche vorgefallen war, und besonders mußte er die neuen Gesetze und Verordnungen erklären, und seine Meynung darüber sagen. Ohne seine Erlaubniß durfte niemand im Klubb reden; wer aber reden wollte, forderte das Wort, und er mußte es ihm gestatten.

In dieser Volksversammlung liegt der wahre Keim des Republikanismus, welcher sich in ganz Frankreich so schnell verbreitet hat. Die Ehrbegierde der Präsidenten spornte sie an, sich mit der Lage der Dinge, und besonders mit dem Unterschiede des Despotismus und der Freyheit bekannt zu machen, und die Neugierde trieb Jung und Alt in die Versammlungen, um sich da erzählen und belehren zu lassen. So voll der Saal in Landau auch beständig war, so war doch alles äußerst still: Alles war auf das, was der jedesmalige Redner vorbrachte, erpicht: sogar die Frauenzimmer hörten in aller Stille zu, wenn sie gleich sonst, auch bey den rührendsten Auftritten in der Emilia Galotti oder in Romeo und Julie kaum eine Minute schweigen können.

Die pfiffigern Aristokraten fanden gar bald, daß diese Société populaires endlich einmal das Grab des Königthums werden mögten, und sezten sich dawider: aber die Assemblée nationale unterstüzte sie mit allem Ansehn und Nachdruck. Zu Mâcon, einem Städtchen nicht gar weit von Lyon, hatte ein Bürger im Klubb gesagt, daß man dem Könige die Gewalt nehmen müßte, die Verordnungen der Nation zu sanktionniren: die Nation könne allein Gesetze machen, und dazu werde die Sanktion des Oberbeamten derselben, oder des Königs gar nicht erfodert. — Der Maire der Stadt, ein steifer Aristokrat, vernahm dieses, und verbot für fernerhin die Zusammenkunft: Aber die Klubbisten versammelten sich dennoch. Da ergrimmte der Maire, und er und andere Aristokraten entschlossen sich, die Versammlung mit Gewalt zu stöhren. Er bewaffnete also seinen Anhang, und drang in den Saal der Societät ein. Es floß Blut von beyden Seiten, und mehr als 30 Bürger mußten ihren Geist in diesem Bürgerspektakel aufgeben; selbst der Maire wurde todtgeschlagen. Aehnliche Vorfälle hat es in Frankreich mehr gegeben und selbst die schrecklichen Auftritte in Avignon, von denen ich weiterhin reden werde, haben unter andern ihren Grund in der Stöhrung der Volkssocietäten.

Pfeilschnell verbreiteten sich die bessern Grundsätze von Freyheit von einem Ende des Reichs bis zum andern, und fanden überall Beyfall. Auch religiöse Gespräche wurden in solchen Gesellschaften verhandelt, und ich selbst habe den Pfarrer Ackermann in Landau einst eine ganz herrliche Rede halten hören über die Gewalt des Papstes. Er bewies auf die allersaßlichste Art, daß der Bischof zu Rom weiter nichts sey, als — Bischof zu Rom, und daß es eine große Thorheit sey, einem Bischof zu Rom, als Lehrer, die ganze Christenheit zu überlassen, weil doch der Papst nicht im Stande sey, jeden Christen zu unterrichten. Eine noch ärgere Narrheit aber sey es, ihn zum Herrn der ganzen Christenheit zu machen.

Die Societäten verbanden sich nach und nach unter sich selbst z. B. die Société zu Lyon schrieb nach Vienne, nach Challons, nach Châlons, nach Mâcon u. s. w. theilte den dortigen Sociétés ihre Meynungen mit, und diese ließen die zu Lyon — ihre Gedanken wieder wißen. So formirte sich der Gemeinsinn und die brüderliche Einigkeit unter allen Franzosen. Sie wurden mit einander genauer bekannt, und suchten es einander in Patriotismus zuvor zu thun.

Die National-Versammlung begünstigte diese Societäten nach allen Kräften: denn sie sah den

handgreiflichen Vortheil, welchen sie stifteten. Daher schrieb die Assemblée nationale hin und wieder an die Klubbs und nahm ihre Briefe mit Beyfall auf; ja, man erlaubte den Abgesandten dieser Gesellschaften, in der Assemblee aufzutreten, und von den Gesinnungen ihrer Mitbürger Bericht zu erstatten. Viele dieser Reden sind in den Zeitungen und Bulletins gedruckt worden, und manche davon sind, ihrer Naivetät wegen, des Aufbewahrens würdig.

Ludwig XVI. oder vielmehr sein unsinniger, aristokratischer Anhang merkte bald, daß er keine grössern Feinde hatte, als eben die in den 1000 und 1000 Klubbs befindlichen Patrioten. Um sie zu stören, sollte ein Gesetz gemacht werden, vermöge dessen die Klubbs sich monatlich nur einmal, und zwar unter der Aufsicht eines commissaire royal versammeln sollten; und wo ein solcher commissaire royal nicht existirte, sollten auch keine Klubbs weiter gehalten werden. Hätte Antoinettens Faktion dieses durchsetzen können, so wäre die fränkische Freyheit auf einmal gescheitert. Aber die Göttin Eleutheria wachte, und das schändliche Beginnen, der Nation ihre Freyheit zu rauben, laut ihre Meynung zu sagen, ging zu Grunde.

Die commissaires royaux waren Königliche Kreaturen: der König ernannte sie allemal selbst, und sie waren eben darum da, um das Interesse dessel-

ben zu unterſtützen. Und nun dieſe — ſollten die Volksſocietäten dirigiren! Sie maaßten ſich dieſes Recht hin und wieder auch an. Sogar in Landau ſelbſt, und in Weißenburg hatte der Maire wegen des Klubbs einen ſo hitzigen Streit mit dem Königs-Kommiſſar, daß dieſer den Maire gegen alles Recht gefangen nehmen ließ, aber dabey ſelbſt in Gefahr gerieth, vom Volke auf der Straße ermordet zu werden.

Mir fällt hier ein Zug ein von der Impertinenz dieſer ſogenannten Commiſſaires royaux, welchen ich nicht übergehen mag, wegen des Beweiſes, daß Despotie immer bleibt, was ſie einmal iſt. Die Kommiſſärs waren, wie ſichs verſteht, lauter geborne Franzmänner, und lauter Adliche. Freilich hatten die Diſtrikte im Elſas und in Deutſchlotharingen ganz billig gefodert, daß man ihnen Deutſche Kommiſſäre geben mögte. Allein da dem Könige das Recht ausſchließlich zuſtand, dieſe Leute zu ernennen, ſo ſchickte er, wie natürlich, Franzoſen. Da nun die Franzoſen nicht deutſch konnten, ſo würden ſie im Elſaß, ſowohl auf den Gerichtsſtuben, als in den Klubbs, die ſie doch dirigiren ſollten nicht verſtanden worden ſeyn, und überhaupt eine traurige Figur geſpielt haben. Die Kommiſſäre foderten daher, daß man alles auf Franzöſiſch verhandeln und in den Klubbs nie anders als

Französisch reden sollte. Das hieß nun mit einem Worte: dem Kommissär im Klubb Alles unterwerfen: denn da verstand der Zehnte kein Wort französisch.

Man darf sich nämlich nicht einbilden, als sey die französische Sprache im Elsaß und in dem deutschen Theil von Lothringen sehr gemein: auf den Dörfern versteht fast Niemand ein Wort davon. Alle Beamten, die dieser Sprache unkundig waren, sollten demnach entfernet, und Sprachkundige an ihre Stellen gesezt werden u. s. w. Rühl, welcher damals — das Unwesen fiel im Jahr 1791 vor — großes Ansehen im Elsaß und in Paris schon hatte, stellte der National-Versammlung das Ding von der rechten Seite vor, und diese beschloß, daß künftig die gewöhnliche Landessprache, also im Elsaß die Deutsche, bey Gerichtssachen gebraucht werden sollte, und daß in den Klubbs daselbst auch Deutsch gesprochen werden dürfte: wollten die Kommissäre Theil daran nehmen, so mögten sie erst selbst Deutsch lernen. —

Indessen wurden die Volkssocietäten von Tag zu Tag angesehner, und schon schien der nicht mehr ein recht guter Bürger zu seyn, der nicht dazu gehörte, oder seinen Namen nicht einschreiben ließ. Da aber eben diese Societäten es sich gleichsam zur Regel machten, das Ansehn der Assemblé

ven der antiroyalistischen Partey — man weiß, daß damals zwey Faktionen in der National-Versammlung waren — aus allen Kräften zu unterstützen: so war es natürlich, daß man von nun an keinen mehr einnahm, der nicht für einen braven Patrioten d. i. für einen Gönner und Freund der neuen Einrichtung bekannt war. Jede Societät formirte sich also aus eigner Autorität Gesetze, welche alle diejenigen, die eintreten wollten, zu befolgen versprechen mußten. Die Societäten wurden dadurch engere Verbindungen, und wer sich dazu bekannte, unterzog sich der Vertheidigung aller Einrichtungen der Assemblée nationale.

Die Royalisten stifteten gegenseitig jezt auch Volkssocietäten. Da nämlich kein Gesetz da war, welches nur eine einzige Societät in einem Distrikt, in einer Stadt oder in einem Dorfe erlaubt oder vorgeschrieben gehabt hätte, so konnten sich außer der schon errichteten Gesellschaft noch andere hervorthun. Im Jahre 1792 und 1793 gab es der royalistisch-gesinnten Gesellschaften mehrere, besonders in Marseille, Toulon, Lyon und Nantes, wie überhaupt in Städten, deren Hauptbewohner sich mit der Fabricirung oder mit dem Verhandeln der Waaren für den Luxus der Großen und des Adels abgaben, und folglich ihr kaufmännisches Interesse dem edlern National-In-

tereſſe vorzogen. Hier, wie in dem ganzen Departement de la Vendée, als dem Hauptſitze der pfäffiſchen Dummheit und Entmannung, wurden durch die antirepublikaniſchen Geſellſchaften die ächten republikaniſchen lange gänzlich unterdrückt und vernichtet. Freilich bekannten ſich die königlichgeſinnten Geſellſchaften nicht öffentlich zur Aufrechthaltung des Deſpotismus, und der päpſtlichen Kircherey: ſie ſagten blos, daß ſie Ordnung und Ruhe erhalten, und einer gänzlichen Anarchie entgegen arbeiten wollten: im Grunde aber arbeiteten ſie gegen die Dekrete der National-Verſammlung wirklich.

Die Emigrirten, welche im Jahre 1791 ſich auf den Gränzen von Frankreich ſo zahlreich verbreitet hatten, unterhielten mit dieſen königlichgeſinnten Geſellſchaften immer einen Briefwechſel, und ermunterten die, wie ſie ſagten, redlichgeſinnten Franzoſen, doch ja das Unthier der Anarchie — ſie meynten aber die National-Verſammlung — nieder zu ſtoßen, und die Geſetzmäßigkeit d. i. das Königthum oder vielmehr den alten Deſpotismus, wieder herzuſtellen. In den Jahren 1793 und 1794 ſind ſehr viele hingerichtet worden, bey denen man Briefe von der Art gefunden hat.

Da endlich so viele Faktionen in Frankreich herrschten: so war es wirklich das Werk eines festen Patriotismus, der doch noch den bessern Theil der Nation beseelte, daß nicht Alles zu Grunde gieng, zumal, als die auswärtigen Feinde mit auftraten. Ein kräftiges Mittel, ob es gleich ein kaustisches Mittel war, war die Surveillance, woraus der Jakobinismus und Terrorismus, und Robespierre's Tyranney entsprungen ist.

Achtes Kapitel.

Surveillance. Ursprung und Macht des Jakobinismus.

Es gehört zwar nicht eigentlich in meine Biographie, daß ich meinen Lesern über Dinge, wie die sind, von denen das gegenwärtige Kapitel handeln soll, Unterricht gebe: allein ich will auch meine Leser von meinen Schicksalen nicht allein unterhalten: der Hauptzweck meiner Schreiberey ist, daß ich ihnen die Erfahrungen und Bemerkungen, die ich in Frankreich gemacht habe, mittheile; und dahin gehören Belehrungen von dieser Art zuerst.

Der Wetteifer der Volkssocietäten und der Königlichgesinnten hat in Frankreich die Surveillance gestiftet. Man versteht unter surveillance oder Wachsamkeit, oder Aufsicht, die Gewalt oder das Recht eines jeden französischen Bürgers, auf Alles Acht zu haben, was dem Wohl des Staates zuwider ist.

In Paris war die vornehmste Volks-Gesellschaft, und sie wurde, weil sie ihre Zusammenkünfte aux Jacobins, oder in dem ehemaligen Kloster der Jakobinermonche hielt, Jakobiner-Klubb (Assemblée des Jacobins, auch Jacobins schlichtweg) genannt. In diese Gesellschaft traten gleich anfangs lauter warme Patrioten, und machten durch ihre thätige Bearbeitung und Verbreitung des Republikanismus beynahe mehr Aufsehen, als selbst die National-Versammlung, deren viele Glieder an dem Jakobiner-Klubb Theil nahmen. Ihr Hauptgrundsatz war: Renoncer à la liberté, c'est renoncer à la qualité d'homme, aux droits de l'humanité, même à ses devoirs *).

Die National-Versammlung war gleich bey ihrer Entstehung ein gelähmter oder paralytischer

*) Rousseau du contrat social, chap. IV. pag. 19. nach der neuen, niedlichen und sehr wohlfeilen Ausgabe des Gerhard Fleischer, 1796.

Körper, ohne Geist und ohne Leben. Hundert Faktionen entzweyten die Mitglieder, und der König oder sein Anhang, arbeiteten dem Interesse des Volks, und der Freyheit, welches doch die Gegenstände der Assemblée und ihrer Verrichtungen waren, wenigstens seyn sollten, beständig entgegen. Die ehrlichen, oder wenn man anders will, die für das Volk redlich gesinnten Glieder der Versammlung, so wie viele andre Verfechter der Freyheit sahen endlich ein, daß sie durch die Assemblée unmöglich erhalten, geschützt und befördert werden könnte, und suchten eben darum das Heil des Volkes in den Volksgesellschaften allein: das Volk sollte und mußte, wie die Erfahrung zeigte, sich durch Gemeinsinn und thätiges Mitwirken selbst retten.

Eine Menge kleiner Schriften, welche im Jahr 1792 noch vor dem fürchterlichen roten August in Frankreich erschienen, und an allen Ecken und Enden zerstreut wurden, belehrten das Volk, daß es in seiner Assemblée nationale kein Heil zu suchen habe, und daß die Constitution geändert werden müsse, weil es unmöglich sey, daß das Volk unter einem Könige frey sey oder werde. Soweit hatte es der starre und verkehrte Anhang des Königs gebracht!

Von dieser Zeit an behaupteten die Jakobiner öffentlich, daß man keinen König mehr haben

müſſe: und ein Feind der königlichen Herrſchaft hieß von da an — Jakobiner.

Die Sociétés populaires im ganzen Reiche, d. i. die ächten Logen der Freyheit, machten jezt gemeinſchaftliche Sache mit den Jakobinern zu Paris, und nahmen Alle, dieſelben Geſinnungen an. Endlich kam der ſchreckliche Tag, der 10te Auguſt 1792, wo das Königthum geſtürzt, und endlich am 22ten September die Republik errichtet wurde. Die gräßlichen Scenen, welche überall dabey vorfielen, waren zum Theil in dem Plan der Jakobiner, einmal, um die Hauptfeinde der National-Rettung wegzuſchaffen, und dann, um Andere von ähnlichen Verſuchen zurückzuſchrecken.

Um dieſe Zeit fiel das ganze Anſehn der National-Verſammlung übern Haufen, und die Jakobiner waren jezt durch ganz Frankreich allmächtig. Man maßte ſich zwar dieſer Gewalt nicht öffentlich und erklärt an, doch geſchah Alles, was damals ausgeführt wurde, durch die Betreibung der Volksſocietäten, bis endlich eine Convention nationale 1793 zu Stande kam, die aber bis zum Meſſidor 1794 von den Jakobinern ganz und gar regiert wurde, als von den Meiſtern und Herren der öffentlichen Meynung.

In allen Städten und an allen Orten, wo Volksklubbs gehalten wurden, hatten dieſe die Auf-

sicht auf alle ihre Mitbürger, und es war hinreichend, bey einem solchen Klubb in Verdacht des Royalismus zu gerathen um Güter, Freyheit und Leben zu verlieren, wenn man ihn nicht besuchte, oder Mäßigung gegen Verdächtige empfahl.

Frankreich lag damals allerdings in einer fürchterlichen Krise. Von Außen standen mächtige Feinde, welche dem neuen und erst aufzurichtenden Gebäude mit Gewalt den Sturz drohten: im Lande waren konvulsivische Auftritte zwischen Royalisten, Moderantisten und Jakobinern. Siegte Eine Parthey, so mußten die andern nothwendig unterliegen und zu Grunde gehen.

Endlich siegten die Jakobiner völlig. Selbst die Verschuldigung der Feinde, daß nur sie die Herstellung der vorigen Regierung hinderten, diente ihnen zu mehrerer Befestigung ihres Ansehns. Jetzt galten sie als die Einzigen Retter des Volks und des Vaterlands. Dumouriezs Treulosigkeit endlich, nebst dem nun sich immer mehr entwickelnden Aufstand in der Vendée, und vollends der Abfall von Toulon und Lyon bestätigten ihren Sieg auf vollkommenste. Freyheit oder Tod war von da an das Losungswort durchs ganze Reich. Jeder Tag gab neue Beweise, wie

lehr dieser Grundsatz die Herzen der Franzosen beseelte!

Ob Frankreichs Nation damals, als der Jakobinismus Alles bändigte, frey war, ist eine Frage, die kaum der Antwort würdig ist; um aber doch Einigen meiner Leser durch eine richtige Vorstellung derselben vielleicht ein Vorurtheil zu benehmen, will ich sie lösen.

Die Nation war unter der Gewalt des Jakobinismus nichts weniger als frey: das fällt von selbst in die Augen, und ich werde weiter unten Thatsachen hin und wieder anführen, woraus dieses sonnenklar erhellen wird. Allein im Jakobinismus lag doch der Grund, und zwar der einzige Grund zur entschiedenen Entjochung und zur ernsthaften Begründung einer gesetzlichen Freyheit für Frankreich.

Frankreichs Freyheit war durch die Despotie der Könige, durch den Stolz und den Uebermuth des Adels und der Geistlichkeit längst zu Grunde gegangen, und vernichtet worden. Der Anhang dieses alten Systems war noch sehr stark, und diesem allein arbeitete der Jakobinismus entgegen, und zwar so glücklich, daß er ihn völlig unterdrückte. Erst mußte der alte Schaden ausgeschnitten oder vielmehr ausgebrannt werden: erst mußten die alten Beulen, die alten Geschwüre des

Staatskörpers gereinigt und geheilt werden, ehe man eben diesem Staatskörper eine ungehinderte Wirksamkeit gestatten konnte.

Aber nachdem dieses geschehen war, mußten jene violenten Mittel, die man bey der Vor-Kur angewandt hatte, auch aufhören. Bey wildem Fleisch ist lapis infernalis oder Höllenstein nothwendig: wer aber auf das frischanwachsende, gesunde, und die Wunde zuheilende Fleisch noch kaustische Mittel bringen wollte, wäre ein eingemachter Narr, oder Tyrann.

Daß der Jakobinismus an schrecklichen Auftritten Schuld war, ist außer allem Zweifel: ich selbst habe Scenen gesehen, und von andern, die ich nicht gesehen habe, Folgen wahrgenommen, bey deren Andenken mir die Haut noch schaudert. Also war der Jakobinismus allerdings ein Uebel, ein schreckliches Uebel: aber war er ein nothwendiges Uebel?

Um diese Frage mit Unpartheilichkeit zu beantworten, muß man kaltblütig zu Werke gehen; und wer dieses thut, dem werden folgende Betrachtungen von selbst einfallen.

Frankreich war durch die Regierung an den Rand des Verderbens gebracht, und seinem Untergange nahe: dieß konnte der Hof nicht läugnen. Die Nation, oder vielmehr der bessere Theil

derselben, machte Foderungen an die Regierung, um sich zu retten: die Foderungen wurden angenommen, gestattet, sanktionirt, aber — nicht gehalten. Die Gesetze, welche man zum Vortheil des Volks gemacht hatte, waren ohne Kraft, und der König selbst trat sie mit Füßen. Auf den Gränzen standen Feinde, welche die Herstellung der Despotie und die gänzliche Vernichtung aller Volksfreyheiten drohten. Fremde Fürsten insultirten die Nation mit ihren Manifesten, und die eignen Generale der Nation waren Meineidige. Wo sollte Rettung herkommen? Ja, die innern Bewegungen ließen befürchten, daß das Blut derer bald fließen würde, welche bisher Freyheit und Volksglück gewünscht hatten. Hier nun war es nöthig, daß diejenigen, welche Muth genug hatten, sich öffentlich als die Anführer der Volksfreunde darzustellen, sich auszeichneten, durch heftige Anstalten und strenges Verfahren den Geist der Nation zu erforschen, ihn bestimmt zu fixiren und zu beleben: und nach diesen wirklich wahren und einleuchtenden Grundsätzen hat Frankreich eigentlich dem Jakobinismus seine Rettung und seine Existenz, als Republik, zu verdanken.

Wäre freilich durch Gesetze und in rechtlicher Form das zu erhalten gewesen, was man durch Strenge und Schrecken zu erzwingen suchen mußte,

ſo wäre der Jakobinismus, oder wie man ihn ſeit 1794 auch heißt, der Terrorismus, eben ſo abſcheulich, als die Bartholomäusnacht. Aber bey der ſchrecklichen Alternative, entweder wieder ins alte Joch des Deſpotismus, der Pfaffereyen und der Tyranney des Adels noch ſklaviſcher als zuvor zurückgeworfen zu werden, oder frey zu werden und zu bleiben, findet der Menſchenfreund tauſend Gründe, das Schreckensſyſtem zu rechtfertigen und zu entſchuldigen, ohne jedoch die fürchterlichen Exceſſe gutzuheißen, welche ſo häufig vorgefallen ſind, ob er ſich gleich auch hiebey erinnert, daß wenn man eine Saite zu ſehr ſpannt, man ſich eben nicht wundern darf, wenn ſie zerſpringt, und dem unvorſichtigen Spanner ins Auge ſchlägt. —

Es iſt nun, glaube ich, ſehr begreiflich, daß der Urſprung des Jakobinismus nicht ſowohl in der erſten franzöſiſchen Konſtitution, noch überhaupt in den billigen Foderungen der Nation als vielmehr in den Bemühungen der Feinde, die Freyheit der Nation niederzudrücken, in den Angriffen der Ausländer, in den Wirkungen des ariſtokratiſchen Anhangs in Frankreich, und in der Untreue und der Verrätherey der franzöſiſchen Generale, beſonders des Dümouriez, zu ſuchen ſey. Hätte man der erſten Konſtitution nicht ſolche ſchreckliche

und gewaltthätige Mittel entgegen gesezt, so würde nimmermehr ein Jakobinismus entstanden seyn.

Nach den jezt angeführten Gründen ist es ebenfalls gar schwer, über den wahren Charakter und das wahre Verdienst oder Misverdienst eines Marat, Robespierre und andrer Terroristen zu urtheilen. Sie mögen aber gewesen seyn, was sie wollen: man muß ihnen das immer lassen, daß sie eine der Hauptursachen gewesen sind, daß die Republik Frankreich noch besteht.

Als ich von Landau näher ins Innere von Frankreich kam, war eben der Jakobinismus oder Terrorismus in seiner größten Wirksamkeit, und die ganze Nation lag in den gräßlichsten Konvulsionen. Aber diese Konvulsionen wurden von einsichtigen Männern regiert, und zu heilsamen Zwecken geleitet. Die Nation sah ein, daß ihre Rettung nur auf diese Art möglich war, und autorisirte sie gleichfalls dadurch, daß sie die Verfahrungsart der Jacobiner herrschend werden ließ. Hätte die Nation dieß nicht gewollt: wie hätte eine Handvoll Menschen es wagen dürfen, sich die strengste Aufsicht über mehr als zwanzig Millionen ihres Gleichen anzumaßen, zumal zu einer Zeit, wo Alles auf das Recht und Unrecht einer Anmaßung oder Anmaßlichkeit aufmerksam war! — Also war damals dennoch nichts weniger, als

Anarchie in Frankreich, wie man in Deutschland so dreiß und frech ausgesprengt hat.

Ich werde, was ich vom 27ten Dezember 1793, bis auf den Tod des Robespierre im Thermidor 1794 in mehrern Städten und Provinzen Frankreichs, besonders in Auronne, Dijon, Lyon, Valence, Vienne, Montpellier, Grénoble, Mâcon, Avignon, und sonstwo gesehen und erfahren habe, treulich mittheilen; folglich ist es nicht nöthig, daß ich hier im Allgemeinen angebe, wie sich der Jakobinismus gezeigt und geäußert habe. Eins will ich doch anführen, damit ichs nachher nicht etwan vergesse, welches leicht geschehen könnte, da ich nicht nach einem schriftlichen Schema arbeite, sondern so, wie mir die Dinge, nach einer gewissen Ordnung im Kopfe, und nach kleinen Hauptbemerkungen wieder einfallen, hinschreibe. Es besteht darin, daß die antipatriotischen Zusammenkünfte nach dem Sturz des Königthums (royauté) sogleich abgeschafft, und bey Todesstrafe verboten wurden. Die Glieder dieser aristokratischen Klubbs wurden sofort eingesteckt, und sehr viele von ihnen sind hingerichtet. In Straßburg war so eine Gesellschaft, welche sich den Namen der Gesellschaft für das Beste des Vaterlandes gab (pour le bien de la patrie). Ihre Devise war eine Kokarde mit den Worten: Wohl

des Vaterlands (Bien de la Patrie): aber im Grunde war ihr Zweck die Wiederherstellung des Königthums, der Pfaffeyen, des Adels und aller Ingredienzen des französischen Despotismus. Die Mitglieder dieser Gesellschaft sind alle auf die Anklage des berüchtigten Eulogius Schneider hingerichtet worden.

Die Volkssocietäten, oder die Klubbs der Jakobiner — denn das ist nun eins — waren vom Konvent autorisirt, auf alle Bürger Acht zu geben (de surveiller les citoyens). Es wurden daher in allen Distrikten gewisse comités de surveillance festgesezt, welche aus den einsichtsvollsten und strengsten Jakobinern bestanden, und auf Alles Acht haben mußten, was in Rücksicht der öffentlichen Gesinnungen bemerkbar wurde. Von der Art, wie diese surveillances ihr Amt geübt haben, werde ich mehrere Thatsachen weiterhin anführen.

Neuntes Kapitel.

Bombardement von Landau.

Es ist nun Zeit, daß ich wieder zu den Begebenheiten zurück komme, wovon ich in Landau Zeuge war.

Der Kronprinz von Preußen hatte sich einmal vorgesezt, Landau wegzunehmen, es mögte kosten was es welle; und nachdem er den General Laubadere fast täglich um die Uebergabe angegangen war, aber in der Güte seinen Zweck nicht erreichen konnte, entschloß er sich, Anstalten zum gewaltsamen Angriff dieses Platzes zu machen. Worauf er hiebey weiter rechnen mogte, läßt sich denken.

Laubadere wurde sehr bald von diesen thätigen Anstalten unterrichtet, und suchte sich, so gut er konnte, in Vertheidigungsstand zu setzen. Er ließ die Kasematten bewohnbar machen, um seine Garnison da zu sichern gegen das feindliche Feuer, und dann mußte das Pflaster in der ganzen Stadt aufgerissen werden, um die Wirkung der Bomben unschädlicher zu machen, und zu hemmen.

An einem Sonntage früh hörte man in der Ferne ein gewaltiges Kanonenfeuer: die Franzosen

versuchten damals schon, durch die Linien, welche kurz vorher von den Oestreichern waren erobert worden, durchzubrechen, um Landau zu entsetzen. Um nun der Garnison Schreck einzujagen, und sie zu verhindern, einen bey solcher Gelegenheit sehr rathsamen Ausfall zu wagen, ließ der Kronprinz einige Haubitzen aus einer an der Ostseite von Landau angelegten Batterie, in die Stadt werfen. Die Haubitzen thaten sofort ihre Wirkung, und schlugen einige Häuser zu Schaden; auch wurde eine alte Frau, ein Kanonier und ein Pferd getödtet.

Da die Landauer so was niemals erfahren hatten, so fuhren sie gar mächtig zusammen, und glaubten nun, der jüngste Tag sey vorhanden. Aber der General ließ in allen Straßen ausrufen, daß er gewiß wisse, daß die Preußen für dieses Mal das Bombardiren nicht fortsetzen würden: denn sie hätten noch keine hinreichende Munition dazu: dieses sey ihm durch zuverlässige Spionen hinterbracht worden. Er hatte sich auch nicht geirrt: denn gegen Mittag hörte das Bombardiren von Seiten der Preußen schon auf.

Da aber doch das Schießen bey den Weißenburger Linien noch immer fort gehört wurde, so entschloß sich der General Delmas, einen Ausfall zu wagen. Man sagte, Laubadere habe

ihn dazu aufgefodert, wenigstens muß es auf seine Erlaubniß geschehen seyn: denn er war ja Commandeur, und nicht Delmas. Dieser nahm also zwey Bataillons, la Montagne und la Correze, und marschierte durch ein Auslaßthor aus der Festung, um die Preußen, auf der Seite nach Weissenburg zu, zu delogiren. Allein dieser Ausfall mißglückte gar garstig: denn die Preußen schossen ihm ohngefähr acht Mann todt, verwundeten mehrere, und zwangen ihn, spornstreichs wieder nach Landau zurück zu kehren.

Dieser mislungene Versuch gefiel dem Obristen von der Reuterey am wenigsten. Er behauptete, daß man aus Mangel an hinlänglicher Kavallerie bey Tage keinen Ausfall wagen müßte, und stellte dem General Laubadere recht lebhaft die Gefahr vor, wenn sich die beyden Bataillons befunden hätten, niedergemacht, oder doch gefangen genommen zu werden, wenn die Preußen nur klüger gewesen wären, und sie eine kleine Strecke weiter hätten vormarschieren lassen. Du bist verantlich, fuhr er fort, wenn künftig wieder so ein Schnitzer gemacht wird, besonders da der Repräsentant außer Aktivität gesezt ist. Jezt handelst Du nur nach deiner Einsicht; aber gieb Acht, daß du immer so handelst, wie du es verantworten kannst. Der Obrist stellte ihm dabey auch dieß vor, daß es bey

den jetzigen bedenklichen Zeiten besser seyn würde, wenn man den Repräsentanten wieder in Mitwirkung sezte, zumal da die Beschuldigung gegen ihn gar nicht bewiesen sey. — Landadere ogb hierauf nach, und noch denselben Abend wurde Dentzel seines Arrestes entlassen, und war wieder nach wie vor Repräsentant.

Ich sah Dentzel einige Tage nachher auf dem Wall. Er grüßte mich freundlich, und sprach mir unbefangen zu; aber über unsre Sache wurde von jezt an auch kein Wort mehr erwähnt.

Nun blieb es noch einige Zeit ganz ruhig in Landau. Die Bürger machten indeß ihre Häuser bombenfest, d. i. sie trugen Mist auf die Böden, damit die Bomben, welche etwan durchs Dach fallen könnten, da liegen bleiben und platzen mögten, ohne weiter durchzudringen, und das ganze Haus zu beschädigen.

Endlich erhielt der Kronprinz so viel Belagerungs-Geschütz, daß er Landau einige Tage ziemlich heftig beschießen konnte. Den 27sten October, an einem Sonntage Nachmittag, hatte er, unter scharfer Bedeckung von drey Bataillons, hinter Nußdorf, eine Viertelstunde von Landau, eine Batterie errichten, und alles zum Beschießen der Festung in Stand setzen lassen. Montags frühe, den 28ten, um Halbsieben fing das Feuer schon an,

und währte, wiewohl mit einigen Pausen, bis den 31ten um 8 Uhr des Abends.

Gleich am ersten Tage that das Feuer viel Schaden: einige Häuser geriethen in Brand, aber durch die guten Anstalten gegen das Feuer wurde die Brunst jedesmal sehr bald gelöschet. Den 29ten fingen die Preußen das Bombardement schon des Nachts vor ein Uhr an, zündeten an zwey Stätten, aber ohne merklichen Erfolg: die Besatzung dagegen ließ ihr Geschütz die Nacht über schweigen, bis den Morgen um 6 Uhr, wo sie rasch antwortete, und um 7 Uhr den Preußen einen Pulverkasten in die Luft sprengte, wobey, wie ich jezt höre, drey Mann erschlagen, und zehn Mann, nebst einem Offizier, verwundet worden sind. Den 30ten zündeten die Preußen an vier Stellen von neuem; aber auch dieß entschied nichts. Den 31ten zündeten sie hier und da wieder, bis sie endlich des Abends um 8 Uhr das Bombardiren einstellten, und um 10 Uhr die Batterie vom Geschütz und die Transcheen von der Mannschaft leer gemacht, und sich in ihr Lager zurückgezogen hatten. Ueberhaupt ist zwar Landau bey diesem Bombardement sehr beschädiget worden; aber deswegen würden die Preußen es doch nicht erhalten haben, gesezt auch, sie hätten das Bombardiren mehrere Wochen auf diese Art fortgesezt.

Die preußischen Batterien waren nur auf der Nordseite angelegt, und konnten daher die Stadt nur auf einer Seite ängstigen. Zudem mußten die Kononenkugeln, so wie die Bomben und Haubitzen alle im Bogen geschossen werden. Aus Bresche-Schießen war vollends gar nicht zu denken, und das Fort nebst dem Hornwerk, diese Hauptwerker der Festung, litten beynahe gar nichts. Also war es blos darauf angesehen, die Stadt in Brand zu stecken, um vielleicht die Einwohner zu bewegen, den General zur Uebergabe zu zwingen. Kurz, man mogte denken, es sollte bey Landau gehen, wie es bey Longwy und Verdun das Jahr zuvor gegangen war.

Wirklich waren die Landauer, welchen dergleichen Spektakel ganz neu waren, sehr bestürzt, und Viele hielten sich für verloren. Einige sprachen gleich anfangs ganz laut von der Uebergabe und hielten es für rathsamer, das Städtchen den Deutschen zu überlassen, als zuzugeben, daß die Preußen es zusammenschössen.

Dentzel, welcher jezt wieder in vollem Ansehn stand, ließ die Bürger, wenigstens die vornehmsten oder angesehensten derselben aufs Gemeinhaus fodern. Landau, sagte er, ist eine Gränzfestung, ist der Schlüssel zum Elsaß, und ein Eigenthum der Republik. Wir müssen nun, da an

Landau so viel liegt, dafür sorgen, daß dieser Platz erhalten werde. Ein Gesetz befiehlt, daß der, welcher bey Belagerungen von Uebergabe spricht, und dadurch Verzweiflung unter seine Mitbürger verbreitet, mit dem Tode bestraft werde, und Ihr mögt Euch darauf verlassen, daß ich jeden, der gegen dieses Gesetz sündiget, nach aller vorgeschriebnen Strenge behandeln werde. — Diese Rede, welcher ein öffentlicher Anschlag auf allen Straßen folgte, und der dasselbe besagte, stellte die unvorsichtigen Reden von Uebergabe u. dgl. zur Ruhe.

Laubadere hatte seine Volontärs und alle Pferde nach den Kasematten bringen lassen, er selbst aber war in seinem Quartier geblieben, und ging ganz unbefangen auf den Straßen herum. Deutzel bezog ein bombenfestes Gewölbe auf dem Wall.

Wenn es abscheulich ist, sich bey einer Belagerung auswärts zu befinden, so ist es gewiß noch fürchterlicher, in einer Stadt zu seyn, die eben beschossen wird. Nirgends ist man beynahe sicher, wenigstens ist es gefährlich, auf der Straße, oder in Gemächern zu seyn, die nicht bombenfest gemacht sind: denn man kann nicht wissen, wo eine Kugel oder eine Haubitze hinfällt. Das Kaufhaus, worauf wir lagen, wurde stark beschädigt, und eben darum ließ uns der General in die Pfarkirche zie-

hen, welche vorher fest gemacht war. Hiehin wurden nun auch die Hand-Mühlen gebracht.

Diese Kirche war völlig leer, und die Bilder, welche ehemals zur öffentlichen Verehrung gedient hatten, waren alle in die Sakristey gebracht worden. Die Volontärs, welche mit den Deserteurs an den Handmühlen arbeiteten, witterten die Heiligen-Bilder aus, und warfen sie nach und nach in das Feuer, welches sie wegen der Kälte in der Kirche Tag und Nacht zum Wärmen für sich und die Arbeiter unterhielten. Da wurde denn der heil. Stephan, der heilige Joseph, eine Mutter Gottes und einige heil. Engel zum großen Vergnügen einiger Kaiserlichen Deserteurs dem Vulkan aufgeopfert. Die Volontärs machten jedesmal die spöttischsten Anmerkungen, wenn so ein Heiligen-Klotz zu brennen anfing. Die Kaiserlichen Deserteurs vergaßen dagegen nicht zu bemerken, daß der liebe Gott unmöglich einem Volk Glück und Segen geben könne, das so der Heiligen spotte, und ihre geweihten Bilder so beschimpfe und zerstöre.

Ueberhaupt müssen die gutkatholischen, auch manche gutprotestantischen Christen an der göttlichen Regierung bey der neuern französischen Geschichte ganz irre geworden seyn. Sonst that der liebe Gott und besonders seine Heiligen unzählige Wunder; ja, Himmel und Erde wurde oft um einer nichts-

würdigen Kleinigkeit willen in Bewegung geſezt. Ein Prophet wurde von loſen Buben Kahlkopf geſcholten: flugs kommen zwey Bären und zerreißen zwey und vierzig von dieſen Spöttern. Jerobeam, der König, wollte einen fanatiſchen Propheten einſtecken laſſen, aber ſeine Hand verdörrte plözlich. Wegen einer kleinen Lüge fiel Ananias und ſein Weib todt danieder; ja eine ganze Stadt ging in Judien unter, weil die Einwohner dem heil. Faverius den Eingang verwehrt hatten.

Aber in Frankreich — du lieber Gott! da wurden die lieben Heiligen aufs ärgſte gemißhandelt! Ihre Lieblinge, die Mönche und Nonnen, wurden fortgejagt, ihre Kirchen wurden zerſtöhrt, ihre Bilder, ſogar die, wobey ſie ſonſt vorzüglich Wunder gethan hatten, wurden zerſchlagen, und ſie — ſie ſaßen im Himmel ruhig, und konnten das Unweſen ſo unbekümmert mit anſehen, ohne Feuer, Pech und Schwefel auf die Gottesſchänder herabzuſchleudern! Da nun doch wohl keine Revolution im Himmel vorgefallen ſeyn wird, wonach der bisherige Schlendrian darin abgeändert ſeyn mögte: ſo muß jeder gute Chriſt ſtuzen und an ſeiner eignen Religion zu zweifeln anfangen. — Mir iſt das Ding freilich nicht aufgefallen: denn ich war

schon lange über alles das hinaus: aber nicht alle Menschen sind solche Böswichter, wie ich! —

Der oben genannte Bürger Brion hatte zwey Häuser, deren eins er selbst bewohnte, das andre aber hatte vorher einer seiner Verwandten bewohnt, der aber aus guten royalistischen Gesinnungen schon lange ausgewandert war. Da nun die Municipalität befahl, daß in jedem Hause wenigstens zwey Personen bleiben und die Hausthür immer offen lassen sollten, damit, wenn Feuer darin entstände, man es sowohl sogleich erfahren, als auch löschen helfen könnte: so erbot ich mich mit einem gefangenen kaiserlichen Reuter, Namens Schneider, von Annaberg in Sachsen, einem kreuzbraven jungen Menschen, in diesem leeren Hause des Nachts zu bleiben. Brion nahm dieses Anerbieten an, und versorgte uns mit Essen und Trinken aufs reichlichste. Ich habe hernach bis zu meinem Abmarsch aus Landau immer in diesem Hause geschlafen.

Gleich am zweyten Abend des Bombardements ging Schneider, um aus einem nahen Keller unter einem Hause, welches schon oft gebrannt hatte, und wirklich noch brannte, Wein zu holen. Er kam zurück und hatte Wein genug; allein er klagte auch heftig über sein Schienbein, welches ihm durch ein Stück von einer zersprungnen Haubitze verletzt

war. Früh konnte er schon nicht mehr gehen, und litt die heftigsten Schmerzen. Ich holte ihm bey dem Kommissär einen Spitalzettel, und er wurde ins Lazareth gebracht, wo er so lange lag, bis er völlig kurirt war. Er ist nachher noch vor dem Entsatz von Landau ausgeliefert worden.

Während des Bombardements in Landau verbrannten ein Strohmagazin, worin auch Heu und andre Dinge waren, drey Häuser, einige Scheunen und einige Ställe: aber sehr viele Gebäude sind beschädigt worden. Ums Leben kamen ohngefähr 20 Menschen, ohne die, welche verwundet wurden. Unter den Todten war auch ein Preußischer Kriegsgefangner, dem eine Kanonenkugel auf dem Wall die Eingeweide herausgerissen hatte.

Das fürchterliche Kanoniren und Beschießen hatte, wie gesagt ist, Donnerstags den 31ten schon aufgehört; aber die Landauer fürchteten noch immer, daß es wieder angehen, und vielleicht noch heftiger fortgesezt werden mögte. Es begaben sich daher einige orthodoxe, fromme Männer, und ein Ausschuß andächtiger Matronen zum Pfarrer Ackermann, und baten ihn, öffentliche Betstunden anzustellen, um Gott und seine Heiligen zu bewegen, daß sie doch alles fernere gräßliche Unglück in Gnaden von ihnen abwenden mögten. Allein Ackermann stellte ihnen vor, daß man keine

Hülfe vom lieben Gott erwarten müßte, welche man sich selbst schaffen könnte durch Geduld, Muth und Beharrlichkeit. Zudem dürfte er ohne den General und den Repräsentanten keine Neuerungen im Gottesdienste vornehmen.

Ackermann gab sofort von dem Ansuchen des Devoten dem General Nachricht. Dieser erschien auf dem Marktplatz und sagte: Die Gefahr, Bürger, ist vorbey! Alles, was die Preußen an Munition gehabt haben, haben sie uns zugeworfen: hätten sie mehr gehabt, so hätten sie noch nicht aufgehört. Seyd also getrost und hoffet auf baldige Befreyung! Unsre Brüder bey der Armee werden nicht zaudern, Euch aufs kräftigste zu Hülfe zu eilen! — Diese Versicherung machte den Bürgern wieder Muth.

Ich hatte mit einem geschickten Artilleristen von den Franzosen Bekanntschaft gemacht, und unterhielt mich mehrmals mit ihm über die Belagerung und besonders über das überstandene Bombardement. Dieser Mann urtheilte, daß die Preußen die Stadt sehr unrecht bombardiert, und ihre Munition vergebens verschleudert hätten: denn sie hätten ja wissen müssen, daß Landau aus soliden Häusern bestehe, welche folglich sehr schwer in Brand zu stecken seyen. Dann hätten sie auch bedenken sollen, daß die Bürgerschaft gar zu schwach sey, um den

General zu zwingen, die Stadt zu übergeben, gesezt auch, sie wäre noch so sehr ruinirt worden. Es wäre daher auch gar nicht rathsam gewesen, die Stadt selbst zu beschießen, zumal, da es doch schien, als wenn die Preußen eben nicht sehr mit Munition versehen wären. Regelmäßig hätten sie lieber ihre ganze Kraft auf die Eroberung, oder Zerstörung des Forts oder des Hornwerks, als worin doch die Hauptstärke dieses Platzes bestände, richten sollen. Es schiene überhaupt, als verständen die Preußen nicht recht, wie man eine Festung angreifen müsse u. s. w. Ich lasse es dahin gestellt seyn, in wie ferne mein Artillerist Recht gehabt haben mag.

Die Deserteurs in Landau haben sich bey der Beschießung größtentheils sehr schlecht betragen. Die Bürger bedienten sich ihrer, ihre Effekten u. dgl. in Sicherheit zu bringen, und zahlten rechtschaffen, ließen es auch an Essen und Trinken nicht fehlen. Aber diese Niederträchtigen stahlen und raubten noch daneben, was sie konnten, und verkauften es nachher an die Trödler. Ein Gewisser, Namens Gesell, vom Regiment Kleist, stahl einem Kaufmann vieles Silbergeräthe, woraus er nachgehends in Besançon, wo er es verkaufte, noch 800 Livres gelöst hat.

Zehntes Kapitel.

Wie man in Frankreich jezt Hochzeit macht.

Ein Schweizer, welcher von der Legion Mirabeau desertirt war, und sich in Landau ansäßig machen, und da sein Handwerk als Ziegeldecker treiben wollte, heurathete um diese Zeit ein Mädchen aus der Stadt, und ward auf diese Art Bürger. Da aber die Verheurathung in Frankreich jezt auf eine ganz andre Art abgethan wird, wie bey uns: so werde ich vielleicht nicht Unrecht thun, wenn ich meine Leser zu einem richtigen Begriff davon verhelfe, zumal, da man in Deutschland hin und wieder ausgesprengt hat, die Franzosen liefen jezt zusammen, wie das liebe Vieh, u. s. w.

Als ich zurück aus Frankreich kam, hörte ich zu meinem größten Erstaunen einen emigrirten deutschen katholischen Pfaffen in Offenburg ganz im Ernste behaupten, daß die Ehen der Franzosen keine rechte Ehen wären; daß ihre jetzigen Kinder weiter nichts, als Hurkinder wären; daß der Bruch eines solchen Konkubinats, eines solchen unreinen Bündnisses nicht nur kein Ehebruch, sondern ein verdienstliches Werk wäre u. dgl. Aber

ein katholischer Pfaffe, besonders ein emigrirter, könnte wohl nicht geschieden sprechen! Die meisten Emigrirten räsonniren ja ohnehin von den französischen Angelegenheiten wie der Blinde von der Farbe.

In Frankreich bindet der bloße Ehe-Versprich ganz und gar nicht: vor der Bestätigung desselben steht es jedem Theile frey, abzutreten, sobald er Ursache dazu zu haben glaubt; aber von dem Termin der legalen Bestätigung der Ehe (confirmation du mariage) an, wird diese als ganz vollzogen angesehn.

Ich äußerte einst meine Verwunderung über diese Einrichtung, und gab zu verstehen, daß es doch wohl besser seyn möchte, wenn man auch dem bloßen Versprechen wenigstens so viel gesetzliche Verbindlichkeit zueignete, als jedes andre bürgerliche Versprechen hätte. Mein Antagonist aber bewies mir, daß dieses hier der Fall nicht wohl seyn dürfte. Denn wenn sich, sagte er, schon vor der Vollziehung der Ehe Hindernisse zeigen, so ist es sehr rathsam, die Heirath ganz einzustellen, um die kontrahirenden Theile nicht unglücklich zu machen. Lieben sie sich wirklich, und finden sie ihr gemeinschaftliches Glück in ihrer nähern Verbindung, so werden sie zusammentreten, auch ohne vorhergegangne gesetzmäßige Verlobung: und ist

dieſes nicht, ſo ſoll man ja lieber alles anwenden, um ſie zu bereden, daß ſie von einander ablaſſen. Ich fand dieſes eben nicht widerſinnig.

Wer ein Mädchen verführt, ich meyne ein ehrliches Mädchen, deſſen ſonſtiger Ruf unverſchol-ten iſt, und das nicht in die Klaſſe der feilen Dir-nen, u. dgl. gehört, ſo muß er ſie, wenn es ſonſt geſchehen kann, heurathen, oder er ſezt ſich dem Verdachte, ein ſchlechter Bürger zu ſeyn, auf im-mer aus. Und dieſer Verdacht — ſo civiliſirt man nämlich jezt in Frankreich ſchon iſt — wirkt dort weit ſtärker, als bey uns die kirchliche Vor-ſtellung von Himmel und Hölle. Die Folgen vom erſtern, fühlt man in Frankreich handgreiflich; aber die Folgen vom leztern? — Ja, wer weis, ſagt ſchon der Bauer.

Wenn nun jemand ein Mädchen hat, das er gern heurathen mögte, ſo begiebt er ſich mit den-ſelben, nebſt einigen Zeugen von beyden Seiten, auf die Municipalität ſeines Diſtrikts, wo allemal ein Bureau des mariages angeſtellt iſt. Jedem iſt erlaubt, bey ſolchen Vorfällen gegenwärtig zu ſeyn, und ich habe mehr als einmal dieſer Cere-monie beygewohnt.

Was wollt Ihr? fragt der Präſident.

Bräutigam: Ich und dieſe Bürgerin wol-len einander heurathen.

Präſident: Wie heißt du, und wo biſt du her?

Bräut.: Ich heiſſe N. und bin von N.

Präſid.: Bürgerin, wie heißt du, und woher biſt du?

Braut: Ich heiße N. und bin von N.

Präſid.: Habt Ihr Zeugen bey Euch?

Bräutigam: Ja, hier iſt der Bürger N. für mich, und der Bürger N. für meine Braut.

Präſid.: Bürger N., könnt Ihr für die gegenwärtigen neuen Brautleute ein Zeugniß ablegen, daß ſie geſetzmäßig können zuſammen gegeben werden?

Zeugen: Ja, wir bezeugen, daß der Bürger N. und die Bürgerin N. unbeſcholtne Republikaner, und von allen andern Verbindungen frey ſind, welche ihre Ehe hindern könnten.

Präſid.: Höret nun an die Geſetze, deren Befolgung die Nation von jedem Bürger und jeder Bürgerin fodert, welche ſich ehelich verbinden wollen.

Hierauf nimmt der Präſident das Geſetzbuch, und lieſt ihnen die kurzen, leicht zu verſtehenden Geſetze vor, welche ſich auf die Ehe, deren Zweck, Pflicht und Dauer beziehen. Der Inhalt iſt nicht ſehr mannigfaltig, aber durchaus vernünftig und einleuchtend. Ich erinnere mich, daß die Ehe in

diesen Gesetzen die Pflanzschule der Republik (la pepeniere de la république) genannt wird, und daß man sehr auf die Ausschweifung lesziehr.

"Wenn dieses geschehen ist, so erinnert sie der Präsident, nach drey Dekaden, oder nach dreissig Tagen wieder zu kommen, um ihre Heurath einschreiben zu lassen. Darauf werden Anschlagezettel in allen Sektionen der Distriktstadt angeklebt. Es sind hiezu eigne Plätze bestimmt, wo man täglich lesen kann, wer heurathen will; und da die Franzosen sehr neugierig sind, so findet man da auch immer Leser. Sind die Brautleute von einem Dorfe, so wird ein solcher Zettel auch auf dem Dorfe angeheftet.

"Nach Verlauf von drey Dekaden kömmt das Brautpaar mit den Zeugen wieder auf die Municipalität des Distrikts, wo man sie nochmals zur Erfüllung der Bürgerpflichten ermahnt, und sie sodann in die Liste der verehlichten Bürger und Bürgerinnen einschreibt.

Bis hieher kostet der ganze Handel auch nicht einen Heller: wer aber einen Trauschein haben will, zahlt dem Schreiber für seine Mühe, Papier und Pettschaft funfzehn Sous in Papier: und das ist alles!"

Die Ehescheidung hält in Frankreich jezt härter, als in irgend einem andern Lande. Diese

Behauptung wird denen gewiß sehr paradox vorkommen, welche sich haben weiß machen lassen, daß man da auseinander laufen könne, wie's einem beliebt, und daß der geringste Unwillen oder Ueberdruß schon hinlänglich sey, sich zu trennen.

Der Bürger Senard, erst öffentlicher Ankläger zu Dijon, hernach Procurator am tribunal criminel, war ehedem Advokat am Parlement zu Dijon. Dieser versicherte mich, daß sonst vierzig seines Gleichen am Parlemente gewesen wären, deren jeder das Jahr über wenigstens 20 Ehescheidungen in der Provinz oder dem Gouvernement Burgund zu Stande gebracht hätte. Das machte also das Jahr hindurch über 800 Ehescheidungen in Einer Provinz. Diese Scheidungen waren freilich, nach dem katholischen Kirchen-Rechte, nur von Tisch und Bette; aber desto schädlicher waren sie, indem sie nun eine anderweitige Eheverbindung verhinderten, und so alle Unordnungen und Ausschweifungen gleichsam nothwendig machten, und den Wohlstand sehr vieler Familien untergruben. Wir haben ja in Deutschland dergleichen auch, und es wäre zu wünschen, daß man die Leute bey Ehescheidungen, wenn doch geschieden werden soll, so auseinander sezte, daß sie von beyden Seiten wieder heurathen könnten.

So gang und gäbe die Ehescheidungen indeß vorzeiten in Frankreich waren, so selten sind sie jezt. Von dem Jahre 1792 bis 1794 sind in dem ganzen Departement von Côte d'or, sonst Burgund, nur vier Ehescheidungen völlig zu Stande gekommen; also nach diesem Maaßstabe ohngefähr 336 Ehescheidungen innerhalb 2 Jahren in der ganzen Republik, und vielleicht nicht einmal so viel: denn das Departement von Côte d'or ist eins der größten und volkreichsten von Frankreich.

Die Ursachen, nach welchen ohne Umstände geschieden wird, sind Ehebruch, Sitzenlassen, und grobe Verbrechen. Wer sonst aus geringern Ursachen sich trennt, fällt in den Verdacht eines schlechten Bürgers (il est censé oder soupçonné mauvais citoyen); und dieser Verdacht ist in Frankreich ohngefähr das, was ehedem die Exkommunikation in der christlichen Kirche war, wovon die litterärisch-gelehrten Herren Juristen viel sagen können. Ich werde weiterhin vom Verdachte eines schlechten Bürgers absichtlich mehr sagen: denn auch dieser Punkt gehört zur Kenntniß der Entstehung und Verbreitung des Terrorismus in Frankreich.

Wenn also die neue Einrichtung die Ehescheidungen, diese große Geißel der bürgerlichen Gesellschaft, vermindert und beynahe unehrlich ge-

macht hat: so muß, so kann sie wahrlich nicht so elend und gottlos seyn, als man dieselbe in Deutschland verschrieen hat, und hin und wieder noch verschreit.

Mehrmals hat man schon in Vorschlag gebracht, ein Gesetz auszuwürken, nach welchem alle Mädchen in ganz Frankreich nicht mehr als 1000 Livres, oder 250 Rthlr. Heurathsgut haben sollten. Dieses Gesetz ist aber nicht zu Stande gekommen; und so will ich mich mit der nähern Entwickelung der dahin gehörigen Vorschläge auch nicht aufhalten.

Dieses Gesetz würde aber viel Gutes gestiftet haben: denn alsdann wären alle Mädchen in Absicht ihres Vermögens eben so gleich geworden, als sie es jezt in Absicht ihres Standes sind; und da würden denn blos die gesunden, häuslichen, geschickten, schönen oder tugendhaften — Männer bekommen haben; die entgegengesezten aber, wie die, welche den Ehestand lediger Weise getrieben hätten, oder sonst übelberüchtigte Schwestern gewesen wären, wären sitzen geblieben: und das hatten sie denn auch verdient! Zu Lacedämon gab es ehemals ein ähnliches Gesetz, und man sagt, daß die Ehen zu Lacedämon weit glücklicher gewesen sind, als da, wo es heißt: — quaerenda pecunia primum; virtus post numos. —

Alle Kinder müssen 10 Tage nach ihrer Gebuhrt auf der Municipalität angegeben, und einregistrirt werden. Da wird denn Vater und Mutter aufgeschrieben, nebst dem Namen des Kindes, den ihm seine Aeltern beylegen. Die öffentliche Taufe ist seit 1793 verboten, wer aber die geheime brauchen will, mag es thun, nur muß es zu Hause im Stillen geschehen. Die meisten Kinder, welche seit 1793 gebohren wurden, sind nicht getauft, und gerathen doch eben so gut, als jene, welchen der schwarze Herr den Kopf mit kaltem oder warmem Wasser gewaschen hat. Den ci-devant Priestern, welche, als die wahre ecclesia pressa, oder vielmehr suppressa, noch hie und da existiren, aber ohne alle Priesterwürde, ist es durchaus nicht erlaubt, eine Taufe zu verrichten. Wenn ja getauft seyn soll, so muß es jemand thun, der ein Priester war. Das ist aber auch ja gleichviel, da jeder Christ, sogar ein Ketzer, gültig soll taufen können.

O Sanctas gentes, quarum nascuntur in undis
Numina! *)

Herr Braun erzählt in seinem Buche: das Betragen der Franzosen in der Rheini-

*) Juvenal, um die Zwiebel-Gottheiten der Egypter gebührig zu würdigen, sagt zwar in hortis; in undis aber, oder in dem Taufwasser, soll der heilige Geist — der Christen zuerst entstehen.

schen Pfalz: daß ein französischer Offizier im Jahr 1794 sein Kind öffentlich durch einen reformirten Pfarrer habe taufen lassen; daß dabey viele andere Offiziere und Volontärs gegenwärtig gewesen seyen u. s. w. Aber ich muß gestehen, daß mir diese Erzählung, so wie Herr Braun sie giebt, gar nicht ansteht, und daß ich an ihrer Wahrheit stark zweifle. Ich kenne nämlich die Franzosen — oder wie Herr Girtanner sie immer ummennt, die Frankreicher, wenn ich gleich niemals in der Pfalz oder im Elsaß, das Wort Frankreicher gehört habe: da heißen sie Franzosen oder Neufranken. Das Wort Frankreicher wird ganz aus Herrn Girtanners Fabrik seyn; doch das mögte noch hingehen, wenn nur in seinen papierreichen Schriften auch nicht so viel andre Dinge aus seiner Fabrik vorkämen, welche, beym Lichte besehen, viel weniger die Probe halten, als das Wort Frankreicher *). Ich kenne, sag' ich, die Franzosen, und bin versichert, daß ein Offizier, welcher sein Kind öffentlich in einer Kirche von einem Pfaffen taufen ließe,

*) Vielleicht hat Hr. Girtanner das Wort Frankreicher analogisch nach Oestreicher gemacht. Aber dann dürfte man ja auch sagen: Rußländer, Türkener, Portugaliter, Dänemärker u. s. w. statt Russen, Türken, Portugiesen, Dänen. Es ist lächerlich, in solchen Kleinigkeiten etwas Eignes haben zu wollen!

gleich, als ein Aristokrat angesehen und behandelt werden würde. Herr Braun hat sich wahrscheinlich so was aufbinden lassen, und es scheint, als wenn das nicht das Einzige wäre, was er von Hörensagen falsch referirt hat: denn daß er selbst etwas erdichtet haben sollte, glaube ich nimmermehr.

Eilftes Kapitel.

Aufstand in Landau wider den General Laubadere.

Der Repräsentant Dentzel war, wie ich oben erzählt habe, wieder in seine Betriebsamkeit eingesezt, und konnte wieder agiren, wie vorher. Da Dentzel ein lebhafter Mann ist, so kann man denken, daß er dem General Laubadere den lezten Streich, den er ihm gespielt hatte, nicht leicht vergeben konnte; wenigstens suchte er — wie es schien — das Zutrauen der Garnison zu schwächen, welches sie zu dem General hegte: und dazu fand sich bald Gelegenheit. Ich muß die Sache hier umständlich erzählen, da ich selbst so eine kleine Rolle dabey gespielt habe.

Der Kronprinz von Preußen, nachdem er die Stadt vergeblich hatte bombardiren lassen, ließ

nun täglich den General durch Trompeter zur Uebergabe auffodern. Die Belagerer machten sehr oft Freudenfeuer, wegen einiger Vortheile, welche die Verbündeten über die Franzosen erhalten hatten; und jedesmal wurden diese Viktorien, — freilich um ein Merkliches vergrößert — den Belagerten kund und zu wissen gethan. *)

Man weis, daß ein General der Franzosen verbunden ist, von allem, was er vom Feinde schriftlich oder mündlich erfährt, genaue Nachricht seinem Korps mitzutheilen, und daß jeder Volontär das Recht hat, sie von ihm zu verlangen. Dieß hat die Nation darum verfügt, damit man dem General auf die Spur kommen möge, wenn er etwan mit dem Feinde Unterhandlungen zum Nachtheil der Republik pflegen sollte. Also mußte auch Laubadere nicht nur auf dem Conseil de defense, sondern auch auf dem freyen Markte den Soldaten, die zuhören wollten, allemal vorlesen, was der Kronprinz, und nach dessen Abzug, der General von Knobelsdorff hinein geschrieben hatte.

---

*) Das erste Victorien- oder Freuden-Feuer machten die Preußen den 18ten Nov. wegen des eroberten Fort's Louis, das zweyte den 2ten December wegen des Sieges bey Kaiserslautern.

In den Schreiben der Belagerer war gewöhnlich ein sehr imposanter Ton, der einen üblen Eindruck auf die Garnison und auf die Bürgerschaft gemacht hat.

Wenn — hieß es darin — der General jezt, da es noch Zeit wäre, die Stadt übergeben würde, so sollte er, mit der ganzen Garnison freyen Ehrvollen Abzug haben: auch sollte das Eigenthum der Einwohner, die Einrichtung der Regierungsform geschüzt und gesichert seyn. Man versprach, die Gesetze der Republik zu respektiren, und die Stadt Landau, als eine Stadt, welche man in depositum genommen habe, nicht aber als einen eroberten Platz zu betrachten, und zu behandeln. Würde aber — so hieß es in allen Briefen weiter — der General dieses nicht thun, und das Aeußerste abwarten, so würde man hernach nicht mehr kapituliren, sondern nach der Strenge des Kriegsrechts mit der Garnison und der Stadt verfahren. Ueberhaupt sey es ihnen nicht möglich, Landau länger zu behalten: Entsatz sey vollends gar nicht zu erwarten: denn die Armeen der Republik würden allenthalben geschlagen, und seyen beynahe ganz vernichtet: die Engländer hätten Toulon: Lyon sey nicht mehr republikanisch, und Paris würde von der Vendée nächstens verschlungen werden,

u. s. w. Diese lieblichen und tröstlichen Briefe kamen beynahe täglich hinein.

Der General versicherte indeß jedesmal, wenn er so einen Schreckbrief vorgelesen hatte, daß ihm gar nicht Angst sey, und daß er Landau nicht hergeben würde, es mögte auch werden, wie es könnte. Der Repräsentant aber, welcher oft auch gegenwärtig war, und welcher, außer der angedrohten harten Behandlung Aller, bey einer gewaltsamen Eroberung, die härteste für sich, als erklärter Rebell, von den Deutschen befürchten mußte, zuckte allemal die Achsel, und sagte weiter nichts, als, da man seinen redlichen Eifer, der Republik zu dienen, zu verkennen schiene, er allein auch nichts entscheiden könnte, so überließe er Alles der Einsicht und der Entscheidung des Generals. — Das bedenkliche Gesicht des Repräsentanten machte aber viele Gährung bey der Bürgerschaft und bey der Garnison.

Auch hatte die Nachricht, daß Fort Louis, oder wie es nun, zu Ehren seines Erbauers heißt, Fort Vauban, von den Kaiserlichen erobert, und die ganze dortige Garnison zu Gefangnen gemacht sey, Schreck und Bestürzung in Landau verbreitet. Die Kaiserlichen hatten die Kriegsgefangnen freilich hart genug behandelt, aber in Landau hatte man — nach Nachrichten von außen — Alles

noch vergrößert, und gar ausgesprengt: die Kaiserlichen hätten mehr als 600 Mann auf der Stelle niedergemacht, und die übrigen würden nach der Türkey geführt, und da als Sklaven verkauft werden. Ueberdieß war auch Fort Vauban gänzlich ruinirt und in Grund geschossen worden. Nachrichten und Gerüchte genug, um die Garnison und die Bürgerschaft zu erschüttern und auf ernsthafte Ueberlegung zu lenken!

Ein grosser Theil der Bürgerschaft glaubte denn, daß ihrer Stadt ein gleiches Schicksal bevorstände, und zitterte. Viele von ihr schlossen daher, und sagten ziemlich laut, daß es doch besser sey, den Platz herzugeben, als ihn hernach ausplündern und verbrennen zu lassen.

Eines Tages saßen verschiedne Bürger in einem Weinhause am Markte, und räsonnirten über die Gefahr, worin Landau schwebte. Zwey von ihnen behaupteten, daß es höchst unvernünftig sey, sich noch vertheidigen zu wollen. Man sollte die Preußen einmarschieren lassen, und wenn der General nicht daran wollte, so müßte man ihn dazu zwingen u. s. w. Diese beyden Bürger wurden als Meutmacher angegeben, und auf Befehl des Generals eingesteckt. Dentzel aber stellte dem General vor, daß dieses Verfahren unüberlegt wäre; sie kamen also wieder los, nachdem sie ver-

sichert hatten, daß sie nicht aus üblen Gesinnungen gegen die Republik so gesprochen hätten.

Auch war es einem Theil der Garnison nicht gut zu Muthe. Viele von den Volontärs nämlich glaubten, sie würden über die Klinge springen müssen, wenn man die Stadt endlich ohne Kapitulation einnähme, und murrten darüber, daß man hiezu noch keine Anstalten machte. Alle von dieser Art waren niedergeschlagen und voll Furcht und Schrecken, außer denen, welche wahren Patriotismus besaßen: diese blieben getrost, und behaupteten, daß man frey leben oder umkommen müßte.

Ich muß hier etwas von mir erzählen, das freylich einem Flausäckchen nicht sehr unähnlich sehen würde, wenn ich Landau's Rettung für möglich gehalten hätte, so sehr es sonst mit dem Plane übereinstimmte, den ich bey meiner Mission vor Augen haben mußte. Ich hatte nämlich mit einigen Kavalleristen ziemlich genauen Umgang. Eines Tages ging ich mit noch dreyen auf dem Walle spazieren. Was meynst Du wohl, Citoyen, fragte mich der Eine, wenn die Preußen endlich doch herein kommen, was es geben wird?

Ich: Ja, das weiß ich nicht! Was mich betrifft, so werde ich gehenkt.

Kavallerist: Gehenkt? wie denn so?

Ich: Weil ich ein Deserteur bin. Aber sie sollen mich gewiß nicht lebendig kriegen. Wenn's soweit kömmt, so nehme ich ein Pistol, und jage mir eine Kugel durch den Kopf: Besser so, als am Galgen gestorben!

Kavall.: Aber sag', sind denn die Preußen so schlimm?

Ich: Das sind gottlose Gevatterleute: die kennst Du noch nicht, mein lieber Citoyen!

Kavall.: Was wird denn mit uns werden?!

Ich: Nicht viel gescheides!

Kavall.: Sollten wir denn wirklich Gefahr laufen?

Ich: Höre, Citoyen, kommen die Preußen ohne Kapitulation durch Gewalt herein, so müßt Ihr Alle über die Klinge springen, müßt Alle ins Gras beißen, so gewiß, als zweymal zwey viere sind.

Kavall.: Das sind schlimme Aspekten!

Diese Unterredung machte sehr sichtbaren Eindruck auf die Reuter, und in kurzer Zeit erfuhr ich, daß das Gerücht davon durch die ganze Garnison verbreitet war. Die Preußen, hieß es überall, werden uns niederhauen, werden alles verwüsten, wenn wir nicht kapituliren.

In dieser Noth liefen nun Bürger und Soldaten zum General, und baten ihn, er wolle ihre

Häuser und ihr Leben schonen, und die Stadt lieber jezt aufgeben, als sie Alle in so große Gefahr sinken lassen. Aber Laubadere wies jeden Antrag von dieser Art mit Unwillen und Verachtung von sich. Laßt die Stadt zu Grunde gehen, sagte er immer, ich bin ein ehrlicher Mann ich kenne das Gesetz, und werde der Republik nie untreu werden!

Bey dem Repräsentanten Deutzel, der vielleicht hoffen mogte, durch Kapitulation sein und der Stadt Unglück abzuwenden, hatten die Bedrängten mehr Trost. Er versicherte sie, daß Gefahr allerdings vorhanden sey, aber eine Gefahr, die man jezt noch heben könnte; allein daß er für sich nichts darin thun dürfte, vorzüglich da man ihn schon einmal in Verdacht der Verrätherey gehabt hätte. Der General wolle nichts von Uebergabe hören; er habe sich, wie es schiene, einmal vorgenommen, die Stadt bis auf den lezten Augenblick zu behaupten, und sollte auch Alles dabey zu Grunde gehen. Er also könnte nichts machen, und müßte sich Alles gefallen lassen. — Auf diese Weise kam denn ein Aufstand zum Gähren, der auch bald ausbrach.

Eines Tages erschien ein Trompeter vom General Knobelsdorf — der Kronprinz war abgegangen, um seine Vermählung mit der Prin

jessin von Mecklenburg in Berlin zu vollziehen — im Fort Landau, und verlangte, daß man dem General seine Ankunft melden mögte. Laubadere ließ ihm zurück sagen: Er mögte nur dem General Knobelsdorf zu wissen thun, daß er keine Briefe von ihm mehr annähme. Ein solcher Briefwechsel sey illegal und hier ganz unnütz, weil man doch nichts weiter, als die Uebergabe von Landau, vor Augen habe, woraus aber durchaus nichts werden könnte.

Der Trompeter ritt zurück, kam aber nach einer Stunde wieder, und foderte, daß der General wenigstens seinen Brief annehmen sollte. Aber auch dieses schlug Laubadere ab, und so blieb der Trompeter, der nicht abziehen wollte, den ganzen Tag im Fort.

Indessen verbreitete sich das Gerücht in Landau: der General sey böses Sinnes: er wolle die Garnison und die Stadt unglücklich machen: er höre nicht einmal den feindlichen Trompeter. — Darauf schickten die Bataillons Deputirte an den General, und bestanden darauf, daß er den Trompeter hören sollte; Laubadere aber gerieth in Hitze, besonders da ihn die Deputirten ziemlich stark angegangen waren, und jagte sie mit groben Worten fort. Im Zorne sagte er: qu'importe que Landau soit foutu, et que vous soyer foutus aussi,

pourvuque je sauve mon honneur (was liegt daran, wenn Landau und ihr alle mit zum Henker fahrt, wenn ich nur meine Ehre retten kann!).

Diese Worte waren das entscheidende Signal zum Aufstand. Die Deputirten liefen nach den Kasernen, und zu den auf allen Straßen zusammengerotteten Volontärs, und sagten ihnen, wie verächtlich sie wären empfangen worden, und daß der General nichts anders im Sinne habe, als sie alle ins Verderben zu stürzen. Hierauf gings in hellem Haufen vor das Haus des Generals, welches förmlich bestürmt wurde. Es war ohngefähr fünf Uhr des Abends, als dieses vorging.

Die Dragoner nur, welche auch herbey geeilt waren, widersetzten sich der rasenden Wuth der Volontärs, welche schlechterdings den General erschlagen wollten, und aus vollem Halse schrieen, daß er ein Verräther sey, der mit dem Feinde ein verwickeltes Verständniß habe; der die braven Republikaner den Preußen zum Morden hinliefern wolle u. s. w. Der Lärmen wurde fürchterlich; sogar die Bürgerschaft kam in Harnisch, und alle kamen darin überein, daß Laubadere nicht ferner mehr Kommandant seyn könne. Gegen acht Uhr wurde endlich der Trompeter eingelassen, und seine Depeschen nahm der Oberste der Reuterey an, welcher von den Volontärs hiezu war ersucht worden.

Die Volontärs foderten, daß er sofort die Depeschen öffnen sollte, er aber versicherte, daß ihm dieses nicht zustehe: das müsse der General durchaus thun. — Was General! rief alles überlaut: Laubadere der Verräther, ist unser General nicht: er soll die Depeschen nicht öffnen: Du, du sollst sie öffnen! — Nein! schrie der Oberste, das darf ich nicht: das Conseil de défense soll sie öffnen: man rufe es gleich zusammen!

Er begab sich hierauf sofort aufs Gemeinhaus, wo denn auch das Conseil de défense zusammenkam, welches die Briefe des Generals Knobelsdorf erbrach. Der Oberste trat bald darauf ans Fenster und rief der versammelten Menge zu: die Preußen wollen Landau!

So gebe man ihnen Landau, und erhalte unser Leben — war die einförmige Stimme aller Zuhörenden.

Ich werde Morgen antworten, schrie der Oberste entgegen. Was Morgen, erwiederte der Haufen: Heute noch übergebe man Landau, und erhalte unser Leben!

Freilich soll Euer Leben und Eure Freyheit erhalten werden, war des Obersten Antwort: aber die Preußen sind noch nicht hier; und wären sie hier, so würden sie gewiß weder Eure Freyheit noch

Euer Leben kränken. Die Preußen sind keine Oestreicher.

Hierauf schickten alle Bataillons der Volontärs, so auch die Reuter und die Dragoner Deputirte aus ihrem Mittel an den Obersten der Reuterey, und ersuchten ihn, das Kommando der Festung, statt des Verräthers Laubadere, zu übernehmen. Es ist zwar gegen das Gesetz, erwiederte dieser würdige Mann, daß ich in Euer Begehren willige; aber die Noth zwingt mich, mich der bedrängten Stadt und des Vaterlandes anzunehmen. Ihr wollt mir also gehorchen? — Ja, erwiederten Alle einhellig. Gut! ich nehme das Kommando an, und Morgen sage ich Euch, was weiter geschehen soll. Jezt geht nach Hause, und seyd ruhig! Es siehet braven Republikanern schlecht an, durch Tumult und Aufruhr Ruhe und Ordnung zu stören.

Die Menge verlief sich nach und nach — es war schon sehr spät, — aber alle riefen laut: daß sie keine 48 Stunden mehr in diesem verfluchten Neste eingesperrt bleiben wollten.

Der Oberste ging zu Denzel, und sagte ihm, daß er sich nun der gemeinschaftlichen Sache thätig annehmen müßte. Denzel fieng aber sein altes Lied wieder an, daß er in ungerechtem Verdacht gewesen wäre; daß er sich erst zu Paris

vertheidigen müßte, und was der Reden mehr waren. Aber der Oberste fertigte ihn kurz ab. Hängst Du, sprach er, von deinen etwanigen Feinden ab, oder gab die Republik dir deine Macht und dein Ansehn? Wem willst Du folgen? Sag mir nur, ob Du dein Amt, als Repräsentant thun willst oder nicht! Im lezten Fall wanderst Du ins Gefängniß, aber nicht nach dem Willen der Aufrührer, wie neulich, sondern nach dem Gesetz. Rede!

Dentzel merkte, daß er mit einem entschloßnen Manne zu thun hatte, und versprach, alles zu leisten, was in seinen Kräften stände, um dem verrückten Zustande der Stadt und der Garnison zu Hülfe zu kommen. Das ist auch nicht mehr, als deine verfluchte Schuldigkeit, versezte der Oberste, und ging.

Zwölftes Kapitel.

Fernere Begebenheiten zu Landau.

Früh Morgens ritt der Oberste mit noch einigen andern Offizieren ins preußische Lager, wo er dem Kommandeur kurz und nervös zu Gemüthe führte, daß man, ohne die Gesetze der Republik zu beleidigen, noch an keine Uebergabe denken könnte: es

wäre deswegen auch ganz überflüßig, daß man so oft Trompeter in die Festung schickte. — Der General der Preußen ließ die französischen Offiziere aufs freundlichste bewirthen, und nachdem sie lange mit einander gesprochen hatten, ritten die Franzosen zurück.

Ein Rittmeister von dem Aschersklebischen Regiment, von dessen Schwadron ein Reuter, Namens Ziegenberg, in Landau gefangen saß, bath den Obersten, doch dem armen Teufel etwas Geld mitzunehmen, und als dieser es zu besorgen versprach, stellte er ihm zwey Kronenthaler zu. Gleich nach seiner Rückkehr kam der Oberste selbst zu den Gefangenen, und rief dem Ziegenberg. Da, sagte er, schickt dir dein Rittmeister Geld, und hier hast du auch was von mir! Du wirst uns doch nicht schimpfen, wenn du wieder zu deinen Preußen kommst? Sieh, auch wir sind Menschen, aber Menschen, die frey seyn wollen, um mit mehr Würde und ungehinderter Mensch seyn zu können: Das bedenk; und lebe wohl! — Dem Reuter standen die Thränen in den Augen, und er erstummte vor wehmüthiger, freudiger Rührung. Ich habe den Namen des Rittmeisters vergessen; wenn er aber dieses lesen sollte, so wird er sich an seinen Auftrag gewiß erinnern, und dann versichere ich ihn nebenher, daß Ziegenberg viel Gutes von ihm damals

ſagte, und daß alle Anweſende, Franzoſen und Deutſche, einhellig geſtanden, daß das ein rechtſchaffner Offizier ſeyn müſſe, der ſeinen Soldaten in der Gefangenſchaft bedächte. — Scenen von dieſer Art, worin Freund und Feind gleich ehrwürdig erſcheinen — als Menſchen — ſind ganz dazu gemacht, die Menſchheit mit der Politik nun und dann etwas auszuſöhnen; aber Unmenſchen finden es angemeßner, entgegengeſezte Scenen zu Kupferſtichen auszuwählen, wie wenn ſie recht darauf ausgingen, die entzweyte Menſchheit immer noch mehr zu entzweyen. Pfui, der Barbaren!

Die Voluntärs und die Bürger in Landau glaubten nun, daß die Uebergabe keinen weitern Aufſchub leiden würde; aber der rechtſchaffne Oberſte erklärte, daß nur ein Feind des Vaterlands die Uebergabe dieſer wichtigen Feſtung betreiben könnte. Die Preußen müßten ſie niemals, oder nur im Fall der höchſten Noth bekommen. Er würde aber gegen jeden, welcher forthin darauf dringen würde, nach der Strenge der Geſetze verfahren. Beruhigen könnte man ſich indeß immer: denn wer immer auf Kapitulation dränge, ohne die Belagerten durch Hungersnoth oder Bombardement aufs Aeußerſte gebracht zu haben, der müſſe die Beſatzung für ſehr muthlos, kurzſichtig oder verrätheriſch halten, oder er ſelbſt müſſe noch kurz-

fichtiger seyn. u. s. w. — Der gute Mann wußte freilich nicht, worauf das öftere Auffodern zum Kapituliren, schon so ungewöhnlich-frühe, berechnet war: indeß sein Nichtwissen sicherte meinen Hals. —

General Laubadere war inzwischen aus seinem Hause aufs Gemeinhaus in Verwahrung gebracht worden. Es wurde ein Gericht zur Untersuchung seiner Sache angesezt, welches aus dem Maire von Landau, aus dem juge de paix, dem Kriegskommissär, und allen Obersten der Bataillons bestand. Der Repräsentant Dentzel und der oft erwähnte Oberste von der Reuterey waren auch gegenwärtig, ohne jedoch am Verhör, oder an der Berathschlagung Theil zu nehmen. Zuhören konnte übrigens jeder. Die Untersuchung wurde zwey Tage fortgesezt, und mit aller Strenge betrieben.

Das Ende vom Ganzen war, daß die Untersuchung den General von allem Verdacht, verrätherisch gehandelt zu haben, oder nur übel gesinnt zu seyn, lossprach, und ihn sofort wieder in Freyheit sezte, aber seine Aktivität, als General und Kommandant, konnten ihm seine Richter nicht wieder geben: dieß war das Vorrecht des Militärs. Der Oberste ließ deswegen der ganzen Garnison die Unschuld des Generals und die Nothwendigkeit, ihn

ohne Verzug, wieder in seine Stelle einzusetzen, bekannt machen, und Laubadere fing seine Verrichtungen wieder an, nach wie vor.

Daß diese Katastrophe mir eben nicht gefiel, versteht sich von selbst: denn ich dachte, bey dieser Gelegenheit doch noch zu meinem Zwecke zu gelangen. Aber es sollte einmal nicht seyn!

Die Lebensmittel gingen indeß nach und nach in den Magazinen zusammen, und der Lieferant oder Ammunitionnaire, Barthelomäi, versicherte, daß die Garnison nur noch bis auf Weihnachten zu essen haben würde, da er bey der lezten Untersuchung einer Niederlage, viele Säcke, mit Spreu statt Mehl gefüllt, aufgefunden habe. Dentzel ließ die Niederlagen des Getraides und des Mehls nun alle durchvisitiren, und da fanden sich wirklich über 100 Säcke, die von habsüchtigen Verräthern mit Spreu und Häckerling angefüllt waren. Dieser Betrug mußte aber schon unter dem Kommando des Generals Gillot sein gespielt worden; vielleicht auch schon früher, und so fiel er niemanden von den damals in Landau Gegenwärtigen zur Last, doch machte diese Entdeckung abermals sehr starken Eindruck auf die Garnison. Man berechnete nun noch genau, was für Vorrath da sey, und fand, daß die Garnison noch bis zu Ende des Januars subsistiren konnte.

Dentzel ließ die Bürgerschaft in der Kirche der ehemaligen Augustiner zusammen kommen, und hielt eine sehr pathetische Rede, worin er sie ermahnte, ihren Ueberfluß an Lebensmitteln an die Garnison abzugeben, da man entschlossen sey, Landau erst dann hinzugeben, wenn alles aufgezehrt seyn würde: und die gutgesinnten Bürger brachten noch auf einen ganzen Monat Lebensmittel für die Besatzung zusammen.

Das frische Fleisch ging vorzüglich zuerst zusammen, und da man doch für das Lazareth frisches Fleisch haben mußte, so wurde beschlossen, Pferde zu schlachten, und davon der Soldatenschaft ein halbes Pfund täglich, nebst sechs Loth Speck, etwas Käse, Butter, Essig und Oehl zu reichen: und diese Subsistenz genossen wir bis zum Entsatz der Stadt. Außerdem erhielt der Mann noch eine halbe Bouteille Wein täglich.

Die Franzosen verstanden sich leicht, Pferdefleisch zu essen, aber die Deserteurs und Kriegsgefangnen wollten schlechterdings nicht daran, und fingen heftig an, über das Schindfleisch, Schindangerfressen u. s. w. zu räsonniren. Es ist zwar richtig, daß das Pferdefleisch mit dem Ochsenfleisch nicht in Vergleichung kömmt, besonders da die davon gekochte Suppe nicht viel werth ist: aber dem-

ohnerachtet läßt es sich immer essen, wenn es gut bereitet wird, und die Pferde nicht zu alt sind. Gewöhnlich wurde eine Brühe von Speck und Essig daran gemacht, und so konnte man es immer genießen. Die Frau Brion hat mir mein Pferdefleisch einigemal ganz vortrefflich zubereitet.

Wie aber wir schwerfällige Deutsche an dem Joche der Gewohnheit überall weit fester hängen, als der lenkbarere Franzose, so auch hier. Das Vorurtheil aus Mangel an Gewöhnung beherrschte die deutschen Deserteurs und Gefangenen lange eben so, wie das entgegengesezte Urtheil, oder der angewöhnte Wohlgeschmack unsere Vorfahren vorzeiten beherrschte. Diesen war Pferdefleisch eines ihrer köstlichsten Gerichte, so köstlich, daß der Haupt-Lähmer altdeutscher Kraft — ich meyne den heiligen Bonifacius — es kaum dahin bringen konnte, ihnen den Geschmack daran abzugewöhnen. Papst Gregor III, und dessen Nachfolger, Zacharias, hatten ihm dieß aufgetragen, weil ihre Heiligkeiten Pferdefleisch für unrein und abscheulich hielten. Aber die lezte Heiligkeit hielt dafür auch die Krähen, Störche, Biber und Hasen! *)

*) Schmidts Geschichte der Deutschen. Ulm 1785. 6. B. S. 6.

Daß indeß ihre päbstliche Heiligkeiten, wie gewöhnlich, so auch hier eben nicht recht hatten, bezeugt die Völkerkunde und die Geschichte. So speisen die Samojeden selbst krepirte Pferde, und halten einen Pferdekopf für eine besondere Leckerey. Die Nogayischen Tataren ziehen das Pferdefleisch durchgehends dem Rindfleische vor, und heben den Kopf, als einen Leckerbissen auf für die Vornehmen. De la Motraye aß unter den Krimischen Tataren von einem Füllen, dessen Fleisch er für Kalbfleisch hielt. Bernier genoß unter den Usbekschen Tataren ein sehr gutes Pferde-Ragout. Selbst in Sina wird Pferdefleisch auf die Märkte gebracht, und die Sinesen essen es eben so gern, als alle Völker in Osien. Opit berichtet, daß die Kalmucken die fetten, unberittenen Pferde vorzüglich schlachten, und daß ein Braten davon wirklich sehr lecker sey. In Tunkin, auf Sumatra, auf der Küste Koromandel und in den andern angränzenden Gegenden genießt man Pferdefleisch eben so gern als Rindfleisch. Die Neger auf der Küste Guinea schätzen das Pferdefleisch sehr, ungeachtet es dort nicht oft vorkömmt. Auch in Amerika findet man diesen Geschmack, vorzüglich im südlichen. Die Einwohner von Patagonien ziehen das Pferdefleisch allem übrigen vor, und essen es roh oder gebraten. Die Chilesen und die

Eingebohrnen in Buenos Aires machen es nicht anders. Selbst der König von Schweden suchte noch im J. 1784 dem Fleischmangel dadurch abzuhelfen, daß er sich bemühte, den Genuß des Pferdefleisches, durch ausgesetzte Prämien und Pensionen, allgemein einzuführen. Der ganze Hof folgte, und wer sich ergeben gegen die Schwedische Majestät zeigen wollte, aß Pferdefleisch, oder empfahl dessen Genuß.

Freilich können abgenuzte, alte Pferde nicht so wohlschmecken, als junge Füllen, oder das Fleisch von wilden Pferden. Den Johann Reinhold Forster versicherten Kirgisen, welche Rinder und sehr wohlschmeckende Schafe in Menge hatten, daß sie ein Füllen allem andern Fleische vorzögen. Junge wilde Pferde sind für die obigen Völker das leckerste Wildpret. Vorurtheile wirken indeß hiebey viel, und es kostet selbst dem philosophischen Kopfe Mühe, sich über sie hinauszusetzen, sobald sie durch Erziehung und Gewohnheit, die sogar Menschenfresser ziehen kann, eingewurzelt und befestigt sind. *)

*) Man lese den Bent Bergius über die Leckereyen, aus dem Schwedischen, mit Anmerkungen von D. J. R. Forster, und D. Kurt Sprengel, 2. Th. S. 55. ff. — F. L. Walther von Menschenverspeisenden Völkern und Menschenopfern. — Lindemanns Moral alterer Volker, S. 330.

Aber auch hievon weggesehen, würde Pferdefleisch, allgemein gegessen, hier zu Lande ein gar theures Essen werden; und so mögen meine delikaten Leser ihre gewöhnliche Essereyen immer fortsetzen, wenn sie aus dieser Episode nur soviel sehen: daß man sehr unrecht thut, wenn man die höchste Noth einer belagerten Stadt daraus folgert, daß sie, um ihren Lebensunterhalt zu verlängern, sich zum Genuß des Pferdefleisches entschließt.

Daß die Landauer Garnison und Burgerschaft während der Belagerung Mäuse, Katzen und Hunde gegessen habe, wie in einigen Nachrichten erzählt wird, ist eben so eine Unwahrheit, als daß die Stadt aufs Aeußerste sey gebracht gewesen. Landau konnte sich noch immer bis zum März 1794 halten. Der Zwieback, womit ein ziemlich großes Magazin angefüllt war, und den der General bis auf die lezte Noth sparen wollte, ist gar nicht angegriffen worden: Bohnen und Erbsen auch nicht.

Die Deserteurs fingen aber doch nach und nach an, sehr in Furcht zu gerathen: denn ihnen war, nach ihrer Meynung, nichts gewisser, als daß die Deutschen doch endlich die Stadt erobern, und sie dann ein hartes Schicksal haben würden. Sie wurden also einig, den General Laubadere zu bitten, daß er ihnen den Ausgang aus Landau erlauben wolle, wo sie denn bey Nacht sich durch

die deutschen Posten ins Gebürge, und von da zur französischen Armee schleichen wollten. Die Sache wurde dem General auch wirklich vorgestellt, aber er wies sie ab. Ihr kommt nicht durch, und könnt nicht durchkommen, sagte er, und ich würde die Verantwortung haben, wenn ich Euch der Gefahr ausszte, aufgehascht zu werden. Aber ich verspreche Euch, im Fall wir ja kapituliren müßten, daß für Euch soll gesorgt werden. Ihr sollt auf jeden Fall frey nach Frankreich kommen.

Die Deserteurs beruhigten sich doch nicht ganz, und Einige wagten es, bey Nacht aus der Festung wegzulaufen, und schlichen gegen Abend auf einen Abtritt auf dem Wall, wo sie Stricke befestigten, und sich um Mitternacht daran herabließen. Zwey davon entkamen glücklich, drey aber wurden von den Schildwachen angehalten, und zurückgebracht. Diese ließ der General einige Tage einstecken.

Mir wurde die Zeit besonders lang, und ich wünschte nichts sehnlicher, als daß Landau den Deutschen zu Theil werden mögte. Ich wünschte dieses blos um meinetwillen, denn ich befürchtete, wenn Entsatz käme, so mögte die Sache des Repräsentanten nachher noch einmal genauer untersucht, und ich nicht aufs angenehmste hinein verwickelt werden. Es zeigte sich mir auch bald eine Gelegenheit, aus Landau zu entkommen. Mein

Freund Brion nämlich, welcher an meiner gu-ten Gesinnung gegen die Republik gar nicht zwei-felte, gab mir zu verstehen, daß ich, da ich doch alle Schliche durch die deutschen Posten kännte, es übernehmen mögte, durchzuschleichen, und dem französischen General Fenvre, den man in der Nähe vermuthete, Nachricht von der Lage Lan-dau's zu bringen: dadurch könnte ich mich bey der ganzen Republik gar sehr insinuiren.

Diesen Antrag nahm ich mit Freuden an, und Brion sprach deswegen auf der Municipalität, und hernach auch mit dem General, der mich kom-men ließ, und mir meine Instruktion schon gab. Es kam nur noch auf den Repräsentanten an, aber dieser wollte nicht einwilligen. Man könnte und dürfte, gab er vor, keinem Fremden so etwas anvertrauen; und hierauf zerschlug sich zu mei-nem größten Verdruß der ganze Anschlag.

Ich kann meine Leser heilig versichern, daß ich einen doppelten Plan im Kopfe hatte, welchen ich würde ausgeführt haben, im Fall ich aus Lan-dau wäre geschickt worden. Ich hätte wirklich alles aufgeboten, um durch die Preußen durchzu-schlüpfen; hätte mir dieß aber nicht gelingen wol-len, je nun, so hätte ich mich zum General von Knobelsdorf begeben, und hätte ihm das ge-sagt, was er ohnehin schon wissen mußte, daß

Landau noch sobald nicht sein werden würde. Wenn ich aber, ohne bemerkt zu werden, zu den Franzosen hätte kommen können, so hätte ich durch ehrliche Erzählung von der Lage der Festung mir den französischen Kommandanten verbindlich gemacht, und dadurch allen Verdacht zerstreut, den man nachher noch gegen mich hätte fassen können.

Man muß das Ding kaltblütig überlegen, um zu finden, daß ich den Preußen keine Verbindlichkeit mehr schuldig war, wohl aber den Franzosen, vorzüglich dem braven Brion, und daß ich dabey die Pflicht hatte, auf meine Selbsterhaltung bedacht zu seyn.

Warum aber Dentzel meine Mission nicht billigen wollte, läßt sich leicht errathen. Er traute mir nicht, und konnte, als geschcider Mann, mir wirklich nicht trauen. Ich sah das selbst ein, fand seine Vorwürfe unter vier Augen billig, und war schon zufrieden, als er mir versprach, daß er für mein Durchkommen in Frankreich sorgen wollte: und vielleicht hätte er Wort gehalten, wenn ihn die Robespierrische Parthey nicht verfolgt hätte, wie ich welterhin berichten werde.

Meines Brions Bekehrungsgeschichte will ich doch auch erzählen, so wie ich sie aus seinem Munde gehört habe. Er war ehedem ein steifer Pfaffenfreund, besuchte alle Tage die Messe, beich-

tete fleißig, und kommunicirte eben so fleißig. Sein Haus stand jedem Pfaffen offen, und besonders war ein gewisser Augustiner, Pater Marcellinus, sehr willkommen. Brion war gewohnt, diesem Pater alle hohen Feste einen Kronenthaler zum Präsent zu machen, und das schon seit mehreren Jahren. Eines Tages kam der Pater zu ihm, und redete ihn mit frommer Mine also an: Lieber Hr. Brion, Sie haben mir bisher jährlich 24 Livres — (oder 6 Thaler Sächsisch) geschenkt: dafür danke ich Ihnen nochmals recht herzlich, und der liebe Gott wird es ihnen gewiß reichlich vergelten.

Brion: Ja doch, Herr Pater: Ihr' Hochwürden sollen das forthin auch so bekommen.

Pater: Tausend Gottes Lohn dafür, Herr Brion! Aber wenn nun der liebe Gott über Sie gebieten sollte? wir sind doch alle sterbliche Menschen!

Brion: Auf den Fall sollen Sie von mir durch ein Legat bedacht werden.

Pater: Das ist alles recht gut, liebster Herr Brion: aber —

Brion: (halb ärgerlich) Aber? — Wie so?

Pater: Ich wüßte einen bessern Vorschlag.

Brion: Lassen Sie hören!

Pater: Sie haben da eine Wiese, wofür ihnen der Schafwirth jährlich gerade einen Louis'or oder 24 Livres Pacht giebt: wie wär' es, wenn Sie unserm armen Kloster die Wiese eigen zuschreiben ließen?

Brion wurde über die unverschämte Zumuthung des Paters so aufgebracht, daß er ihm gerade heraus sagte, daß er von nun an von ihm keinen Heller mehr bekommen sollte. — Madame Brion, die ihres Mannes Anhänglichkeit an die Augustiner schon lange nicht leiden konnte, und überhaupt jeden vertrauten Zuspruch von Pfaffen als eine gar schlechte Empfehlung für die Einsicht des Zugesprochenen betrachtete — freilich gegen die Mode des lieben Frauenzimmers, welches den Pfaffen in und außer den Klöstern, sonst gar nicht abgeneigt ist —, bestärkte ihren Mann in seinem Unwillen gegen die Herren; und Pater Marcellinus verschrie von nun an, den edlen Brion, als einen schlechten Christen und als einen Verächter der Religion und der Geistlichkeit. Von dieser Zeit an, dachte Brion über die Pfafferey ernstlicher nach, und war bey dem Anfange der Revolution schon so weit, daß er dieses heilige Gesindel — wie er die Pfaffen nannte — für die ärgste Pest der Gesellschaft hielt. Er hatte seit 1790 weder gebeichtet noch kommunicirt, und war doch

ein Mann, wie man ihn nicht besser wünschen konnte.

Durch ihn erfuhr ich auch, wie man so ganz nach dem Völkerrecht die deutschen Geiseln in Frankreich behandelte. Es waren die Wormser städtischen und bischöflichen Geiseln, welche zur Sicherung der Neu-Constitutionen am Rhein, nach Frankreich geschickt waren, vor Landau's Belagerung, dort in und auf dem Wall ungehindert herum gewandert, blos unter Begleitung von drey Ordonnanzen. Sie logirten am Markte, dem Stadthause gegenüber, hatten drey Zimmer, nebst einem Speisesaal, kamen ungehindert zusammen, sahen weder — wie hernach die Gegengeiseln zu Erfurt — Gitterstangen, noch durchbrochne Thüren, weder Wache auf dem Abtritt, noch Nachtstuhl in dem Zimmer: kurz, sie wurden gehalten, wie Geiseln, nicht wie Gefangene — und dieß auf Kosten der französischen Nation. Die Mainzer Regierung mußte die edle Behandlungsart, welche auch ihren Geiseln in Frankreich wiederfahren war, endlich selbst rühmen; und so hatte Hr. Lever nicht unrecht, als er die Kurmainzer Regierung in Erfurt, in seiner Beschwerde-Schrift vom 27sten Sept. 1794, auf ungegründete politische Jeremiaden über erschöpfte Staatskassen, auf mention deshonorable u. dgl.

aufmerksam machte. Ein Mainzer Patent um freywillige Kriegsbeysteuer, hatte nämlich angegeben, wie wenn die Staatskassen durch die Verpflegung der Mainzer Geißeln in Frankreich wären erschöpft worden. Lever nannte dieß eine grobe Betise auf die französische Nation, und eine enorme Lüge — weil die Mainzer Staatskassen schon vorher nichts mehr gehabt hätten. Man wüßte ja, was für enormen Prunk der Hr. Kurfürst, auf Kosten seiner armen Unterthanen, allein bey der Krönung Kaiser Leopolds gemacht hätte, der übrigen nicht zu gedenken.

Dreyzehntes Kapitel.

Landau durch die Franzosen entsetzt.

General Laubadere hatte, durch einen Spion von der Rheinarmee, Nachricht erhalten, daß man alle Kräfte aufbiete, die Weißenburger Linien zu durchbrechen, um Landau zu deblokiren; und die bey der Armee befindlichen Repräsentanten hatten ihm befehlen lassen, täglich früh um 6 Uhr eine Anzahl 24Pfünder abzufeuern, zum Signal, daß die Festung noch außer der Gefahr sey, sich der Gewalt zu ergeben. Diese Order wurde auch täg-

lich aufs pünktlichste befolgt, und das Signal allemal durch ein Gegensignal von der sich immer mehr nähernden Armee erwiedert.

Niemals ist ein militärisches Unternehmen heroischer und glorreicher vollbracht worden, als die Wiedereroberung der Linien im Elsaß und der Entsatz der Festung Landau, am Ende des Jahres 1793. Die französischen Truppen, bisher von Königlichgesinnten oder aristokratischen Verräthern verrätherisch behandelt und schlecht angeführt, waren vor einigen Monaten der Uebermacht gewichen und hatten die Linien von Weißenburg schändlich verlohren. *) Der Erfolg dieses Verlustes war, daß sie sich hinter das Gebürge ziehen, und dem Feinde das flache Land bis nach Strasburg hin überlassen mußten. Die Lage der Franzosen ward noch bedenklicher, da in Strasburg eine Konspiration entstand, wodurch man den Kaiserlichen die Stadt überliefern wollte. Es kann seyn, daß Eulogius Schneider bey der Entdeckung dieses Kon-

*) Jener Soldat hatte ganz recht, welcher im National-Convent sagte: „So lange wir Assignaten an unsere Feinde geben werden, werden wir siegen, werden wir Munition haben, und man wird mit uns machen können, was man will.“ — Selbst Condé sah dieß ein, als er vor der Wiedereroberung der Linien gegen die österreichischen Generale ausrief: Frankreich reinigt sich von unsern Eroberungen! wir sind verlohren! — Man lese das pariser Journal universel, N. 1502, pag. 6503.

plots mehr Verbrecher entdeckte, als wirklich da waren: aber es iſt unläugbar, daß ein ſolches Komplot wirklich ſtatt gefunden, und daß der Maire Dietrichs, ſonſt Hr. von Dietrichs, ſtarken Antheil daran genommen hat. Wäre Strasburg damals in die Hände der Kaiſerlichen gefallen, ſo war zwar Landau noch nicht erobert, aber alsdann mußte erſt Strasburg wieder erobert werden, und die Linien der Deutſchen waren noch ſicher.

Daher bemühten ſich die Republikaner, unaufhörlich vorzudringen, trotz den entſetzlichen Mordgefechten bey Lautern. Die Preußen machten ſogar Verſuche auf die Bergfeſtung Bitſch, und wenn ſchon dieſe Verſuche fehlſchlugen, ſo mußten doch die Franzoſen immer mehr einſehen, welche Gefahr ihnen drohte. *)

---

*) Dieſe Gefahr war ſo einleuchtend, ſo groß und ſo allgemein, daß die Vorſtellung davon jeden Franzoſen, der nur etwas Freyheitsgefühl oder Selbſt- und Vaterliebe hatte, wie elektriſch zur allgemeinen patriotiſchen Vertheidigung anfeuern mußte. Sie konnten ſchon aus dem, was die Oeſtreicher und Preußen auf franzöſiſchem Boden bis jetzt getrieben hatten, das ſich denken, was ſie weiter treiben würden, wenn man ihren Fortſchritten nicht nachdrücklich widerſtehen wollte. Das Benehmen der Verbündeten, vorzüglich der Oeſtreicher, war ein zu grälicher Commentar der Manifeſte, als daß man hätte ſondern können, deren Ausführung weiter ruhig abzuwarten. Die Wiedereroberung der Linien, und der darauf erfolgte Entſatz von Landau hatte alſo allgemeinere und ſtärkere Motive, als die drey Millionen Livres, welche der National-Convent der Armee, die Landau entſetzen würde, verſprochen hatte. Wenn demnach Girtanner im 5. B. ſeiner Annalen S. 309

Sie fanden es daher unumgänglich nothwendig, die Elsaßer Linien anzugreifen, und da durchzubrechen. Den 22ten Dezember vereinigte sich der größte Theil der Moselarmee mit der Rheinarmee, und nun begann das Riesen-Werk. Toulon ist wiedererobert, also auch hier Landau oder der Tod — war das Losungswort, unter welchem sie wie wilde Bären fochten und auf die Kaiserlichen einfielen. Aber am 26ten, als am andern Christtage, wagten sie endlich eine Hauptschlacht, und fochten, besonders auf dem Geisberg bey Weissenburg, wie Wüthende. Der Erfolg davon war, daß die Kaiserlichen, und die Reichsvölker, welche in Weissenburg und in den angränzenden Oertern standen, weichen und dem siegreichen Feinde das Feld lassen mußten. Die Franzosen wurden Meister von den Linien im Elsaß d. i. von einer großen Reihe Schanzen, Verhauen u. dgl. welche oberhalb Ha-

---

schreibt: „Landau ward entsezt, aber nicht durch die Kraft republikanischer Waffen, sondern durch die Allmacht des Geldes; nicht durch Patriotismus, sondern durch Eigennutz" — so steht einem der Verstand stille, und man begreift nicht, wie nur ein Mensch von schlichtem Menschensinn, aber noch weniger, wie ein Schweizer, der doch, als Stück von Republikaner, die Allmacht des Patriotismus besser kennen sollte, so etwas Widersinniges hinzuzeichnen konnte. Bey Sittauern mag das Geld allmächtig seyn, daß es dieß aber nicht bey den französischen Republikanern war, erfuhr ich in Landau, wo nicht einmal eine Million hinreichte, den Patriotismus [illegible] Einiger zu beschleichen

genau anfängt, und herunter bis nach Bergzabern hinläuft, und wenigstens 12 bis 14 Stunden Länge hat. Die Franzosen eroberten viele Kanonen, machten viele Gefangne u. s. w. Der Verlust der Kaiserlichen an Menschen, Magazinen, Pulver, Waffen, Kleidungsstücken u. dgl. war unermeßlich. — Aber da diese an sich höchst merkwürdigen Vorfälle, freilich partheiisch genug, von andern Schriftstellern erzählt sind, so will ich wieder von meinen Erfahrungen reden, wenn ich erst noch folgende Anekdote werde erzählt haben.

Als ich im März 1795 von Freiburg nach Offenburg wanderte, kehrte ich in einem Badischen Dorfe ein, wo ich mit einigen Kaiserlichen Kavalleristen im Wirthshause von den Kriegsangelegenheiten zu sprechen kam. Ja, sagte ein Kavallerist, es sind doch rechte Spitzbuben die Kondeischen Hunde (er sprach von der Armee der Emigrirten). Wir hatten, schau der Herr, einen Chasseur bey Schweighausen gefangen: es war ein blutjunges Kerlchen, und wir hatten ihm Pardon gegeben. Da führte der Teufel einen ganzen Haufen von den Kondeischen herbey: die riefen wie unsinnig: Patriot! Patriot! und hieben auf unsern Gefangnen ein. Wir setzten uns zur Wehre: da sutterten die Spitzbuben, und machten Mine, uns alle niederzuhauen, wenn wir ihnen den

Gefangnen nicht abliefen. Einer davon verstund deutsch und sagte, daß sie den Patrioten zu ihrem Prinz Condé bringen müßten. Was wollten wir machen! wir überliefen ihnen den Chasseur, und baten sie ihm nichts leids zu thun. Sie versprachens zwar: aber — o hole der Teufel die verfluchten Racke! — auf 20 Schritte von uns, hieben sie ihn in Stücken, und jagten davon.

So abscheulich diese Anekdote ist, so war doch ein Werber von dem sogenannten Anglois, d. i. von dem Emigranten-Korps, welches unter dem Namen Englisches Regiment de Montbaillon, — ich glaube, so muß man diesen Namen schreiben; wenigstens sprach man ihn so aus — damals im Breisgau zu Ettenheimmünster für Englands Rechnung errichtet wurde: ein Werber, sag' ich, von der feinen Bande war noch so unverschämt, daß er dem Kavalleristen widersprach, und das Verfahren der Kondeischen an dem unglücklichen Chasseur billigte und rechtfertigte. Aber der Reuter sah ihn mit Verachtung an, und sagte: wenn der Herr so was loben kann, so ist der Herr nicht ein Haar besser, als die Kondeischen Hallunken selbst. —

Der Rückzug der Preußen und Oestreicher wurde schon den 26ten Dec. in Landau bemerkt, aber am 27ten kam die gewisse Nachricht, daß die Be-

freyung nahe und völlig gewiß sey. Man kann sich kaum vorstellen, welche freie Wirkung diese Nachricht unter der Bürgerschaft und der Garnison hervorbrachte. Einer lief immer gegen den Andern, und schrie freudig: „Weißt du was Neues? die Preußen ziehen ab: wir sind entsetzt!“ Der General legte sich in sein Fenster, und schrie einmal übers andere: Me voilà au comble de mes voeux: la place est sauvée, la place est à la République!

Endlich kamen französische Husaren, und brachten Briefe an Landauer und an Deutzel. Die Landauer Bürger rissen sich um diese Husaren: jeder wollte sie in sein Haus haben, jeder wollte sie bewirthen. Abends war ich selbst in einem Hause, wo einige Husaren zusammen zechten. Ich ließ mirs 3 Livres kosten, und die Franzosen wurden mir gewogen. Da ich so ziemlich patriotisch sprach, drückten sie mir die Hände, und wollten, daß ich gleich mit sollte. Du mußt unter unserer Escadron dienen: du bist würdig, die Republik vertheidigen zu helfen: Frankreich muß dein Vaterland werden! — Kein froherer Mann kann gedacht werden, als ein siegender Republikaner! Aber sein Sieg betrifft auch ihn und seine eigne Sache mit! —

Den 28ten Dezember wurde Landau förmlich geöffnet: denn da waren die Preußen völlig abgezogen, und hatten ihren Weg nach Germersheim zu genommen. Der General Fenvre bezog die Festung, und Laubadere nebst Delmas und der bisherigen Garnison zogen ab.

Die Deserteurs, zu welchen ich damals noch gerechnet wurde, sollten in Begleitung von zwey Gensd'armes nach Weissenburg und von da weiter nach Frankreich gebracht werden: mir aber wurde gesagt, daß der Repräsentant und der General befohlen hätten, ich sollte noch da bleiben. Diese Worte erschreckten mich; da man mich aber nicht festsezte, und da der Befehl von Leuten kam, denen eine Untersuchung auf meiner Seite eben nicht sehr willkommen seyn konnte, so beruhigte ich mich.

Die Deserteurs gingen den 28ten früh um 9 Uhr aus Landau. Gleich darauf begab ich mich zum Adjutant Doren, um ihn zu fragen, warum ich nicht folgen sollte. Du was, sagte dieser, da steckt gewiß ein Misverständniß. Laubadere geht noch heute weg, und kann sich für jezt mit dir nicht befangen. Geh du immer nach Weissenburg und sey in Zukunft ein braver Citoyen: dann wird dir's schon noch gut gehen.

Ich nüzte diesen Wink, und verließ Landau um 11 Uhr, nachdem ich noch vorher mit dem bra-

ven Brion gegessen, und von ihm und seiner guten Familie Abschied genommen hatte. Diese biedern und hellen Leute werden mir Zeitlebens unvergeßlich bleiben.

Die Fortschritte, welche die Republikaner von da an machten, waren eben so schnell, als die Vortheile, welche ohngefähr 9 Monate vorher die Preußen über die Truppen des Cüstine davon getragen hatten, aber sie waren weit reeller. Die Kaiserlichen zogen sich pfeilschnell mit ihren Reichstruppen über den Rhein, und die Preußen deckten diesen Rückzug, so gut es sich thun ließ. Die Franzosen machten auch sofort Anstalten, Fort Vauban zurück zu erobern. Andere warfen sich ins Speiersche und Pfälzische, aber nicht so schonend, wie im Jahr 1792: denn wohin sie kamen machten sie Erpressungen, und trieben Dinge, welche sich nimmermehr entschuldigen, wohl aber demjenigen begreiflich machen lassen, der da bedenkt, daß diese Nation damals aufs äußerste gebracht war, und sich ihrem Untergange und ihrer völligen Unterjochung nahe sah; daß die Deutschen in den französischen Gegenden, wohin sie gekommen waren, eben so abscheulich und wohl noch abscheulicher gehauset hatten, und daß man ohne Gefahr keine Strenge gebrauchen konnte, gegen die Exzesse begehenden Volontärs, welche man wenig Tage zu-

vor mit Verluſt vieler Tauſende gegen feindliche Batterien und Schaaren geführt hatte. Ich werde über dieſen wichtigen Gegenſtand noch mehrmals meine Anmerkungen mittheilen: jezt fahre ich in meiner Geſchichte fort.

Vierzehntes Kapitel.

Meine Reiſe von Landau nach Straßburg.

Auf dem Wege von Landau nach Weiſſenburg traf ich jeden Augenblick Reuter und Volontärs an, welche ihrem Heere noch nachzogen; bey Bergzabern aber geſellten ſich Einige zu mir, die auch nach Weiſſenburg wollten. Ich hatte da Gelegenheit, Vieles über die franzöſiſche Armee zu erfahren, und insbeſondere erklärte mir einer, warum die Guillotine ihren Heeren folgen müßte. Das geſchieht, ſagte er, um uns vor Verrätherey zu ſichern, welche uns überall verfolgt, und welche wir mit Gewalt unterdrücken müſſen. Stelle dir einmal die Spitzbüberey der Ariſtokraten vor! Sie haben ſich hier und da zu Wegweiſern aufgeworfen, wenn kleine Abtheilungen von Republikanern die Gegend nicht kannten. Alsdann haben ſie die unbeſetzte Mannſchaft den Feinden in die Hände geführt, und

diese haben die Irregeführten niedergehauen. Wenn nun so ein Schurke entdeckt wird, so spaziert er nach dem Befehl der Volksrepräsentanten jezt auf die Guillotine, die wir eben deswegen immer bey uns haben. In Soldatensachen hat man aber die Guillotine niemals bey der Armee gebraucht, und selbst die Deserteurs sind nie guillotinirt, sondern erschossen worden. — Es ist daher ein sehr ungegründetes Vorgeben, daß die französische Bravour der Guillotine ihr Daseyn zu danken habe.

In Weissenburg, wohin ich erst gegen Abend kam, sah und hörte ich nicht viel Angenehmes. Die deutschen Truppen hatten bey ihrem Rückzuge noch alles rein ausgeplündert, und einige Leute sogar erschossen, welche etwas zu früh: „es lebe die Republik!“ gerufen hatten. Weissenburg ist eine kleine Stadt am Gebirge, deren Einwohner nicht alle republikanisch gesinnt, und daher mit den zurückziehenden Deutschen stark ausgewandert waren. Die Häuser dieser Aristokraten wurden von den Volontärs und von den republikanisch gesinnten Bürgern sehr mishandelt und ausgeplündert. Wir hatten auch in so einem aristokraten Hause unser Quartier, wo selbst unsre Deserteurs es trieben, wie es ging: sie liefen gar des Nachts herum stehlen.

Wir mußten bis auf den 30ten December Nachmittags in Weissenburg bleiben, weil wir mit ei-

nem Transport Kriegsgefangnen nach Strasburg wandern sollten. Am 29ten erhielten wir Brod und Wein, und den 30ten zogen wir ab, an der Zahl etwan 60 Deserteurs, und 600 Gefangne. Ein Kapitän und 50 Velemäre begleiteten uns, doch ohne auf uns scharf Acht zu geben: da hernach in Strasburg die Zahl nicht mehr ganz voll war, so glaube ich, daß mehrere weggelaufen sind.

Erst den 31ten kamen wir nach Hagenau, einer Stadt, die sonst beynahe ganz offen war, jezt aber mehrere Schanzen und Werker hat, welche theils durch die Franzosen theils durch die Deutschen errichtet sind. Wir wurden ins Franziskanerkloster gebracht, wo wir so viel kaiserliches Kommißbrod erhielten, als uns gefiel. Die Kaiserlichen hatten bey ihrem übereiligen Zurückzug nicht einmal ihr Kommißbrod mitnehmen können, und litten daher unterwegs starken Mangel, wie ich hernach gehört habe. Unter den mehreren gefangenen kaiserlichen Offizieren befand sich ein gewisser Leutnant Zimmer, vom Regiment Wilhelm Schröder. Dieser verstand kein französisch, und bath mich, den uns führenden Hauptmann seinetwegen zu bitten, daß er ihn den folgenden Tag möchte fahren lassen, indem er schlechterdings nicht mehr gehen könnte. Ich that das, und der Kapitän kam selbst zum Leutnant, und versicherte ihn

nicht allein, daß er sollte gefahren werden, sondern schickte ihm auch Wein, Weißbrod und eine Schüssel voll Ragout oder wie die Polen es sagen, fricôt. Auf den folgenden Tag versorgte er ihn noch besser. Auch die andern Offiziere erhielten ganz gutes Traktament, gerade wie die französischen — und doch schimpften die undankbaren Herren damals noch schrecklich auf die verfluchten Königsmörder!! Ihr Glück war es, daß die Franzosen sie nicht verstanden, und daß ihnen überhaupt an den Gesinnungen der Kriegsgefangnen wenig gelegen war.

Aus Hagenau waren weit mehr ausgewandert, als aus Weissenburg, wie denn überhaupt keine Provinz mehr Emigranten nach Deutschland geschickt hat, als der Elsaß, besonders der Unter-Elsaß. Die Ursache hievon ist nicht schwer aufzufinden. Elsaß stand nie recht in Verbindung mit Frankreich, und handelte immer mit Deutschen: selbst die Sprache band es an Deutschland. Und dann sind die Elsasser von allen Religionen viel zu orthodox, als daß ihnen das neue System sogleich hätte gefallen können. Daher die vielen Geflüchteten, wovon aber doch die meisten zurückgekehrt sind, die Edelleute und Geistliche ausgenommen, wie ich weiterhin erzählen werde.

Den Weg von Hagenau nach Strasburg werde ich niemals vergessen. In einem Dorfe, ohnweit Hagenau, kam ein Junge von ohngefähr 12 Jahren, auf einen gefangnen Razen zugelaufen, mit wüthender Miene und einem Messer in der Hand, und schrie: „Der Hund da muß mir verrecken!“ — Die Valentärs entfernten den Jungen, aber vergebens: er kam immer wieder, und schrie ohne Unterlaß, der kaiserliche Hund müsse verrecken. Der Offizier wollte wissen, was der Junge vorhabe. „Ach, schrie er, dieser Kerl da hat mir meinen Vater todtgeschossen, und jezt will ich ihn auch todtstechen.“ Der Junge wurde aber mit Gewalt abgewiesen, und der Hauptmann sagte so vor sich hin: ce sont de sacrés matins ces bougres de Kayserlics! Der Razze versicherte indessen hoch und theuer, daß er den Bauer nicht erschossen habe, allein die Leute im Dorfe schwuren alle, daß wenigstens gerade so ein Kerl, wie er, den armen Mann erschossen habe, blos weil er gesagt hatte: Ihr müßt doch wieder zurück: unsre Leute kommen schon.

In Brumat, einem ansehnlichen Flecken, drey Stunden von Strasburg, war alles versammelt, als wir durchzogen, und jeder schimpfte auf die Kaiserlichen Kriegsgefangnen. „Schwarz-Fleisch, Weiß-Geld!“ schrieen sie ihnen unaufhörlich zu:

denn mit dieser Anede hatten die Herren Oestreicher kurz vorher die armen Leute exequirt. Die Herren gingen aber jezt gerade, wie Roß sagt:

— — Wie ein Pferdemann

Der seinen ganzen Kram zerfallen hat.

Keiner getraute sich, aufwärts zu blicken, und der Leutnant Zimmer mußte selbst gestehen, daß die Leute Recht hätten: man habe es auch ein bißel zu arg gemacht. Wenn aber ein kaiserlicher Offizier gesteht, daß man es mit den patriotischen Franzosen, mit den Königsmördern, mit den verfluchten, vom Papst exkommunicirten Schandbubenen Patrioten doch zu arg gemacht habe, so mag der, der die Gesinnungen dieser Herren kennt, abnehmen, wie man es ohngefähr gemacht habe.

Ich war durstig, und bath einen Volontär, mit mir in ein Wirthshaus zu gehen: wir würden ja wohl bald nachkommen. Als Deserteur hatte ich ohnehin mehr Freyheit, als die Gefangnen. Der Volontär war willig, sagte dem Hauptmann, daß er mit mir würde zurückbleiben; und so gingen wir ins Wirthshaus. Es waren mehrere Leute da, und diese konnten gar nicht genug beschreiben, wie die Kaiserlichen noch vor wenig Tagen bey ihrem Zurückzug im Flecken geplündert und die Leute mißhandelt hätten. Der ganze Flecken war durch die vielen hineingeworfnen Haubitzen und Kugeln zer-

ſtört: denn es war vor kurzem ein Hauptangriff da vorgefallen, und einige Gebäude waren in die Aſche gelegt, auch mehrere Leute dabey umgekommen. Gern hätte ich den Pfarrer Mallo in Brumat beſucht, mit welchem ich ehemals in Gießen ſtudiert hatte, aber er war nicht zu Hauſe. Ich habe lange nachher gehört, daß er in Strasburg hingerichtet ſey.

Ich und mein Volontär erreichten unſere Truppe nicht eher, als vor den Thoren Strasburgs: denn wir ſchlichen nur ſachte nach, und kehrten noch einigemal ein. Unterwegs hörten wir, daß die Gefangnen einen Wagen mit weißen Rüben, welchen ein Bauer führte, mit Gewalt angegriffen hatten, und daß die Volontärs die Räuber kaum hätten abhalten können.

In Strasburg lief alles auf, als wir einzogen, und ſchrie: es lebe die Republik! — Seht — rief einer dem Andern zu, — hier geben von den Leuten, welche uns unterdrücken wollen! Hört einmal, Ihr Leute, was macht Euer Kaiſer? Iſt er noch offnes Leibes? u. dgl.

Auf dem groſſen Platze wurden wir gezählt, und hernach in das ehemalige prächtige Palais des Landgrafen von Darmſtadt geführt, wo man unſre Namen aufſchrieb. Die Preußen und Oeſtreicher wurden getrennt, und dieſe erhielten nicht ſo gutes

Quartier, als jene: aber Gefangne und Deserteurs blieben noch immer beysammen. Wir wurden sehr gut verpflegt, erhielten Brod, Fleisch und Wein, und lagen auf guten Strohsäcken in warmen Zimmern.

Ich hatte ehemals diese Palais oder Hôtel Darmstadt, eins der schönsten und größten Gebäude in ganz Strasburg, schon gesehen: aber zu der Zeit war es noch die Wohnung eines Prinzen; wenigstens wohnte der Landgraf allemal da, wenn er nach Strasburg kam. Sein Wappen stand sonst über dem Thore; aber jezt war es zertrümmert, und die Nation hatte sich das Gebäude, nebst allen reichen Domänen, die der Landgraf im Elsaß besaß, zugeeignet, aber erst, seitdem er seine Truppen noch vor der Errichtung der Reichsarmee, im November 1792, den Preußen zu Hülfsvölkern gegeben hatte. Damals war noch keine Reichsarmee, und der Landgraf war noch neutral, oder konnte doch noch neutral bleiben. Seit dieser Zeit hatte auch Rühl ein Dekret bey dem Konvent ausgewirkt, daß man dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt keine Schadloshaltung geben sollte: wie man sie ihm vorher versprochen hatte für alle seine Besitzungen im Elsaß. Ob hierin die Franzosen Recht gehabt haben, mögen die Publizisten untersuchen. Das Wappen war also am Schloße herabgerissen,

und als ein Zeichen angeborner Hoheit zerschmissen worden. Die Gemälde und andere Dekorationen der Zimmer waren auch nicht mehr, und in den grossen Sälen lag Holz und Stroh.

So was währt denn auch nur eine Zeitlang, und Paläste sind dem Verderben eben so gut ausgesezt, als kleine Hütten! Freilich lassen sich diese ohne große Mühe niederreissen, aber auch jene werden eingerissen, und ihr Ruin ist um so sichtbarer, je fester ihre Struktur vorher war. —

Ich wollte, weil ich in Strasburg Bekannte hatte, ausgehen, und wendete mich deswegen an den Commis, welchem die Aufsicht über die Deserteurs und Gefangnen anvertraut war: aber dieser entschuldigte sich, und sagte, daß er das nicht erlauben dürfte: vor einigen Tagen habe er auch einige Gefangne ausgehen lassen, diese aber hätten schlechte Streiche verübt, und in der Stadt gestohlen. Nun sey es ihm verboten: aber der Kriegskommissär würde am andern Morgen früh kommen, und der würde mir es wahrscheinlich gestatten. Früh kam dieser wirklich, und als er hörte, daß ich den Eulogius Schneider, damals öffentlichen Ankläger bey dem Tribunale zu Strasburg, besuchen wollte, erlaubte er nur nicht nur auszugehen, sondern schenkte mir noch drey Livres in Papier, pour boire à la santé de la République.

Ich ging aus, und mein erster Gang war nach der Kathedralkirche, oder dem berühmten Münster. Allein wie fand ich da Alles verändert! Der ganze Münster war ausgeleert: alle Heiligen-Bilder, alle Wappen, alle prunkvollen Grabschriften, alle Altäre, kurz, Alles, was ehemals die Augen der Betrachter auf sich gezogen hatte, war weg! Man hatte aus dem Münster den Tempel der Vernunft gemacht, d. i. denjenigen Ort, wo man zusammenkam, republikanische Reden anzuhören u. s. w.

Es ist doch wahrlich Schade, sagte ich, um die herrlichen Kunstwerke, die hier zerstöhrt sind! Was, erwiederte ein Mann, der neben mir stand, Schade um Kunstwerke, welche den Aberglauben und den Despotismus predigten?

Ich: Dem Vernünftigen predigen die Werke der Kunst niemals Aberglauben und Despotismus: weit eher Abscheu dagegen.

Er: Um Vergebung, Citoyen, was nennst Du ein Werk der Kunst?

Ich: Ein Werk, das die Natur veredelt getreu ausdrückt.

Er: Was ist denn ein religiöses Kunstwerk?

Ich: (stockend) Das ist — ist —

Er: Ich will dir's sagen! Ein religiöses Kunstwerk ist ein Meisterstück, worin man religiöse, durch den Aberglauben geheiligte Historchen und Fabeln so vorstellt, daß sich die Einbildungskraft diese Fabeln als wirklich, oder wirklich geschehen vorstellen kann.

Ich: Gut: aber ein Vernünftiger wird die Fabeln dennoch nicht glauben, wenn auch seine Einbildung noch so sehr dadurch afficirt wird.

Er: Ganz recht: ein Vernünftiger d. i. ein von Vorurtheilen freyer Mensch: Aber der Pöbel! —

Ich: In Frankreich giebt's ja keinen Pöbel mehr! —

Er: (lacht) Im politischen Sinne sind wir freilich Alle gleich: aber im moralischen! Es giebt in Frankreich eben so schwache Leute, wie in Deutschland: und da doch die Fratzen bey uns einmal durchs Gesetz vertilgt sind, so muß auch der Same vertilgt werden, woraus sie wieder entstehen könnten. Dahin gehören denn die religiösen Ceremonien, die Kirchen, die Bilder, die Gemälde, und Alles, was darauf Bezug hat. Mit den Kunstwerken, welche den Despotismus lang vertheidigen, und die Tyrannen ehrwürdig machen helfen, hat es eben die Bewandniß. Und eben darum sind die Ehrensäulen, Trophäen, Gravüren, Inschriften, nebst den Sklaven in Fesseln um Für-

sien zu Pferde, u. dgl. bey uns abgeschafft und zerstöhrt worden, theils aus Haß gegen die Tyrannen, welchen zu Ehren dergleichen war aufgerichtet worden, vorzüglich aber, um zu verhindern, daß diese Dinge nicht über kurz oder lang der öffentlichen Meynung schaden mögen. Wollten wir konsequent handeln, so konnten wir nicht anders. Und wie mich dünkt, ist jedes Kunstwerk, und wenns das schönste wäre, verächtlich, sobald es zur Verfälschung oder Entwürdigung des Menschen systematisch dient. Lieber ungezwungene, schlichte und unverfälschte Natur, und kein Kunstwerk, als viele Kunstwerke, und die Natur — in Fesseln!

Ich hatte nicht Lust, weiter zu widersprechen, und ging, und seufzte — über die Kunst auf dem Throne, und über die Natur in Fesseln.

Funfzehntes Kapitel.

Eulogius Schneider. — Doctor Lobstein.

Ich kannte den berühmten und berüchtigten Eulogius Schneider nicht von Person, aber seine Schriften hatte ich gelesen, und er war mir als ein zu guter Patriot beschrieben worden, als daß ich hätte fürchten sollen, er mögte über meinen Besuch böse werden. Ich wollte den Mann ken-

wen kennen; und wird er böse, dacht' ich, was liegt daran! Er ist ja nur ein Citoyen, und kein großer Herr, oder Fürst!

Ich fragte nach der Wohnung des öffentlichen Anklägers, und man sah mich bedenklich an, und wies mich dahin. Ich glaubte, auf den Gesichtern derer, die ich fragte, eine Gegenfrage zu lesen, diese: willst du etwan jemanden angeben, und auf die Guillotine bringen?

Ich kam zu ihm, als er eben einige Bürger bey sich hatte, mit denen er heftig debattirte. Er kam mir entgegen: Was willst Du? sagte er auf Deutsch zu mir.

Ich: Den berühmten Mann kennen lernen, der durch Philosophie den Aberglauben besiegte, der einem unnützen Stand entsagte, um der Menschheit zu nützen, den Deutschland als einen seiner besten Dichter, und Frankreich als einen der wärmsten Republikaner schätzt.

Schneider: Das sind Komplimente, Freund! Ich bin blos stolz, daß ich der Republik dienen kann. Aber wer bist denn Du?

Hier erfolgte eine kurze Biographie von meiner Seite, worauf Schneider fortfuhr:

Schön, mein Freund, Du thust recht, daß Du dich nach Frankreich begiebst! Sey willkommen,

und Du wirst glücklich seyn. Aber sag mir doch, was spricht man von mir bey euch?

Ich: Die Klugen leben und ehren Dich; die Gelehrten und Virtuosen schätzen deine Verdienste: aber die Pfaffen, die Bigotten —

Schneider: (lachend) Ich verstehe Dich schon: Nicht wahr, die sprechen, ich sey ein Apostat, ein Ketzer, ein Freygeist, ein Taugenichts, und wer weiß, was sonst noch mehr! Das kann ich mir alles schon recht gut vorstellen: aber ich bekümmere mich nichts darum! Ich bin ein Apostat vom Kirchensystem, und bin froh, daß alle braven Männer denken, wie ich. Die Religion der Pfaffen ist eben so schädlich, als der Despotismus der Fürsten: beydes muß zerstöhrt werden, wenn das Volk glücklich werden soll.

Schneider fuhr in diesem Tone noch lange fort, und seine Lebhaftigkeit, sein gesunder, starker Ausdruck, und seine Theilnahme an meinen Schicksalen entzückten mich. Er gab mir beym Abschiede ein Assignat von 10 Livres.

Dieser Mann ist zu merkwürdig, als daß ich meinen Lesern das vorenthalten sollte, was ich nachher noch von andern über ihn erfahren habe: denn er ist einer von denen, welche Achtung und Abscheu zugleich verdienen.

Eulogius Schneider war, wie jeder weiß, erst Franziskaner, dann Hofprediger zu Stuttgard, nachher Professor zu Bonn und endlich Vikarius des Bisthums zu Strasburg und Professor der Theologie. Seine Verdienste um die Litteratur, und seine vortrefflichen Gedichte, vorzüglich seine Ode auf Friedrich II, sind bekannt, und was Ovidius von Tibullus sagt

Donec erunt ignes arcusque Cupidinis arma,
Discentur numeri, culte Tibulle, tui

wird auch von Schneidern gelten.

Bey der Revolution wurde der Professor des kanonischen Rechts zu Strasburg, Hr. Brendel, an die Stelle des Kardinals Prinzen von Rohan, welcher durch sein gottloses Betragen die Achtung der ganzen Welt schon längst verlohren hatte, in dieses Bisthum eingesezt. Brendel war ein alter Mann, aber ein Feind der Römischen Herrschaft, und liebte, wie seine schönen Hirtenbriefe ausweisen, das neue System von ganzem Herzen. So einem Bischofe muste ein Vikarius, wie Schneider war, sehr willkommen seyn. Aber, — so lautet die skandalöse Chronik in Strasburg — bald merkte der Bischof, daß Schneider kein geistliches Blut hatte, und über Liebe und Wein nicht ascetisch dachte, und er rieth ihm, sich nach einem andern Posten umzusehen: aber Schneider be-

fand sich bey dem seinigen wohl, doch versprach er, in Zukunft behutsamer zu werden.

Eines Tages hatte er mit mehrern lustigen Brüdern bis früh um fünf Uhr gezecht. Er sah nun nach der Uhr, sprang auf, und sagte: „es ist Zeit, daß ich nach Hause gehe, mich anzukleiden; denn diesen Morgen muß ich Messe lesen: es ist heute ein hohes Fest." Was, Messe lesen? schrieen die Andern: Sie sind ja nicht mehr nüchtern! Schneider lachte, und gestand, daß er sich seit langer Zeit her nicht erinnern könne, Messe nüchtern gelesen zu haben: er pflege immer vorher ein Glas Wein, oder doch etwas zu trinken. Wirklich gieng er auch nach der Domkirche und las seine Messe. — Man muß nämlich wissen, daß, nach Vorschrift der katholischen Kirche, jeder Priester der Messe lesen, wie jeder gesunde Laie, der zum Abendmahl gehen will, nüchtern seyn müsse, das heißt, er darf von Mitternacht an nichts gegessen oder getrunken haben.

Die Gesellschaft war sehr gemischt: Schnei- [illegible] Feinde darin; und nun wurde, wie man leicht denken kann, in der ganzen Stadt ausgesprengt, der Vikarius des Bischofs, Herr Schneider, habe ein Sakrilegium begangen, er habe, ohne nüchtern gewesen zu seyn, Messe gelesen! Das sey ein [illegible]

schöflicher Vicarius in spiritualibus generalis! *)
So kam das Gesetz auch dem Bischof Brendel zu Ohren, und dieser verboth Herrn Schneider, ich weiß nicht, auf wie lange Zeit, sein Amt zu verwalten. Schneider, der vorher schon Mitglied des Jakobinerklubbs zu Strasburg war, und aller Augen durch seine Beredsamkeit auf sich gezogen hatte, ward endlich öffentlicher Ankläger.

Dieses ist ein Amt, wobey es sehr schwer ist, den ehrlichen Mann zu machen, und noch weit schwerer, es ohne Verdacht der Spitzbüberey, der Rachsucht und der Ungerechtigkeit zu verwalten, aber schlechterdings unmöglich, ohne Feinde, ohne bittere, rachgierige und schreckliche Feinde zu bleiben. Eulogius Schneider hätte so ein Amt bey seiner Lebhaftigkeit gar nicht annehmen sollen. Gleich Anfangs bekam er Händel mit dem Ermaire Dietrich, welcher die schönste Frau im ganzen Elsaß hatte. Die skandalöse Chronik sagt, Schneider habe der Madam Dietrich schändliche Vorschläge gethan, sey aber von ihr spöttisch abgewiesen worden; und daher käme Schneiders Haß gegen ihren Mann. Indessen ist es auch wahr,

*) Ein Vicarius in spiritualibus generalis ist bey den Katholiken das, was bey den Protestanten der Minister des geistlichen Departements ist.

daß Dietrich gegen sein Vaterland sehr konspirirte, und ein Exzrovalisse war.

Schneiders Wirksamkeit fiel gerade in die Zeit des Maratismus, sonst auch Terrorismus, Jakobinismus oder Schreckenssystem u. s. w. benannt, nach welchem jeder halbweg Verdächtige, jeder, der nur schien ein Aristokrat, ein Gönner des Königthums oder der Emigranten zu seyn, sofort eingesteckt, und nach kurzer Untersuchung, auch bey nur scheinbaren, oft an sich unbedeutenden Beweisen hingerichtet wurde: und da soll Schneider sein Amt zu weit getrieben, soll blutdürstig gehandelt haben, und ist wegen angeschuldeter Frevelthaten und Ungerechtigkeiten, mit mehreren Richtern des Tribunals zu Strasburg, gegen das Ende des Germinals im 2ten Jahre der Republik (im April 1794) zu Paris hingerichtet worden.

Sein Urtheil, das ich in Frankreich hin und wieder angeschlagen gefunden habe, bringt mit sich, daß Schneider einen übertriebnen Stolz und Herrschsucht geäußert habe, daß er nach seinen Leidenschaften Leute eingesteckt und hinrichten lassen, deren Unschuld hernach an den Tag gekommen sey; daß er andere Schuldige für Geld und für Gunstbezeugungen ihrer Weiber und Töchter

losgelaſſen, daß er die konfiszirten Güter an ſich gezogen habe, u. dgl.

Bey meiner Zurückreiſe aus Frankreich nach Deutſchland, hörte ich im Oberelſaß zu Beſort und Altkirchen die obigen Punkte nicht nur beſtätigen, ſondern noch vermehren. Die Bauren und Einwohner des Elſaſſes fluchen dem Andenken des Aſtrologus Schneider noch immer. Ich wollte auf einem Dorfe bey Altkirchen einen Bauer eines Beſſern belehren, und ſagte ihm, Schneider habe mit dem Vornamen Eulogius geheißen. Etwas, erwiederte der Bauer: ich muß doch wohl wiſſen, wie der Tauſendſabbermenter geheißen hat: Aſtrologius hat er geheißen! Der verfluchte Kerl hat mir meinen Schwager auch köpfen laſſen, blos weil er einem Geiſtlichen ein Nachtlager vergönnt hatte.

Einen reichen Kaufmann ſollte Schneider haben einſtecken laſſen, und ihn erſt gegen die Auszahlung einer großen Summe losgegeben haben. Er müßte alſo ein Menſch geweſen ſeyn, wie der unter der Regierung Karls II. in England ſo berüchtigte Kirck. Schneider regierte das ganze Tribunal: was er ſagte, galt für Recht, und ſeine Meynung war allemal die ſiegende.

So nämlich stellen Schneiders Feinde die Sache vor; aber gewiß übertrieben: die Zeit wird alles aufklären. Schneider hat freilich große Fehler begangen: ob er aber auch jene scheußliche Ungerechtigkeit, jene bestialische Grausamkeiten verübt habe, läßt sich, nach den Berichten der Elsasser, noch nicht ausmachen: die Gährung ist dort noch zu groß, und darum ist ein unparteyisches Urtheil über einen solchen Mann von dieser Seite noch immer nicht zu erwarten.

Die Schneideriſche Geſchichte giebt aber die Regel: daß ein Ausländer auf einem Posten, wo viel gehäſſige Thätigkeit und viel Vorsicht nöthig iſt, selten sein Glück auf eine dauerhafte Art mache. Die öffentlichen Ankläger in Frankreich, die während des Terrorismus im Gange waren, sind nachher beynahe alle gestürzt worden: Selbſt Fouquier Tinville in Paris, der so Viele zur Guillotine befördert hatte, mußte endlich selbſt hinaufſteigen. Diese Leute gleichen den Ruthen, die man ins Feuer wirft, wenn man ſie genug gebraucht hat. Uebrigens glaube ich, daß die Begebenheiten und Schickſale des unglücklichen Schneiders einen guten Stoff zu einer lehrreichen Biographie geben könnten, wenn ein Mann von Einſicht und Wahrheitsliebe ſie zu Arbeit nähme.

Die reichhaltigsten und besten Materialien dazu liefert ein Ungenannter in der Klio. *) Der Verfasser dieser Aufsätze hat, wie es scheint, Hn. Schneider genau gekannt, den Gang seiner politischen Laufbahn schrittweise bemerkt, und beyde nach ihrem wahren Gehalt unpartheyisch gewürdigt. Hier erscheint Schneider ganz nach seiner fürchterlichen Größe, nicht unschuldig, aber auch nicht als das Ungeheuer, wozu ihn seine rachsüchtigen Feinde, erst für Deutschland, dann für Frankreich gemacht haben, und dieß bis zur Reife zur Guillotine.

Schneider ist in jeder Rücksicht ein sehr merkwürdiger Mann, und die Klio eine zu wenig bekannte Zeitschrift, als daß es meinen Lesern unangenehm seyn könnte, Schneiders Charakter, Gang und Schicksal nach Hauptmomenten kennen zu lernen, welche der erwähnte Verfasser in der Klio von ihm entworfen hat. Mir sind es Züge von einer Meisterhand. Man lese weiter, und urtheile selbst!

Schneider war ein schwärmerischer Freund der Revolution, und träumte sich goldne Tage von ihr; aber er war kein Freund von Anarchie, man

*) Die Klio ist eine Monatsschrift für die französische Zeitgeschichte. Man lese hier vorzüglich das 5te, 11te und 12te Heft.

mag sagen, was man will: er wollte Ordnung und strenge Ordnung, so wenig er auch selbst daran gewöhnt seyn mogte. Er wünschte das Gute aus weiter Seele und ohne Eigennutz; aber seine Temperamentsfehler hinderten ihn an jener tiefen Sachkenntniß, Weisheit und Beharrlichkeit, womit ein Mann von festem Charakter und von gereinigter Vernunft seine wohlüberdachten Plane durchzusetzen sucht.

Seinen Feinden fürchterlich, seinen Freunden gefährlich, sah er sich bald von den meisten verlassen, die ihm einst mit Leidenschaft anhingen. Er hatte aber immer dennoch sehr gute Seiten, und war ein Mann, der rathen und helfen konnte, wenn Noth und Verwirrung alles drängten. Mit etwas mehr Humanität und Mäßigung hätte ihn jedermann lieben und schätzen müssen. Mangel an Delikatesse, übelgeäußerte Eitelkeit, thörigtes Selbstvertrauen und wunderlicher Stolz haben seine schönsten Eigenschaften verdunkelt. Mir kam oft vor, als schwebte des unsterblichen Huttens Geist über ihn, aber er blieb sich nicht gleich, und Huttens Geist war trotz seiner Rauheit bey weitem kindlicher. Doch den Unterschied machte vielleicht nur die Zeit. Wenigstens hat man in Schneiders Augen Thränen gesehen, die des größten Mannes würdig gewesen wären.

Fast alle Unannehmlichkeiten, die er erfahren mußte, waren Folgen seiner Unbesonnenheit und seines oft unzeitigen Freymuths. *) Frey und offen war sein Gang, fern von aller Kriecherey, und er schonte weder fremder Thorheiten, noch seiner eignen. Sein Gutes und sein Böses lag der ganzen Welt zur Schau. Da er die Fesseln des Aberglaubens und des Despotismus, als Katholik und als Mönch, selbst lange getragen hatte, so glaubte er sich an den Aposteln desselben nicht genug rächen zu können; aber er suchte nicht so sehr zu belehren, als vielmehr aufzuräumen durch Spott. **)

Man hat ein strenges Verdammungsurtheil über ihn ausgesprochen, aber vergessen, welch mächtige Parthey wider ihn kämpfte, und wie man ihm unsinnige Verbrechen aufbürdete, weil man ihn mehr anschwärzen, als nach Recht und Gericht beurtheilen wollte. Seine Gegner waren fein und

---

*) Der Kurfürst von Kölln wies ihn zu Bonn einmal zurecht. Schneider ward aufgebracht und anzüglich. Der Kurfürst rief: Schaffet mir doch den Pfaffen vom Halse! Sind denn, antwortete Schneider, Ew. Hoheit etwas anders?

**) Eben den Weg ging Voltaire; und eben dieser Weg ist zur Bekehrung der Phantasie-Helden in dem Ministerium des Lugen-Departements der eindringendste. Den Weg der Belehrung durch und nach Vernunft ging Rousseau, aber wie viel läßt sich darauf wohl ausrichten für den großen Haufen von Theologen, Phantasten und Orthodoxen! —

schlau; Er hingegen zeigte sich immer gerade, kühn und ohne Sibmintie. Sein Stolz beleidigte manche Eitelkeit, und seine Superiorität drückte schwer auf alles, was ihn umgab. Auch ohne Verbrechen mußte er die Leidenschaften gegen sich empören, denn er scheute niemand, und bemüthigte mit Blick und Charakter jeden, der kleiner war als er, und doch oft größer und besser scheinen wollte. Was sich nicht gegen seine Verdienste und gegen seinen Stolz verschwor, das zitterte vor dem Stachel seiner Satyre, und wapnete sich oft selbst mit Verbrechen, um den mächtigen Feind zu stürzen. Große Leidenschaften zeugen große Fehler und Tugenden, und es gehört mehr, als bloßer Scharfsinn dazu, über Männer von ungewöhnlichem Gepräge zu entscheiden.

Man hat Schneidern Fehler und gar Laster [illegible] gegeben, wozu er nicht einmal Anlage hatte; und ob er gleich immer strafbar bleiben wird, so ist doch sein Todes-Urtheil aus lauter Lügen zusammengesezt. Schneiders Verfolgung, Verläumdung und Hinrichtung hatten ihren meisten Grund in seiner Freymüthigkeit gegen die Pfaffen, den Mute Dietrich und deren hofierenden, verrätherischen Anhang. Das Gesetz vom 8ten Jul 1791 gegen die ungeschwornen Geistlichen wurde im Niederrheinischen Departement entweder gar

nicht, oder nur nachlässig ausgeübt: die Anhänger des alten Systems fielen über die geschwornen Geistlichen her, und schlugen und mishandelten sie. Laveaux, Professor der Rhetorik zu Straßburg, suchte das Unwesen einzustellen, aber die hofierende Municipalität erklärte ihn für einen Aufrührer, und ließ ihn einziehen. Schneider rettete seinen Freund.

„Ihr wisset, sagte er in seiner Rede, daß der Grund alles unseres Elends, und die Quelle aller unserer Unruhen in unserm Departement in den gottlosen Aufhetzungen fanatischer Priester zu suchen sey. Im Anfange der Revolution war alles patriotisch: warum ist es jetzt umgekehrt? Weil boshafte Pharisäer die Constitution als das Werk gottloser Freygeister, Gottesräuber und Ketzer verschreien; weil sie predigen, jeder, der den Bürgereid schwöre, sey ewig verdammt!" —

Als der Fanatismus noch ärger ward, drang er von neuem auf eine schnelle Exekution des Dekrets, und wollte von Toleranz, von Menschlichkeit, von religiöser Freyheit nichts wissen, weil die Flamme über ihr Haupt schon zusammenschlüge. Als man ihn hierüber der Intoleranz beschuldigte, antwortete er: „Freilich habe ich intolerante Grundsätze: das wissen die gnädigen Departements-Her-

ren *) und ihre Anbeter am beſten. Dieſe Grundſätze predige ich aber öffentlich: denn ich beſuche keine geheimen Zuſammenkünfte von frommen Mütterchen und Schweſterchen, bin auch kein Pietiſt, grabe keine Schätze, und banne keine Geiſter. Ich bin äuſſerſt intolerant gegen Menſchen, die ein gutes, edles Volk zu gängeln, und unvermerkt an den Rand des Verderbens zu führen ſuchen. Ich bin intolerant gegen Doppelzüngler, gegen Kabalenmacher, gegen Monopoliſten des öffentlichen Einfluſſes, gegen Halbpatrioten, gegen Einſchläferer, gegen Wucherer, mit einem Worte, gegen alle Feinde des Volks. Dieſe Intoleranz werde ich predigen, ſo lange ich lebe, ſollte ich auch, wie der unglückliche Pfarrer von Bärſch, auf öffentlicher Straße gemeuchelmordet, oder wie mein Kollege Schwind von dem Prinzipal des hieſigen Collegiums mit gezucktem Dolche verfolgt werden."

In ſeinen Betrachtungen über den Gemeingeiſt und die Lage Strasburgs im J. 1793, äuſſerte er ſich den 25ten Jänner über die Pfaffen im Elſaß und deren antirepublikaniſche Schliche noch eingreifender. Man kann denken, wie wehe das alles den Herren von jeder Kirche thun mußte, und wie

*) Dietrich, Terrel, Monnet u. dgl.

unversöhnlich sie eben darum gegen ihn werden mußten. Dietrich unterhielt dieß Feuer schon lange, und so war er und sein übriger revolutionärer Anhang, nächst der Geistlichkeit, der Hauptgegenstand, worauf Schneider seine revolutionnäre Aufmerksamkeit und seine patriotische Motionen richtete, aber immer öffentlich, ungescheuet und unerbittlich-republikanisch.

Dietrich, ganz Hofmann, der Leute von Talenten für seine geheimen Hofplane überall zu gewinnen suchte, soll an Schneiders Beförderung nach Strasburg Antheil gehabt haben. Als Schneider ankam, war Dietrich, wie alles, enthusiastisch für ihn eingenommen. Schneider ward bald Mitglied der Constitutionsgesellschaft, und gewann hier einen großen Spielraum für seinen regen Geist und für seine oft Demosthenische Beredsamkeit. Alles, was er that und sprach, trug — ganz wider Dietrichs erste Erwartung — das Gepräge des leidenschaftlichen, patriotischen Ungestüms; und es war vorauszusehen, daß er einst seine Meynung im politischen Fache, wie vormals im theologischen, derb und dreist herausdonnern würde.

„Wer einem freyen Volke dienen will, sagte er öffentlich, muß den Tod nicht scheuen. Er muß selbst den Undank ertragen können, und doch nicht

aufzutreten, die Wahrheit zu sagen. Ich sehe wohl ein, daß ich Gefahr laufe, ein Opfer meines Patriotismus zu werden; aber es ist meine Pflicht, den Posten nicht zu verlassen, welchen mir die Vorsehung angewiesen hat." — „Wer den Tod fürchtet, wird immer feig seyn. — Nehmet die Furcht vor dem Tode weg, und es wird keine Sklaven mehr geben. Feigheit erzeugt den Despotismus, und Furcht erhält ihn." —

Wie getreu er diesen Grundsätzen geblieben ist, hat der Erfolg gelehrt. Man weiß, wie gewaltig sich mit Anfang des Jahres 1792 der Parteygeist in Frankreich geregt hat. Das Zutrauen verschwand, Bitterkeit, Grimm und alle Furien drangen mit voller Fluth daher. Jakobiner kämpften gegen Feuillans, der Hof brütete Pläne: Alles schien verloren. Auch in Straßburg *) brannte es lichterloh; und [illegible] Ruhe nicht zu denken, als die Constitutionsfreunde sich trennten, und [illegible] Freund und [illegible] Laveaux und Schneider erklärten sich gegen ihn, wie gegen alles, was höfisch gesinnt war. Die Personalitäten wurden dadurch immer unzähliger, und die ganze Stadt [illegible]

*) Straßburg ist nach Paris eine der volkreichsten Städte [illegible]

Daß Schneider den Maire Dietrich für den ärgsten Feind der Volksfreiheit ansah, *) und ihm die schädlichsten Machinationen, voll bittern Grolles, zuschrieb, zeigen die erwähnten Betrachtungen über den Gemeingeist, nebst Simoneau's Todtenfeyer. Hier sang er:

Lasset uns der Wehmuth Thräne weinen
   Auf das Grab des edlen Simoneau,
Weil er stand als Hüter für die Seinen,
   Weil er nicht als feiger Miethling floh!

Weil er nur für seine Brüder lebte,
   Weil er stand im Sturme der Gefahr,
Weil er vor dem Tode selbst nicht bebte,
   Weil er treu dem Bürgereide war.

Keiner lebte noch im Frankenreiche,
   Keiner starb so unerschüttert wie Er.
Ach, daß ihm am Bürgersinne gleiche
   Jeder Volksbeamte, jeder Mär!

---

*) Strasburg war vorzeiten eine der [illegible] Reichsstädte [illegible]

Er verſuchte nicht, das Volk zu blenden
Durch Betrug und falſcher Andacht Schein,
Und das fromme Chriſtenmal zu ſchänden,
Um bewundert und gewählt zu ſeyn.

Er verlangte nicht von ſeinen Söhnen,
Das zu glauben, was ihm Thorheit ſchien,
Führte nicht, um einem Hof zu fröhnen,
Heuchelnd ſie zu fremden Prieſtern hin.

Timoneau ernährte ſich vom Fette,
Von dem Mark der guten Bürger nicht:
Er bewahrte keuſch ſein Ehebette,
That als Mann und Bürger ſeine Pflicht.

Scham und Würde ſtand auf ſeiner Stirne,
Er vermied das Laſter, wie die Peſt,
Er beging mit keiner feilen Dirne
Ein entehrendes Bachantenfeſt.

Er beherrſchte nicht des Volkes Wahlen,
Er betrog den ſchlichten Landmann nicht,
Sagte nicht bey Gläſern und Pokalen:
„Bürger, ſchreibt, was euer Sultan
ſpricht!“

Andre mogten vor Miniſtern knieen,
Mogten küſſen eines Prinzen Hand:
Er verkaufte nie den Thuillerieen
Sein Gewiſſen und ſein Vaterland.

Er verfolgte nie die Freyheitswächter,
Trennte brüderliche Bande nie;
Aber ward auch niemand zum Gelächter,
Da er wieder um Verſöhnung ſchrie.

Ließ er je den Mann in Ketten ſchmachten,
Der den Schleier von dem Laſter zog?
Haßt' er jene, die für Freyheit wachten?
Liebt' er den, der Freyheitsliebe log?

Ließ er ungeahndet das Verbrechen?
Zog ihn je das Laſter in das Netz?
Ließ er Hohn dem Vaterlande ſprechen?
Seine Gottheit hieß ſie nicht: Geſetz?

Ach, er ſtarb an ihrem Hochaltare!
Ach, er gab ſich ſelbſt zum Opfer hin!
Sehet dort den Edlen auf der Bahre,
Sehet und benetzt mit Thränen ihn!

Pflanzt um seine Stätte, Frankensöhne,
Einen Lorber- und Cypressenhain,
Und es stimme jede sanfte Schöne
In die dumpfe Todesfeier ein!

Bürgerinnen, führet Eure Kleinen
In den Hain, der unsern Helden ehrt!
Wenn sie dann bey seinem Namen weinen,
Freuet Euch, sie sind der Freyheit werth!

Daß nach öffentlicher Ablesung dieses Gedichtes alle königlichgesinnten Freunde Dietrichs über Schneider herfielen, war natürlich, aber zugleich ein Beweis, daß sie die Wahrheit der Schilderung fühlten. Freilich gab Schneider vor, er habe Dietrich nicht genennt; das aber glaubte Keiner. Er gab sogar ein Flugblatt zu seiner Vertheidigung heraus; aber es bewies — nach Schneiders satyrischer Art — noch mehr. „Wenn ich, sagte er hier zu einem Freunde des More's, mit Hn. Dietrich unzufrieden wäre, so müßten Sie den Grund dieser Unzufriedenheit, nicht in einer Privat-Leidenschaft, sondern in meiner Vaterlandsliebe, und in meinem unüberwindlichen Hasse gegen alle Feinde des allgemeinen Besten suchen. Ich habe nur eine Lei-

denschaft, und die heißt Freyheitsliebe. — Mein Temperament ist wahrlich mehr zur Menschenliebe, als zum Menschenhasse bestimmt. — Ich habe in meinem Leben viele Feinde gehabt, viel Unrecht erlitten, aber nie, nie habe ich mich gerächt; und wenn ich iezt vor den Augen Gottes sagen sollte, ob ich jemand auf Erden hasse, so wüßte ich niemand zu nennen."

„Am Würtembergischen Hofe schrieb ich ein Gedicht auf Friedrich II, und sagte unter andern von dem großen Manne:

„Verkriechet euch Despoten! was schaut ihr
Ihm ins Gesicht? Er tränkte den Schmeichler nicht
Mit Menschenblut, und feile Dirnen
Mästet' er nicht mit dem Mark des Bürgers.

In seinem Kerker faulte der Denker nicht;
Sein Censor fraß nicht, gleich dem Getraidewurm,
Der Schriften Kern aus, daß die Hülsen
Schmachtenden Lesern den Gaumen itzten.

Sein Glaube war nicht künstliches Wortgewebe,
Nach keines Wurmes dreifsem System geformt,
Nicht millionenfach durchflochten:
Einfach, wie Gott und die Wahrheit, war
er. —

Verheerten Friedrichs Jäger die Hoffnungen
Des Landmanns spottend? u. s. w. *)

Was? hätte der Herzog sagen können, das ist eine Satyre auf Mich! Denn sehet nur, der Heuchler lobt Friedrich auf meine Kosten! Ich sehe mich in diesem Bilde, wie im Spiegel. Der Despot, der sich vor dem Antlitz des großen Königs verkriechen soll, bin Ich. Mir wirft er vor, daß ich meine Spionen und Schmeichler mit der Habe der Waisen nähre, und daß ich auf Kosten meines Landes Buhldirnen halte. Die zweyte Strophe zielt offenbar auf meine Ungerechtigkeit gegen Schubart, den ich, mir nichts dir nichts, zehn Jahre auf dem Hohen-Asperg im Gefängnisse sitzen ließ. Zugleich tadelt er meine strenge Aufsicht über das Bücherwesen, und meinen Abscheu vor Publicität. In der dritten Strophe spottet er meines falschen Religionseifers und meines Aberglaubens. Denn ob ich gleich ausschweifend lebe, so glaub' ich doch alles, was mir die Römisch-Katholische Kirche zu glauben vorlegt. — Von der vierten Strophe will ich gar nicht sprechen: man sieht ja offenbar, daß sie auf meine Parforce-Jagden und Wildbegungen zielt."

---

*) Die ganze Ode findet man in den Gedichten von Ewigius Schneider. S. 30, der zweyten Auflage, mit dem Bildnisse des Verfassers.

„So hätte der Herzog, oder in seinem Namen ein Hofjunker oder Schreiber sagen können: Aber der Herzog und seine Junker und seine Schreiber sagten kein Wort; und man glaubt, daß sie sehr weislich daran thaten!“

„Ein andermal schilderte ich in einer Predigt das Bild eines guten Fürsten. Da geschah es denn zufällig, daß kein einziger Zug dieses Bildes auf den Herzog paßte. — Da ich aus der Kirche kam, machte mir der Herzog ein Kompliment über die vortreffliche Predigt, und ermahnte mich, in diesem Tone fortzufahren. Das werde ich, war meine Antwort, und der Herzog und seine Junker und seine Schreiber lächelten an demselben Tage freundlicher gegen mich, als gewöhnlich. — Man dachte nicht daran, mich der Heucheley zu beschuldigen. Meine Freunde sagten nur: Ach, Sie machen sich gar zu viele Feinde! Ich antwortete ihnen: ich freue mich, von denen gehaßt zu werden, welche die Wahrheit und die Tugend hassen. Es muß Leute geben, welche schlechterdings allem trotzen, um frey sprechen und schreiben zu können.“ —

Das kam tief aus Schneiders Seele! Wahrheit wollte er reden kühn und ohne Menschenfurcht: Schade, daß er zuviel Spott einmischte, und erbitterte, wenn er bessern wollte. Im Kam-

pfe für die Wahrheit — hat er auf dem Schafot geblutet: das wissen Viele, aber Wenige wagen es zu sagen. Man hat dem Manne kleine, weibische Niederträchtigkeiten vorgeworfen: das war nur Verläumdung! Man hat ihn zum Barbaren gemacht, aber mehr aus Schwäche, Neid und Rachsucht, als aus Liebe zur Gerechtigkeit. Er verdient in keinem Pantheon aufgestellt zu werden; aber er verdient, daß man ihm eine Thräne weine, wie jedem gefallenen großen Manne, wandere er nun wie Marius unter den Ruinen von Karthago, oder wie Hutten auf der einsamen Insel des Zürchersees!

Wie fest er der Wahrheit anhing, und wie ungestüm, aber auch wie edel er der Verläumdung die Spitze bot, zeigt folgendes: „Weder Kerker, noch Tod soll mich antreiben, wider meine Ueberzeugung zu sprechen. Man hat sich bisher Mühe gegeben, mir euer Zutrauen zu rauben, man hat mich als einen Ausländer, als einen Abenteurer verschrieen. Man hat mir bis ins Heiligthum meiner friedlichen Wohnung Spionen und Verräther nachgeschickt, um meinen moralischen Charakter und meine Lebensart verdächtig zu machen. Man hat spanische Inquisition über meine Privat-Unterredungen angestellt, und öffentliche Blätter mit den schwärzesten Verläumdungen wider

mich angefällt. Das thut aber nichts: ich werde fortfahren, für euer Wohl, für die Sache der Freyheit, für die Sache der ganzen Menschheit zu kämpfen, so lange ich athme. Sie sollen auftreten die Verläumder, und mich einer schlechten Handlung überzeugen! Sie sollen sie nahmhaft machen die Verbrechen, die sie mir andichten; und dann Bürger, dann jaget mich als einen Schuken aus eurer Mitte!" —

So sprach — Schneider! Aber so spricht nicht der Mann, der da weis, daß das wahr ist, was man schlecht von ihm spricht. Verläumdung war das Meiste! Kabale war es von Priestern und Höflingen! Wie hätte er sonst auch so große, Sittlichkeit von den Volksbeamten öffentlich fodern können! „Leset die Geschichte aller Freystaaten, rieth er, und ihr werdet finden, daß Männer von den größten Talenten, wenn sie nicht auch strenge Sitten hatten, am Ende Verräther ihres Vaterlandes wurden. Die Sache ist aus der Natur der Dinge leicht erklärbar. Der Wollüstling hat viele Bedürfnisse: viele Bedürfnisse erzeugen Schulden: Schulden erzeugen Niederträchtigkeiten: Niederträchtigkeiten erzeugen Verzweiflung: Verzweiflung erzeugt Meineid und Hochverrath. — Erinnert euch an Alcibiades und Aristides. Jener war lüderlich und verrieth sein Vaterland; dieser war streng in seinem Wandel,

und blieb dem Vaterlande auch alsdann noch treu, nachdem es ihn mit Undank verstoßen hatte. Kato blieb unbestechlich; denn er war mäßig und tugendhaft. Antonius ward Verräther; denn er hatte keine Sitten. Brutus und Cäsar geben ein drittes Beyspiel. Dieser wurde aus einem ausschweifenden Feldherrn ein Tyrann; jenen bildete sein Stoicismus zum Befreyer Roms."

Schneider konnte nicht einmal der Böse-wicht seyn, wofür seine Feinde ihn ausgaben: Zeuge davon ist seine innige Achtung gegen die mildere Natur in seinem Briefchen an die unverderbenen Patrioten im Münsterthal. „Ich lebe wieder in Strasburg, schrieb er an diese Leute, aber mein Geist schwebet mitten unter euch. Nie, nie werde ich sie vergessen, die freudigen Stunden, welche ich in euren schönen Gefilden verlebte. Die Natur hat euch in ein glückliches Thal gesezt; und eure Hände wissen die Wohlthaten der Natur zu benuzen. — Heil Euch, daß Ihr ruhig und fern vom Gewühle der Städte Eure Aecker bestellen, Eure Weinberge bauen, Eure Ziegen und Kühe weiden könnet. Ihr seyd Kinder der Natur, und würdig der Freyheit. In Eure Hütten wird sie zulezt sich flüchten, die heilige Freyheit, wenn Stolz, Eigennuz und Herrschsucht sie aus den Städten werden verjagt haben. Ihr wisset nichts

von den tausendfachen Ränken, deren sich der Hof bedient, das schöne Gebäu unserer neuen Verfassung zu untergraben. Ihr habt die offenbaren Feinde des Gesetzes besiegt; und die Verräther werden Euch nicht schaden können, weil Ihr geraden Sinnes, weil Ihr ein unverdorbenes Volk seyd."

„Da ich den Freyheitsbaum zu Sulzbach aufrichten half, da ich unter seinem Schatten zu Euch redete, da ich an Eurem ländlichen Feste und Gesange Theil nahm: wie fühlte ich mich da so selig! Wie schlug mein Herz vor Freude! Wie leicht vergaß ich alle Leiden, mit denen die Feinde des Volks mein Leben hier vergällen! Hätte ich nicht geschworen, an dem Posten zu sterben, den mir die Vorsehung angewiesen hat: so würde ich mir unter Euch eine Hütte bauen, und den Rest meiner Tage dem Genusse der schönen Natur, und der einsamen Betrachtung nützlicher Wahrheiten widmen."

Dieß auszuführen würde ihm wenig Ueberwindung gekostet haben. Sein häusliches Leben war sehr einfach und thätig. Sein Tisch war arm, seine Kleidung reinlich, aber gering. Wer mit ihm umging, wunderte sich, daß der Mann, den man überall der Schwelgerey beschuldigte, so mäßig

und exemplarisch lebte: doch auch hieraus sogen seine Verläumder ein subtiles Gift.

Es ist ordentlich, als wäre die royalistische Parthey in Strasburg mit Blindheit geschlagen gewesen: so thätig und unverdrossen arbeitete sie wider sich selbst. Ueberall gab sie Blößen, und Schneider war zu sehr Volksfreund, als daß er diese nicht zur Demüthigung jener Herren hätte benutzen sollen. Die selbstsüchtigen Herren trieben ihr Wesen, wie ihre hergebrachte Gewohnheit und ihre Herrschsucht es mit sich brachte: und darum sollte das Volk in seiner alten Finsterniß und Unterjochung bleiben. Das aber wollte Schneider und sein patriotischer Anhang nicht, und dieß erregte Trubel über Trubel. „Ist es ein Wunder, sagte Schneider, wenn dem Volke die Geduld ausgeht? Soll etwa das Volk allein philosophische Mäßigung beobachten, indeß der Aristokratismus, gestützt von Verwaltern und Richtern, sich Alles erlaubt?“ —

Um den Hinterhalt und den Gipfelzweck der Aristokraten zu bestürmen, that Schneider alles, was warme, ungefärbte und edle Volksliebe — wie er sie dachte und fühlte — ihm gegen das Königthum in Frankreich eingab. Er griff ohne Schonung darauf ein, und drang endlich, als der Stärkere, durch. Als der Kampf darüber

entschieden war, bewies er häufig: daß es mit der Königschaft, wie mit so vielen andern Sachen, sey: So bald man sie wegschaffe, denke kein Mensch mehr daran. Zur Unterstützung seiner Behauptung schrieb er Folgendes:

Alceſt.

Eine Erzählung.

In einer kleinen Stadt Italiens
War einſt ein Mann: ſein Name hieß Alceſt.
Er hatte inſt das Pulver nicht erfunden,
Doch war er ſchlicht und meynt' es herzlich gut.
Wenn er nicht ſchlief, ſo wacht' er ohne Fehl,
Und wenn er nicht bey ſeiner Arbeit ſaß,
So dacht' er über dieß und jenes nach,
Und manchmal fiel ihm auch was Gutes ein.

An einem Abend ging er um den Graben
Der kleinen Stadt ſpatzieren; da ertönte
Die Todtenglocke. Plötzlich kehrt' er um,
Und eilte nach dem Thore, was er konnte,
Und fragte keuchend, wer geſtorben ſey.
„Der Gouverneur! verſetzten ihm die Leute.

„Der Guvernör? — Verlaßne, arme Stadt!
Wer wird denn nun regieren?" ſchluchzet er,
Und weinte laut. Den Kummer zu vertreiben,
Begab er ſich ins nahe Kaffeehaus,

Und ließ sich Limonade reichen. Hier
Vernahm er aus dem römischen Kourier,
Der Kaiser sey gestorben. — „Großer Gott!
Der Kaiser ist gestorben? Welcher Jammer
Fürs ganze Reich! Wer wird es jezt regieren!„
So seufzet er, und will nach Hause gehn.
Da kömmt sein Nachbar und versichert ihn,
So eben sey die Nachricht angekommen,
Der heilige Vater sey zu Rom verschieden.
„Der heil'ge Vater todt? — O Christenheit!
Wer wird dich nun regieren! Ferner
Kann die Welt nicht mehr bestehen: Morgen kömmt
Der jüngste Tag!" — Mit kummervollem Herzen
Und banger Ahndung kehrt' er nun nach Hause,
Und legte sich ins Bette, kreuzte sich,
Erweckte Reu und Leid, und härmte sich
Bis Mitternacht: dann schlief er endlich ein.
Des Morgens stand er voll Besorgniß auf,
Und sah durchs Fenster, ob die Welt noch stände:
Und, siehe da, die Bäume grünten noch
In seinem Garten: lieblich schien die Sonne,
Die Vögel sangen, Arbeitsleute gingen
Ins Feld, wie sonst: die Schmiede hämmerten,
Die Krämer machten ihre Läden auf,
Und Alles war, mit einem Wort, wie sonst.

Ei, sprach Alcest getröstet zu sich selber:
Die Stadt bestehet ohne Guvernöhr,
Das Reich bestehet ohne Kaiser, selbst
Die Christenheit bestehet ohne Papst:
Die Herren sind uns also überflüßig!

Man sieht überall, daß Schneider jeder Art von Darstellung gewiß mehr, als sonst einer in Strasburg, gewachsen war: und eben darum hätten seine Gegner die Klugheit haben sollen, seinen republikanischen Patriotismus nicht bis zum vulkanischen Ausbruch zu reizen. An Materie dazu, fehlte es ihm, als Philosophen und scharfen Beobachter, durchaus nicht, und als Redner und Dichter, an Form noch weniger. Denker fesselte er durch Gründe, die er durch Action und Declamation eindringend zu beleben wußte; und durch Satyren oder Erzählungen gewann er den Lacher und das Volk. Die bitterste, die er je schrieb, ist: Die Municipalitätswahl zu Abdera. Er schrieb sie — und das kann man ihm kaum verzeihen — auf den gefangnen Dietrich, *) und

*) Dietrich, der die arme Stadt Strasburg, durch seinen grenzlosen Ehrgeiz, und durch übelangelegte, aber noch schlechter ausgeführte Plane, in soviel Unglück gestürzt hatte, flüchtete endlich von Strasburg, und war am Ende thörigt genug, von selbst zurück zu kehren. Alles fiel nun über ihn her, und man zog ihn gefänglich ein. Sein Proceß und seine Hinrichtung sind bekannt.

stellte dessen ganze Geschichte darin auf, nebst Zügen aus der Geschichte und den Sitten der Strasburger. Als er merkte, wie bitterscharf diese Spottschrift noch nach einigen Monaten gegen Dietrich wirkte, gestand er jemanden unter vier Augen: Er wolle, er hätte das Ding nicht gemacht. — So schwach war Schneider, aber auch so gutmüthig! *)

Nur, weil er einsah, daß der öffentliche Ankläger gegen die Werkzeuge der Gegenrevolution gar zu nachsichtig verfuhr, und daß ohne strenge Exekution der Gesetze die Republik nie zu Stande kommen würde, trat er sein Ankläger-Amt erst in der Mitte des Februars 1793 an, obgleich er schon

---

*) „Gott weiß es — sagte er, als man ihn zu Ende Novembers 1792, bey der neuen Beamtenwahl zu Weißenburg, zum öffentlichen Ankläger ernannt hatte — Gott weiß es, daß ich einen solchen Posten mir nie wünschte! Ich rieth daher allen denen, die mir ihre Absicht, mich zu wählen, eröffneten, sich nach einem Manne umzusehen, dem mehr, als mir, damit gedient wäre. Die Verrichtungen eines öffentlichen Anklägers würden meinem Herzen äußerst schwer gefallen seyn. Sie würden mich aus meinen litterarischen Beschäftigungen und der Sphäre eines Schriftstellers herausgerissen, und zu Arbeiten verdammt haben, welche mit meiner natürlichen Gemüthsart allzuwege kontrastiren. Doch ein guter Bürger muß die Stimme des Volks verehren, und jedes Opfer sich gefallen lassen, welches das allgemeine Beste fodert." — Als die Repräsentanten ihm nachher verboten, seine Anklägerstelle aufzugeben, erklärte er öffentlich: „Ich bleibe an meinem Posten, und weiß zu sterben für die Sache der Freyheit und Gerechtigkeit. Nicht erst seit gestern wandle ich unter Dreyheidolchen." —

das Jahr vorher dazu ernannt war. „Ich will nichts, sagte er in seiner Rede an die Volksgesellschaft, als eine einzige, unzertrennliche Republik: weg mit Menschenwillkühr: das Gesetz allein muß herrschen! Die Bosheit beuge ihr Haupt vor dem Gesetze, oder stürze hin unter dem Beile der Gerechtigkeit. Ich will nichts als Gerechtigkeit. Dazu verpflichte ich mich feierlich. Handle ich je dawider, so betrachtet mich als einen Verräther: so fliege mein Kopf hin aufs Blutgerüst!“

Die öffentlichen Angelegenheiten lagen ihm näher am Herzen als seine eignen. Er wußte, daß man recht darauf ausging, ihn durch die schändlichsten Gerüchte zu stürzen, und doch gab er sich nicht immer Mühe genug, sie zu entkräften. So wurde unter andern einmal ausgesprengt: er wolle in seiner nächsten Predigt darthun, es gäbe keinen Gott. Einige Freywillige glaubten das, und schwuren, den Vikar auf der Kanzel zu erschießen. Schneiders Predigt hätte jezt gerade das Daseyn Gottes beweisen sollen; aber sie handelte von der Rache des Weisen und des Christen, und empfahl großmüthige Vergebung. Das Gerücht blieb nun im Gange, faßte festen Fuß, und Schneider ward, ob er gleich nichts weniger

war, verschrieen als ein Gotteslängner in ganz Frankreich. Sogar scheint Robespierre von dem Geschrey des Volks darüber Anlaß genommen zu haben, den Glauben an Gott in einer National-Rede zu befestigen.

Endlich machte man Schneider gar zum Mitschuldigen von Custine und Dumouriez. Aber Monnet, aus Nancy gebürtig, stand an der Spitze einer Faction, welche die Herrschaft über Strasburg an sich reißen wollte, und nach und nach alle diejenigen aufopferte, die sich ihren ehrgeizigen und selbstsüchtigen Absichten widersezten. Dieser Tyrann, nebst St. Just und Lebas, waren diejenigen, welche Schneider einziehen und vor das Revolutionstribunal zu Paris führen ließen. *) Schneider starb hier, wie man weiß, unter der Guillotine.

Vielleicht theile ich in der Folge noch einige Nachrichten mit, welche diesen fürchterlichen Märtyrer des republikanischen Enthusiasmus von einer ehrwürdigen Seite zeigen werden. Vor der Hand mag dieß genug seyn, um auf eine Schrift aufmerksam zu machen, welche einen Mann darstellt, der unter Frankreichs republikanischen Helden und

*) Neueste Staats-Anzeigen, 1. B. 2tes St. S. 51 u. 67 in der Appellation der Gemeinde Strasburg an die Republik und die National-Konvenzion.

Märtyrern dereinst eine rühmlichere Stelle einnehmen wird, als Robespierre, durch Seines Gleichen verleitet, sie ihm anweisen ließ. Auch hoffe ich jezt auf Schneiders Argos, oder den Mann mit hundert Augen aufmerksam genug gemacht zu haben, und verspreche mir von jedem, der diese merkwürdige Schrift, auf meine Veranlassung, kennen lernen wird, nicht nur Nachsicht für diese Episode, sondern auch noch dafür Dank, daß ich ihn, durch ausgehobne Stellen, mit einem Werke näher bekannt machte, das für den Geschichtforscher, Dichter, Redner, Staatsmann und Philosophen gleich viel Interesse hat. Vielleicht liefere ich dereinst auch noch einen Nachtrag zu seinen Gedichten. Doch es ist hohe Zeit, daß ich den Faden meiner eignen Geschichte weiter führe.

Also nachdem ich den Eulogius Schneider persönlich kennen gelernt hatte, wollte ich auch den Erzphantasten, Johann Michael Lobstein, besuchen. Meine Leser kennen diesen Mann schon aus dem ersten Theile meiner Geschichte (S. 201.); und eben, weil ich ehemals in einiger Verbindung mit ihm gestanden war, wollte ich ihn auch jezt besuchen. Man zeigte mir sein Haus, als ich aber herein trat, erfuhr ich von seiner Frau, der Tochter des ehemaligen Professors Diez in Gießen,

daß er nicht zu Hause sey; und auf meine Frage, ob er bald kommen würde, antwortete mir das noch immer hübsche Weibchen, daß er unter einer ganzen Dekade, d. i. in 10 Tagen, nicht wieder käme. Ich ging also weg, ohne an Lobstein weiter zu denken, und begab mich auf das Wirthshaus zum tiefen Keller, wo ich vorzeiten bekannt geworden war. Der Wirth war indessen gestorben, und die Tochter hatte geheurathet. Ihr Mann war ein hübscher junger Mann, der mit mir von den alten Zeiten plauderte. Ich fragte so nach diesem und jenem, und kam endlich auf den Doktor Lobstein. Ja, sagte der Wirth, der steckt fest: der sizt auf dem Gemeinhaus! Ich erschrack, daß auch Lobstein einsitzen sollte, fragte nach der Ursache, und hörte folgende.

Lobstein war gleich bey dem Anfange der Revolution mit dem neuen Systeme nicht zufrieden. Er war einer von jenen geduldigen Schafen, welche sich um Jesu Christi willen traktiren lassen, wie man nur verlangt. Er hielt dafür, daß dieser Zeit Leiden nicht werth seyen der Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden, und daß man folglich ohne groſse Sünde sich keiner Schmach noch Bedrückung entziehen dürfe. Zudem sey Ludwig XVI. König und Obrigkeit, und es sey doch nach dem klaren Ausspruch Pauli (Röm. XIII. 1.)

keine Obrigkeit ohne von Gott. *) Auch befehle der h. Petrus (Br. 1. Kap. 2, 13.) allen Menschen, unterthan zu seyn aller menschlichen Ordnung. Niemand dürfe, laut dem Buche der Weisheit im 6. Kap. 4. Vers, fragen, wie die Obrigkeit handle, noch was sie mache: es sey daher ein frevelhafter Eingriff in die Rechte der Obrigkeit, welche ihr von Gott seyen gegeben worden, wenn man ihre Thaten mustern wollte. **) Selbst der

*) „Setzt Gott uns solche Brut zu Königen auf Erden:
So kann der Teufel auch noch sein Gewalter werden.“
sagt Herr von Nicolay in seinen Sinngedichten. Er sagt ferner:

„Vernunft, Zeit, Neuerer und Spötter
Vertagen endlich selbst die Götter
Von dem Olymp. Kein Mars, Merkur, noch Jupiter,
Noch Juno, noch Minerva gelten mehr.“

„Wir sind nicht mehr in jenen Zeiten, sagte Condorcet in seiner Rede über die Republik, wo man unter die Mittel, die Macht der Gesetze zu sichern, jenen Aberglauben zählte, der aus einem Menschen eine Art von Gottheit macht. Ohne Zweifel glauben wir nicht mehr, daß man, um die Menschen zu regieren, ihre Einbildungskraft mit einer kindischen Macht rühren müsse, und daß ein Volk verleitet seyn werde, die Gesetze zu verachten, wenn der oberste Verwalter derselben nicht einen Großaarderobenmeister besitzt.“

**) In einem gewissen Lande sollten vor zwey Jahren alle Prediger über Jesus 24, 21. eine Predigt halten. Der Concipient des Befehls schrieb statt Josua Jesus, und nun hieß der Text: „In der Zeit wird der Herr heimsuchen die hohe Priesterschaft, so in der Höhe sind, und die Könige der Erde, so auf Erden sind, daß sie versammelt werden in ein Bündlein zur Grube, und verschlossen werden im Kerker, und nach langer Zeit wieder heimgesucht werden“ u. s. w. — Man sieht hieraus, daß Friedrich II nicht unrecht hatte, als er die Bibel eine wachserne Nase nannte, die jeder Schreiber

Herr Christus bekenne (Joh. XIX. 11.) daß Pilatus die Gewalt, Unrecht zu thun, und unschuldige Menschen geißeln und kreuzigen, Schuldige aber loszulassen, von oben herab, d. i. von Gott erhalten habe.

Solch wunderliches Zeug, das freilich so recht aus dem verhunzten Bibelwesen entspringt, predigte der Schwärmer Lobstein im Anfange der Revolution seinen Pfarrkindern zu Strasburg ohne Aufhören. Aber als gegen das Ende des Jahres 1793 aller öffentliche Gottesdienst vollends aufgehoben und verboten wurde, da konnte er seinen Feuereifer gar nicht mehr bändigen, und er sprühte Flammen und Tod über alle die, welche den Herrn verläugneten, und die heilige Religion Jesu, des Sohns des lebendigen Gottes, zerstörten. Er lief, da er nicht mehr predigen durfte, und die Kirchen verschlossen waren, von Haus zu Hause, geberdete sich ganz rasend und unsinnig, und drohte im Namen des dreyeinigen Gottes, daß nächstens das gottlose Frankreich, gleich wie Sodom und Gomorrha, untergehen, und vernichtet werden würde:

---

zu drehen und zu modeln suche, wie sein Ammen-Glaube und sein Katechismus es wolle. Lobstein citirt die Bibel, um die Königschaft in Frankreich aufrecht erhalten zu helfen: Cromwell citirte sie, um in England das Gegentheil zu bewirken. Also —.

alle Anhänger der verfluchten Rotte zu Paris würden hinabfahren in den Pfuhl, der mit Pech und Schwefel brenne, u. dgl.

Anfänglich ließ man den Narren gehen und faseln: als es aber zu arg wurde, und einige schwache Köpfe wirklich bey dem unsinnigen Gepredige stuzten, und anfingen, die göttlichen Gerichte und das vom Himmel sollen sollende Pech und Schwefel zu fürchten, so steckte man ihn ein, und bekümmerte sich um ihn nicht weiter. Er ist auch, ohnerachtet er unaufhörlich darum bat, weil er gern ein Märtyrer für seine Fratzen geworden wäre, nicht bestraft, ja nicht einmal verhört worden. Er ist indeß lange gesessen, und starb erst im Anfange d. J. 1795 im Gefängnisse zu Strasburg.

Freund Herrenschneider, den meine Leser auch schon aus den ersten Bänden meiner Biographie kennen, hat es klüger gemacht: er ließ den Mantel hübsch nach dem Winde hängen, und predigte damals den Jakobinismus und den Deismus im Klubb, wie ehemals die Höllenfahrt des Herrn Jesu.

Sechszehntes Kapitel.

Religionszustand in Frankreich, am Ende des Jahres 1793.

Ich würde einen unverzeihlichen Fehler begehen, wenn ich meinen Lesern nur meine eigne Historie erzählen wollte, und ihnen nicht alles mittheilte, was ich in Frankreich gesehen und erfahren habe. Dahin gehört vorzüglich der Zustand des Religionswesens, wovon ich in diesem Kapitel reden will.

Die herrschende Religion in Frankreich war, vor der Revolution, die Römisch-Katholische. Man weiß, durch welch abscheuliche Mittel die Pfaffen und deren abgestumpfte Beichtkinder und Büttel, Ludwig XIV. und XV. diese Religion zur herrschenden und alleinigen gemacht haben. *) Noch

*) Das Hofleben und die unberechnete ungeheure Verschwendung der Großen in Frankreich —— waren eine Folge der durch Politik durchaus geschwächten Moralität. Man hat dieß letzte den Jesuiten zu ihren vielen Sünden mit angerechnet, aber man that den Leuten in gewisser Rücksicht zuviel. Ehe sie waren, war Machiavel, und vor diesem schon das, was er systematisch nach der Geschichte entwickelte. Was die von Medicis thaten, thaten die Ludewige auch. Sie befolgten eine Politik, welche durch Ungerechtigkeit und Verschmitztheit, nach dem Gesetz des Klügeren und Stärkeren, einen Krieg Aller gegen Alle nach sich zog, das Zutrauen zwischen Völkern, wie zwischen Regenten und Unterthanen schwächte, und jeden lehrte, mehr für sich zu sorgen, als fürs Ganze. Hierdurch ward ein gewisser moralischer oder vielmehr politi-

lange wird man sich an die Wirkungen dieser saubern Religion, z. B. an die Hinrichtung des Jean Calas zu Toulouse u. s. w. erinnern. —

---

scher Egoismus bey Hofe herrschend, und durch den Hof bey der Nation: denn wie der Hirt, so seine Heerde.

Die Jesuiten, als sie aufkamen, bemerkten diesen Zustand, und als schlaue Köpfe, die sich in die Zeit und die Menschen zu schicken wußten, maßen sie, um Eingang zu finden, ihre Moral der vorgefundenen Politik an. Sie machten nur die Kissen, worauf die Politik ohne Gewissensbisse königlich überlisten, wüthen, morden, rauben, und dennoch christlichsanft ruhen, ja, sogar als Heilige von hinnen scheiden konnte. Ihre Lehre über den Probabilismus, nebst dem Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, waren das Propfmesser, durch dessen Hülfe sie das abgefeimteste System der Menschen- und Dinge-Behandlung auf den Stamm der positiven Religion propften, und dadurch heiligten. Dieß System fröhnte der Politik und den Leidenschaften der Großen zu sehr, als daß es nicht hätte Hofsystem werden sollen. Es ward es, und die Jesuiten beherrschten von nun an die Geister- und Körperwelt, im Cabinet wie im Beichtstuhl. Den Erfolg davon lehrt die Geschichte. Man herrschte mit heiliger Beruhigung jezt unumschränkt, so weit List und Kraft es zuließ, ohne Rücksicht auf Recht, Vernunft, Achtung, Haltbarkeit und Verträge. Der Listigste war der Beste; und Christus, Sakramente, Gnade und Beichtväter waren die Mittel, die gröbsten Vergehungen zu tilgen, und den Länder- und Völker-Räuber, Verräther, Mörder und Schinder zum Heiligen umzustempeln. Die Moralität und der Werth der Menschen lag jezt mehr außer ihnen, als in ihnen. Eine Bartholomäusnacht ward ein verdienstliches Werk durch den Mund und die Hand des absolvirenden Beichtvaters.

Allein was den Königen zu Gute kam, kam deren Unterthanen es nicht minder. Sündige keck, beichte reumüthig, und du wirst selig — ward der Grundsatz aller jesuitisch-katholischer Christen. Die Politik verstieß systematisch gegen die Grundsätze der allgemeinen Moral: und wie konnte man erwarten, daß die Moral der Unterthanen die Politik der Beherrscher noch achten sollte? Friede umarmt nur Gerechtigkeit, und mit dem Maaße, womit Andere uns messen, messen wir ihnen wieder: respektiren sie unsere und Anderer Rechte

Unter der Regierung Ludwig XVI. war freylich viel Toleranz in Frankreich: das kam aber nicht daher, als wenn die Pfaffen toleranter geworden wären: nein, die Ursache war vielmehr, daß die Laven den Pfaffen und der Kircherey entwachsen waren, und daß die Bücher des Voltaire, des Rousseau, des Montesquieux und andrer Philosophen, von allen Klassen gelesen wurden, und Eingang überall fanden, weil sie verständlich, unterhaltend, und in der Landessprache geschrieben waren. Dadurch war nun freylich viel vorbereitet,

---

nicht, so reflectiren wir ihre wieder nicht. — Und seht, so kam es, daß eine ganze Nation mit kaltem Blute das endlich ihrem Throne bis auf die Hefen mit jesuitisch-infernalischer Grausamkeit verpaßt, was dieser nach seiner Politik, durch Jesuiten einschlummert, auf die unverantwortlichste Art längst an ihr verschuldet hatte. Seht diese Fürsten, seht diese Völker, seht's und zittert, aber seht ja zugleich, woher das alles kam! Die Politik verderbte die Moral, die Moral die Religion, der Fürst den Priester, der Priester ihn und das Volk; und das Volk endlich, der politischen und religiösen Neckereyen müde, und durch das Betrugen Beyder gewitzigt und geweckt, stürzt, um sich zu retten — Beyde.

Seht, soviel vermag verkehrte Politik! Sie durch Priester, Aberglauben, Furcht und Bastillen retten wollen, verräth eine noch verkehrtere. Nur achte, innere Moralität, durch reine Einsicht gestützt, und ohne alle Quacksalbereyen der Priester vom Beherrscher wie vom Beherrschten überall geachtet, und auf alles, was in ihr Gebiet einschlägt, ehrlich angewandt, nebst billiger Beachtung der Rechte Anderer, es mag sie die Vernunft, oder der von ihr bestimmte Zweck des Staates angeben, sichert die Ruhe und das Glück der Völker und der Fürsten. — Man lese in den Reisen eines preuß. Augenzeugen über den Feldzug des Herzogs von Braunschweig — 4ten Theil 2te Abth. S. 454 ff.

aber die Hierarchie bestand dennoch immer, weil die Klerisey reich genug war, sich Anhänger zu verschaffen und zu erhalten.

Im Anfange der Revolution, wo die Tilgung der National-Schulden das Thema des Tages war, fing man an, die Geistlichkeit finanziöser zu mustern. Man sah, daß für den Klerus eines Landes, das höchstens 25 Millionen Menschen zählte, ein Klerus, der 130 Millionen Livres Einkünfte hatte, viel zu reich wäre: dieser Klerus könne allerdings etwas von seinen unermeßlichen Schätzen, welche sich wenigstens auf 2600 Millionen belaufen müßten, zur Bestreitung der allgemeinen Bedürfnisse, zur Tilgung der ungeheuren Schulden u. s. w. hergeben. Daß von den Pfaffen selbst nicht viel zu schöpfen seyn würde, verstand sich schon von ferne. Man griff also zu, und die Nationalversammlung schaffte alle Erzbisthümer ab, reducirte die Bisthümer auf 83 und hob alle geistlichen Zwinger, oder die Klöster auf.

Der König sanktionirte dieses Gesetz, und Nonnen und Mönche verließen ihre Zuchthäuser meist frohes Muthes: aber die Theologen, die Geistlichen, welchen das Heil Israels am Herzen lag, wegen des Heils ihrer Küchen und Keller, waren nicht zufrieden mit der neuen Ordnung, und pro-

teſtirten. Man verachtete ihre Proteſtation, und befahl, daß ſie alle, ohne Ausnahme, der Nation ſchwören, und forthin niemand als Herrn anerkennen ſollten, als den König und die geſetzgebende Macht der Nation.

Auch dieſes Geſetz ſanktionnirte Ludwig XVI, bereute dieß aber nachher in ſeiner lezten Stunde.

Nun wanderte eine Menge Geiſtlicher, von hohem und niederm Kaliber, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Prälaten, Abbees und mehr dergleichen Gezieſer aus, und verbreiteten im Auslande alle nur erſinnlichen böſen Gerüchte wider die franzöſiſche Nation. Die Nation beſezte indeß die durch Emigration erledigten Stellen der damals noch nothwendigen Geiſtlichen gleich mit andern Subjekten, welche Geſchicklichkeit und Eifer genug fürs gemeine Beſte hatten. Man muß geſtehen, daß unter den neuen ſogenannten konſtitutionellen Biſchöfen Männer von reifer Einſicht und von großen Verdienſten geweſen ſind. Dieß ſieht man ſchon aus ihren Hirtenbriefen, welche allerdings von Einſicht und guten Geſinnungen voll ſind.

Die ehemaligen Biſchöfe waren nach der Beſchreibung, welche die Franzoſen von ihnen machten, eingemachte Libertins und Wollüſtlinge. Sie ſaßen oft ganze Jahre in Paris oder auf ihren Luſtſchlöſſern, verpraßten ihr Geld, hielten ſich

Mätreſſen, und bekümmerten ſich im geringſten nicht um ihr Bisthum. Die Pfarreyen waren für Geld feil, und dieſes iſt eben nichts wunderliches, da die Bisthümer ſelbſt zu Rom taxirt waren. So zum Beyſpiel war der Erzbiſchof von Lyon zu 3000 Fiorini, oder Florenen taxirt, der Biſchof zu Clermont zu 4550, der Biſchof zu Limoges zu 1600, der Erzbiſchof zu Bourdeaux zu 4000, der Biſchof zu Dijon auf 1233, der zu Auxerre auf 4400 u. ſ. w. Man bedenke die entſezlichen Summen, welche jedesmal beym Abſterben der Biſchöfe nach Rom gingen, und den gewaltigen Verluſt, welchen der heilige Vater zu Rom durch die Revolution erlitten hat!

Da die Pfarreyen für Geld feil waren, und die Herren Biſchöfe das von den Concurrenten zu den Pfarreyen wieder zu ſammeln ſuchten, was ihnen ihre Confirmation zu einem Bisthume in Frankreich zu Rom gekoſtet hatte: ſo erhielt der die Pfarre, der die Kirchengeſetze über die Simonie rüſtig verbeugte, und das Meiſte dafür anboth. Aber nun kann man auch denken, wie die franzöſiſche Geiſtlichkeit beſchaffen war! Leute, meiſt ohne Sitten und Kenntniſſe wurden mit den geiſtlichen Aemtern belehnt, und waren ächte Kreaturen der Biſchöfe, die ihnen aber eben nicht auf der Haube ſaßen, weil ſie wohl wußten, daß

sie selbst ihre Diöcesen schlecht genug besorgten. Hat etwas das Sittenwesen der Franzosen, vorzüglich in Rücksicht auf eheliche Treue und Keuschheit, gelockert oder vielmehr untergraben, so waren es die Menge wohllebender junger Geistlichen, welche durch das Gesetz des ehelosen Standes nur noch lüsterner wurden, und im Beichtstuhle die kennen lernten, welche ihrer standesmäßig geschärften Lüsternheit um so ergiebiger entsprachen, je unvermerkter die Empfindungen der Andacht in die des Mitleids und der Liebe sich schmiegen.

Die ganze französische Geistlichkeit war ohngefähr nach der allermäßigsten Angabe 560,000 stark, ohne die ungeheure Menge Nonnen, welche nicht mit Unrecht zur Geistlichkeit gerechnet werden, denn sie gehen müßig wie die, leben ehelos wie die, und verzehren die Kräfte des Staats, wie die. — Da aber nur 22,291 Pfarreyen im ganzen Reiche waren, die Kathedralkirchen mit eingerechnet, so folgt, daß 537,709 Pfaffen zu viel in Frankreich waren. Ich will mich auf keine Berechnung einlassen, welche Vortheile aus der Kassirung der Klöster, der Stifter, der Abteyen, des geistlichen Ordens von Maltha, und der pensionirten weltlichen Orden, für die Nation entspringen mußten. Diese Vortheile fallen zu sehr in die Augen; und nur ein Bigotter, der das liebe

Gabet der geistlichen Lippen als reellen Vortheil der Staaten in Anschlag bringt, kann hier Schaden wittern.

Die französischen Pfaffen, gestüzt auf ihre Exemtionen und Privilegien, besonders die Vornehmen, die Bischöfe, Prälaten, Aebte u. s. w. waren mit dieser Einrichtung, welche ohne den Willen des h. Vaters und ohne ein National-Concilium zu Stande gekommen war, gar nicht zufrieden, und zogen haufenweise aus nach Deutschland, Spanien und Italien. Zu Rom quälten sie den h. Vater so lange, bis er endlich scharfe Breves nach Frankreich schickte. Aber die Nation lachte über die päpstlichen Breves, und machte Dekrete, daß die Befehle des Papstes durchaus nichts gelten sollten, daß der nichts mehr sey, als Bischof zu Rom u. dgl.

Außerdem dekretirte die National-Versammlung, daß in Zukunft alle und jede Meynungen in Religionssachen vollkommen frey cirkuliren sollten; daß jeder öffentlich sagen und behaupten könne, was er von den übersinnlichen Dingen halte, und daß besonders die Reformirten, welche man fernerhin nicht mehr mit dem gehässigen Namen Hugenotten belegen sollte, ihren freyen und ungehinderten Gottesdienst halten könnten u. s. w.

Dieſes vernünftige Dekret machte, daß die noch häufig in Frankreich heimlich exiſtirenden Reformirten, beſonders in Languedoc, in dem Delphinat, in der Provence, in Burgund u. ſ. w. welche bisher zum Theil den katholiſchen Gottesdienſt aus Furcht und Zwang mitgemacht hatten, ſich ſofort für unkatholiſch erklärten. *) Sogar Geiſtliche und Mönche bekannten ſich zur refor-

*) Gregoire ſagte in ſeiner Rede über die Freyheit der Gottesdienſte: „Ein Jahrhundert lang waren die Proteſtanten der Gegenſtand der grauſamſten Verfolgung: man jagte ſie, man kerkerte ſie ein, man hing ihre Pfarrer, öffnete ihre Tempel, und behandelte ihre Verſammlung als etwas Aufrühreriſches. Als ihnen nach einem qualvollen Jahrhunderte erlaubt ward, wieder recht zu athmen, kamen auf einmal drey Millionen Proteſtanten in Frankreich zum Vorſchein.“ — Das Aehnliche prophezeihet er nach der jetzigen Revolution. „Wer wollte glauben, (ſagt er hinzu) einige Jahre von Gefahre und Gewaltthätigkeit hatten die Maſſe der Bürger umgeſchaffen? Nein, glaubt es nicht: die Verfolgung iſt wider ihre Meynungen gerannt, aber ſie hat weder ihren Verſtand überzeugt, noch ihre Herzen überredet. Von der Unmöglichkeit, die Relationsgrundſätze zu vertilgen, oder die Bürger ſchnell in Einen Glauben zu vereinigen, was liegt uns zu thun ob? — Alle Religionen an die Republik zu ſchließen durch Zuſicherung einer gänzlichen und unumſchränkten Freyheit der Gottesdienſte.“ — Die Zeit muß es ausweiſen, ob Gregoire nicht irrte, als er die itzigen Umſtände durchaus parallel mit den vormaligen vorausſetzte, und nun folgerte, wie wir wiſſen. Wenigſtens hat der Convent, wie wir bald ſehen werden, auf ſeine Rede wenig Rückſicht genommen. Gregoire war vorzeiten ſelbſt Prieſter: und daher mogte es wohl kommen, daß man das Pinſelige in ſeiner Rede für eine angewohnte Fertigkeit hielt, ſich mit gewiſſen Grundideen, auf dem theologiſchen Kampfplatze, geſchickt herumzutummeln. Selbſt Rouſſeaus Emil hat noch Manches von dem einnehmenden Schimmer dieſer Fertigkeit.

mirten Kirche, und schon fing man an, reformirten Gottesdienst hin und wieder öffentlich zu halten. — Auf diese Art war also aller wieder verlohren, was ehemals die Verfolgung der Pfaffen bewirken wollte, nämlich, daß Frankreich ganz katholisch seyn sollte, und die Assemblée hatte mehr gethan, als Heinrich der Große durch das Edikt de Nantes, 1598, konnte.

Der ehelose Stand der Geistlichen — diese Pest für die Sitten der Weiber im alten Frankreich — schien der National-Versammlung so wichtig, daß sie deswegen schon 1791 häufig debattirte, und endlich festsezte, daß jedem Geistlichen, er möge Priester seyn, oder sonst das Gelübde der sogenannten Keuschheit, d. i. ledig zu bleiben, oder ohne rechtmäßige Gattin zu leben, abgelegt haben, oder nicht, es freystehen sollte, zu heurathen: doch sollte niemand dazu gezwungen werden. Dieses Dekret machte anfänglich gewaltige Sensation, und viele gemeinen Leute, die bisher die Konkubinen ihrer Pfaffen so nachsichtig geduldet hatten, kreuzten und segneten sich, als sie hörten, daß ihre Geistlichen Weiber nehmen sollten, wie jene — der Ketzer. Daher mag es auch gekommen seyn, daß eben nicht gar viele Pfarrer — von Bischöfen weis ich keinen einzigen — sich dieses

Rechtes bedienten. Die meiſten zweifelten an der Dauer der damaligen Dinge, und fanden es klüger, ſich keiner Strafe oder Compromiſſion für die Zukunft auszuſetzen. Bey Vielen wirkte auch der compromittirte Stolz ihres Standes u. dgl. — Ich habe ein ſehr artiges, von einem Unaenannten in Paris geſchriebenes Werkchen über die Ehe der Prieſter, geſehn, worin der Verfaſſer klar und deutlich beweißt, daß das beſte Mittel, den Prieſterſtand dem Staate nützlich zu machen, ſey, ihm das Beweiben zu erlauben.

Die National-Verſammlung ging nach und nach noch weiter, und griff endlich wirkliche Dogmen der chriſtkatholiſchen Kirche an: ſie erklärte nämlich, daß die wirklich geſchiednen Perſonen wieder heurathen könnten, damit dem Unweſen, welches aus der Trennung nothwendig folgen müßte, vorgebeugt werden möchte. Die konſtitutionellen Prieſter billigten dieſes Dekret, aber deſto mehr ſchrieen die orthodoxen dawider: ſogar in der Aſſemblée ſezte es ſtarken Widerſpruch. Aber auch dieſes Dekret ſanktionnirte Ludwig XVI. und ſo hörte die Ehe auf, ein unauflösliches Sakrament zu ſeyn.

Die kanoniſchen Strafen wurden auch kaſſirt, die Beichtzettel abgeſchafft, und der Gottesdienſt von allem Zwange befreyet. Alles das waren Ein-

griffe in die Rechte der Geistlichkeit und des Papstes, ganz gegen das kanonische Recht. Weil nun Viele, besonders die Frommen der Pfaffen, sich auf die Freyheiten der Gallikanischen Kirche, die Rechte der Geistlichkeit, das Jus canonicum u. s. w. beriefen, so dekretirte endlich, im Jahr 1792. die Assemblée, daß die Geistlichkeit ihre Gesetze fortan blos und allein von der gesetzgebenden Macht der Nation zu erhalten habe; daß alle ältere Gesetze, Privilegien, Reskripte, Canones, Bullen, Breven u. s. f. durchaus nichts mehr gelten sollten, und daß in Religionssachen blos der klare Ausspruch der h. Schrift anzunehmen, und als Glaubensartikel zu befolgen sey.

Da lag nun Papst, Kirche und Concilien! Das hieß dem Katholicismus ganz ans Herz gegriffen! Man weiß nämlich, daß die römische Kirche unter andern ihr Wesen in der Einheit des Glaubens (unitate fidei) setzt, das heißt, daß diese Religion lehrt, daß alle katholischen Christen die Lehren auf dieselbe Art, ohne alle Veränderung und Abweichung gerade so annehmen sollen, wie die Kirche oder der Papst sie ihnen nach der Bibel oder der Tradition vorbestimmt. Diese Glaubensquelle hemmte der National-Convent nun zu, und verwies blos auf den klaren Ausspruch der Bibel. Die Bibel aber ist eine Sammlung

von Büchern, die sich in den Lehren von der vermeynten größten Wichtigkeit, z. B. der Rechtfertigung, der Gnadenwahl, der Person Jesu u. s. w. nicht nur gewaltig widersprechen, sondern auch so unbestimmt und dunkel geschrieben sind, daß jeder seine Lehre darin finden kann, wie denn Katholiken, Reformirte, Lutheraner, Socinianer, Anapaptisten, kurz, alle christlichen Sektirer der ältern und neuern Zeit ihre Lehren darin gefunden und daraus bewiesen haben.

Diese Beschaffenheit der Bibel ist den Katholiken so einleuchtend, daß sie eben darum glauben, sich an die untrügliche Aussage eines unfehlbaren Richters, des Papstes oder der Kirche, in Glaubenssachen halten zu müssen. Wenn also der Convent dem Papste und der Kirche entsagte, so entsagte das Volk der Bibel; und so war der Meisterstreich fertig, daß forthin blos die Vernunft und der bestätigte Wille der Nation das Ruder auch im Kirchenwesen führen sollte.

Für einen, der in den neuern Zeiten nicht selbst in Frankreich gewesen ist, oder der den Glauben des großen Haufens für etwas mehr als ein oberflächlich übertünchtes Phantasie-Gemählde hält, ist es freilich schwer zu begreifen, daß ein sonst so erzkatholisches Volk, wie die Franzosen im Durchschnitt waren, sich diese gewaltsamen Eingriffe so-

fort gefallen ließ. Aber wenn man das überlegt, was ich oben von den Volkssocietäten und deren Einfluß auf die öffentliche Meynung gesagt habe, so wird man es nicht mehr unbegreiflich finden, daß diese Neuerungen so schnellen und festen Fortgang gefunden haben.

Die konstitutionellen Geistlichen waren allemal Mitglieder der Volkssocietäten, oder der Jakobinerklubs. Um sich hier Eingang bey dem Volke zu verschaffen, und das Mistrauen des großen Haufens von sich entfernt zu halten, bemühten sie sich, die religiösen Materien, von welchen in den neuen Dekreten die Rede war, fleißig zu untersuchen und zu verhandeln. Daher war die Religion jedesmal einer der vornehmsten Gegenstände, nicht nur im Klub, sondern alle Sonntage — die Festtage wurden gleich samt und sonders abgeschafft nebst den sogenannten zwenen Hohen-Festen — predigte der Pfarrer zu seiner Gemeinde über die Gewalt des Papstes, über die Kirche, über das Ansehn der Bibel, über Priesterweihe, Mönchswesen u. s. f. Und da alle diese Reden, freylich nach dem Maaße der Einsichten des jedesmaligen Redners, nach freyern Grundsätzen gemodelt waren, so wurde die Denkfreyheit gefördert, und das Volk kam von seinem alten eingewurzelten Aberglauben ziemlich zurück. Ich werde einige

von diesen Reden zu seiner Zeit im Auszuge anführen.

Zur Ermunterung der bessern Denkungsart in der Religion wurden diejenigen Bischöfe und Pfarrer, welche sich besonders durch Lehre und Volksunterricht auszeichneten, öffentlich in der Assemblée gelobt, und sie erhielten Belohnungen, welche ihnen durch Dekrete zugesichert wurden: diejenigen aber, welche die Anhänglichkeit an den Papst predigten, wurden ihrer Stellen entsezt. Das Wort Papisme (Papismus) erhielt um diese Zeit eine ganz besondere Bedeutung. Bisher war es von den Protestanten blos gebraucht worden, um die katholische Religion dadurch zu bezeichnen: zur Zeit der Revolution hieß es die Meynung, daß der h. Vater zu Rom das Haupt der katholischen Kirche sey.

Ludwig XVI. hat alle jene Dekrete, welche bis beynahe an seinen Sturz (den 10ten Aug. 1792) wegen der Geistlichkeit, des Gottesdienstes und der Religion gegeben wurden, selbst gutgeheißen, und durch seine Unterschrift zu wirklichen Gesetzen erhoben; und doch hat er, nachdem er von seiner Höhe gestürzt war, heilig versichert, daß er die Eingriffe der Nation in die Rechte der Geistlichkeit jederzeit verflucht und verabscheut habe, und daß er die Sanktion dieser gottlosen Befehle für seine

größte Sünde halte. — Es muß also wohl wahr seyn, was man so oft gesagt, und so oft geläugnet hat, daß Ludwig XVI. es mit seinem Volke niemals gut gemeynt habe, und daß er niemals aufrichtig zu Werke gegangen sey.

Siebzehntes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen.

Unter allen bisher von der irrgeleiteten menschlichen Vernunft ausgeheckten Religionssystemen, ist keins so zusammenhängend, keins so konsequent, als das Römisch-Katholische. Alles ist da, wie in einer Kette: fehlt nur ein Gelenke, so bricht sie; und nimmt man aus dem Römischen Kirchen-Systeme auch nur den allergeringsten Lehrsatz, z. B. den von der Zahl der Sakramente, von der ewigwährenden Kraft der Priesterweihe, u. dgl. so fällt das ganze System, das ganze Gebäude übern Haufen. *)

Mit den andern z. B. protestantischen Systemen verhält sich die Sache schon anders. Da

*) Keiner hat dieß einleuchtender gezeigt, als der scharfsinnige und freymüthige Verfasser des Beytrags zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Nation. II. Th.

kömmt alles auf die Erklärung der h. Schrift an, und die iſt eine — wächſerne Naſe. — Wenn daher ein proteſtantiſcher Lehrer die Gottheit Chriſti, die Wirkſamkeit der Sakramente u. dgl. läugnet, ſo kann er immer ein Proteſtant bleiben: denn er beruft ſich noch immer auf das allgemeine Glaubensbuch, die Bibel. Hingegen im katholiſchen Lehrbegriffe beruht alles auf der Lehre von der Unfehlbarkeit der Kirche: was dieſe ſpricht, d. h. was ein Concilium ausmacht, und der Papſt beſtätiget, iſt wahr, und wer es läugnet, iſt ein Ketzer.

Dieſes wuſten in Frankreich alle Pfaffen recht wohl, welche mit der neuen Einrichtung nicht zufrieden waren. Viele waren ausgewandert, aber es blieben doch immer noch genug übrig, um im ganzen Reiche Unruhe und Rebellion anzuzetteln. Man gab auch im Anfange des Jahres 1792 und vorher noch nicht ſo ſcharf auf diejenigen Acht, welche aus- und eingiengen: und ſo ſchlichen von den ausgetretenen Prieſtern viele wieder zurück, und ſuchten die ächt römiſchen Grundſätze aufrecht zu erhalten, oder gar noch zu verbreiten.

Sie ſtellten den Leuten vor, daß die Aſſemblée nicht blos die Misbräuche der Religion abgeſchafft, ſondern ſelbſt das Weſen derſelben untergraben hätte. „Sehet, ſo ſprachen ſie, meine Chriſten!

Ihr wißt, daß die Beichte ein wesentliches Stück der Religion ist, und daß niemand Vergebung der Sünden von dem gerechten Gott erhalten kann, als wer die Absolution seiner Uebertretungen von einem Priester erhalten hat. Aber wo soll der arme Franzose jezt beichten? Die Priester, welche ihr habet, sind Abtrünnige: sie sind vom Oberhaupte der Kirche für unfähig erklärt, auf erlaubte und gültige Art, Sakramente auszutheilen. Manche sind von unrechtmäßigen Bischöfen geweiht, und folglich nicht einmal ächte Priester. Ihr wisset dieses, und wisset auch, daß wer bey einem solchen Priester beichtet, kommunicirt oder Messe hört, sich eines Kirchenraubs und der schrecklichsten Todsünde schuldig macht."

„Die Kirche Gottes hat so lange bestanden, fuhren diese Herren fort: sie trägt das Zeichen ihrer Aechtheit in ihrem Alterthume; und seit Jesu und seiner Apostel Zeiten hat diese heilige Mutter aller rechtkatholischen Christen, eben das gelehrt, was noch vor kurzer Zeit, vor der Entstehung der neuen Revolution in Frankreich gelehrt wurde. Es ist jetzo alles neu geworden: Schade nur, daß die Wahrheit ewig ist wie Gott, und keine Neuerungen leidet. Der heilige Dionysius, der Areopagit, welcher in Deutschland als Mitglied der vierzehn Nothhelfergesellschaft noch immer berühmte

Wunder thut, war der Apostel der Franzosen: der heilige Remigius hat unsern ersten fränkischen König Clovis getauft, und da hat eine Taube, oder vielmehr ein Engel in Gestalt einer Taube, das h. Oehl zur Salbung gebracht, welches sonst nie versiegte. Der h. Bernhard, der h. Bruno und tausend andre Heilige sind Franzosen gewesen, so viel h. Jungfrauen, so viel h. Bischöfe, so viel h. Bekenner! Und jezt! — Ach, Frankreich wird ketzerisch, es wird heidnisch!"

„Aber es ist nicht genug, daß wir dieses wissen: wir sollen auch Gottes Ehre retten, und das besudelte Heiligthum wieder reinigen. Wenn ihr, o Christen, euch den Neuerungen nicht widersetzet, so nehmt ihr Theil an den Gräueln; ihr machet euch aller Verbrechen schuldig, welche die unsinnige Rotte der Gottlosen verübt hat, und noch verübet."

„Eures Königs Blut schreit um Rache zu Gott: rächet es, rächet das Blut dieses gottseligen Monarchen, dieses Märtyrers der Religion und der Wahrheit! Rächet die Ehre Gottes und der Heiligen! Rächet die Religion eurer Väter und eure! Wer Gott verläugnet, den wird Gott wieder verläugnen, wer Christum nicht erkennt, den wird Christus von sich stossen, und verdammen. Auf denn, Christen, bewaffnet euch mit dem Schilde

des Glaubens! Ihr werdet leicht überwinden; euer Sieg wird euch keine große Mühe kosten: Gott ist mit euch: alle Fürsten von Europa sind für euch, und der beste Theil der Nation, der Kern des Adels streiten auf der Gränze, und werden bald da seyn, die wahren christlichen Franzosen zu belohnen, und die Frevler schrecklich zu züchtigen." *)

Bey dem Pöbel machte diese Vorstellung der Pfaffen, welche durch lange Erfahrung gelernt hatten, wie man dem gemeinen Volke beykommen muß, anfänglich allerdings gewaltigen Eindruck; und hin und wieder, besonders in Lyon, Marseille, Toulon und Bourdeaux rotteten sich Gesellschaften zusammen, welche sich den Namen der christlichen, der katholischen gaben, und sich den Jakobinern oder den Volksgesellschaften aus allen Kräften widersetzten. Dieß gelang in den genannten Städten um so eher, je enger sich hier das Interesse des Kaufmannsgeistes mit jenem des Priesterregnes verbunden fühlte. Beyde sind Erzfeinde vom liberalen Gemeingeist, und ziehen ihren

*) Dieß Galimathias ist nicht erdichtet. Es kamen in Frankreich kleine Broschüren herum, z. B. Cri de la vérité: Avis important aux Français chrétiens u. a. mehr, welche just dieß Inhalts sind. Die emigrirten Pfaffen sprechen noch immer so.

Egoismus dem Wohle einer halben Welt vor. Wir sehen dieß ja handgreiflich an dem Schicksal der Menschheit, an Pitt und an seinen feilen Sklaven in England.

Wes Geistes die vorhin erwähnten antijakobinischen Gesellschaften waren, ward man in Frankreich bald inne. In der Kirche St. Philibert zu Lyon las im Frühlinge 1793 ein Geistlicher, der den Nationaleid geschworen hatte, Messe. Der rasende Pöbel der christkatholischen Parthey drang hinein, insultirte den Priester, schmiß seine Hostie auf die Erde, schüttete den Kelch aus, und hauste schrecklich. Es gesellten sich noch mehrere ihres Gelichters hinzu, und da gings auf die Straßen nach der Wohnung des Bischofs, welchen sie schlechterdings ermorden wollten. Die Nationalgarde kam in Waffen, und da auch die kontrerevolutionnairen Bürger Waffen führten, so feuerten beyde Partheyen auf einander in den Straßen, und mehrere kamen ums Leben. Auftritte dieser Art sind in Lyon mehrere vorgefallen.

In Bordeaux oder Bourdeaux — denn auf beyde Art schreibt man diesen Namen, spricht ihn aber nur auf die erste aus — wurden an einem Tage drey konstitutionelle Geistliche in den Fluß geworfen, und ersäuft. In Avignon ist zu verschiednen Malen viel Blut wegen der konstitutio-

nellen Priester vergossen worden. Daher auch endlich die harte Strafe aller dieser widerspenstigen Städte! *)

---

*) Viele Deutsche haben das anfängliche Verfahren der Französischen Nation gegen die widerspenstigen Priester, Edelleute und den Hof barbarisch gefunden; aber in Frankreich wollte man das Gegentheil finden. Der beste Dolmetscher darüber ist Salaville, Herausgeber der Annales patriotiques. Dieser schreibt in seinen Betrachtungen über revolutionäre Meynungen: „Gleich von Anfang der Revolution war man in Rücksicht auf die Art, sie zu leiten, in zwey Meynungen getheilt. Diejenige, die seither unter der Benennung Moderantismus so sehr in Ungunst gekommen ist, war zu jener Zeit beynahe allein herrschend. — (Und daß sie das nicht blieb, wer war Schuld daran?) — Alle mit Einsicht begabten Männer glaubten an die Möglichkeit einer ruhigen, einzig durch die Fortschritte der Aufklärung bewirkten Revolution. Die Blätter der Geschichte, gefärbt vom Blute, welches politische Revolutionen fließen machten, die Schilderungen aller Unordnungen, Orangsalen und alles Jammers, denen die Völker in jenen stürmischen Zeiten unterlagen, schreckten die Männer, die sich einbildeten, in ganz verschiedener Lage zu seyn, nicht ab; sie brachten alle jene Erscheinungen auf Rechnung der Unwissenheit und Unkenntniß der Grundsätze, und der Herrschaft der Vorurtheile, die unter uns völlig verschwunden zu seyn schienen.“ —

„Mirabeau — theilte diesen allgemeinen Irrthum nicht. Ich glaube nicht, sagte er, an eine ruhige, ohne Blutvergießen mögliche Revolution: Entweder werden wir die Freyheit nicht erlangen, oder, wenn wir sie erlangen, so seyd versichert, daß wir sie mit großen Aufopferungen erkaufen müssen.“

„Auch zeigte er, alles seines bekannten Ungestüms ungeachtet, in den ersten Schritten eine Mäßigung, deren man ihn kaum fähig gehalten hätte. Jene weise Taktik des dritten Standes, die selbst die Arglist der Geistlichkeit zu Schanden machte, war beynahe ganz sein Werk; und es war eine höchst bemerkenswerthe Erscheinung, wie der Mann vom heftigsten Charakter, voll Kühnheit und Unternehmungsgeist, sich einen Monat lang damit beschäftigte, den unzeitigen Ungestüm sei-

Was für Unheil die Priester der katholischen Parthey in der Vendée gestiftet haben, ist zum Theil bekannt; aber wenn die noch halb dunkle Ge-

---

ner Kollegen zurückzuhalten, einzuschränken und zu mäßigen. Mit allen Anlagen zu einem revolutionären Flibustier war er gewissermaßen der Fabius der Revolution."

„Jener Irrthum des größten Theils der einsichtsvollen Männer, die glaubten, eine politische Revolution lasse sich mit den Waffen der Philosophie allein zu Stande bringen, oder die vielmehr sich beredeten, sie wäre schon zu Stande gebracht, und man dürfte nur noch ihre Reinigate beschließen, war vielleicht von unglücklichern Folgen, als man sich vorstellt. Sie hatten völlig Recht gehabt, sobald ihr Werk nur in der Theorie hätte erfüllen sollen: unter dieser spekulativen Form nimmt es gewiß [illegible] Beyfall erhalten haben. Allein von dem Augenblick an, wo es darum zu thun war, es zur Wirklichkeit zu bringen, da eilten die, die zu andern Zeiten enthusiastische Anhänger jener Grundsätze, worauf es sich gründete, gewesen waren, zu widerrufen. Die Priester, welche die Bibel und das Gebetbuch gegen Voltaire's und Rousseau's Werke vertauscht hatten, ließen nun Voltaire und Rousseau liegen, und nahmen wieder Bibel und Gebetbuch. Die Glieder des Adels, die, weil es Mode war, für Philosophen gehalten seyn wollten, und die sich das Ansehn gaben, Titel und Standes-Vorzüge zu verachten, und Grundsätze der Gleichheit anzunehmen, wurden auf einmal wieder feudalisch gesinnt. Der Hof, an dem einige Zeit vorher beynahe alle Etikette abgeschafft worden war, nahm sie mit ihren kleinsten Theilen und Formen wieder auf: und so bildete sich in eben dem Verhältniß, in welchem man daran arbeitete, die Revolution in der Wirklichkeit und in der Sache zu Stande zu bringen, eine Gegenrevolution in dem Gedankensystem einer sehr großen Anzahl von Personen."

„Diese Wendung hätte man voraussehen sollen: man hätte sich nicht verbergen sollen: daß gereizte Leidenschaften, verletztes eigenes Interesse, und hochansprechende Eitelkeit, die Denkungsart jener Kasten nothwendig ändern mußten, die, so lange nur von Theorie die Rede war, philosophische Grundsätze begierig angenommen, gerühmt, und zu deren Ausbreitung beygetragen hatten. Um dieses Hinderniß zu verhüten,

schichte dieses Departements, wo der scheuslichste aller bürgerlichen Kriege geführt ist, einmal in einem helleren Lichte erscheinen wird, dann erst wird man mit Entsetzen einsehen:

Quantum religio potuit suadere malorum!

---

war man äußerst zurückhaltend in Ergreifung strenger Maaßregeln: Man suchte in einer unrechten Mäßigung Ruhm: Man gab denen, die nothwendig Gegenrevolutionärs seyn mußten, und an denen, der Natur der Dinge gemäß schnelle Gerechtigkeit hätte ausgeübt werden sollen, alle Leichtigkeit zu entfliehen. Nachsicht und Menschenliebe waren an der Ordnung des Tages. Man verlangte, die Revolution sollte durch Flugschriften zu Stande kommen: Man errichtete unter dem Namen eines hohen National-Gerichtshofes ein Revolutionstribunal, allein nur um der Form willen, und unter der ausdrücklichen Bedingung: daß es keinen Menschen strafen sollte. Es war blos ein Scheinmittel: denn während es große Beyspiele der Strenge anzukündigen schien, berathschlagte man, ob die Todesstrafe nicht abgeschafft werden sollte."

„Sollte man nicht mit Wahrscheinlichkeit die Vermuthung wagen dürfen: diese unkluge Nachsicht der ersten Zeiten habe den jüngst verflossenen jenen Abgrund von Dramatischen Grausamkeiten, Ungerechtigkeiten und Verfolgungen zugezogen? Sie habe die Mäßigung in solchen Mißkredit gebracht, daß sie für gegenrevolutionär angesehen wird?" — —

„Die Philosophie hätte das ohne Zerstörung, wie die Natur, allmälig bewirken können, was wir durch Gewalt erhalten haben; allein dazu hätte sie einiger hundert Jahre bedurft, und wir hatten nicht Zeit zu warten. Es ist mithin klar, daß die Philosophie, weit entfernt, uns zu einer gewaltsamen Revolution vorzubereiten, vielmehr mit aller Kraft ihrer Grundsätze uns davon entfernte; und daß vielleicht nie irgend ein Volk eine Revolution mit weniger revolutionären Anlagen unternommen hat: Denn wahrhaftig, nichts konnte weniger revolutionär oder insurrektionsmäßig seyn, als die schönen Grundsätze von Menschlichkeit, Menschenliebe und Aufopferung, die man damals predigte und übte. Indeß mußte die Revolution entweder nicht zu Stande kommen, oder sie mußte nothwendig gewaltsam bewirkt werden." —

Besonders hatten die im finstern schleichenden ächten Priester die Arglist und den Kniff, daß sie sich an Kranke und Sterbende machten, und diesen Absolution und Sakramente ertheilten, und ihnen so in den Himmel halfen, wodurch sie dann immer die ganze Familie auf ihre Seite zu bringen wußten.

Der Konvent, welcher am 21ten September 1792 seinen Anfang genommen hatte, gab gleich mehrere scharfe Dekrete, des Inhalts: daß die Priester, welche den National-Eid nicht geschworen hätten, ihn binnen einer gewissen Zeit schwören oder gewärtig seyn sollten, deportirt, d. i. nach Cayenne in Amerika gebracht zu werden. Aber das Priestertum hatte schon Märtyrer, folglich auch sehr eifrige Anhänger und Vertheidiger in Menge. Am 10ten August, besonders am 2ten und 21ten September waren viele Priester in Paris, und andere an andern Tagen und Orten, zumal in Orleans, Dijon und anderwärts von Mördern hingerichtet worden, und diese sah man alle als Heilige an. Manche Priester traten auf, und erklärten, daß sie eher sterben, als den National-Eid schwören wollten. Es sind mir Beyspiele von Standhaftigkeit erzählt worden, welche man allerdings jenen an die Seite stellen könnte, die man von den Märtyrern der ersten Kirche zu rühmen und zu bewundern pflegt.

Zu Dijon z. B. trat ein alter eisgrauer Priester in die Versammlung der Jakobiner mit den Worten: honneur et gloire à dieu et malheur aux rebelles! Der ganze Klubb sorzte. Was willst du? fragte ihn einer. Ich will Gottes Ehre und das Recht des Königs verfechten, oder sterben! Ein Mitglied der Versammlung, welches mit dem alten Strudelkopf verwandt war, wollte ihn retten, und wegbringen; aber er blieb, und schrie ohne Aufhören: ich will sterben für Gottes Ehre und für das Recht des Königs! Der Verwandte stellte ihm ernstlich vor: Gott würde Gott bleiben, auch wenn er für dessen Ehre nicht stürbe, und alle Könige in der Welt würden sich klüglich hüten, für irgend einen ihrer Unterthanen ihr Leben aufzuopfern; er mögte also kein Narr seyn, und sich der Lebensgefahr für ihren Ex-König nicht aussetzen. Als Priester sollte er lieber mit gutem Beyspiele vorgehen, und sich dem Willen der Nation unterwerfen. — Alles vergebens: er wiederholte seine erste Betheurung, und nun ergriff man ihn, führte ihn ins Gefängniß, klagte ihn an, und er starb unter der Guillotine. „Gott und König" waren seine lezten Worte.

Ebenfalls in Dijon riß ein Priester die öffentlich angeschlagnen Dekrete des Konvents ab, und

trat sie mit Füßen. Da nun auf solche Exzesse der Tod steht, so wurde er ergriffen, und hingerichtet.

Zu St Jean de Losne, oder Löne, welche Stadt jezt Belle Défense heißt, widersezte sich ein Priester denen, welche eine dasige Kirche ausleeren sollten. Er wollte durchaus die Zerstörung des Altars nicht zugeben, und schlug einem Handwerksmann, welcher ein Heiligenbild herabriß, so gewaltig auf den Kopf, daß dieser hinstürzte, und bald darauf verschied. Auch dieser Priester ist guillotinirt worden.

In allen französischen Städten konnte man damals auf allen Straßen angeklebte Urtheile in Menge lesen, welche gegen Priester gesprochen waren, die sich den Befehlen der Nation thätig widersezt hatten.

Daß der Konvent bey diesen Umständen nicht wenig beunruhiget gewesen sey, ist leicht zu denken, zumal, da die Mitglieder desselben, als einsichtige Männer, gar wohl merken konnten, welchen Einfluß der Fanatismus auf die öffentliche Meynung schon hatte: und an der öffentlichen Meynung lag ja ganz allein die Erhaltung der Republik! Die auswärtigen Feinde waren nicht so fürchterlich, als die Pfaffen-Brut im Lande.

Da Güte und vernünftige Belehrung nicht zureichten, den Priestern folgsame Achtung gegen

den gesetzlich-autorisirten Willen der Naton einzuflößen, so fing man an, Strenge gegen sie anzuwenden, und deportirte alle rebellische nach der Cayenne. Diese Deportation geschah meistentheils unter den lächerlichsten und schimpflichsten Aufzügen. So saßen in Langres sehr viele Priester und einige Bischöfe im Gefängniß, um deportirt zu werden. An dem Tage, wo man sie auf offnen Wagen aus Langres führte nach Brest zu, machte ein Haufen junger Leute, worunter viele Jakobiner waren, eine Farze, deren gleichen man bisher in Langres gewiß noch niemals gesehen hatte. Sie kleideten sich als Päpste, Kardinäle, Bischöfe, Aebte, Weltpriester, Mönche und Nonnen, ritten auf Eseln, Ochsen und Stekken, trugen Kreuze, Venerabels, Monstranzen, Weihwasser-Kessel Rosenkränze u. dgl. In ihrer Gesellschaft befanden sich Juden, Spitzbuben, Türken mit Turban, und endlich kam der Teufel, der den Beschluß machte. Diese karrikaturmäßige Procession zog mit den zu deportirenden Priestern zum Thor hinaus, begleitete sie über eine Meile, und trieb allen ersinnlichen Spott mit den armen Leuten, welche durch die Verspottung ihres heiligen Standes gewiß mehr gekränkt wurden, als durch die Deportation selbst.

Alle Priester, welche von da an entdeckt wurden, zog man ein, und wenn man gleich kein Verbrechen an ihnen fand, so wurden sie doch für verdächtig erklärt, und als Gefangene bewahrt. Man sezte nämlich voraus: daß Menschen, die ein Glaubenssystem zunftmäßig gelernt, und unter respektablen Vortheilen und Ansehn getrieben hätten, schon durch den hierarchischen Geist ihres Standes, wenn auch nicht durch den imponirenden Gehalt ihrer Zunftlehre, sich immer angetrieben fühlen würden, ein Staatssystem auf alle mögliche Art untergraben zu helfen, das ihr Kirchensystem auflößte, und ihr bisheriges kitzelndes Ansehn eben so tief herabsezte, als es ihr Beutel-Interesse finanzmäßig beschränkte. Die tägliche Erfahrung machte diese Voraussetzung durchaus nöthig. Priester, die vorher Bibel und Brevier bespottet hatten, um mit Voltaire's und Rousseau's Schriften sich brüstend auszuzeichnen, griffen in aller Andacht wieder zur Bibel und zum Brevier, als man sie praktisch zu dem führen wollte, womit sie vorher theoretisch geprahlt hatten. Pfaffengeist ist einmal so: selbst Christus schilderte ihn mit eben den Zügen; und was Friedrich der Große, von dem Mucken-Volk so oft und beißend bemerkt hat, zeigen dessen Anekdoten.

Um also das angefangne Werk durch Priester-Intriguen nicht länger hindern zu lassen, richteten die Jakobiner Adresse über Adresse an den National-Convent, daß er Maasregeln ergreifen mögte, dem Unfuge vorzubeugen, welchen die Priester ohne Aufhören stifteten. Aber der Konvent, hieß es endlich, kann nicht helfen, so lange wir noch überhaupt Priester haben. Es war nämlich bekannt geworden, wenigstens hatte man es in ganz Frankreich ausgesprengt, daß der Papst den Priestern heimlich erlaubt habe, den National-Eid zu schwören, daß sie aber an diesen Eid dennoch gar nicht gebunden, sondern vielmehr verpflichtet seyn sollten, gerade gegen das Interesse der Republik, zum Besten der Monarchie und der Kirche unter der Hand mitzuwirken.

Ich kann nicht sagen, ob diese Erlaubniß des Papstes eine Erdichtung der Jakobiner gewesen sey, oder nicht. War es eine Erdichtung: so haben die Jakobiner nach ihrem Princip konsequent gehandelt: denn dieses bestand darin, daß man Alles thun dürfe, wenn es nur zur Gründung und Befestigung der Freyheit abzwecke: man müsse übrigens nicht so sehr auf die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der Sache selbst sehen. Hat aber der Papst eine solche Dispensation wirklich gegeben: so hat auch er seinen jesuitisch-monarchischen

Grundsätzen sehr gemäß gehandelt: denn diese erlauben alles, wenn nur das wahre Wohl der Kirche — dadurch befördert und erhalten wird.

Kurz, man fand, daß so lange noch Priester und öffentliche Religionsübungen seyn würden, die Republik nicht bestehen könnte. Die Sache wegen der Religion kam demnach oft vor in den Berathschlagungen des Konvents, bis endlich der konstitutionelle Bischof von Paris — sein Name fällt mir nicht gleich bey — selbst öffentlich im Namen der gut- und ehrlich gesinnten Geistlichkeit antrug, daß man alle positive Religion abschaffen, und die Vernunft allein, als die hinreichende, und einzig sichere und reine Quelle der Wahrheit, und als der unwidersprechlichste Lehrmeister der menschlichen Glückseligkeit ansehen, und öffentlich anerkennen mögte: Und dieser Vorschlag, auf den man sich schon lange gedacht hatte, wurde angenommen. Das geschah gegen das Ende des Jahres 1793.

Der National-Konvent dekretirte also, daß in Zukunft kein öffentlicher Gottesdienst, keine öffentliche Religion statt haben, und daß alle Symbole derselben, alle äußere Zeichen abgeschafft seyn sollten. *)

*) Das Dekret, welches den 3ten Weinm. über die Ausübung des Gottesdienstes gegeben wurde, war wörtlich folgendes:

Welcher Triumph für die Jakobiner! Aber auch welcher Donnerschlag für alle die, welche

---

Der National-Konvent dekretirt auf vereinigten Vortrag der Wohlfahrts-, Sicherheits- und Gesetzgebungs-Ausschüsse:

1.) Nach dem 7ten Art. der Rechts-Akte, und dem 122ten der Konstitution, kann die Ausübung keines Gottesdienstes gestöret werden.

2.) Die Republik besoldet keinen.

3.) Sie gewähret keinem ein Lokale, weder zum Kirchengebrauch, noch zur Priesterwohnung.

4.) Religionsgebräuche außerhalb dem dazu gewidmeten Bezirke sind nicht erlaubt.

5.) Das Gesetz erkennt keinen Geistlichen an. Keiner darf öffentlich mit den kirchlichen Kleidern, Zierrathen, oder in einem den Religions-Zeremonien gewidmeten Anzuge erscheinen.

6.) Jede Zusammenkunft von Bürgern, um irgend einen Gottesdienst zu halten, ist der obrigkeitlichen Aufsicht unterworfen. Diese Aufsicht beschränkt sich auf Polizey-Maaßregeln und öffentliche Sicherheit.

7.) Kein, einem Gottesdienste eigenes Symbol kann auf einem öffentlichen Platz, oder äußerlich auf irgend eine Art ausgestellt werden. Keine Inschrift darf den Versammlungsort bezeichnen. Keine Proklamation oder öffentlicher Aufruf darf geschehen, um die Bürger dahin einzuladen.

8.) Die Gemeinden, oder Gemeinde-Abtheilungen sollen, als solche, kein Lokal zum Gebrauche des Gottesdienstes erstehen oder miethen.

9.) Es soll keine ewige oder lebenslängliche Schenkung, noch irgend eine Taxe erlaubt seyn, um die Ausgaben zu bestreiten.

10.) Wer durch Gewaltthätigkeit irgend einen Gottesdienst stöhrt, oder die Gegenstände desselben mißhandelt, soll nach dem Polizeygesetze vom 22ten Jul. 1791, bestraft werden.

11.) Das Gesetz der zweyten Sansculottide im 2ten Jahre über die Pension der Geistlichen bleibt, und die Verfügungen desselben sollen nach ihrer Form und Inhalt vollstreckt werden.

12.) Jedes Dekret, dessen Verfügungen dem gegenwärtigen Gesetze zuwider sind, ist abgeschafft.

noch steif und fest dem angewöhnten Systeme der Religion anhingen!

Die Folgen dieses Dekrets waren, daß sofort alle Priester nicht mehr Priester waren: sie traten wieder zurück in den gemeinen Bürgerstand, und genossen, im Falle sie sich sonst nicht nähren konnten, eine mäßige Besoldung. Sehr wenige von den konstitutionellen Priestern widersezten sich diesem Dekrete: die meisten gaben laut ihren Beyfall, und waren die ersten, welche in den Klubbs, und sonstwo, das Volk von dem Ungrunde jeder positiven Religion zu unterrichten suchten.

Es giebt Leute, welche nicht begreifen können, wie ganz Frankreich seine alte Religion so auf einmal habe fahren lassen können: und es wäre wirklich ein Wunderwerk, wenn das auf einmal geschehen wäre. Aber hatte man nicht nach und nach das alte katholische System, das vom Papste abhing, in ein neues konstitutionelles System, dessen Stütze die Autorität des Volkes war, verändert? Dieses neue konstitutionelle System wankte nur noch, und es kostete wenig Mühe, es zur gelegenen Zeit ganz umzuwerfen. Die Leute hingen nicht mehr an dem alten Systeme, und an das neue waren sie noch zu wenig gewöhnt, um es ohne Widerstreben nicht fahren zu lassen.

Der Konvent hat daher nicht sehr viel gewagt, als er die öffentliche Religion vernichtete: sein Schritt war genau berechnet, das Volk — durch die Jakobiner dazu vorbereitet, und die Mehrheit der Nation war ganz dafür empfänglich. Der gemeine Mann hat überdem nur einen Popanz von Religion, aber gesunden Menschenverstand meist immer genug, um über seinen alten Popanz endlich selbst zu spotten, sobald er auf das Unsinnige und Lächerliche desselben von einem sonst ehrlichen oder ansehnlichen Mann aufmerksam gemacht wird. Wahrlich, nur die heilige Religion ist die haltbarste Stütze der Moralität und des Staates! —

Achtzehntes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen.

Die Kirchen wurden, seit dem lezten Dekrete, bis auf weiteren Befehl blos zugeschlossen. Die Jakobiner aber, welche befürchteten, daß der Gottesdienst doch wieder hergestellt werden könnte, fanden für gut, die Kirchen, als die vornehmste Stütze desselben, gleich zu entheiligen und sie ihrer bisherigen Bestimmung zu entziehen. Sie brachten auch glücklich ein Dekret heraus, daß die Kirchen, und Priesterhäuser

für Nationalgüter erklärt wurden. Die Administration dieser neuen Güter wurde den Departementern und Distrikten übergeben. Neuer Triumph für die Jakobiner!

Die Kirchen wurden hierauf im ganzen Reiche verwüstet! Ich rede hier von den Pfarrkirchen und Kathedralen: denn die Klosterkirchen waren schon vorher meistens ausgeräumt, und zu profanem Gebrauch bestimmt worden.

Zu allererst warf man von den Thürmen alle Glocken herab, welche man größtentheils nach den Gießereyen schickte, um Kanonen und Mörser daraus gießen zu lassen. Auch wurde eine große Menge dicker Sous (gros sous) aus Glockenspeise gemünzt. Man ließ nur gerade so viele Glocken in den Städten und Dörfern, als zu den Thurm-Uhren erforderlich waren. — Von den Thürmen ging man in die Kirche selbst, nahm alles Gold, Silber, Edelsteine und andre Kostbarkeiten weg, womit z. B. die heiligen Reliquien geziert waren, und schickte das alles in den Schatz der Distrikte und Departementer. Die Meßgewänder wurden öffentlich auf dem Trödel verkauft, und die Kirchenleinwand, als Altar-Tücher, Alben, Röcheln, Humeralen u. dgl. in die Hospitäler geschickt. Das Holzwerk der Kirchen, als Altar, Kanzel, Orgel, Beichtstühle und Bänke, wurde an Tischler, der

Marmor an Marmorarbeiter, das Eisen an Schlösser und Schmiede verkauft.

Daß Frankreich durch diese Zueignung einen Schatz gewonnen habe, größer, als ihn manche Protestanten schätzen mögen, kann man nicht bezweifeln. Man berechne einmal alle goldenen und silbernen Venerabels, Monstranzen, Kelche, Patenen, Bischofsstäbe, Weinkännchen, nebst ihren Tellern; alle silbernen Rauchfässer, Statuen, Leuchter, Krankenkreuze und Ciborien; alle goldnen und silbernen Quäste und Borden an den Dalmatiken, Meßgewändern, Antipendien, Venerabels-Velen, Communiontüchern, Kanzelbehängen, Prozessions-Himmeln u. dgl.; alle Edelsteine um das Hostienbehältniß in den Venerabeln und Monstranzen, an den Einfassungen und Verzierungen der Reliquien; alle silbernen Särge für ganze Heiligen-Körper, nebst den silbernen Kapseln für einzelne Glieder; alle silbernen Ampeln, Engelchen, Heilige-Geist-Tauben, Jesus-Kindchen, und Votivtafeln für Menschen und Vieh; alle silbernen, zinnernen und bleyernen Orgelpfeifen, alle Weihwasser-Kessel von Kupfer, Messing oder Marmor, nebst dem Silberbeschlag an den Missalen; ferner alle feine Spitzen zu und an den Alben, Humeralen und Röcheln; dann alles Eisenwerk zu Gittern, Chorthüren, Ampelstangen,

Befestigungsstangen an den Altären, und zu Spindeln in den Glocken-Aasen: — das alles berechne man nach der Anzahl der Kathedral- Pfarr- und Kloster-Kirchen in ganz Frankreich, die Oratorien und Kapellen nicht einmal mitgerechnet; endlich erwäge man den Geist einer Religion, welche das Sünden-Conto durch fromme Stiftungen und Schenkungen so ganz und gar saldirt, daß noch ein Verdienst-Ueberschuß zu einem Wechsel übrig bleibt, den der liebe Gott dereinst im Himmel zu honoriren hat: — das Alles, sage ich, berechne man, berechne dazu die Kirch-Gebäude, die Priesterhäuser, Gärten, Grundstücke, Kirchhöfe und Kapitalien: und man wird die Millionen ansehnlich finden, welche der Aberglaube reichlich zusammengebracht und vermehrt hat, um die Wunden einer Nation dereinst damit heilen zu helfen, welche er ihr über ein Jahrtausend schlug. —

Die Bildsäulen der Heiligen von Stein und Gips wurden alle zerschlagen, und die hölzernen als Brennholz an Kauflustige verkauft. Alle Kruzifixe, alle Grabmäler und Mausoläen wurden vernichtet und eingerissen. — Die Volkssocietäten betrieben dieß vandalische Werk mit solchem Eifer, daß innerhalb weniger Zeit, Frankreich gar keinen Lustrich mehr hatte, als wenn die katholische Religion je darin geherrscht hätte. Weil aber die Ja-

kobiner nichts mehr haßten, als das Kreuz, ſo ließen ſie gleich anfangs die Kreuzer von den Kirchthürmern herabſchmeißen, und warteten nicht, bis man etwan einmal dieſe Thürme ſelbſt demoliren würde. In Mâcon fiel ein Maurer, der ſo ein Kreuz von einem Thurme hinab werfen wollte, herunter, und brach das Genick. Der Kommentar der Devoten — läßt ſich errathen.

Die Frauenzimmer trugen vorher Agnus-Dei und Kreuzer am Halſe. Aber jezt, da man dieſes Zeichen überhaupt als ein antirevolutionäres Zeichen anſieht, unterſteht ſich keine weiter, auf ihren profanen Buſen durch einen Schmuck aufmerkſam zu machen, der die herzinnige Andacht der Anbeter von dem gekreuzigten Heiland ſo leicht zu den Schächern verirren läßt.

In Frankreich waren ſonſt ſehr viele Reliquien als Heiligen-Leichname, Häupter, Beine u. ſ. f. auch viele heiligen Gnadenbilder. Man that einſt den Vorſchlag, dieſe Dinge, welche ehemals ſo viel Wunder gethan haben ſollten, zu ſammeln, und einmal, wenn der Friede hergeſtellt ſeyn würde, an fremde Völker, die auf dergleichen Sachen noch viel halten z. B. an die Herren Spanier, Italiäner, Oeſtreicher, Bayern u. ſ. w. zu verkaufen. Allein dieſer Vorſchlag wurde verworfen. Es ſoll und darf, ſchrieen die Jakobiner, nichts aus Frank-

reich kommen, was irgendwo Aberglauben und Pfafferey verbreiten könnte. Aus Frankreich soll andern Völkern Licht aufgehen! — Also wurden alle heiligen Ueberbleibsel, größtentheils unter tausend Sarkasmen von Seiten der Jakobiner, vernichtet.

In Dijon war eine heilige Hostie, welche durch ganz Frankreich berühmt war, und vielen Zulauf durch Wallfahrten hatte, auch sehr viele Wunder wirken sollte. Diese heilige Hostie war von einem gottlosen Priester in Palermo vorzeiten konsekrirt, und an einen Juden für viel Geld verkauft worden. Der Jude stach auf der Hochzeit seiner Tochter, nebst seinen Freunden, mit Federmessern in die Hostie, und, siehe, es floß sofort Blut in reichem Maße hervor. Die Juden erschracken und fielen wie todt zur Erde, die Hostie aber erhob sich, fuhr zum Fenster hinaus, und schwebte in großer Glorie und Herrlichkeit, mit Strahlen umgeben hoch in der Luft. Der Erzbischof, ein frommer, heiliger Mann, erfuhr dieß, kam flugs mit der Klerisey in Procession, fiel vor die Hostie auf die Kniee, begann seine Beschwörung, und die Hostie sank in des Erzbischofs heilige Hände. Der Erzbischof trug sie in Procession nach der Kathedralkirche, und verwahrte sie im Hochaltar. Der Papst vernahm die Begebenheit, und hörte von den unbeschreibli-

chen Wundern, welche die Hostie in Palermo wirkte. Er befahl also, daß man sie nach Rom bringen sollte, um da nach Würden verehrt zu werden. Als das Schiff in Begriff war, abzufahren, tobte das Meer schrecklich, aber kaum war die h. Hostie im Schiffe: so legte sich der Wind, und wurde so günstig, daß die Fahrt von statten ging, auch ohne Ruder und Segel. In Rom wirkte die Hostie von neuem unzählige Wunder.

Lange hernach vermählte sich ein Herzog von Burgund, Philipp II, mit dem Beynamen der Gute, mit der Portugiesischen Prinzessin Isabella. Diese nahm ihren Weg über Rom, um den Segen des h. Vaters einzuholen. Eugenius IV war damals Papst, und gerührt von der Frömmigkeit der Prinzessin, und von den Geschenken, die sie dem römischen Stuhl reichlich verehrte, gab er ihr die heilige Hostie. Die Prinzessin brachte, durch Hülfe eines Priesters diesen göttlichen Schatz nach Dijon, der Residenz der Herzoge von Burgund. Hier ließ sie ihr zu Ehren eine Kirche erbauen, welche dem Erzengel Michael geweiht wurde. In dieser Kirche ließ sie ebendrein eine prächtige Kapelle aufführen, worin die h. Hostie auf einem massiv silbernen Altar in einer goldnen, mit Edelsteinen besetzten Monstranz verehrt ward.

Seit jener Zeit, das ist, seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, hat nun diese h. Hostie gar viele neue Wunder gewirkt, und man hat aus ganz Frankreich Wallfahrten zu ihr angestellt. Sie hatte ihre ganz eignen Kanonikos. Im Jahr 1794, im April, wurde aber Kapelle und Altar zerstöhrt, und die h. Hostie in eine glühende Kohlpfanne geworfen, wo sie auch verbrannt ist, ohne irgend ein Zeichen ihrer ehemaligen göttlichen Allmacht. Bey dieser Exekution erwarteten freilich alle fromme Dijoner eine Rettung des weltberühmten Heiligthums durch ein Wunder. Aber — als kein Wunder erfolgte, und die arme Hostie sich ganz geduldig zernichten ließ, fingen auch solche über die Reliquien an zu räsonniren, welche vorher ihr Leben dafür gegeben hätten.

Der Sturz der christlichen Religion in Frankreich zog auch den der jüdischen nach sich: die Synagogen wurden verboten, und eben so, wie die christlichen Kirchen zugeschlossen. Auch hat das Judenthum drey Märtyrer gehabt, welche eher sterben, als den Schabes u. dgleichen aufgeben wollten. Aber die vernünftigern Juden, deren es hier und da auch in Frankreich giebt, ließen sich die neue Einrichtung gefallen, arbeiteten am Schabes, ließen ihren Knaben die Vorhaut, aßen Schweinefleisch und zogen mit zu Felde. Man muß ins

deß wissen, daß sich die Israelitischen Glaubensgenossen nicht so häufig in Frankreich, wie in Deutschland, Polen u. s. w. befinden: es giebt ganze Departementer, wo kein Jude zu sehen ist.

Die Herren Maçons oder Freymäurer mußten ihre Gesellschaften ebenfalls aufgeben. Sie thaten dieß, entsagten ihrer Zusammenkunft, und schlossen sich an die Jakobiner; ja, man wollte sogar behaupten, daß die Hauptsache der Jakobiner schon von Cromwels Zeiten an, der vornehmste Gegenstand der Freymäurerey gewesen sey. Wenn das ist, so hatten die Bischöfe in Frankreich wohl nicht unrecht, als sie schon vor vielen Jahren die Aufhebung dieses Ordens motivirten, und ihn als dem Staate d. i. dem Königthum, und der Religion d. i. den Pfaffen und der Hierarchie schädlich darstellten. *)

---

*) Wie in Deutschland, so auch in Frankreich gab es viele, die über den Ursprung, das Wesen und den Zweck der Freymäurerey ihr Urtheil hören ließen. Eine unbefriedigte Neugierde und etwas Neid zuweilen, ist die Quelle der Vermuthung und der Debatten darüber. Viele wissen nicht einmal, wie die Freymäurerey bey uns zuerst entstanden ist. In Deutschland entstand sie, als Ausländer hier anfingen, das Christenthum, oder vielmehr das ästetische Papstthum autorisirt einzuführen. — Reines Christenthum war damals in Rom durchaus nicht, folglich konnte man es den Deutschen von da auch nur verfälscht und bebrämt zuführen. — Die ersten Ankömmlinge in Deutschland, Mönche, fanden es sumpfig und waldig, und

Auch die Zerstörung der Mausoläen war eine Folge der Aufhebung des öffentlichen Gottesdien-

---

wählten zu ihrem Wohnsitz Berge, zumal in der Nähe von Städten. Jene umgab eine minder ungesunde Luft, und in diesen fanden sie Früchte zu ihren Fastenspeisen, und von den Kühen auf den Wiesen am Flusse konnten sie Milch haben. — Diese Leute kultivirten physisch und moralisch nach ihrer Art, wie es gehen wollte. Nach und nach kamen mehrere, auch Bischöfe, Grafen u. dgl. unter Karl dem Großen. Sie wollten Klöster, Kirchen und Häuser haben. Geschickte und brauchbare Baumeister fand man in Deutschland nicht; und die in Italien hatten keine Lust zum Lande der Wölfe und Bären. In Italien standen sie unter strenger Aufsicht, und ihr Arbeitslohn war karmäßig festgesetzt. Wer nun, erklärte man, aus nach Deutschland zieht, um dort bauen zu helfen, soll von alle dem frey seyn. Dies lockte: man benedicirte ihre Professions-Instanten, exmirte sie von höherer Aufsicht und der Taxe: und so hatten sie Freymäurern und die Erlaubniß, soviel Gesellen anzunehmen, als sie für gut fanden. Endlich wen die Aufsicht der Bischöfe und Baugrafen nicht behagte, ließ sich, er mogte seyn, wer er wollte, Mäurer oder nicht Mäurer, als Mitglied bey der Mäurer-Zunft aufnehmen, erhielt sein Zeichen, und war von der strengen Aufsicht frey wie die Herren in Spanien, die sich aus eben der Absicht bey der Hermandad, als Gehülfen des Inquisitionsgerichts, aufnehmen lassen. Dies ist der Ursprung des Namens und der Sache der ersten Freymäurer in Deutschland.

Die wahren oder eigentlichen Freymäurer mißbrauchten ihre Freyheit, und mit der Zeit war man genöthigt, sie wieder, wie jede andern Zunftgenossen, nach den Gesetzen einzuschränken. Aus Freymäurern wurden also wieder gebundene Mäurer. Die Schein-Freymäurer setzten indeß ihre Verbindung und Zusammenkunft fort, und da vorher eigentliche Kunstsprache ward uneigentlich oder tropisch, so wie ihr Zweck jetzt hieroglyphisch-moralisch ward. Die Cultur der Wissenschaften stieg, man lernte die Mysterien der Alten kennen, man modelte nach, modificirte weiter nach diesem und jenem, bis endlich die jetzt nur sogenannte Freymaurerey das ward, was sie gegenwärtig ist — eine geschlossene Gesellschaft meist einsichtsvoller, würdiger Männer, deren Hauptberuf es ist, gewisse geselle schaftliche Pflichten vorzüglich auszuüben. —

stes. Zerstört die Ueberbleibsel der Tyranney, schrieen die Jakobiner: und die Gebeine der Könige und der Großen wurden herausgegraben. *)

Ueber die Entstehung der Freymäurerey in England zu Erreichung politischer Zwecke, während Crömwel dominirte, lese man das Buch: „Aufklärung über wichtige Gegenstände in der Freymäurerey, besonders über die Entstehung derselben ohne alle Schwärmerey.“

Noch eins zum vorigen! Wer heutzutage auf Ihnen bey Osnabrück, auf Huisburg bey Halberstadt, oder auf dem Petersberg bey Halle — der schönen Aussicht sich freuet, lobt den Geschmack und die Klugheit der ersten Anbauer. Aber weite Aussichten über Wald und Haine und Sümpfe gab es auf den hohen Bergen vorzeiten wohl, nur noch keine schönen: dazu fehlte es an der abwechselnden Mannigfaltigkeit in den Natur- und Kunst-Parthieen. Das schattirte Spiel von Städten, Dörfern, Burgen, Gasthöfen und Mühlen zwischen Wiesen, Hainen, Feldern und Wäldern entstand erst lange nachher. Auch lebten die moralisch-kastrirten Phantasienbrüder der damaligen Zeit mehr in ihrem Ideenhimmel, als im ästhetischen Naturhimmel der Sinne. Also nur die Sorge für ihre Gesundheit und für etwas mehr Sicherheit bewog sie, wie alle alten Burgbewohner, ihren Aufenthalt auf hohen Bergen zu nehmen. Die Benennung von Monsferenus für den Petersberg in ältern Urkunden, scheint dieß mit zu bestätigen.

Jenes verwechselnde Urtheil mahnt mich indeß gar treffend: wie täuschend auch viele Theologen das schon in der Bibel finden wollen, was der Kunststeiß eines Semlers, Kants und Anderer, durch Hume's Voltaire's und Lessings Scharfblick geweckt, auf dem Boden der Bibel — dieser skizzirten Kopie der moralischen Natur des Menschen: denn was da drüber ist, ist nicht zum Heile — erst aufgeräumt, und nachher nach der Symetrie der allgemeinen Vernunft gleichsam neu aufgeführt haben.

Decipimur specie Recti! —

*) Die Menschen bleiben immer Menschen — schrieb Wedekind an Gregoire über den Vandalismus in Straßburg. — Sollten wir nicht vielmehr das Andenken jedes Unsinns heiligen, um unsere Nachkommen zu bewahren, daß sie nicht von

Die berühmte Abtey zu St. Denis, nicht weit von Paris, iſt jezt ein Hoſpital, und die Gruft der Könige — eine Holzniederlage. Die metallenen Särge der Könige und der Perſonen aus der königlichen Familie ſind eingeſchmolzen, und die Gebeine wurden ſonſtwohin begraben, verbrannt, ja, je nachdem ſie es verdient hatten, ſogar zerſtreut und vom Pöbel verunehrt und beſchimpft. Selbſt Ludwig XIV liegt nicht mehr ganz beyſammen: der ſtolze Ludwig! Es iſt wahrlich eine ſeltſame Kataſtrophe in den menſchlichen Dingen!

Ille lugurchino clarus Cimbrogue triumpho,
Quo victrix toties Conſule Roma fuit,
In coeno Marius jacuit, cannaque paluſtri,
Pertulit et tanto multa pudenda viro!

Auguſtus fand zu Alexandria noch den Sarg des Erbauers dieſer Stadt, Alexanders des Großen, welchen Ptolemäus Lagi dahin hatte bringen laſſen. Er ließ den Sarg öffnen, fand aber nur noch die Hirnſchale und einige Gebeine des

---

neuem in ihn verfallen? Nicht die Vernunft, ſondern ihre Geſchichte, ſichert das Volk gegen die moraliſchen und politiſchen Krankheiten der Vorzeit. Werkzeuge der Henker, Kronen, Scepter, kurz alles, was an die vorigen Zeiten des Königthums erinnern kann, ſollte in Nationalgebäuden aufbewahrt, und jährlich einmal der Jugend vorgezeigt werden. Nehmt weg alles, was euch an die vorigen Zeiten erinnern kann: und ihr laufft Gefahr, daß es euren Nachkommen gehe, wie den Kindern, welche giftige Beeren aßen, weil ſie nicht wußten, daß es giftige Beeren waren. —

seltsamen Mannes, qui res humanas miscuit olim. Der römische Tyrann — der Unterdrücker der Freyheit Roms, so gute Eigenschaften er sonst auch haben mogte, verdient allerdings diesen Namen, und selbst Friedrich der Zweyte (!) nennt ihn so.*) — also der römische Tyrann weinte, daß von dem Weltverwüstenden Helden nichts mehr, als so eine Kleinigkeit übrig war. Wer in seinem Leben an der ganzen Welt nicht genug gehabt hatte, hatte nach seinem Tode genug an einem Sarge!**) Darüber weinte Augustus, und Augustus blieb Tyrann. Der Herrschgeist ist einmal nicht anders!

Aber wenn eine Nation noch nöthig findet, sich an der Asche ihrer ehemaligen Beherrscher zu rächen, und deren längst vermorschte Knochen der Beschimpfung preis zu geben: dann muß es doch eben nicht die höchste Ehre des Menschen seyn — Nationen zu beherrschen! —

Zwischen Beherrschen und Beherrschen ist indeß ein Unterschied, wie unter dem Eindruck, den der gute und arge Beherrscher noch bis auf die segnende oder fluchende Nachwelt zurückläßt. Man sah dieß neuerdings in Frankreich bestätiget. So

---

*) Eloge de Voltaire S. 2.

**) — — Quem totus non capit orbis,
Urna capit.

stürmisch die Masien in ihrem Hasse gegen das Königthum verfuhr, so gerecht zeigte sie sich jedoch gegen Könige von Verdienst. So wurde Heinrich IV, und Ludwig XII, dem ehemals das französische Volk den schönen Beynamen des Vaters des Volkes gab, auch bey der Zerstörung der Gruft zu St. Denis verschont; und ihre ehrwürdigen Reste wurden mit dem lauten Zuruf der Bürger: „Es sind gute Könige gewesen! Ihre Gebeine sind uns heilig!“ in allen Ehren beerdiget.

Zu Dijon im Karthäuserkloster in der Vorstadt lagen die Herzoge von Burgund aus der jüngern Linie mit ihrer Familie begraben. *) Auch diesen ließen die Jakobiner im Grabe keine Ruhe. Die längst vermauerte Gruft wurde aufgebrochen, die Särge eröffnet, und was brauchbar darin war, besonders ein schöner mit Edelsteinen besetzter Degen des Herzogs Johannis intrepidi (leans sans peur) weggenommen, die zinnernen Särge an die Zinngiesser verkauft, und die Gebeine der alten Burgundischen Regenten auf einem Schubkarren hinausgefahren und in ganz gemeine Erde verscharrt. Ich sprach einmal in Dijon über diese Begebenheit,

*) Diese Linie fängt mit Philipp, dem Kühnen, Königs Johannis Sohn, 1363 an, und endigt sich mit Karl, dem Kühnen 1477.

und wunderte mich, daß man die alten Herzoge nicht habe ruhen lassen. Ey was, Herzoge! erwiederte ein Bürger: es waren Blutsauger, die alten Tyrannen von Burgund; und Tyrannen verdienen Verfolgung im Leben, und Schimpf und Schande nach dem Tode. —

Die Universitäten, deren es viele in Frankreich gab, wurden eben so wie die Gymnasien und Schulen samt und sonders aufgehoben. Viele waren vorher schon von selbst eingegangen, aus Mangel an Schülern: Aber nun kassirte man die gelehrten Innungen als höchst schädlich, und der Republik nachtheilig. Man betrachtete sie als Pflanzschulen, deren alter scholastischer Zuschnitt nur der abgeschafften Staatsform entsprochen hätte; die keinen Kopf eine andere Richtung hätte nehmen lassen, als die für Pfaffereyen und Despotie; ja, die sogar jedes aufkeimende Genie, das in den höhern und hellen Ton nur leise zu stimmen suchte, mit Gewalt gedempft, und in die Schul-Akkorden der barbarischen Jahrhunderte gezwängt hätten; die endlich nicht eher eine angemessne Umänderung zuliessen, bis man sie mit Stumpf und Stiel vertilgt hätte.

Herr Salzmann hat unter andern Wahrheiten, welche sein Carl von Carlsberg enthält, mehrmals gesagt, daß die Universitäten zu

den lächerlichen Anomalien gehören, welche das Menschengeschlecht verhunzen helfen: aber in Deutschland hat man das mit Verfall gelesen, vielleicht hat man auch Herrn Salzmann Recht gegeben; und doch sind die gelehrten Handwerkslogen geblieben, wie vorher. Daß die Universitäten, diese privilegirten Dünkel-Fabriken, — wegen ihrer Universitätsheit —, noch immer in derselben Barbarey liegen, worin sie vor 300 Jahren gelegen sind, beweisen unter andern die Promotionen, die akademische Polizey, und die seltsame Art, die Wissenschaften zu lehren und den Kursus abzumachen. — In Frankreich hat man diese Barbaren gehoben, indem man die Gelehrsamkeits-Innungen aufhob. Indessen werden jezt gewisse nüzliche Wissenschaften dafür desto unbefangner, und also mit mehr Interesse und Nachdruck gelehrt; und in Zukunft läßt sich noch wahres Wachsthum der menschlichen Kenntniß durch die Bemühungen der freyen Franzosen erwarten, wie wir weiter unten sehen werden.

Die lateinischen Schulen hatten das Schicksal der Universitäten: sie wurden ebenfalls kassirt.

Auch die ehemals berühmten Akademien existiren nicht mehr: doch davon rede ich in dem Kapitel von dem jetzigen Zustand der Gelehrsamkeit in Frankreich.

Die Schulen auf den Dörfern wurden eben so weggeschafft, wie die in den Städten, und die Schulmeister durften den Katechismus durchaus nicht mehr lehren. Ehedem bestand der Unterricht des gemeinen Mannes in Frankreich blos im Katechismus. Selten lernte jemand, zumal in den erbärmlichen Dorfschulen, schreiben, und noch seltner rechnen: ein elender Katechismus, der nur Frazzen enthielt, und den gesunden Menschenverstand ganz und gar verkrüppelte, wurde auswendig gelernt, und mit Prügeln kommentirt. —

In den Städten war der Unterricht der gemeinen, nicht für die Studien bestimmten Jugend eben so elend. Daher auch die grosse Unwissenheit des gemeinen Mannes in Frankreich! Und eben daher die nicht lange anhaltende Schwierigkeit, die gemeinen Franzosen über ihre Katechismus- und Pfaffen-Religion mit Spott und Lachen wegzubringen. Dieß mögen die sich merken, die, wie mit Blindheit geschlagen, von dem Popanz der kirchlichen Phantasie-Religion mehr erwarten, als von der hellen und immer und überall stichhaltenden Religion der Vernunft. Zu hoch für den gemeinen Mann ist diese gewiß nicht: denn sie ist für alle Menschen. — Unterricht! Unterricht!! —

Um solche Schulen war es also nicht nur nicht Schade, sondern Vortheil, und sie mußten eingestellt werden, wenn die Revolution ganz zu Stande kommen sollte. — Doch sah man zugleich ein, daß das Volk Unterricht haben müßte; und schon im Jahr 1793 wurde eine Comité de l'instruction festgesezt, welche herrliche Vorschläge für den gemeinen Unterricht gethan hat. Doch davon zu seiner Zeit.

Daß bey der Aufhebung der öffentlichen Religion in Frankreich manche Excesse von rasenden Jacobinern und ihren Anhängern, den Sanscülotten, sind verübt worden, kann man um so eher denken, da alles so schnell und mitunter tumultarisch zuging. Dahin gehört unter andern, daß die Sanscülotten — diesen Namen führten 1793 und 94 alle die, welche für ächte Patrioten gehalten seyn wollten — in die Häuser liefen, und da die Bilder, Rosenkränze und Gebetbücher mir nichts dir nichts, wegnahmen, zerschmissen und zerrissen, und jeden insultirten, welcher sich diesem Muthwillen widersezte. Besonders verfolgte man die Rosenkränze und die Mutter-Gottes-Bilder, welche man ohne Gnade alle zerschlug. Bey dieser Gelegenheit wurden auch die Bilder der Könige und anderer hohen Personen zerrissen und vernichtet. Jeder Hauswirth war gehalten, alle Zimmer den

Sanscülotten aufzumachen, damit sie nachsehen konnten, ob kein kontrerevolutionnärer Quark (ordures contrerévolutionnaires) sich fände; und wenn einer nicht aufmachen wollte, so schlugen die Sanscülotten die Thüren mit Gewalt auf.

Nach der Eroberung von Lyon fanden sich Haufen von Sanscülotten, welche die Gegenden um Lyon, Vienne, bis nach Toulon hinab, durchrennten, sich den Namen Bataillons révolutionnaires gaben, und allerley Unfug ausübten. Da ich die Ehre gehabt habe, diese Herren näher kennen zu lernen, auch einige Zeit, selbst als Sanscülotte, mit ihnen herumgezogen bin, so werde ich meinen Lesern in einem eignen Kapitel am gehörigen Orte artige Nachrichten von ihnen mitzutheilen.

Neunzehntes Kapitel.

Befehl des Wenigen.

Robespierre, welcher um diese Zeit in Frankreich das höchste Ansehn, sowohl im Konvent als unter den Jakobinern hatte, wollte doch dem Volke, das einmal an Versammlungen zu gewisser Zeit gewöhnt war, ein Etwas geben, das anstatt der

Religion die öffentliche Meynung leiten sollte: aber nun fragte sich: was?

Sollte man einen neuen Gottesdienst einführen? Das wäre höchst inkonsequent gewesen! Nein, es mußte, so zu sagen, eine Anarchie in der Religion entstehen, und um diese Anarchie herbeyzuführen, beschloß der Konvent, daß in jeder Stadt, auch in jedem Dorfe, ein Tempel der Vernunft seyn könnte, nicht seyn müßte. In diesem Tempel der Vernunft sollten alle zehn Tage Reden gehalten werden können zur Begründung der ächten Bürgertugenden, und der Ausrottung des Aberglaubens, d. i. der bisherigen öffentlichen Religion.

Die Jakobiner, deren Namen damals Legion hieß, bemeisterten sich sofort dieses Tempels, und nur ächte Jakobiner hielten die Reden darin. Gewöhnlich waren die Kathedralkirchen, oder sonst die vornehmsten dazu ausersehen, und der Redner bestieg an den festgesezten Tagen die Kanzel. Weil aber noch diese als ein schädliches und verhaßtes Erinnerungsmittel, den Jakobinern ein Dorn in den Augen war, so riß man sie überall ein, und errichtete für den Redner eine eigne Bühne.

Die Reden mußten jedesmal zuvor im Jakobinerklub vorgelegt und geprüft werden, damit ja nichts darin vorkäme, was nur von weitem nach

Royalismus oder Christenthum schmeckte. Sogar durfte von Gott, dessen Regierung, und von der Unsterblichkeit der Seele nicht ein Wort einfließen: Auch die Begriffe über diese Dinge sollten durch eine Art von Anarchie geläutert werden. Kam so etwas vor, so wurde es gestrichen; und hatte der Verfasser gar Einiges zu Gunsten der Bibel u. s. w. gesagt, so ward er obendrein deshalb noch verantwortlich.

Den Inhalt dieser Reden können meine Leser schon errathen. Sie rollirten meistens über Freyheit, Gleichheit und Vaterlandsliebe; über Haß und Vernichtung der Tyrannen und der Pfaffen, und mit unter kamen derbe Ausfälle auf den Stifter der christlichen Lehre, auf seine Mutter und seine Apostel vor. Der Vater Papst wurde vollends nicht geschont, und die sonst ehrwürdigen Gebräuche der Religion in Frankreich, die Messe, Sakramente, Fegfeuer u. dgl. fertigte man mit derben Sarkasmen ab. Bey her wurden auch die Gesetze erklärt, und das Volk zur Befolgung derselben aufgemuntert.

In Colmar hörte ich die erste Rede im Tempel der Vernunft. Der Prokurator Glocsin — von dem man bald mehr lesen wird — hielt sie mit allem Pathos über das Recht der Völker, ihre Tyrannen zu richten, wenn sie das Volk drücken,

und die Gesetze nach Belieben beleidigen. Er bemühte sich, besonders darzuthun, daß der Satz: die Obrigkeit ist von Gott, gründfalsch sey, indem Gott, man möge sich dieses Wesen denken, wie man wolle, unmöglich die Wege billigen könne, auf welchen die ersten Regenten zur Herrschaft gekommen wären. Hat etwan, sagte er, Gott den ersten Franken-Herzog zum Könige in Gallien gemacht? Clovis war ein Räuber, ein Tyrann! Sein Recht auf Gallien war das Recht des Räubers auf das Gut des unbewaffneten Wanderers, oder das Recht der Sklavenhändler auf die Freyen der armen Afrikaner. Aber, sagt er fort, wenn Gott dem Clovis das Recht über Gallien gegeben hat, wenn Gallien demnach rechtmäßig auf Clovis Nachkommen fortgeerbt ist: wer gab dann dem Pipin das Recht, die Herrschaft dem Stamme des Clovis zu entreißen, und auf seine Familie zu bringen? Und wie ist hernach dieses Recht auf die kapetingische Familie gekommen, woraus unsre letzten Tyrannen gewesen sind? Lauter Widersprüche! Wenn Gott die Menschen erschaffen hat, so hat er sie frey erschaffen: das Recht der Fürsten hat seinen Ursprung nicht in der göttlichen Regierung, sondern in der Dummheit der Menschen, und in ihrem Sklavensinn. — Die Völker Europens, fügte er hinzu, werden

uns jezt hassen, weil wir dem Ludwig Capet die Gewalt, uns zu tyrannisiren, genommen, und ihn für seine Bosheit bestraft haben. Aber die Zeit wird kommen, wo eben diese Völker unserm Beyspiele folgen werden.

Reden von dieser und ähnlicher Art habe ich viele gehört, und mitunter einige, die allerdings verdienten gehört, gelesen und beherzigt zu werden. Da sie allemal höchstwichtige Gegenstände abhandelten, und der Redner frey untersuchen und sprechen durfte, so fehlte es selten an Gründlichkeit und Stärke. *) Vorzüglich gute Reden wurden gedruckt, herumgeschickt, und hernach in allen Weinhäusern und Gesellschaften vorgelesen, bekommentirt und beexegesirt, und so wurde deren Inhalt immer mehr wirksam gemacht. Es würde mich zu weit führen, wenn ich Proben davon hier liefern wollte, aber nur noch etwas Geduld, und man erhält aus meinem reichen Vorrathe: Laukhards Ausbeute in Frankreich für Theologen, Politiker und Kosmopoliten.

Es stand jederman frey, an der Zusammenkunft im Tempel der Vernunft Theil zu nehmen. Jeder gute Patriot fand sich ein, die Neugierigen

*) Wer frey denkt, denkt gut — sagt Haller; und in den Werkstätten an den [illegible] [illegible] gut ihm [illegible], wenn ein Herz gebricht."

auch, und so war die Versammlung immer sehr ansehnlich und zahlreich. Die Worte: Tempel der Vernunft standen mit großen goldenen Buchstaben über den Thüren der ehemaligen Tempel des Aberglaubens. Oft wurden drey, vier und mehrere Reden an einer Decade gehalten, und man kam oft erst Abends um zehn, elf Uhr aus der lezten. Zum Einschläfen war keine. —

Das Zeichen zum Anfang jeder Versammlung wurde mit Läuten einer Glocke gegeben, aber auf ganz andere Art wie zu dem Gottesdienste bey uns: die Glocke wurde blos einerley angeschlagen. Der Anfang dieses Vernunft-Dienstes, oder dieser Vernunft-Heiligung, wenn man so sagen darf, wurde mit Absingung gewisser Lieder gemacht, wozu auch Instrumente gespielt wurden. Die Lieder waren aus den Sammlungen republikanischer Gesänge, welche man jezt in Frankreich sehr häufig, gut und enthusiastisch-belebend hat. Vorzüglich wurde der Marseiller Marsch musicirt und gesungen. Der Beschluß geschah wieder mit einem republikanischen Liede.

So hatte denn Frankreich am Ende des Jahres 1793 bis in den Sommer 1794 gar keine eigentliche Religion, welche öffentlich wäre geübt worden, nicht einmal eine öffentliche natürliche: denn diese erfordert wenigstens öffentliches Bekenntniß

des Daseyns Gottes, und der Unsterblichkeit der Seele, als Beweggründe der Moral. Aber in Frankreich sollte alle Moral aus dem Bürgersinn, aus dem Patriotismus geleitet werden. Ueber diese Quelle, die in die Sinne fällt, konnte man bürgerlich wachen, und sie durch Gesetze läutern und festen Zaumes verfolgen. Das hieß den Sinn-Menschen sinnlich steuern, wie jede Regierung, als eigentliche, äußere Gewalt, dieß eigentlich nur sollte, weil sie dieß eigentlich nur kann, und weil es unweise und unklug ist, nothwendige, gewisse Zwecke von der Wirksamkeit zufälliger und ungewisser Mittel zu erwarten." Das Seyn Gottes und Unsterblichkeit der Seele kann man bezweifeln, *) aber nicht, daß ich ein schlechter

*) „Wir wissen, schrieb Voltaire an M. d'[illegible], sehr gut, daß diese und jene [illegible] (Gottheit und Seele) nicht statt finden, aber wir sind sehr [illegible] über das, was [illegible] — Allein, wenn wir gewisse [illegible] [illegible] nothwendig wäre, so würden alle Menschen sie haben, wie sie [illegible] haben. Man kann [illegible], daß das, was nicht durchaus nothwendig ist für alle Menschen, zu jeder Zeit, und an jedem Orte, auch nicht [illegible]. [illegible] Wahrheit ist ein [illegible], wie man [illegible] kann. Das Uebrige ist ein ewiger Gegenstand des Streites zum Pro und Contra." (Oeuvres compl. de Volt., T. [illegible] p. [illegible]) Wer die Wichtigkeit des Zweifels an der wichtigern übersinnlichen Begriffe näher prüfen will, dem empfehle ich das Buch

Bürger bin, sobald ich die Gesetze übertrete, die mich nach dem erklärten Willen meiner Nation zum guten Bürger haben wollen.

Man hat so oft und so viel gesagt, und sagt es noch, daß kein Staat ohne öffentliche Religion d. h. ohne öffentlich gehandhabten Glauben an unsichtbare Dinge bestehen könne. Ich mag nicht weiter untersuchen, wie weit diese Behauptung gegründet sey. Aber fragen mögte ich doch: ob die Franzosen, nach Abschaffung aller öffentlichen Religion, schlechter geworden seyen, als sie waren, da sie noch Pfaffen, Messe, Sakramente und allen religiösen Schnickschnack vollauf hatten? Die ganze französische Geschichte von 1793 und 1794 zeigt, daß das Volk in Frankreich wenigstens nicht schlechter geworden ist, nachdem die öffentliche Religion abgeschafft war: denn gerade um diese Zeit besiegten sie alle ihre Feinde. Es mag daher doch nicht so allgemein wahr seyn, daß man Kirchen, Pfaffen, Glaubens-Einigkeit u. s. w. haben müsse, um als Staat zu bestehen: ja, ein Volk ohne alle Religion ließe sich noch immer als Volk und

---

unter dem Titel: Die gesunde Vernunft, oder die übernatürlichen Begriffe im Widerspruche mit den natürlichen. London, 1753. Da kann man S. 95. sehen, warum die einfältigern und klügern Völker und Menschen am Kirchen-Religion am wenigsten halten, am meisten aber die dummen und tragen.

gesittetes, d. i. nach guten Gesetzen regiertes Volk denken. Noch mehr, wenn man Christi Lehre rein auffaßt, und sie von aller Einmischung der Zeit, des Orts und der Personen entblößt: so war ihr Zweck unwidersprechlich: die Moral der Vernunft zur Alleinherrschein in der Gesellschaft zu machen, und die Religion als die Privatsache des einzelnen Menschen aufzustellen. Dadurch war das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft im ganzen gesichert, aber die Gewissensfreiheit der Bürger im Einzelnen von der gewaltthätigen Bedrückung und Fesselung der Priester auch erlöset. Vorher war Alles Priester-Religion, und durch diese Alles den Priestern sklavisch unterworfen. Um nun von diesem Joche die Menschen zu befreyen, lehrte Christus: daß die wahre Würde und das wahre Wohl des Menschen nur durch eigenes Handeln, nur durch Moral, und nicht durch Opfer und den übrigen Apparat der Priester-Religion begründet und gesichert werden könne.

In diese Maximen traten alle einsichtige Fürsten, welche die Kunst inne hatten, den Menschen nach dem Menschen, und nicht nach phantastischer Priester-Maschinerie zu behandeln. „In meinem Lande, sagte Friedrich der Zweyte, kann jeder glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist.“ Das war ganz in Christi Lehrsinn, ganz Christlich in

dem Munde eines philosophischen Königs! Und unter solchen Königen bedarf das Volk keiner positiven Zwangs-Religion, um mit seinem Haupte — welches ein Einziger oder Mehrere seyn mögen — als Staat zu bestehen.

Aber sobald man ein dummes, sklavisches Volk mit einem Regenten denkt, dessen Willkühr Gesetz, und dessen Grillen unverbrüchliche Vorschriften sind, und der es für Oberverwaltungsamt angemessener hält, Sklaven sklavisch weiter zu beherrschen, als sie und sich durch zweckmäßige Cultur zu veredeln, um über Menschen Menschenwürde zu herrschen: dann freilich scheint es, daß ein solches Volk unter einem solchen Fürsten eine Hoheprieser-Religion nöthig habe, die den lieben Gott zum Popanz und zum eigensinnigen Tyrannen herabwürdige, und ihn ja nicht, wie Christus that, als den liebevollen Vater aller Geschöpfe, vorzüglich der vernünftigen, darstelle.

Eine solche Religion mit einem solchen Gotte ersezt dann freilich bey einem solchen Volke durch die Gewalt der Phantasie das, was die Regierungskunst in der Stärke der Vernunft des Oberverwalters, oder in der Staatsverfassung für dieses Volk nicht findet. Keiner hat diese theologisch-politische Maschinerie stärker ins Licht gestellt, als der einsichtige und freymüthige Verfasser von dem

„Erweis des himmelweiten Unterschieds der Moral von der Religion.“*)

„Die ganze Orakel-Theologie und (Orakel-) Religion — sagt er S. 378 — ist so angelegt, daß sie den Leuten von Kindesbeinen an Furcht und Schrecken vor einem zornigen Gott und dessen ewigbrennender Hölle einjage, und ihre Gemüther immer auf der Folterbank peinlicher Unruhe und schrecklicher Besorgnisse über erdichtete abscheuliche Gefahren gespannt erhalte. Dieß ist der listige Kunstgriff, sie mit den beschwerlichsten Abgaben zu steuern, ihre ängstliche Selbstliebe zinsbar zu machen, und sie anzuspornen, sich durch allerley Gaben und Opfer die Geneigtheit derer zu erkaufen, die als die Bevollmächtigten des Himmels das Züchtigen und Verlassen, das Sünden-Vergeben und Sünden-Behalten, das Ewig-selig-machen und Ewigverdammen in ihrer Gewalt haben. — Erst wird den Leuten durch die Orakel-Theologie alle Ruhe, Hoffnung und Zufriedenheit des Herzens geraubt, um ihnen dieselbe hernach tropfenweise in einzelnen beliebigen Tröstungen und vergegaukelten Vertröstungsgründen für baares Geld

*) Nebst genauer Bestimmung der Begriffe von Theologie, Religion, Kirche, und protestantischer Hierarchie, und des Verhältnisses dieser Dinge zur Moral und zum Staate. Frankfurt und Leipzig, 1788.

wieder zutröpfeln zu können. Erst werden sie in ihrer Phantasie berückt, und mit dem Wahn vergiftet, sich für abscheuliche, von Gott verworfene und aller Glückseligkeit unwürdige Sünder anzusehen, um ihnen hernach für baare Bezahlung die Sünden vergeben und einige schwankende Hoffnungen der Seligkeit wieder ertheilen zu können. Die Priesterschaft schlägt durch ihre Orakel-Theologie den von Natur ganz gesunden Menschen erst selbst blutende und heftigschmerzende Wunden, um hernach etwas an ihnen zu heilen zu haben. Sie wird aber mit dieser Heilung bey keinem Einzigen sein ganzes Leben hindurch fertig, um bis an seinen Tod das Arztlohn und die Heilungskosten von ihm ziehen zu können. — Dieß ist die wahre Gestalt und Beschaffenheit der Sache, die Jeder, der das ganze Priestergewerbe nur mit einem halb aufmerksamen Auge ansieht, daran finden und erkennen muß."

Daß eine solche Einrichtung eben nicht fähig sey, ein Volk besser und glücklicher zu machen, zeigt der Verfasser ferner, indem er S. 333 zeigt, daß jede bürgerliche Gesellschaft in dem Maaße mehr oder weniger glücklich sey, in welchem die Moral-Principien, nach denen sie regiert wird, entweder reine, oder mit angeblichen Religions-Principien vermischte sind. Denn alle bey

einer Maschine angebrachte fremde und mit der Natur der Maschine gar nicht passende Regeln sind ein Hinderniß ihres ordentlichen Ganges, und eine Quelle ihrer Zerrüttung. — Je reiner diese Regeln angewandt werden, deste vollkommner muß die Wirkung der Maschine seyn. — Nun enthält die Moral einzig und allein die wahren Regeln, nach welchen die Gesellschaft eingerichtet und regiert werden muß, wenn sie glücklich seyn soll. Alle (angebliche) Religions-Vorschriften hingegen sind von ganz anderer Natur, und betreffen ein ganz anderes Object, dessen Natur von der Natur der bürgerlichen Gesellschaft himmelweit verschieden ist. — Mithin kann keine einzige Anwendung irgend einer Religionsvorschrift auf die bürgerliche Gesellschaft anders, als zum äußersten Schaden der Gesellschaft, geschehen. — Ein jedes, in das Gesetzbuch einer Nation aufgenommenes (schwankendes) Religions-Princip macht also die Gesellschaft selbst unmoralisch und unglücklich; und je mehrere solcher Principien darin gelten, deste unmoralischer und unglücklicher muß die Gesellschaft seyn."

Soweit der Verfasser. Die nähere Auseinandersetzung dieser Behauptung mag der Leser in dem angeführten Buche selbst lesen, prüfen und entscheiden. Genug, was ein denkender Kopf in Deutsch-

land theoretisch aufstellte, führte man in Frankreich praktisch aus: und Frankreich — siegte. Nun mögen einige Recensenten es zurücknehmen, daß der Erweis — als etwas, das sich unmöglich ausführen lasse, in das Land der Utopier gehöre. — *) Noch will ich nur erinnern, daß selbst unsere hellern und edlern Theologen — ein Spalding, Teller, Henke, Rosenmüller, Niemeyer, Sintenis, Löffler u. a. — das Wesen der praktischen Religion vom alten Kirchen-Roste immer mehr säubern und sie dadurch auch dem kritischen Denker achtungsvoller empfehlen. Wohl jedem Lande, jedem Fürsten, die solche Religionslehrer viele haben! Doch ich schweife aus, bitte um Verzeihung, und erzähle weiter.

Die Sprache des gemeinen Pöbels — denn der politischen Gleichheit in Frankreich unbeschadet, giebt es doch noch gemeinen Pöbel dort genug, so wie es in Deutschland unter den Adelichen, Gelehrten, Damen u. s. w. gemeinen Pöbel giebt — wurde durch die Vertilgung der Heiligthümer bereichert: denn nun fluchte und schwur man bey den ehemals ehrwürdigen Dingen, welchen man die

---

*) Wen der Witz dahin kitzeln möchte, die Franzosen und die Utopier für [illegible] zu halten, der würde allen Fürsten ein artiges Compliment machen, die es für gut gefunden haben, der Ueberlegenheit dieser Utopier nachzugeben.

unanſtändigſten Benamen gab. Ein gemeiner Chriſt würde ſagen, man habe Gott gelästert. — Wenn es erlaubt wäre, die Unanſtändigkeiten der Pöbelſprache zu wiederholen, ſo ſollten hier Redensarten vorkommen, worüber der fromme Chriſt ſich kreuzen und ſegnen würde. Aber wir wollen ſie übergehen.

Die Deladi's d. i. die zehnten Tage im Monate, deren jeder dreißig hat, waren blos Ruhetage, oder Tage, woran man, ohne als ſchlechter Bürger verdächtig zu werden, müßig gehen konnte.

Aber im Anfange des Monats Mai, 1794, that Robespierre den Vorſchlag, moraliſche Feſte an den Deladentagen anzuordnen. Die Rede des Robespierre, die er hierzu hielt, iſt wohl leicht eine der ſchönſten, die jemals gehalten ſind, und verdient von jedem geleſen zu werden, der Gefühl für das Wahre und Schöne hat. Mit dem Feuer eines Demoſthenes und mit Kants Gründlichkeit bewies er hier: daß die Moral die erſte Stütze der bürgerlichen Geſellſchaft ſey. Darum, fuhr er fort, beſteht das Geheimniß der Staatskunſt und der Geſetzgebung, daß man moraliſche Tugenden aus den Büchern der Philoſophie in die Geſetze und in die öffentliche Verwaltung verpflanze, und die gemeinen Begriffe von Rechtſchaf-

feubeit in seinem Privatbetragen auf das Betragen der Völker anwende u. s. f.

Der Konvent krönte die Rede des Robespierre mit dem lautesten Beyfall, und erklärte feierlich (um Pitts und aller Uebelgesinnten oder Engbrüstigen Verläumdung und Besorgniß öffentlich zu begegnen): daß die Republik das Daseyn des höchsten Wesens, und die Unsterblichkeit der Seele, sowie die Beobachtung der Menschenpflichten, als die einzige, des Höchsten Wesens würdige, Verehrung anerkenne. — Als Hauptpflichten nahm man weiter an: Verachtung der Unredlichkeit und der Tyranney, Bestrafung der Tyrannen und Verräther, Unterstützung der Unglücklichen, Achtung gegen Schwache, Vertheidigung der Unterdrückten, Ausübung alles Guten gegen Andere, Vermeidung aller Ungerechtigkeit. u. dgl. — Die Feste selbst wurden nach den grossen Begebenheiten der Republik, nach den großen Tugenden und nach den grossen Naturgaben benannt, und sollten den Menschen an die Gottheit und an des Menschen Würde erinnern.

Darauf erhob man die blutigen Rettungstage, den 14ten Jul, den 10ten August, den 21ten Jänner und den 31ten Mai, als die Gründungstage der Freyheit, zu Festen. Außer diesen wurden Dekaden-Feste angeordnet z. B. das Fest des höchsten

Wesens, das Fest des menschlichen Geschlechts, des französischen Volks, der Wohlthäter der Menschheit, der Märtyrer der Freyheit, der Freyheit und Gleichheit, der Vaterlandsliebe, des Hasses gegen Tyrannen, der Gerechtigkeit, der Wahrheit, der Liebe, der Jugend, des männlichen Alters, des hohen Alters, der Ackerbaues u. s. w. Alle Talente, welche zur Beförderung der Schönheit und des Nutzens dieser Feste durch Hymnen, oder bürgerliche Gesänge, oder durch sonst etwas beytragen könnten, wurden in diesem Dekrete dazu aufgefordert, und einer öffentlichen Belohnung versichert. Uebrigens wurde nochmals wiederholt, daß es jedem frey stände, seine Meynung über religiöse Gegenstände zu hegen, und zu sagen, wie er es für gut fände.

Man sieht leicht ein, daß dieses Dekret blos die Folge oder die Wirkung einer überlegten Politik war, und daß man nichts weniger, als eine neue Religion gründen wollte. Eine neue Religion ist eine, die bisher noch nicht bekannt war. Die aber, welche der Konvent zur Uebung autorisirte, ist ja die alte natürliche, welche Confucius und Sokrates und Plato und Christus und alle andere Weisen gelehrt haben, welche D. Bahrdt und Zollikofer vertragen, und welche endlich, wenn aller andre Phantasienkram wegfällt, immer bleiben wird.

Man hat in andern Ländern herumgeschrieen: die Franzosen hätten eine neuheidnische Religion angenommen: das ist eine tolle Behauptung! Man bedenke doch, daß in dem Religions-Decrete ganz und gar keine Rede von irgend einem Lehrbegriffe vorkömmt, und daß einem jeden es frey steht, seinen lieben Gott, und das Verhältniß, worin er mit ihm zu stehen meynt, so einzurichten, wie er will, und wie es ihm gut dünkt. Will jemand in Frankreich den Jupiter und die Venus für wirkliche Wesen, für Gottheiten halten, so mag er es thun: aber einen öffentlichen Gottesdienst für Jupiter und Venus darf er nicht anbringen.

Alle Erkenntniß der Wahrheit kann nur nach und nach stufenweise kommen. Erst muß der negative Weg gegangen werden, zumal bey einmal Verwöhnten. Man muß erkennen, daß das, was man bisher als Wahrheit annahm, sie nicht war. Dann schreitet man zum positiven, forscht nach, was und wie das denn ist, von dem wir erkennen, daß es das nicht ist, wofür wir bisher es nahmen. Den negativen Weg schlug man in Frankreich ein, indem man das römische Hierarchie-System als falsch und schädlich in den Klubs erklärte, und es endlich, nach vorhergegangner besserer Belehrung, öffentlich abschaffte. Darauf ging man — wir wissen schon, wann und wie — den posi-

tiven. — Sollte aber, demohnerachtet, das alte System noch Anhänger im Stillen haben, so müssen die mit der Zeit sich auch verlieren. Der öffentliche Gemeingeist, und die Beeiferung, Andern an Einsicht nicht nachzustehen, oder die Schaam und der Spott darüber — wird sie weiter bringen. Wer demnach am positiven Christenthume noch hängt, wird es reinigen. Die Päpsteley hält ihn nicht mehr ab, es, wie der alte, ehrwürdige Spalding,*) nur für das zu nehmen, was es, seiner moralischen Natur nach, nur seyn kann und sollte. Es wird ihm endlich das werden, was Jakob als allgemeines Religionssystem für alle Vernünftige so bündig, lichtvoll und schön darstellt.

Ob man die sogenannte Offenbarung der Christen, oder die Bibel, forthin in Frankreich für etwas mehr, als für eine individuelle Copie der eignen Art, Gott, Welt und sich zu betrachten, nehmen, und folglich sie nur historisch benutzen werde, wie die Bücher eines Herodots, Homers u. a., bedarf keiner weitern Berührung. — Kurz, da die Einrichtung der republikanischen Gottesverehrung, unbekümmert um alles System, blos auf die Aufsuchung der bürgerlichen und gesellschaftlichen Tugenden gerichtet ist: so steht allerdings zu hoffen,

*) Die Religion, eine Angelegenheit des Menschen. Leipzig, 1796.

daß die wahre Religion d. i. der ächte Deismus in Zukunft Gewinn und keinen Nachtheil von der gegenwärtigen Veränderung dieser Dinge in Frankreich ziehen wird. Frankreichs Beyspiel wird endlich weiter wirken, und man wird aufhören, ein Kirchen-Christ zu seyn, um ein Vernunft-Christ nach Christi Sinn zu werden. Also auch dafür wird die Nachwelt Frankreich danken und erheben. Doch die Ausführung dieser Gedanken, und die wahre Würdigung des französischen Religions-Instituts, muß ich Andern überlassen, die geschickter und einsichtiger und mit dem Gange der menschlichen Erkenntniß und der moralischen Vervollkommnung bekannter sind, als ich.

Das Fest des höchsten Wesens (Fête de l'Etre Suprême) wurde, dem obigem Dekrete zu Folge, im Jun 1794 in Paris und in allen Städten Frankreichs mit ungemeiner Pracht und Eifer gefeyert. Eine nähere Beschreibung davon zu liefern wäre überflüßig: denn das ist schon, denk' ich, von Andern hinlänglich geschehen. — Ueber allen Tempeln der Vernunft, welche von jener Zeit an Tempel des höchsten Wesens und der bürgerlichen Tugend (temples de l'Etre suprême et des vertus civiques) hießen, wurde mit goldner Schrift angeschrieben: „Das französische Volk erkennt das Daseyn des höchsten Wesens und die Nothwendigkeit, dasselbe durch Ausübung der Bür-

Tugenden zu verehren: es tröstet sich mit der Hoffnung der Unsterblichkeit.„*) Ich werde wohl noch mehrmals von dem Religionswesen in Frankreich reden müssen, will also jezt davon abbrechen, und wieder von meinem eignen theuren Ich meine Leser unterhalten.

Zwanzigstes Kapitel.

Marsch von Strasburg nach Colmar.

Den 3ten Jänner zogen ohngefähr 80 Deserteurs, und etwan 400 Kriegsgefangnen, aus Strasburg nach Schlettstadt zu. Drey Deserteurs von Rohan, welche mit uns von Weissenburg gekommen waren, wurden in Strasburg erkannt, als Emigranten ausgegeben, und zum Tode verdammt. Sie hatten vorher bey den Franzosen gedient. Einer davon, ein hübscher junger Mensch, Namens Du Hour, hat mich sehr gedauret.

Wir wurden durch 40 Mann Volontärs, alle von einem Bataillon, du Var, begleitet; und ein Hauptmann, Namens Landrin, führte das

*) Le peuple Français reconnoit l'Existence de l'Etre suprême, et la nécessité de son culte par l'exercice des vertus civiques; il se console par l'espérance de l'immortalité de l'ame.

Kommando. Dieser Mann hatte einen äuſſerſt feurigen rothen Kopf, und ich verſprach mir eben darum wenig Gutes von ihm nach dem alten deutſchen Sprichwort: „roth Haar und Erlenholz wächſt auf keinem guten Boden.“ Aber ich ward bald zu meiner Freude gewahr, daß ich mich an Hauptmann Landrin gerirt hatte. Einige Stunden von Strasburg hielten wir in einem Orte an, weil noch eine Fuhre herbeygeſchaft werden muſte, um einige erkrankte Kaiſerliche mit wegzubringen. Es iſt doch vom Teufel, ſagte der Hauptmann zum Sergeanten, daß keiner von uns deutſch, und keiner von den Gefangnen franzöſiſch verſteht! Da kann ich nun nicht einmal den Leuten ſagen, was ich haben will. — Ich verbeugte mich, lachte und ſagte, daß ich deutſch und franzöſiſch verſtünde. Das iſt brav, ſagte der Hauptmann: von nun an ſollſt du mein Dollmetſcher ſeyn. Ich muſte ſogleich mit ihm trinken, und den ganzen Weg bis Schlettſtadt mit ihm ſprechen. Es war ein ſehr munterer Mann, dem aber ſchon vor einer Attake der linke Arm lahm geſchoſſen war. Er war aber nicht abgegangen, und hatte die Penſion nicht genommen, die doch jedem Verſtümmelten, nach der Verordnung der Nation, von Rechtswegen zukommt.

Ich bin in dieſer Landrins Geſellſchaft von Strasburg bis Beſançon in der Franche Com-

te geblieben, und habe ihm vieles zu verdanken, wie ich denn beynahe aller Orten, wohin ich gekommen bin, brave Leute getroffen habe.

In Schlettstadt, 7 Stunden von Strasburg, wurden wir in einem ehemaligen Kloster einquartirt, nachdem ich dem Hauptmann vorher bey der Einrichtung des Quartiers Dienste geleistet hatte. Vier Volontärs blieben zur Wache bey uns, damit niemand ausgehen, und, wie schon mehrmals geschehen war, durch Stehlen Excesse in der Stadt begehen mögte. Ich sahe die Nothwendigkeit dieser Verordnung ein, ob es mir gleich sehr zuwider war, in so übler Gesellschaft die Nacht zuzubringen. Aber es dauerte nicht lange, da kam ein Volontär: „Höre, schrie er, wo bist du Citoyen Preuße, der französisch kann?“ Ich meldete mich: Komm, sagte er, du sollst beym Kapitän logiren! Ich folgte ihm zu diesem, welcher in einem ehrbaren Bürgershause einquartiert war. Mein Freund, redete mich der Kapitän an, du mußt künftighin allemal bey mir logiren: du kannst mir bey den Leuten manchen Dienst und Gefallen thun, und dafür will ich dich auch besser behandeln, als die andern: Noth sollst du nicht leiden, so lange wir beysammen sind, und und das sind wir noch acht Tage! — Ich dankte ihm für seine gute Gesinnung, aber statt auf meinen

Dank zu hören, ließ er mir eine Flasche Wein geben, welche ich mit einem kaiserlichen Offizier, dem Leutnant Zimmer, vom Regiment Wilhelm Schröder, trinken sollte, und ging.

Es währte nicht lange, so kam der auf der Retirade in Gefangenschaft gerathene Chirurgus Ludwig, vom Regiment Prinz Ferdinand von Preußen, nebst noch einem Feldscheer aus Schlettstadt, und wollten den Hauptmann sprechen. Ihre Absicht war, ihm zu berichten, daß zwey Bursche von den Kaiserlichen, ohnmöglich Morgen mit könnten: es wäre zu besorgen, daß sie unterwegs auf dem Wagen umkämen. Da ich schon einiges Ansehn bey dem Hauptmann hatte, so nahm ich beyde Feldscheere mit zum Märe, wo der Hauptmann war, und stellte ihm in Beysein des Märes vor, daß die Leute in Schettstadt bleiben müßten. Aber der Märe, ohne des Hauptmanns Antwort abzuwarten, erklärte sofort, daß ihr kleines Spital so voll sey, daß nichts mehr hineinginge: die Leute müßten also weiter nach Colmar geschafft werden. Der Hauptmann fiel rasch ein: „wenn die Leute nicht fort können, ohne Gefahr auf dem Wagen zu sterben, so müssen sie hier bleiben: das wollen wir morgen schon sehen.“ Er befahl hierauf dem Schlettstädter Chirurgus,

ihm deshalb den andern Tag früh Nachricht zu geben, indessen aber die Kranken wohl zu pflegen.

Früh weckte mich Landrin, lange vor Tages-Anbruch: „Geh, sagte er, zu den Gefangenen, und sieh, wie's mit den Kranken aussieht.“ Ich that dieses gern, denn wen schmeichelt es nicht, unter solchen Umständen von seinen Vorgesetzten sich mit Zutrauen beehrt zu sehn! Die armen Kranken hatten schon gehört, was ich Abends vorher für sie gethan hatte, und baten mich gar sehr, daß ich sie aufs Hospital befördern mögte. Sie mogten mich, wer weis, wofür ansehen: denn sie sagten: „Hoben's Gnod, bey Ihr Gnoden Herr Hoptmann zu bitten, doß wir holter uf's Lesoreth kamen!“ Ich versprachs, und rapportirte meinem Landrin, daß die Bursche schlechterdings nicht fort könnten. So bleiben sie hier, war seine Antwort, und bald darauf disputirte er sich so lange mit den Municipalitätsbeamten herum, bis diese die Kranken in ihr Spital bringen ließen.

Schlettstadt war ehedem fest, ist aber nach und nach verfallen, bis es im Jahre 1793 wieder stark befestiget wurde. Dieß ist mit mehreren Städten im Elsaß geschehen, da man von allen Seiten her einen Einfall der Deutschen befürchtete.

Die angenehme Gegend von Schlettstadt nach Colmar konnte ich nur wenig beobachten: denn es

war alles mit Schnee bedeckt. Die Sonne schien aber sehr helle, und so machte das gestreckte vogesische Gebürge einen unterhaltenden Prospekt.

Als wir in Colmar eintraten, schrie alles: es lebe die Republik! — Ein ungezogner Soldat, vom Preußischen Regiment Kleist, mogte sich über dieses Geschrey ärgern, und rief entgegen: ich sch — ß auf eure Republik! — Sogleich entstand ein fürchterlicher Spektakel, und der Hauptmann mußte Halt machen lassen. Der Soldat sollte herausgefunden werden, dieser aber war unter die andern gelaufen, und der, welcher ihn angegeben hatte, konnte ihn nicht mehr von denen unterscheiden, welche eine Montur trugen, wie er. Der Hauptmann ließ nun einen Krais auf dem Markte schließen, und ich mußte in seinem Namen allen Deserteurs und Gefangnen bedeuten: daß alle Schimpfwörter und Lästerungen gegen die französische Republik mit dreymonatlichem Arrest bestraft werden sollten, und hienach hätte sich ein jeder zu fügen. Das ist nicht zu hart, fügte er hinzu, denn wer in einer Monarchie auf den Regenten schimpfen wollte, würde wohl noch schlechter ankommen.

Der Feldscheer Ludwig gieng mit Erlaubniß, welche ich ihm bewirkt hatte, ins Spital zu Colmar, und fand da einige deutsche Chirurgen, welche ihn baten, da zu bleiben, und ihnen zu helfen.

Der Hauptmann Landrin wollte anfänglich gar nicht einwilligen. Er könnte, meynte er, in Besançon es nicht recht verantworten, wenn er Kriegsgefangne zurückließe. Als ich ihm aber vorstellte, daß Ludwig ja nur Feldscheer sey, welcher niemals Waffen getragen habe, ließ er sich endlich bereden, und gestattete ihm, im Spital zu Colmar als Gehülfe der dort angestellten Wundärzte zu bleiben. Ludwig hätte es hier gut haben können, aber Ludwig war ein elender Wicht: durch seine Grobheit, oder durch sonst etwas, muß er es verdorben haben: denn einige Monathe hernach fand ich ihn im Hospital zu Dijon krank, wo er auch gestorben ist. Er hatte in Preuzlau Frau und Kinder.

In Colmar sah ich zum erstenmal eine Execution mit der Guillotine. Ein Dorfmäre wurde hingerichtet, weil er einen Geistlichen, der den Eid nicht schwören wollte, einige Zeit bey sich verborgen gehalten hatte. Er bestieg das Gerüst mit vieler Geistesgegenwart, und sagte noch, ehe er niedergelegt wurde, recht laut: ich bin doch kein Schelm!

Ich muß gestehen, daß die Guillotine damals einen seltsamen Eindruck auf mich gemacht hat, den ich den ganzen Tag nicht verwinden konnte. Der Apparat, und die mir so ganz fremde Art, jemanden hinzurichten, erschütterten mich gewaltig, ob ich gleich einsah, daß unter den mir bekannten

Hinrichtungsarten keine schneller, sicherer und weniger quälend ist, als diese. Der Hingerichtete kann beynahe gar nichts empfinden, als die Todesangst, man müßte ihn den so hinrichten, wie den Cbailler zu Lyon. — Die meisten von denen, welche ich habe auf der Guillotine sterben sehen, schienen nicht einmal Todesangst zu fühlen: sie waren unerschrocken, und plauderten noch, als man sie schon ans Brett befestigte.

Ob und welche Schmerzen die Guillotinirten nach ihrer Hinrichtung noch empfinden, mit schmerzhaftem Bewußtseyn empfinden, dieß ist eine Frage, die Hr. Sömmering so gelöst hat, daß seine Auflösung nichts entscheidet, indem sie zuviel entscheidet. Entweder müssen alle gewaltsamen Todesarten aufhören, oder Hr. Sömmering muß beweisen: daß das anderwärts übliche Hängen und Köpfen die Stärke und den Grad der Nachempfindung nicht habe, welche er dem Guillotiniren zuschreibt. Daß dieß schneller und sicherer die Qual der gewaltsamen Entleibung endige, ist außer Zweifel, aber nicht, ob der Gehängte oder sonst Hingerichtete nicht weit länger nachzucke und nachempfinde, als wegen des Guillotinirten.

Der Hauptmann bemerkte Niederschlagenheit an mir, und fragte nach der Ursache. Ich gestand ihm, daß der Anblick der Hinrichtung mir durch

die Seele gefahren sey. Mir ists auch so gegangen, sagte er, aber nun bin ich dergleichen schon gewohnt. Du wirst noch mehr guillotiniren sehen, und nicht mehr davor erschrecken. Er hatte recht: man gewöhnt sich nach und nach auch an die allerscheußlichsten Scenen. Man denke an die Vieh- und Menschen-Schlächter! —

Da wir in Colmar Ruhetag hatten, so konnte ich aller Orten herum wandern und mich mit den Einwohnern bekannt machen. Ich fand denn in Colmar weit mehr Patriotismus, als in Strasburg. Vorzüglich rühmte man an einem Procurator Glocsin, daß er bey verschiednen Gelegenheiten die gemeine Sache mit aller Macht vertreten habe. Der N[illegible] Glocsin fiel mir auf: denn eine weitläuftige Anverwandte von mir hatte einen Doktor Glocsin von Colmar geheurathet. Ich fragte also weiter nach, und erfuhr, daß der D. Glocsin, welcher die Mamsell Stutz von Grehweiler vorzeiten geheurathet hatte, der Vater des Prokurators gewesen sey. Hierauf beschloß ich hinzugehen. Ich traf ihn zwar nicht zu Hause, aber sein Schwager, dem ich meinen Namen und mein Vaterland sagte, bewirthete mich ganz artig, und versprach, dem Prokurator von mir Nachricht zu geben. Dieser würde auch — setzte er hinzu —

noch zu mir kommen, oder mich doch rufen lassen, wenn seine überhäuften Geschäfte es nur erlaubten.

Ich erwartete dieses nicht, aber Abends um acht Uhr wurde ich vom Hauptmann dahin berufen, wo die Deserteurs waren, welche man hier von den Gefangnen genommen hatte, und siehe da, ich fand den Prokurator Glocsin, der auch Doktor der Medizin ist. Er war sehr freundlich, und wollte gern wissen, wie seine Mutter mit mir verwandt gewesen wäre. Ich konnte ihm weiter keine Auskunft geben, als daß ihre ehemals noch ledige Schwester in unserm Hause Mamsell Cousine geheißen hätte. — Ich habe wirklich von jeher nichts weniger studirt, als die Genealogie meiner Freundschaft, und habe die, welche mir gefielen und mir wohlthaten, immer lieber gehabt, als meine nächsten Verwandten. An meine Freunde denke ich immer, aber an meinen Bruder, oft in einem Monat nicht. — Glocsin sagte zu mir: wir sind jezt alle Vetter und Brüder, und du bist auch mein Bruder, wenn du ein braver Mann bist! Er sprach noch lange mit mir, erklärte mir verschiedene Kapitel aus der neuen Einrichtung, die mir anstößig schienen, und rieth mir, die Gesetze zu studieren, und dann, wenn der Friede gemacht seyn würde, zu ihm nach Colmar zu kommen: da konnte er vielleicht für mich sorgen. Sodann zog er seine Schreib-

tafel hervor, gab mir ein Aſſignat von 25 Livres und ging mit einem derben Händedruck von dannen. Eine halbe Stunde darauf kam jemand, und brachte mir eine hübſche Flaſche Schnapps und ohngefähr drey Pfund geräuchertes Fleiſch, welches mir der Prokurator auf den Weg bringen ließ.

Wegen der Schreibtafel muß ich erinnern, daß es uns Deutſchen anfangs ſchnurrig vorkam, wenn wir einen Franzoſen bezahlen ſahen. Bey uns zieht man den Beutel, oder holt die Münze aus dem Hoſenſack; in Frankreich aber zog man die Schreibtafel und langte Papiergeld heraus. Mit klingender Münze bezahlte man faſt gar nicht mehr, nicht, als wenn die Leute kein baares Geld mehr gehabt hätten, ſondern weil ſie dieſes an ſich halten, ſo lange ſie noch Papiergeld haben. Man kann überdem eine Million Livres in einer Schreibtafel leicht herum tragen, wenn man vielgeltende Aſſignaten hat, aber eine Million baares Geld können mehrere Perſonen kaum fortbringen, ſollt' es auch eitel Gold ſeyn.

Den Jakobinerklub in Colmar habe ich in Geſellſchaft des Hauptmanns Landrin auch beſucht. Er wurde in einer Kirche gehalten, wo man Sitze in Form eines Amphitheaters angebracht hatte. In der Mitte war die Rednerbühne. In der er-

wähnten Ausbeute soll man mehr darüber antreffen.

Ehe ich weiter erzähle, will ich noch anmerken, daß der Katholicismus im Elsaß weit mehr Anhänger und Vertheidiger gehabt hat, als im übrigen Frankreich. Unter allen Franzosen waren keine schlechter unterrichtet, und mit Aberglauben ärger vollgepropft als die Herren Elsasser. Aus Deutschland kam beynahe kein vernünftiger Gedanke in diese Gegend, und aus Frankreich konnte keiner dahin kommen, weil die Elsasser alles haßten, was wälsch d. i. französisch war. Daher fand das System der Revolution anfänglich eben nicht viel Freunde in diesem Lande; und wenn die Elsasser ihr Land allein hätten vertheidigen sollen: dann wären die Deutschen längst Meister von Landau, Strasburg und Befort geworden. Ausserdem gab es im Elsaß doppelte Religionisten, Katholiken und Protestanten. Diese pochten auf ihre vom Könige zugestandnen Freyheiten und Privilegien, jene aber wußten wohl, daß ihre Pfaffen Mittel und Wege finden würden, diese Freyheiten zu eludiren, und drückten die Protestanten meisterlich. Da gab es denn Schärfung des Glaubens, und eben dadurch starke Anhänglichkeit an den Katechismus von beiden Seiten, welche im Stillen wohl noch fortdauert.

Aber der Elsaß kann, so sehr man auch deutscher Seits darauf gehofft hat, und Einige vielleicht noch darauf hoffen, aus sehr natürlichen Ursachen dennoch niemals eine Vendée werden. Auch wüßte ich mich nicht zu entsinnen, daß in irgend einer Elsäßischen Stadt ein Aufstand von Bedeutung wegen der Neuerungen gewesen wäre. Aber aus dem Angeführten läßt sich doch erklären, warum gerade aus dem Elsaß gemeine Leute, Handwerker, Bauern u. dgl. so häufig ausgewandert sind, da doch aus dem übrigen Frankreich blos Adeliche und Pfaffen, samt deren unadlichem Anhange, ihr Heil in andern Ländern gesucht haben.

Damit man nicht etwan glaube, als übertriebe ich meine Schilderung vom Elsaß: so will ich, zum Beschluß, einen Elsässer selbst darüber sprechen lassen. Es ist der Verfasser der sehr merkwürdigen Briefe über das Elsaß, besonders in Hinsicht der wissenschaftlichen Kultur, der religiösen Aufklärung und des Patriotismus. (1792.) Ueber die Ursache der so großen Unwissenheit des Volkes und der Priester schreibt er S. 156: „Denken Sie sich ein Land, in welchem man keinen Begriff davon hat, was eine gute Schulverfassung, und wie nöthig und nützlich eine gute und sorgfältige Erziehung der Jugend sey: so haben Sie das Bild der Schulverfassung des Elsasses genau getroffen

sen vor sich. Nirgends in Deutschland, nicht in der schlechtesten Dorfschule, kann das Schulwesen elender bestellt seyn, als es bisher bey uns gäng und gäbe war. — Die Schriften, welche für die Pädagogik herauskamen, namentlich in Deutschland, waren für unsere Geistlichen so gut, wie gar nicht da. — Unwissenheit in allen Fächern der Wissenschaften herrschte durch alle Klassen. — Was die heillosen Büchermacher drucken lassen, davon wollte man nichts wissen, weil ihre Bücher so trocken und so schwer zu verstehen sind, und weil man so leicht ein Ketzer werden könnte. Und so kam es, daß jeder schon ein Ketzer war, der nur Schmidts Geschichte der Deutschen las." —

„Es ist gar nichts Neues, fährt er S. 164 fort, daß wir bisher mit Pfarrern versehen waren, welche in 12, 15, 20, und 25 Jahren nicht mehr die Kanzel bestiegen haben. Aus den Predigten macht man sich bey uns überhaupt wenig. Höchstens hielten andere Pfarrer alle Vierteljahr eine sogenannte Predigt, das heißt, so eine Erzählungsstunde, welche sie mit Mährchen-Erzählen und Heiligen-Histörchen zubrachten, oder mit Schimpfereyen über Vorfälle in der Gemeinde. An den meisten Orten mußten Mönche die Pfarrdienste versehen. Daß selten einer der Pfarrer, oder ihrer Vikarien eine Predigt machen konnte, ist ausgemacht. Aber wo

hätten diese Leute auch soviel Unterricht erhalten sollen, um etwan aus zehn Predigten die eilfte zusammen zu stoppeln! Die Schulen waren in so schlechter Verfassung, als unwissend die Lehrer in denselben waren. Das Non plus ultra alles Wissens beschränkte sich höchstens auf etliche lateinische Phrasen. — Und fast auf die nämliche Art sah es auch seit langer Zeit in allen französischen Schulen, Gymnasien und Universitäten aus, so daß ich gewiß nicht zuviel behaupte, wenn ich sage: die Wissenschaften seyen bey uns seit mehr als einem halben Jahrhunderte her gänzlich in Verfall gerathen. Und dieß ist auch das Urtheil des großen Abbe Raynal, das er schon vor mehreren Jahren geäußert hat. Gewiß, unsere dermaligen Unruhen haben wir der seit Jahren her so ganz vernachläßigten Erziehung, der Verachtung der Wissenschaften, und der unverzeihlichen Trägheit der Seelsorger, Bischöfe und anderer Aufseher über die Schulen zu verdanken."

Das Volk war nämlich äußerst kurzsichtig und intolerant geblieben, und hing ganz ab von seinem Leithammel, dem noch ärgern Priester. Es sah also die Nothwendigkeit und die Wohlthat der Revolution für sich nicht ein, und blieb widersetzlich. Diese Volksblindheit benuzte der verruchte und verbuhlte Kardinal Rohan, als Erzbischof zu Stras-

burg, und ließ sich von seiner Priesterschaft eidlich versichern, daß sie, wie er, den Eid der Treue standhaft verweigern w[illegible]den. Dann mußten sie seine und die päpstliche Exkommunikation gegen die vereideten Priester und gegen alle die, welche an den geistlichen Verrichtungen derselben Theil nehmen würden, öffentlich und heimlich erklären und einschärfen. Dadurch glaubte er das Volk dahin aufzuwiegeln, daß es für seine Religion in Masse aufstehen und die Repräsentanten der Nation zwingen würde, den Priesterstand und dessen Rechte ganz wieder herzustellen. *) Allein er und sein blinder Anhang betrog sich, und es floß nur Blut, und die Priesterschaft beschleunigte ihren Untergang durch ihre Kurzsichtigkeit und Ränke ganz wider Erwarten. Der Laie übersah den dummstolzen Leviten, und stürzte ihn und den, dem er so

*) „Wäre dieß gelungen, heißt es in den erwähnten Briefen S. 166. so hätte Hr. Rohan nur zwey Millionen Einkünfte [illegible] — Nach eben diesen Briefen, S. [illegible] Domkapitel gegen die gesetzliche Wahl des Bischofs Brendel förmlich protestirte, und die National-Versammlung einen [illegible] Treu- und Gewissenlose [illegible] nannte, die nur darauf ausgehe, die [illegible] katholische Religion zu verdrängen und sie alle zu Lutheranern zu machen u. s. w. Und daher die Widersetzlichkeit, daher das Auswandern u. dgl.

lange als Stütze gedient hatte, den Despotismus in Frankreich.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Reise von Colmar nach Besançon.

Von Colmar hatten wir zwey sehr starke Märsche nach Besort. Ich würde mich unterwegs, wie mir der Hauptmann oft rieth, des Wagens bedient haben, wenn ich nicht ein böses Beyspiel hätte vermeiden wollen, und wenn ich nicht gern immer mit dem braven Rothkopf gesprochen hätte. Jeden Tag erfuhr ich neue Beweise seiner Gutmüthigkeit, und ich muß ihm nachsagen, daß er nie keine Flasche Wein trank, ohne daß ich Antheil daran nehmen mußte. Frühstunken wir Wein, und aßen Brod und Knoblauch dazu. C'est le dejeuner de Henry quatre, sagte immer der Hauptmann. Es ist nämlich bekannt, daß dieser große und wahre König, der noch jetzt, wie wir eben gesehen haben, im republikanischen Frankreich als ein Vater des Volks verehrt wird, nie etwas anders zum Frühstück genoß, als Wein und Brod.

Auch gegen die übrigen Deserteurs und Gefangne war Landrin sehr gütig, und er er-

laubte ihnen, nach ihrer Bequemlichkeit zu marschiren, auch wohl zurück zu bleiben und nachzukommen. Als der Sergeant erzählte, daß die Kaiserlichen die bey Fort-Louban gemachten Kriegsgefangenen schlecht behandelt, und sie mit Schlägen fortgetrieben hätten, erwiederte er: das kann wohl seyn, aber darum müssen wir es den Kaiserlichen nicht nachmachen: Menschlichkeit ist eine gar schöne Tugend!

Nicht weit von Besort fängt man an, lauter französisch zu sprechen, aber das ist ein Französisch, wobey einem die Ohren eben so fürchterlich klingen, als bey dem Elsassischen Deutsch.

Besort oder Belfort — man spricht das l nicht aus — ist beynahe so groß, als Landau, und ist eben so der obere Schlüssel zum Elsaß, wie dieses der untere ist. Es ist von Vauban trefflich befestiget, hat aber diesen ganzen Krieg über weder Kanonen noch Munition gehabt, weil beides bey den Armeen war.

Abends berathschlagte der Kapitän mit dem Sergeanten und mir, ob er den folgenden Tag Ruhetag halten, oder gleich weiter marschieren sollte. Da kann ich ihm, was da willst, war unsre Antwort. Das weiß ich, aber ich möchte doch wissen, ob die meisten Gefangnen lieber hier ausruhen wollten, als Morgen fort nach Lille mar-

ſchieren. Ich mußte alſo aufs Schloß, um die Gefangnen und die Deſertens, die dort einquartirt waren, darüber zu fragen. Ich fand, daß alle gern wieder ruhen wollten. Ich hinterbrachte das dem Hauptmann und dieſer machte Raſttag.

In der Vorſtadt ſah ich ein Haus mit folgender Inſchrift in franzöſiſchen Knittelverſen:

Cette maiſon eſt à un pere de huit fils,
Dont quatre combattent Pharaon,
Et quatre s'y préparent auſſi. *)

So elend dieſe Verſe, als Verſe ſind, ſo ſehr müſſen ſie doch bey jedem Vorübergehenden eine nicht geringe Idee von dem Patriotismus dieſer Leute erwecken.

Den 9ten Jänner gingen wir von Veſort nach Lille, einem Flecken am Doux, da, wo eben die ſogenannte Franche Comté angeht. Ich weiß nicht recht, ob man Lille oder l'Iſle ſchreiben muß: ich möchte beynahe das leztere vorziehen, indem dieſer Flecken gerade auf einer Inſel liegt, die der Fluß hier bildet.

Unſer Weg ging durch das Mümpelgardiſche, welches ſonſt dem Herzog von Würtemberg gehört

*) Dieſes Haus gehört einem Vater von acht Söhnen. Vier davon kämpfen mit dem Feinde, und vier bereiten ſich hiezu vor.

hatte, seit einiger Zeit aber schon zur französischen Republik gezogen war. Das Ländchen scheint gar nicht unfruchtbar zu seyn und die Dörfer darin verrathen mehr Wohlstand, als die in der eigentlichen Franche comté. Die Mümpelgarder erhielten von der Republik die Versicherung, daß keine ihrer jungen Leute ausgehoben, und zu den Armeen geschickt werden sollten, und noch im Anfange des Jahres 1795, als ich wieder durch diese Gegenden kam, hatte man ihnen Wort gehalten. Das ganze Ländchen war sonst lutherisch, aber der lutherische Gottesdienst hatte auch hier damals schon völlig aufgehört.

Der Kapitän war diesen Tag über sehr väterlich gewesen, und deswegen ärgerte es mich gar sehr, daß unsre Deserteurs ihm des Abends so vielen Verdruß machten. Man hatte die Gefangnen in einen leeren Schafstall, und die Deserteurs in einen andern gebracht, und Wache davor gestellt. Der Kapitän befürchtete, und dieß nicht ohne Grund, daß mancher sich mögte belieben lassen, fortzulaufen wegen der Nähe der Gebürge, welche die Schweiz von Frankreich trennen. Ich war indessen mit ihm zum Märe gegangen.

Auf einmal kam Klage: die Deserteurs hätten mit Gewalt die Schildwache weggedrängt, und wären mir nichts, dir nichts nach der Schenke ge-

laufen, wo sie sichs wohl seyn liessen. Landrin gerieth natürlich in Hitze, fluchte aber mehr auf die Volontärs, welche die Leute durchgelassen hatten, als auf die Deserteurs. Ich mußte in der Schenke, in seinem Beyseyn, den Burschen eine derbe Strafpredigt halten, und sie bedrohen, daß er sie zu Besançon als Meutmacher angeben würde, wenn so was noch einmal geschähe. Hierauf mußten sie wieder in den Schaffstall.

Der kaiserliche Lieutenant Zimmer gab dem Hauptmann durch Zeichen zu verstehen, daß man die Kerls tüchtig durchprügeln sollte, und ich erklärte ihm dieses näher. Aber Landrin verwarf den Wink mit Unwillen. Die Hände schlägt man, sagte er, und nicht die Menschen: diese straft man nach den Gesetzen, oder geht das nicht an, so wehrt man sich gegen sie, und sticht sie im Fall der Noth wohl auch auf der Stelle nieder. Einen Menschen zu ermorden, der mich gröblich beleidigt, wäre mir eine Kleinigkeit; aber einen Menschen mit Stockprügeln zu strafen, würde ich mich ewig schämen.

Ueberhaupt hatte der Hauptmann Landrin seltsame Begriffe, worüber wir auf dem Marsche oft disputirten, und wobey er recht in Feuer kam. Er meynte nämlich, daß persönliche und gesetzliche Freyheit die einzige Quelle aller Moralität sey,

daß aber dieſe mit der Zeit ihre vortrefflichen Folgen ſo allgemein in der franzöſiſchen Republik, und bey allen künftighin freywerdenden Völkern beweiſen würde, daß ſelbſt alle bürgerlichen Pönalgeſetze überflüßig ſeyn würden. Ich widerſprach ihm immer, und berief mich auf die Schwachheit der menſchlichen Natur, und auf die Geſchichte aller Völker und aller Zeiten. Was willſt Du? — ſo antwortete er mir immer mit Feuer — du berufeſt dich auf die Geſchichte aller Zeiten, und du haſt Recht: denn bisher iſt auf der weiten Erde noch kein freyes Volk geweſen, wenigſtes iſt noch kein kultivirtes *) Volk ſo lange frey geblieben, daß es ſich hätte moraliſch beſſern können. Aller deſpotiſche Zwang macht die Menſchen böſe: denn er macht ſie zu Heuchlern, und zerſtört in ihnen jene

*) Ich glaube, daß der Hauptmann Landrin ſehr Recht hatte, die Freyheit einer kultivirten Nation von der Freyheit, oder vielmehr von der Zuchtloſigkeit einer rohen Horde wilder Menſchen zu unterſcheiden. Jene verdient erſt mit Grund den Namen Freyheit, da dagegen dieſe ſo gemein an die Freyheit gränzt, wovon die Lehrer des Naturrechts in ihren Büchern reden, wenn ſie behaupten: Jeder Menſch ſey von Natur frey geboren. Die ächte Freyheit kann nur vernünftig und ſocial ſeyn, und blos der iſt vernünftig und ſocial, der im gleichen Schritte mit dem höchſten Grade der Kultur ſeines Jahrhunderts fortſchreitet. Folglich iſt auch ſogar der Begriff der Freyheit relativ. Ich mag dieſen Gedanken hier nicht verfolgen: in dem Kapitel aber, worin ich meinen Leſern die wahren franzöſiſchen Begriffe von Freyheit mittheilen werde, ſollen ſie auch die Folgerungen dieſer Grundſätze finden.

Liebe zur Aufrichtigkeit im Reden und Handeln, ohne welche der Mensch unmöglich gut seyn kann.

Unsre Vernunft, fuhr er fort, irret sich selten in Rücksicht unsrer Pflichten; das mußt du selbst gestehen. Jezt sag mir aber, warum wir so selten unsre Pflichten beobachten?

Ich: Weil wir sinnliche Geschöpfe sind, weil wir, vom Taumel unsrer Leidenschaften hingerissen, die Stimme der Vernunft nicht hören, weil wir — —

Landrin: Larifari! Du sprichst ja, wie der Pfaffe auf der Kanzel! Ich will dir's besser sagen. Deswegen thun wir Böses, weil wir zu viel Gutes thun sollen, weil man uns zuviel Pflichten aufbürdet.

Ich: Ich verstehe Dich nicht, Kapitän.

Landrin: Will Dir's erklären. Man hat von allen Zeiten her die wahren natürlichen Pflichten der Menschen nicht gehörig gekannt, und daher hat man Zeug zu menschlichen Schuldigkeiten gemacht, das niemals wirkliche natürliche Schuldigkeit war. Alle Gesetzgeber sind in diesen Fehler gefallen, indem sie von Pflichten gegen Gott und gegen den Nebenmenschen räsonnirt haben. Denn schau, Bruder, es giebt keine Pflichten gegen Gott, weil wir mit Gott in keinem Kontrakt stehen, und es giebt auch keine Pflichten gegen den

Nebenmenschen, mit dem wir nicht im Kontrakte stehen. Verstehst Du mich?

Jab: Also dürfte ich ja einen Menschen, mit dem ich nicht im Kontrakt stehe, ermorden, bestehlen!

Landrin: Da haben wir's ja, das liebe Naturrecht, die schönen Zwangspflichten! — Pflicht besteht im thun müssen, nicht im Unterlassen müssen. Unterscheide doch den ruhigen Zustand der gesellschaftlichen Schuldigkeit von dem kriegerischen Zustande der Nothwendigkeit des Nichtbeleidigens! — Sobald du etwas thun mußt, hast du eine Pflicht zu erfüllen. Wenn man dir nun viel zu thun giebt, so giebt man dir viele Pflichten. Dann merkst du aber bald, daß du Manches thun mußt, das du eigentlich nicht schuldig bist zu thun, das heißt, du siehst ein, daß du Pflichten hast, die keine sind. Diese übertrittst du leicht: denn dein Gewissen macht dir keine Vorwürfe. Aber da du es doch heimlich thun mußt, aus Furcht vor der Strafe: so wirst du unaufrichtig, falsch und heuchlerisch im Reden und Handeln: und der Hauptschritt zur Immoralität ist gethan. Bisher hast du blos die Stimme der Vernunft noch gehört, und eben deswegen keine wahre Schuldigkeit vernachläßiget: aber bald wirst du auch die Stimme der Sophisterey und der Leidenschaft hören, und wirkliche Laster begehen: denn du wirst Vernunft

und Leidenschaft nicht recht mehr unterscheiden können. Du siehst dieß an allen verwöhnten hitzigen Leuten. Erst verleitet sie ihr Temperament, sich über das Lästige und Zuviele der despotischen Convenienz hinauszusetzen. Ihre Sinnlichkeit befindet sich bey dieser Lebensart behaglich. Sie gehen weiter, werden zügellos, und beruhigen sich durch die sophistische Stimme der Leidenschaft. Endlich überschreiten sie die natürlichen Pflichten, und betäuben, um sich auch dabey zu beruhigen, die ächte Stimme der Vernunft, und sophistisiren Moral und alles, was mit der Erhaltung der vernünftigen Natur des Menschen in Verbindung steht, fort, und werden Scheusale. Betrachte den Wollüstling, den Trunkenbold, den Geizhals, den Tyrannen: und du wirst finden, daß ich recht habe.

Ich: Noch sehe ich nicht ein, wohin dein Räsonnement führen soll.

Landrin: Höre nur weiter! Alle Pflicht entsteht aus Kontrakt: wer seine Schuldigkeit kennen lernen will, muß diesen auch genau kennen lernen. Nun frage ich dich: was ist besser, Freyheit oder Sklaverey?

Ich: Freyheit allerdings!

Landrin: Kann aber ein einzelner Mensch frey seyn?

Ich: Auf keine Weise.

Landrins Recht so! Freyheit einzelner Menschen existirt blos unter freyen Völkern. Ein freyes Volk ist aber ein solches, das seine Rechte gegen Jeden, er sey wer und was er wolle, vertheidigen kann. Die Kraft also eines Volkes, seine Rechte zu vertheidigen, macht das Wesen der Freyheit aus. Sobald du diesen Satz einsiehst, so begreifst du eine Menge Pflichten, die du als Bürger eines freyen Volkes obliegen. Diese wirst du auch so lange gern befolgen, als du die Freyheit für ein hohes Gut ansiehst. Also ist der Begriff von der Freyheit der Nation für den Republikaner die erste Quelle, der erste Existenzgrund seiner Schuldigkeit; und aus diesem einzigen Begriffe leitet sich alles her, was irgend als Pflicht für ihn angegeben werden kann. Außer der Freyheit hast du aber auch dein Eigenthum, du hast einen guten Namen, du hast Güter, du hast Gesundheit, und noch mehr. Diese Dinge ungestöhrt genießen zu können, heißt das Recht eines Bürgers, und wer dich darin stöhrt, beleidiget dich, und wird an dir zum Verbrecher. Also darf dich keiner stöhren, so wenig du Andere stören darfst in dem, was ihnen zusteht. Siehe da die Quellen der wahren Pflichten, welche die Vernunft selbst anerkennt, und gegen welche selbst die Leidenschaften zu schwach seyn werden, wenn einmal die Menschen diese

heilsame Grundfeste ihrer Glückseligkeit werden völlig kennen gelernt haben.

Ich: Aber wann wird das geschehen?

Landrin: Sobald die französische Republik ihren Völkern den Beweis gegeben haben wird, daß wahre Moral nur in einem freyen Staate öffentlich das wahre Glück der Menschen machen kann. In Staaten, wo Despoten regieren, kann nur die Tugend d. i. das innere Bewußtseyn, Gutes gethan zu haben, und noch ferner Gutes thun zu wollen, die wenigen Weisen beglücken, die sich da finden. Aber im Freystaat macht die Erfüllung der gesellschaftlichen Pflichten auch äußerlich glücklich, giebt Wohlstand, macht geehrt, beliebt, kurz, macht den Menschen so, wie er gern seyn mögte. Sag mir einmal, warum in einer Stadt, worin 3000 Handwerksleute sind, doch wenigstens 2900 fleißig arbeiten?

Ich: Weil ihre Arbeit sie nährt.

Landrin: Schön! Nun nimm an, die Ausübung unsrer Pflichten nähre uns, d. i. mache uns nicht im Innern — denn so ein Glück ist für die meisten Menschen zu hoch — sondern im Aeußern vollkommen glücklich, versetze uns in Wohlstand u. s. w: so wirst du finden, daß auch von 3000 Menschen allemal 2900 und noch mehrere rechtschaffne Männer seyn werden.

Ich, fuhr er voll Enthusiasmus fort, ich bin völlig überzeugt, daß die künftige Generation in Frankreich besser seyn wird, als die gegenwärtige, und daß man in hundert Jahren die Uebung der gesellschaftlichen Tugenden, und der Pflichten gegen das Vaterland, für das Wohl der Menschheit eben so nothwendig allgemein halten wird, als man jezt das Othemholen nöthig für das Leben hält. Dann werden die Strafgesetze freilich noch da seyn, aber kein Mensch wird sie brauchen: in Erz wird man sie eingraben, und Moos wird sie überziehen. Ihre Sprache wird so veraltern, daß die Gelehrten nach Jahrtausenden Mühe haben werden, zu erklären, welche Laster man ehemals, und wie man sie bestraft habe. —

Das Urtheil über das Räsonnement des ehrlichen Landrin, wie über die Würdigung seiner erbaulichen Aussicht in die Zukunft überlasse ich dem Leser.

Ehe wir nach Besançon kamen, passirten wir eine kleine Stadt, Beaumes les Nonnes genannt, wo ehemals das erste Nonnenkloster im ganzen Lande, Hochburgund, gestanden hat. Jezt heißt die Stadt Beaumes les Citoyens.

Den 11ten Jänner kamen wir nach Besançon.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Meine Reise von Besançon nach Lyon.

Die Gesellschaft mit meinem braven Landrin sollte nun ein Ende nehmen: er war blos beordert, die Gefangnen und Deserteurs nach Besançon, oder wie dort herum die gemeinen Leute sprechen, Sanson, zu bringen, und dann mit seinen Volontärs nach der Mosel-Armee zu seinem Bataillon du Var zurück zu kehren.

Ich bezeugte ihm schon unterwegs darüber mein Leidwesen, und versicherte ihn, daß es mich freuen sollte, wenn er mich mit zu seinem Bataillon nehmen könnte. Gern wollte ich das thun, antwortete er, aber es ist einmal verboten, bey der Armee gegen den Feind, feindliche Deserteurs oder Gefangne anzunehmen: sey aber deshalb ohne Sorgen! Ich will mich erkundigen, wie ich dir helfen kann. Noch heute spreche ich dich wieder.

Vor dem Thore zu Besançon stand eine Menge Einwohner, welche uns mit dem Absingen des Marseiller Marsches und der Carmagnole empfingen, es aber doch nicht so machten, wie die Lieblinge des Lieutnants Göchhausen, ich meyne die Herren

Philister zu Frankfurt am Mayn, welche die armen französischen Kriegsgefangnen mit einem Hagel regen von Steinen und Koth begrüßten. Aber wir waren ja auch keine exkommunicirten Königsmörder!

In Besançon nahm mich Laudrin mit in sein Quartier, und ging hernach fort auf die Municipalität und zum Kriegskommissär. Gegen acht Uhr des Abends kam er voller Freuden wieder, gab mir die Hand, und sagte: Du bist geborgen, Freund! Du kannst in unsre Dienste treten, wenn du willst. Ich versicherte ihn, daß ich dieses herzlich wünschte. Nun wohlan denn, fuhr er fort: ich habe dir einen Paß nach Mâcon, oder wenn's da nichts ist, nach Lyon ausgewirkt; da findest du ausländische Bataillons, welche der Republik in der Armee revolutionnaire dienen. Willst du dahin? von ganzer Seele, war meine Antwort. Gut, fuhr er fort, Uebermorgen früh gehst du ab. Nun trink, Citoyen und sey fröhlich: es lebe die Republik! — Niemals hatte ich den ehrlichen Laudrin munterer gesehen, als den Abend, und er versicherte mich, seine Heiterkeit käme daher, daß er mir hätte dienen können.

Den folgenden Tag verhandelte ich meinen Rock und Weste gegen einen habit de police oder habit national, d. i. einen blauen Rock mit weißen

Klappen, und rothen Aufschlägen und Kragen, nebst einer weißen Weste. Ich gab noch einen Kronenthaler zu.

Frankreich war ehemals die Garderobe von ganz Europa: alles machte die französischen Flitter-Moden nach. Aber seit der Revolution hat die Erfindung der Moden in diesem Lande aufgehört: die Nation ist ernsthafter geworden. Jezt geht jeder, wie er will, doch schlicht und ungezwungen, wie es freye Männer ziemt. Die Meisten tragen die Kleidung der Volontärs, um im Fall der Noth zur Vertheidigung des Vaterlandes gleich bereit zu seyn. Dieß ist Pflicht für jeden, und jeder ist darauf gefaßt und eingerichtet. Das Wort, Soldat, ist abgeschafft, und wenn man es hier und da auch noch hört: so hat es doch keine häßliche Nebenidee von Sklaverey, Sittenlosigkeit u. dgl.

Als ich aufgestanden war, gieng ich gleich zu Landrin: er sagte mir, daß wir den Nachmittag um 2 Uhr zum Kommissär gehen würden: ich mögte jezt nur die Stadt besehen. Ich that dieß, ich werde aber niemals eine Stadt oder Landschaft beschreiben, wodurch ich gekommen bin, es sey denn, daß mir etwas Besonderes aufgefallen wäre, wie man weiterhin bey Lyon, Grenoble, Avignon u. s. w. sehen wird. Also halte ich mich auch bey Besançon nicht auf, wo ich doch bey Betrachtung der

ſchauderhaften Feſtungswerker und der doppelten Citadelle die Bemerkung machte, daß wenn die Deutſchen auch Landau, Strasburg und Beſort erobert hätten, ſie doch hier würden haben Halt machen müſſen.

Von dem geweſenen Erzbiſchof zu Beſançon, einem gebornen Marki von Grammont, hörte ich in einer Schenke das Lob, daß er mehr als 200 unſchuldige Menſchen aus ſeiner Diöces auf die Galeeren befördert habe. Er ſtand bey Hofe in ſo großem Anſehn, daß das Parlament und die übrigen Gerichte zu Beſançon ſich in alle Wege vor ihm fürchteten, und ſeinem Willen blindlings folgen mußten. Auch die Leichen der hieſigen Erzbiſchöfe ſind bey der Revolution nicht verſchont worden. Die Kathedralkirche war ein Magazin.

Den Nachmittag ging ich mit dem Hauptmann zum Kriegskommiſſär, wo ich einen Paß erhielt, nach welchem ich mich zu den Bataillons étrangers, employés au ſervice de la république begeben ſollte. Mein Paß lautete nach Mâcon.

Ich blieb den Abend noch bey meinem Hauptmann, früh aber zogen wir beyde auf verſchiednen Wegen aus Beſançon: er nach der Moſel-Armee mit ſeinen Leuten, und ich nach Dole zu. Er drückte mir beym Abſchiede recht freundlich die Hand, ſchenkte mir noch 30 Livres in Papier, und

ermahnte mich zur ewigen Liebe der Freyheit, als dem einzigen Glück der Menschen. Da meine Leser schon wissen, was Landrin eigentlich unter Freyheit verstand, so können sie auch denken, wozu mich der ehrliche Rothkopf ermahnte. Ich weinte bey dem Abschiede von diesem Biedermann: auch die Volontärs gaben mir die Hand, und wünschten mir alles Glück. Ewig wird Landrin mir unvergeßlich seyn, und nimmermehr werde ich das oben erwähnte Sprichwort als eine allgemeine Wahrheit gelten lassen.

Ich war nun ganz allein, und ging bis zum ersten Etape, ohngefähr fünf Stunden weit, wo ich über Nacht blieb. — Das Wort Etape wird wohl meinen Lesern größtentheils unverständlich seyn: ich will es daher erklären, zumal, da es kein deutsches Wort giebt, das es völlig ausdrückt.

Seit der Revolution hat man aus allen Gegenden des innern Frankreichs nach den Gränzen zu gewisse Stationen angelegt, welche ein reisender Soldat täglich bequem zurücklegen kann. Auf diesen Stationen muß er allemal seinen Paß zeigen, und ihn unterschreiben lassen. Dann bekömmt er frey Quartier, 1½ Pfund Brod, ½ Pfund Fleisch und eine Bouteille Wein. Solche Stationen heißen Etapes, und die Verserger derselben — Etapiers.

In allen gröſsern Städten ſind Kriegskommiſſäre, welche von Station zu Station dem Reiſenden noch obendrein 3 Sous für jede Stunde bezahlen müſſen. Daſs man nun gerade nach den Etapes gehen, folglich oftmals, wie es ſich fügt, Umwege machen müſſe, verſteht ſich von ſelbſt. Man hat nach der Zeit einiges an den Etapes geändert, wie ich vielleicht zu ſeiner Zeit melden werde.

Mein Weg ging über Dole, Chalons ſur Saone und Bourg en Breſſe nach Mâcon. Mâcon iſt eine altfränkiſche Stadt an der Saone, wo ich zum erſtenmal einige von den ächten Ohnehoſen antraf. Ich muſs ihre Organiſation wohl ein wenig näher beſchreiben.

Als im Jahr 1793 Lyon rebellirte und Toulon in die Hände der Feinde fiel, da ward dem Konvent bange, das ganze mittägliche Frankreich möchte ſich zur royaliſtiſchen Parthey ſchlagen. Man hielt daher die Rebellen zu Toulon und Lyon gerade für die gefährlichſten Feinde der Republik, und das mit dem gröſsten Recht. Die Herren Lyoner hatten ihre Emiſſärs in allen dortherum liegenden Städten, in Mâcon, Vienne, Montpellier, Valence und andern, um auch dieſe Städte zum Widerſtand aufzuwiegeln. Die National-Macht war auf den Gränzen. Es wurden alſo in aller Eile Truppen zuſammengeraſft und in dieſe

Gegenden geschickt. Jeder Offizier hatte das Recht, anzunehmen zum Dienste der Republik, was nur wollte; ja, wer 20, 30 bis 40 Mann zusammen hatte, durfte sich zu ihrem Anführer aufwerfen, und er blieb es. Es ging da ohngefähr so zu, wie bey der Errichtung der österreichischen Freykorps! — Daß nun bey diesen Leuten sich allerley Gesindel einfand, läßt sich denken; aber die Noth war dringend, und man durfte auf diesen Mißstand nicht lange Rücksicht nehmen.

Und diese so errichteten Korps hießen mit Einem Namen die Armée révolutionnaire, und waren die ächtesten aller Ohnehosen, oder Sansculottes. Daß aber mit dergleichen Leuten sich etwas recht Tüchtiges ausrichten lasse, beweisen die blutigen und entsetzlichen Belagerungen von Lyon und Toulon, die in der Geschichte aller Zeiten wenig ihres Gleichen haben.

Nachdem Lyon erobert war, gingen viele dieser Truppen nach den Gränzarmeen; viele aber blieben in den Städten von Lyonnois, Dauphine, Provence u. s. w., damit man sie, wenn ja noch einige Reste von Rebellion sich regen sollten, sogleich bey der Hand haben könnte.

Bey dieser Armée révolutionnaire waren mehrere Bataillons, welche aus ausländischen Deserteurs und

Kriegsgefangenen zusammengesezt waren, und sich den Ruhm der Tapferkeit miterwarben. Zwar war es schon im Dezember 1793 verboten worden, Ausländer bey den Armeen aufzunehmen, welche auf den Gränzen Krieg führten, aber bey der revolutionnären Armee durften sie noch immer dienen. Und zu so einem Bataillon sollte ich denn auch stoßen, nach der Absicht des braven Landrins.

In Mâcon meldete ich mich beym Kriegskommissär, und dieser sagte mir, das deutsche Bataillon sey in Lyon: ich könnte aber hier nähere Nachricht einholen, da Sanscülottes in Mâcon lägen, welche erst vor einigen Tagen von Lyon gekommen wären.

Ich war über diese Nachricht froh, und suchte und fand eine Schenke, worin es vor Sanscülotten strozte. Kaum hatte ich mich hingesezt, als ein derber Schelm mich anredete, und fragte, wo ich herkäme, und wo ich hinwollte?

Ich: Will nach Lyon, und suche Dienste.

Er: Was bist du für ein Landsmann?

Ich: Ein Deutscher. Ich habe den Preußen gedient, bin aber nach Frankreich gekommen, die gute Sache unterstützen zu helfen.

Er: Bravo! (trinkt mir zu) Auf das Wohl der Republik! Also du gehst nach Lyon! Kannst Uebermorgen Gesellschaft haben: es gehen einige

von hier dahin. Dienste kriegst du auf alle Fälle, foutre! Jezt sauf!

So hatte ich denn schon Bekanntschaft mit den Sansculottes. Ich fand unter ihnen einige recht artige, feine Leute: aber größtentheils waren es rohe ungeschliffene Waghälse, wie man sie bey einem solchen Freykorps wohl nicht anders erwarten durfte. Von militärischer Disciplin mogten sie eben nicht viel halten: denn sie versicherten mehrmals unter tausend Flüchen, daß sie den Offizier in Stücke hauen würden, der ihnen etwas anders befehlen wollte, als gegen die Aristokraten zu marschiren: sie seyen blos da, um den verfluchten Aristokraten die Hälse zu brechen. Die Leute da herum wären fast alle von dem Kaufmannschaftsteufel besessen, und zwackten den armen Künstlern, Handwerkern und Taglöhnern ihr Verdienst ab bis aufs Verarmen. Wenn nur sie den vornehmen, reichen Herrn spielen könnten, dann kümmerte sie die Noth und Jammer aller derer nicht, die Tag und Nacht bis aufs Blut für sie sich abzehren müßten. Hier wäre eigentlich der Geld-Adel recht am Brette; und wo der herrschte, da gelte der Arme weniger als nichts. Das Blatt müßte aber jezt ganz gewendet werden: das abgezwackte Gut müßte wieder an seinen rechten Herrn kommen: und da

helfe kein Mitleid. Das war so der rechte Sankülottismus!

Ich hatte vom Commissär einen Logis-Zettel bekommen, aber meine nunmehrigen Kameraden, die Ohnehosen, ließen mich nicht mehr von sich, und ich mußte die Nacht bey ihnen auf ihrer Kaserne, in einem ausgeräumten Kloster, zubringen. Einigemal gingen wir in Bürgerhäuser, wo die Leute uns zu trinken gaben, ohne etwas dafür zu fodern: denn die Ohnehosen waren sehr dafür bekannt, daß sie nicht gern bezahlten. In allen öffentlichen Gesellschaften, führten sie das große Wort, und: „Es lebe die Republik: der Teufel ersticke die verfluchten Sch... von Aristokraten!" war allemal ihr letztes Wort.

Den dritten Tag, nach meiner Ankunft zu Mâcon, ging ich mit vier Sankülotten auf Lyon. Wir blieben unterwegs in allen Kneipen, wenigstens eine halbe Stunde, zechten derb, und zahlten sehr selten. Ich hatte noch viel baares Geld, auch noch Geld in Papier, wollte also immer zahlen, aber meine Begleiter ermahnten mich, das ja nicht zu thun: das ganze Land da herum stecke voll Aristokraten und voll Freunde der Pfaffen; und die müßten noch froh seyn, daß ein braver Sankülott ihnen ihren Wein abtränke, ohne sie todtzuschlagen.

Ich muß hier im Vorbeygehn bemerken, daß die revolutionäre Armee ein Hauptstück des Schreckenssystems gewesen ist, wovon ich bald reden werde. Wo solche Leute hinkamen, fuhr alles zusammen, und kein Mensch unterstand sich, nur den Mund zu öffnen, aus Furcht, es mögte ihm ein Wort entfahren, das der Sankülott als kontrerevolutionär und aristokratisch deuten könnte; und dann war er verloren: der Ohnehose gab ihn an, und man schmiß ihn sofort, mir nichts, dir nichts, ins Gefängniß des Revolutions-Tribunals, woraus der Ausgang gar schwer war. Die Regierung konnte aber damals dem abscheulichen Unwesen der Sankülotterie noch nicht mit Strenge steuren: die Rebellion war eben erst gedämpft; und hätte man die mit Schärfe behandeln wollen, welche dieselbe hatten dämpfen helfen, so würden sich diese wahrscheinlich auf die Seite derer geschlagen haben, welche noch immer misvergnügt waren: und dann hätte man neue Sankülotten haben müssen, um die alten zu Paaren zu treiben; und diese frischen Ohnehosen hätten es am Ende vielleicht noch ärger gemacht, als die ersten.

Daß aber der Konvent die Ausschweifungen der Sankülotten nicht billigte, erhellet aus jenen Dekreten, welche gegen dieses Gesindel in der Folge gegeben wurden, und aus den Anstalten der Volks-

repräsentanten, die Truppen der revolutionären Armee aus jenen Provinzen wegzubringen, wovon ich weiterhin reden werde.

Wir kamen gegen Abend, ich glaube, es war den 22ten Jänner, nach Lyon. Meine Begleiter gingen nach ihren Kasernen, ich aber zum Kriegskommissär, dem ich meinen Paß, und das Zeugniß, das mir Landrin gegeben hatte, vorwies, und der bat, mir doch an die Hand zu geben, wie ich mich in Zukunft verhalten sollte. Er gab mir meine Zettel auf Brod, Fleisch, Wein und Quartier, und für das Uebrige bezahlte er mich auf den andern Morgen.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Lyon.

Lyon hieß damals Commune-Affranchie, weil diese Stadt so zu sagen aus den Händen der Aristokraten, wie aus einer Sklaverey, gerissen, und der Freyheit wieder gegeben war. Sie hat diesen Namen auch so lange behalten, als die Jakobiner den Meister öffentlich spielten; nachher wurde der alte Namen Lyon wieder hervorgesucht.

Dieſe Stadt, welche ehemals, nach Paris, die ſchönſte, volkreichſte und wohlhabendſte in ganz Frankreich war, und deren Handel wegen ihrer Induſtrie, und wegen ihrer herrlichen Lage an zwey ſchiffbaren Wäſſern, der Rhône und der Saone, ſich in die ganze Welt verbreitet hatte, giebt nun dem Reiſenden einen traurigen Anblick. Man kann auch von ihr ſagen, was Virgilius von Troja ſagt:

— — — fuit Ilium et ingens
Gloria Dardaniae!

Lyon iſt zwar nicht abgebrannt, aber ihre beſten Palläſte, Hoſpitäler, Fabriken, Kirchen u. ſ. w. liegen in der Aſche, und die übrigen Häuſer ſind größtentheils gar ſehr beſchädiget. Was aber das ärgſte iſt, ſo iſt das Blut von mehr als 10, 000 ihrer Bewohner in und unter ihren Mauern gefloſſen, und niemals ſind ſo viel todte Körper in die Rhone geworfen worden, als im Winter 1793, 94. Die Kunſtwerke, woran in Lyon ein Ueberfluß war, ſind nun alle zerſtöhrt, und da, wo ſonſt Ludwigs XIV. metallene Bildſäule ſtand, ſtand damals, als ich da war, die Guillotine, worauf jeder ſterben mußte, der nur von Königen und Regenten Gutes ſprach. Es iſt doch ein wunderbarer Wechſel in den menſchlichen Dingen!

Ich weiß nicht, ob ich recht thue, wenn ich meinen Leſern die Nachrichten von dem traurigen

Unglück dieser Stadt mittheile, welche ich selbst dort erfahren habe, indem schon mehrere davon bekannt sind. Da aber diese Nachrichten, besonders jene, welche Herr Girtanner in seinen politischen Annalen aus den Berichten einiger Lyoner Emigranten aufstellt, schon deswegen verdächtig sind, weil sie von Emigranten d. i. von abgesagten Feinden der neuen Einrichtung ihres Vaterlandes herkommen, und überdem die wahre Ursache der Revolution nicht hinlänglich und nur schief angeben: so liefert man vielleicht nicht ohne Vergnügen das, was ich aus dem Munde mehrerer Bürger zu Lyon und mehrerer einsichtigen und ehrlichen Staatsleuten darüber erforscht und gelernt habe!

Die Bürgerschaft zu Lyon bestand sonst meist aus Handelsleuten und Fabrikanten, und diese hatten sich mit schwerem Gelde manche Monopolien angekauft. Gewisse Zeuge, welche z. B. in Vienne gemacht wurden, mußten erst nach Lyon gebracht, und da gestempelt werden, sonst durften die Verfertiger sie bey schwerer Strafe nirgends verkaufen. Ein auffallendes Beyspiel des Lyoner Handels-Despotismus giebt die arme Stadt Avignon. Diese hatte ehedem viele und schöne Fabriken, worin gedruckte Leinwand gemacht wurde; und von diesem Verkehr lebten die Einwohner. Aber die Lyoner steckten sich hinter den päpstlichen Vice-Lega-

ten — Avignon gehörte vorzeiten dem Papste — boten Geld über Geld, und der heilige Vater verbot die fernere Verarbeitung der gedruckten Leinwand in seiner eignen Stadt, damit die Einwohner einer fremden Stadt mehr Vortheil davon ziehen könnten. So väterlich sorgte der heilige Vater für seine Leute, und seine Leute — darbten!

Zu Anfange der Revolution waren die Lyoner ganz auf Seiten der Assemblée nationale, aber sobald sie sahen, daß eine Republikanische Verfassung statt haben sollte: gleich änderten sie ihre Gesinnungen. Bey dem vorgeschlagnen System des Föderalismus waren nirgends eifrigere Vertheidiger dieser Sache, als eben die Herren zu Lyon: denn da dachten sie doch wenigstens die zweyte vornehmste Republik unter den 84 fränkischen Republiketten auszumachen. Aber nichts wollte ihnen weniger in den Kopf, als die allgemeine Freyheit des Handels, weil dadurch alle ihre Monopolien wegfielen. So patriotisch dachten die Lyoner!

In Lyon hatte sich eben so, wie in den meisten französischen Städten, ein starker Klub von Volksfreunden, oder Jakobinern gesammelt, der aber freylich nur sehr wenige von den Großen und Reichen unter seine Mitglieder zählte. Da aber die Jakobiner sich besonders für ächte Patrioten ausgaben, und in dieser Rücksicht oft sehr anzüglich und verächtlich

von den Petitmätern oder Muscadins redeten, auch noch obendrein eine Surveillance für sich, freylich mit Genehmigung der Obrigkeit, errichteten: so geriethen sie immer mehr mit denen zusammen, welche nicht Jakobiner waren.

Endlich verlohr Ludwig Capet sein Leben, und der Jakobinerklub gab deshalb eine Adresse an den Konvent, um diesem für die Hinrichtung des Tyrannen zu danken. Diese Adresse war das Signal zur Rebellion. Sie war von mehrern Tausenden unterzeichnet, und enthielt unter andern: daß hier der Konvent die Namen aller rechtschaffnen Bürger und aller wahren Patrioten in Lyon sehen könnte. Es giebt zwar, hieß es in diesem Aufsatz weiter, hier noch einige, welche blödsinnig oder boshaft genug sind, Eure Anstalten zu misbilligen, aber wir hoffen, daß unser Eifer für das gemeine Wohl alle ihre Machinationen zerstören soll.

Die Adresse war edem Bulletin einverleibt, und sollte nun, der Gewohnheit nach, auch in Lyon angeschlagen werden. Aber darüber entstand ein Auflauf, wobey viele Menschen von Seiten der Jakobiner und der Patrioten — denn so nannten sich um jene Zeit die Lyoner Aristokraten — ermordet wurden. Der Auflauf war hart an dem Rhone, und der Fluß strozte vor Leichen.

Der Präsident des Jakobinerklubs, Chailler, — bey Hn. Girtanner heißt er Challier: aber fehlerhaft — ein unternehmender Kopf, rieth jezt, daß man, um fernern Aufstand zu verhüten, die Straßen mit Kanonen besetzen sollte. Er gab davon der Municipalität Nachricht, aber diese verwarf den Anschlag, und die Feinde der Jakobiner stellten den Bürgern vor, daß man die Absicht habe, alle Nichtjakobiner nieder zu machen. Dieses Vorgeben war an sich absurd, fand aber doch Eingang und Chailler wurde angeklagt, auch eingesteckt, aber sogleich wieder frey gemacht. Dabey aber blieb es nicht: denn um Mitternacht überfielen die Aristokraten den Saal, worin die Jakobiner zum Theil noch versammelt waren, tödteten deren über 150 und zerstörten das ganze Gebäude. Bey dieser Gelegenheit kam die ganze Stadt in Harnisch, und gar viele Menschen wurden selbige Nacht ermordet.

Chailler ward flüchtig, und die Jakobiner klagten eine große Liste von Lyonern als Aristokraten und Feinde der Republik zu Paris an. Der Konvent schickte auch einige Sanskülotten, welche dann doch in Lyon Furcht verbreiteten. Da aber diese bald zur italiänischen Armee abgingen, so wollten die Lyoner, daß die Regierung geändert, und ein Interims-Parlament errichtet werden sollte. Dieses Parlament sollte weder im Namen des Kö-

nigs, noch des Konvents regieren; und am Frieden würde man ja sehen, zu welcher Parthey man sich bekennen sollte. Das war so ein Vorschlag von Kaufleuten, die ihrer Sache ganz gewiß seyn wollen, doch ohne es sich etwas kosten zu lassen!

Der Konvent befahl der Lyoner Municipalität, diese gefährliche Unternehmungen zu hindern; und diese, mit Einverständniß der Jakobiner, errichteten in Lyon eine Armée révolutionnaire von drey Bataillons, Freyheit, Gleichheit, Brüderschaft. Täglich zog eins dieser Bataillons auf die Wache, patrouillirte durch die Stadt und steckte jeden, der ihnen verdächtig vorkam, ins Gefängniß. Es ist gar nicht zu läugnen, daß auch hiebey sowohl von den Jakobinern, als von der Revolutions-Armee gar manche Excesse vorgefallen sind.

Iliacos intra muros peccatur et extra,

heißt es auch hier, und ich bin weit entfernt, irgend einer Parthey eine Apologie zu halten, ob ich gleich völlig überzeugt bin, daß das Unglück der Stadt Lyon sich mehr von den Mulcadins, als von den Jakobinern herschreibt.

Viele Lyoner Bürger, aber auch viele Jakobiner wurden bey den von Paris geschickten Repräsentanten als Störer der öffentlichen Ruhe angeklagt, und eingesteckt. Die Bürger befreyeten ihre Mitbürger mit Gewalt aus dem Gefängniß: das

Nämliche thaten auch die Jakobiner, und beyde Partheien forderten endlich, daß man ein besonderes Gericht errichten sollte, um die Streitigkeiten zwischen der Parthey des Convents (parti de la convention) und der Parthey der Unpartheilichkeit (parti de l'impartialité) zu entscheiden. Ueber diesen seltsamen Vorschlag verlohren viele Menschen ihr Leben. Die in Lyon stehende Revolutions-Armee, ohngefähr 1800 Mann stark, war bey den fast alle Tage vorfallenden Gefechten mit den Unpartheiischen — so nannten sich um diese Zeit die Aristokraten — bis auf ohngefähr 800 herabgeschmolzen, und den Lyonern gar nicht mehr fürchterlich. Sogar die Jakobiner wurden gezwungen, die Stadt zu verlassen, und sich nach dem Gebürge zu flüchten: was zurückblieb, wurde todtgeschlagen. Auch die Ohnehosen zogen aus.

Der Konvent hatte dem General der Alpen-Armee Befehl ertheilt, eine Truppe von vier Bataillons nach Lyon zu schicken. Das geschah auch, aber die Lyonner fochten gegen die Truppen der Republik so heftig und so glücklich, daß sie das Feld erhielten, und die Soldaten des Konvents beynahe gänzlich niedermachten. Dieß geschah am 29ten und 30ten May 1793.

Die Lyoner feyerten jezt ein Siegesfest, wie noch keins war gefeyert worden. Sie ließen öffent-

lich eine Kirche vom republikanischen Gräuel reinigen, zogen in Procession dahin, ließen Messe lesen für das Wohl des Königs Ludwigs XVII und für das Verderben der Demokraten.*) Die päpstliche Bulle wider die Feinde der Kirche wurde öffentlich angeschlagen, und was der aristokratischen Narrheit und der kaufmännischen Politik und Theologie mehr war. Aber abscheulich war es, daß man nun die noch in Lyon befindlichen Jakobiner aufsuchte, sie mordete, ja, sogar ihrer Weiber und Kinder nicht schonte. Selbst die Repräsentanten waren ihres Lebens nicht mehr sicher, und mußten die besten Gute-Worte geben, auch versprechen, sich bald wegzugeben. Uebrigens ist es völlig falsch, was der Korrespondent des Hn. Girtanners sagt, daß selbst die Lyoner dem Konvent von dem Nachricht gegeben hätten, was bey ihnen vorgefallen wäre: vielmehr weigerten sie sich, von da an den Konvent anzuerkennen, indem sie unpartheiisch bleiben wollten. Sie stellten sogar den Adel wieder her, ja, einige adelten sich selbst, in Hoffnung, daß

*) Monopolien sind gegen das Interesse jeder Nation; fordern aber das Chatouillon-Interesse der Fürsten und deren Minister sehr. Es wird also Geld reichlich spendirt, und das Monopol ist fertig. Aber eine ganze Nation durch Bestechung dahin zu bringen, daß sie Einzelnen etwas einräume, was Allen schadet — das sahen die Lyoner und Consorten ein, daß das nicht gienge! und daher ihre Anhänglichkeit an den Thron und ihr Haß gegen Demokraten und Demokratismus!

Ludwig XVII dereinſt ihren Adel beſtätigen würde. So tollkühn war man in Lyon! —

Daß die Lyoner um dieſe Zeit mit den Föderaliſten zu Marſeille ein enges Bündniß gemacht haben, übergeht der Korreſpondent des Hn. Cartanners völlig, meldet aber doch mit einigen Worten, daß die Truppen, welche die Marſeiller den Lyonern zu Hülfe hätten ſchicken wollen, unterwegs vom General Cartaut ſeyen geſchlagen worden. Aber, wie ſchon geſagt iſt, der Föderalismus war nicht allein in Lyon, ſondern im ganzen mittägigen Frankreich. Cartaut hatte nur wenige Bataillons Ohnehoſen, mit welchen er hin und her zog, um den Gehorſam gegen die Befehle des Konvents wieder herzuſtellen. Bey dieſem Gefechte ſind mehrere tauſend Menſchen geopfert worden.

Chailler und mehrere ſeiner Anhänger wurden gefangen geſetzt, und vor einem ariſtokratiſchen Tribunal verhört. Man fragte ihn: ob er den Sohn Ludwigs XVI für ſeinen Herrn erkenne? Nein! antwortete er: Das Weſen iſt mein Herr; und der junge Kapet iſt ein ſo dummer Junge, daß ich ihn nicht einmal zu meinem Bedienten haben möchte. Dieſe Antwort gab er, ſo oft man ihm obige Frage vorlegte: man legte ſie ihm aber alle Tage vor.

Der Konvent foderte die Unterſuchung des Prozeſſes über Chaillier und ſeine Freunde; allein die Lyoner verſagten den Gehorſam, und inſtruirten den Prozeß dieſer Unglücklichen ganz für ſich. Sie wurden alle hingerichtet. In Girtanners Annalen werden nur zwey genannt, es waren aber mehr als dreyßig, welche auf einen Tag mit Chaillier guillotinirt wurden.

In Lyon hatte man die Nationalkokarde abgeſchaft, und an deren Stelle eine weiße oder die königliche aufgeſteckt. Chaillier küßte noch auf der Blutbühne die dreyfarbige Hutſchleife; und dafür wurde, nach ſeiner Hinrichtung, ſie zum Spott an ſeinen abgehauenen Kopf genagelt.

Wenn die Guillotine recht geht, ſo muß der Kopf auf einen Schlag herabfahren, wenigſtens kann er nur noch an der untern Haut hängen bleiben. Aber bey der Hinrichtung des Chaillers wurde das Meſſer ſo eingerichtet, daß es dreymal fallen mußte, ehe der Unglückliche ſterben konnte. Dieſer Umſtand von der Barbarey der Lyoner iſt in Frankreich allgemein bekannt, und blos aus dieſer Urſache iſt hernach auch der Henker oder der Guillotineur hingerichtet worden: er hatte gegen das Geſetz einen Menſchen bey der Exekution gemartert.

Auch die Volksrepräſentanten mußten jezt Lyon verlaſſen, und begaben ſich nach Paris, wo ſie von

Allem, was in der rebellischen Stadt vorgefallen war, genaue Nachricht gaben. Der Konvent faßte denn, nach strenger Untersuchung der Sache, ein Dekret ab, daß die Stadt Lyon für rebellisch erklärt, erobert, geplündert und von Grund aus zerstört werden sollte. Zwischen der Saone und dem Rhone sollte eine Schandsäule errichtet werden mit der Inschrift: daß hier vereinst eine berühmte Stadt gestanden habe, welche aber rebellisch geworden sey, und derowegen so jämmerlich nun da niederliege.

Chalier wurde des Patriotismus würdig erklärt; und demnach in allen Städten und Flecken Straßen und Gerichtshäuser nach seinem Namen benannt. Er, Le Pelletier und Marat waren eine lange Zeit die vornehmsten Märtyrer der Freiheit.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen.

Ich habe nicht nöthig zu erzählen, wie Lyon von der großen republikanischen Armee erobert und zerstört d. i. aufs fürchterlichste zugerichtet worden ist: das mögen meine Leser in unsern Journalen

suchen, wo sie die nähern Umstände dieser grausamen und entsetzlichen Tragödie finden werden. Ich glaube aber doch bewiesen zu haben, daß der Konvent bey den damaligen mißlichen Umständen nicht anders konnte, als so ein hartes Urtheil über Lyon zu sprechen. Lyon rebellirte gerade zu einer Zeit, wo die Republik noch keine innere Konsistenz hatte, und auf allen Seiten von den fürchterlichsten Feinden bedroht und geängstiget wurde. Und hätten sich die Städte Marseille, Toulon und Lyon behaupten können: dann gute Nacht Republik, gute Nacht Freyheit! *)

---

*) Hätte Pitt diese Gährung stracks unterstützet: Europa wäre längst zur Ruhe. Aber was kümmert einen Kaufmann das Interesse Anderer! Pitt wollte unumschränkt herrschen in England, und Herr zur See seyn. Die Holländer standen ihm vorzüglich im Wege, und ihre Besitzungen reizten ihn gar sehr. So via facti zuzufahren, ging nicht: er zwang sie also, — auch Andere, weil im Trüben gut fischen ist. Und weil das Augenmerk auf einen gemeinschaftlichen Feind, die Franzosen, es verhindern sollte, sein Augenmerk auf einen besondern zu merken und zu hintertreiben; oder gelänge der Krieg, dann den Franzosen das wegzukapern, was er in diesem Falle den Holländern hätte lassen müssen — zur Theilnahme am Kriege. Aber schon bey der Belagerung von Dünkirchen, die er von der Seeseite nicht unterstützen ließ, konnte man merken, wohin er eigentlich wollte. Die mordbrennerische Expedition auf Toulon zeigte das Nämliche. Der Krieg sollte einmal in die Länge gezogen werden, um das Volk in England und dessen Sprecher in eine anhaltende Nothwendigkeit zu setzen, sein despotisches Verfahren als ein interimistisches Resultat der Noth und der Zeit gelten zu lassen: während der Zeit aber die Zügel der willkührlichen Regierung so fest anzuschnallen, daß nichts sie weiter zerreiße. Die Volksmasse mußte also durch

Ich ging noch den nämlichen Tag, als ich in Lyon angekommen war, hin und wieder herum, fand aber wenig Straßen, wenig Winkel, wo das Elend der Zerstöhrung nicht sichtbar gewesen wäre.

---

weggeschickte Land- und Seetruppen vermindert, geschwächt und kraftloser gemacht werden. Er hob große Kolonien von mächtigen [illegible], um die Unterstützung des [illegible] ihnen, im [illegible] wieder [illegible] zum [illegible] zu machen. [illegible] sich zu [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Plans, den Krieg [illegible] nicht [illegible] den. Die [illegible] zur [illegible], wie er [illegible] seinen [illegible] gut fand. Dünkirchen ließ er von der [illegible] seite nicht angreifen, um den Franzosen das Vordringen bis nach Holland nicht zu erschweren. [illegible] sollten [illegible] gen, die [illegible], des [illegible] sollten sich mit ihnen verbinden; und [illegible] hatte er ein Recht, die [illegible] Hollands [illegible] [illegible] Absicht zu erreichen. Aber [illegible] den [illegible] nicht bleiben, weil auch Englands Handel [illegible] [illegible] litte. Auch Hannover [illegible] der Hülfstruppen und der [illegible] von [illegible] der Stimme im deutschen Reichs-[illegible]. [illegible] des letztern, den Kaiser zum [illegible] hatte, und [illegible] die Dauer zu bewirken, mußte man alles aufbieten, ihm die Wiedereroberung von Belgien möglich zu machen. [illegible] gien [illegible]; daß man dem Kaiser noch etwas [illegible] lassen, und ihm dadurch — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]: denn hat man, was man wollte, und zum [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] England [illegible] Handel und [illegible] wie es einer [illegible] liebt. — [illegible] [illegible] unmächtiger [illegible] [illegible] manern [illegible] Handels-Despotismus [illegible] Deutschlands beste Provinzen, zum [illegible] aller übrigen, nicht länger verwüsten ließen! —

Ganze Reihen Häuser waren weggebrannt, und gerade die allerschönsten. Kirchen, Klöster und alle Gebäude der ehemaligen großen Herren, waren ruinirt. Auch hatten die Hospitäler während der Belagerung großen Schaden erlitten. Als ich an die Guillotine kam, floß das Blut derer, welche wenig Stunden vorher waren geköpft worden, noch auf dem Platze. Dieser Anblick machte mich schaudern. Ich trat in eine nahe Schenke, zu einem Haufen Canaillen, und sagte: Es würde doch hübsch seyn, das Menschenblut dort wegzuschaffen. Warum? antwortete einer: das ist aristokratisches Rebellen-Blut, das müssen die Hunde auflecken. Hast du heute guillotiniren sehen? — Nein! — Nun gut: Morgen spielt man das nämliche Spiel: dann kannst du zuschauen. —

Die Leute sprachen vom Kopfabschlagen, wie wenn sie von Nußklopfen gesprochen hätten: Alles, was aristokratisch ist, muß sterben, war allemal der Refrän. Man ging bey der Untersuchung auch nicht immer sehr genau zu Werke, und es war schon hinlänglich, vom Adel oder Priester gewesen zu seyn, um den Kopf zu verlieren, wenn man auch sonst nichts begangen hatte. La noblesse, la prêtrise ce sont des crimes, hieß es; und das Urtheil war fertig.

Die Guillotine reichte zum Hinrichten nicht zu, und so schoß man die unglücklichen Schlachtopfer vor dem Thore mit Kartätschen todt; und was da nicht gleich auf der Stelle blieb, das expedirten die Sankülotten mit ihren Säbeln und Bajonetten. Und doch waren alle Grausamkeiten, welche durch die Guillotine und die Füseliaden in Lyon vorgingen, noch lange nicht hinreichend, die Wuth und Rachsucht der Ohnehosen zu begnügen. Sie hatten gehofft, Lyon sollte nach dem ersten Konventsschluß geplündert und verbrannt werden, und als dieses nicht geschah, da murrten sie laut. Sie machtens hierin, wie ehemals der heil. Prophet Jonas: denn als der Herr seine Drohung, gegen die große Stadt Ninive, welche drey Tagereisen lang, *) also ein ganz ander Ding, als Lyon, war, nicht erfüllte: so wurde Jonas böse, und wollte vor Aerger Hungers sterben. **) Jonas war ein Prophet des Herrn, durch welchen Gottes heiliger Geist selbst redete, ***) den also eine so elende Rachsucht nicht zum beßren kleidete. Aber den Ohnehosen konnte man ihr Murren wohl nicht sehr übel nehmen, indem man ihnen die Plünderung versprochen hatte; und in dieser Hoffnung

*) Jon. Kap. 3. 3.

**) Kap. 4. 3.

***) 2. Pet. 1. v. 21.

waren sie auch blindlings ins Feuer gegangen, und hatten mehrere tausend ihrer Brüder verlohren. Auch waren viele von ihnen jämmerlich verwundet: und dennoch murrten sie nur, und empörten sich nicht öffentlich, wie der Prophet Jonas.

Die zum Tode Verurtheilten gingen gröstentheils mit vieler Gleichgültigkeit, und Manche mit wahrer Freyheit zum Richtplatz, ja, es war so zu sagen, wider den guten Ton, Betrübniß oder Furcht vor dem Tode blicken zu lassen. Ein Beyspiel muß ich hier erzählen, als einen Beweis von Liebe, die auch im Tode standhaft blieb.

Die achtzehnjährige Gattin eines jungen Lyonnois hatte ihrem Bruder bey den Emigranten etwas von ihrem Schmuck schicken wollen, damit er es verkaufen, und davon leben könnte. Der Brief, worin kleine Diamanten sehr künstlich unter dem Siegel versteckt lagen, wurde aufgefangen, und nach der Eroberung der Stadt wurde der Mann und die Frau eingezogen und inquirirt. Die Frau läugnete, daß ihr Gatte um das Geschenk für ihren Bruder gewußt hatte, er aber widersprach und gestand, daß er allerdings darum gewußt, ja, sogar zur Absendung desselben geholfen habe. Da nun das Gesetz alle die zum Tode verurtheilt, welche den Emigranten die geringste Hülfe leisten wollen: so wurden diese beyden jungen Eheleute, wel-

che weiter keinen Theil an der Lyonschen Rebellion genommen hatten, zur Guillotine abgeführt.

Sie erschienen beyde auf dem Blutgerüste, hielten sich fest umschlungen, und sagten sich ganz umbefangen die zärtlichsten Dinge. Endlich riß die junge schöne Frau sich los, und sagte zu ihrem Gatten, der sie wieder umarmen wollte: hâtons ce moment, mon ami; c'est pour nous rejoindre bientôt!*) Sie legte sich sofort aufs Brett; und ihr Kopf flog herunter. Ihr Geliebter bat den Guillotineur, ihr die theuren Wangen seiner Freundin noch einmal küssen zu lassen, und als dieses geschehen war, übergab er sich mit der größten Gleichgültigkeit den Händen des Henkers. Als der Guillotineur beyde Köpfe dem Volke hinwies, schrie auch keine Seele: „es lebe die Republik!" wie doch sonst gewöhnlich ist: alle schauten, in stumpfen Schmerz verlohren, vor sich hin, und bewiesen dadurch, daß sie noch nicht alles Gefühl für Natur und Menschlichkeit verlohren hatten. Diese Geschichte war lange das Gespräch des Tages, und wurde mit sehr humanen Glossen begleitet. Natur, riefen Viele, edle, allmächtige Natur: was ist gegen dich Kunst, Politik und Tod! —

---

*) Lassen wir diesen Augenblick beschleunigen, mein Freund, damit wir bald wieder vereinigt werden.

Den Tag nach meiner Ankunft ging ich zum Commissär, wie er mich bestellt hatte. Er las das Zeugniß des Hauptmanns Landrin sehr aufmerksam durch, und sagte dann: Ja, du kannst vielleicht hier ankommen als Volontär bey den Truppen der Republik: aber da muß ich dich an einen Colonel weisen. Gehe hin auf den Place Marat zum Colonel von Montagne, der nimmt dich ohne Zweifel. Ich traf nun zwar den Colonel nicht, wohl aber einen andern Offizier, der mich, nachdem ich mein Anliegen eröffnet hatte, sogleich mitnahm, und in die Ecurie führte, wo eine ganze Kompagnie Ohnehosen beysammen Quartier hatte. Diese Ecurie war vorzeiten ein prächtiges Gebäude nahe an der Saone, und hatte einem Prinzen zugehört. Man nannte diesen Palast seit der Revolution Ecurie oder Pferdestall, um dadurch die Lebensart der ehemaligen Prinzen in Frankreich durchzuhecheln, die ausgesuchtes Futter gehabt hatten, ohne es zu verdienen, und eben so zügellos sich gebehrdeten, wie jedes unbändige Pferd.

Hier fand ich Ohnehosen von allerley Volk: Deutsche, Italiäner, Spanier und Holländer, meistens Deserteurs; auch Kriegsgefangne mitunter, welche man zur Zeit des Aufstandes im mittäglichen Frankreich bewaffnet hatte. Die meisten aber waren durchgängig Franzosen; und so war ich

National-Interesse, durch ihr Uebergewicht, vor dem Privat-Interesse der Rebellen und Ausländer gesichert. Bey dem Anblick dieses buntschäckigen Gemisches von Leuten, welche noch größtentheils die Uniform der Herren trugen, denen sie kurz vorher gedient hatten, fielen mir die Polonen der Römer ein, von welchem der große Diktator sagte, sie seyen immer gut genug, für das gemeine Wohl zu fechten. Ich konnte daher bey der wunderseltsamen Karrikatur nicht lachen, die diese Miliz beym ersten Anblick machte.

Als der Offizier und ich ankamen, schrie er: Citoyens Sanculottes, hier bring' ich Euch einen Deutschen, der aber französisch spricht: Er will brav werden, wie Ihr! — Vive la république! schrie mir gleich der ganze sanculottische Schwarm entgegen. Ich erwiederte diesen Zuruf mit den nämlichen Worten, und war sofort gleich unter den Wilden bekannt.

Ich wollte mir nun auch Kameraden nach meinem Geschmack suchen, mit welchen ich nähern Umgang pflegen könnte. Den deutschen Deserteurs traute ich wenig, wie ich denn überhaupt sagen muß, daß unter 10 Deserteurs allemahl schlechte Kerle sind — nicht als wenn ich die Desertion an und für sich für ein schlechtes Stückchen hielte: wie könnten sonst Fürsten und ihre dienstfertigen Werbe

so gierig nach ihnen haschen! — sondern, weil ein braver Bursche, sobald er von vernünftigen Offizieren als Mensch menschlich behandelt wird, selten in die Nothwendigkeit versezt wird, überzulaufen. — Also machte ich mich an einige französische Sanskülotten, — sie nannten sich selbst so, oder Revolutionnaires: Soldaten wollten sie nicht heißen, auch nicht einmal Volontärs — redete freundlich mit ihnen und bat sie, mit mir ins Wirthshaus zu gehen, wo ich eine Bouteille zahlen wollte. Drey gingen mit, und da ich mit Papier und Geld noch ziemlich versehen war, so ließ ich sie gut bewirthen.

Die Ohnehosen waren fidele Brüder, alle drey aus Auvergne, die bald meine Freunde wurden. Sie gaben mir weitläufige Nachricht von dem Zweck ihres Berufes. Wir sind blos da, sagten sie, die Rebellen, die Verräther des Vaterlandes, die Aristokraten, die Edelleute und die Pfaffen todtzuschlagen. Bey uns heißt es kurzweg: friß Vogel oder stirb! Pardon geben oder nehmen sind uns unbekannte Dinge. Du solltest nur gesehen haben, wie unsre braven Brüder da draußen vor dem Rackernest (Lyon) zusammenstürzten! Alle Tage kamen Hunderte, oft Tausende um: aber das machte uns nicht irre! Wir marschirten über die Leichen unsrer Kameraden, und kriegten doch endlich das Rebellennest. Schade nur, daß wir es es nicht abbrennen

durften! — Recht thust du übrigens, daß du zu uns dich gesellst; aber den Tod darfst du nicht scheuen! foutre! Es lebe die Republik! —

Das war so die Instruktion, welche die Ohnehosen mir gaben; und daß sie ächt war, habe ich aus vielen Beweisen eingesehn. Ich fragte auch, wie sich die Ausländer bey ihnen aufführten, und hörte da zu meiner Freude, daß die Deutschen allemal brave Ohnehosen wären, besser, als die Spanielen, und noch besser, als die Italiäner, welche man vorwärts stoßen müßte. Aber wer einmal bey ihnen sey, der müßte wohl brav werden: denn wollte er sich fürchten, und weichen, so stieße ihm sein nächster Kamerad das Bajonet in den Wanst, und dann wäre er schon bezahlt.

Der Dienst der Ohnehosen in Lyon bestand, außer den Wachen, welche sehr stark, und allemal mit scharf geladnen Gewehren besezt waren, darin, daß sie Tag und Nacht starke Patrouillen machten, alles Verdächtige arretirten, und alle Tage einen Kreis um die Guillotine schlossen: denn alle Tage wurden Mehrere hingerichtet. Ich fragte auch nach den ausländischen Bataillons, hörte aber, daß sie nicht mehr existirten, sondern vertheilt wären. Wie stark aber damals die Revolutions-Armee war, konnte mir niemand sagen: denn täglich kamen einige hinzu, und einige gingen ab. Diese Armee war in dem

ganzen mittäglichen Frankreich, in dem ehemaligen Lyonnois, Dauphine, Languedoc und Provence zerstreut, wo ihrer viele von den Aristokraten oft erschlagen wurden, viele auch davon liefen, oder mit Päſſen ſich nach der Armee begaben, welche in der Vendee gegen die Brigands kämpfte. Doch ſollen auch damals noch wenigſtens 80,000 Mann Revolutions-Truppen in jenen Gegenden geſtanden, oder vielmehr herumgeſchwärmt haben.

Wenn man nun überlegt, daß vor ſechs Monaten von allen dieſen Kriegern noch keiner ein Gewehr trug, und daß doch damals ſchon durch ſie die ganze fürchterliche Rebellion im mittäglichen Frankreich gedämpft, Marſeille beruhiget, Lyon erobert, und Toulon zerſtöhrt war, ſo kann man ſich ſo ohngefähr einen Begriff machen, was eine Nation vermag, welche für ihre Freyheit aufſteht. Dieſe ſchafft Armeen, in einem Zeitraum, worin die Monarchen ihre ſchon längſt ſtehenden, längſt geübten Heere kaum aus ihren Garniſonen führen können. Es iſt beynahe unglaublich, welche Märſche die Ohnehoſen gemacht, und wie geſchwinde ſie an Orten operirten, wo man ſie noch lange nicht einmal vermuthete. Gegen ſolche Krieger hilft weder Kriegeslift, noch Taktik, noch überlegne Macht: Nichts kann ſie zurückwerfen, als gleicher Muth:

und welches Monarchen Krieger messen sich wohl an Muth mit Republikanern, die für ihre eigne Sache fechten, und dabey nichts sehen, als Sieg oder Tod? —

Den folgenden Tag ging ich in Begleitung mehrerer Ohnehosen zum Colonel, welcher ehedem ein ehrlicher Seifensiedergeselle gewesen war, aber bey der Eroberung von Lyon seine Bravour auffallend bewiesen hatte. Er sah mich freundlich an, und nachdem er verschiedne Fragen über meinen Patriotismus, und über meinen Haß gegen alle Aristokraten und Pfaffen gethan hatte, sagte er: tu peux exister avec nous; tu auras bientôt un fusil. Das war mein ganzes Engagement. Handgeld ist überhaupt bey den Franzosen schon längst nicht mehr Mode: denn sie meynen, durch Annehmung eines Handgeldes verkaufe der Mann sich und seine Haut, und werde dadurch Leibeigen. Wer aber so niederträchtig oder so dumm seyn könnte, sich um irgend einen Preis zum Leibeignen zu verkaufen, der verdiene Verachtung, und sey nicht werth, daß er das Vaterland und die Würde und die Rechte des Menschen vertheidigen helfe. Sie setzen hinzu: wer durch viehhändlerischen Selbstverkauf Verräther an sich wird, wird es weit eher an Andern werden. Dieß ist es, warum der französische Volontär kein Handgeld nimmt, und noch weniger der Sansculotte.

Der Soldaten-Eid ist auch ganz abgeschafft, wie jeder andere. Wer schwört mehr Eide, sagen sie, als die Söldner der Fürsten, und wer achtet sie weniger, als wieder sie! Dieß zeigt die Menge ihrer Deserteurs.

Der Colonel hatte nicht einmal nach meinem Namen gefragt, und erst einige Zeit hernach schrieb mich der Sergeant ins Register. Sogar der Korporal, welcher das Prêt oder die Löhnung, und das Brod besorgen mußte, machte blos ein Zeichen, daß er nun einen Mann mehr zu besorgen hatte.

Ich war sehr vergnügt, nun bey den Sankülotten zu existiren, und trank mit einigen Kameraden bis den andern Morgen auf das Wohl der Republik und der Sankülotterie. — Warum ich vergnügt war? — Je nun, meine Herren, weil ich bey einem Korps existirte, wovon ich mich losmachen konnte, sobald ich wollte: denn kein Sankülotte ist gebunden. Auch sah ich die Möglichkeit vor mir, irgend etwas zu thun, was mich der Republik hätte empfehlen können; und nun die Ehre, einer freyen Nation zu dienen! Vielleicht war ich auch darum vergnügt, weil ich das Besondere liebe: und ich, als Sankülotte, war doch wohl was besonderes?

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Meine Lage bey den Sankulotten.

Daß es mir leicht war, die Gunst aller meiner Kameraden zu erwerben, sowohl der Offiziere, als der Gemeinen — denn die alle heißen Kameraden oder Brüder — bilden sich diejenigen meiner Leser schon für sich ein, die mich von meiner Wiege an kennen. Ich that alles, was sie thaten, schwadronirte wie sie, lief herum wie sie, trank wie sie, schimpfte auf Aristokraten und Pfaffen, wie sie, und war also in allen Stücken gerade wie sie. Mein Dienst erstreckte sich, so lange wir in Lyon waren, blos auf das Patrouilliren, und zur Guillotine ziehen, um welche wir täglich, Nachmittags um zwey Uhr, einen Kreis schließen mußten. Ich würde denk' ich, meine Leser beleidigen, wenn ich ihnen noch viel von dem traurigen Spektakel schildern wollte, vor welchem ich anfänglich zurückschauderte, hernach aber es gleichgültig, oder doch ohne Zuckungen betrachten konnte.

Einer von den Repräsentanten, welche damals in Lyon das schreckliche Amt, die Empörer zu strafen, ausübten, war der in ganz Europa bekannte

Collot d'Herbois. Von diesem Manne habe ich in Lyon eben nichts Vortheilhaftes, doch auch nichts Nachtheiliges reden hören. Aber nach meiner Rückkehr nach Deutschland habe ich erfahren: d'Herbois sey Komödiant gewesen, und habe ehedem in Lyon gespielt, wo man seine elende Aktion brav ausgezischt habe. Nachher sey er Mitglied des Nationalkonvents geworden, und habe die Bestrafung der Lyoner übernommen, vorzüglich, um sich wegen des ihm auf dem Theater in dieser Stadt wiederfahrnen Schimpfes zu rächen.

Ich kann nicht sagen, ob diese Theater-Geschichte gegründet sey, doch scheint es mir eben nicht sehr. In Lyon selbst habe ich nichts davon gehört; und in Lyon war man eben nicht gewohnt, von den Volksrepräsentanten mit Schonung zu sprechen. Es giebt dergleichen Anekdoten mehr! So soll z. B. Robespierre ein naher Anverwandter des im J. 1757 zu Paris hingerichteten Franz Damiens gewesen seyn, und eben wegen dieser Hinrichtung die Barbaren so sehr gehaßt haben. Es giebt überhaupt keinen Mann, der sich bey der jetzigen Revolution ausgezeichnet hat, dem man in den deutschen Zeitungen, Journalen, Annalen u. dgl. nicht etwas anhinge. Und wenn man ja weiter nichts weis, so sprengt man aus: General Pichegrü sey doch nur eines Bauern Sohn;

General Hoche ein Handwerker von Profession; General Jevre ein unehliches Kind u. s. w. Aber da Pichegrü, Hoche und Jevre bewiesen haben, daß Bauernsöhne, Handwerker und Unehlinder große Helden werden können, welche Hochgebohrne Durchlauchtigste, Hochwürdigste, Excellenz Generale zurückwerfen und besiegen: so kompromittiren solche Anekdotenkrämer am schändlichsten sich selbst, und beweisen jedem denkenden Menschen, daß eine adherne Plapperganz weiter keine Rücksicht verdiene.

General Lazorte wollte gegen das Ende des Jänners von Lyon nach Vienne, einer beynahe 8 Stunden von Lyon gelegnen Stadt. Er ließ unter den Sankülotten bekannt machen, daß er ungefähr 600 Mann nöthig habe: wer mit wolle, könne sich melden. Diese Art, zum Marsch aufzufodern, vermeidet alles Passive, und der Anführer kann auf seine Leute um so zuverläßiger rechnen, jemehr es ihr eigner Wille ist, unter ihm zu agiren. —

Ich hatte zwar Lust, noch in Lyon zu bleiben, aber meine Kameraden redeten mir zu, mitzugehen, weil sie vermutheten, daß da unten, in dem verfluchten Gebürge der Aristokraten, etwas für sie zu thun seyn würde. Ich ließ mich also auch einschreiben, und zog nebst andern Haufen mit einem von

150 Mann, welchen ein Colonel führte, nach Vienne. Auch unſre 150 Mann nannten ſich ſogleich Bataillon de la Montagne.

Vor dem Thore befahl der Colonel, daß den andern Morgen um 11 Uhr Alle in Vienne ſeyn müßten: er müßte erſt noch zurück in die Stadt, und würde ſchon nachkommen. Darauf ritt er zurück, und wir machten, wie es jezt unter den marſchierenden Franzoſen gebräuchlich iſt, Trupp-weiſe vorwärts. Der anführende Offizier oder General zeigt den verſammelten Leuten gewöhnlich nur den Ort ihrer Beſtimmung, und die Zeit, wann ſie dieſen erreichen ſollen, an, und überläßt es ihnen, ihren Marſch dann nach ihrer Bequemlichkeit darauf einzurichten. *)

Wer je ein preußiſches Regiment hat marſchiren ſehen, der müßte ſich ſehr gewundert haben, wenn er bey unſerm Trupp einen Soldaten-Marſch hätte entdecken ſollen: wer aber die Preußen aus Champagne hat ziehen ſehen, der kann, was die Unordnung anbetrifft, ſich ſo ohngefähr vorſtellen, wie

*) Dieſe Art zu marſchieren hat freylich nichts Beſchwerliches, und noch weniger das Anſehn fluchtverdächtiger Zuchtlinge, deren Schritt und Tritt überall ſcharf bewacht werden muß; aber in der Nähe vom Feinde, oder auf Retraiten, wenn unvorſichtige Anführer, oder verwöhnte, disciplinloſe Haufen ſie beybehalten, hat ſie auch Gefahr, wie die Jourdaniſche Armee es vorigen Herbſt erfahren hat.

die Ohnehosen von einem Orte zum andern wandern; aber auch blos nur, was die Unordnung anbelangt: denn wir waren alle nicht so siech und krank, nicht so hungrig und matt so abgerissen, als die Preußen damals, ob wir gleich, wegen der sehr verschiednen Kleidung, buntscheckig genug aussahen.

Ehe man nach Vienne kömmt, muß man eine kleine Stadt passiren, deren Namen ich vergessen hin, wo gerade, als wir am andern Tage früh hinkamen, mehrere Bauren vom Lande waren, um gedörrtes Obst zu verkaufen. Die Ohnehosen, mit welchen ich war, — es war aber nur ein kleiner Trupp, von ohngefähr 20 Mann, da die andern von unserm Haufen schon voraus, viele aber noch zurück waren — bemerkten, daß einige dieser Bauern keine Nationalkokarden trugen. Flugs nahmen sie selbige beym Bündel, kamen sie mit Gewalt in einen Kramladen, und zwangen sie, Kokarden zu kaufen, und an ihre Mützen von Schafwolle fest zu machen: darauf ließen sie die Leute wieder gehen.

Als wir näher an Vienne kamen, erzählte ich meiner Kameradschaft, daß ehemals hier ein Ort gewesen sey, wohin die alten Römer zu Rom die Staatsverbrecher verwiesen hätten: auch, daß unter diesen Pontius Pilatus gewesen sey, der den

Juden Jesus zum Tode verdammt hätte. Fouttre, fing einer an, hat denn der Kaiser den Pilatus verwiesen, weil er den armen Teufel hat hinrichten lassen? Freilich, erwiederte ich, ob ich gleich wußte, daß Tiberius ganz andere Ursachen dazu gehabt hatte. — Er hatte Unrecht, versezte der Ohnehose: der Mordjöh Jesus hatte seine Strafe verdient: denn er hat die ganze Pfafferey gestiftet! — Nicht doch, erwiederte ich, die ist von herrschsüchtigen Bischöfen und Päpsten gestiftet. Jesus verabscheute sie, und es ist eine Lust, zu lesen, wie er die Pfaffen seiner Zeit, die Schriftgelehrten und Hohepriester, wo er nur konnte, vernahm. Jesus, Brüder, war es, der es wagte, den Despotismus unter seiner Nation anzugreifen, und ihr Freyheit und Gleichheit vorzupredigen. Ja, er war im eigentlichen Sinne euer Patriarch, und — wie die Muscadins es nehmen — der erste Sankülotte, der sein Leben zur Stürzung des damaligen Despotismus hingab, und nicht einmal so viel hatte, worauf er sein Haupt hätte legen können, vielweniger — Hosen .... Allerliebst! riefen Mehrere; wenn das wahr ist, so muß er mit ins Pantheon! Es lebe der Sankülott Jesus! Es lebe die Republik!*)

*) Wenn der französischen Nation noch daran liegen könnte, die Religion der Vernunft, unter dem Namen Christenthum — der Schwachen wegen — wieder öffentlich lehren zu

— Aber höre, Kamerad, rief mir ein Anderer zu: nicht wahr, Pilatus ist verwiesen worden, weil er den Herrn Jesus hat kreuzigen lassen? Man muß niemand quälen, der sterben soll. Guillotiniren hätte er ihn höchstens sollen, dann wäre es noch so halb und halb gewesen. Es lebe das Gesetz! — Dieser Zug verräth immer die Anhänglichkeit, die diese sonst so rohen Leute doch für das Gesetz, das alle Martern und Unmenschlichkeiten an Verurtheilten verbietet, bey all ihrer Unwissenheit zeigten.

Die Ursache, warum Laporte einen Theil der starken Lyoner Garnison weggenommen hatte, war ein Befehl des Konvents, daß man mit guter Manier die Revolutions-Armee trennen, und nach den Heeren auf den Gränzen schicken sollte. Der Konvent hatte nämlich Nachricht von den vielen, zum

---

lassen: so wußte ich keinen konsequentern Weg dazu, als den eben bezeichneten. Ich habe ihn bey mehrern Franzosen versucht: und sie sah n ein, daß das ächte und reine Christenthum weiter nichts enthält, als die Elemente der Moral-Religion der Vernunft. Ich werde dich dereinst vielleicht zeigen in einem gedrungten Aufsatz aus Lindsay's Christianity as old, as the creation, oder das Christenthum so alt, als die Welt. — Wenn, wäre Johannes der Täufer, und die Apostel eben so mächtige Vor- und Nacharbeiter zur Christl Lehre gewesen, wie ohnstreitig die Jakobiner dieß nur die Beschlüße des Konvents gewesen sind: ich bin versichert, der Despotismus, zumal der kirchliche, wäre nie System geworden, und selbst in Frankreich waren der Schreckensscenen weniger gewesen. Doch, Alles hat seinen Gang und seine Zeit!

Theil sehr groben, Excessen, welche die Sankülotten, die sich gegen Aristokraten, Priester und Kaufleute alles erlaubt glaubten, hin und wieder begangen hatten. Wollte man sie auseinander gehen lassen, so stand zu befürchten, daß diese Leute, die jezt von der Arbeit entwöhnt waren, bey der ersten Empörung zu den Rebellen übergehen, und da eben so tapfer wider die Republikaner streiten mögten, als sie einige Monate vorher für dieselben gefochten hatten. Und dann ist dort unten an dem Rhone das Land so redlich gemacht, Räuber zu beherbergen, wegen der vielen Gebürge in jenen Gegenden, wo darin nur sehr enge Päße sind, und wo die Räuber gar schwer zu fangen sind. Also war es am klügsten, daß man lavirte, und dem Unwesen auf eine gute Art zu steuern suchte.

Die Bürger zu Vienne hatten an der Lyoner Rebellion keinen Antheil genommen; sie wunderten sich also gar sehr, daß man sie, wie sie meynten, exequiren wollte, und versagten unserm Trupp den Einzug, ob sie gleich das Thor nicht sperrten. Die Unwesen, welche auf einer großen Wiese an dem Rhone versammelt standen, fluchten und schwuren hoch und theuer, daß sie eindringen, und alle Municipalis morden wollten, die sich weigern würden, die braven Rächer der Republik aufzunehmen. Der Lärmen ward endlich allgemein, und

Laporte hatte Mühe, die Ruhe unter ihnen herzustellen. Er ritt selbst in die Stadt und versicherte die Bürgerschaft, daß diese Einquartierung ganz und gar keine Execution sey, und daß diese Truppen kaum drey Tage da bleiben würden. Auf diese Versicherung empfingen uns die Bürger mit Freudengeschrey, und unser Trupp kam in ein Kloster zu liegen.

Das sind doch verfluchte Kerls, die Vienner, sagten die Ohnehosen: touttre, man muß ihre Gesinnungen untersuchen! In dieser Absicht zerstreuten sich nun fast alle in der Stadt hin und wieder, liefen in die Häuser, und bekamen überall, wo sie einkehrten, vollauf zu trinken, so daß endlich der ganze Trupp so ziemlich benebelt gegen Abend in das Kloster zurück kam. Hier gestanden sie denn, daß die Einwohner der guten Stadt Vienne rechtsche[illegible]e Citoyens, gute Patrioten und gute Jungens wären.

Wir blieben nur eine Nacht in Vienne: denn am andern Tage wurden wir beordert, abzugehen, und die Straße nach Grenoble zu nehmen. Alle Ohnehosen steckten die Köpfe zusammen, und fragten sich, was das wohl zu bedeuten habe? Aber selbst die Offiziere, welche wir bey uns hatten, wußten keine Auskunft. Wir erhielten auf zwey Tage Brod, und nun Marsch aus dem alten Vienne

wo die Straßen eben so kothig sind, als in der Vorstadt Blanchai zu Halle.

Fünf ganze Tage brachten wir unterweges zu, obgleich es kaum 20 Stunden von Vienne nach Grenoble sind. Wir machten aber sehr große Umwege, um Dörfer zu erreichen, und da einmal auf gut savoyardisch zu trinken d. h. ohne zu bezahlen: denn auf den Dörfern zahlt ein ächter Ohnehose nichts. Dann ist auch der Weg in jenem Lande, wegen der fürchterlichen Gebürge, und wegen der vielen Flüsse sehr übel. — Die Bauren sprechen eine sehr unverständliche Sprache, welche aus Italiänisch und Provenzalisch zusammengesezt ist, doch verstehen sie meistens das Französische. Die Sprache dort herum ist noch schändlicher, als die in den Gebürgen von der Franche comté.

Unsre Ohnehosen gingen, wie man weis, nicht zusammen, sondern truppweise in mehreren Haufen, verfolgten auch nicht immer denselben Weg, sondern schwärmten herum nach den Dörfern, und fragten um, ob sie auf den Etape und nach Grenoble kommen würden. Endlich sahen wir das friedliche Grenoble von ferne.

Ich hatte bey dem Anblick dieser Stadt so meine ganz eigne Betrachtung und Empfindung. Bey dem Namen dieser Stadt fiel mir ihr Erbauer, der Ka-

ser Gratian, ein. *) Dieser Kaiser ist, weil er keine große Thaten im Kriege gethan, keine Länder geraubt, und keine Städte zerstöhrt hat, — bey den Historikern eben nicht in Ansehn. Seiner häuslichen und im Stillen wirksamen Tugenden, welche Ausonius so gefällig geschildert hat, gedenken die Historiker nicht: aber mir war Gratian immer sehr schätzbar. Er ist der Sohn des würdigen K. Valentinians des Ersten, welcher unter den christlichen Kaisern zuerst einsah, daß man, wie Gott, die Ketzer nicht verfolgen, sondern einen jeden glauben lassen müsse, was er wolle. Valentinian hat dieses durch ein Gesetz geboten, und dadurch den Pfaffen seiner Zeit die Gewalt benommen, über die Gewissen zu herrschen. Er empfahl seinem Sohn, Grantian, das Nämliche, und dieser befolgte die Vorschrift seines Vaters pünktlich, und ward dadurch dessen würdiger Nachfolger.

Meine Kumpanschaft war zwar nicht im Stande, meine Bemerkungen zu verstehen, als ich aber daher ging, ohne ein Wort zu sprechen, fragte mich einer, warum ich so still einher ginge. Ich theilte ihm also einige Nachrichten von dem Erbauer der Stadt Grenoble mit, und er antwortete mit einem

*) Sie heißt auch auf lateinisch und griechisch, Gratianopolis.

Foutre: Es ist doch Schade, daß Gratian ein Kaiser war! So ein braver Mann hätte Volksrepräsentant werden sollen! — Der rohe Ohnehose sah die Kaiserwürde, als eine Last an, die er für den redlichen Mann unwürdig hielt. —

Bey der vorigen Bemerkung dacht ich zugleich an das vortreffliche Buch des gelehrten und weisen Abrahams Teller, Valentinian der Erste betitelt. Blos ein eudämonianischer Distelkopf, ein intoleranter, dominikanisch-gesinnter Pfaffe, ein theologischer Schulfuchs oder ein Vorsteher solcher Institute, die den Aberglauben zum Grunde haben, ein Pastor Rindvigius, ein Herr von Gochhausen zu Eisenach und andre dieses Gelichters können einen Theodosius den Großen, einen Justinianus und andere schätzen, wegen ihrer Befehle gegen die Ketzer: aber jeder brave, einsichtige Mann wird die Religions-Intoleranz allemal eben so, wie die politische Tyranney widerrechtlich, grausam und abscheulich finden, und ihr, so viel er kann, die Spitze biethen. — Ich segnete Hn. Teller und trat mit meinen Ohnehosen ein in Grenoble.

Der Etapier versicherte uns, daß er kein Brod in Vorrath habe, und erst gegen Abend einiges liefern könne: es sey ein grosser Trupp Ohnehosen eben erst von da nach den Alpen gezogen, und so

ſey alles vorräthige Brod darauf gangen. In drey oder vier Stunden ſollten wir jedoch friſches haben. Die Ohnehoſen murrten, und ließen ſichs gefallen.

Die Dauphiné oder vielmehr das Delphinat — die dortigen Einwohner nennen es ſelbſt ſo — iſt ein ſehr gebürgiges, fatales Land, worin aber ſchöne fruchtbare Gegenden ſind. Dort, wo Grenoble liegt, iſt eine recht ſchöne Gegend, und wenns nicht ſo kalt auf den Bergen geweſen wäre, ſo hätte ich wenigſtens die große Karthaus beſuchen mögen, welche einige Stunden von da auf einem ſchenslichen Gebürge liegt. Sie iſt jezt ausgeleert, und alle ſeine Koſtbarkeiten ſind zerſtöhrt. Der h. Bruno hat hier ehemals ſein Hauptweſen gehabt. Auch iſt ein Arm von ihm da öffentlich verehrt worden: denn ſein übriger h. Leib liegt in Kalabrien. Dieſer Arm hat ſonſt Wunder gethan, aber leider konnte er am Ende des Jahres 1793 ſich von dem Feuer, worin er verbrannt wurde, nicht retten.

Scilicet omne sacrum gens importuna profanat,
Omnibus obscenas injecit illa manus! *)

Dieſe Karthaus war ſonſt, wie man mir in Grenoble erzählt hat, ein ſehr wohlthätiges Inſtitut, worin jeden Tag viele Arme geſpeiſet wurden.

*) Ovid. L. III. Amor. Eleg. VIII.

Aber zum Ersatz dafür besaß auch diese Karthaus beynahe alles gute Land, alle Wiesen, Weinberge u. s. w. auf einige Stunden im Umkraise. — Weil es nicht wahrscheinlich ist, daß jemand auf den einsamen Gebürgen dort die Karthaus in Zukunft bewohnen werde, und weil die Nation die Kosten des Abreißens wohl niemals daran wenden mögte: so wird dieses weitläufige Gebäude noch viele Jahrhunderte hindurch dem Reisenden ein Dokument des Aberglaubens und der ascetischen Nachteulerey bleiben.

Unter den Städten in Frankreich giebt es sehr wenige, worin bey der gewaltsamen Revolution nicht Blut geflossen wäre: und zu diesen wenigen gehört Grenoble. Es steht oder stand zwar damals eine Guillotine auf dem Markte, aber sie war — welches den Einwohnern dieser guten Stadt wahrlich Ehre macht — noch nicht gebraucht worden.

Die Grenobler schienen mir überhaupt durchaus gutmüthige Leute zu seyn, wenigstens nahmen sie uns alle recht freundlich auf, und theilten uns das Ihrige mit, ohne daß wir sie darum ansprachen.

Wir wurden auch hier in ein Kloster einquartiert, wo unsre Ohnehosen beynahe eine Feuersbrunst erregt hätten. Wir hatten nämlich frisches Lagerstroh erhalten, und das alte, worauf, wer weiß,

wie viele Ohnehosen schon gelegen hatten, in ein Nebenzimmer geworfen. Dieses Stroh ging in der Nacht an, und würde gewiß das ganze Gebäude in Brand gesteckt haben, wenn man es nicht schleunig gelöscht hätte. Einige von unsern Ohnehosen badeten sich hier in der Isere, die durch Grenoble läuft, und man gab vor, dieses Wasser habe die Kraft, die Krätze zu heilen. Ob das wahr sey, weiß ich nicht, aber das Wasser der Isere ist so helle, als ich mein Tage kein Flußwasser gesehen habe.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Reise nach Nizza.

Unser Marsch war eigentlich nach der italiänischen Armee, oder nach der Alpen-Armee angelegt. Mehrere Truppen der Revolutions-Armee waren nach der Rhein-Armee, andere nach der Vendée und einige nach der Pyrenäen-Armee geschickt worden. Die Abtheilung, bey welcher ich mich befand, war nach der Alpen-Armee bestimmt. Die Volksrepräsentanten hatten nämlich, wie man weiß, den Befehl erhalten, dahin zu sehen, daß die republikanischen Truppen, welche man in Eile

zuſammengerafft hatte, ſo untergebracht und vertheilt wurden, daß die Ruhe des Staats nicht darunter leiden dürfte; und niemand wird die deshalb genommenen Maßregeln tadeln, der ſich nur halb und halb einen Begriff von einer Sankülotten-Armee machen kann. *) — Wir harrten auf die Ankunft des Generals Laporte in Grenoble, aber wir harrten vergebens. Endlich befahl der Kommiſſär, daß wir abziehen, und unſern Marſch auf dem chemin d'étapes nach Marſeille richten ſollten: wahrſcheinlich würden wir auf Mont Dragon in Garniſon kommen.

Wir gingen alſo ab auf den fatalſten Wegen nach Valence zu. Auf den Bergen war es immer formidabel kalt, und in den Thälern gewaltig heiß, ob gleich nur erſt der Februar anging. Auf dieſem Wege kam ich mit einem einzigen Kameraden eines Abends an ein Dorf, und war willens, nebſt ihm in die Dorfſchenke einzukehren. Allein der Sankülotte machte mich aufmerkſam, daß es nicht rathſam ſeyn würde, indem wir zu ſchwach

*) Man kann nicht läugnen, daß der Konvent, ſo viel man ihm im Uebrigen auch vorwerfen hat, mit ſo einem Muthe, unter den grauſamſten Stürmen, mehr Regierungsweisheit gezeigt hat, als ein Victor Amadäus, in einem ganz ruhigen Jahrhunderte nie gezeigt wird. Und noch nennt der Erzlügner Pitt: in Frankreich ſey keine Regierung!

wären, einen Anfall von Mehreren abzuhalten, uns den Bauren bey Nachtzeit so aufs Gerathewohl zu überlassen. Man könnte nicht wissen, ob sie nicht vielleicht erst kurz vorher von Leuten unseres Gleichen seyen insultirt worden, und ob sie nicht auf Gelegenheit lauern mögten, sich zu rächen. *) Ich überdachte das, fand seine Vorstellung vernünftig; aber die Nacht kam heran, und in der Nacht läßt sich in jenem gebürgigen und flußreichen Lande, wo Weg und Steg nicht leicht zu finden sind, gar schlecht weiter machen. Ueberdieß hatten wir noch vier französische Meilen nach Valence. Als

---

*) Die Leute in jenen Gegenden waren ohne Ausnahme gut republikanisch gesinnt, und wußten recht gut, daß die Sankulotten es waren, welche das innere Frankreich gerettet, und die Sachen dahin gebracht hatten, daß sie der Despotie der Pfaffen, der Edelleute und der Beamten nicht neuerdings, und wohl noch ärger, als vorher, waren unterworfen worden; auch, daß sie, ohne Requisition, ihre Feldarbeit in Ruhe und heiler Haut betreiben konnten. Dieß machte sie auch überall gastfrey gegen die Sankulotten; aber Viele von diesen, zu stolz auf die öffentliche Meynung über ihr Verdienst um die Erhaltung der Republik, gingen in ihren Foderungen oft weiter als sie sollten, und machten es, wie mancher Fürst, welcher die Dankpflicht der Unterthanen für den Schutz, den er ihnen angedeihen läßt, wozu sie Geld und Leute ohnehin schon im voraus geben, soweit ausdehnt, daß er sie, wie das Ihrige als sein Eigenthum betrachtet, und nun zugreift, wozu und wie es ihm beliebt. So wenig dieß nun gutes Blut bey den Unterthanen setzet, so wenig setzte das Herren-Benehmen vieler Sankulotten auch gutes Blut bey manchen Bauren; und darum war Vorsicht nöthig, wenn Einzelne zur Nacht sich ihnen nahten.

wir nun überlegten, was wir machen sollten, wurde mein Kamerad den Gottesacker und die Kirche gewahr, und that den Vorschlag, hier zu übernachten. Wir gingen hin, fanden sie aber verschlossen, und hatten das Herz nicht, sie mit Gewalt zu öffnen, um die Bauren nicht zu allarmiren. Wir entschlossen uns daher kurz und gut, und krochen ins Beinhaus, rüttelten uns auf den Gebeinen etwas zurecht, und schliefen ziemlich gut bis zum andern Morgen.

Vorzeiten würde ich mich gefürchtet haben, eine Nacht an so einem Orte zuzubringen, aber damals galt mir es völlig gleich. Die Todten haben mir meine Freyheit gewiß auch so wenig übel genommen, als es die Gänse übel nehmen, wenn jemand auf ihren ausgerupften Federn sich hinstreckt. Ueberbleibsel sind Ueberbleibsel: diese von außen und etwas bequemer, jene von innen und etwas hart; aber wie der Hunger das beste Gewürz der Speisen ist, so ist Müdigkeit die beste Förderung des Schlafes.

Die Bauren in diesen Gegenden haben die Gewohnheit, die Rinde eines gewissen Baumes, dessen Namen mir entfallen ist, aufzuritzen, wie man in einigen Gegenden die Birken anritzt, und reiben den herausdringenden Ansatz klein, vermischen ihn dann mit Wein, und dieser wird dadurch

weit lieblicher. Die Leute nennen das Zeug Mauke, und machen mancherley Gebrauch davon. Ich aß es gern zum Brode, und das ist alles, was ich darüber sagen kann.

Das gemeine Volk im Delphinat ist äußerst einfältig und abergläubig, und daher wundert es mich sehr, wie die Revolution dort so ganz ohne Unordnung und ohne vieles Blutvergießen hat zu Stande kommen können, zumal da man eben da, wegen der vielen Gebirge, und unzugänglichen Wege gar wenig mit Gewalt erzwingen konnte. Aber vielleicht hatte auch kein Land mehr von der Tyranney des Adels und der Pfaffen gelitten, als das Delphinat, und so waren die Leute nur froh, daß sie einmal von diesem Uebel erlöset wurden. — Herr Frisch in seiner vortrefflichen Reise durch das südliche Frankreich erzählt, daß in Languedoc gar viele Mährchen herumgehen, und daher wünsche, man möge sie sammeln, und von der Vergessenheit retten.*)

*) Der Titel dieser Reise ist: Briefe über die südlichen Provinzen von Frankreich — in den Jahren 1786, 87 und 88 geschrieben von J. Ch. Frisch. Zweyte Auflage. Ich kenne über das südliche Frankreich [illegible] als diese Briefe, und [illegible] merkwürdige [illegible] den [illegible] den jetzigen Zustand dieser Provinzen mit dem ehemaligen vor der Revolution vergleichen will.

Ich habe einige gesammelt; aber hier ist ihr Ort nicht.

Die Stadt Valence oder Valenza, wie die gemeinen Leute sprechen, erinnerte mich lebhaft an den Cäsar Borgia, welcher 1499 Herzog von Valentinois ward. Ich fluchte seinem Andenken, aber der Mätresse K. Heinrichs II, welche auch den Namen einer Herzogin von Valence führte, vorher aber Diane de Portiers hieß, konnte ich meine Verwunderung nicht versagen, da sie in einem ziemlich hohen Alter den wüsten Heinrich, der doch weit jünger als sie war, immer in ihrem Netze zu halten wußte. — Ich weiß nicht, ob ich vielleicht irre, wenn ich sage, daß man auch die ödesten Gegenden unterhaltend finden kann, wenn man sie mit vergangenen merkwürdigen Begebenheiten oder Menschen, durch Hülfe der Geschichte, zu beleben weiß, oder sie so — zu bereisen, wie Herr von Thümmel. Aber —

Dicite Pierides, non omnia discimus omnes.

Als wir Valence verließen, war unser ganzer Trupp nur noch ohngefähr 20 Mann stark: denn aller Orten waren einige zurückgeblieben, zu Hause gegangen, krank geworden u. s. w. Wir begaben uns mit den Pässen, die wir hier erhalten hatten, über Montelimart und Carpentras nach Avignon.

Unterhalb dem rusigen Montelimart geht das Comtat an, welches noch vor wenig Jahren ein Eigenthum des h. Vaters zu Rom war, jezt aber unter dem Namen des Departements von Vaucluse zu der französischen Republik gezogen ist. Bey Avignon will ich von diesem Gegenstande mehr sagen.

Wir passirten auch das ehemalige Fürstenthum Orange oder Oranien, wovon noch jezt die Linie von Naussau-Diez den Titel führt. Dieses Land fiel nach dem Tode Wilhelms III, Königs von England, an das preußische Haus, aber Friedrich Wilhelm I. überließ es gegen Ersatz an den König von Frankreich im Jahr 1713; doch behielt Preußen den Titel und das Wappen von Oranien bey. Preußen hat ganz recht gehabt, dieses Fürstenthum abzutreten: denn jezt wäre es doch ohne Widerrede verloren.

Carpentras — man spricht das s am Ende aus — ist eine alte unbedeutende Stadt, wo man aber ein excellentes Glas Wein findet. Unsre Sankülotten waren mit den Einwohnern des Comtats sehr zufrieden, weil sie größtentheils für ihren Wein, und ihre eingemachten Oliven nichts federten. Das Frauenzimmer in der Provence ist vorzüglich gut gewachsen, vollbusig, und hat feine Gesichtszüge. Daß ich auf diesen Gegenstand wenig ach-

tete, glauben meine Leser, ohne daß ich es lange versichere: auch meine Kameraden, kümmerten sich um das liebe Frauenzimmer fast gar nicht. Die Sprache war uns hier zu Lande sehr unverständlich, da das Provenzalische gar weit vom ächten Französischen abgeht. Doch verstanden uns die Leute fast durchgängig, und Viele sprachen auch rein französisch.

Man findet in diesem Lande viele Ueberbleibsel der alten Römer, welche es ehemals zu einer römischen Provinz gemacht hatten, und ihm den Namen gaben, welchen es, bis auf die Revolution führte. Eins der vornehmsten römischen Ueberbleibsel ist der Circus bey Orange, welcher, wie man sagt, dem großen Marius zu Ehren erbaut ist, der in diesen Gegenden die Cimbrer und Teutonen geschlagen hat.

Uebrigens kann man es den Päpsten nicht verdenken, daß sie sich immer bemüht haben, das Comtat zu erhalten, denn es ist ein schönes fruchtbares Ländchen, worin vorzüglich guter Warzen, Wein und andere Producte gezogen werden, z. B. Oliven und Safran. Mich haben die Rosmarinhecken, womit die Straßen besetzt sind, sehr verdrossen: denn sie dufteten, früh Morgens besonders, so stark, daß einem der Kopf wehe thut. Der Rosmarin wächst hier zu einer sehr beträchtlichen Höhe,

bleibt aber immer Staude; einen Rosmarin-Baum habe ich nicht gesehen. Hat also ein gewisser Hallischer Naturforscher im Kollegio gesagt: in der Provence gäbe es Rosmarinbäume so groß wie die höchsten Fichten — sit fides penes auctorem.

Das ganze Land des Comtats war vor der Revolution voll Klöster, heiliger Kapellen, Kruzifixe und anderer Insignien des Katholicismus. Alles dieses ist jezt zerstöhrt. — Fast in jeder Kirche war ein Gnadenbild, und man fand häufig wunderthätige Reliquien. Aber alle Wunderkraft war nicht im Stande, den reißenden Strohm einer Revolution zu hemmen, die sie zernichtete. Hier, wo der Aberglaube gleichsam sein Hauptwesen so lange gehabt hatte, ist er endlich auch gefallen. *)

*) Wunder sind denn wohl nicht von Gott; sonst wäre Gott hier wider sich selbst gewesen. Wunder sind ein Product der Unwissenheit des blinden Glaubens und des Pfaffen und des listigen Dunkelmachens. — Aber wer muß es nicht lachen, wenn eben die Maria, die ihre und andere Steinbilder in Frankreich ungestraft zerschlagen ließ, in Deutschland weint, um den Pöbel gegen Frankreich erst recht aufzubringen! — Kurz, wie der Glaube selig macht, so macht auch nur der Glaube Wunder; denn wo dieser verschwindet, verschwinden auch jene; und Gott bleibt Gott. Nun, Frankreich hält sich jezt am Irrdischen, und befindet sich wohl; und was das Ueberirrdische betrifft, so ist jezt jedes hellen Franzosen Frage und Antwort kurz diese:

De Iove quid sentis? — Minimum est, quod scire laboro.

Iupiter est, quodcunque vides, quocunque moveris.

Und damit ist seine Theologie zu Ende. Und doch, wer überwindet ihn?

Ohngefähr im halben Februar — es mogte etwan der 12te seyn, soviel ich noch rechnen kann — kamen wir nach Avignon, der Hauptstadt des ehemaligen päpstlichen Gebietes, und wurden wieder in ein Kloster einquartiert. Wo also vorzeiten die Hauptpropagandisten des Aberglaubens ihr Brut-Nest gehabt hatten, da logierten jezt dessen Bestürmer. —

Wir fanden hier viele Ohnehosen, auch einige Kriegsgefangene und Deserteurs von den Piemontesern, welche Unfug über Unfug trieben, dafür aber auch tüchtig büßen mußten.

Den zweyten Tag nach unsrer Ankunft wollte ich mit einem Haufen Ohnehosen, welcher nach Marseille ging, auch dahin abgehen, allein der Kommissär war dawider. Es ist wider das Gesetz, sagte er, daß du als ausländischer Deserteur der Republik Kriegsdienste leistest, doch magst du zum Repräsentanten gehen, und wenn der's erlaubt, so ist mir es recht. Ich indeß hatte das Leben bey den Ohnehosen längst satt, und wollte also lieber, ohne Dienst, für mich leben, als mit ihnen noch ferner herumziehen. Ich trennte mich daher von meinen Kameraden, und logirte mich zu einem Grobschmid, welcher mich aus eigner Bewegung aufnahm, und mir eine Stube einräumte, wie man bald näher erfahren wird.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Avignon.

Diese Stadt mit ihrem Gebiete war ehemals eine freye Stadt oder eine kleine Republik, verlohr aber ihre Freyheit, und Papst Clemens VI kaufte diese Stadt und das dazu gehörige Land von Johanna, Königinn von Sicilien und Gräfin von Provence, im Jahr 1348 für 80,000 Florenen.

Sie ist im vierzehnten Jahrhundert sehr berühmt gewesen, indem vom Jahr 1305 bis 1377 die römischen Päpste, an der Zahl sieben, hier residirt haben. Sie liegt an dem Rhone, worein hier die Sorgue stürzt, und ist besser gebauet, als irgend eine Stadt in der Provence. Ehemals hat Avignon sehr geblühet durch den starken Handel mit gedruckter Leinwand, aber seitdem der h. Vater, von den Lyonern bestochen, seinen Unterthanen die Verfertigung der gedruckten Leinwand bey Strafe des Bannes verboth, ist die Nahrung dieser Stadt sehr verfallen, wird sich aber bey der jetzigen Regierung gewiß wieder heben.

Vor der Revolution stand hier ein Erzbischof mit großen Einkünften, und noch außerdem ein

päpstlicher Legat, welcher meistentheils ein Kardinal, war, und die ganze Landschaft, so wie das Comtat verwaltete. Auch war hier viel Adel und eine sehr zahlreiche Klerisey. Zu Anfange der Revolution beschloß Avignon, sich mit Frankreich zu vereinigen; aber der Papst hatte hier noch viel Anhänger, und so entstanden einige sehr blutige Auftritte, wobey von beyden Seiten die abscheulichste Barbarey verübt wurde. Der Vicelegat rettete sich nur noch mit Mühe, und mehrere von seinen Bedienten wurden von dem rasenden Pöbel ermordet — wieder zum Beweise; daß die positive Sinn- und Phantasie-Religion das nicht ist, worauf ein Staat seine Sicherheit zuverläßig berechnen kann. Denn wer hängt der positiven Religion mehr an, als der Pöbel, und wer in Frankreich war grausamer, als er? — Alles Positive hat nämlich keinen festen Grund, indem ihn nicht einmal das hat, woraus das Positive so oder so geglaubt wird — die Bibel — und wenn man's durch dicta probantia u. dgl. noch so scheinbarfest blokirt. Der Mensch, auch der gemeinste, ist für Wahrheit und Recht gemacht. Für beyde hat jeder einen immer horchenden Sinn. Tritt nun jemand auf, der diesen Sinn gerade und ehrlich zu treffen weiß, so stürzt das Entgegengesezte, und der Betrogne zürnt jezt um so unversöhnlicher, je schändlicher er sich misbraucht sieht;

und Haß und Verfolgung ist dann der Lohn für alle die, welche ihm und sein unbefangnes Zutrauen so lange herumgeäffelt und misbraucht haben, gleichviel, ob im Politischen oder im Religiösen.

Es ist hier, wie in der Freundschaft. Mit je mehrerem Zutrauen man sich einem Freunde anvertraut, und je mehrer man ihn geschätzt und geliebt hat, um so unversöhnlicher verachtet man ihn, wenn man hintennrein erfährt, daß er unser Zutrauen misbraucht hat, und Verräther an unsrer Ergebung gegen ihn geworden ist. Woher wäre es sonst auch gekommen, daß die hellern Köpfe in Italien und Frankreich, die sich der katholischen Religion ergeben, unterrichtet und gebildet waren, in den Jahren, wenn ihre empfindende Natur, wie ihre erkennende, zur Reife kam, diese Religion weit bitterer bestritten, als ihres Gleichen unter den Protestanten in Deutschland, Holland und England. Auch muß man hier nicht übersehen, daß die katholische Religion, als die positivste, oder bestimmteste, die sinnliche Empfänglichkeit weit mehr schärft, als jede minder positive. Ist aber diese Empfänglichkeit einmal habituel-subjectivisch da, dann wirkt sie das Entgegengesezte gerade subjectivisch-stärker wenn das entgegengesezte Objective stärker auf sie

einwirkt: und das geschieht, sobald der Mensch das Entgegengesezte als besser und richtiger einsieht.

Dieß ist wohl der wahre Aufschluß, über die Gränel-Scenen in Frankreich. — O, mögten doch alle Fürsten, Theologen und Schul- und Kirchenlehrer dieß genauer prüfen, und dann von dem Irrglauben zurückkommen, daß Wahrheit weniger beruhige und beselige, als Irrthum und Täuschung! Ehrlich währt am längsten, ist ein Sprichwort, das die Welt oder die Menschen dann besser und ruhiger machen wird, wenn es die Gesetztafel aller Kabinette, Schulen und Kirchen geworden seyn wird. Alles andere ist wankendes Product des Despotismus, widerspricht der natürlichen Bestimmung des Menschen, deren Erreichung durch die bürgerliche erleichtert, aber nicht erschwert, noch weniger verdrängt werden darf, und führt am Ende dahin, wohin es in der Schweiz, in den Niederlanden, in Nordamerika und in Frankreich geführt hat. —

Avignon kam eigentlich erst im Jahr 1792 zur Vereinigung mit der französischen Republik, unter dem Namen des Departements von Vaucluse, zu Ehren des großen Franz Petrarca, welcher in der Grotte zu Vaucluse, fünf französ. Meilen von Avignon, ehemals seine Laura besungen hat. — Gegenwärtig ist alles ruhig in Avignon

und zu meiner Zeit hatten die Jakobiner einen starken Klub darin, welcher alles, was von der ehemaligen Tyranney der Päpste übrig war, zerstöhrt hatte.

Ich habe mich in dieser Stadt besonders umgesehen, weil sie viel Interesse für mich hatte, da ich mich an die alte hier ausgeübte Hierarchie so recht lebhaft erinnern konnte. Denn hier hat Clemens V die Schätze, die er den Tempelherren genommen hatte, auf dem Schlosse angehäuft. In Avignon stiftete Johann XXII die römische Dataria, die Annaten, Reservationen, Provisionen und anderes Teufelswerk, welches ihm 25 Millionen Gulden, eine für jene Geldarme Zeit unermeßliche Summe, einbrachte. In Avignon sprach Clemens VI den Bannfluch über den tapfern Kaiser, Ludwig den Baier, die Päpste zu Avignon sind alle in der Geschichte merkwürdig. Clemens V, Johann XXII, Benedict XII, Clemens VI, Innocenz VI, Urbanus V und Gregorius XI haben von hier aus die Christenheit, welche besonders im 14ten Jahrhundert so tief gesunken war, als sie beynahe sinken konnte, gewaltig tyrannisirt; ja, einige von ihnen haben sogar die Menschheit durch ihre großen Laster entehrt. Petrarca lebte damals, und schilderte den päpstlichen Hof zu Avignon als eine Schule der Laster, einen Mittelpunct der Irreligiosität, des Atheismus, und des Aberglaubens. — Das

alles wußte ich recht gut aus der Geschichte, und erinnerte mich an alle Gräuel der päpstlichen Herrschaft um so lebhafter, da ich mich an eben dem Orte befand, wo ehedem ein großer Theil dieser Gräuel verübt war.

Der päpstliche Pallast steht auf einem Berge, und sieht, wie Hr. Fisch richtig bemerkt, einem Zwingherrensitz aus den Zeiten des Faustrechts ähnlicher, als einer Wohnung des Oberpriesters der Friedensreligion. Es ist ein solides mit hohen Thürmen versehenes altes Gebäude. Ehedem bewohnte es der päpstliche Legat, doch stand der größte Theil der Zimmer leer. Bey der Revolution hat das Feuer in diesen heiligen Mauern vieles beschädiget; und als ich sie besah, waren sie der Aufenthalt des liederlichsten Gesindels, welches der Möre von Avignon aus der Stadt in die päpstliche Burg verwiesen hatte. Die schamlosesten Huren aus der ganzen Gegend trieben also da ungescheut ihr schmutziges Gewerbe, wo ehedem der Statthalter Christi gewohnt hatte! Ein seltsamer Wechsel der menschlichen Dinge!

Der Pallast des Erzbischofs ist durch den Brand ebenfalls sehr beschädiget, und die Kathedralkirche stark verunziert worden. Meine Seele bewohnte damals den erzbischöflichen Pallast, als lustiges Gesindel, welches sonst nirgends unterkommen konnte.

Es war auch sonst eine Inquisition zu Avignon, welche aber, wie man mir berichtet hat, niemanden zum Tode verurtheilte, doch aber über Büchercensur und andre ähnliche Fratzen zu sagen hatte. Auch diese fand in der Revolution natürlich ihr Ende.

Da die Bürger zu Avignon sich dem Papste entzogen hatten, so zernichteten sie auch alles, was an dessen Regierung erinnern konnte. Der Thron, worauf die alten Päpste gesessen waren, wurde vom Pöbel zerschlagen, ihre Grabmäler gänzlich zerstöhrt, und ihre Knochenreste hingeschmissen. Die vortreflichen Gemälde und die Inskriften, welche hier und da zu sehen waren, und wovon die Reisebeschreiber so viel berichten, sind alle nicht mehr. Auch hier sind die Franzosen ihrem Grundsatze treu geblieben: daß man alle Symbole der politischen und religiösen Tyrannen zernichten müsse, gesezt auch, man müßte die größten Meisterstücke mitzernichten, wenn man anders die von dieser und jener Tyrannen herkommenden Uebel aus der Wurzel heilen wolle.

In der ehemaligen Franziskaner Kirche ist das Grab der berühmten Laura, welche Petrarca's Muse unsterblich gemacht hat. *) Man wies mir

*) In der neuen Sammlung von Herders Briefen zur Beförderung der Humanität finden diejenigen, welche den Petrarcha noch nicht gelesen kennen, Ursach genug, um diesen seltnen Geist zu bewundern und zu achten.

den Ort, aber weder Grabmal noch Inschrift konnte ich unterscheiden, weil viel Schutt sie bedeckte. Laura soll in einem bleiernen Sarge liegen. Franz I. König von Frankreich hat das Grab dieses schönen Mädchens öffnen, und ein von ihm selbst zu ihrem Lobe verfertigtes Gedicht hinein legen lassen. Jedermann in Avignon weiß von diesem edel-liebenden Paare, und doch hat man, wie ich gehört habe, zu Vaucluse diesem feinen, großen und freyen Dichter auch nicht das geringste Denkmal errichtet, wohl aber das ganze Ländchen mit Kapellen und andern Pfaffen-Possen angefüllt. Hätte ich das geringste Sehenswürdige zu Vaucluse vermuthet, so wäre ich dahin gewallfartet: aber so mogte ich den Weg dahin für nichts und wieder nichts nicht machen.

Es ist wohl keine Stadt in ganz Frankreich, wo nach Verhältniß der Größe mehrere Kirchen und Klöster sind, als in Avignon. Von weitem sieht die Stadt aus, als wären lauter Kirchen darin, wegen der vielen hervorragenden Thürme. Aber schon zu meiner Zeit fing man an, Kirchen, Thürme und Klöster einzureißen, und Avignon sieht ohne Zweifel jezt nicht mehr so bethürmt aus, als vorher.

Während der Revolution öffneten diejenigen, welche der eingeführten Regierung zuwider waren, bey einem Auflauf die Gefängnisse auf dem Schloßberg; und die zahlreichen Gefangnen warfen sich

auf die, welche sie für die Ueheber ihres Unglücks hielten, her, zerstöhrten ihre Häuser, mordeten sie, ihre Weiber und Kinder, und trieben allen Unfug, den man von Gefangnen erwarten kann, die so anomalisch in Freyheit gesezt werden.

Es giebt in Avignon viele Juden, denen aber, wie ich oben erwähnt habe, der öffentliche Gottesdienst auch verboten ist, und die gleich den Christen, mit ins Feld ziehen müssen. Vorzeiten wurden diese Leute hier sehr bedrückt, und durften des Abends nach acht Uhr nicht ausgehen, oder jeder Christ hatte das Recht, ihn auf alle mögliche Art zu mishandeln. Wenn ein Jude gehenkt wurde, so hatten sie ihren eignen Galgen jenseits des Rhone; denn die Regierung hatte den Grundsatz, daß es sich für einen Galgen-Christen nicht schicke, neben einem Galgen-Juden an Einem und demselben Galgen zu hängen. Jezt aber sind alle Galgen, Räder und Rabensteine in ganz Frankreich abgeschafft.

Ehemals ging eine Brücke hier über den Rhone, welche Villeneuve, die in dem Rhone liegende Insel und Avignon miteinander verband, und beynahe 800 Schuh lang war. Sie hatte 19 Bogen, ist aber jezt unbrauchbar und verfallen. Aber man wird, wie ich gehört habe, d[illegible] es nützlich[illegible] des zwölften Jahrhunderts jezt wieder herstellen, weil man keine Klöster, Kapellen u. dgl. mehr zu bauen

oder zu unterhalten hat. Die Brücke soll vom h. Benezet, einem armen Schäfer, herrühren, von welchem die Legende gar viel zu erzählen weiß.

Das Comtat und die Stadt Avignon müssen jezt sehr viel gewinnen, da sie nun mit dem übrigen Frankreich frey handeln können. Unter der vorigen Regierung war das nicht so: denn da mußten alle Waaren, welche im Comtat verfertigt wurden, und alles Getraide, Wein, Oehl, Saffran, und was sonst von dort ausverfahren wurde, schwer verzollt werden. Aber das Unwesen mit dem Zoll, der Accise u. s. w. hat längst aufgehört.

Die Einwohner zu Avignon sind im ganzen brave, freundliche Leute, weit höflicher, als die in Delphinat, obschon auch diese ein ehrlicher Schlag Menschen sind. Ich wenigstens würde sehr undankbar seyn, wenn ich den Avignonesen nicht das Zeugniß einer großen Hospitalität geben wollte.

Als ich vom Kommissär zurück kam, der mich an den Repräsentanten gewiesen hatte, welcher damals in Avignon auf Mission war, ging ich, noch ungewiß, was ich thun sollte, in ein Weinhaus, und wechselte da im Stillen, weil das nicht gut öffentlich anging, einen halben Carolin gegen Papier. Der Wirth, welcher mir gewogen ward, weil ich ihm baares Geld brachte, rühmte mich öffentlich in der Stube gegen seine Gäste, als ein

nen braven Mann, ob er mich selbst gleich erst seit einer Minute kannte. Die Gäste unterhielten sich mit mir, und ich erzählte ihnen manches meiner Abentheuer, welches ihnen zu gefallen schien. Unter andern war ein Grobschmied da, ein Mann von ohngefähr funfzig Jahren, Namens Reulet, der mehr als die übrigen sich mit mir einließ, und mir endlich sein Haus anbot, wo ich, so lange ich in Avignon bleiben würde, wohnen könnte. Ich nahm dieses Anerbieten mit Freuden an, und zog gleich den folgenden Tag bey Reulot, welcher ohnweit des Rhone sein Haus hatte, ein. Ich habe in dem Hause dieses braven Mannes viel Gutes genossen, und manche frohe Stunde gehabt; und bin durch ihn mit mehreren bekannt geworden, welche mir auch manches Vergnügen gemacht haben.

Er mißbilligte meinen Vorsatz, mit den Pinchosen weiter herum zu ziehen, und öffnete mir über sie die Augen merklich. Die Armee revolutionnaire ist eine Ruthe, sagte er, womit die Rebellen gezüchtigt werden mußten. Da aber die Rebellion jezt ein Ende hat, so darf diese Armee nicht weiter existiren, die nur Unordnung verbreiten würde. Er bewies mir hierauf, daß ich wohl thun würde, wenn ich mich ganz ruhig verhielte, und dasjenige annähme, was die Republik den fremden Gefang-

nen und Deſerteurs beſtimmt hätte. — Neufol hatte recht: ich meldete alſo dem Kommiſſär meinen Entſchluß, für mich zu bleiben; und von dieſem Tage an erhielt ich täglich 1½ Pfund Brod und 10 Sous an Geld, nebſt noch zwey Sous fürs Quartier, da ich bey einem Bürger, und nicht in einem Nationalgebäude wohnte.

Neufol ließ mich täglich mit ſich eſſen, und nahm mich faſt alle Abende mit ins Weinhaus, wo ich unter dem Namen grand Pruſſan (Pruſſien) ſehr bekannt war.

Ich habe es ſchon geſagt, daß man aller Orten Leute antrifft, welche uns gern helfen, wenn wir in der Noth ſind; und der Satz: „res ſacra miſer eſt," ſcheint den Menſchen ins Herz geſchrieben zu ſeyn. Gegen Einen Hartherzigen finden ſich zehn Gutmüthige: Dieß habe ich ſo oft und an ſo manchem Orte erfahren: denn was erfährt der nicht, qui mores multorum vidit et urbes! Aber wir müſſen hübſch ohne Anſpruch kommen, und nichts als Schuldigkeit fodern, was nur guter Wille iſt. Ohne Prätenſion kömmt man ſehr leicht durch die Welt, aber ſchwer, wenn ſich Stolz, Zudringlichkeit, Impertinenz, Ungenügſamkeit und die Sucht, bequem zu leben, mit der Dürftigkeit verbinden: und dann erſt iſt der Menſch im eigentlichſten Verſtande elend und unglücklich. Der iſt frei-

lich ein Narr, welcher zu Fuße geht und Waſſer trinkt, wenn er fahren und Wein haben kann: allein wenn kein Wagen zu haben iſt, ſo muß man gehen, und wer keinen Wein hat, muß mit einem Trunk Bier oder Waſſer zufrieden ſeyn; ſonſt iſt er auch ein Narr, und verdient ausgelacht, nicht aber unterſtützt zu werden. Sollten einige meiner Leſer in die Umſtände kommen, worin ich ſo oft geweſen bin: ſo mögen ſie ſich dieſen Wink merken; und es wird ſie niemals reuen. Sie werden auf dieſe Weiſe das Böſe beſiegen, und da und dort werden ſie etwas Gutes finden, welches ſie um ſo mehr freuen wird, je weniger ſie es verlangt, oder erwartet haben. Und wer kann heute ſagen, in welche Lage er Morgen kommen kann! —

Ich half meinem Meiſter ſtemma in ſeiner Schmiede, zog den Balg, und ſchlug auch mit zu, wenn er grobes Eiſen ſchmiedete. Das gefiel ihm und ſeiner Frau; und dieſe machte mir, um mir ihren Dank zu zeigen, oft warmen Wein, weran die Leute ſehr gewohnt ſind, ob ſie ihn gleich durch das Wärmen verſchlimmern.

In Villeneuve jenſeits des Rhone bin ich auch einigemal mit meinem Meiſter geweſen, und kriegte hier einmal einen heftigen Zank über die Frage: ob

der Adel schon an sich ein Verbrechen sey, und ob man jeden, der adelich sey, für einen Feind der Republik halten könne? Mein Gegner behauptete diesen Satz gerade hin, ich aber beschränkte denselben sehr. Als wir nicht einig werden konnten, stand er endlich auf und ging mit den Worten: Citoyen, es scheint, daß auch du ein — Edelmann bist! In Deutschland soll so unter jedem Strohdach ein solches Insekt hausen; du bist also wohl auch einer von diesen sacrés nâtins. Und dahin ging er.

Wir blieben, und es entstand eine interessante Unterredung über die relativen Maßstäbe, wonach einzelne Menschen und ganze Völker Ehre und Schande, und Verdienst und Verbrechen abmessen. In Frankreich ist Adel jezt Schande und Verbrechen, und war sonst hohe Ehre, hohes Verdienst, ärger als in Deutschland. — Ob übrigens ein Souverän berechtigt sey, einen Adelstand, als einen erblichen Mittelstand, zwischen sich und den übrigen Staatsbürgern zu gründen, dieß untersuchet Kant, und betrachtet den angeerbten Adel (nach Art einer angeerbten Professur) als ein Gedankending, ohne alle Realität, und sagt: „Was das Volk (die ganze Masse der Unterthanen) nicht über sich selbst und seine Genossen beschließen kann, das kann auch der Souverän nicht über das Volk

beſchließen: — folglich iſt angeerbter Adel — ein unrechtlich ertheilter Vorzug. *) —

Die wenigen Wochen, welche ich in dieſer ehemaligen päpſtlichen Reſidenz zubrachte, gingen mir unter vielen Vergnügungen hin, wozu die Gutmüthigkeit des Grobſchmieds Neulet, und der herrliche wohlfeile Wein das meiſte beytrug.

Ehe ich in meiner Erzählung weiter gehe, muß ich meinen Leſern eine Idee von der Lage der ausländiſchen Deſerteurs in Frankreich beybringen, damit ſie einſehen, warum ich bey den Ohnehoſen ohne Erlaubniß des Repräſentanten nicht ferner bleiben ſollte. Freilich wird mancher Leſer es nicht gern ſehen, daß ich den Faden der Geſchichte ſo oft durch Ausſchweifungen unterbreche: aber da ich keinen Roman ſchreibe, und mehr unterrichten, als unterhalten will: ſo wird mir der, welcher mehr Unterricht, als Unterhaltung ſucht, meine Nebengänge, die doch immer zur Kenntniß der neuern Begebenheiten in Frankreich, oder zu deren vernünftigen Beurtheilung gehören, auf alle Fälle wenigſtens zu gute halten.

*) Metaphyſiſche Anfangsgründe der Rechtslehre von Immanuel Kant, Königsberg bey Nicolovius, 1797. S. 192.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Von den fremden Deserteurs in Frankreich.

Jeder Kriegführenden Macht ist daran gelegen, daß des Feindes Soldaten brav ausreißen: denn nichts bringt mehr Unordnung und Unzuverlässigkeit in eine Armee, als häufige Desertion, und diese wird eben darum dem Gegentheil allemal sehr vortheilhaft. Es war daher auch den Franzosen im geringsten nicht zu verargen, daß sie alle Anstalten trafen, um die Soldaten ihrer Feinde zur Desertion zu verleiten. Es ist dieses freilich eine Sache, die blos der Krieg und die Absicht, den Gesetzen der Menschen-Rechte allgemeiner zu machen, entschuldigen kann.

Schon in Champagne streuten die Franzosen Zettel aus, worin den Preußen und Oestreichern allerhand Vortheile versprochen wurden, wenn sie sich zu ihnen begeben würden. Ich habe eben so einen Zettel eingerückt. Aber in Champagne schlug diese Aufforderung wenig an, am wenigsten bey den Preußen.*) Eben solche Zettel hatte auch Custine in Deutschland ausstreuen lassen.

*) Die Ursache davon suchet man in den Briefen eines preußischen Augenzeugen über den Feldzug des Herzogs von Braunschweig gegen die Neufranken.

Die Vortheile, welche der Nationalkonvent den Ueberläufern anboth, waren folgende:

1.) Sollten sie gleich bey ihrer Ankunft 50 Livres bekommen, und eben so gehalten werden, wie die französischen Soldaten.

2.) Sollten sie eine jährliche Pension von 200 Livres erhalten.

3.) Sollten sie zu allen Militärdiensten und militärischen Bedienungen fähig seyn; auch durch erzeigte Dienste das Bürgerrecht erhalten.

4.) Ihre Weiber und Kinder sollten nach ihrem Tode versorgt werden.

Das waren so die vorzüglichsten Vortheile, welche der Konvent den Ueberläufern versprach, und auch allen redlich hielt bis auf das Ende des J. 1793, aber jezt nur noch denen hält, welche durch treue Dienste sich dieser Wohlthaten würdig machen, wie ich weiterhin zeigen werde.

Diese Anstalt des Nationalkonvents war auf den natürlichen Trieb des Menschen nach Freyheit und Verbesserung seiner Lage angelegt; aber zu einer Zeit, wo es nur wenigen in den Kopf wollte, daß Frankreich vermögend bleiben würde, sich selbst zu retten, vielweniger diejenigen, die auf diese Aufforderung dorthin hinübergingen. Wenn aber der Convent in den Ueberläufern helle Einsichten und brave Gesinnungen erwartete; dann betrog er sich sehr,

und bewies, daß diejenigen, welche zu solchen Dekreten gerathen hatten, mit dem Deserteurswesen wenig bekannt waren.

Der englische Obrist Tyrimble macht in seiner Reise durch Spanien, bey Gelegenheit der Garde Walonne, welche der König von Spanien hält, und die aus lauter Deserteurs besteht, die ganz richtige Bemerkung: „daß solche Leute eine verächtliche Kanalje seyen.“ Er hat recht; denn obgleich mancher ehrliche Soldat aus guten Gründen seinen Kriegsherrn verlassen kann, so bleibt es doch im allgemeinen wahr, daß die meisten Ueberläufer schlechtes Gesindel sind. Aber das bedachten die Franzosen nicht: denn bey der ehemaligen französischen Armee waren gar keine Deserteurs, und bey ihren deutschen Regimentern nur wenige. Der Gemüth dieser Leute konnte ihnen also nicht sehr bekannt seyn.

Der Antrag der Franzosen wirkte erst im Jahr 1793: denn von da an liefen von allen Armeen, vorzüglich von der Kaiserlichen, die Soldaten haufenweise nach Frankreich, wo man sie mit offnen Armen aufnahm, und ihnen sofort die versprochnen 50 Livres auszahlte. Manche gingen auf mehrere Distrikte, gaben sich allerwegen für erst angekommene aus, und ließen sich drey, vier und mehrmalen das Geld auszahlen. Ich selbst habe viele

dieſer Buben geſprochen, welche ſich rühmten, in Landau, Weiſſenburg, Hagenau, Strasburg, Pfalzburg und Metz die 50 Livres erhalten zu haben.

Man errichtete Bataillons aus lauter Deſertören unter dem Namen Bataillons étrangers. Es wurden auch Huſaren-Regimenter aus Ueberläufern errichtet: ſo groß war die Anzahl derſelben in Frankreich! Als man hernach dieſe Leute auf die Gränzen brachte, flatterten ſie wieder ab, wie ſie gekommen waren. Freilich gingen ſie nicht wieder zu derjenigen Armee, wobey ſie vorher geſtanden hatten, aber da man, trotz des allgemeinen Cartels, den die Verbündeten geſchloſſen hatten, doch jeden aller Orten annahm, der nur wollte, und, ohne weiter nachzufragen, das glaubte, was er von ſeiner vorherigen Exiſtenz angab: ſo war es z. B. einem öſtreichiſchen Deſerteur etwas ſehr leichtes, bey den Preußen, Holländern, Heſſen u. ſ. w. gleich wieder anzukommen.

Aber das war noch lange nicht alles! Als Toulon und Lyon ſich der Republik widerſezten, warfen ihrer ſehr viele ſich mit in dieſe Städte, und ſtritten nun gegen die Nation, welche ſie ſo großmüthig aufgenommen hatte. Die Rebellen gaben dieſen Leuten ſehr gute Subſiſtenz und guten Sold, und ſo fanden ſie bey ihnen ihr Behagen beſſer, als im Dienſte der Republik.

Viele, gar ſehr Viele ſchlichen auch nach der

Vendée, wohin sie der berüchtigte Gaston durch Manifeste eingeladen hatte. Es lag auch gleichsam in den Grundsätzen dieser Leute, lieber gegen Frankreich, als für Frankreich zu streiten. Ein Oestreicher z. B. ein Piemonteser, ein Spaniol und sonst eifrige Katholiken, die ihre Messe, ihren Rosenkranz und ihr Marienbild, trotz aller Immoralität, für die größten Heiligthümer hielten, mußten in Frankreich, wo man schon 1792 sehr vieles an ihrer Religion geändert hatte, und diese im Jahr 1793 ganz abschaffte, nichts als Gräuel der Verwüstung sehen, und sich für ewig verdammt halten, wenn sie für das Interesse eines so gottlosen Volkes fechten würden.

Dem Konvente konnte dieses Unwesen nicht lange unbekannt bleiben, und es wurden bald Dekrete gemacht, demselben abzuhelfen. Erstlich sollte man keine fremden Deserteurs in die französischen Armeen weiter aufnehmen; die wirklich angestellten aber sollten alle nach der Armee gegen Spanien und zur Revolutions-Armee geschickt werden, damit der Desertion gesteuert würde. Nachdem aber Lyon und Toulon wieder in die Hände der Republikaner gekommen war, verabschiedete man die Ausländer auch bey denen Armeen, welche man zur Eroberung dieser Plätze gebraucht hatte. Doch befinden sich bey allen französischen Truppen noch manche Ausländer, welche ihren

Dienst ehrlich verrichten, und darum als National-Franzosen gehalten werden.

Gegen das Ende des J. 1793 hob der Konvent auch die Pensionen auf, die den Deserteurs war versprochen worden, und ließ ihnen serverbin nichts, als die Subsistenz der Kriegsgefangnen.

Indessen ließ man doch den fremden Deserteurs alle bürgerliche Freyheit: wer arbeiten wollte oder konnte, durfte allee treiben, womit er etwas zu verdienen hoffte; und es ist beynahe kein Dorf in ganz Frankreich, wo nicht Deserteurs wären, welche den Bauren aushelfen, oder Handwerke treiben. Sehr viele haben in Frankreich geheurathet, und sind Bürger geworden, genießen auch alle Vorrechte der Nationalen, und erhalten noch immer ihre tägliche Subsistenz von der Nation.

Die Aufführung der meisten Deserteurs war, wie man sie von solchem Gesindel nur erwarten konnte, das heißt, über allen Begriff schlecht und infam. Das sogenannte Luderleben schien ihre einzige Kunst zu seyn, und ich werde weiterhin, wenn ich von den Deserteuren in Dijon, wo zu meiner Zeit einige Tausend waren, zu reden komme, einige frappante Beyspiele von dem verfluchten Betragen dieser Schurken anbringen.

Es giebt in Frankreich jezt eine doppelte Klasse Deserteurs: solche, die der Republik gedient haben,

z. B. bey der Revolutions-Armee, aber nachher verabschiedet worden sind; und andere, die ihr niemals gedient haben. Erstere wurden zu meiner Zeit gehalten wie Invaliden, d. i. sie erhielten noch außer ihrer Subsistenz ihre Kleider, und hatten gute Quartiere; leztere aber mußten mit der bloßen Nahrung zufrieden seyn, ob ihnen gleich auch dann und wann Kleider gereicht wurden, wenn sie gar zu sehr abgerissen waren. Zu ihrem Lager hatten sie blos Strohsäcke und Friesdecken, und waren in ehemaligen Klöstern einquartiert.

Diese Menschen bemühten sich häufig, weil sie einmal an das Herumschwärmen gewöhnt waren, Frankreich zu verlassen; und Vielen ist es auch geglückt, nach der Schweiz und von da aus, weiter zu kommen. Aber da die Gränzen, besonders unter der Domination der Jakobiner, wegen der Emigranten, stark besezt waren, so wurden gar Manche wieder aufgefangen, und zurückgebracht. Ihre Strafe war dann ein Arrest von 8, oder 14 Tagen, ja von einem ganzen Monat. Ich werde von diesen Versuchen zur Flucht einige Beyspiele in der Folge anführen.

Ich las einmal in dem Journal de Perlin, daß mehr als 40,000 Deserteurs in Frankreich wären, und das war gar nicht zu viel angegeben, wenn man bedenkt, daß die Meisten, welche in dem je-

sigen Kriege von allen Armeen der Coalition weggelaufen sind, ihre Zuflucht nach Frankreich genommen haben. Man nehme nun an, wie's denn wirklich war, daß jeder täglich 1½ Pf. Brod und 10 Sous Geld erhielt, so kosteten die Deserteurs der Republik täglich 60,000 Pf. Brod und 5000 Thaler Preußisch. Wenn dann das Pfund Brod zu fünf Sous gerechnet wird, und geringer kann es nicht angeschlagen werden, wegen der damaligen Theurung, so kosteten die Deserteurs jeden Monat 262,500 Thaler, ohne das Holz, Stroh, Decken u. dgl. was diesen Leuten gegeben wird, und ohne die Besoldung, welche ihren Aufsehern noch außerdem gereicht werden muß. Es ist daher gewiß, daß die französische Republik mehrere Millionen zur Erhaltung der fremden Deserteurs hat hergeben müssen, welche ihr weiter keinen Vortheil brachten, als daß sie nicht wider sie stritten.

Im Sommer 1794 wurde dem Konvent der Vorschlag gethan, die fremden Deserteurs samt und sonders aus dem Lande zu jagen, um auf einmal dieser Last los zu werden. Aber dieser Vorschlag wurde verworfen, weil in diesem Fall die feindlichen Heere sehr starken Zuwachs erhalten hätten, und besonders, weil zu befürchten war, daß die Deserteurs sich in die Gebürge werfen, und dort Räuberbanden machen würden. Dafür fand

man für gut, denen unter den Deserteurs, welche in Ländern zu Hause wären, die entweder mit der Republik in Verbindung ständen, oder sich neutral verhielten, zu erlauben, in ihr Vaterland zurück zu kehren. Also hatten die Schweden, Dänen, Schweizer, Polen, Venetianer, u. a. die Freyheit, Frankreich nach Belieben zu verlassen, nur mußten sie beweisen können, daß sie da wirklich zu Hause waren. Einige schrieben daher um ihren Taufschein, Andere aber machten ihn selbst, oder ließen ihn machen: und so kam mancher heraus. Nach dem Sturz der Jakobiner gab man auch auf den Gränzen nicht mehr so stark Acht auf die Auswanderungen, und nun schlichen sich Viele ohne Pässe nach Brabant, nach der Schweiz und nach Italien.

Die Franzosen achten die Deserteurs nicht, da sie ihnen von einer so schlechten Seite bekannt geworden sind. Ich habe viele darüber sprechen hören, und alle behaupteten, daß ein Mensch, der seinem Herrn ohne dringende Noth untreu würde, überhaupt ein elender Mensch sey, der das Vertrauen der Republikaner nicht verdiene. Doch waren sie auch billig genug, um einzusehen, daß mancher ehrliche Kerl seine guten Gründe haben könne, seine Fahnen zu verlassen; und so einer durfte sich nur auf der guten Seite zeigen und brav handeln,

und das Vertrauen der Franzoſen in vollem Maſſe zu genieſſen. Beſonders waren die beliebt, welche in Fabriken, Werkſtätten, oder auf dem Felde arbeiteten, und ſich dadurch nützlich zu machen ſuchten.

Es iſt aber grundfalſch, was in einigen deutſchen Zeitungen geſtanden hat, daß man die Deſerteurs in Frankreich zu den allerniedrigſten Arbeiten anhalte, und ſie auf alle Art mishandle. Dieſe Nachrichten ſind wahrſcheinlich verbreitet worden, um das Ausreißen bey den deutſchen Armeen zu verhindern. Aber zur Steuer der Wahrheit muß ich bekennen, daß kein Deſerteur angehalten wurde, irgend etwas zu arbeiten, wenn er ſelbſt nicht wollte, noch weniger, daß man ſie, wie in den deutſchen Zeitungen erzählt wurde, zur Reinigung der Abtritte und zum Gaſſenkehren gezwungen, mit Stockſchlägen traktirt, oder ſonſt mishandelt habe. Das alles iſt grundfalſch, und der Quelle würdig, woraus es gefloſſen iſt.

Es war allerdings von den Franzoſen übereilt, daß ſie den feindlichen Ueberläufern ſo groſſe Vortheile zuſagten, oder man müßte die Vorausſetzung bey ihnen annehmen, daß dieſe groſſe und feierliche Zuſage die feindlichen Armeen durch Deſertion auflöſen und ſchwächen und ſie dadurch bald zum Frieden bequemen würde, und daß die Nation alsdann

an Kriegskosten das ersparen könnte, was die Deserteure ihr beym Eintreffen kosteten. Diese Voraussetzung war aber zu sehr gegen den Geist der damaligen Zeit und der feindlichen Heere, als daß sie zur Wirklichkeit hätte kommen können. Sie kam auch nie, jener Berechnung gemäß, ganz dahin, wohl aber nach und nach großentheils; und die Nation gab anfangs, was sie versprochen hatte, pünktlich. Aber Leute, die sich so betrugen, wie die Deserteurs in Frankreich, — konnten auch gar nicht erwarten, daß man ihnen die versprochnen Wohlthaten fortbin noch so reichen sollte, wie man sie ihnen versprochen hatte. Freilich mußte der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden: aber wie sollte man unter einem Haufen solcher, Erzschufte den braven redlichen Mann gleich heraus finden! Wer sich selbst herausfand, genoß der Gunst der Nation, war angesehen und geehrt, und seine Lage war sehr erträglich.

Indessen wurde, sobald der Deserteur der Hülfe der Nation wirklich bedurfte, kein Unterschied mehr gemacht, ob er ein Schuft oder ein rechtschaffner Mann war. Der kranke Deserteur wurde eben so im Hospital gewartet und verpflegt, wie der beste französische Volontär oder Offizier: denn in Frankreich gilt blos der Mensch, und so wurde er blos als Mensch behandelt, der den Beystand seiner

Brüder nöthig hatte. Vor Gericht war der Deserteur eben so angesehen, wie ein Bürger; und ich weiß mehrere Fälle, wo Deserteurs ihre Sache gegen Bürger gewonnen haben. Die Klagen wider die Fremden wurden nicht so, wie sonst wohl zu geschehen pflegt, als gegründet gleich angenommen, sondern erst aufs genaueste nach dem gemeinen Rechte der Franzosen untersucht, aber die Strafen waren allemal weit gelinder, als sie würden gewesen seyn, wenn Franzosen die Beklagten gewesen wären. Man hat in Frankreich nicht mehr den häßlichen Grundsatz, welchen Cicero aus den Zwölf-Tafel-Gesetzen anführt: contra hostem (d. i. peregrinum) perpetua auctoritas, und welchen man in so manchen Ländern noch so hübsch befolgt, daß es jedem Ausländer Angst seyn muß, sich daselbst aufzuhalten. Man bedenke nur, wie man unter andern mit den Fremden in Rußland verfährt, wenigstens sonst verfuhr unter der Regierung Katharina, der Zweyten.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Meine Rückreise von Avignon nach Lyon.

Nachdem ich ohngefähr neun Tage in Avignon zugebracht hatte, wurde eine große Anzahl Kriegsgefangner Piemonteser daselbst eingebracht. Unter diesen waren viele Deutsche, auch einer meiner Landsleute, von Werrnadt gebürtig. Er war vor noch nicht langer Zeit in kaiserliche Dienste getreten, war aber da weggelaufen zu den Piemontesern, und nun unweit Nizza gefangen worden. Dieser Mensch erzählte mir so viel Gutes und Rühmliches von dem Heldenheer Sr. Majestät von Sardinien, den Robespierre den petit roi Sarde nannte, daß ich leicht einsah, dieses Heer würde in alle Ewigkeit gegen die Franzosen nichts ausrichten, wie es denn auch nichts ausgerichtet hat.

Gleich den andern Tag gingen einige Piemonteser nach Mirabel, einem ehemals päpstlichen Schlosse auf einem Berge, eine starke Stunde von der Stadt, wo ich auch schon gewesen war, und wo man Wein haben konnte. Als sie sich voll gesoffen hatten, gingen sie fort, kehrten aber zurück, als es finster war, plünderten den

Wirth rein aus, füllten ihre Brodbeutel mit Speck Brod und Weinflaschen, und flüchteten sich in die Gebürge, um nach der Schweiz oder nach Italien zu entwischen. Aber einige Gens d'armes, welche das Gebürge durchstreiften, hielten sie an, und brachten sie zurück. Sie wurden sofort auf vier Monate eingesteckt.

Der Repräsentant befahl nun, daß man alle Kriegsgefangnen und Ausländer weiter ins Innere von Frankreich bringen sollte, um sie von der zu nahen Gränze mehr zu entfernen: denn von Avignon nach den Alpen ist es gar nicht weit; und wer einmal in diesen Gebürgen ist, und den Weg weiß, kann leicht nach Italien kommen, obgleich der, der keine Wege kennt, immer Gefahr läuft, sich zu verirren und Hungers zu sterben.

Die Gefangnen sollten nach Toulouse gebracht werden, und der Kommissär wollte mich mit dahin schicken. In Toulouse findest du auch Preußen, sagte er, aber ich wußte, daß nur Spanier und Sardinier da waren. Auch hatte ich keine Lust, mit den Piemontesern zu gehen, in deren Gesellschaft es mir gar wohl gefiel. — Ich stellte also dem Kommissär vor, daß mich der Hauptmann Landrin, dessen Zeugniß ich ihm vorwies, deswegen nach Mâcon empfohlen hätte, damit ich Dienste bey der Republik haben könnte. Da nun dieser

nicht anginge, und ich mich selbst von den Ohnehosen getrennt hätte, so wäre es doch billig, daß er mich wieder zu meinen alten Kameraden gehen ließe. Du hast recht, erwiederte der Kommissär: Du wirst ohne Zweifel deine Preußen in Mâcon, oder in Langres, oder in Dijon oder da herum finden: in Lyon kannst du das Nähere hören: und dahin will ich dir einen Paß geben. Das geschah.

Mein ehrlicher Grobschmied war mit meiner Abreise nicht zufrieden. Da ich einige Kenntniß vom Gartenbau hatte, so meynte er, ich könnte in Avignon ganz gut fortkommen, wenn ich nur gärtnern wollte, und dürfte nicht, wie ein Landstreicher herumfahren. Aber meines Bleibens war nicht mehr!

Ich brachte die lezte Nacht in Gesellschaft meines Wirthes und einiger anderer Bekannten in der Weinschenke zu und gieng früh mit einem schweren Tornister, den mir die Wirthin mit Speck, Brod, einer Branteweinsflasche und Oliven gefüllt hatte, und, betrübt, eine Stadt zu verlassen, wo mir es gut gegangen war, fort auf Carpentras zu, und kam gegen Abend nach Orange, wo der Etape war.

Meine Zurückreise nach Lyon war eben nicht merkwürdig. Ich ging über Montelimart,

Valence und Vienne, aber nicht über Grenoble, wohin mein Paß nicht wies, den man genau befolgen muß, wenn man nicht als Vagabunde angehalten seyn will. Ich hatte größtentheils den reißend-laufenden Rhone zur Linken. Ich gab mich auf den Dörfern und in den kleinern Städten für einen Kriegsgefangnen aus, und hatte das Vergnügen zu sehen, daß alle Leute Mitleid mit mir hatten, und mir gern unentgeldlich Brod, Wein und Oliven in Menge mittheilten. Auf diese Art wollte ich, ohne jemals Noth zu leiden, durch ganz Frankreich gezogen seyn. Wenn ich irgend einmal, wegen der bösen Wege auf den Ort des Etapes nicht kommen konnte, so sprach ich den ersten besten Bauer um ein Nachtquartier an, und kein einziger hat mir dieses versagt, vielmehr machte jeder sich eine Freude daraus, mich zu beherbergen und zu bewirthen. Besonders wohlthätig fand ich diejenigen, deren Kinder in der Armee dienten: sie meynten, daß sie verbunden wären, nothleidenden Ausländern beyzustehen, denn wer könnte wissen, ob nicht in eben dem Augenblick auch ihre Kinder der Hülfe bedürften.

Das war Sprache der Natur, die den Feind vergessen macht, sobald seine Lage auf den Menschen in ihm hinweißt. Diese humane Sprache sollte man — zumal zur Zeit des Krieges — zum Besten der unglücklichen Schlachtopfer desselben,

noch eindringender und verständlicher zu machen suchen, und nicht sie noch verwirren und schwächen wollen, wie der Verfasser der Wanderungen — es zu thun versucht hat. Ihr, die Ihr als Kriegsgefangne, so gute Menschen in Frankreich gefunden habt, Ihr schämet euch gewiß wie ich, wenn Ihr nach einer Zurückkunft hör't, wie unmenschlich an so manchem Orte man sogar die mit dem Tode ringenden französischen Kriegsgefangnen behandelt hat. O Herder, o ihr Verfasser des Kosmopoliten: in Deutschland — in Deutschland fehltes noch sehr an Humanität! Humane Menschen giebt es unter uns genug, aber auch humane Regierungen viele? — Wahrlich diejenige, welche man so häufig kannibalisch genannt hat, war es in der erwähnten Rücksicht durchaus nicht! Zeugen für diese Wahrheit sind mehrere Tausende unter uns da: man frage sie, und — erröthe!

O mögten doch alle unsre Schriftsteller zur Förderung der Humanität, es ihr Hauptangenmerk seyn lassen, „„den Geist der Humanität erst des„„nen einzuflößen, ohne deren Humanisirung die „„Humanisirung der Uebrigen, wenn nicht un„„möglich, doch unendlich schwer gemacht wird!““ Denn was hilft es, sagt der Herausgeber der Sammlung erbaulicher Gedichte, oder des Zuchtspiegels für die polnischen Vampyre,

was hilft es, die Zweige eines Baumes auf die schönste Art zuzustutzen, und doch nicht zu sorgen, daß dessen Wurzel und Stamm am Krebsschaden zu kranken aufhöre! Die Gesundheit des Ganzen hängt von der Gesundheit aller dessen Theile ab, aber vorzüglich von der Gesundheit der Haupttheile. Siechen diese; so siechet alles Uebrige." *)

Wie gesagt, ich fand sehr gute, wohlthätige Menschen, nur verstand ich die Leute nicht immer recht, wegen ihres ganz eignen Dialekts. — Ich habe mich oft über diejenigen gewundert, welche die einzig-ächte Aussprache des Französischen bestimmen wollen, da doch jede Provinz, ja, beynahe jede Stadt ihre eigne hat, — das patois abgerechnet, welches ohnehin eine verdorbene Sprache ist. In Deutschland kann ein Westphälinger und ein Pfälzer recht gut deutsch sprechen, und doch werden sie beyde niemals sprechen, wie der Sachse, oder

*) Vorrede zur Samml. erbaul. Gedichte S. 92. Unter allen Humanitäts-[illegible] hat keiner einen glücklichern Einfall gehabt, den [illegible] Vampyrs [illegible] zu predigen, als der [illegible] Herausgeber. Er schlug gerade den entgegengesetzten [illegible] ein, den die [illegible] der Herren [illegible] wollten. [illegible] S. 21. [illegible] dem verkehrten und der Natur widersprechenden Witz, [illegible] auch [illegible] warum. Die Lemren-Dichter werden von ihm wahrscheinlich [illegible] haben; wie hätten sie ihn wohl auch mit einem [illegible] belegt!

der Brandenburger. Eben so ist's auch in Frankreich; und wenn sonst nur die Aussprache rein und ohne Mistöne ist, so kann, so muß man sie schon ertragen. D. Bahrdt vertheidigte die sächsische Aussprache, und sprach doch selbst: nischt.

Zu Ende des Februars kam ich nach Lyon zurück, und hörte vom Kommissär, daß ich weiter müßte, es stände mir aber frey, wohin ich wollte: sein Rath indeß wäre, ich ginge nach Dijon in Burgund, denn da gäbe es sehr viele Deutsche, und ausserdem wäre Dijon der wohlfeilste Ort weit und breit. Er versprach, mich zu bestimmen, und bath ihn, er möchte mich ausruhen lassen, welches er auch that. Seine Frau bemerkte, daß meine Schuhe abgerissen waren, und bewog ihn, mir ein Paar neue zu geben.

In Lyon oder wie es damals noch hieß, in Commune affranchie, hatten die scheußlichsten Exekutionen jezt aufgehört, und alle die waren gefallen, welche sich des Verbrechens der Rebellion schuldig gemacht hatten. Man hat die Anzahl der hier Hingerichteten sehr verschieden angegeben, man kann aber immer annehmen, daß sie sich zum mindesten auf 1700 belaufen habe. General Rossin war dahin geschickt worden, und hatte das schreckliche Schauspiel ausgeführt.

Als ich dießmal da war, hatte zwar das Guillotiniren ein Ende, das heißt, man richtete die Leute nicht mehr so haufenweise hin, obgleich noch dann und wann Einzelne sterben mußten, und die Untersuchungen noch immer fortgingen: denn in Lyon saßen noch sehr Viele als verdächtig, und Lyon hatte ein außerordentliches Revolutions-Tribunal.

Ich muß hier in der Kürze einiges von diesem Tribunal anbringen, um falschen Begriffen vorzubeugen, die man sich davon machen könnte. Nach der ersten Anordnung sollte nur in Paris, und nirgend anders ein Revolutionstribunal existiren, das ist, ein Gerichtshof, wo Verbrechen gegen die Grundgesetze des Staats untersucht und bestraft werden sollten. Aber bald ergab sich's, daß das Revolutions-Tribunal in Paris nicht hinreichte, wegen der überall zuvorkommenden Revolutionsverbrechen. Also wurden solche Gerichtshöfe aller Orten errichtet, wo sie nach der Meynung der Volksrepräsentanten, und nach dem Gutachten der Jakobiner nöthig waren. Sie sollten aber der Natur ihrer Einrichtung und Bestimmung gemäß keine permanenten Tribunale seyn, sondern gleich aufhören, sobald die traurige Veranlassung vorbey wäre, die sie nothwendig gemacht hätte. Ihre Organisation hing lediglich von den Repräsentanten ab, und diese al-

lein wählten ihre Beysitzer. Viele Departementer hatten gar keins, doch gab es ihrer in den meisten. Die vornehmsten waren zu Strasburg, Besançon, Dep. von Doux, Lyon, Bourdeaux, Nantes, Toulon, Marseille, Rennes, und an andern Orten. Das heiligste war freylich immer das Pariser, doch sind in Nantes, unter der Administration des blutdürstigen Carrier, mehr Grausamkeiten vorgefallen, als selbst in Paris und Bourdeaux, wo man doch auf einmal 96 Priester, die nicht schwören wollten, guillotinirte.

Schon im März 1794 wurde das Ansehn oder die Gewalt der Revolutionstribunale sehr verringert, und endlich fielen sie ganz mit dem Tod des Robespierre. Doch davon muß ich weiterhin ausführlicher reden.

Lyon hat nach dem Sturz der Jakobiner seinen alten Namen wieder erhalten, so wie Toulon und Marseille. Dieses leztere hatte den schnurrigen Namen: sans nom.

Ich fand in Lyon einige von den Ohnesen, welche ich vor einigen Wochen hier gekannt hatte, und die sich sehr wunderten, daß ich zurückkäme. Ich erzählte ihnen meine ganze Begebenheit, und da meynten sie, es könne nicht fehlen, es würden gewiß wieder foutus muscadins rebelliren, und zu Paa-

ren getrieben werden müssen: dann sollte ich nur auch kommen; ich könnte Offizier werden!

Ich ging mit einigen Ohnehosen Abends in eine Schenke, an einem Dekadentage; aber noch jezt wünsche ich, ich wäre damals nicht mitgangen: denn ich habe die bösen Folgen dieses Ganges über zwey Jahre an meinem Körper gefühlt. Einige meiner Leser, besonders die superklugen, — wenn anders superkluge Leute mein Buch ihrer Aufmerksamkeit würdigen sollten — werden die wichtige Bemerkung machen, daß ich an meinem Unglück selbst Schuld gewesen sey, da ich ohne Noth die Schenke besucht habe. Aber wenn die Herren bedenken wollen, daß ich schon viel hundertmal in die Schenken gegangen war, ohne daß mir das geringste Uebel begegnet wäre, so werden sie von selbst einsehen, daß die Schenke und mein Unfall nicht nothwendig zusammenhingen, und mir es dann auch nicht übel nehmen, daß ich zu Lyon mit den Ohnehosen zu Weine ging.

In dem Weinhause waren mehrere Ohnehosen und andre Leute, welche sich, wie damals vorzüglich gewöhnlich war, mit den Histerien des Tages unterhielten, und eben die Zeitung gelesen hatten, worin die Fortschritte der republikanischen Waffen beschrieben waren. Sie waren alle munter, und tranken auf nichts, als auf das Wohl-

seyn der Republik. Ich mischte mich in ihr Gespräch, und machte meine Sache so gut, daß sie mir das Zeugniß gaben: ich sey, troz meiner deutschen Geburt, würdig, ein citoyen François zu seyn, und die Waffen der Freyheit zu führen.

Unter andern war ein gewisser Offizier da, ich glaube, er hieß La Salle, der mir stark zutrank, auch selbst schon einen derben Rausch weghatte, und mitunter gewaltig auf die Feinde der Republik loszog, denen er nichts als Tod und Verderben prophezeihte. Ich ließ ihn immer reden, und widersprach erst, als er anfing, die fremden Soldaten als feige Memmen, und Hunzfötter darzustellen. Da aber konnte ich mich nicht mehr halten, und sag e ihm gerade heraus: wer so räsonnirte, habe noch keinen Preußen gesehen: das seyen auch Männer, so gut als die Franzosen.

Er: Das ist nicht wahr: die Deutschen sind Tyrannen-Sklaven so gut als die Spanier, die Holländer und die Piemontesen.

Ich: Gut: aber laß sie für ihre Freyheit, für ihr Vaterland erst einmal auftreten; und du sollst sehen, daß sie ihren Mann stellen.

Er: Aber nur nicht wie die Franzosen! foutre! Die Deutschen sind Memmen, und lassen sich von ihren Fürsten treiben und verkaufen, wie das Schlachtvieh.

Ich: Citoyen, hole mich der Teufel, wenn ich mich jezt nicht zu den Fremden rechnen müßte —

Er: (hitzig) Nun, was willst du damit sagen, Citoyen?

Ich: Ich würde dir das Maul stopfen, und den Muth der Deutschen vertheidigen.

Er: (sehr lebhaft) Nun wohl, vertheidige ihn!

Ich: Ich habe keinen Degen.

Er: Da sieht mans! Weil du keinen Degen hast, so willst du uns weis machen, du hättest Courage, dich mit mir zu messen. Geh, trink und halt das Maul!

Einer aus der Gesellschaft: Sacrédâm! höre, ich will dir nur sagen, daß du gleich gehen, und Degen holen mußt! Wenn alsdann der Fremde keinen Muth hat, sich mit dir zu schlagen, so hast du recht; wenn du aber keine Degen hohlst, so halt' ich dich für einen Zänker, der sich nicht getraut, seine Händel auszumachen. Verstehst du mich?

Er: (aufstehend) Sollen gleich welche da seyn: nur ein wenig Geduld!

Er ging fort, und ich erwartete ihn ohne Furcht zurück. Vielleicht trug der Wein, der damals meinen Kopf bevorschte, das Seinige nicht wenig bey,

daß ich meinen Mann so unbefangen zurück erwartete. Endlich nach einer halben Stunde kam er, und brachte zwey Degen von gleicher Länge, woraus er mich einen wählen hieß. Ich nahm den ersten besten, und ohne weiter zu bramarbasiren, sogar ohne Sekundanten, welche überhaupt in Frankreich nicht Mode sind, gingen wir hinter das Haus in den Mondschein, und fingen an, auf einander einzufechten. Mein Gegner war geschickter als ich, und beym dritten oder vierten Ausfall stieß er mich vorn in die Brust, daß ich rücklings zu Boden fiel, und alles Besinnen verlohr.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich schon in der Wirthsstube auf einem Lehnsessel. Meine Kleider und sogar mein Hemde waren ausgezogen, und meine Wunde gewaschen, und mit einem großen Stück Schwamm bedeckt, doch lief das Blut noch immerfort in meine langen Hosen.

Endlich kam der Chirurgus, den mein Gegner herbeygeholt hatte, untersuchte die Wunde, und verband mich mit dem ausdrücklichen Befehl, mich in ein Bette zu legen, und ruhig zu bleiben: Früh wollte er wieder kommen. Mein Gegner versicherte ihn, daß er mich im Hause der Bürgerin — ihr Name ist mir entfallen — ohnweit dem Wirthshause finden würde, und bath ihn sehr, ja früh wieder zu kommen: er wolle alles bezahlen u. s. w.

Ich wurde wirklich von vier Franzosen, wobey der Offizier, der mich verwundet hatte, selbst war, in ein Bürgerhaus gebracht, und in ein recht gutes Bette hingelegt.

Dreißigstes Kapitel.

Folgen meines Duells. Reise nach Dijon.

In den neuen französischen Gesetzen ist das strenge Gesetz der Könige gegen die Schlägereyen gar nicht aufgehoben; vielmehr dictirt der neue Criminal-Codex denen die härtesten Strafen, welche sich selbst Genugthuung schaffen, und nicht die Hülfe der Gesetze auffodern, wenn sie beleidiget werden. Demohnerachtet fallen sowohl bey den Armeen, als in den Städten sehr viele Zweykämpfe vor, und ich erinnere mich wenigstens nicht, daß ich von Bestrafung solcher Duellanten je gehört hätte. Es scheint so in der Natur dieses Volkes zu seyn, daß sie die Duelle gutheißen, und daher keine Klagen gegen die Beleidiger der Gesetze anbringen. Wer sich in Frankreich schlägt, wird für einen Mann von Ehre gehalten, und wer bey gewissen Beleidigungen sich nicht herumbalgen wollte, wäre

de der Gegenstand der allgemeinen Verachtung seyn; wenigstens würde es einem jungen Manne, der entweder wirklich Waffen trägt, oder doch sie zu tragen im Stande ist, nimmermehr vergeben werden, wenn er einen Duell verbitten wollte. So ist die Denkungsart der französischen Nation noch jezt: ob sie recht oder unrecht habe, kann und will ich nicht ausmachen, muß aber doch bekennen, daß ich Fälle erlebt habe, wo es schlechterdings nicht anging, einen Zweykampf zu vermeiden, ohne sich dem Vorwurf der Feigheit und der allgemeinen Verachtung auszusetzen.

Ich will indessen meinen Duell in Lyon ganz und gar nicht entschuldigen, und bekenne gern, daß er sich niemals zugetragen hätte, wenn mein Kopf durch den Trunk nicht heroisch geworden wäre. Ich hatte gar keinen Beruf, die Tapferkeit der Deutschen in einem Lande zu vertheidigen, wo ich die Ehre der Könige nicht hätte um alles vertheidigen mögen: denn auf Apologien dieser Art stand damals der Tod.

Den andern Tag früh war der Chirurgus *) wieder da, untersuchte abermals die Wunde,

*) Seit einigen Jahren werden die Feldscheere in der preußischen Armee Chirurgi genannt. Dieses fremde Wort sagt noch lange nicht, was Feldscheer sagt, und hätte billig einem deutschen recht guten Worte nicht vorgezogen werden sollen. Unwissende Leute sprechen Kriurgus, Kiurgus, Gregorius u. s. w.

und sagte, sie sey nicht gefährlich: wäre sie aber nur etwas tiefer gegangen, so wäre ich todt u. s. w. Der gute Mann hat sich sehr viel Mühe mit mir gegeben.

Meine Wirthin war eine recht brave Frau, die mich sehr bedauerte und alles that, was ich nur begehrte: sie gab mir sogar Wein zu trinken, ob es gleich der Wundarzt aufs strengste verboten hatte. Der Offizier besuchte mich recht fleißig und brachte immer gute Freunde mit, die er versicherte, ich sey ein braver Kerl, ich habe Courage, wie ein Franzose: fechten müßte ich nur noch lernen, dann würde kein sacrè mâtin mir zu nahe kommen dürfen. Dann bedaurte er, daß er mit mir Händel angefangen hätte, schob alle Schuld auf den Wein, und ich vergab ihm nicht nur, sondern freute mich noch — warum? weiß ich selbst nicht — daß ich mich mit einem Ohnehosen geschlagen hatte. Man ist zuweilen recht kindisch sonderbar!

Meine Wunde besserte sich zusehends durch die Bemühung des Arztes, und schon am 4ten oder 5ten Tage konnte ich außer Bette seyn, und herumgehen, aber das Haus zu verlassen — wollte er durchaus nicht zugeben. Die Zeit ward mir aber sehr lange: denn meine meiste, angenehmste und nützlichste Beschäftigung in Frankreich war, alle

öffentlichen Häuser zu besuchen und da den Debatten der Leute zuzuhören, oder die angeschlagnen Zettel an den Ecken der Straßen zu lesen, oder in Weinschenken mich mit Leuten von Kopf zu unterhalten, um das jetzige Frankreich, soviel als möglich war, kennen zu lernen, auch die Maschinerie genau zu erforschen, wodurch es das geworden ist, was es jezt ist, u. dgl. Diese Art von psychologisch-politischem Studium trieb ich von Ort zu Ort, verglich meine Ausbeute mit der Geschichte, und fand dabey soviel Unterhaltung, daß es mir zum Bedürfniß geworden war. Dieses Bedürfniß konnte ich jezt nicht befriedigen, und meine Wirthin, eine Wittfrau, ging oft weg, und ließ mich allein; und wenn sie auch da war, so wußte sie doch wenig zu erzählen.

Nach ohngefähr 10 oder 12 Tagen entschloß ich mich, Lyon zu verlassen: meine Freunde, die Ohnehosen, versicherten mich, solche Wunden heilten von selbst, wenn man nur Pflaster darauf legte. Die Wirthin begehrte auch, daß ich aufs Hospital gehen sollte, weil sie befürchtete, mein Aufenthalt in ihrem Hause mögte ihr Ungelegenheit zuziehen. Ich entdeckte meinen Vorsatz dem Arzte, der ihn aber stracks verwarf, und mir rieth, mich im Lazarethe vollends kuriren zu lassen. Der Mann

hatte recht, und ich hatte sehr unrecht, daß ich ihm nicht folgte.

Mein Gegner wollte mich zwar ins Hospital bringen, aber bey dem allen schien es mir doch, daß er lieber sehen mögte, daß ich mich abführte. Der Tag zu meiner Abreise wurde also bestimmt. Der Offizier schenkte mir ein Hemde und ein Paar Strümpfe: — die meinigen hatte ich schon längst in den Gebürgen des Delphinats weggeschmissen, — dann nahm er meine Schreibtafel, und steckte 60 Livres Papier hinein. Meinen Namen schrieb er sich sorgfältig auf, und versicherte mich, daß er, wo er mich finden würde, alles Mögliche zu meinem Vergnügen thun wollte. Gern, sezte er hinzu, gäbe er mir mehr Assignate, aber die 60 Livres seyen alles, was er habe: er habe sie sogar selbst borgen müssen. — Ich habe über diesen Mann niemals böse seyn können, und schied mit Thränen von ihm.

Auf dem Wege sah ich mich oft nach der unglücklichen Stadt um, welche noch vor wenig Monaten eine der schönsten und blühendsten in Europa war, nun aber die fürchterlichsten Spuren des bürgerlichen Krieges jedem Auge darbot. Es ging mir damals, wie vorzeiten dem Servius Sulpitius, welcher bey dem Anblick der zerstöhrten Städte Athen, Korinth, Mägara und Agina sich

wunderte, daß der Mensch noch so thörig seyn, und den Verlust eines einzelnen Menschen für etwas großes, und der Bemerkung würdiges halten könnte. Die grausame Umwälzung in Frankreich hat deutlich genug gelehrt:

— — — humanis quae sit fiducia rebus'

Ich brachte zwey Tage zu, um nach Mâcon zu kommen. Den ersten Tag gings frisch weg: es war das herrlichste Wetter. Aber am andern Tage hatte ich große Mühe, mich nach dem alten Mâcon hinzuschleppen. Meine Wunde schmerzte mich sehr, und bey jedem Schritte fühlte ich die fürchterlichsten Stiche. Ich kehrte oft in die Dörfer ein, wo mich die Leute beklagten, und mir immer Wein geben wollten; aber ich dankte.

In Mâcon meldete ich mich bey dem Kommissär, der mir zwar auf einen Tag Quartier gab, mich aber in kein Spital bringen konnte, weil in Mâcon damals keins war. Uebermorgen sollst du, sagte er, nach Challons gefahren werden: es sind noch mehr Kranke hier, die dahin sollen. Ich blieb also in Mâcon, genoß aber die ganze Zeit nichts, als einige Gläser Wein, die ich gerade nicht hätte trinken sollen. Mein Wirth kaufte mir mein Brod und Fleisch ab, weil ich es nicht brauchen konnte.

Ich hatte von Mâcon nach Challons noch drey Soldaten zu Begleitern, welche auch unterwegs

erkrankt waren, und zu Chalons ins Spital sollten. Wir fuhren auf einem republikanischen Wägelchen d. i. auf einem Karren von zwey Rädern, der mit einer leinenen Plane bedeckt war. Als wir den andern Tag zu Chalon ankamen, war das dasige Spital so besezt, daß keiner mehr hinein konnte. Der Kommissär schwur hoch und theuer, daß er uns nicht helfen könne, und daß er es bedaure, daß wir weiter müßten. In Dijon seyen vier Hospitäler, und da sey auch der Hauptsammelplatz aller Kranken von weit und breit: dahin müßten wir auch. — Er ließ uns aber für die Nacht gut einquartiren, ließ uns durch den Medikus untersuchen, uns Arznev geben, und den andern Tag früh nach Dijon fahren, wo wir denn auch Abends um 8 Uhr ankamen.

Die Krankenfuhren in Frankreich sind eine Art Frohndienst, — wenn man anders Dienste für die leidende Menschheit Frohndienste nennen kann — welche unter keinem Vorwande abgelehnt werden dürfen. An wem die Reihe in einem Dorfe oder in einer Stadt ist, der muß fahren und das auf der Stelle, oder er muß doch sorgen, daß gefahren werde. Aber in Deutschland habe ich gefunden, daß man zwar die Vorspanne für die Equipage eines Herrn Offiziers, einer gnädigen Frau, einer Mätresse, eines Kammerdieners prompt ge-

nug herbey schaffen muß, daß aber auch die Kranken oft liegen bleiben, bis sie der Hinschaffung in die Hospitäler nicht mehr bedürfen. Was ist hier kannibalisch, was human? —

Zu Dijon brachte man uns in dasjenige Hospital, welches im ehemaligen Carmelitinnen-Kloster angelegt ist, und zu Ehren des in Lyon hingerichteten Chaillers Hôpital Chailler genannt wird. Ich erhielt in einem großen Saale ein recht gutes Bette; und der Doktor Antoine, nebst den Feldscheeren, gaben sich alle Mühe, mich herzustellen; und wenn meine Brustwunde damals nicht geheilt ist, so war es lediglich meine Schuld, und nicht die der französischen Chirurgen.

Ich hatte ein starkes Fieber, und der Arzt hielt dafür, daß es von übler Lebensart u. dgl. herkäme. Ich zeigte ihm meine Wunde: er schüttelte den Kopf sehr, und befahl dem Oberchirurgus, allen Fleiß anzuwenden, daß dieser Fehler bald verbessert würde. Aber der Chirurgus machte mir alle Tage einen Wicken hinein, welches mich sehr schmerzte: ich ließ mir es aber gefallen, und der Feldscheer verband mich so fleißig, als der brave Antoine Arzney zu meiner Fieberkur vorschrieb. Da aber, wie es billig und recht ist, mehr eine angemeßne Diät, und genaue Wartung die Hauptsache der Kur bey den Franzosen jezt ausmacht: so er-

hielt ich nur wenig Arznen; und dieſe beſtand meiſtens in einem Tränkchen.

In Dijon lagen damals (im März 1794) wenigſtens 5000 Deſerteurs und gewiß 6 bis 7000 Kriegsgefangne, womit die weitläufigen Klöſter der ex-devant Benediktiner, Bernardineſſen, Norbertiner und der adlichen Damen unſrer lieben Frauen zu St. Julian (Demoiselles de notre Dame St. Julien) angefüllt waren. Viele Kriegsgefangne lagen auch in der Kapelle, worin ehedem der Hofſtaat Sr. Hoheit, des Exprinzen von Condé, ehemaligen Statthalters von Burgund, ſeine ſogenannte Andacht verrichtete.

Da dieſe Leute von Armeen herkamen, bey denen ſie nur alles mögliche Ungemach ausgeſtanden hatten, und nun in ſo ſehr veränderter Luft leben mußten, ſo riſſen auch epidemiſche Krankheiten in Menge unter ihnen ein, welche Mauden ins Grab legten. Aber — ich wiederhole es — ich kann mich auf das Zeugniß aller derer berufen, welche in Frankreich als Gefangne und Deſerteurs geweſen ſind — und die ſind doch wohl Legionen! — daß die Franzoſen es an Pflege und Arzneyen nicht haben fehlen laſſen, um die kranken Ausländer wieder herzuſtellen; und in keinem Stücke hat die Nation beſſer bewieſen, daß ſie die leidende Menſchheit ehre, als durch die edle Sorge für die kran-

len Fremden. Ich wünschte nur, daß die Herren, welche den Franzosen so gern alles Böse nachsagen, und sie auf alle Art zu bekämpfen suchen, die Herren Gebhausen, Reichard, Schirach und andere dieser Clique, Zeugnisse von den aus Frankreich zurückgekehrten Kriegsgefangnen zum Nachtheil der Franzosen sammeln mögten. Aber das können sie nicht: was sie nachtheiliges sagen, haben sie von den ci-devant großen Herren und Pfaffen, oder von ihrer angelaufenen Brille; und ich kann, ohne Furcht, ein démenti zu bekommen, geradehin behaupten, daß wer in Frankreich gewesen ist, schlechterdings nicht anders, als gut von der französischen Nation sprechen kann, wenn er anders ein Mann ist, der seine eignen Erfahrungen nicht verläugnen will, oder der durch sein schlechtes Betragen die Franzosen nicht selbst genöthigt hat, ihm die Pflichten des Wohlverhaltens etwas eindringend in einem Arreste einzuflößen. Will man aber die Franzosen wegen ihres Benehmens auf deutschem Grund und Boden tadeln: je nun die Oestreicher machen, wie ich dereinst zeigen werde, es da nicht erbaulicher: und wollen Schutzverwandte, Freunde und Retter seyn!

Das Hospital Chailler war mit ausländischen Kranken stark angefüllt, welche aber unter den Franzosen herumlagen und in jeder Rücksicht ihnen gleich

gehalten wurden. Das einzige Uebel für sie war, daß der Arzt mit den meisten nicht reden konnte, weil er sie, und sie ihn nicht verstanden, und er sich also bloß mit äußern Anzeigen behelfen mußte. Als ich wieder etwas herumgehen konnte, nahm ich mir die Freyheit, dem Dokter Antoine im Namen eines Deutschen etwas anzuzeigen. Antoine sah mich an: Du kannst also auch deutsch? fragte er. O ja, war meine Antwort: ich bin ja ein Deutscher! Eh bravo, rief er: darf ich dich bitten, mich bey meinen Besuchen zu begleiten? Ich will dir jedesmal 20 Sous geben. Ich versicherte ihn, daß ich ihn allemal herzlich gern begleiten wollte, daß ich mir aber seine 20 Sous verbitten müßte: Er habe mir in meiner traurigen Lage ja so hülfreiche Hand geboten, und so sey es meine Pflicht, ihm wieder zu dienen.

Von diesem Tage an ging ich alle Morgen um 7 Uhr mit dem D. Antoine bey allen gefährlich-kranken Deutschen herum, erklärte ihnen seine Fragen, und ihm hernach ihre Antworten. Antoine war sehr zufrieden mit mir, und verdoppelte seinen Fleiß, meine Gesundheit völlig wieder herzustellen. Weil ich durchaus seine Assignaten nicht nehmen wollte, so sprach er mit dem Oekonomier, daß er mir täglich eine Bouteille Wein geben sollte, außer dem Becher, welchen ich ohnehin

alle Tage zweymal bekam, rieth mir aber, sparsam zu trinken, damit ich mir keinen Schaden thäte. Meine Wunde auf der Brust wurde vom Feldscheer besorgt, und dieser versicherte mich, daß sie bald völlig kurirt seyn würde. Aber der gute Feldscheer ward um diese Zeit selbst krank, und nun kam ein Anderer, dem ich meinen Schaden nicht entdeckte, weil ich hoffte, daß ich ihn mit Pflastern selbst heilen könnte: denn ich muß es nur gestehen, ich konnte es nicht leiden, daß man mir alle Tage Wicken hineinbrachte.

Als ich so ziemlich wieder hergestellt war, sagte ich zum Doktor, daß ich nun bald hinausgehen würde: Das sollte mir leid seyn, antwortete er: Du kannst uns hier im Hospital nützlich werden, wenn Du dich als Krankenwärter anstellen lassen willst. Ich habe schon mit dem Oberkrankenwärter und dem Direktor gesprochen: sie sind es zufrieden, und nun kömmt es auf Dich an, ob Du willst. Ich ergriff dieses Anerbieten mit Freuden, denn ich hatte die Vortheile kennen lernen, welche ein neufränkischer Krankenwärter genießt, und ging zum Infirmier Major Fraipon und dem Direkteur Aubert, von welchen ich meine Instruktion erhielt, und als Infirmierssubalterne eingeschrieben wurde. Hierauf mußte ich zur Municipalität, welche meinen Namen gleichfalls aufschrieb, und mir das Versprechen abnahm,

daß ich mich nach dem Gesetz betragen, und alles thun wollte, was der Republik und besonders den Kranken nützlich seyn könnte. Denn in Frankreich kann niemand in Dienste der Republik kommen, ohne daß die Regierung des Ortes, wo er angestellt wird, darum wisse. Diese muß alle Personen kennen, welche irgend eine Bedienung haben, sey es auch der geringe Posten eines Krankenwärters im Hospital

---

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Haukhard als Krankenwärter.

Ich habe meine Leser schon mit so verschiednen Lagen bekannt gemacht, in welchen ich mich seit meiner Existenz befunden habe, daß ich hoffe, wenn sie keine Langeweile gehabt haben, da sie mich als Schüler, Student, Kandidaten, Vikarius, Jäger, Lehrer am hallischen Waisenhaus, Magister, Soldaten, Emissär und Sankülott sahen, sie werden sie jezt auch nicht haben, wenn ich mich ihnen als Krankenwärter vorführe. *)

---

*) Sans-culottes heißt bekanntlich Ohne-Hosen. Einmal zielte man mit dieser Benennung auf diejenigen, welche gestrickte, steifblarbene und so glatt anschließende Beinkleider trugen, daß es schiene, sie trugen gar keine, oder waren ohne Hosen.

Fraipon war mein unmittelbarer Vorgesezter, ein Mann von großer Ehrlichkeit, und so gutmüthig, daß er keinem Menschen ein böses Wort sagen konnte, so strenge er sonst darauf hielt, daß im Hospital alles nach der Vorschrift geschahe. Ich habe selten einen Mann gesehen, welchem sein Amt mehr angelegen hätte, als diesem Fraipon. Er war schon früh um fünf Uhr auf seinem Posten, durchlief alle Säle des Tages wohl 6, 8 und mehrmal, sah nach der geringsten Kleinigkeit, und gab jedem Krankenwärter Unterricht in dem, was ihm

---

Diese Glättlinge nannte man nachher Muscadins. Eigentlich aber nannten die Höflinge und der Adel alles, was zum Volke gehörte, und zwar zur derben, zerlumpten oder unelegantenklasse, die den Hof- und Adels-Druck am tiefsten gefühlt hatte, und darum beym Ausbruch der Revolution am bittersten auf sie eindrang, verachtungsweise Sansculottes. Ein Hofschranze sagte daher einmal zu Dumouriez, daß man ihn und die übrigen National-Minister bey Hofe Ministres Sansculottes nenne. „Aber, antwortete Dumouriez, wenn wir Ohne-Hosen sind, dann wird man desto eher sehen, daß wir Männer sind.“ — Der Name Sansculottes, der nachher zur Gegenverachtung als Ehrenname beybehalten wurde, hat weit schrecklichere Folgen in Frankreich gehabt, als in den Niederlanden der Schimpfname Gueux oder Bettler. Man muß hiebey bemerken, daß fast alle Schimpfnamen der Factionen niedrig sind; und doch ist es fast allemal die vornehmere Parthey, welche sie zur Bezeugung ihrer Verachtung erfindet. Aber man bemerke nur auch, daß sie mehrentheils Ursache haben, es zu bereuen. Man sehe die Denkwürdigkeiten des Gen. Dumouriez, S. 177 im II Th. Dieß zur Erläuterung über den Namen Sansculottes für die, welche dessen Ursprung vielleicht noch nicht wissen.

erlag. Dieser Mann wollte nun nicht, daß ich meine eignen Kleider im Dienste des Hospitals abnutzen sollte, und gab mir die Uniform eines Krankenwärters, das heißt, eine schwärzliche Jacke mit gelben Knöpfen, ein paar lange Hosen, oder ein Pantalon, und eine blaue National-Mütze mit rothem Rand, der oben weiß eingefaßt war. Denn diese drey Farben zusammen machen die National-Farbe aus. Außerdem hatte ich noch eine weiße Leinen-Schürze vor.

Ich war auf dem Saal La Montagne angestellt, und hatte 14 Kranken zu besorgen, welche meist Deutsche waren. Die Säle in den Spitälern haben alle ihre Namen, die über den Thüren angeschrieben stehen, und von den neuen Begebenheiten hergenommen sind. Da waren also Salle Marat, Pelletier, Fraternité, Egalité, Liberté, Guillaume Tell, Brutus, Cassius, Barra und andere mehr: denn im Hospital Chatlier allein waren über 30 Krankensäle.

Unter meinen Kranken war auch der oben schon genannte Chirurgus vom Regiment Pr. Ferdinand von Preußen, Namens Ludwig, welcher aus Colmar nach Dijon gekommen war. Ich habe viele Mühe mit diesem Manne gehabt, aber troz aller Bemühung der Aerzte und troz der allerbesten Pflege starb er doch einige Zeit hernach an der Schwind-

ſucht. Auch der Feldſcheer Schäfer von Gießen war meiner Sorge anvertraut. Er hat mir noch im vorigen Jahre, als ich durch Gießen kam, für meine Pflege herzlich gedankt.

Meine Verrichtungen waren einfach, und alle Tage ſich gleich. Früh um 5 Uhr machte ich mich an die Arbeit, kehrte meinen Saal aus, öffnete die Fenſter, reinigte die Nachtgeſchirre, welche den Tag über nicht im Zimmer bleiben durften, brachte die Betten der Kranken in Ordnung, und holte dann Holz, um den Tag über das Feuer im Kamin zu erhalten. Um ſieben Uhr kam der Doktor, welchem ich von dem Befinden der Kranken Nachricht gab, und ihm meine Bemerkungen mittheilte. Um 9 Uhr holte ich die für jeden Kranken beſtimmte Tiſane, und um 10 Uhr auf den Schlag, ging ich nach der Küche, um das Eſſen heraufzuholen, und den Kranken auszutheilen. Nachher aß ich ſelbſt auf meiner Stube oder ging aus, in einer Schenke zu eſſen: denn die Krankenwärter dürfen ausgehen, nur müſſen ſie einen von ihren Kameraden bitten, daß er von Zeit zu Zeit ihre Kranken beſorge. Auf einem großen Saal aber, wo mehrere Wärter ſind, muß wenigſtens immer einer gegenwärtig ſeyn.

Nachmittags um vier Uhr wurde das Eſſen wieder ausgetheilt, und alsdann mußten alle Betten friſch gemacht werden. Sobald es finſter war,

wurden die Lampen oder Reverberes angesteckt, welche die ganze Nacht durch brennen mußten.

Außer seinem Saale und der Küche hat der Krankenwärter nichts zu besorgen: denn für das Uebrige sind andere Personen angestellt.

Für diese Verrichtungen hatte ich folgende Emolumente. Erstlich erhielt ich alle Monate 69 Livres, folglich jeden Tag 2 Livres 6 Sous. Sodann hatte ich täglich 2 Pfund recht gutes Brod, ein Pfund Fleisch, zwey große Becher Wein, und so viel Fleischbrühe, als ich wollte. Dabey holte ich mir in der Apothele so viel Tisane und von welcher Gattung ich nur verlangte. Mein Trunk war gewöhnlich die Limonade minerale, wie man sie nannte, ein ganz trefflicher Trunk! Ich hatte außerdem ein recht gutes Bette, und durfte mein Hemde wechseln, so oft es mir beliebte, denn ich konnte mir ja nur im Magazin eins holen.

Ich war ohngefähr 8 Tage auf meinem Saal, als ein preußischer Wachtmeister ankam, welcher von dem Regiment Dragoner, mit weißen Aufschlägen, und Klappen — den Namen habe ich vergessen — desertirt war. Er hatte, wie man sagte, die Löhnung und das Pferd mitgenommen. Dieser Mensch war gefährlich krank, und, da ich ihn gut wartete, so vertraute er mir seine Schreibtafel an, mit 150 Livres in Assignaten. Ich nahm

ſie zu mir, und meldete dem Major Fraipon, daß ich dem Krenz — ſo hieß der Wachtmeiſter — ſein Geld wiedergeben würde, wenn er aufkäme, wenn er aber ſtürbe, ſo habe er mir es vermacht. Fraipon billigte dieſes, und Krenz ſtarb ohngefähr nach 8 Tagen im fürchterlichſten Delirium, worin er die gewaltigſte Furcht vor der Hölle und dem Teufel blicken ließ, und das Blut Jeſu Chriſti, das ihn rein machen ſollte von allen Sünden, unaufhörlich anflehte. Durch den Tod des Krenz befand ich mich alſo im Beſitz von 150 livres Aſſignaten, aber der zweyte Oberkrankenwärter, Bonard, wollte mir dieſe Erbſchaft ſtreitig machen, und verlangte, daß ſie dem Hoſpital heimfallen ſollte. Allein der Direktor Aubert ſprach mir ſie zu, und ſo behielt ich, was ich hatte.

Was nach der Austheilung der Speiſen übrig blieb, fiel den vier Krankenwärtern zu, die ſie zu beſorgen hatten, und deren einer das Brod, zwey das Fleiſch und Gemüſe, und einer den Wein trug. Da allemal einige Flaſchen Wein, oft 3, 4 und mehr Portionen Brod und Fleiſch übrig blieben: ſo wurde dieß zuſammengetragen und unter ſie vertheilt. Diejenigen, welche mit mir die Austheilung beſorgten, waren in der Stadt angeſeſſen und verheirathet; ich überließ ihnen daher meinen Antheil an Brod, Fleiſch und Gemüſe und

ließ mir den Wein geben. Auf diese Art war uns von beiden Seiten geholfen: ich trank den Wein gerne: denn es war alter guter Burgunder, und meine Kameraden hatten was für ihre Familie.

Bald wurde ich allen Einungen und andern Hospital-Bedienten bekannt, und da ich immer bey der Hand und munter war, so gingen sie gern mit mir um. Ich werde mich lebenslang an den Umgang und die Freundschaft der Bürger Gibassier, Vallée, Viol und andrer Feldscheere, an den Apotheker Lenel, an den Magazin-Inspektor Talon und an andre gute Leute, die ich im Spital zu Dijon habe kennen lernen, mit Vergnügen erinnern. Auch nachher, als ich nicht mehr im Spital war, haben diese Männer es gern gesehen, wenn ich sie besuchte.

Auf unserm Spital ging es sehr friedlich zu, und die Zeit über, da ich darauf war, sind wenig Excesse vorgefallen. Einmal nur war grosse Schlägerey unter einigen Volontärs im Garten, und einige von ihnen wurden deshalb eingesezt. Ein andermal hatte sich ein Krankenwärter, aus Dijon gebürtig, trez der scharfen Befehle, unterfangen, einige Hemden unterzuschlagen, und in der Stadt zu verkaufen: er wurde verrathen, und auf zwey Jahre in Arrest gesezt. Die Strafe war allerdings

hart, aber ein Institut dieſer Art muß auch vor aller Betrügerey geſichert ſeyn: ſonſt kann es nicht beſtehen.

Die Langeweile fand ſich aber endlich bey mir ein: denn da ich nur ſelten ausging, indem der Oberkrankenwärter es dahin gebracht hatte, daß jeder Krankenwärter ſich bey ihm melden mußte, wenn er weggehen wollte, ſo mogte ich nur alle zwey oder drey Tage um dieſe Erlaubniß anhalten, und blieb alſo lieber auf meinem Zimmer. Im Grunde kann ich es dem Fraipon nicht verdenken, daß er ſolche Verfügungen traf; denn es gab wirklich Geſellen, welche halbe Tage lang wegblieben, und ihre Kranken verſäumten.

Um mir aber die Zeit zu vertreiben, borgte ich mir Bücher vom Feldſcheer Gibaſier, und entdeckte endlich eine Leſebibliothek (Cabinet de Litterature), wo ich für 2 Liv. monatliche Vorausbezahlung Bücher in Menge haben konnte. Da las ich nun Rouſſeaus neue Heloiſe wieder, und mehrere Schriften von Voltaire; eine Reihe Bände von dem großen Werk, das unter dem Titel: Recueil de Voyages imaginaires noch immer fortgeſezt wird. Ich ſchaffte mir auch das Journal de Perlet an, woraus ich die politiſchen Neuigkeiten ſo lernen konnte, wie ſie ein Erzjakobiner auftiſchte. Als meine Mitkonſorten merkten, daß ich Zeitungen las, kamen ſie häufig auf mein Zimmer, und

wollten was neues wissen. Ich erzählte ihnen gern, und gewann dadurch immer mehr in ihrer Gunst.

Bey dem Hospital war ein sehr großer Garten, der ehedem zum Kloster gehört hatte, jezt aber zum Vortheile des Hospitals gebauet wurde, und den Kranken zur Erholung diente. In diesem Garten habe ich manche frohe Stunde zugebracht.

So oft ich auf den Abtritt ging, mußte ich allemal lachen. Es war ein sehr geräumiges Gemach, — aber nicht das einzige im Spital — welches mit breiten Steinen belegt war. Diese Steine waren vorher Grabsteine der ehemaligen Bewohnerinnen dieses Klosters gewesen, und die schnakischen Leute hatten sie so angebracht, daß man im Sitzen die völlige Grabschrift lesen konnte. So stand z. B. auf einem Steine des Abtrittpflasters: Hier liegt Schwester Anna Olympia, geborne Gräfin von Morbian, ihres Alters 42, ihrer Profession 26 Jahr: — Hier liegt Schwester Clara Rosalia, geborne Baronesse von Lamey, ihres Alters 69, ihrer Profession 50 Jahr. u. s. w. Es ist doch eine seltsame Sache um eine Revolution: sogar die Grabsteine der heiligen Nonnen werden auf die Abtritte gelegt! —

Die Kapelle im Garten, worin sonst ein Marienbild verehrt wurde, war zum Hinlegen der Todten bestimmt, welche hernach, nach Verlauf von dreymal 24 Stunden, vom Todtengräber vor

die Stadt gefahren, und verscharrt wurden. Das Magazin für das Leinenzeug war in der ehemaligen Klosterkirche; auch das irdene Geschirr und anderes Geräthe. In der Sakristey logirte Talon, der Aufseher über das Magazin. Die Bilder der Heiligen, welche meist von Gyps waren, lagen auch hier alle zerschlagen herum, und die deutschen Soldaten schnitten sich Tabakspfeifenköpfe aus den Trümmern dieser ehemaligen Gegenstände der öffentlichen Verehrung!

Unter meinen Verrichtungen war mir keine lästig, als das Klystiren und das Wegbringen der Todten. Jenes muß jeder Krankenwärter vom Chirurgus lernen, und dann nach des Arztes Vorschrift vornehmen. Diese Arbeit habe ich niemals gerne gethan. Eben so lästig war mir das Wegschaffen der Leichen, welche allemal von zwey Krankenwärtern in den Garten hinab getragen werden mußten, nachdem man sie vorher ganz entkleidet und in alte Bettücher gewickelt hat. Doch ich wußte einmal, daß dieses seyn mußte, und da ich mich dazu verstanden hatte, so gewöhnte ich mich auch daran.

Ich habe die Zeit meines Aufenthalts im Hospital mehr als 40 Kranken besorgt, und ich könnte mir nicht vorwerfen, daß ein einziger unzufrieden weggegangen wäre. Mit Vergnügen befolgte ich

die Anweisung, worin befohlen war: „keinen Un„terschied der Personen zu machen: für Fremde eben „so wie für Franzosen zu sorgen, und jedem Hülfs„bedürftigen nach Vermögen zu dienen.“

Ich glaube dem aufmerksamen Leser einen Gefallen zu thun, wenn ich hier eine kurze Beschreibung eines französischen Militär-Hospitals anbringe. Diese soll nicht nur beweisen, daß die Nation in Frankreich bey weitem nicht so wild, unmenschlich und verdorben sey, als man sie gemeiniglich beschreibt; und dann kann auch so eine Beschreibung dazu dienen, daß man daraus die häßlichen Mängel unsrer deutschen Feldlazarethe kennen und verbessern lerne, wenn anders diese Schrift das Glück haben sollte, Männern in die Hände zu kommen, welche Verbesserungen vornehmen können. Wenn aber auch das nicht ist, so werden sich doch die Leser die Zeit nicht lang werden lassen: denn es ist immer angenehm zu sehen, daß man Menschen menschlich behandelt: und wer so was nicht gern liest, und nur Begebenheiten sucht, ist nicht einmal werth, daß man um ihn sich viel bekümmere.

Zwey und dreißigſtes Kapitel.

Beſchreibung der franzöſiſchen Lazarethe.

In Frankreich giebt es jezt zweyerley Lazarethe: einige ſind bürgerliche, andere militäriſche. Jene finden ſich in allen Städten, und ſind für die Kranken des Diſtricts beſtimmt, welche nicht wirklich zum Militär-Stand gehören, und aus Mangel der Hülfe des Staats bedürfen: dieſe hingegen gehören für die kranken Soldaten und für alle Ausländer ohne Unterſchied.

Da ich vorzüglich von den lezten Lazarethen handle, ſo will ich von den bürgerlichen nur ſoviel ſagen, daß in jedem derſelben nur 4 Krankenwärter angeſtellt ſind: die übrigen Dienſte verſehen ledige Frauenzimmer aus der Stadt ohne Ausnahme nach der Reihe, und wechſeln alle zehn Tage ab, die ausgenommen, welche ſich einer liederlichen Lebensart ſchuldig machen. Sobald ein Mädchen als eine feile Dirne öffentlich bekannt iſt, iſt ihr der Eingang ins Hoſpital verſperrt. Dieſe Mädchen bekommen für ihren Dienſt nichts weiter, als das Eſſen, doch dürfen die reichern zu Hauſe eſſen. Dieſe Einrichtung hat man den Jakobinern

zu danken, und sie ist deswegen gemacht worden, damit die schönere Hälfte des Volks sich gewöhne, sanft und mitleidig zu werden. Uebrigens steht das Bürgerspital unter der strengsten Aufsicht der Municipalität und hat seinen eignen Direktor. Sobald nun jemand krank wird, der nicht im Stande ist, sich selbst pflegen und kuriren zu lassen, so wird er, auf die erste Anzeige, in das Spital seines Distrikts gebracht, und da auf Kosten des Staats unentgeldlich abgewartet und geheilt. Nachher ersezt man dem Geheilten noch den Verlust seiner versäumten Arbeit. —

Die Militärspitäler sind da angelegt, wohin man die Kranken von den Armeen, und sonstwoher leicht bringen kann. In Dijon waren deren vier: Chailler und Rousseau in der Stadt; Marat aber und Le Pelletier außer derselben. Wer aber in einem bekannt ist, kennt sie alle in ganz Frankreich, weil sie alle nach einer Regel angelegt sind, so wie etwan alle Kapuzinerklöster in der ganzen Welt.

Jedes Hospital steht unter der nächsten Fürsorge der Municipalität, die nächste Aufsicht darüber führt aber der Kriescommissär, welcher mit dem Direktor alle Rechnungen abthut. Dann ist ein Director, zwey Oberkrankenwärter, ein Ausgeber, ein Kellner, ein Apotheker nebst zwey Gehülfen zum Tisanekochen u. dgl. ein Koch mit den nöthi-

gen Gehülfen, ein Magazinier, ein Holzhacker, und noch einige Andre, welche die kleinern Verrichtungen auf sich haben z. B. den Hof und die Treppen rein zu halten, die Strohsäcke zu füllen, die Matratzen auszuklopfen u. s. w. Wir nannten diese Leute Coureurs oder Beyläufer. Außerdem ist für jede 14 Kranken ein Krankenwärter bestimmt, welcher außer seinen Kranken nichts zu besorgen hat.

Die Stuben sind bald kleiner, bald größer, doch dürfen die Betten darin nur so gestellt werden, daß man rund um sie herumgehen kann; blos oben stoßen sie an einander. Jeder einzelne Kranke hat sein eignes Bette. Diese bestehen aus einem wohlgefüllten Strohsack, einer Matratze mit Wolle gefüllt und mit Zwillich überzogen, zwey Betttüchern, einer derben Friesdecke, und einem Pfühl. Alle 15 Tage werden frische Betttücher aufgelegt, und wenn der Kranke sie außer dieser Zeit verunreiniget, so werden sie jedesmal gleich gewechselt.

Sobald der Kranke ankömmt, nimmt der Krankenwärter von der Stube, worauf er kommen soll, ihn zu sich, und giebt ihm ein weißes Hemde, eine Mütze, einen leinenen Pantalon, und einen Kapot. Leztere zwey Stücke werden unten aufs Bette gelegt, damit der Kranke sie beym Aufstehen finden und anziehen kann. Aus-

serdem erhält jeder Kranke noch einen zinnernen Becher, eine zinnerne Schüssel und einen Krug zur Tisane und dies oben am Bette. Alle zehn Tage bekömmt der Kranke ein frisches Hemde eine frische Mütze und ein frisches Pantalon. Die schmutzige Wäsche wird auf eine eigne Kammer getragen, und von Zeit zu Zeit gewaschen. Die Kleider jedes ankommenden Kranken werden zusammengebunden, mit dessen Namen versehen, und so in einem dazu bestimmten Gemache aufbewahrt, wozu der Ober-Krankenwärter den Schlüssel hat. Die Kleider aller derer, die in Dijon starben, wurden hernach unter jene von den Gefangnen und Deserteurs ausgetheilt, die ihrer bedurften.

Hat die Krankheit Gefahr, so wird es dem Doktor gemeldet, der dann sofort kömmt, und den Patienten besucht.

Alle Morgen um 7 Uhr erscheint der Medikus des Hospitals, nebst einem Feldscheer, dem Apotheker und einem Feldscheer-Zöglinge. Der Feldscheer und der Zögling führen ein Tagebuch für jeden Tag; der Doktor aber hält das Tagebuch vom vorigen Tage in der Hand, und beurtheilt danach den Zustand der Krankheit. Dieses Tagebuch ist gedruckt, und hat folgende Rubriquen: 1.) Bette-Nummer, 2.) Namen des Kranken, 3.) Namen der Krankheit, 4) Zeit seines Aufenthalts im Ho-

spital, 5.) Alimente, 6.) Medikamente, 7.) Tisane, 8.) besondere Bemerkungen. Sobald der Arzt ans Bette kömmt, examinirt er den Kranken, verordnet dessen Speisen, Trank, Medizin u. dgl. und der Feldscheer sowohl als der Zögling müssen beide die Verordnungen des Doktors aufzeichnen. Zu diesem Behufe tragen sie ein Bret, worauf ihre Schreiberey liegt, und ein Tintenfaß einsteckt, mit herum. Ehe der Doktor das Zimmer verläßt, nimmt er dem Feldscheer sein Heft ab, und läßt den Eleven das seinige laut ablesen, um gewiß zu wissen, daß nichts falsch aufgezeichnet sey.

Wenn die Visite vorbey ist im ganzen Hospital, die dann freylich von mehreren Aerzten gemacht werden muß, wenn sehr viele Kranke da sind, so wird unten in einer Stube neben der Apothele ein Auszug gemacht und auf jeden Saal ein Zettel geschickt, worauf für jeden Kranken das bestimmt ist, was der Krankenwärter nun aus der Apotheke holen soll. Die eigentlichen Arzeneyen muß der Apotheker selbst bringen, und sie den Kranken auch selbst eingeben, von deren Wirkung nachher der Krankenwärter Nachricht geben muß.

Alle Tage muß der Wärter alle Schüssln, Becher und Krüge seiner Kranken reinigen; und wenn der Major Schmutz, Saz u. dgl. in Krügen oder in Bechern findet, so sezt es Verweise, auch

wenn es auf der Stube übel riecht, oder Stroh u. dgl. auf dem Fußboden herum liegt. Reinlichkeit sagte immer der Major Fraipon, ist die Seele der Krankenwärterey: Reinlichkeit ist die erste Bedingung jeder Kur. Tobak darf auf den Sälen niemand rauchen; wer rauchen will, muß hinausgehen.

Jeden Morgen, sobald es zehn Uhr schlägt, wird geläutet, und die Krankenwärter holen erst ihren Kranken Bouillon, oder Fleischbrühe, wovon jeder einen Napf voll erhält; sodann wird das Brod, das Fleisch, das Gemüse und der Wein in Beysenn eines Feldscheers, der von Bette zu Bette mitgeht, und im Tagebuch nachsieht, was jedem Kranken vom Medikus verordnet ist, ausgegeben. Es ist allen Wärtern verboten, den Kranken irgend etwas zu essen oder zu trinken zu geben, oder zu holen: kömmt so was heraus, so wird der Krankenwärter nur nichts, dir nichts, fortgejagt: denn der Medikus spricht, in der Diät bestehe die Seele der Kur; doch kann der Patient sich, mit Bewilligung des Arztes, dies und jenes für sein Geld holen lassen z. B. Henig, Pflaumen und dergleichen, doch aber nur mit Bewilligung des Arztes. Ein Kamerad von mir ließ sich einmal bereden, einem Volontär eine halbe Flasche Champagnerwein zu holen, welches der sonst sanfte,

stille Antoine erfuhr, und sofort auf dessen Entlassung drang. Der Major und der Direktor konnten es kaum dahin bringen, daß der gute Benoit bleiben durfte: so streng hielt Antoine auf diese Ordnung! Den andern Tag sagte er es selbst allen Wärtern, daß er hierüber keinen Spaß verstehe, und durchaus nicht leiden werde, daß irgend ein Kranker ohne seine Bewilligung etwas genieße.

Einigen Kranken ist es erlaubt und einigen gar vorgeschrieben, am Tage im Garten herum zu gehen; andre aber müssen in der Stube, oder im Bette bleiben: für die pünktliche Befolgung dieser Vorschriften steht der Wärter.

Des Nachmittags um 4 Uhr wird wieder ausgetheilt, wie früh um 10 Uhr, und nach eben der Ordnung.

Die Kranken bleiben nicht immer auf einem Saal, sondern werden, wie ihre Krankheit abnimmt, auf einen andern gebracht, damit sie nicht wieder in die alte Krankheit zurückfallen.

Alles Lärmen und Spektakeln ist strenge verboten; daher es denn auch in solch einem Hospital so ruhig zugeht, wie in irgend einem Kloster von La Trappe. Abends werden die Wandlampen (reverberes) oder die Wiederscheiner von einem besondern Bedienter im ganzen Hospital angezündet, und mit Oehl versehen: denn damit haben die Wärter nichts zu thun.

Für die sehr kranken Patienten, welche nicht aufstehen können, sind zur Verrichtung ihrer Nothdurft Bassins und Urinoirs da, welche aber jedesmal müssen gereinigt und sauber gehalten werden: so wie die zinnerne Klystiersprütze, wovon auf jedem Saale eine befindlich ist.

Die Verwundeten, Krätzigen und Venerischen stehen blos unter der Behandelung des Oberchirurgus. Die beyden erstern erhalten keinen Wein, und die Venerischen auch kein Fleisch: die Krätzigen aber bekommen ganze Portionen.

Es wird sehr gesorgt, daß die, welche gleichartige Krankheiten haben, auch zusammen kommen, damit die Vermischung und Verbreitung der Krankheiten verhütet werde. Daher ist es auch nicht einmal erlaubt, daß die Kranken von dem einen Saal in den andern gehen, aus Furcht, sie mögten ihr Uebel mit dahin bringen.

Den ersten Tag des Monats erhalten die Krankenwärter ihre Bezahlung vom Direktor; und bey dieser Gelegenheit wird ihnen die Instruktion allemal vorgelesen, welche vom Konvent selbst ihr sie verfaßt ist, und aus kurzen, bündigen Vorschriften, bestehet. Unter diesen Vorschriften ist eine, welche ächt jakobinisch ist, des Inhalts: daß kein Wärter sich unterstehen soll, einen Priester, er habe Namen wie er wolle, zu einem Kranken zu lassen; [illegible]

da, wo man die Menschheit pflege, müsse der Fanatismus sich nicht einschleichen: dieser mache schon Gesunde krank, und Kranke gewiß noch kränker. — Aber ich erinnere mich auch nicht, daß irgend ein Kranker je nach einem Pfaffen verlangt habe. Sie, die starben, starben alle demohnerachtet ziemlich ruhig.

Wenn ein Kranker stirbt, so ruft der Krankenwärter den Wachthabenden Feldscheer — denn immer muß ein Feldscheer auf der Wache seyn — und dieser untersucht den Todten. Wenn er ihn wirklich todt findet, so nimmt der Wärter noch einen Kameraden, und die tragen den Kadaver im Laken in die Todtenkammer, wo sie ihm das Hemde abziehen, und in alte Laken wickeln. So bleibt er drey Tage liegen, im hohen Sommer auch kürzere Zeit, und wird sodann, nachdem ihn der Chirurgus nochmals besehen hat, vom Todtengräber außerhalb der Stadt eingescharrt. Die Franzosen sind überhaupt von dem lächerlichen Vorurtheil zurückgekommen, daß man mit den Todten Staat und Gepränge treiben müsse. Sie begraben sie auf die einfachste Weise, und zwar wohin sie wollen: doch muß das Grab nach dem Gesetz 8 Fuß tief und auf eine Viertelstunde von dem Orte entfernt seyn, wo Menschen wohnen. Die Beerdi-

gung geschieht allemal gegen Abend in der Dämmerung. *)

Die Kosten der Civilspitäler trägt allemal der Distrikt der Kranken, hingegen die der Militär-Lazarethe trägt die Republik selbst; und eben darum müssen alle Rechnungen derselben monatlich nach Paris geschickt werden. Es ist daher auch nicht möglich, daß Mangel in einem solchen Hospitale einreiße. Alle Tage wird frisches Fleisch, und alle zwey Tage schönes weisses Brod geliefert. Ich habe in Frankreich nirgends schöneres Fleisch gesehen, als in den Hospitälern. Der Wein muß gut und alt seyn, und wird aus der Provinz genommen, wo das Spital ist. Antoine meynte auch, das Departement von Côte d'or schicke sich zu Hospitälern besser, als das ganze übrige Frankreich, weil der Burgunderwein unter allen Weinen der

*) In Frankreich behandelt man die Todten, wie man sieht, jetzt sehr einfach, und dem äußern Prunk nach, [illegible] schaffen: und doch behandelt man die [illegible] Lebendigen dort weit besser als irgendwo; freylich ist es [illegible], daß wenn man die Todten [illegible] behandelt, man es mit den Lebendigen bald nicht besser mache. Dieß Argument [illegible] vorzüglich die [illegible], welchen der Sarg, das [illegible], das Geläute und der übrige Prunk etwas abwirft, [illegible], ob die Familie des Verstorbenen Geld im Beutel übrig habe, oder nicht, [illegible] zum Geläute [illegible] dazu gehöret. Wir sind [illegible] übertrieben, daß wir [illegible] damals gegen die Verstorbenen auf Kosten der [illegible] gegen die zurückbleibenden Lebendigen sehr ungleich [illegible].

gesundeste, und für gewisse Krankheiten eine wahre Arzney sey; und dann auch, weil Dijon in einer sehr gesunden Gegend liege. Auf dem Hospital wurde so guter Wein, rother und weisser, ausgetheilt, als man ihn in keinem Weinhause der Stadt finden konnte.

Bey dem allen ist es aber doch nicht möglich, daß jemand von den Spitalbedienten etwas in seinen Beutel mache, gewiß nichts beträchtliches. Denn im Fall eines Betruges von Wichtigkeit, müßte Municipalität, Kriegskommissär und Direktor miteinander unter einer Decke stecken; auch dürfte der Medikus oder die Medici und der Apotheker nicht vergessen werden, weil diese aus ihren Journalen den Betrug jener sonst gar nicht entdecken und bekannt machen könnten. Eben so verhält es sich mit den Inspecteurs Majors. Daher glaube ich auch nicht, daß die Republik in den Hospitälern betrogen werde: wenigstens erinnere ich mich nicht, daß man deshalben je Klage geführt habe.

Der grosse Vortheil der französischen Militärspitäler besteht darin, daß das Militär gar nichts darin zu sagen hat. Ein Volontär, welcher krank ist, liegt nicht mehr unter jenen Offizieren, folglich hat es sich von ihnen nichts gefallen; und beschwert sich, wenn ihm sonst etwas abgeht. Aber

bey den Oestreichern, Preußen und andern Truppen verwalten Offiziere, Unteroffiziere u. s. w. die Hospitäler; und daher entsteht deren traurige Gestalt, die Vernachläßigung der Kranken, und das meiste von dem Unwesen, welches ich im vorigen Bande beschrieben habe, und welchem nicht abgeholfen werden kann, so lange man keine bessern Grundsätze annimmt.

Fremde dürfen ohne Erlaubniß des Thorhüters nicht ins Spital, und niemand darf heraus, als die zum Spital gehörigen Bedienten. Die Kranken bleiben so lange, bis der Medikus sie für gesund erklärt; und dann erhalten sie ein gedrucktes Billet, worauf der Arzt ihren und seinen Namen schreibt. Dieses Billet muß hernach an den Kommissär, abgegeben werden, und dient ihm zu seiner Berechnung. Mit dem Billet des Kommissärs, welches der Kranke bey seiner Ankunft mitbringt, berechnet der Direktor. Daß übrigens sehr genaue Register geführt werden, versteht sich schon von selbst.

Dieß mag für diesmal von dem neuen Französischen Spitalwesen genug seyn. Wie ich höre, soll Bürger Bedeking ein ganzes Buch darüber geliefert haben. Ich kenne es nicht weiter; und was man hier davon hat, ist Resultat meiner eig-

nen Erfahrung.*) So wenig dies auch ist, so beweißt es doch genug: daß Frankreich es dahin gebracht hat — so ungern unsere politischen Unken es auch vernehmen — den Menschen, auch von Seiten des Staats, als ein selbstständiges Wesen, als Zweck zu behandeln, und nicht als Niethe wie Friedrich der Zweyte sich einmal ausdrückt, oder als ein Mittel, das der Despot nur so lange achtet, als er es zur Erreichung seiner herrschsüchtigen Zwecke brauchbar findet. In solchen Staaten sucht ein Diogenes, von der politischen Seite, freylich noch immer vergebens nach — Menschen!

Drei und dreißigstes Kapitel.

Ich verlasse das Hospital, und gebe Lektionen.

Aus dem, was ich in den beyden lezten Kapiteln gesagt habe, läßt sich leicht der Schluß ziehen, daß ich als Krankenwärter im Hospital zu Dijon nichts weniger als unglücklich war. Ich lebte ordentlich,

---

*) Wedekinas Schrift sollte, wie ich höre, in einer [illegible] Stadt gedruckt werden. Der Censor aber soll gemeynt haben: das könne er nicht zugeben, weil es uns Deutsche zu sehr beschäme.

hatte an nichts Mangel, und einen Posten, wobey ich wenigstens ein nützliches Glied der Gesellschaft war, denn ich diente meinen Mitmenschen wirklich und vielleicht mehr, als manche Professor der Theologie. Aber ich weiß es nicht zu sagen, es fehlte mir immer was, und ich war in einsamen Stunden oft unzufrieden, ohne daß ich wußte, warum. Bisher war ich immer in gewaltsamen Veränderungen gewesen, und meine ganze Seele war schlaff geworden, sie konnte sich daher nicht so recht in die ruhige stille Lebensart eines Krankenwärters finden.

Ich hatte mit einigen Offizieren von den gefangnen Preußen, Oestreichern und Hannoveranern Bekanntschaft gemacht, und besuchte sie oft in den zwey Klöstern, wo sie einquartiert waren, und genoß manchen Beweis ihrer Freundschaft. Als ich eines Tages auf dem Zimmer des Hn. Hauptmann von Euler, der bey einem österreichischen Regimente gestanden hatte, etwas über das Unangenehme meiner Lage merken ließ, so erklärten mir mehrere gegenwärtige Offiziere, daß sie, wenn ich das Spital verlassen wollte, gleich Unterricht im Französischen bey mir nehmen würden, wobey ich wenigstens monatlich 50 Livres verdienen könnte. Auch dürfte ich die unschickliche Arbeit auf dem Spital

dann nicht mehr thun und würde unabhängiger und freyer.

Ich dachte über diesen Vorschlag nach, wollte aber noch nichts entscheiden, und blieb immer Spitalwärter. Endlich ward der brave Major Fraipon krank, und Bonard hatte nun über alles die Aufsicht. Dieser Mann war wirklich nicht schlimm, aber ich hatte ihn in der Küche dadurch beleidiget, daß ich gesagt hatte: „da Fraipon krank sey, so würde es fortihin wohl schief mit dem Spital aussehen." Das zog Bonard auf sich, als wenn ich glaubte, er könne dem Institute nicht allein vorstehn. Doch neckte er mich nicht, oder er konnte mich nicht necken: denn wer bey uns that, was seine Pflicht war, dem hatte keiner was zu sagen.

Eines Tages hatte ich einen grosen Wasserkrug beym Wasserholen zerbrochen, und dafür einen andern aus dem Magazin geholt. Bonard behauptete, ich müsse mir den Krug an meiner Besoldung abziehen lassen, aber der Direktor sagte, was aus Unvorsichtigkeit zerbrochen würde, müsse hingehen. Das Ding kützelte mich, ich muß es nur gestehen, und ich sagte zu einem andern Wärter: „siehst du, Bonard hat mich wollen den Krug zahlen machen, aber er hat eine Nase gekriegt. — Bonard hörte auch dieses, sagte es dem Direktor, und dieser gab

mir nun auch eine Nase. Benard, um sich an mir zu rächen, versetzte mich auf den Saal Egalité, wo die Krätzigen lagen. Das verdroß mich sehr, aber ich mußte schon zufrieden sein, weil solche Anordnungen lediglich vom Major abhängen, und weil es mir, als einem der jüngsten Krankenwärter zukam, die Krätzigen zu warten: denn da diese die wenigste Wartung bedürfen, und der Wärter nicht einmal ihr Bette machen darf: so überläßt man ihre Pflege den Neulingen unter den Wärtern.

Ich blieb indeß noch einen ganzen Monat auf Egalité und foderte meinen Abschied erst zu Ende des Prairéals. Der Direktor gab mir ihn ungern, aber er gab mir ihn, als ich darauf bestand, und obendrein ein gutes Zeugniß, welches hernach bey der Inquisition revolutionnaire in Macon geblieben ist.

Nun fing ich meine Stunden mit den fremden Offizieren an, und meine Schüler waren der Hr. Hauptmann von Euler, Hr. Leut. von Crone, von den Kaiserlichen; Hr. Leut. von Witzleben und von Fink, von den Preußen; Hr. Leut. von Ruhdorf, von Reinhardt und von Sander von den Hannoveranern; Hr. Leut. von Braudenstein von den Sachsen, und Herr Dunhaupt, Feldscheer bey den Hannoveranern. Also hatte ich

täglich neun Lektionen: für jede erhielt ich 7½ Sous; folglich verdiente ich monatlich 101 Livres 5 Sous, wofür ich in Dijon recht gut leben konnte, um so eher, da mir die Nation ohnehin mein Brod, und täglich 10 Sous Geld gab.

Ich danke hier den Herren, welche mich in Dijon ihres Zutrauens würdigten, von Herzen für das viele Gute, und für die Freundschaft, die sie mir bewiesen haben.

Von da an logirte ich in der Caserne der Deserteurs, wo mir der Kommendant Belan ein ziemlich gutes Bette gegeben hatte. Ich logirte mit dem Sohne des Bischofs von Coppenhagen, der aber seinen Namen verändert hatte, und jezt Adelsberg hieß, auf einer ehemaligen Nonnenzelle, wozu wir den Schlüssel hatten.

Dieser junge Mann war in Dänischen Diensten gewesen, und hatte bey der Garde, als Fähndrich gestanden. Einige dumme Streiche, wie er selbst sagte, machten, daß der Kronprinz von Dänemark, als General der Garde, ihm einige derbe Verweise gab, worauf er wider den Willen seines Vaters den Dienst verließ und nach Deutschland ging, um da bey den Preußen anzukommen. Er wollte aber das preußische Militär wenig gekannt haben, sonst sagte er, hätte er den Schritt nie gewagt. Er ging, auf Zurathen einiger Bekannten in Hamburg,

unter die preußiſche leichte Infanterie, und wurde bey dem Bataillon von Müffling, nicht Junker, wie er erwartet hatte, ſondern Schütze. Seinen Koffer, voll Wäſche und anderer Sachen, nahm der Major an ſich, und verſprach ihm, für ſeine Beförderung zu ſorgen. Adelsberg diente ohngefähr ein Jahr, merkte aber gar nichts von Beförderung, fühlte alſo Aerger und Langeweile, und deſertirte bey der Retirade im Winter 1793, kam nach Langres, Macon und endlich, nach vielem Herumlaufen, nach Dijon. Er iſt unter einem ſelbſtfabricirten Taufſchein ſchon im Herbſt 1794 aus Frankreich gegangen, wohin aber, weiß ich nicht.

Adelsberg, oder, wie er eigentlich hieß, Balle, war ein guter Menſch, der auch einige Kenntniſſe hatte. Ich habe in ſeinem Umgang mich recht gut befunden, vorzüglich, da die meiſten der in Dijon befindlichen Deſerteurs eingemachte Schurken waren, mit denen man gar nicht zurechte kommen konnte. Die Einwohner in Dijon haßten dieſe Leute auch ſehr wegen ihrer erzgroben Streiche, welche ſie tagtäglich begingen. Stehlen war beſonders ihre Sache, und es verging kein Tag, daß nicht Klagen wegen Diebſtahl bey dem Kommendanten wider einen Deſerteur eingelaufen wären.

Die elenden Leute ſind zwar nicht werth, daß ich von ihren Stückchen die Leſer unterhalte, aber

eine Erzählung dieser Art kann doch dienen, daß man einsehen lerne, man müsse eben nicht jedem glauben, der aus Frankreich kommt, und die französische Nation tadelt. Die Leute sind wegen ihrer Uebelthaten in Frankreich bestraft worden, und nun wollen sie sich durch Schmähungen und Lästerungen rächen. Wer sich aber daselbst gesetzmäßig betragen, und nur keine groben Excesse begangen hat, wird keine Ursache haben, mit der Behandlung der Franzosen unzufrieden zu seyn. Ich will daher eins und das andere, was mir so eben einfällt, von dem schlechten Betragen der Deserteurs anführen.

Ein gewisser Vollmann, von den Kaiserlichen, aus Köln am Rhein gebürtig, hatte in Dijon eine hübsche Frau genommen, welche aber in sehr zweydeutigem Rufe als Mädchen gestanden war. Er logirte sich in die Stadt zu einer Wittfrau, und fing da an Wein zu schenken. Bey eben dieser Wittfrau logirte auch ein alter Mann, ehemals Parlaments-Assessor in Dijon, Namens Fouquet. Vollmanns Frau wartete dem alten Manne auf, und gewann sein ganzes Zutrauen. Noch zu der Zeit, als ich auf dem Hospital war, mußte Fouquet nach Pontarlier verreisen, und übergab der Vollmannen seinen Stubenschlüssel. Diese und ihr Mann öffneten nun Fouquets Koffer, nahmen alles, was

sie verfanden, und wegbringen konnten, und noch eine Summe baares Geld von 12000 Livres.

Außerdem hatte ein andrer Deserteur, Ill, welcher krank im Hospital war, dem Bollmann seine Uhr, Kleidung und einige 100 Livres aufzuheben anvertraut. Alles das packte das saubere Paar zu dem vorigen, und entlief nach der Schweiz. Aber ohnweit Besançon hielt man sie auf Steckbriefe an, und schickte je nach Dijon zurück. Der Mann wurde auf 6, die Frau aber auf 3 Monate zum Arrest verdammt. Ich habe nachher den saubern Schurken im Hospital Rousseau stark über die Franzosen räsonniren hören: aber man weiß, warum.

Ein Anderer, Namens Gerber, machte die Hand des Kommendanten Belin nach, verfertigte Brodzettel, und stahl auf diese Art dem Brodausgeber über 60 Stück Brod nach und nach. Er wurde ebenfalls auf 6 Monate eingesteckt.

Zwey Deserteurs griffen Abends im Finstern einen Mann in der engen Gasse, wodurch man nach dem Departementshause geht, an, raubten ihm seine Uhr und Brieftasche mit Gewalt, und entliefen.

Kein Frauenzimmer getraute sich beynahe Abends allein auf der Straße zu gehen, weil die Deserteurs ihnen die Hauben und Halstücher gewaltsam wegrissen.

Nirgends ſahe man dieſes Geſindel gern hinkommen: denn wohin ſie kamen, ſchlugen und rauften ſie ſich, und zogen aus den Wirthshäuſern gemeiniglich ab, ohne zu bezahlen. Bey einer Brantweinbrennerey drangen ſie einmal in den Laden, nahmen einige Flaſchen mit Gewalt, und liefen damit nach der Caſerne.

Als endlich die Ausſchweifungen der Deſerteurs täglich zunahmen: ſo wurde beſchloſſen, dieſelben zu vertheilen, und auf die umliegenden kleinern Städte zu ſchicken. Ein Trupp mußte nach Belle Deſente, oder St. Jean de Lone, wie es ſonſt hieß; andre wurden nach Aurioune, Beaune und ſonſt wohin geſchickt; auch konnte jeder, der nur wollte, aufs Dorf gehen, und bey den Bauren arbeiten helfen, wo auch jeder Arbeit fand.

Der Kommendant Belin wurde von der Municipalität angegangen, daß er keine beſſere Ordnung bey den Deſerteurs hielte. Aber der gute Mann konnte wirklich dieſe Höllenbrut nicht bändigen. Die Caſerne der Deſerteurs war einer Räuberhöle ſo ähnlich, wie ein Ey dem andern. Nach dem Befehl des Convents ſollten von den Deſerteurs die beſten zu Aufſehern über die andern beſtellt werden: aber da war es ſehr ſchwer, gute Leute herauszufinden, oder man dankte für die Ehre, unter einem ſolchen Haufen etwas zu ſagen zu haben.

So lehnte ich selbst das Aufseher-Amt von mir ab, als Velin mir es antrug: denn wer thun wollte, was sein Amt mit sich brachte, war seines Lebens bey den Unmenschen nicht sicher.

Einst kam der Kommendant selbst ins Kloster, um gewissen Unordnungen abzuhelfen: aber da ergriffen ihn einige, welche vorher ihre Röcke ausgezogen, und ihre Gesichter mit Schnupftüchern verbunden hatten, um unkenntlich zu seyn, gaben ihm derbe Rippenstöße, und warfen ihn zum Thor hinaus auf die Gasse. Er hielt zwar Wache, aber wer hatte es nun gethan! Wie konnte man unter 1000 Spitzbuben die Viere herausfinden, welche den Kommendanten mishandelt hatten?

Das Kloster, worin die Deserteurs ihr Wesen hatten, war ein adeliches Stift gewesen, und hatte herrliche Bequemlichkeit: aber bald sah es aus, wie eine Spelunke. Die meisten Zimmer waren getäfelt, und sehr viele tapezirt gewesen, weil hier ehemals, nach der Mode in Frankreich, viele junge Damen erzogen wurden. Aber die Deserteurs rissen die Tapeten und das Getäfel herunter, und verbrannten alles, Thüren, Stühle, Bänke, Fußboden, sogar die Sparren vom Dache. So wenigstens fand ichs, als ich im Jänner 1795 noch einmal dahin ging.

Von den Oertern, wohin man einen Theil der Deserteurs geschickt hatte, liefen die bittersten Klagen ein. Einige durchstreiften das Land, und stahlen auf den Dörfern, so, daß keine Gans, Huhn oder Puter vor ihnen sicher war. Sie erbrachen die Keller, und holten den Bauren ihren Wein heraus u. s. w.

Indessen wurden, wie ich oben erwähnte, die Deserteurs, wenn ihre Bubenstücke entdeckt wurden, doch nicht so hart bestraft, als wenn sie französische Bürger gewesen wären. Man könne, meynte Belin, von so einem ammonalischen Haufen, der nur den Stock respektiren gelernt hätte, nicht viel fodern: wenn sie es nur nicht zu arg machten, müßte man immer zufrieden seyn. Doch saß die Prison in der Caserne immer voll Burschen, welche bald diesen, bald jenen Landsknechtstreich vollführt hatten: wer aber grobe Verbrechen beging, wurde nach der Conciergerie gebracht. Einmal brachen die Eingesperrten ihre Kerker mit Gewalt auf, und sezten sich in Freyheit; und der Kommendant war nicht so kühn, sie wieder einzustecken: er hatte gehört, daß sie ihn, im Fall er es thun würde, todtschlagen wollten.

Im Frühling d. J. 1794 ging das Laufen der Deserteurs und der Gefangnen nach der Schweiz erst recht an: fast täglich entliefen einige, aber sehr

viele wurden erwischt, und dann auf 8, 14 Tage eingesteckt. Ich kenne ihrer, welche drey- viermal zu entlaufen versucht haben. Viele sind auch durchgeschlüpft, welches endlich sehr leicht wurde, nachdem, wie man weiß, die Jakobiner die Gränzen nicht mehr so stark besezt hielten. Als vollends das Dekret über die Entlassung neutraler Ausländer bekannt wurde, da machten Viele sich und andern falsche Taufscheine, besonders ein gewisser Bernhard von Würzburg, ein ehemaliger Jesuitenschüler. Ein Andrer, Böhmroth, vom Regiment Wolfframsdorff, fabrizirte gar falsche Siegel, und so gelangten Viele zu Pässen nach der Schweiz. Aber endlich wurde auch dieser Kunstgriff entdeckt, besonders da in den falschen Taufscheinen oft die lächerlichsten, grammatikalischen Schnitzer vorkamen. Das Departement untersuchte also die Papiere von nun an genauer, ob ihnen gleich wenig daran lag, daß solche unnütze Menschen Frankreich verließen. Böhmroth wurde drey Monate eingesteckt, weil er für einen Andern einen Paß verfertiget und das Siegel des Departements nachgemacht hatte.

Aus dem, was ich hier erzählt habe, kann man schon abnehmen, warum Mancher, der aus Frankreich zu flüchten, übel von den Franzosen spricht. Aber ich getraue mich auch, ganz sicher zu behaupten

ten, daß, wer dieſes thut, ſich gewiß als ein Deſerteur, das heißt, als ein verdorbner Menſch, in Frankreich betragen hat, der nur die phyſiſche Moral des Stockes und nicht die der Geſetze zu achten gelernt hatte.

Vier und dreißigſtes Kapitel.

Meine Beſchäftigung in Dijon. Rechtspflege in Frankreich.

Ich konnte es unter der infamen Bande der Deſerteurs nicht lange aushalten, und ſuchte mir daher ein Quartier in der Stadt, wo ich zwar täglich 4 Sous für Kammer und Bette zahlen mußte, aber nun auch bequem und artig wohnte. Es war bey einem geweſenen Bedienten des Exprinzen von Condé, der mir manche Anekdote von ſeinem ehemaligen Herrn mittheilte, welche ich zu ſeiner Zeit in den Abentheuern des Marki von Vilencon erzählen werde. Er hatte mit ihm auswandern ſollen, aber er hatte lieber in ſeinem Vaterlande bleiben wollen, als in andern Ländern den Vagabunden machen; und daran that er recht.

Der Kommendant Belin konnte mich, wie ich öfters merkte, gut leiden: er war ſeines Gewerbes ein Eiſenhändler, und ein Mann von ein-

gen Kenntnißen. Ich erhielt von ihm, was ich wollte, und mehr als einmal gab er mir Papiergeld. Er meynte, wenn alle Deserteurs wären, wie ich, so wollte er mit Freuden jedem alle Woche eine Bouteille Wein geben. Einen davon hatte er in sein Haus genommen, und brauchte ihn zu seiner Bedienung.

Ich habe meine Zeit so ziemlich vergnügt in Dijon zugebracht: wenn ich mit meinen Lektionen fertig war, ging ich in die Weinschenke zu Viennot, wo immer starke Gesellschaft war. Da ich schon vorher mit vielen Bürgern aus der Stadt bekannt war, so mehrten sich meine Bekanntschaften immer, und da ich fleißig mitschwadronirte, so war ich wohl gelitten. Sehr oft wurde ich von den Gästen in die Weinschenken gerufen, um mit diesem und jenem eine Flasche zu leeren: denn es ist dem Franzosen unmöglich, allein zu trinken: er muß schlechterdings einen Gesellschafter haben, der mit ihm plaudere und trinke.

Die Gespräche waren allemal politischen Inhalts: man räsonnirte über den Krieg, über die Gesetze, über die vernünftige ächte Form der französischen Republik, und andre Gegenstände dieser Art. Da mir alle diese Dinge schon lange interessant waren, so konnte ich auch ich dabey unterhalten; und da ich über auch das viel nachgedacht hat-

te, so konnte ich meine Meynung oft mit grossem Beifall derer sagen, die mir zuhörten. Besonders war es den Franzosen angenehm, wenn ich ihnen aus der Geschichte der Griechen, Römer, Schweizer und Niederländer etwas erzählte, und ihre neue Republik, mit jenen ältern Freystaaten verglich. Wiennet sah allemal gern, wenn ich kam; und meine Zeche war immer gemacht, wenn ich mit Franzosen zusammen trank: denn diese liessen mich niemals mitbezahlen.

Die Franzosen besuchten damals die öffentlichen Wirthshäuser häufiger als sonst. Denn die Jakobiner gaben auf alle Tritte und Schritte der Bürger Achtung, und sahen nach ihrer öftern Erfahrung die Gesellschaften in Privathäusern als verdächtig an. Man scheute sich daher, jemand in seinem Hause zu besuchen, wie denn auch niemand einen Besuch gern annahm, weil er nicht wissen konnte, ob der Freunde verdächtig war oder nicht. Die öffentlichen Häuser waren aber von allem Verdacht des Royalismus und Federalismus frey; und da die Franzosen durchaus Gesellschaft haben müssen, so wurden diese feste fleißiger besucht. Ich muß gestehen, daß ich in diesen Gesellschaften, wenn das lebhafteste Ideen-Commerz herrschte, viel gelernt, und meine Begriffe über das Neufränkische System sehr berichtiget habe, welches wahrlich nichts

leichtes ist, da uns unsre von Jugend auf beygebrachten Begriffe von Herrschaft, Adel, Vorrechten, Religion u. s. w. zu gar schiefen Urtheilen verleiten können, wenn wir die französischen Begebenheiten nur so obenhin anschauen, zumal nach der einseitigen oder ganz verschraubten Darstellung so vieler benebelter Schriftsteller. Deswegen muß man auch Geduld mit denen haben, welche diese große Revolution von der unrechten Seite ansehen. Die Leute sind nicht unterrichtet, oder unbeschnitten an Herz und Kopf. Wenn daher der Wanderer in seinen Wanderungen einen kleinen Trupp französischer Gefangenen einen peuple souverain nennt, und sich dann über sein eignes Hirngespinnst etwas zu gute thut: wer zuckt nicht die Achseln über den abgeschmackten, faden Gespenster-Vogt!

Fleißig habe ich auch die Gerichtsplätze besucht, wohin jeder gehen und alles mit anhören darf, was da verhandelt wird. Es giebt in Frankreich keine Rechts- oder Justiz-Geheimnisse mehr: blos der Friedensrichter handelt bei verschloßnen Thüren, und das ist auch schon recht. Denn der Friedensrichter ist eigentlich kein Richter, sondern eine von dem Distrikt autorisirte Person, die Privathändel der Bürger in der Güte beyzulegen; und dazu bedarf es keiner Publicität.

Ich habe, ich weiß nicht recht mehr, wo, gelesen, daß die Franzosen seit der Entstehung ihres neuen Systems schon über 7000 Gesetze gemacht hätten; und darüber hat sich der Eramann, der das geschrieben hat, derb aufgehalten, und gefragt, was doch aus einem Staat werden könne, der 7000 Gesetze hätte! Aber der Mensch wußte wohl nicht, was er schrieb. Die meisten französischen Gesetze gehen blos auf die Begebenheiten des Tages, und gelten gerade nur so lange, als ihr Gegenstand dauert. Bürgerliche Gesetze betreffen blos den Privatstand, und ihrer sind äußerst wenig. Ihr Inhalt ist gemeinnützig, und ihre Sprache gemeinverständlich.

Doch giebt es in Frankreich, wie in der ganzen Welt Rechtshändel, welche man aber allemal erst bey dem Friedensrichter anbringen muß. Denn kein Collegium darf einen Proceß annehmen, ohne daß der Friedensrichter den Kläger durch ein Certifikat dazu autorisirt habe. Einen Friedensrichter giebt es in jeder Gemeinde und er hat die Pflicht auf sich, die streitenden Partheyen auf jede Art zu verständigen, und zum Vergleich zu bewegen. Er kann von den Partheyen keinen Heller nehmen, ist aber auch wegen seiner Friedensstiftung niemanden responsabel; ja, er darf sogar nicht einmal die Processe bekannt machen, und ist quasi ein juristischer

Beichtvater. Wie nützlich und wohlthätig aber das Amt eines Friedensrichters (Juge de paix) sey, müssen alle wissen, welche jemals das Unglück gehabt haben, der Deutschen Justiz, besonders der = = und der = = in die Krallen zu gerathen.

Wenn aber die Bemühungen des Friedensrichters nichts ausrichten, so muß freylich die Sache da angebracht werden, wo sie nach den Gesetzen entschieden werden kann. Der Friedensrichter, welcher auf jeden Fall die Gesetze verstehen muß, sagt zwar den Partheyen allemal, wer Recht oder Unrecht habe, wer gewinnen oder verlieren werde, aber wenn sie sich doch nicht weisen lassen, so muß er sie an die Richter weisen. Ist die Sache von ganz geringem Belang, so wird sie sofort auf der Dorf- oder Stadtmunicipalität entschieden; ist sie aber etwas verworrener, oder wollen die Partheyen mit dem Spruch der Municipalität nicht zufrieden seyn, so geht es auf das Distriktsgericht.

Hier sind zwölf Beysitzer, und ein Präsident, der jedoch oft umwechselt. Erst wird die Sache mündlich entweder von den Partheyen selbst, oder von ihrem Anwald — worunter man sich aber keinen Advokaten, Justizkommissarius oder sonst ein Männlein dieser Art denken darf — deutlich vorgetragen, und nach den Hauptpunkten vom Schrei-

ber aufgesezt. Wenn alles verabredet ist, was zur Sache gehört, nimmt der Präsident den Aufsatz des Schreibers, und liest ihn den Partheyen sowohl, als den Beysitzern vor. Erstere werden befragt, ob noch etwas zu erinnern sey. Wenn sie es verneinen, so wird den Richtern vom Präsidenten ein Vortrag gemacht, worin er ihnen die ganze Lage der Rechtssache erklärt. Nun wird, um Bestechungen vorzubeugen, gelost, und drey von den zwölf Beysitzern werden Richter in der Sache. Diese nehmen die hieher gehörigen Gesetze vor, bestimmen ihren Sinn, und sprechen das Urtheil auf der Stelle, welches sofort vom Schreiber aufgezeichnet, und den Partheyen eingehändigt wird; und damit ist die Streitsache hier entschieden.

Sollten die Partheyen glauben, daß man ihnen Unrecht thue, so können sie aufs Departements-Gericht, und von da an den Konvent (Chambre de cassation) gehen: das alles steht ihnen frey, und kostet nichts, als die Zeit, die sie versäumen. Aber sehr selten geht ein Proceß durch mehr als eine Instanz, und äußerst wenige kommen nach Paris; denn man ist in den höhern Instanzen eben nicht gewohnt, den niederen zu widersprechen und andre Sprüche zu fällen, als schon den Gesetzen gemäß gefällt waren.

Die Ursache der schnellen Justiz in Frankreich mag wohl nicht an den Gesetzen allein, und nicht einmal gröstentheils an den Gesetzen liegen. Diese sind zwar sehr deutlich und bestimmt, und es kostet kein Kopfbrechen, sie zu verstehen, und im gehörigen Fall anzuwenden. Aber die Gesetze in andern Ländern sind auch deutlich und bestimmt, wie man denn dem neuen Gesetzbuch in Preußen meist nur den Vorwurf der Weitschweifigkeit machen kann. Aber daß in Frankreich die Justiz rasch von statten gehe, in andern Ländern aber so sehr schneckengängig, daran scheinen andre Dinge Schuld zu seyn. In Frankreich gilt der hohe Grundsatz der Gleichheit, nach welchem jeder Mensch, in Rücksicht auf Gesetz und Recht, so gut ist, als jeder andere; folglich darf und kann da keine Person angesehen werden. Aber in Deutschland — du lieber Gott, da kann mancher zugleich Kläger und Zeuge seyn; da frägt man erst wer es ist? Und findet sichs, daß der Beklagte ein Mann von Einfluß, ein reicher, vornehmer Herr ist, je nun, so verliert er seinen Proceß gewiß nicht, gesezt auch, er habe das gröste Unrecht von der Welt. Ich kann mit Beyspielen aufwarten.

Eine andere Hauptursache der schnellen Justizpflege in Frankreich ist, daß keine Advokaten da sind, keine Justizkommissarien, welche für Geld

vertheidigen. Denn Geld bekömmt da kein Anwald; und für einen Vortrag oder für eine Vertheidigung oder Verantwortung darf Niemand nichts nehmen, oder er würde sich und seinen Civismus äußerst verdächtig und verhaßt machen.

Drittens giebt es auch keine Sporteln: denn das Recht wird nicht verkauft. Daher haben denn auch die Richter und Anwalde keinen Vortheil davon, wenn sie den Proceß in die Länge ziehen: je eher er ausgeht, desto eher sind sie dieser Last überhoben. Diäten u. dgl. werden ganz und gar nicht gutgethan. Bey uns ist das ganz anders!

Und endlich, welches die Hauptursache der bessern Rechtspflege bey den Franzosen ist, jeder Bürger, welcher mit bey Gerichte sizt, hat alle nur mögliche und höchste Ursache, das Recht ja nicht zu beugen, und nur nach dem Gesetz und seiner besten Einsicht zu sprechen. Denn er ist ja gar nicht lange Richter: es giebt solcher Aemter, welche nur ein halbes Jahr dauern; wenige währen zwey Jahre. Da er also befürchten muß, daß man alsdann die Rechtssache abermals vornehme, und ihm, wenn man beweisen könnte, daß er das Recht gebogen hätte, die gefährlichsten Händel zu Halse ziehen könnte, so ist es eben so sehr sein Vortheil als seine Pflicht, sich zu hüten, und nur so zu spre-

chen, wie es die Vernunft nach dem Spruch des Gesetzes fodert.

Man entdeckt gar bald, welcher Richter ein Schurke, und welcher ein ehrlicher Mann ist. Wir wissen z. B. alle, daß Hr. Linksum die Pupillenkasse bestohlen hat; daß Hr. Rath Schurkius falsche Zeugnisse gerichtlich ausstellt; daß der Justizkommissar Rabula zwey Gegenpartheyen zugleich bedient, und beyde betrügt; daß der Justiz-Amtmann Schleicher für den Putz seiner Frau und Kinder mehr ausgiebt, als er rechtmäßiges Einkommen hat: das und noch tausendmal mehr wissen wir, aber wozu hilft es, daß wir es wissen? Die Herren haben Aemter d. i. Gewalt. Nehmt aber dem Herrn Linksum, Schurkius, Rabula, Schleicher und andern dieses Gelichters ihre Aemter, so werden sie gar bald der Gegenstand der allgemeinen Verachtung und des wohlverdienten Hasses aller Rechtschaffnen und selbst des Pöbels seyn, und so ihre Strafe leiden. Wüßten diese Herren, daß man sie einmal zur bestimmten Zeit absetzen werde: sie würden ihr Amt weit ehrlicher verwalten.*)

---

*) Wer das Unwesen unsrer deutschen Justiz vielleicht noch nicht aus Erfahrung kennt, kann es beschrieben finden in dem Grabe der Chikane, worin, daß dauernde Processe das größte Uebel eines Staats sind, gewiß, die wahren Quellen, woraus sie entstehen, oder nachdem sie entstanden sind, sorg-

In Frankreich sind alle Justizämter ambulatorisch: Keiner bleibt lange Märe, Prokurator, Beysitzer u. s. f. Alle wissen den Punkt, wo sie abgehen müssen: daher haben auch alle den größten und stärksten Beweggrund, recht zu thun und das Gesetz nicht zu beleidigen.

Es ist allerdings an dem, daß die jetzigen französischen Richter größtentheils nicht auf Universitäten gewesen sind, keine Compendia und Systemata studiert haben, und nicht Doktoren in utroque jure geworden sind. Allein die schlechte Justiz in Deutschland kömmt nicht aus der Unwissenheit der Richter, sondern aus ihrem Privatinteresse: deswegen verkehren und verdrehen sie den klaren Ausspruch des Gesetzes, und machen die hellsten Sachen dunkel und verwirrt. Uebrigens sehe ich auch nicht ein, warum ein französischer Bürger, der sich mit den ohnehin schon deutlichbestimmten Gesetzen abgiebt, und sonst einen guten schlichten Verstand hat, nicht eben so gut das, was recht ist, oder unrecht, lernen sollte, als einer von unsern Herren Akademikern, die nur so nothdürftig ein Kollegium bey einem Professor hören, dem andre Sach-

---

fältig genährt, ins unendliche vervielfältiget und gleichsam verewiget werden, entdeckt, dabey aber auch zugleich die wirksamsten Mittel, diese verschiedene Quellen zu hemmen und zu verstopfen, an die Hand gegeben werden."

kenner die gröbste Unwissenheit und die schülermäs-sigsten Schnitzer vorwerfen. Obnerachtet man in Frankreich alles rügen kann, was tadelhaft scheint, so weiß ich doch nicht, daß zwey Rechtsmänner sich dort wegen Ignoranz ic so befehdet hätten, wie vor kurzem ein Paar Rechtsgelehrte in Deutschland, die gar so weit gingen, daß sie sich die Ohren, nach Art der Jagdhunde, besteigen, und zu diesem Behufe Leitern brauchen wollten. *)

Es mag aber bey dem Vorwurfe, daß die neufränkischen Juristen kein Jus verstehen sollen, gehen, wie es mit einem andern eben so wichtigen ging, daß ihre Soldaten Lumpenpack wären, die wie ihre Generale, gar nichts vom Kriege und der Kunst, ihn recht zu führen verständen. Die Franzosen haben gewiesen, daß sie Soldaten sind; und wer hingeht, wird finden, daß sie das Recht eben so gut handhaben, wenn nicht noch besser, als die rabulistischen Rechtspfleger anderer Nationen.

Uebrigens ist auch die Neufränkische Jurisprudenz bey weitem so schwer nicht, als die Deutsche. Man bedenke nur, wie schwierig die Lehre von den Testamenten, von Ehesachen u. s. w. ist; und dann

* Die A. L. Z. von 1796. und die A. d. B. von 1797. enthalten die Belege.

nehme man das liebliche Ius publicum, feudale, canonicum und andere Theile der vielköpfigen deutschen Juriſterey, wovon die Neufranken kein Wort mehr wiſſen wollen; und man wird finden, daß es leichter ſey, in Frankreich ein Rechtsverſtändiger zu werden, als bey uns in Deutſchland.

Fünf und dreißigſtes Kapitel.

Versuch, nach der Schweiz zu entkommen. Entfernung der Guillotine. Nationalfeſte in Dijon. Sinken der Jakobiner. Despenſter.

Einmal, es mogte ſo einen Monat nach meinem Abſchiede aus dem Spitale ſeyn, ließ ich mich von einem gewiſſen Geſell, der vorher bey dem preußiſchen Regiment von Kleiſt geſtanden hatte, verleiten, mit ihm nach der Schweiz entwiſchen zu wollen. Es war noch vor dem Dekrete des Konvents, daß neutrale Ausländer zu Hauſe gehen dürften. Dieſer Geſell ſtellte mir die Sache ſo leicht vor, daß ich bald nachgab, und ihn zu begleiten verſprach. Die Urſache, warum er mich gerade gern mitgehabt hätte, war ohne Zweifel, weil ich eine gefüllte Briefta[illegible]che mit Aſſignaen,

und noch einiges baares Geld hatte. Ich kann ihm das nicht verdenken; und wenn es uns gelungen wäre, unsern Anschlag glücklich auszuführen: gern hätt' ich all mein Papier, und all mein Geld dazu hergegeben: mich lüstete es gar sehr nach einer Reise durch die Schweiz.

Wir gingen, nachdem wir uns auf vier Tage mit Brod, Speck, und Schnaps versehen hatten, Abends von Dijon weg nach Auxonne zu. Ohnweit Auxonne verbargen wir uns früh in einem Wald; harrten den ganzen Tag bis spät in die Nacht, um alsdann in der Nähe von Auxonne einen Kahn loszumachen, und über die Saone zu fahren. Allein zu unserm Unglück waren Leute bey den Kähnen; wir machten uns also auf die andre Seite der Brücke, fanden aber da gar keinen Kahn. Nun liefen wir längs dem Fluß hinaus, ob wir sonstwo Kähne finden würden, aber umsonst. Endlich kam der Tag und wir waren nicht weit von einem Dorfe. Du siehst, sagte ich zu Gesell, wir kommen nicht über den Fluß; und wenn wir auch drüber wären, so wissen wir hernach weder Weg noch Steg: laß uns also umkehren, und unser Vorhaben ein andermal ins Werk setzen, wenn wir welche bey uns haben, die der Wege kundiger sind als wir.

Gesell gab mir recht, fürchtete aber, der Kommendant zu Dijon mögte uns in Arrest setzen lassen, wenn wir dahin zurück kämen; schlug mir also vor, auf einen andern Distrikt zu gehen, wie schon mehrere gethan hätten, und uns da für Frisch-angekommene auszugeben. Ich hatte dazu keine Lust, und Gesell ließ sichs gefallen, nach Dijon mit zurück zu gehen. Wir gelangten wieder dahin, und niemand schien uns vermißt zu haben; doch erfuhr ich hernach aus dem Munde des Kommendanten selbst, daß er um alles wußte, und nur schwieg, weil man uns nicht aufgefangen hatte. — Es war allemal ein tolles Unternehmen, aus einem Lande entwischen zu wollen, wo man die Landstraße nicht halten durfte, dabey der Gegenden unkundig war, und noch des Nachts gehen mußte, um nicht jeden Augenblick von Auflauern angehalten zu werden.

Im Sommer dieses Jahres war ein wahrer Jubel in Dijon, wie in ganz Frankreich, als die Volksrepräsentanten in den Departementern und Distrikten die scheusliche Mordmaschine, die Guillotine, aus den Augen des Publikums wegschaffen ließen. Diese Schreck-Bühne stand sonst immer mitten auf den größten und freysten Plätzen, das Messer immer hoch, und drohte jedem Verbrecher den Tod. Aber jezt, da die junge Republik der

Verrätherey von Junc gewachsen war, jezt brachte man sie weg und stellte sie in Kirchen oder Klöstern hin, holte sie bey jedesmaligem Nothfall nur hervor, und schaffte sie gleich nach dem Gebrauch wieder weg.

Die Franzosen hatten eine fast kindische Freude, da sie das Mordmesser nicht mehr vor Augen hatten. Ihre Freude wurde noch vermehrt, da sie in dem Bulletin lasen, daß, wenn einmal die allgemeine Ruhe hergestellt seyn würde, alle Arten von Todesstrafen abgestellt werden sollten. — Ich habe durchaus bemerkt, daß, obgleich Ströhme Bluts in Frankreich geflossen sind, das französische Volk das Blutvergießen doch nicht liebt. Die abscheulichen Scenen waren eine nothwendige Folge der Revolution: das Volk sah dieß ein und ließ sie zu.

Bey dem Siegesfest, das in Dijon gefeiert wurde, hatten wir eine Schnurre, die uns vielen Spaß machte. Ein hübsches Mädchen, als Göttin des Sieges gekleidet, wurde auf einem Triumphwagen herumgefahren, und die ganze Bürgerschaft ging in Procession vor und hinten nach, und sang republikanische Lieder. Einige zwanzig östreichische Kriegsgefangne standen da, und gafften den Zug an. Einer von ihnen fragte: was das für eine Procession sey? Was wird es seyn, antwor-

tete ein gewisser Bessel, — den man schon kennt, und von dem ich bald mehr sagen werde, — die Franzosen feiern heute ihr Fronleichnamsfest. En mein Gott, sagten die Oestreicher, das ist ja nicht die rechte Zeit! — Das thut nichts, fuhr Bessel fort, die Franzosen sind schnakige Kerls: die fevern das Fronleichnamsfest, wenns ihnen gefällt.

Endlich rückte der Triumphwagen näher, und vor demselben wurde ein Schild, das die Aegide der Minerva vorstellt, hergetragen. Die Oestreicher nahmen dieses Schild für eine Monstranz, und das Haupt der Medusa fürs Venerabile oder das Hochwürdige darin, zogen ihre Kasketer ab, fielen auf die Knie, und beteten, unter vielem Klopfen vor die Brust, das schöne Hochwürdige an. Nun entstand ein allgemeines Gelächter und ein lauter Spektakel, welcher beynahe die Feierlichkeit gestöhrt hätte. Selbst die Göttin des Sieges lachte auf ihrem Triumphwagen. Man sprach über diese Schnurre noch lange in allen Schenken, und lachte über die unbegreifliche Unwissenheit und Dummheit der Oestreicher, welche selbst von ihrer Pfaffenreligion sehr wenig wissen mußten, da sie solche Sottisen zu begehen fähig waren.

Herrlicher und schöner, als das Fest des Sieges, wurde das Fest des höchsten Wesens gefeiert,

wobey auch eine große Procession und feierliche Musik war, und erhabne Hymnen zu Ehren des Urwesens gesungen wurden. Ich habe einige Reden gelesen, welche an diesem Tage hin und wieder in Frankreich sind gehalten worden, und habe daraus ersehen, daß ein Republikaner von Gott sich ganz andre Vorstellungen macht, als der, welcher in einer Monarchie lebt. *) Voltaire hat wohl Recht, daß der Mensch sich den lieben Gott nach seiner Lage denke, wie denn einmal ein Eremit Gott den heiligen Geist, als Eremiten in einer Eremitage mit der Kutte bekleidet, mahlte. — Der Unterthan des Despoten macht aus Gott einen König, und giebt ihm alle Eigenschaften desselben, sogar einen Hofstaat, Armeen, Feinde u. dgl. Bey dem denkenden Republikaner findet ein ganz andrer Begriff Eingang: Der würde nie ein Wesen verehren können, dessen bloßer, unbedingter Wille Gesetz ist. Sein Gott muß mit Weisheit regieren, mehr lenken durch Vernunft, als durch Strafen u. s. w.

Bey diesem Nationalfeste vergaß sich ein fremder gefangner Offizier so sehr, daß er des Abends spät im National-Habit, den ihm eine weibliche Bekanntschaft gegeben hatte, mit der Kokarde auf dem Hute einem Balle beywohnte. Er mogte zu-

*) In der erwähnten Ausbeute soll eine Probe davon vorkommen.

viel getrunken haben, und bekam Händel mit einem Franzosen. Beyde wurden eingezogen, und den folgenden Tag wurde der Offizier auf 6 Monate zum Arrest verurtheilt: es war nämlich den Kriegsgefangnen verboten, nach 10 Uhr auszugehen, und noch mehr, Kokarden zu tragen. Beydes würde indeß nichts gemacht haben, wenn er nur keine Händel angefangen hätte. Er ist aber nicht lange gesessen: denn nach wenig Wochen kam er durch die Fürsprache einiger Bürger wieder los, und die Richter äußerten: daß man gegen Kriegsgefangene allemal etwas von der Strenge der Gesetze erlassen könne, aber gegen Bürger müsse man unerbittlich sein. Uebrigens wurde dieser Offizier in seinem Arrest recht gut gehalten, und ich habe selbst gesehen, daß er in einem guten Zimmer ein recht gutes Bette und alle mögliche Bequemlichkeit gehabt hat. Auch die eingekerkerten Kriegsgefangnen wurden gut gehalten, wie der gemeldete Offizier bezeugen kann. Ich würde seinen Namen hier nennen, wenn ich nicht befürchten müßte, den braven Mann, der mir sehr wohl gewollt hat, durch eine Unbescheidenheit zu beleidigen.

Außer meinen Stunden machte ich mich an an allerhand Aufsätze, vorzüglich an einen über meine Begebenheiten, und hatte bey meiner Abreise aus

Frankreich ſchon eine groſſe Anzahl Bogen fertig: ich warf aber das meiſte davon ins Feuer, weil ich mich vor der Viſitation auf der Gränze fürchtete.

Die Jakobiner in Dijon hielten ihre ſehr zahlreichen Seſſionen in dem ehemaligen Pallaſt des Biſchofs, wo ich oft recht kräftige Reden und Verhandlungen mit angehört habe. In meiner Ausbeute ſoll man einige davon antreffen. Aber ſo angeſehen die hieſigen Jakobiner bey dem Konvente, zu den Zeiten des Robespierre, ſeyn muſten, ſo ſchlecht empfahlen ſie ſich hernach durch ihre Adreſſe über die Preßfreyheit, worin ſie, nach dem Urtheil des Konvents, ganz verkehrte und Freyheitswidrige Grundſätze aufſtellten. Die Herren nämlich wollten, daß nur Bücher, nach ihren Grundſätzen geſchrieben, die Erlaubniß erhalten ſollten, öffentlich zu erſcheinen, ſolche aber, welche etwan ein anderes Syſtem z. B. das moderantiſtiſche u. dgl. predigten, durchaus verboten würden. Der Konvent widerſprach, wie billig, ſchickte die Adreſſe welche die Dijoner hatten drucken und in der ganzen Republik herumſchicken laſſen, mit Unwillen zurück und erklärte: daß er nicht geſonnen ſey, die Denk- und Preßfreiheit durch Geſetze zu vernichten, und der menſchlichen Vernunft ihren Weg durch Dekrete vorzuzeichnen.

Diese Antwort des Konvents machte die Dijoner aufmerksam, und sie glaubten darin zu bemerken, wie wenn der Konvent die öffentliche Meynung für sich und die Republik schon so fest und so allgemein begründet halte, daß er des Organs dazu, der Jakobiner, jezt eben so entbehren könne, wie der Guillotine; und hieraus folgerten die Einsichtigern, daß der Einfluß der Jakobiner bald ganz aufhören würde. Ja, da die Antwort des Konvents auf den Straßen im Bulletin zu lesen war, so wiesen Einige schon mit bedeutender Miene auf die sonst so sehr gefürchteten Jakobiner, und bemerkten: es müßte doch wohl nicht so ganz mehr an dem seyn, daß sie, wie sie sich oefters sonst zu rühmen pflegten, im Konvente alles durchzusetzen vermögten, was sie nur wollten. Kurz dieser Umstand veranlaßte viele Bürger, selbst den Kommendanten Belin, aus dem Klub herauszutreten, der sich auch von da an nur noch sehr sparsam versammelte, bis er endlich ganz aus einander ging. — Das Gebäude nämlich stand aufrecht, und das Gerüste dazu ward überflüßig.

Von der großen Sucht der Franzosen, sich zu duelliren, sahen wir diesen Sommer hier ein trauriges Beyspiel.*) An einem Morgen wurden, ohn-

*) Diese Sucht ward unter der königlichen Regierung dadurch herrschend, daß man bey keinem Argumente einen Offizier als

weit dem Thore Rouſſeau auf dem Walle, zwey junge Männer todt gefunden, welche ſich die Nacht, und wahrſcheinlich ohne alle Zeugen geſchlagen hatten. Der eine lag auf der bloßen Erde, und neben ihm zwey blutige Degen; der andere auf einer Bank in einiger Entfernung vom erſten, wohin er ſich ohne Zweifel nach dem Stich noch geſchleppt hatte. Sie mußten ſich zugleich verwundet haben: man hat aber weder die Urſache ihres Zweykampfs, noch die Umſtände deſſelben näher erfahren können. Ohnweit der Stadt wurde auch ein Volontär mit einem Stich in der Bruſt todt gefunden: wahrſcheinlich hatte dieſer ſich mit einem Kameraden herumgeſchlagen, denn ſeine Wunde war von einem Bajonet. Es iſt nämlich bekannt, daß die Volontärs, wenn ſie keine Degen oder Säbel haben, das Bajonet zu ſolchen raufenden Geſchäften zu brauchen pflegen.

Daß die Franzoſen nicht mehr an Geſpenſter glauben, habe ich in Dijon auch erfahren. Unſre

---

brav und tapfer achtete, der ſich nicht wenigſtens dreymal duellirt hatte. Brav und tapfer wollte aber hernach auch der Ehemann ſeyn. Dieſe Vorurtheil hat lange geherrſcht, war allgemein, Standesmäßig und der einzige. Die neue Regierung wird daher noch lange lavieren müſſen, bis es bey den lebhaften Franzoſen eine herrſchende Ueberzeugung werde: daß Tapferkeit und Gewandtheit eines Diebes und Mörders das eben nicht ſey, worein der vernünftige und brave Mann ſeine Ehre ſetzen müſſe.

Gefangnen und Deserteurs waren in Klöstern einquartirt; und da war es kein Wunder, daß ihnen oft genug Geister erschienen. Wie solli' es auch in einem Kloster nicht spuken! Im Benediktiner-Kloster logirten Hannoveraner, Hessen und Preussen. Diese sahen eben nicht viel Gespenster; doch soll oben auf dem großen Gange sich immer ein Mönch haben sehen lassen, welcher mit Ketten rauschte, u. dgl. Aber im Bernardinessen-Kloster lagen fast lauter Oestreicher, und die sahen nun tagtäglich Nonnen spuken! Ihnen war Garten, Kloster und Hof voll Gespenster! Im Garten wollte ein östreichischer Offizier, wie er mich selbst versicherte, eine derbe Ohrfeige von einem Gespenste erhalten haben, weil er sich unterstanden hätte, dasselbe anzureden. Aber ich bin versichert, daß der Herr Leutnant v. Crone, schon eben wegen seines steifen und festen Gespenster-Glaubens, nimmermehr irgend eine Figur um Mitternacht angeredet hat. Sein Betragen und besonders seine Händel mit dem preussischen Leutnant von Römer beweisen hinlänglich, daß er eben kein Alexander war. — Alle Oestreicher wollten spukende Nonnen gesehn haben, und erklärten diese Gespenster für die Seelen solcher Nonnen, welche ehemals ihrem Gelübde der ewigen Keuschheit nicht getreu geblieben wären.

Im Kloſter, wo die Deſerteurs wohnten, ſpukte es auch fürchterlich: da ließ ſich eben auf dem Gange eine Nonne ſehen, und im Garten ſah man oft einen gräßlich-ſchwarzen Mann mit feurigen Augen u. ſ. w. Beſonders war ein entferntes Gemach berüchtiget, wo ſogar am hellen Tage das Ungethüm wüthen ſollte. — Daß gemeine Oeſtreicher und Ungarn an dieſe und andere Mönchspoſſen glauben und ſie Andern in vollem Ernſte erzählen konnten, hat mich nicht gewundert: aber daß Offiziere ſolchen Fratzen nicht nur Beyfall gaben, ſondern ſie auch noch ſelbſt geſehen haben wollten, hat mir eben nicht den beſten Begriff von der Geiſteskultur dieſer Herren beygebracht.

Eines Tages ſaß ich bey Viennet in der Schenke, und mein vormaliger Kumpan auf dem Spital, der Koch Mauriceau, trat hinein. Ich trank ihm zu: nun, ſagte er, Bruder, laß uns was ſchwatzen! Du ſchwatzeſt doch gern.

Ich: Ja wohl! Wovon?

Er: Wovon du willſt, und ich verſtehe.

Ich: Wollen vom Teufel und von Geſpenſtern ſchwatzen. Höre Bruder, glaubt man hier noch an dergleichen?

Er: Allerdings hat man daran geglaubt, aber ſeitdem die Pfaffen nichts mehr gelten, gilt ihr An-

hang, der Teufel und die Gespenster auch nichts mehr.

Ich: Also ist's doch auch spuken gangen bey euch?

Er: Das mein' ich! Droben im Condéischen Pallast ließ sich jedesmal, wenn jemand aus der Familie starb, ein weißer Geist sehen, und im Palais Mazarin haben die Kapuzmer noch vor acht Jahren ein Gespenst ausgebannt, und es hinaus nach Mirande verwiesen, wo es noch vor einigen Jahren tüchtig gespukt hat.

Ich: So hats ja wohl auch Hexen bey euch gegeben?

Er: Allerdings! Die Burgunder waren immer ein dummes, abergläubiges Volk, so dumm zwar nicht, als unsre Nachbarn in der Franche Comté, und im Delphinat, aber doch sehr dumm und unwissend. Da haben wir denn ganz natürlich auch Hexen die Menge gehabt! Noch vor 20 Jahren — ich weiß es noch, als geschähe es heute, — wurde eine Hebamme beym Parlament als Hexe angeklagt, aber das Parlament nahm keine Notiz davon, und verwies die Sache an den Bischof. Dieser fand die Frau unschuldig, und ließ sie. Kurz darauf schlug der Donner in eine Kirche, und zündete; auch zerschlug der Hagel unsre Fruchtfelder. Der Pöbel glaubte, die alte Hebamme sey an dies-

sem Unglücke schuld, und foderte im Aufruhr ihre Bestrafung. Man stillte den Aufruhr, und die alte Frau wurde eingezogen, saß über 2 Jahre und starb im Gefängniß.

Ich: Schrecklich! Aber jezt habt ihr die Thorheit fahren lassen?

Er: Allerdings! Die Revolution hat dem Aberglauben ein Ende gemacht. Seitdem es keine Kreaturen mehr giebt, die das Privilegium hatten, die Leichtgläubigkeit der Menschen durch Aberglauben in Contribution zu setzen, wie dieß unter der heillosen Pfaffenschaar die Mönche am besten verstanden, so giebt es auch keine Gespenster, Hexen und vom Teufel besessne mehr, ja, kein Teufel selbst mehr; und überhaupt hören alle Teufelskünste auf, sobald die Wunderwerke aufhören: denn wo der liebe Gott nicht mehr unmittelbar wirkt, da treibt der leidige Satan sein Spiel auch nicht mehr.

Der lezte Gedanke des alten Mauriceau gefiel mir, und schien sich durch die Historie des neuen Testaments vollkommen zu bestätigen. Grade zu der Zeit, wo der Herr Jesus die großen Zeichen und Wunder gethan haben soll, war auch der Satan außerordentlich geschäftig; und als vor mehreren Jahren Gassner Wunder wirkte, war in seiner Gegend beynahe kein fein-organisirtes Mädchen,

das nicht vom Teufel leiden wollte. Man frage nur den theuern Gottesmann Lavater!

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Laufbahn in der Conciergerie.

Ich hatte seit meinem Abschiede aus dem Hospital gut und vergnügt gelebt, und dachte die Zeit abzuwarten, wo ich wieder zurück nach Deutschland kehren könnte: denn zu einer Flucht aus Frankreich nach der Weise so mancher Deserteurs und Gefangnen, wollte ich mich nicht mehr entschließen. Ich hatte mein hinlängliches Auskommen, gute Gesellschaft, angenehme Spaziergänge u. s. w. und war gesund, bis auf meine geschwollnen Füße, und die Wunde auf der Brust.

Um die Aerntezeit fiel mir dennoch ein, an den Repräsentant Dentzel nach Paris zu schreiben: denn dieser hatte mir doch in Landau versprochen, für mich zu sorgen. Ich führte meinen Einfall aus, und schrieb ihm einen weitläufigen Brief, worin ich ihm meine Schicksale meldete, und ihn ersuchte, mir einen Paß nach Paris auszuwirken: ohne spezielle Erlaubniß durfte man nämlich nicht dahin kommen, und ich hatte doch große Lust, mich in

der Hauptstadt der neuen Republik umzusehen, und da dem großen Triebrad in der Nähe zuzuschauen. Ich gab meinen Brief auf die Post, und erwartete eine baldige Antwort.

Aber Dentzel war damals, wie ich nachher aus den Zeitungen erfuhr, eben wegen der Landauer Affäre zu Paris in Arrest, und wenn ich dieses gewußt hätte, so würde ich nie an ihn geschrieben haben: denn alsdann war es gewiß, daß der Brief nicht an ihn, sondern an den Wohlfahrtsausschuß gelangte. Ich hatte zwar von der Landauer Sache nicht ein Wort einfließen lassen: aber befürchten mußte ich doch immer, mein Name mögte den Parisern von Landau aus bekannt geworden seyn: und dann war ich entdeckt und verloren. Daher war es von mir sehr unüberlegt, daß ich mich nicht vorher erkundigte, ob Dentzel auch wirklich aktiv im Konvent noch sey, oder nicht? Ich hätte dieß leicht wissen können, wenn ich nur die Monatsliste nachgesehen hätte, worauf alle jedesmaligen Repräsentanten, Generale u. s. w. verzeichnet waren.

Es mogten ohngefähr acht Tage nach dem Abschicken meines Briefes an Dentzel vergangen seyn, als ich auf einmal mitten auf der Straße, da ich eben zu den Offizieren in die Stunde wollte, auf Befehl der Municipalität angehalten und nach der

Conciergerie gebracht wurde. *) Man kann sich mein Erstaunen kaum vorstellen. Ich bath den Bürger Villet, der die Aufsicht über dieses große Gefängniß hatte, den Kommendant Belin doch in meinem Namen bitten zu lassen, daß er zu mir kommen wolle; und dieser ehrliche Mann kam nach einer Stunde.

Sage mir, schrie ich ihm entgegen, warum ich hier bin?

Er: Das weiß ich selbst nicht.

Ich: Ich habe doch nichts verbrochen?

Er: Hier, soviel ich weiß, nicht das geringste.

Ich: Aber wer hat mich denn arretiren lassen?

Er: Der Wohlfahrtsausschuß.

Ich: Der Wohlfahrtsausschuß? Wie so?

Er: Diesen Morgen schickte der Märe zu mir, daß ich ihm die Person eines Deserteurs, Namens Laukhard, der bey Landau von den Preußen desertirt sey, kenntlich machen mögte: ich habe dieses gethan, und thun müssen, wie du weißt; und so bist du arretirt worden.

Ich: Ich verstehe von dem allen kein Wort!

---

*) Conciergerie ist in Frankreich ohngefähr das, was die Hausvogtey in Berlin ist.

Er: Und ich noch weniger. Ich lief aber gleich zum Märe, und fragte ihn, warum du arretirt wärest. Er wies mir den Befehl von Paris, aber da fand ich weiter nichts, als daß man dich eines kontrerevolutionären Verbrechens im allgemeinen beschuldiget. Der öffentliche Ankläger, heißt es, solle in einigen Tagen seine Instruktion deinetwegen erhalten.

Nun ging mir ein fürchterliches Licht auf! Sollte mein Brief an Dentzel dem Wohlfahrtsausschuß übergeben seyn? Das war mir jezt gewiß. Aber wer hat dem Wohlfahrtsausschuß denn gesagt, was ich in Landau habe machen sollen? Mein Verdacht fiel gleich auf Dentzel; und da bemeisterte sich eine sehr unedle Rachsucht meiner Seele: ich wollte ihn verderben, ohne meiner selbst zu schonen. Es schien mir so süß, so angenehm, den, der mich hätte verrathen können, mit mir ins Verderben zu reißen. Ich schäme mich noch jezt dieser sehr unedlen Empfindung, welche ich damals in der ersten Aufwallung hatte; aber damals war sie mir vielleicht zu vergeben. Der Erfolg scheint indessen doch zu beweisen, daß Dentzel, als ehrlicher Mann, mir Wort gehalten, und an meiner Gefangennehmung keinen Antheil gehabt hat: denn er kam bald nach Robespierre's Tode

los, und wieder in Aktivität. Wäre aber sein Proceß mit seinem Geständniße schon bis auf meine Verwickelung mit ihm in Landau gekommen, so hätte er wahrscheinlich so nicht wegkommen können; und ich — noch weit weniger.

Ich saß also in der Conciergerie und hatte alle Muße, über mein Mißgeschick nachzudenken. Man sieht leicht ein, daß meine kitzliche Lage mir Stoff genug darboth, mich hier zunächst mit mir zu beschäftigen, und das Sprüchwort von allen Seiten recht auseinander zu setzen:

„In solchem Wasser fängt man solche Fische!"

Ende des vierten Bandes (Leben und Schicksale.)

Ende des zweyten Bandes. (Begebenheiten ꝛc.)

Verbesserung der Druckfehler.

Seite 28. Zeile 12: müßtest du.
— 32. — 22: geschrieben . .
— 74. — 11: Infamie, oder der Tod.
— 83. — 2: Armen. — Und die Armen.
— 100. — 10: geben, fruchtlos.
— 141. — 5 von unten: hätten.
— 244. — 8: Anabaptisten.
— 259. — 1: Nation.
— 278. — 19: Jean.
— 292. — 9: für sein Oberverwaltungsamt.
— 310. — 4: ihn denn so hinrichten.
— 382. — 2: würden.
— 392. — 19: so oder so gegründet wird.
— 423. — 1 von unten: regalirt.
— 426. — 6: das hitzigste war freilich.
— = — 21: Ohnehosen.
— 444. — 5: geschähe.
— 464. — 15: gar leicht entdeckt.

F. C. Laukhards,

Magisters der Philosophie, und izt Lehrers der ältern und neuern Sprachen auf der Universität zu Halle,

Leben und Schicksale,

von ihm selbst beschrieben.

Vierten Theils zweite Abtheilung,

welche

die Fortsetzung

von

dessen Begebenheiten, Erfahrungen und Bemerkungen während des Feldzugs gegen Frankreich enthält.

Leipzig,

in Commission bey Gerhard Fleischer dem Jüngern.

1797.

F. C. Laukhards,

Magisters der Philosophie, und itzt Lehrers der ältern und neuern Sprachen auf der Universität zu Halle,

Begebenheiten, Erfahrungen und Bemerkungen während des Feldzugs gegen Frankreich.

Zweiten Theils zweite Abtheilung.

Leipzig,
in Commission bey Gerhard Fleischer dem Jüngern.
1797.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Concergerie zu Dijon. Teufeleyen eines Pfaffen.

In ſolchem Waſſer fängt man ſolche Fiſche — dieß Sprichwort ſezte ich mir ſo auseinander, daß ich bald wieder Muth faßte, mich in meine Lage fügte, und gleich darauf Luſt bekam, die Beſchaffenheit meines Aufenthalts und meiner Mitgefangenen näher zu unterſuchen.

Die Concergerie — von Alters her ein Parlaments-Gefängniß — war geräumig genug, eine große Menge Delinquenten aufzunehmen. Sie enthielt vier große Höfe, rundum mit hohen feſten Gebäuden umgeben; und in dieſen waren die Cachots, oder die Behältniſſe der Gefangenen. Die Höfe ſelbſt hatten viel Raum, auch Baumgänge, und unter dieſen — Bänke zum Hinſetzen.

Die Behältnisse der Gefangenen waren am Tage nicht verschlossen, und die Gefangenen hatten alle Freyheit, herum zu gehen und zu machen, was sie wollten. Ich habe sogar bemerkt, daß man ihnen den Gebrauch der Messer erlaubte. So z. B. schusterten hier zwey Schuster für einen Meister in der Stadt, und führten alle Geräthschaften, wie jeder andere Schuster.

Wenn es Abends dunkel ward, mußten die Gefangenen in ihre Behältnisse, aber Simon, der Aufwärter, vergaß oft das Einschließen, oder er ließ sich leicht erbitten, die Thüre nur einzuhängen: und dann konnte man heraus in den Hof, so oft und so lange, als man wollte. Dieses war uns allen willkommen: denn die damalige gewaltige Hitze [illegible], daß man die Kühle der Nacht gern im Fr[illegible] genoß. — Das Lager der Gefangene[illegible] waren Strohsäcke und Friesdecken, welche man aber damals wegen der Hitze nicht leiden konnte.

In dem Hofe, worin ich saß, saßen noch ohngefähr 40 Mann, von welchen einige verurtheilt waren, nach Toulon gebracht und da auf eine bestimmte Zeit verwahrt zu werden. Unter diesen Leuten befanden sich viele grobe Verbrecher, und keiner schien mir, wie sie dieß sogar selbst einräumten, seine Strafe nicht verdient zu haben. Drey

von ihnen waren auf zehn Jahre zum Arrest verdammt, weil sie die Republik bey der Pferdelieferung äußerst betrogen hatten. Sie hatten nämlich Pferde im Lande selbst aufgekauft, und eben diese Pferde hernach bey der Armee als ausländische sehr theuer wieder angebracht. Einen deutschen Müller von Bitsch fand ich da auch, welcher eine Menge Getraide, welches ihm von der Nation zum Mahlen anvertraut war, an die Preußen verhandelt hatte. Ein Volontär hatte seine Kameraden bestohlen: ein andrer Volontär hatte sich durch einen falschen Taufschein älter gemacht, als er war u. s. f. Alle diese Leute sollten nach Toulon gebracht werden.

Unter den Gefangnen zog besondres einer meine Aufmerksamkeit auf sich, sowohl wegen seiner feinen Bildung, als insbesondere wegen seiner guten Sprache. Ich ward bald mit ihm bekannt, und brachte ihn dazu, daß er mir seine Begebenheiten erzählte. Sie haben mir interessant geschienen, und vielleicht wird es dem Leser nicht misfallen, wenn ich ihn hier selbst erzählen lasse.

„Ich bin, sagte er, aus Troyes gebürtig. Mein Vater lebt noch, und ist Chirurgus in dieser Stadt. Weil er viel Vermögen hatte, so ließ er mir eine anständige Erziehung geben, und sparte keine Kosten. Er lehrte mich auch seine Kunst,

aber den übrigen Unterricht vertraute er einem jungen Geistlichen, welcher bey uns viel galt, und selbst bey dem Bischof gut gelitten war. Dieser Mensch gab sich alle Mühe, lehrte mich ein wenig Latein, so viel ich nämlich zu meinem Gewerbe brauchte, und gab mir im Französischen, welches er in hohem Grade schon sprach und schrieb, vortreflichen Unterricht. Vater und Mutter trugen den Geistlichen, der so für ihren Sohn sorgte, auf den Händen, mußten ihm aber das wenige Lehrgeld, das er foderte, beynahe aufdringen. Endlich zog er gar in unser Haus, und ich mußte bey ihm auf einer Stube wohnen. Hier aber offenbarte sich der Schändliche: er muthete mir Dinge zu, von denen ich gar keinen Begriff hatte, und es gelang ihm, mich unerfahrnen Knaben bald in seine Schlinge zu ziehen, und mich zum widernatürlichen Werkzeuge seiner Begierden zu gebrauchen. Ich und der Schwächling waren endlich Ein Herz und Eine Seele, und es verflossen mehrere Jahre in diesem schmuzigen Umgang. Ich wuchs indessen heran, und mein Vater schickte mich, so sehr sich auch mein Lehrer dawider sezte, nach Paris, um mich daselbst in meiner Kunst festzusezen. Mein Lehrmeister begleitete mich bis Rheims, und in dieser Stadt genoß er zum leztenmal meiner Person. Mit Thränen schieden wir auseinander.

Zu Paris kam ich in große Bekannschaften und bekam bald Licht über den Umgang mit meinem Lehrmeister: denn solche Abscheulichkeiten sind auch in Paris nichts neues und seltenes; und besonders standen die Geistlichen in Verdacht, rechte Meister in der Kunst zu seyn, die man braaler l'épine nennt. In Deutschland mag man vielleicht davon nichts wissen.

O ja, fiel ich ihm ins Wort: in Berlin soll es sogar eine Gesellschaft gegeben haben, die dieses Handwerk gleichsam öffentlich trieb: man nannte sie die warmen Brüder *).

Er fuhr fort: Mein Verführer schrieb mir von Zeit zu Zeit die zärtlichsten Briefe, wie sie nur immer ein schwärmerischer Liebhaber an sein Mädchen schreiben kann, aber ich beantwortete dieselben anfangs ganz kalt, und endlich gar nicht mehr: denn er war mir verhaßt geworden, nachdem mir ein verständiger und tugendhafter Mann zu Paris die ganze Schändlichkeit einer solchen infamen Verbindung erklärt hatte. Ich vollendete meinen chirurgischen Kursus zu Paris, und kehrte nach Troyes zurük. Mein Vater war mit mir ausserordentlich zufrieden, und foderte, daß ich meinem alten Lehrer, welcher inzwischen durch

*) Wahrdt's Lebensbeschreibung B. III.

Versprach des Bischofs eine sehr einträgliche Pfarre erhalten hatte, meine Zurückkunft melden sollte.

Ich that dieses, aber in lauter zurückhaltenden, kalten Ausdrücken. Einige Tage hernach — die Pfarre war nur acht Meilen von Troyes — erhielt ich den artigsten Brief von dem Pfarrer. Er meldete mir darin, daß er sich freue, eine Gelegenheit zu haben, mir zu dienen: der Chirurgus seines Pfarrdorfs käme weg, er wollte mich vorschlagen, und hoffe, durch das Ansehen, worin er bey seinem Grafen stünde, diesen Posten für mich zu erhalten; er könnte ohne mich nicht leben u. s. w.

Mein Vater, der von unserer nähern Verbindung nichts wußte, war außer sich vor Freude, daß ich schon versorgt werden sollte, und ergoß sich in Lobeserhebungen meines Verführers, den er als den besten Freund seiner Familie, und als den größten Wohlthäter seines Sohnes ansah. Ich mußte also nach dem Orte meiner künftigen Bestimmung, und wurde von dem Pfarrer aufs freundschaftlichste und zärtlichste empfangen. Er stellte mich dem Grafen vor, und da ich diesem nicht mißfiel, so ward ich Chirurgus des Ortes. Der Pfarrer nahm mich in sein Haus, welches ich ungern zugab, ich zog aber nach einigen Wochen schon wieder aus, weil ich oft des Nachts zu

Patienten gerufen wurde, und den Pfarrer nicht stören mochte. Ich kann dem Pfarrer nicht nachsagen, daß er um diese Zeit mir die Fortsetzung seines infamen Kommerzes angetragen hätte, womit ich auch sehr zufrieden war: denn ich hatte mir fest vorgenommen, das schmutzige Geschäft durchaus nicht mehr zu treiben.

Inzwischen, eine Stunde von meinem Wohnorte, war ich mit einem hübschen Mädchen bekannt geworden, und fieng an, dieser die Kour zu machen. Ich fand eben keinen großen Widerstand, als ich mich zu einer Heirath erklärte. Ich gab meinem Vater davon Nachricht, und dieser gestattete mir seine Einwilligung um so lieber, da er den Vater des Mädchens kannte. Aber mein Herr Pfarrer erfuhr meine Liebschaft, und gerieth darüber in den heftigsten Zorn. Er machte mir Vorwürfe, sprach von Untreue und vergaß sich so sehr, daß er vor mir endlich auf die Kniee fiel, und mich um alles in der Welt bath, meine Verbindung aufzugeben. Ich wußte nicht, was ich zu so einem rasenden Vorfall denken und sagen sollte, war aber fest entschlossen, ihn und seine Bitte nicht weiter zu beachten.

Von dieser Zeit an gab sich der Pfarrer alle Mühe, meine Heirath zu hintertreiben. Er schrieb meinem Vater, und machte ihm schlimme Beschrei-

lungen von meiner Braut; dieser aber erkannte bald, daß Neid oder des Etwas die Feder geführt hatte. Bald auch suchte er mich bey meinem Schwiegervater anzuschwärzen, aber auch hier schlugen seine Kabalen fehl. Kurz, ich heirathete das Mädchen, und lebte glüklich und ruhig.

Indessen brach die Revolution aus: der Pfarrer schwur den Nationaleid, und blieb im Besitz seines Amtes. Ich erhielt eine Stelle auf der neuen Municipalität, und der Pfarrer, welcher seit meiner Verheirathung mich keines Blicks gewürdiget hatte, kam nun wieder zu mir, und wir waren wieder Freunde.

Bald hernach wurde der öffentliche Gottesdienst verboten, und die Ausleerung der Kirchen anbefohlen. Unsre Kirche hatte also auch das Schicksal, daß sie völlig ausgeleert, und endlich niedergerissen wurde. Nichts blieb stehen, als der Thurm wegen der Schlaguhr. Der Pfarrer gab kurz darauf vor, daß er ein Geschäft in Metz hätte, und bath mich, ihn zu begleiten. Ich that dieses, und in Metz gebrauchte er mich, einiges Gold und Silber, welches er der Kirche entwendet hatte, an Juden zu verkaufen. Man muß nämlich wissen, daß unsre Kirche hatte sollen beraubt werden seyn zu der Zeit, da der Gottesdienst verboten wurde. Ich machte ihm aber dennoch Vorstellun-

gen über den Verkauf, und bath ihn, so was nicht zu thun, da das Gesez über diesen Punkt so ausdrücklich und so scharf sey. Aber er machte mich bald sicher, und ich verkaufte weiter.

Auf unsrer Zurückreise giengen mir wegen des schönen Wetters zu Fuße, machten kleine Tagreisen, und waren sehr vergnügt. Der Pfarrer versprach mir auch einen guten Theil des aus den Kuchengefäßen gelösten Geldes. Es mogten ohngefähr 600 Livres seyn.

Eines Tages mußten wir durch einen Wald, und der Pfarrer ermahnte mich, eine Flasche Wein einzuschlucken, wie er auch gethan hätte, weil wir wenigstens in 6 Stunden kein Dorf erreichen würden. Der Pfarrer liebte den Wein sehr, und ich auch. Wir hatten also meine Flasche bald leer, und nun gieng es über die, welche der Pfarrer hatte. Wir tranken auch von dieser, vorzüglich ich. Aber es währte nicht lange, so klagte der Pfarrer über gewaltiges Leibgrimmen. Ich fühlte noch nichts, aber bald ergriff es mich noch fürchterlicher. Wir konnten nicht weiter, wenigstens ich nicht, und ich fühlte nur zu gut, daß ich etwas Giftiges im Leibe haben müßte. Der Pfarrer war indeß auch sehr kläglich. Bald darauf kam ein Wagen die Straße her, und der Inhaber desselben nahm sich unser an: er lieh uns in eine nahe

Mühle bringen, wo ich alles anwendete, was man da haben konnte, um den Gift zu vertreiben und unwirksam zu machen. Ich hatte fürchterliches Erbrechen, und verlor auf einige Wochen den Gebrauch der Sprache: aber der Pfarrer konnte schon den folgenden Tag wieder abreisen.

Sobald ich hergestellt war, eilte ich nach meiner Heimat. Der Pfarrer besuchte mich gleich und that sehr freundlich. Aber mich wurmte der Umstand mit dem Vergiften gewaltig. Ich mußte glauben, daß der Wein in des Pfarrers Flasche vergiftet gewesen war. Ich hatte ihn zwar nur wenig daraus trinken sehen: aber doch hatte er einiges Erbrechen gehabt: das konnte aber von einem andern Umstande herrühren, oder nur so eine Maske seyn. Kurz: lange gieng mir das alles im Kopfe herum, und ich war von neuem gegen den Pfarrer kalt, und erwiederte seine Freundschaft mit merklicher Verachtung. Meine Gesundheit hatte aber sehr gelitten, und ein Arzt von meiner Bekanntschaft rieth mir, eine Reise vorzunehmen, um mich zu zerstreuen. Ein Umstand war hinlänglich, diesem Rath mehr Eingang bey mir zu verschaffen.

Der Diebstahl des Pfarrers an den Gefäßen der Kirche war durch einen Zufall bekannt geworden, und der Pfarrer selbst in Inquisition gezogen.

Da ich um die Sache wußte, so gab ich jezt vor: ich müßte verreisen, wegen meiner Gesundheit, nahm einen Paß, und zog ab. Ich reisete nach Metz, um den Juden zu stempeln, dem wir das Gold und Silber verkauft hatten. Aber dieser war ausgewandert, nachdem er vielleicht sein viel Kirchensachen an sich gekauft hatte. Also war ich auf dieser Seite gedeckt. Meine Frau schrieb: der Pfarrer sey wieder los, und so wanderte ich ohne alle Furcht zurück nach Hause. Auf dem Rückwege kehrte ich in eben dem Weinhause ein, wo wir den Wein genommen hatten. Ich erzählte dem Wirthe meinen Unfall, und daß ich den Wein für vergiftet halten müßte. Der Wirth stuzte und fing an: das hat wahrlich dein Begleiter gethan! Er hat mit der Flasche etwas im Verborgenen vorgenommen: ich weiß es noch recht gut, wie er mit der Flasche allein ging.

Mehr konnte er mir zwar nicht sagen, aber dieses schien mir hinlänglich, um einzusehen, daß der Pfarrer mich habe vergiften wollen, theils, um mir sein Versprechen nicht zu halten, theils aber auch, um sich an mir wegen meiner vermeinten Untreue zu rächen. Aber ich schwieg doch, denn ich befürchtete, der Pfarrer, der bey der Entdeckung einer Vergiftung dem Gwasott nicht ent-

gehen konnte, mögte alsdann auch meinen Antheil an seinem Kirchenraub bekannt machen.

Nicht lange nach meiner Zuhausekunft verrieth sich der Pfarrer dennoch, indem er abermals Silber aus der Kirche verkaufen wollte. Man fand noch obendrein eine Patene von Gold in seiner Wohnung. Jezt war es offenbar, daß er die Kirche bestohlen hatte, welches er denn auch gestand, dabey aber, ohne daß es nöthig gewesen wäre, auf mich als Mitschuldigen bekannte. Ich wurde hierauf eingezogen, man konnte aber weiter nichts auf mich bringen, als daß ich in Metz das mir vom Pfarrer eingehändigte Metall an Juden verkauft hatte. Ich gab aber auch den Pfarrer jezt als Giftmischer an, und foderte, daß man die Sache untersuchen sollte. Es geschah zwar, aber wenn das eigne Geständniß des Geistlichen die Sache nicht klar gemacht hätte, so hätte man doch keine völlige Gewißheit haben können: aber so gestand er, daß er aus Rachsucht mich habe vergiften wollen.

Nun wurde der Kopf abgeschlagen, und ich sitze nun auf zwey Jahre im Arrest, weil ich an einem Betruge an der Nation Theil genommen habe." —

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Inquisition, erst zu Dijon, dann zu Mâcon.

Ich hatte schon einige Tage im Arrest zu Dijon zugebracht, als der öffentliche Ankläger zu mir kam, und mich in einer abgesonderten Stube fragte: ob ich an einer Verrätherey Theil gehabt hätte, welche in Landau gegen das Interesse der Nation sey angezettelt worden? Daß ich dieses, und alles, was ich noch sonst darüber gefragt wurde, verneinte, versteht sich von selbst. Auch drang er nicht sehr in mich, und sprach mir allemal Trost zu, z. B. daß es nicht viel zu sagen haben würde, indem ja keine ganz bestimmten Klagpunkte gegen mich da wären: wenigstens habe man ihm nichts weiter aufgetragen, als mich über die und die Punkte zu befragen.

Ich verlebte also einige Tage wieder ziemlich ruhig und schlief des Nachts meinen guten Schlaf. Dreymal noch examinirte mich der Accusateur public, und sagte mir zulezt, daß er mit der Untersuchung fertig sey, und sie dem Kriminalgerichte verlegen wolle; daß er auch ganz und gar nicht zweifle, ich werde sofort loskommen. Das war wieder Trost für mich!

Aber endlich erschien der Ankläger mit der üblen Zeitung: daß meine Sache in Mâcon müsse entschieden werden, und daß ich schon Morgen dahin sollte. Ich erschrak heftig aber der humane Mann erklärte mir, daß ich ohne Sorgen seyn könnte, wenn ich unschuldig wäre: die Franzosen richteten nur die Verbrecher u. s. w. — Der Ankläger hielt mich wirklich für unschuldig, und ich würde, wenn ich das gewesen wäre, mich jeder Inquisition gern unterzogen haben. Aber ich war nichts weniger, als unschuldig. Ich war in der That in einer Lage, deren richtige Kenntniß mir ohne Umstände das Leben geraubt hätte. Selbst auf der Guillotine hätt' ich nicht einmal denken können, daß mir Unrecht geschähe. — Ich kann meine Leser versichern, daß ein böses Gewissen ein sehr dummes Ding ist, dem man hundert Schritt aus dem Weg gehen sollte.

Meine Leser müssen sich erinnern, daß das terroristische System gleich nach der Eroberung von Lyon und den daselbst verübten Gräueln, also gegen das Ende des Jänners 1794, immer mehr nachließ, wenigstens in den Departementern. Revolutionnäre Verbrechen wurden nur noch in Bordeaux und Nantes bestraft. Alle andre Angeklagte wurden erst genauer untersucht, und sodann nach Paris geschickt, um da ihr Urtheil fällen zu

hören. Die Untersuchung geschahe auf den hier und da errichteten Inquisitions révolutionnaires, deren eine in Mâcon war; und darum sollte ich jezt dahin.

Es war im Gefängniß zu Dijon noch ein gewisser Conscience, gebürtig von Besançon, welcher der Emigration wegen fest saß. Auch dieser sollte, nebst einem Kapitän von der Kavallerie, ebenfalls in Mâcon verhört werden. Wir wurden durch zwey Gensdarmes dahin gebracht. Ehe wir abfuhren — Gefangne werden beständig gefahren, aber nur überzeugte Verbrecher werden geschlossen — machte uns der Accusateur bekannt, daß wenn wir unterwegs entfliehen würden, unsre Anklage als gegründet angesehen werden könnte: daß wir, wenn wir unschuldig wären, uns auf unsre gute Sache verlassen sollten: wären wir aber nicht unschuldig, so müßten wir unser Schicksal nach den Gesetzen erwarten, und was des leidigen Trostes mehr war.

Von Dijon nach Mâcon begegnete mir nichts Besonderes. Wir fuhren wegen der gewaltigen Hitze nur früh und gegen Abend, und kamen nach drey Tagen in Mâcon an.

Hier wurden wir aufs Schloß gesezt, erhielten die nämliche Subsistenz wie in Dijon, nämlich 2 Pf. Brod täglich, zweymal täglich Suppe

und Gemüs, Bohnen, Erbsen u. d. gl. Auch im Gefängniß zu Mâcon saßen Mehrere, aber doch nicht so viele als in Dijon, weil nach Mâcon nur solche gebracht wurden, welche wegen revolutionären Verbrechen angeklagt waren.

Schon den andern Tag erschien der öffentliche Ankläger bey mir mit einem großen Papier, worauf die Fragen standen, welche er an mich thun sollte. Dieser Ankläger war ein recht braver Mann, welcher mir die Fragen ganz einfach vorlegte, und alle Fallstricke sorgfältig vermied: ich konnte es ihm abmerken, daß er nichts nachtheiliges erfahren wollte.

Das Examen betraf den Umstand mit Landau und dem Repräsentant Deutzel, den ich oben hinlänglich beschrieben habe. Ich fand, daß man nicht viel mehr Gravirendes gegen mich wußte, als man schon in Landau gewußt hatte, und daß alles nur auf Muthmaßungen hinauslief. Doch fielen mir einige Punkte wirklich auf, und einige Fragen konnte ich nur schwankend beantworten. Am besten half ich mir mit der Ausflucht: daß ich mich an vieles nicht mehr erinnern könnte, u. d. gl.

Einige Tage hernach wurde ich auf das Gericht selbst gebracht und da etwas weitläufiger verhört. Ehe ich dahin gieng, kam ein Mann zu mir,

welchen das Gericht zu meinem Anwald beſtimmt hatte. Als dieſer die Lage meiner Aſſäre vernommen hatte, ſagte er mir, daß ich keines Advokaten bedürfte, und daß meine Sache gut ſtände: ich ſollte nur getroſt auftreten.

Ich mußte drey Verhöre vor der Inquiſition ſelbſt aushalten. Das Haus, worin die revolutionnäre Inquiſition ihren Sitz hatte, war ehemals die Wohnung des Biſchofs von Mâcon geweſen: ein elendes gothiſches Gebäude. Ich zitterte freilich etwas, als ich zum erſtenmal in die Verſammlung der Richter trat; allein um durch ein zerſtörtes Geſicht meine Schuld nicht ſchon halb zu bekennen, nahm ich alle meine Dreiſtigkeit zuſammen, und ſchritt, indem ich von einem meiner Begleiter eine Prieſe Taback nahm, ganz unbefangen an die Schranken. Ich hatte Zeit, mich noch beſſer zu ſammeln: denn es wurde noch einer vor mir verhört, welcher die baldige Ankunft des Exprinzen von Condé mit allen Herren, Pfaffen, Mönchen und übrigem ausgewanderten Geſindel als gewiß prophezeiht hatte. Der Menſch war ganz außer Faſſung, und konnte kaum antworten. Er wurde, als verdächtig, zu einem Arreſt bis auf den Frieden verurtheilt.

Nach diesem kam die Reihe an mich. Ich wurde hier sehr umständlich verhört, ich würde aber meinen guten Lesern lästig fallen, wenn ich die Fragen und Antworten alle wiederholen wollte. Einigemal verwirrte ich meine Antworten, und gab dadurch gefährliche Blößen. Der Präsident merkte alsobald an, daß ich allerdings Schuld haben müßte, weil ich in meinen Aussagen wankte. Aber ich half mir, indem ich sagte, daß ich mich nicht mehr an alles erinnern könnte, daß durch ein heftiges Fieber mein ohnehin sehr schwaches Gedächtniß — es war nie besser, als damals — noch mehr abgestumpft sey u. s. w. Ich weiß nicht, ob man bey einem deutschen Kriminalgerichte mit Gründen dieser Art zufrieden seyn würde, aber zu Mâcon war man es, oder man schien es zu seyn. Der Präsident sagte: du hast Zeit dich zu besinnen, Citoyen: überlege alles, vergegenwärtige dir alle Umstände der schändlichen Begebenheit: übermorgen sollst du wieder gehört werden.

Die beyden nächsten Tage brachte ich im Gefängniß sehr unruhig zu: ich hoffte kaum noch, durchzukommen, und stellte mir das schlimmste vor. Der Gedanke an die Guillotine durchschauerte meinen ganzen Körper: alles, was ich von den Grundsätzen der Stoischen Schule wußte, war

damals nicht vermögend, mich zu überzeugen, daß der Tod kein Uebel sey. Nur die Vorstellung, daß es vielleicht noch anr geben könnte, richtete mich auf, und ließ mich wieder Muth fassen. Wie wahr ist es doch, was Tibullus so schön sagt:

credula vitam
Spes fovet, et melius cras fore, semper ait.

Ich wurde das anderemal verhört, aber auch da verwickelte ich mich, und hätte beynahe den ganzen Handel verrathen. Ich behauptete nämlich: Dentzel hätte allen Anerbietungen der Feinde kein Gehör gegeben. Welchen Anerbietungen? fragte der Präsident. Je nun, erwiederte ich, welche die Preußen ihm gemacht haben. Also weist du doch, daß die Preußen dem Dentzel Anerbietungen gemacht haben? — Ich merkte gleich, daß ich vor aller Angst recht dummes Zeug geplaudert hatte, und wollte Ausflüchte suchen: aber der Präsident verfolgte seine Idee, und ich kam arg in die Klemme. Ich habe sagen hören, ich weis nicht wo; man hat gesagt, ich weis nicht, wer; ich habe gedacht, ich weis nicht, weswegen — das war so ohngefähr, was ich dem dringenden Zusetzen des Inquisitors entgegen sezte.

Auch für dieſesmal wurde ich entlaſſen, jedoch bedenklich ermahnt, mich genau zu beſinnen, denn mit ſolchem Galimathias würde man ſich nicht mehr begnügen laſſen. Ich merkte wohl, daß man nicht im Sinne hatte, mich zu verderben: denn ſonſt hätte man ganz anders zu Werke gehen können. Indeſſen konnte ich mich vor der völligen Abſolution doch nicht beruhigen, und das geringſte, was ich mir zur Strafe vorſtellte, war Einſperrung bis auf den Frieden.

Endlich kam ich zum drittenmale vor. Man wiederholte viele Fragen, und ſchrieb meine Antworten genau auf. Nachdem dieſes geſchehen war, wurde mir alles vorgeleſen, und ich gefragt: ob ich noch Einiges zu meiner Vertheidigung zu ſagen hätte? Ich verneinte dieſes, und der Ankläger, welcher mir die Akten vorgeleſen hatte, ſagte zum Präſidenten: ich ſehe keine Urſache, dieſen Mann anzuklagen. Der Präſident erwiederte, daß man die Sache noch genauer unterſuchen müßte u. d. gl.

Wenn ich noch jezt ſo bey mir ſelbſt überlege, warum man nicht genauer unterſucht hat, und warum man mich ſobald frey ſprach, ſo denke ich, daß dieſes vorzüglich darum geſchah, weil man Männer nicht gern in Verdrießlichkeiten verwickeln wollte, welche ſehr reelle Dienſte der Republik

geleiſtet hatten. Vielleicht dachten meine Richter, daß bey ſehr genauem Verhöre ſogar dem General Laubadere Manches zur Laſt fallen könnte; und vielleicht waren gar Freunde von Dentzel unter den Richtern! Es konnte auch ſeyn, daß die Metzeleyen in Lyon einen Ueberdruß am Vergießen des Menſchenblutes erweckt hatten. Wer weis das jezt!

Genug, durch Robespierren's Sturz, welcher die terroriſtiſchen Herren mächtig erſchreckte, ſiegte das moderate Syſtem in Frankreich, und obgleich damals alle Gerichtspläze noch mit erklärten Anhängern der Jakobiner beſezt waren, ſo hatten dieſe doch das Herz nicht, da noch eine Härte zu beweiſen, wo ſie ihnen gefährlich werden konnte. Das Dekret des Konvents, alle die in Freyheit zu ſetzen, welche nicht den augenſcheinlichſten Verdacht, Verbrechen begangen zu haben, wider ſich hätten, mußte nun in der ganzen Republik ausgeräumt werden. Und ſo ſind viele tauſend Menſchen wieder auf freyen Fuß gekommen, welche unter Robespierre's Domination in den Gefängniſſen geſchmachtet hätten. Aber dieſe Umſtände ſind ſchon aus vielen gedruckten Nachrichten bekannt.

An einem Morgen, früh um 8 Uhr, ließ der öffentliche Ankläger alle Gefangne zuſammen kom-

men, verlas dann von einem Zettel fünf bis sechs Namen von ihnen, und diesen sagte er, daß sie frey wären. Dann händigte er einem jeden ein Papier ein, mir also auch eins, worin enthalten war, daß keine Ursache zur Anklage gegen sie vorhanden wäre, folglich daß sie in Freyheit gesezt werden müßten, und das auf der Stelle.

Ich kann die Freude nicht beschreiben, die ich empfand, als ich mein Papier in Händen hatte. Ich dankte dem Ankläger, den ich als die Mitursache meiner glücklichen Entlassung ansah. Nicht doch — sagte er ganz kurz: Es ist das Gesetz, welches dich frey macht! Dann rieth er mir, nicht eher Mâcon zu verlassen, bis ich für jeden Tag, auch für jene, die ich im Gefängniß zu Dijon gesessen wäre, 1 Sous ausgezahlt bekommen hätte: denn so viel erhält jeder, der unschuldig im Gefängniß sizt. Ich sollte mich deshalb nur auf dem Tribunal melden. Ich bemerkte ihm, daß ich mich da nicht zu finden wüßte, und er versprach mir, für mich das Wort zu führen. Ich gieng aus dem Gefängniß, und um 11 Uhr auf die Inquisition, wo der Ankläger schon einen Zettel für mich fertig hatte. Ich trug diesen zum Kriegskommissär, und erhielt mein Geld. Ich war im ganzen 32 Tage gesessen, und hatte also durch meine Angst 24 Livres verdient! —

Ich foderte mir zugleich einen Paß nach Dijon, welcher mir auch ohne Anſtand gegeben wurde. Auch der gute Conſcience kam los, aber der Kapitän mußte ſitzen bleiben, weil ſein Proceß noch verwickelt war.

Mâcon war mir ein verhaßter Ort. Es iſt überhaupt eine traurige Stadt, welche aber doch jezt — da man eben, als ich daſelbſt war, die dummen Feſtungswerker zuſammenriß und abtrug — etwas ſchöner, wenigſtens heller ſeyn wird. Dieſe Stadt war nämlich noch nach der alten Art, beynahe wie Gießen, mit einem Wall befeſtiget. Das mogte wohl vor Alters ganz gut ſeyn, und unter dem Herzog Johann, ohne Furcht Mâcon unüberwindlich machen. Aber heut zu Tage ſind Feſtungen von der Art mehr ſchädlich als nützlich: denn gegen einen angreifenden Feind ſind ſie wie nichts, und zur Friedenszeit machen ſie die Staot trübe und ungeſund.

Dieſes denn war die lezte Anfechtung, welche ich in Frankreich wegen der fatalen Landauer Affäre zu leiden hatte. Ich habe ſie glücklich überſtanden, aber ich bin doch nicht vermögend, mit Behagen daran zu denken, wie man ſonſt gewöhnt iſt, ſich an überſtandne Gefahren zu erinnern. Auch haben die Begebenheiten dieſer Art die üble Stimmung meiner Seele, woran ich eh-

nehin schon laborirte, nur noch vermehrt, und mein Urtheil über meine Lage und über die mich umgebenden Umstände nur noch mehr verschroben. —

Ich kehrte nach Dijon zurück, und wurde da von meinen Freunden und Bekannten freudig aufgenommen. Besonders war der Kommendant Belin sehr froh, daß ich so glücklich durchgekommen war. Er versicherte mich, daß er eben nicht viel für meinen Kopf würde gegeben haben: es sey ihm bange gewesen, ich mögte überwiesen, und nach Paris gebracht werden; und dort wäre ich gewiß weg gewesen.

Wie aber der Pariser Wohlfahrtsausschuß zur Kenntniß der Landauer Sache, in so fern ich nämlich, als darin verstrickt, angesehen werden konnte, gekommen sey, ist mir noch ein Räthsel, aber gewiß nicht lange mehr.

Meine Lebensgeschichte hat auch in Frankreich Männer gefunden, die mich in sehr freundschaftlichen Briefen ihrer Theilnahme versichern, mit dem Erbiethen, mir über Alles Auskunft geben zu wollen, worüber ich sie, in Beziehung auf Frankreich, nur wünschte. Dieses Anerbieten habe ich schon benuzt, und in 6 Wochen soll Antwort zurück seyn. Doch was kümmert dieß meine Leser!

Ich wurde in Dijon über meine Verhaftung von jedem befragt, aber da ich nicht für gut fand, über eine mir ſo verhaßte Sache jedem zu dienen: ſo gab ich lauter Antworten — nach Gutdünken. Auch fing ich meine Lehrſtunden wieder an, und gab ſie fleißig und zur Befriedigung meiner Herren Scholaren, welche alle recht brave Männer waren.

Ich war auch bey den deutſchen Gefangnen der allgemeine Briefſteller im Franzöſiſchen, beſonders in dem Departement der Liebeley. Die Herren hatten eben nichts zu thun, ſahen viel hübſche Mädel, die ihnen nicht grauſam zu ſeyn ſchienen, und da hatten ſie ihnen gar manches zu entdecken. Aber die meiſten hatten das Unglück, daß ſie ſich ihren Schönen nicht nähern konnten, und da mußte man ſeine Zuflucht zur Feder nehmen, und Liebeszettelchen abſchicken. Gewöhnlich wurden dieſe Briefchen ſogleich und größtentheils günſtig beantwortet — in aller Zucht und Ehrbarkeit, verſteht ſich, und in der gewöhnlichen Orthographie der Frauenzimmer, d. i. mit Schnitzern über Schnitzer in jeder Zeile. Doch, da ſelten ein Mann, ſey er auch ein Mann von Erziehung und Kenntniſſen, die Rechtſchreibung ſeiner Sprache ganz inne hat: ſo kann man es dem Frauenzimmer nicht verdenken, wenn ſie die Worte bis zur Unkenntlichkeit verhunzen. Dieſes Kribs

Krabes hatte ich hernach auch zu analysiren, und nicht selten Mühe genug, herauszubringen, daß die Schöne es für eine Ehre halte, ihre geringen Reize der Aufmerksamkeit eines so aimable garçon werth zu sehen u. s. w. Gewöhnlicherweise wurde der aimable garçon auf eine Promenade eingeladen, und dann ging die Erklärung durch Zeichen, abgebrochne Redensarten u. s. w. schon ohne Dollmetscher von selbst.

Aber unsre fremden Offiziere hatten doch nur Gelegenheit, mit einer gewissen Klasse von Schönen umzugehen, nämlich mit den Töchtern und Basen der Wirthe, bey denen sie speißten, mit Näthermen, Wäscherinnen, Töchtern der Schneider, Schuster und ähnlicher Aushelfer. Freilich macht die einmal festgesezte Gleichheit, daß das gemeinste französische Mädchen sich für so gut hält, als irgend ein viel reicheres, schöneres oder besser erzogenes: allein die kritischen Liebeler finden gar viel Ungleichheit unter denselben, und behaupten, daß der Begriff der Gleichheit nur im Sinn der Republik Werth und Wahrheit habe; weiter aber ausgedehnt — Unsinn werde.

In Frankreich gab es niemals privilegiirte Bordelle, ausser in den Seestädten: doch war wohl keine Stadt ohne verkappte Bordelle: und so ist es noch. Der Konvent hat zwar einige Gesetze gegen

die Huren, oder, wie es heißt, filles perdues gegeben, auch alle Bürger aufgefodert, dem Unwesen mit abzuhelfen. Aber es läßt sich denken, daß solche Dekrete wenig oder nichts fruchten. Ein Uebel von der Art kann nur nach und nach durch bessere Erziehung künftiger Generationen vertilgt werden: jezt, da die Sitten des größern Haufens noch immer einen Anstrich von den Sitten des Hofes, des Adels und der Priester haben, kann kein Gesetz hier steuern. Horatius hat Recht, wenn er sagt:

— — Quid leges sine moribus
vanae proficiunt?

Die Folgen des Umgangs unsrer Kriegsgefangenen und Deserteurs mit den Bublerinnen wurden auch bald sichtbar; Viele kamen darüber ins Hospital, Andre ließen sich zu Hause kuriren, und es ist wahrscheinlich, daß Mancher die häßlichste Krankheit mit in sein Vaterland genommen hat. Bey den Deserteurs ging es in dieser Rücksicht am ärgsten zu: denn diese trieben ihr Wesen ganz öffentlich, sogar in ihrer Kaserne.

Die Revolution, welche den Franzosen so entsezlich viel junge Männer gekostet hat, macht freilich, daß von den jetzigen ledigen Französinnen viele alte Jungfern werden müssen: denn nimmermehr wird man erlauben, daß Ein Mann mehr als eine

Frau nehme. Dieſes iſt nun kein guter Proſpekt für queckſilbernes Frauenzimmer, und kann nun und dann zur Entſchuldigung dienen, wenn dieſe und jene gegen ihre Anbeter weniger ſtrenge thut. Aus eben dieſer Urſache wünſcht das Ende des Kriegs niemand ſehnlicher, als die franzöſiſchen Mädchen: denn ſo lange der Krieg fortwährt, bleiben die jungen Leute bey der Armee; auch müſſen die, welche noch ohne Waffen ſind, hinziehen, und ſich der Gefahr ausſetzen, niemals zurück zu kommen.

Ob aber gleich jezt noch ein ziemlich groſſes Sittenverderben, in Abſicht der Keuſchheit, in Frankreich herrſcht: ſo iſt doch, wie die Franzoſen ſelbſt bekennen, kein Vergleich des Gegenwärtigen mit dem Vergangenen, indem vorher die groſſen Herren und die Geiſtlichen nichts hübſches, beſonders in den niedern Ständen, ungeknickt aufblühen ließen. Dieſe Menſchen haben ihre Galanterien ſeitdem nach Deutſchland gebracht und alle Oerter verpeſtet, wohin ſie gekommen ſind. Ich ſprach einſt in einer Geſellſchaft über dieſen Punkt. „Freilich jezt giebt es wohl noch Jungfern bey uns, fiel einer ein, aber vor fünf Jahren waren dieſe verdammt rar. Die Herren und die Pfaffen machten gar zu viele Jagd darauf. Jezt ſind dieſe Peſtilenzen bey unſern Nachbarn, und wenn ihnen

die nicht bald die Hälfte brechen, so weis ich gewiß, daß sie alle schwachen Weiber und Mädchen in Deutschland verjähren werden." Diese Bemerkung mag aber jezt wohl nicht mehr Statt haben, da die Emigranten in Deutschland eine gar traurige Figur machen, und meist allgemein verhaßt und verachtet sind.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Zustand der Kriegsgefangnen in Frankreich.

Die Behandlung der französischen Kriegsgefangnen in Deutschland, welche in manchem deutschen Buche beschrieben steht, macht mir es zur Pflicht, auch von der Art zu sprechen, wie man die gefangnen Deutschen in Frankreich behandelt hat, so gern ich auch dieses Kapitel sonst wegließe, weil hierin die Deutschen mit den Franzosen abscheulich kontrastiren. Aber es waren ja nur einzelne Deutsche, welche hart und unmenschlich mit den französischen Kriegsgefangnen umgingen.

Die gefangnen Deutschen, so spricht man hier und da in Deutschland, sind auf den französischen Gränzen übel empfangen worden. — Das ist zum Theil wahr, besonders, wenn von den Ge-

fangnen in den Niederlanden und an den Gränzen von Elsaß die Rede ist. Denn in diesen Gegenden, vorzüglich in den Niederlanden, hatten die fremden Völker alle nur erfinnlichen Exzesse begangen: und daher war es nicht zu erwarten, daß die Bauern sich freundlich gegen Leute betragen würden, welche deren Dörfer verbrannt, ihre Verwandte mishandelt, ja, gar todtgeschlagen, und all ihr Haab und Gut weggeplündert hatten. In solch inhumanen Fällen gilt gewöhnlich nur Zahn um Zahn: aber doch auch nur in der ersten Hitze, denn bald darauf kömmt Mitleid, und wir können dem Gutes thun, der uns aufs ärgste beleidigt hat, sobald wir nur sehen, daß er recht unglücklich ist. Bey alle dem weis ich dennoch nicht, daß auch auf den französischen Gränzen die deutschen Kriegsgefangnen wären schlecht behandelt, geschlagen oder gar getödtet worden, wie man dieß von französischen Gefangnen auf deutschem Boden gewiß weis.

Aber es scheint auch, — wie dieß die Unart aller Dummstolzen ist — als wenn die Deutschen und andre Völker sich besser zu seyn, oder mehr Recht zu haben dünkten, als die Franzosen: denn in Deutschland konnte man doch wohl wissen, wie human die Gefangnen in Frankreich gehalten wurden, und doch hielten sie äußerst inhuman die den

Franzosen. In des Erleutnant Goechhausens Wanderungen finde ich S. 39. sogar folgende, so ganz des rasenden Aristokraten, und seines pöbelhaften Anhangs würdige Frage: „ob es nicht menschlicher wäre, der Quaal dieser lebendig verfaulenden Opfer der Philosophie (er meint die blessirten gefangnen Franzosen) durch einen tüchtigen Säbelhieb ein Ende zu machen?“ — So eine Frage wirft er von Leuten auf, von denen er S. 38. der angeführten Schrifte selbst bekennt, daß sie stumm, ohne laute Klage, verachtend das Schröckliche ihrer Lage, trotzend jedem Ereigniß u. s. w. sich haben fortschleppen lassen. Solche Leute sind ja mehr zu bewundern! denn es ist eine sehr große Sache, das Unglück zu besiegen, und der höchste Grad der menschlichen Kraft — sein Schicksal zu verachten. Aber ein Erleutnant zu Eisenach hat dafür keinen Sinn, und es ist nur gut, daß die Franzosen seine Bücher nicht lesen, sonst hätten Einige die Aeußerungen des närrischen Menschen für Meynung unsers Volks halten können, und die Kriegsgefangenen in Frankreich danach auf sich Göchhausisch-deutsch behandelt.

Ich berufe mich aber auf das Zeugniß aller derer, welche in Frankreich gewesen sind, und insbesondere der Offiziere, welche gewiß keine Ursache haben, den Franzosen zu schmeicheln: diese

alle müssen gestehen, daß die Franzosen unsre Leute, als Gefangne, recht gut behandelt haben.

Als Unteroffizier unter den Schwaben, saß ich zu Offenburg in der Krone, und unterredete mich mit einem Kaiserlichen Feldwebel, welcher aus Frankreich gekommen war. Er gab den Franzosen ein sehr gutes Zeugniß, und gestand, daß er sich über ihre Behandlung nicht beschweren könne. Ein Offizier von den Kaiserlichen hörte dieß, widersprach stark, und während er die Franzosen Racker, Spitzbuben und Schurken nannte, faßte er den Feldwebel scharf in die Augen. Dieser verstand ihn, und hielt ein, die Franzosen zu loben. Ich aber fuhr darin fort. Nun stand der Offizier auf mit den Worten: Pfuy Korporal, schämen Sie sich, solchen Hundekerlen Gutes nachzusagen! Wer die Franzosen lobt, ist mein Freund nicht: die Spitzbuben sind gar nicht werth, daß man sie einmal ins Maul nimmt.

Da nun aber, troz der entsezlichsten Verbitterung gegen die französische Nation, deren Betragen gegen Gefangene dennoch als gut allgemein bekannt worden ist, so muß auch jeder Unbefangne zuversichtlich schließen, daß es wirklich gut gewesen sey. Man gestatte mir indeß doch, daß ich hier etwas ins Detail gehe.

Erſtlich hatten die Kriegsgefangnen, wenn ſie einmal an dem Orte ihrer Beſtimmung, z. B. in Dijon, Langres, Orleans, Autun u. ſ. w. waren, alle Freyheit, die nur ein Gefangner haben und fodern kann. Sie waren gar nicht eingeſperrt, und hatten weit mehr Willen als die Kaiſerlichen, Preußiſchen oder Heſſiſchen Soldaten jemals gehabt haben, oder jemals haben werden. In der Stadt war ihnen erlaubt, zu ſeyn, wo ſie wollten: ja, ſie konnten ſogar außerhalb ihres Quartiers bey den Bürgern, in den Wirthshäuſern u. ſ. w. herumlegiren, ohne daß jemand nach ihnen gefragt hätte.

Man munterte ſie auf zur Arbeit; und wer eine Profeſſion konnte, oder ſonſt etwas Nützliches ſchaffen wollte, fand dazu überall Gelegenheit, und wurde immer gut bezahlt. Man erlaubte ihnen, auf die Dörfer zu gehen, und bey dem Bauer oder ſonſtwo zu arbeiten; ja, ich kenne einige, die 10, 12 und mehr Stunden vom Orte ihrer Kaſerne ihr Handwerk oder den Ackerbau trieben.

Sie hatten auſſerdem das Recht, ſich in Frankreich niederzulaſſen, und dort zu heirathen. In dieſem Falle mußten ſie auf ihr Vaterland für immer verzichten, und den Nationaleid der Franzoſen ſchwören. Dieſes ſcheint auch ſehr billig zu

seyn: denn was hätten die unglücklichen Weiber machen sollen, wenn ihre Männer nach Deutschland, oder sonst wohin hätten zurückkehren wollen! Es stand auch jedem Gefangnen frey, sich zu erklären, daß er im Auswechslungsfalle nicht wieder zu seinem Fürsten geschickt seyn wollte. Auch dann durfte er bleiben, und die Nation berechnete den Verlust, welchen sie doch wirklich dadurch erlitte, gar nicht. So kenne ich Mehrere, welche Frankreich nimmermehr verlassen werden, und Andre, welche zwar bey den Preußen u. s. w. gedient hatten, in Zukunft aber eine andre Lebensart ergreifen wollten, ob sie gleich keine Lust hatten, in Frankreich sich anzusiedeln.

Der Unterhalt der Kriegsgefangnen war täglich 10 Sous und 1½ Pfund Brod: von dem Gelde zog man monatlich 7½ Livres ab für die Kleidung. Außerdem erhielten sie Holz und Töpfe zum kochen, lagen auf Strohsäcken mit Friesdecken, und konnten so, wenn sie auch gar nichts arbeiteten, doch immer wenigstens leben.

Die fremden Offiziere waren recht gut gehalten: denn bey diesen beobachtete man keine Gleichheit, wie überhaupt gegen keine Fremde: sogar die gefangnen Unteroffiziere erhielten mehr Sold, als die Gemeinen. Ein Kapitän hatte täglich 6 Livres, ein Leutnant und alle Suvaltern-Offiziere,

nebſt den Feldſcheerern, 3 Livres; und dafür ließ ſich ganz gut leben und auch noch für Kleidung und andre Bedürfniſſe ſorgen. Ich habe Offiziere geſehen, welche zerlumpt und zerriſſen ankamen, und bald hernach recht artig gekleidet erſchienen ſind. Ueberdieß hatten die gefangnen Offiziere recht artige Zimmer, wenigſtens immer ſo artige, als ſie ſelbige in ihrer Garniſon haben mögen: auch recht gute Betten, die ihnen jeden Monat friſch gedeckt wurden: mit einem Worte, ſie befanden ſich ſo behaglich, daß ſie höchſt undankbar gegen die franzöſiſche Nation ſeyn müßten, wenn ſie ſich über üble Behandlung und Härte beſchweren wollten.

Man hat freilich auch Gefangne beſtraft, allein die hatten ihre Strafe gar wohl verdient, und man hätte ſie weit ärger beſtraft, wenn ſie Franzoſen geweſen wären.

Anfänglich war den Offizieren und Unteroffizieren die Aufſicht über die Kriegsgefangnen anvertraut, die denn auch gerade ſo mit ihnen umgingen, als ſonſt in der Garniſon. Doch iſt das blos von den Kaiſerlichen und Preußen zu verſtehen: denn den Hannoveranern, Heſſen und Piemonteſern muß ich nachſagen, daß ſie ſich um ihre Leute gar nicht bekümmert haben. Die Kaiſerlichen Herren, beſonders die lieblichen Unteroffiziere

dachten, sie müßten den Korporalsstock auch in Frankreich führen, denn ohne Stock sey halter keine Zucht bey den Leuten herauszubringen. Von da an trugen sie also Stöcke à la Kaiserlik, wie die Franzosen sagten, und schlugen brav auf die Leute ein. Die Offiziere billigten dieses, und so haben viele Kaiserliche wegen Exzesse Hiebe bekommen. Die Exzesse waren meistens Widersezlichkeit der Bursche gegen die despotischen Befehle der Offiziere und der elenden Halters, d. i. der Unteroffiziere.

Der Friedensrichter zu Dijon erfuhr endlich das Unwesen, und gab die strengsten Befehle dawider, mit Hülfe der Municipalität. Es sey in den Gesetzen verboten, Menschen wie Hunde zu behandeln, sagte er: wenigstens sollte dieses auf französischem Boden nicht geschehen. Wollten sich die Leute einmal prügeln lassen, so mögten sie warten, bis sie wieder in das Land kämen, wo Prügel und andre Infamien Mode wären u. s. w. Dieser Befehl wurde angeschlagen, und nun hatte die Despotie der Stockherren ein Ende. Doch war einer da, welcher versicherte: daß, wenn er nur erst wieder zum Regiment käme, wancher noch derbe Hiebe bekommen sollte. Er schrieb sich die Prügel-Candidaten sogar besonders auf.

Ohngefähr 4 Stunden von Dijon arbeiteten einige Gefangne in einem Dorfe. Hier wurden

zwey von ihnen in einem Hause bekannt, welches ein altes Ehepaar ohne Kinder bewohnte. Die Gefangnen merkten, daß die alten Leute eine Brieftasche voll Assignaten hatten, und beschlossen, sich derselben zu bemeistern. Sie traten daher Abends in das abgelegne Haus, lockten die Alten in den Keller, um ihnen Wein zu geben, und ermordeten sie, und nahmen die Brieftasche zu sich. Diese Mordthat entdeckte man bald, und brachte die Thäter nach Dijon ins Gefängniß. Man sprach ihnen nach den Gesetzen das Todesurtheil, vollzog es aber nicht, sondern entschied: sie sollten bis zum Frieden sitzen bleiben, und dann dem Kaiser, dessen Soldaten sie waren, zur Bestrafung überlassen werden.

Im Gefängniß bekannten sie gegen andere Deutsche, daß sie sich kein Gewissen draus machten, Franzosen umgebracht zu haben, denn diese verdienten nichts anders. Man muß aber wissen, daß beyde Mörder gutkatholische Christen und Oestreicher waren. Als ich im Winter im Spital Rousseau war, disputirte ein Kaiserlicher Unteroffizier ganz im Ernste, daß man, ohne sich zu versündigen, einen Franzosen tödten könnte: sie lägen einmal im Kirchenbann, und es stände daher jedem frey, sie zu bestrafen bis aufs todtschlagen. — Ich kann nicht sagen, ob diese blutdür-

stige Gesinnung allen Katholiken gemein gewesen sey, aber da sie sich besonders unter den Mitgliedern der römischen Konfession äußerte, so muß sie wohl im Wesen der römischen Religion selbst liegen, und sich durch eine ungezwungene Folge daraus leiten lassen. Man kennt ja ihre Grundsätze gegen die, welche die Kirche nicht hören.

Bey der Eroberung von Lyon sind viele Kriegsgefangne mit umgekommen, welche sich dahin geflüchtet, und den Aristokraten gedient hatten: hier konnte man doch wohl nicht schonen.

Die Deserteurs und Gefangne waren niemals gute Freunde und bekamen oft Händel miteinander: doch dieses gründete sich blos auf die Nationalkokarde, welche die Deserteurs trugen. Nachdem aber diesen verboten war, solche Kokarden weiter zu führen, so fiel der Stein des Anstoßes weg, und die beyden Partheien lebten ferner in Einigkeit.

Ich weis nicht, was den Konvent mogte bewogen haben, im Oktober 1794 die gefangnen Offiziere und Gemeine, in Rücksicht der Subsistenz, gleich zu machen: ich habe auch niemals die eigentliche Ursache davon erfahren können. Aber sie bekamen damals nicht mehr als 10 Sous täglich und 1½ Pfund Brod, wovon sie leben mußten. Zum Glück währte diese Einrichtung

nicht lange: denn als der Volksrepräsentant Calès nach Dijon kam, gab er den Offizieren ihre Subsistenz so wieder, wie ich sie oben beschrieben habe. Für die gefangnen Unteroffiziere habe ich selbst die Vorschrift an Calès verfertigt, und mich zum Sprecher ihrer Legation an ihn gebrauchen lassen. Er hat auch sofort ihre Bitte bewilliget, und ihnen ihren vorigen Gehalt wieder reichen lassen.

Außerdem war es jedem Gefangnen erlaubt, an seine Verwandten, ja, sogar an die Regimenter zu schreiben, bey denen er vorher gestanden war. So lange der Jakobinismus in Frankreich dauerte, mußten alle Briefe dieser Art erst gelesen und von dem Kommendanten oder dem Kriegskommissär überschrieben werden: aber nach dem Sturz des terroristischen Systems hatte jeder die Freiheit, Briefe wegzuschicken, ohne daß sie wären erbrochen worden: eine Erlaubniß, die man sonst einem Gefangenen nirgends gestattet: denn ich erinnere mich nicht, daß von Franzosen aus der Preußischen oder Oestreichischen Gefangenschaft Briefe nach Frankreich gekommen wären.

So human betrug sich die französische Nation gegen die Gefangenen ihrer Rache- und Verachtung sprudelnden Feinde! Sie betrachteten und behandelten die aus ihnen wehrlos gemachten Sol-

daten blos als Menschen, und ließen ihnen alles angedeihen, was Menschen- und Völkerrecht für Leute von der Art erfodert.

Wie aber machten es die Deutschen mit den gefangnen Franzosen? Vandalisch und Hunnisch! Die Belege davon findet man in Göchhausens Wanderungen und in Girtanners politischen Annalen. Ich berufe mich hier auf Männer, denen man es gewiß nicht zur Last legen kann, daß sie die Franzosen begünstigen, und deren Zeugniß eben darum um so unpartheiischer seyn muß. Göchhausens rasende Tiraden darüber kennen wir aus dem Obigen: wir wollen also blos noch den Girtanner hören.

Seit dem Ausmarsch aus Mainz, wie es in den Girtannerschen Annalen heißt, waren schon gegen 200 — schreibe zweyhundert — von den gefangnen Franzosen bis Eisenach gestorben, von Eisenach bis Gotha sieben, von da bis Erfurt 8, und so weiter, so daß schwerlich die Hälfte von denen, die aus Mainz ausmarschiert waren (es waren ihrer 1000) den Ort ihrer Bestimmung erreicht hat. Sie waren (im harten Winter 1794-1795) ohne warme Kleidung, zum Theil ohne Hemde, Schuhe und Strümpfe, der Kälte und Wind und Wetter preis gegeben. Sie wurden von ihren Führern erbittert streuge behan-

delt. Sogar die Kranken und Sterbenden, wenn sie, starr gefroren, nicht sogleich von den Wagen konnten, erhielten Schläge. Todte und Lebendige lagen auf den Wagen durcheinander. Ein fieberhafter Offizier lag in der Kruse, mußte sich dennoch auf den Strohwagen laden lassen, und starb in wenig Stunden. Alle klagten über die Härte ihres Schicksals, und meynten, es müßte der Zweck ihrer Führer und deren Befehlshaber seyn, sie mit Gewalt umkommen zu lassen, um sie nicht länger zu ernähren. Mit der menschlichen Behandlung der meisten Landesbewohner auf ihrem Wege, über Frankfurt hinaus, waren sie übrigens zufrieden: in Frankfurt aber, klagten sie, hätte man sich unmenschlich gegen sie bewiesen.

Die Gesunden gingen dennoch, trotz der barbarischen Behandlung ihrer unmenschlichen Treiber, mit Heiterkeit und sichtbarem Stolze auf die in ihren Augen gute Sache, deren Märtyrer sie waren, und die sie ganz richtig von den Gräueln der Anarchie zu unterscheiden wußten, einher. —

Hält man dieses Benehmen der Deutschen gegen die kriegsgefangnen Franzosen mit jenem der Franzosen gegen die kriegsgefangnen Deutschen zusammen, so ist der Abstand gar sehr sichtbar und auffallend. Auf dem Transport von Mainz nach Magdeburg starben 500 kriegsgefangne Franzosen;

alſo auf einem Wege von 54 kleinen Meilen, eine Meile in die andere gerechnet, 9 Mann. Aber von allen kriegsgefangnen Deutſchen, welche aus Weißenburg und zwar auch im Winter, gebracht wurden, ſtarb unterwegs kein einziger, und doch ſind von da bis Beſançon auch 50 Meilen. Die verſchrieenen Franzoſen ließen indeß die, welche krank wurden, unterwegs in den Lazarethen zurück, und die Geſunden behandelten ſie ganz menſchlich.

Doch die aus Frankreich zurückgekommenen Deutſchen machen die beſte Apologie für die Franzoſen in dieſem Stück: keiner von ihnen ſchimpft auf die Nation; und ich glaube, wenn man es ihnen auch verbieten würde, wie man es im Kaiſerlichen thun ſoll, ſo würden ſie wenigſtens im Stillen gutes von einer Nation reden, die ihnen gutes reichlich erzeigte. Und eben dieß iſt die wahre Propaganda, von welcher ein Göchhauſen, Schirach und andre ſo viel zu ſagen wiſſen, den Ort ihrer Exiſtenz aber eben ſo wenig kennen, als die einzige Art, Humanität human zu handhaben und zu verbreiten.

Vierzigstes Kapitel.

Allerhand.

Der Jakobinismus hatte durch Robespierre's Sturz seine Hauptstütze verloren, und ging nun allmälig selbst zu Grunde. Er existirte vorzüglich in den Volkssocietäten, von welchen ich oben hinlänglich gehandelt habe. Die Volkssocietäten fuhren zwar auch noch nach Robespierre's Fall immer fort, aktiv zu seyn, aber man wurde bald gewahr, daß, obgleich sowohl die Pariser Jakobiner, als besonders die zu Bourdeaux und zu Nantes die Vernichtung der Tyrannen Robespierre, Couthon, St. Just und andrer zu billigen schienen, indem sie der neuen Befreyung des Vaterlandes in ihren Sitzungen die höchsten Lobsprüche ertheilten, sie doch im Grunde dahin zielten, daß das von diesen eingerichtete System in seiner Kraft bleiben mögte. Aber eben dieses Zielen warf endlich auch die Volkssocietäten übern Haufen. Man hätte, wenigstens in Paris, bey der gewaltsamen Verschliessung des Jakobiner-Saals mehr Exzesse vermuthen sollen, als wirklich vorgefallen sind. Aber

die öffentliche Meynung entschied über die Entbehrlichkeit der Jakobiner und der Volkssocietäten: und so ging es ohne groſses Blutvergieſsen zu; und in den Provinzen schlossen die Jakobiner ihre Säle nach und nach von selbst.

Von dieser Zeit an wurde der Name Jakobiner ein Schimpfname, und wenn man einen schlechten Streich nennen wollte, so sagte man: es sey un tour de Jacobin. Marat hatte bisher die Ehre genossen, daſs man Straſsen, Thore und Hospitäler nach seinem Namen genannt hatte: aber nun ward Marats Name verächtlich: man strich ihn aller Orten aus, warf seine zahlreich errichteten Büsten um, und in Paris wurde sogar sein Körper, so wie der des von ihm vertriebenen Mirabeau's aus dem Pantheon geworfen, und zugleich das kluge Dekret gemacht: daſs in Zukunft niemand mehr im Pantheon aufgestellt werden sollte, als erst 10 Jahre nach seinem Tode, weil alsdann der für oder wider ihn streitende Partheygeist sich würde gelegt, und unpartheyischen Urtheilen Platz gemacht haben.

Der Terrorismus war mit dem Jakobinismus aufs engste verbunden, oder beyde waren vielmehr ein und dasselbe Ding. Ich bin völlig überzeugt, daſs 1792, 93 und 94 das Schreckenssystem zur Gründung und Erhaltung der Republik

nöthig gewesen iſt, und glaube feſt, daß die Bemühungen des Robespierre und ſeiner Anhänger den Gegenbemühungen der Emigranten und der Uebelgeſinnten am beſten begegnet ſind. Aber dem ohngeachtet mußte das Schreckensſyſtem doch einmal aufhören; und gerade gegen das Ende des Jahres 1794 ſchien der Zeitpunkt gekommen zu ſeyn, wo man wieder mit mehrerer Freyheit in Frankreich leben könnte. Die Jakobiner waren wirklich zu zahlreich und dadurch der bürgerlichen Freyheit gefährlich geworden: denn obgleich anfangs nach dem eignen Syſtem dieſer Klubs, jeder Bürger völlige Freyheit haben ſollte, ſich in den Klub zu begeben oder nicht, ſo wurde doch bald hernach jeder, der ſich mit den Jakobinern nicht vereinigte, für einen ſchlechten und verdächtigen Bürger gehalten.

Dieſes hatte ſehr viele und böſe Folgen. Einmal wurden alle obrigkeitlichen Aemter mit Jakobinern beſezt. Ich habe 1794 die ganze Regierungs-Adminiſtratoren in Cotes'or zuſammen gehalten mit den Liſten der Klubbiſten, oder der Mitglieder der in dieſem Departement exiſtirenden Volksſocietäten, und gefunden, daß beynahe kein einziger etwas zu ſagen hatte, der nicht ein Jakobiner geweſen wäre. Freilich konnten die Leute nicht anders ſprechen, als nach dem Geſetze, und

sprachen auch nicht anders, als jeder Andre würde gesprochen haben: aber es war schon Unrecht, und dem Grundgesetz der Gleichheit zuwider, daß blos Jakobinern der Weg zu öffentlichen Aemtern offen stand. Darunter litt die National-Freyheit.

Das jacobinische Unwesen wurde bey den Delationen noch viel sichtbarer. Man durfte nur einem von der Volkssocietät mißfallen, oder sonst dessen Freundschaft auf sich laden, so lief man schon Gefahr, seine Freyheit auf lange Zeit zu verlieren. Man kennt die französischen Gefängnisse, und weis, wie sehr viel brave Bürger in den Jahren 1792, 93 und 94 in denselben geschmachtet haben, und mit welchen Winkelzügen und Finessen der Anhang des Berges die Loslassung dieser Unglücklichen gehindert hat. So hatte zu Mâcon ein durchreisender Volontär einen Jakobiner beleidiget, doch nur so, daß dieser deswegen nicht klagen konnte. Als aber der Volontär nachher nur sagte: sechs Livres in Papier wären ihm nicht so lieb, als ein Kronenthaler an Geld, so klagte ihn der Jakobiner an, und er wurde flugs eingesteckt, und mußte über vier Monate sitzen. Solcher Streiche sind gar viele vorgefallen.

Als nun vollends die Jakobiner gar erklärten, daß sie, so zu sagen, die Republik aus-

machten, und daß nur bey ihnen der ächte wahre Patriotismus anzutreffen sey, so vermehrten sie unter den Nichtjakobinern das Mistrauen, und wurden der innern Ruhe gar zu gefährlich: denn nicht Republikaner, nicht Jakobiner seyn, hieß Aristokrat seyn, und das zeigte den Weg zur Guillotine. Es ging übrigens den Jakobiner-Societäten, wie den Mönchsorden in der römischen Kirche. Unter diesen giebt es viele Mönche, welche das Unwesen der Mönchereyn gewiß recht gut einsehen, und von Herzen verabscheuen, und doch dafür wie für Haus und Hof streiten. Das thut der Partheygeist! Nach dem Sturz der Volkssocietäten hat sichs auch ausgewiesen. Der Kommendant Velin, mit dem ich noch an dem Tage meines Abmarsches aus Dijon nach der Schweiz sprach, und der ehemals Jakobiner, ja, selbst Präsident in dem ansehnlichen, aus 4500 Gliedern bestehenden Klub gewesen war, gestand mir offenherzig, daß er und die meisten Mitglieder über die Zerstörung der heillosen Verbindung (de cette colme infernale) froh gewesen seyen, und daß er nur mit Widerwillen hingegangen sey. Es war, fuhr er fort, gleichsam die Contrebalance des hundertköpfigen Konvents, und drohte mit der Zeit abermals viel Blutvergießen.

Ganz Frankreich war entzückt über den Sturz des Systems des Jakobinismus, und die gewesenen Glieder dieser Gesellschaften wurden nachher die besten Stützen des Konvents, und mußten es schon seyn, um sich nicht verdächtig zu machen. Statt der Jakobiner, kamen nun die Sektionen, wieder wie ehemals, zusammen, und berathschlagten über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten. Es wurde auch in jedes Departement ein Repräsentant geschickt, der sich nach der Lage und dem Gang der Geschäfte erkundigen, und dem Konvent Nachrichten darüber geben sollte. Zu diesen Missionen wählte man blos solche, welche bisher im Konvent noch keinen Antheil an den jakobinischen Diskussionen gehabt hatten.

Mit dem Jakobinismus hörte auch das Ding auf, welches man Surveillance nannte, und das blos in den Händen der Jakobiner war, ja, blos von ihnen organisirt und administrirt wurde. Jeder Bürger muß, so lautet das Gesetz, wenn er sieht, daß sein Mitbürger etwas zum Schaden des Staats unternimmt, es allemal anzeigen. Das war schon recht: aber die Jakobiner machten es stärker, und sagten: aller Orten muß ein Ausschuß existiren, der die Handlungen aller Bürger beobachtet, um jede Bewegung zum Schaden der Republik zu verhüten. Das war

zu viel, und gegen die Freyheit der Individuen. Diese Surveillances haben sich hier und da manches erlaubt, was man in keinem Staate dulden kann. Zu Dijon z. B. foderte ein deutscher Schneider, der aber schon sehr lange daselbst ansäßig gewesen war, einen Paß auf Neufchatel, um da Tuch und andere Sachen einzukaufen. Er erhielt den Paß, aber an dem Tage, als er abreisen wollte, verbot ihm die Surveillance, aus der Stadt zu gehen, weil er ein Deutscher sey, der vielleicht mit seinem Gelde entwichen würde. Wenn er das Geld zurücklassen wollte, so könnte er hinziehen. Er kam also damals nicht fort. — Ein Jude mit Geld, ohngefähr 200 Stück Louisd'or, wurde auf der Landstraße angehalten, und nach Dijon zurückgebracht. Er war vorher in Dijon gewesen, und man hätte ihn da arretiren können: aber man wollte ihn lieber auf der Landstraße festhalten lassen. Die Gensdarmen, welche ihn anhielten, brachten ihn nach ihrer Anweisung auf die Surveillance und diese schickte ihn gerade in Arrest, und rapportirte bey dem Distrikte: der Jude sey verdächtig, und habe auswandern, und das viele Geld mitnehmen wollen. Er saß über drey Monate. Aehnliche Eingriffe haben sich die Beamten der Surveillance sehr oft erlaubt.

Mit ihren eignen Mitgliedern verfuhren indeß die Jakobiner eben so strenge. Sie warfen ihre verdächtigen Anhänger sogleich aus ihrer Versammlung, und dann waren sie auch verlesen: ein einziger geringer Fehltritt brachte sie ins Gefängniß oder auf die Guillotine.

So sehr man vorher, als die Republik noch nicht dauerhaft gegründet war, den Moderantismus gehaßt und verfolgt hatte, so sehr wurde er nachher, als man von Royalisten und Aristokraten nichts mehr befürchtete, geliebt und geschätzt. Man sagte zwar nicht, daß man ein Moderantist sey, aber man befolgte doch alle Grundsätze dieses gelindern Systems, und predigte am Ende offenlich, daß nun, nachdem man durch das Schwerd des Gesetzes und der Revolution den Royalismus gestürzt habe, die noch irrenden Bürger durch das Beispiel ihrer Mitbürger eines Bessern belehrt und zur Liebe der Republik angefeuert werden müßten. Robespierre und Marat und Pethion und Couthon und St. Just waren, als Republikaner, anfänglich allerdings auf dem rechten Weg, aber ihr Ehrgeiz machte sie endlich irren: sie suchten zuletzt ihre eigne Größe, und würden diese vielleicht auf den Trümmern der Republik gegründet haben, wenn sie nicht zur rechten Zeit gefallen wären.

Indessen, so schuldig auch Robespierre, und sein Anhang seyn mag, so scheint mir doch nichts weniger wahr, oder auch nur wahrscheinlich, als daß er ein Anhänger der auswärtigen Feinde der Republik je gewesen sey. Seine Unternehmungen waren mit den Bemühungen der Jakobiner zu genau verwebt; und der Royalismus ist doch wohl dem Jakobinismus ganz entgegen! Kein Jakobiner kann einen König wollen — aber wohl einen Diktator!

Wenn aber Robespierre wirklich eine Diktatur hat stiften wollen, welches man doch aus allen vorliegenden Gründen, und aus allen Vermuthungen seiner Feinde, insofern sie sich auf Thatsachen beziehen, nicht hinlänglich folgern kann, so würde er der größte Thor gewesen seyn, wenn er sich dazu die Hülfe fremder Mächte hätte suchen wollen. Er war ja allen koalisirten Fürsten verhaßt, und sein Sturz wäre unvermeidlich gewesen, wenn nur Ein Wort davon herausgekommen wäre: und wie hätte so ein großes Projekt verborgen bleiben können! Und dann müßten ja die fremden Mächte noch kurzsichtiger gewesen seyn, als sie damals waren, da sie in Champagne eindrangen, wenn sie dem Robespierre zur französischen Diktatur hätten helfen wollen. Hätten sie vielleicht glauben sollen, der Diktator würde

dem Könige Ludwig XVII Platz machen? Oder sollten sie einen vortheilhaften Frieden mit einem Manne haben schließen wollen, der blos durch glückliche Bemühungen gegen die Feinde, die Gunst und das Zutrauen der Nation erwerben und erhalten mußte? Gewiß, wenn man dieses bedenkt, so findet man gar keine Wahrscheinlichkeit, daß Robespierre sich mit den fremden Mächten je eingelassen habe. Die Zeit muß indeß die wahren Umstände der Geschichte dieses so merkwürdigen Mannes, für und wider welchen sich so vieles mit Grund sagen läßt, in ein helleres Licht setzen: bisher ist sie noch sehr im dunkeln.

Das Maximum oder die Taxe, über welche hinaus nichts verkauft werden durfte, war vorzüglich eine Anstalt des Robespierre, und sehr drückend für das Landvolk. Anfänglich mochte das Maximum nothwendig seyn, aber nachdem das Papiergeld sich auf eine ungeheure Art in Frankreich gehäuft hatte, so war gar kein Verhältniß mehr zwischen den Waaren und dem imaginären Aequivalent derselben, oder dem Papiergelde.

Ich muß hier eine kleine Anmerkung anbringen, welche vielleicht einiges Licht über das Maximum und über andere verwandte Fragen verbreiten kann.

Man sehe: es seyen ehemals in Frankreich 4000 Millionen Livres im Kurs gewesen, ob ich gleich überzeugt bin, daß nicht 3000 Millionen in Spezies daselbst existirt haben. Man nehme ferner an, daß damals 50,000 Millionen Papiergeld darin existirten, welche Annahme in der That noch zu gering ist. Nun berechne man das Verhältniß, und man wird finden, daß schon wegen der großen Menge des Papiers, die Waaren weit theurer seyn mußten, als vorher, da noch Geld allein kursirte. Wenn daher ehemals eine Bouteille Wein 2 Sous kostete, so mußte man damals 25 geben, nach dem Verhältniß von 4 zu 50: und nach dieser Annahme, welche aber weder auf jener noch auf dieser Seite richtig ist, da dort zu viel Geld im Cours und hier zu wenig Assignaten im Umlauf angegeben sind, mußte der Louisd'or schon 300 Livres in Papier gelten.

Hieraus ist ersichtlich, daß das Maximum aufgehoben, oder wenigstens gar sehr erhöhet werden mußte, wenn man nicht die größte Ungerechtigkeit begehen wollte. Die Einführung des Papiergeldes war eine Unternehmung aus Noth, und die Fortsetzung desselben hat der zerstörende Krieg aller Mächte gegen Frankreich erzwungen. Das Maximum wurde abgeschafft, und jedem wieder erlaubt, zu verkaufen, wie er wollte. Freilich stiegen nun

alle Waaren beträchtlich, aber nun war auch alles zu haben, wenn man nur Papier hatte: viele verkauften jezt, welche vorher für den geringen Preis nicht verkaufen mogten. Hätte man das Maximum erhöhen wollen, so würde dieses, weil doch bald wieder eine neue Erhöhung nothwendig geworden wäre, nur neue verdrießliche Umstände, und Verwirrungen bewirkt haben.

Waaren taxiren, heißt es im Gesetz, gehört dann nur für den Staat, wenn Gefahr da ist, daß der Staat ohne eine solche Taxe Schaden leiden würde: sonst hat jeder Einwohner das Recht, das Seinige so hoch und so niedrig zu verkaufen, als er will. Der Konvent hat also bey der Kassation des Maximums sich nur eines Rechts begeben, welches er bisher wegen der mißlichen Lage des Staats hatte usurpiren müssen.

Niemand verlohr eigentlich bey der Aufhebung des Maximums: denn mußte man mehr geben, so erhielt man auch mehr für das, was man zu verkaufen hatte, und der Tagelohn der Arbeiter mußte natürlich auch erhöhet werden. Man hat zwar in allen ausländischen Zeitungen geweißagt, daß die französische Republik den lezten Herzstoß bekommen hätte durch die Abschaffung der allgemeinen Waaren-Taxe, aber auch diese Weissagung ist wie so viele andere, ohne Erfüllung ge-

blieben. Es sind seit der Zeit schon drey Jahre verflossen, und die Republik steht noch in ihrer fürchterlichen Größe.

Indessen ist nicht zu leugnen, und darf keines weges verschwiegen werden, daß der Wohlstand in Frankreich jenen Grad noch lange nicht erreicht hat, dessen dieses Reich fähig ist, ob es gleich auch wahr ist, daß die, welche damals von Hungers sterben raisonirt haben, entweder die Sache nicht kannten, oder nur gern von dem verhaßten Volke nichts gutes sagen mogten.

Der Weg zur Freyheit durch Revolutionen geht über große Ströme Blut und durch Thäler voll Elend, sagt Voltaire, und blos das hohe Glück, frey als Mensch zu leben, kann den Menschen gegen das Elend stählen, das Revolutionen nothwendig mit sich führen. Aber hier ist der Ort nicht, diesen fruchtbaren Gedanken weiter auszuführen.

Ein und vierzigſtes Kapitel.

Verfolg meiner eigenen Geſchichte.

Die Wunde auf meiner Bruſt ging im Herbſt 1794 wieder von ſelbſt auf, nachdem ſie einige Zeit zugenarbt geweſen war. Ich befragte darüber meinen Bekannten, den Feldſcheer Gibaſier, und dieſer legte mir ein Pflaſter auf, und verſicherte mich, daß ſich etwas von dem Bruſtknochen abſondern würde. Er nannte dieſes Exfoliation: denn die franzöſiſchen Aerzte haben ihre eigenthümliche Sprache, ſo gut, wie die Deutſchen. Ich bekam wegen dieſes mir fremden Wortes noch Streit mit dem braven Mann: denn als er in ſeiner medizinſchen Demonſtration ſich des Ausdrucks s'exfolier bediente, merkte ich ihm an, das ſey ja ein neues, unverſtändliches Zeitwort: ſe détacher bedeute eben das, und ſey jedem verſtändlich. Wie du es verſteht, erwiederte er heftig: ſe détacher — das ſagt jeder unwiſſende Junge, s'exfolier ſagt der Mediziner: das iſt ein Kunſtwort, und ein Kunſtwort gilt mehr als hundert gemeine Wörter, geſezt auch, es ſage nichts mehr. — Bey dieſem Ausbruch dachte ich an einige Philoſo-

phen in Deutschland, deren ganze Kunst meist nur in Erfindung neuer Wörter, oder im Verdrehen der Bedeutung der ältern besteht, und fand, daß Citoyen Gibasier nach seiner Art eben so gut räsonnirte, als mancher große Philosoph in Deutschland.

Die Kur des Gibasier hatte nicht den Erfolg, welchen ich davon hoffte. Er wohnte einmal zu weit von meiner Wohnung, als daß ich ihn oft hätte besuchen können, und war meistentheils, wenn ich zu ihm kam, ausgegangen: meine Wunde blieb also oft 6-8 Tage ohne Verband. Dieser Umstand vermehrte die Eiterung, und den dadurch erregten beschwerlichen Geruch für mich und Andere, und dieß um so mehr, da es mir ebendrein an allem mangelte, um die Wunde selbst zu reinigen.

In unsrer Kaserne fand sich indeß ein Mensch, der von der Chirurgie etwas wissen wollte, und dieser versprach mir, mich innerhalb einigen Wochen völlig wieder herzustellen. Seine Kur aber bestand auch nur im Auflegen eines gewissen Pflasters, das ebenfalls wenig oder vielmehr nichts wirkte. Ich ließ also auch diesen gehen, und legte weiter nichts auf, als Schirlingspflaster, dessen gute und heilsame Wirkung mir schon lange bekannt war.

Der Direktor im Hospital Rousseau, welcher erfahren hatte, daß ich rechnen konnte, bat mich, ich mögte seinen Sohn darin unterrichten; und dieser lernte so gut, daß er innerhalb sechs Wochen alle Species der Arithmetik und die Regel de Tri fertig inne hatte.

Sonst waren auch Schulen in Dijon, aber die Revolution hatte damals sie alle zerstört. Diese Stadt hatte ein in ganz Frankreich berühmtes Collegium, welches ein gewisser Godran in der Mitte des 16ten Jahrhunderts auf seine Kosten gestiftet, und herrlich dotirt hatte. Es war anfänglich nicht für die Jesuiten bestimmt worden, aber diese seinen Plusmacher rissen es hernach an sich, wie das berühmte Collegium Claremontanum zu Paris. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens bekam das Collegium ordentliche Professoren, worunter der bekannte Dulard gewesen ist. Ausser diesem Collegium war auch eine ansehnliche Akademie zu Dijon, welche sich besonders dadurch ausgezeichnet hat, daß sie das berühmte Paradoxum des J. J. Rousseau über die Schädlichkeit aller Künste und Wissenschaften krönte. Sie hat sich dadurch von allen gelehrten Innungen in ganz Europa Vorwürfe zugezogen, sich aber nicht übel dagegen vertheidiget.

Als ich mich in Frankreich aufhielt, war der Zustand der zünftigen öffentlichen Gelehrsamkeit nicht in den besten Umständen. Ich verstehe hier unter dem Zustand der genannten Gelehrsamkeit die Schulen und Universitäten, welche ehemals in diesem Lande ziemlich zahlreich gewesen waren. Diese wurden mit dem Fall der öffentlichen Religion vor der Hand auch abgeschafft, und das lag in der damaligen Ordnung der Dinge unabänderlich. Die Universitäten und alle Schulen waren größtentheils mit Geistlichen als Lehrern besetzt: diese hingen dem Papst und dem Katholicismus an. Die übrigen Lehrer waren meist alle Anhänger der Royalisten, lebten vorher von der Besoldung des Hofes, sangen also dessen Lied nach der hergebrachten geläufigen Melodie, und wurden eben darum entweder abgesetzt, oder emigrirten von selbst. Die Schulen gingen also entweder von selbst ein, oder man war genöthiget, sie wegen der Widersetzlichkeit der Lehrer auf eine Zeitlang ganz aufzuheben.

Robespierre verfuhr, in dieser Rücksicht, nach seiner Art ganz konsequent. Einmal standen ihm und seinem Systeme alle alten monarchischen und theologischen Schulfüchse schon als Schulfüchse theoretisch und praktisch im Wege. Auch er benahm sich, nach dem nemo me major, nero-

nisch, und dann dachte er sich die Gelehrten gerade so, wie sehr wenige von ihnen nicht sind. „Wer sind unsere Feinde?“ frägt er in dem Katechismus, welchen man nach seiner Hinrichtung unter seinen Papieren gefunden hat, und antwortet: „Die Reichen und die Schriftsteller.“ — Er frägt weiter: „Wie kann man die Schriftsteller zum Schweigen bringen; wie sie für die Sache des Volkes stimmen?“ Antwort: „Sie sind denen ergeben, von welchen sie bezahlt werden. Nun ist aber niemand im Stande, sie zu bezahlen, als die Reichen, diese natürlichen Feinde der Gerechtigkeit und Menschlichkeit; folglich müssen die Schriftsteller, wie die Reichen, als die gefährlichsten Feinde des Vaterlands durch Proscription aus dem Wege geräumt werden.“

Das war freilich Robespierrisch gedacht, aber die Grundlage seines Räsonements kann man in mancher andern nachtheiligen Rücksicht eben nicht läugnen. Die Akademien in Frankreich hatten, wie so viele anderwärts, bis zur Zeit der Revolution theils blos spekulative, theils kriechende und den Despoten und dem Despotismus schmeichelnde Preisfragen aufgegeben. Lehrer des Fürsten und der Nation waren sie, für die Hauptsache, nie. Der Despotismus ließ es nicht zu, den Gemeingeist auf Gegenstände zu lenken, die für das Volks-

und Fürsten-Wohl von der größten Wichtigkeit sind. Rettung der Menschen- und Bürger-Rechte, Entfüllung des Despotismus, Volksbildung, Volksnahrung, Industrie, Erweckung des Patriotismus, Erziehung der Jugend u. d. gl. waren nie ihre Aufgaben. Was Montesquieu, D'Alembert, Voltaire, Mably, Rousseau und ihres Gleichen Gutes aufkeimen machten, das mußten sie und die Bischöffe wieder zu ersticken suchen. Sie waren also nie selbstständig, sondern nur pensionirte Sklaven des Hofes und der Kirche. Erst nachdem diese in Frankreich wankten, veredelten sich jene, und da erst fragte die Akademie zu Metz: Welche sind die Mittel, die Vaterlandsliebe bey dem Volke zu erweitern? — Welche die, dem Volke die Nahrung zu versichern, und zwar dergestalt, daß man die Beschwerden des Mangels abwende, ohne dem Ackerbau zu schaden? — Dann die zu Lyon: Welche Grundsätze und welche Gesinnungen muß man den Menschen zu ihrem Wohl einzuflößen suchen? — Nachher die zu Dijon: Welchen Einfluß haben die Sitten der Regierung auf die Sitten des Volks? u. d. gl. *)

---

*) Diese und andere Fragen, welche so interessant sind, und das Wohl des Volkes so nahe angehen, hat Villaume so richtig und so edel beantwortet, daß einsichtige Freunde von

Was die philosophische und Staatswirthschaftliche Klasse der Akademien that, das that nicht die theologische und deren Anhang in Schulen und Kirchen. Diese hingen, wie gesagt ist, dem politischen und religiösen Despotismus nach einem schleudrianischen Mechanismus fest und halsstarrig an, und waren meist recht schlechte Menschen, nach dem Sprichwort: je näher bey der Kirche, desto ferner von Gott. Die Oekonomen, Physiokraten, Chemiker, Mediciner und Philosophen wurden fast alle Jakobiner, aber Jakobiner in dem Sinne, nach welchem sie als Retter der Menschenrechte und des Volks zuerst auftraten. Die übrigen waren und blieben meist rasende Dummköpfe, Egoisten, Vicepäpste und dergleichen, und wanderten entweder aus, oder wurden proscribirt, guillotinirt oder transportirt.

Ueberhaupt habe ich die Bemerkung schon oft und häufig gemacht, daß die Gelehrsamkeit im allgemeinen die Menschen zwar bessert, ihren Verstand erhellt, und sogar auf ihre Moralität einen wohlthätigen Einfluß hat; daß folglich wahr ist, was Ovidius sagt: *)

Landwirthschaftlicher Polizey hierüber nichts wichtigers lesen können, als die Abhandlungen, das Interesse der Menschheit und der Staaten betreffend, von Pittamo. Altona, bey Hammerich, 1794.

*) Ex Ponto Lib. II. Ep. IX.

— inventas didicisse fideliter artes
Emollit mores, nec sinit esse feros.

Aber so bald der Gelehrte die Gelehrsamkeit handwerksmäßig treibt, d. i. sobald er in eine gelehrte Innung tritt, und darin ein Amt erhält, wobey es aufs Docuren ankömmt, dann verliert er größtentheils die Humanität, welche sonst die Wissenschaften verleihen, wird egoistisch, stolz, herrschsüchtig und aufgeblasen, und fördert dem Fortgang seiner Wissenschaft mehr, als er ihr mit seinem Docuren nützt.

Den Beweis davon findet man, leider gar zu oft in ihren Büchern und noch öfterer in ihren Recensionen, so, daß man heutzutage einen Grobian weit treffender mit einem Recensenten, als mit einem Bauer vergleichen kann. Den Egoismus der Gelehrten merkt man alsdann erst recht, wenn irgend jemand einen Brodweg einschlägt, den schon ein Anderer im Alleinbesitz zu haben glaubt. Wie kaufmännisch benahm sich das Institut der allgemeinen Literatur-Zeitung in Jena, als ein ähnliches zu Salzburg sich nur ankündigte! Eben so erniedrigend benahm sich Hr. Becker in Gotha, als von Leipzig aus ein litterärischer Anzeiger auf seinen Reichsanzeiger folgen sollte. Was die Herren theoretisch adeln, das fodern sie für sich praktisch — Monopolien. Kurz, Gott, Religion,

Moral und Gemeinwohl gelten bey manchem Gelehrten nur so weit, als sie ihnen zu ihren merkantilischen Spekulationen zunächst dienen können. Man kann auch von ihnen sagen:

Deme ipsis lucrum: — Superos et templa negabunt.

Hr. Salzmann scheint mir daher ganz recht zu haben, wenn er die Universitäten, oder die Gelehrten-Fabriken als eigentliche Anomalien der menschlichen Gesellschaft darstellt *). Es mag also eben kein großer Schaden für Frankreich seyn, daß man die altfränkischen Universitäten dort aufhob, um an deren Stelle angemeßnere Lehranstalten dereinst zu errichten.

Indessen fehlte es schon zu meiner Zeit nicht durchaus an Leuten, welche gemeinnützige Wissenschaften öffentlich lehrten. So z. B. wurden zu Anfange

---

*) Wenn aber Hr. Salzmann im Carl von Carlsberg eine Hölle auf Erden geschildert hat, und jetzt einen Himmel auf Erden herauszaubert: so muß sich die Welt in Salzmanns Augen sehr vortheilhaft geändert haben, jedoch so, daß die andern Deutschen dieß eben nicht sehr spühren, oder Hr. Salzmann ist selbst eine Anomalie von eigner Art, wie sein Bothe aus Thüringen: und dann wäre beyden das heilsame Kräutlein, Wahrheit und Unpartheylichkeit, sehr zu empfehlen, um nicht in das lucri bonus odor schändlich zu verfallen. — Indeß nichts für ungut, meine Herren: ich stehe wieder zu Diensten in puris naturalibus — mit allen meinen Blößen! Nun aber sage man nicht weiter: Corvus corvum non rodit. —

des Jahres 1794 in Marseille drey Lehrer der Hydrographie angestellt; zu Besançon war eine Schule der Mathesis und besonders der Artillerie, und der damit verbundenen Wissenschaften. Die Medicin und besonders die Chirurgie werden jezt in allen großen Städten vorzüglich gelehrt. Bey dem allen ist aber doch die eigentliche Gelehrsamkeit, das heißt, die Geschichte, Geographie, Philologie und künstliche Philosophie sehr in Verfall gekommen: denn von der Theologie und dem sogenannten Recht kann der Neufranke ohnehin nichts mehr brauchen.

Die Schulen waren demnach nicht nur in den Städten, sondern auch auf den Dörfern eingestellt. Man unterrichtete vorher in den gemeinen Schulen ohnehin blos im Katechismus, selten lehrte man die Kinder rechnen und schreiben: an allen andern Unterricht war gar nicht zu denken. Man kann mir glauben, daß der gemeine Mann in Frankreich zehnmal unwissender ist, als der in Deutschland: denn sehr selten kann einer lesen; und orthographisch schreiben — vermag kaum der kultivirte. Ich habe Kriegskommissäre gekannt, welche im Schreiben Schnitzer über Schnitzer machten. Daher hält man jezt die Distrikte dazu an, daß we-

nigstens einige ihrer Mitglieder die Orthographie verstehen müssen.

Um diesem Uebel abzuhelfen, that man schon zu meiner Zeit häufige Vorschläge zur Verbesserung des Schulwesens, und zur Einrichtung eines bessern Unterrichts. Ich kann nicht sagen, in wiefern diese Vorschläge gefruchtet haben, und was durch sie Gutes bewirkt ist: Man erfährt in Deutschland zu wenig davon, oder einseitig oder verstellt.

Da ich in der Kaserne bey den Deserteurs lag, dieses Gesindel aber durchaus nicht verdauen konnte, so ging ich schon früh Morgens fort, und kam Abends spät wieder. Oft blieb ich auch über Nacht weg, und verweilte dann theils bey den Kriegsgefangenen, theils bey dem Gastwirth Vienot, wo immer eine muntere Gesellschaft sich einfand. Mir war es überhaupt leicht, Bekanntschaften anzuzetteln, indem ich die Landes-Sprache ziemlich fertig redete, und immer so sprach, wie man es gern hörte. Denn da die Franzosen jezt samt und sonders politische Kannegießer sind, so kann man sich bey ihnen leicht insinuiren, wenn man von ihren Gesetzen, ihren Einrichtungen, von den Regenten und Fürsten und andern ähnlichen Gegenständen so spricht, wie sie jezt denken, und dabey allerhand Anmerkungen aus der Geschichte einflicht. Wie-

not rief mich oft in sein Haus, wenn er Gesellschaft hatte, und das, wie er sagte, pour égayer la conversation. Bey dieser Gelegenheit stand mir jedesmal eine halbe Bouteille Wein zu Diensten. Sehr oft zogen mich die Franzosen mit in ihre Zeche, und dann ging ich allemal frey durch. Ich gestehe das gern, weil ich mich nicht schäme, Wohlthaten von denen anzunehmen, die mich ihres Umgangs und ihrer Freundschaft würdigen. Meine belehrende Unterredung war indeß wohl auch was werth.

Ich gab gleich nach meiner Zurückkunft von Mâcon täglich wieder 6 Stunden, und verdiente also alle 5 Tage wieder 15 Livres: daneben erhielt ich noch 2 Livres 10 Sous Traktament, hatte also 17 Livres 10 Sous alle fünf Tage, nebst meinem Brode. Daß ich also nicht darben durfte, versteht sich von selbst.

Ich muß gestehen, daß meine Herren Scholären mich auf eine sehr freundschaftliche Art immer behandelt haben. Ihnen verdanke ich manchen frohen Tag, und würde noch besser zurecht gekommen seyn, wenn meine Augen gegen den Herbst 1794 nicht fürchterlich gelitten, und mich zu allen litterärischen Arbeiten unfähig gemacht hätten.

Einige Zeit nämlich nach meiner Befreyung aus dem Gefängniß entzündeten sich meine Augen.

Warum? Das weiß ich nicht, aber Doktor Antoine meynte, daß der Burgunder keinen geringen Antheil an diesem Uebel haben mögte. Ich suchte nun mir zu helfen, und machte Aufschläge von frischem Brod und Wasser, welches mir ein Weib gerathen hatte; aber das half nichts. Da ich doch nicht unterließ, täglich Wein zu trinken, und einsmals bey einer frohen Gelegenheit des Guten merklich zu viel that: so konnte ich den folgenden Tag beynahe gar nicht mehr sehen. Ich tappte also zu dem ehrlichen Doktor Antoine, dessen Geschicklichkeit und guter Wille mir bekannt war, und bath ihn um Rath und Hülfe. Antoine erschrack sehr, schüttelte den Kopf, und sagte mir gerade heraus, daß ich um mein Gesicht kommen könnte, wenn ich mich im Trinken nicht mäßigte und mich nicht gehörig kuriren ließe. Ich sollte nur gleich aufs Spital gehen. Bélin gab mir also einen Zettel, und ich quartierte mich zu Marat ein, welches Hospital damals auch seinen Namen änderte und hôpital Mably genannt wurde. Marat nämlich, wie man weiß, war damals aus dem Pantheon geworfen worden, und gleich darauf wurden alle Spitäler, Straßen und Plätze, welche sonst seinen Namen führten, umgenannt. Mit mehrern Namen z. B. Robespierre, Pelletier und Mirabeau hatte es bald nachher dieselbe Bewandniß.

Man legte mir Blasenpflaster in den Nacken, ließ mir am Arm zur Ader, und sezte Blutegel hinter meine Ohren: und durch diese Kur kam ich innerhalb acht Tagen wieder zu dem völligen Gebrauch meiner Augen. Ich hätte nun so fort, das Spital verlassen können, aber ich zeigte dem Chirurgus Vallée meine Brustwunde, und dieser fand sie bedenklich genug, um deßhalb mit dem Oberchirurgus zu sprechen. Man ward einig, daß sie erweitert werden müßte, ehe man sie heilen könnte, daß man aber doch noch einiges Andere versuchen wollte, bevor man zum Schneiden schritte. Indessen lebte ich im Hospital ganz ordentlich, welches ehemals ein von den Jesuiten erbautes, hernach aber dem Prinzen Condé zugefallenes Palais war, mit einem ungemein schönen, weitläufigen Garten.

Zwey und vierzigstes Kapitel.

Fortsetzung.

Die Offiziere, welche ich sonst unterrichtete, hatten, ich weiß nicht recht, weßwegen, ihre Offizierslöhnung verlohren, und mußten, wie die Gemei-

nen, mit 10 Sous täglich vorlieb nehmen *). Sie erklärten mir also, daß sie meinen Unterricht nicht ferner mehr alle belohnen könnten, bis sie ihren vollen Gehalt wieder haben würden, wie sie zuversichtlich hofften, und wie auch nachher wirklich geschehen ist. Also war ich genöthiget, wenn ich nicht von 10 Sous leben wollte, meine Subsistenz einstweilen auf eine andre Art zu suchen. Ich zog darüber den Instruktor-Major Julien zu Rathe — nicht Fraipont, denn dieser war nach Passy als Oberkrankenwärter abgegangen — und Citoyen Julien rieth mir, wieder Krankenwärter zu werden, welches durch den Direktor Aubert leicht auszuwirken sey. Ich war über diesen Vorschlag sehr froh, und da ich schon vorher Krankenwärter gewesen war, und die Vortheile dieses Postens aus Erfahrung kannte, so ersuchte ich den Major, sofort mit Aubert reden zu wollen. Aubert, dem ich längst bekannt war, versprach, mich anzubringen, nur ginge es nicht gleich, weil

*) Vielleicht sollte dieß eine Art von Vergeltung gegen das viele Böse seyn, das ihre Gefangenen in Deutschland leiden mußten. Ganz unbekannt war dieß dem Convente nicht geblieben, auch nicht die Löhnung für dieselben in falschen Assignaten, u. d. gl. Der Convent hat sich der Sache ihrer Gefangenen endlich ernstlich angenommen, und dadurch deren bessere Verpflegung in Deutschland bewirkt. Diese war denn wohl auch die Ursache von der Wiederherstellung der vollen Löhnung für die gefangnen deutschen Offiziere.

keine Stelle offen wäre; doch — ſezte er hinzu — würden bald mehrere Kranke ankommen, und alsdann könnte ich den Augenblick eintreten: ich möchte indeſſen immer im Hoſpital mich aufhalten.

Dadurch war ich alſo gedeckt, zumal, da ich die Erlaubniß hätte, in die Stadt — das Spital lag eine gute Strecke vor dem Thore — zu gehen, ſo oft ich wollte. Bisher beſorgte ich Manches in der Apotheke, und erhielt dafür manch hübſchen Trunk Wein von der vortrefflichſten Sorte.

Einer von meinen Schülern, Herr von Brandenſtein, ſächſiſcher Leutnant, wurde um dieſe Zeit krank, und bezog das Hoſpital. Seine Krankheit war aber unbedächtlich, und ſo konnten wir immer miteinander gehen, und uns die Zeit verkürzen, welche wir übrig hatten. Dieſes leiſtete mir auch die Lektüre, und ich verſichere, daß ich während meines ganzen Aufenthalts in den franzöſiſchen Spitälern wenigſtens 40 Bände durchgeleſen habe, und nicht obenhin.

Die Kranken, welche von den Armeen kommen ſollten, und auf deren Ankunft mich Julien vertröſtet hatte, kamen nicht, und man beſchloß im Oktober, das ganze Hoſpital Marat oder Mably aufzuheben, und es mit dem Spital Jean Jaques zu vereinigen. Dieß geſchah, und wir begaben

uns ins ehemalige Kapuzinerkloster. Wer nicht gehen konnte, den fuhr man.

Hier lag ich noch ohngefähr 4 Wochen, bis in den halben November. Da aber kein Platz für mich, als Krankenwärter, aufging, so entschloß ich mich, Mittel zu suchen, wie ich ohne Gefahr aus Frankreich kommen könnte: denn einmal war ich immer in einer gefährlichen Lage, und es konnte leicht sich noch etwas entdecken, das mir höchst schädlich hätte werden können. Man weiß ja das Sprichwort, daß der Verräther nicht schläft. Ich schrieb also nach Halle an den rechtschaffnen Herrn Bispink, und was seine Antwort enthalten und bewirkt hat, soll weiter unten erzählt werden.

Ich verließ endlich mit Herrn Leutnant von Brandenstein das Hospital, und legte mich wieder in die Kaserne, aber, lieber Gott, wie sah es da aus, als ich jetzt hinkam! Das Stübchen, worauf ich ehedem Quartier gehabt hatte, war ganz zerstört: die Thüren des ganzen weitläuftigen Klosters waren fast alle verbrannt, so, wie die Fenster und Dielen, die man nur hatte aufreißen können. Blos jene Zimmer waren verschont geblieben, worin die Deserteurs lagen, deren noch ohngefähr 60 von mehr als 800 in Dijon hausten: die übrigen hatte man, wie ich

schen erzählt habe, an andre Oerter hingebracht, und manche waren heimlich entwichen.

Für Republiken — ich merke das für Leser, welche eben keine Kenner der Geschichte sind — ist es überhaupt nie ratsam, viele Ausländer im Dienste zu haben. Den Grund davon enthält die Geschichte der Römer, welche gerade durch die Menge der Barbaren, die ihnen dienten, der Gothen, Heruler, Alanen, Alemannier und anderer zu Grunde gingen. Hätten blos Römer den römischen Staat vertheidiget, so wäre er wahrscheinlich weit länger bestanden. Selbst unser Herrmann oder Arminius diente den Römern, ward Bürger, Ritter und endlich Offizier: und Herrmann ward doch an ihnen — zum Verräther.

Was die Ausländer bey den Römern thaten, thaten ihrer viele auch bey den Franzosen in der Vendee und anderwärts. Sie trieben sogar Raub und Mord. So z. B. ging ein Deserteur von den Kaiserlichen, Namens Maar, ein Schweizer, mit einem französischen Volontär nach Auxonne von Dijon aus. Da Maar französisch konnte, so machte er mit dem gutmüthigen Volontär bald Bekanntschaft, und dieser sagte ihm, daß er nach Strasburg gehen würde, daß er noch einige hun-

*) Man lese den Tacitus Lib. I. Annalium.

dert Livres an baarem Gelde hätte u. dgl. Maar ſchlug dem Unbefangnen vor, in einem Dorfe einzu ſprechen, und hielt ihn bey Wein auf bis gegen die Nacht. Es war finſter, als ſie gingen, und eine Stunde von Auronne im Walde, ermordete Maar ſeinen Gefährten, nahm deſſen Geld, Paß und Uniform, und ging nun, als Volontär, bis Befort, wo man ihn aber in Verdacht zog und anhielt. Er iſt bald hernach, im Sommer 1794, zu Auronne erſchoſſen worden. — Verbrechen dieſer Art waren bey den fremden Ausreißern in Frankreich ſehr gemein, und ich könnte deren mehrere anführen, wenn ich nicht befürchten müßte, meine Leſer zu ermüden. *)

Selbſt in den Spitälern führten ſich dieſe Burſche auf, wie die Beſtien. Sie ſchlugen ſich, beſoffen ſich, machten Lärmen, wie trunkene Bauern, ſo daß man immer einige nach der Wache ſchleppen mußte. Ce ſont des mâtins incorrigibles,

*) Daß ich von den ausländiſchen Deſerteurs in Frankreich ſchon einiges habe, weiß ich, aber ich weiß auch, daß eben dieſe Leute, nebſt den Emigrirten, die Hauptſchuld auf ſich haben, daß die Anſicht von Frankreich den Ausländern getreuer bleibt, und daß eben dadurch der Nationalhaß noch immer Nahrung zieht, und eine wiederkehrende Annäherung hindert. Ich halte es daher für Pflicht, dieſe Landplagen von jeder Seite kenntlich zu machen, damit man ſelbſt beſtimmen könne, wieviel Glauben ſie verdienen.

sagten die Chirurgen; ce sont des scélérats, des vendaux, sagte der Direktor und der Kriegskommissär.

Das äußere Ansehen der meisten dieser Buben war eben so abscheulich: sie glichen in allen Stücken den verworfensten Bettlern. Beyder regierte Krätze und venerische Krankheit bey den Meisten. Kurz: man kann sich nichts abscheulicheres denken, als diesen Auswurf der Menschheit.

Die Franzosen wurden gegen diese Unholde endlich so aufgebracht, daß Deserteur und Taugenichts beynahe Synonyme wurden. Anfänglich genossen die Deserteurs ihre völlige Freyheit, und brauchten in den Distrikten keinen Paß; aber als sie anfingen, in den Dörfern und auf dem Felde zu plündern und zu stehlen: da erst erhielten die Kommendanten Befehl, nur solchen einen Paß zu geben, die ehrlich zu seyn schienen. Ich, ohne Ruhm zu melden, habe immer einen Paß gehabt.

Man bemühte sich, den Ausreißern Arbeit und Gelegenheit zu Verdienst zu verschaffen, aber die meisten mogten nicht arbeiten, und ließen sich lieber von den lästigen Hemd Insekten auffressen. In Mâcon arbeiteten zu meiner Zeit mehr als 300 an dem Abtragen des Walls, womit diese Stadt, wie ehemals Leipzig, umgeben war. Der Mann erhielt täglich 20 Sous, zweymal Suppe, ein Pf. Fleisch und eine Bouteille Wein, außer seiner Löh-

nung, und seinem Brode. Mit einem Worte: die Leute würden es recht gut gehabt haben, wenn sie nur gut sich hätten nehmen wollen: aber ein Schuft bleibt gewöhnlich ein Schuft, und bessert sich selten.

Der Dijoner Kommendant Belin war daher immer froh, wenn er hörte, daß Deserteurs fort wären. So bin ich denn abermals, pflegte er alsdann zu sagen, einige dieser sacrés mâtins los! Zu Basel hat man mir nachher geklagt, daß sehr viele in die Schweiz geschlichen wären, und da die Wege unsicher machten. Einige von ihnen sind auch in der Schweiz gehenkt worden.

Die Franzosen hielten die Deserteurs vorzüglich deswegen zurück, damit sie den Verbündeten nicht wieder dienen mögten. Sie zeigten also, daß sie schlechte Geographen sind, oder die Sache nicht genug überlegt hatten, als sie 1794 den Polen, Schweizern, Dänen, Schweden, und andern aus neutralen Ländern erlaubten, nach beygebrachtem Taufschein, in ihr Vaterland zurück zu kehren. Denn wie sollte es einem Polen, Dänen, Schweden, Russen und andern möglich seyn, in sein Land zurück zu kommen, ohne unterwegs angehalten und zu Diensten gezwungen zu werden? Ich weiß, daß die östreichischen und preußischen Werber jeden brauchbaren Deserteur sich nicht entwischen

lassen, was auch einige dagegen sagen mögen. Ueberdieß, wie sollten die Deserteurs beweisen, daß sie Polaken, Dänen u. s. w. seyen? Nach Hause schreiben und Taufscheine kommen lassen, konnten nur die Schweizer, Venetianer und Hie.nimer: die sehr weit entfernten mußten das lassen. Einige wenige erhielten Taufscheine, aber die andern? Nun, die fanden schon Rath, wenigstens die klügern. Unter den Deserteurs fand sich ein gewisser Prips, welcher ehedem Latein gelernt hatte, und einen Taufschein zu fabriciren wußte. Dieser fing an, ganz in der Stille für einige vertraute Freunde Taufscheine aufzusetzen. Anfänglich ging das Ding: die Leute auf dem Departement waren eben nicht sehr skrupulös, und wenn einer ein Papier von der Art brachte, so gab man ihm einen Laufpaß nach Basel: denn dahin mußten sie alle. Endlich machte Prips sich selbst einen Paß, und entkam.

Nach ihm trat ein Andrer auf, Namens Mann, gebürtig aus Lübeck, und ehedem Dragoner bey den Preußen, ein erzschlechter Kerl und großer Spizbube. Er verstand auch etwas, aber blutwenig Latein, konnte schreiben, und schrieb denn auch Taufscheine. Aber kaum kamen sie den Herren auf dem Departement zu Gesichte, als sie dem Kommendanten Belin befahlen, die Ueberbrin-

ger zu arretiren, und nach der Conciergerie zu bringen. Die Formel der Taufſcheine von Mann war folgende:

Cum Deo!

Anno Domini 1756 die quintus Majus baptiſatus eſt in eccleſia Sancti Ulrici Johannes filius Andreas Mann et Dorothea ſua femina. Compater fuerunt Johannes Vogt et Magdalena Cramp, ſua mulier. Atteſtor, Warſchau, d. 25. October 1789.

Auguſtinus,

Canonicus et Paſtor.

Solches Geſchmier mußte den Beamten auf der Municipalität die Augen bald öffnen. Sie unterſuchten mehrere Taufſcheine, und ſiehe da, dieſe trugen die Zeichen der Falſchheit ſichtbar an ſich. Sie waren oft auf Papier geſchrieben, in welches die Worte; liberté égalité eingeprägt oder eingeſtempelt waren. Mann mußte auf zwey Monate ins Gefängniß.

Eines Tages ließ mich der Kommendant Belin zu ſich kommen. Höre, ſagte er, Gibaſier hat mir geſagt, daß du latein verſtehſt: du biſt alſo im Stande, auch Taufſcheine zu machen. Ich bitte dich aber, das nicht zu thun: das Departement hat beſchloſſen, jeden Verfälſcher von der Art auf ein ganzes Jahr einzuſtecken. Ich dankte dem guten Belin für ſeinen Wink, und verſicherte

ihn, daß es mir noch nicht eingefallen sey, auf solche Weise die Republik zu betrügen.

Doch hinderte das alles nicht, daß nicht ächte Taufscheine sogleich einen Paß verschafft hätten; und ein Deserteur, der so einen bringen konnte, wurde auf Kosten der Republik bis auf die Schweizerische Gränze versorgt, das heißt, er bekam täglich 2 Pfund Brod, 10 Sous und Nachtquartier. Auf den Etapes war nämlich, seit dem Sommer 1794, einiges geändert worden. Man gab kein Fleisch mehr, wegen des Mangels desselben, und wegen der großen Menge Fleisch, welche die Etapes wegnahmen. Auch mußte der Wein von da an auf dem Etape die Bouteille mit 6 Sous bezahlt werden. Auch die reisenden Volontärs bekamen nichts weiter. Ich sprach einmal mit einem Volontär darüber, der mir ganz kalt erwiederte: da die Republik das Fleisch für unsere streitende Brüder in den Armeen braucht, so wäre es Unrecht, wenn man es auf den Etapen verschleudern wollte. — Ein deutscher Soldat murrt gleich, wenn ihm etwas entzogen wird, und nur der Stock kann ihm das Maul stopfen: der Franzose hingegen weiß, warum man ihm dieses und jenes entzieht, und billigend schweigt er. Ich muß über diesen Gegenstand noch drey Worte fallen lassen.

Ein Offizier hatte von Orleans zwey und zwanzig Kanoniers mitgebracht, worunter sich einige Korporäle befanden. Diese Leute sollten bey der Mosel-Armee als Kanoniers angestellt werden. Unterwegs wurde dem Offizier gemeldet, daß man Kanoniere genug habe: wenn also seine Mannschaft nicht als gemeine Volontärs dienen wollten, so möchten sie nach Orleans zurückgehen. Aber die braven Leute, Korporäle und Kanoniere, versicherten einhellig, daß sie der Republik dienen würden, in welchem Karakter es auch seyn mögte: und wurden sämtlich gemeine Kanoniere. Mehrere Offiziere, welche man reduciren wollte, nahmen lieber die Flinte, als daß sie dem Dienste des Staates entsagt hätten.

Aber welcher preußische Fähndrich würde in ähnlichem Falle die Muskete nehmen, gesezt auch, er könnte das Wohl des ganzen Landes dadurch retten! — Beyspiele von dem großen Patriotismus der französischen Militärpersonen finden sich aller Orten, und eins der vornehmsten ist, daß beynahe keiner wegläuft, und zum Feinde übergeht, ob sie gleich nicht bewacht werden, wie die Preußen, Oestreicher, Hessen und andere.

Es ist wahr: die Strafe der Deserteurs in Frankreich ist strenge, denn sie verwirken ihr Leben; aber diese Strenge ist keineswegs Ursache von der

Seltenheit des Ausreißens. Die Leute wissen, warum sie streiten; sie lieben den Zweck, weswegen sie Soldaten sind, und können daher unmöglich eine Parthey verlassen, wovon sie wirklich einen Theil ausmachen. Wissen hingegen die übrigen Achtgroschen- und Sechskreuzer-Helden, weswegen sie im Felde stehen? Sie wissen höchstens, daß es der Herr so will. Da sie aber dabey fühlen, daß auch sie wollen können, und sie in dieser Rücksicht Herr von ihrem Herrn sind: so sagen sie ihrem Herrn gute Nacht, sobald sich Gelegenheit dazu anbiethet.

Aber nicht nur bey den französischen Volontärs herrscht der uneigennützige Patriotismus: man findet ihn auch bey den nicht militärischen Bürgern. Bey uns, glaube ich, würde der Herr Auskultator X und der Herr Referendar Y oder der Herr Schreiber Z, troz ihrer großen Unwissenheit, Feldkriegskommissar, Regierungsrath, Kriminalrath und gar Präsident werden wollen, wenn der König nur so wollte, wie sie wollen: ja, man sieht alle Tage bey uns, wie die ärgsten Dummköpfe nach den höchsten Aemtern im Staate ringen, und oft Schandwege dazu einschlagen. — In Frankreich sieht das anders aus! Viele zu Aemtern gewählte Personen haben andere vorgeschlagen, weil sie die-

selben für ihr Amt fähigen Leuten, als sich. Jedermann hat den Bürger Bernard im Sommer 1794 zu Dijon gesehen: er war Repräsentant und nach Côted'or in Mission geschickt. Ohngefähr 6 Wochen nach seiner Ankunft schrieb er an den Konvent: man mögte den Bürger Calés an seine Stelle schicken: dieser sey ein gebohrner Burgunder, und verstehe die Lage der Dinge besser als er, wie er aus den Briefen sähe, welche Calés an ihn geschrieben habe. Das geschah, und der Bulletin erwähnte davon mit aller Ehre für Bernard. — Der Herr Professor der Philosophie N. N. ist der Universität gerade so viel nütze, als das fünfte Rad dem Wagen: aber laßt selbst Kant kommen, er wird ihm nicht Platz machen, ob er gleich vollauf zu leben hat, und lachende Erben macht durch seinen Geitz. Der Egoismus ist die Pest der Gesellschaft, der Tugend und der Wissenschaften! —

Drey und vierzigstes Kapitel.

Von der Freyheit und Gleichheit der Franzosen.

Da ich abermals auf den Patriotismus in Frankreich gefallen bin, so denke ich, daß man es zu gute halten wird, wenn ich meine Gedanken, oder vielmehr die Vorstellungen aller vernünftigen Franzosen von Freyheit und Gleichheit hier koncentrirt mittheile. Ich habe mich über diesen überaus wichtigen Gegenstand mit einsichtigen Franzosen sehr oft unterhalten, und glaube, ihr System darüber so ziemlich gefaßt zu haben. Eben darum ist es mir sehr sonderbar vorgekommen, als ich hernach, bey meiner Zurückkunft nach Deutschland, das elende Gesudel so manches politischen Kannegießers über Freyheit und besonders über Gleichheit der Franzosen zu Gesichte bekam.

Es giebt durchaus keine natürliche Freyheit: denn der Mensch ist im Stande der Natur ein Barbar, ein Ding, das mehr dem Viehe, als einem vernünftigen Wesen ähnlich sieht; und seine Spontaneität verdient den Namen Freyheit gar nicht.

Eine solche eingebildete natürliche Freyheit wäre auch nicht einmal ein Gut: denn sie wäre ohne Sicherheit, und könnte jeden Augenblick geraubt werden. Der natürliche Mensch besitzt nämlich niemals Kraft genug, seine Freyheit zu behaupten. Und gesezt, er besäße sie, wie z. B. Robinson Crusoe auf der wüsten Insel, so wäre diese Freyheit doch kein Gut, weil ihr das Vermögen fehlt, ihre moralischen Kräfte anzuwenden.

Freyheit existirt also blos in der Gesellschaft. Wenn die Gesellschaft so eingerichtet ist, daß sie, qua talis, als Gesellschaft bestehen kann, so sagt man: sie sey kultivirt. Dieser Begriff ist der einzig mögliche, ächt philosophische Begriff von Kultur: denn wer diese in etwas anderm, z. B. in der Ausbildung der Wissenschaften, in der Verbesserung und Veredlung der Sitten u. d. gl. sezt, hat zwar recht: aber er fehlt darin, daß er nur Theile der ganzen Kultur ansieht: denn diese Sachen sind ja zur Behauptung der gesellschaftlichen Existenz nothwendig. Daher ist es schlechterdings unmöglich, daß ein Mensch als kultivirt außer der Gesellschaft angesehen werden könne.

Die Gesellschaft existirt durch Contract, das heißt, die Glieder verbinden sich untereinander, gewisse Handlungen zu unterlassen und gewisse andere zu thun: daher die Gesetze der Gesellschaft.

Folglich hat nicht nur die ganze Gesellschaft, sondern auch jedes einzelne Mitglied derselben die Macht, zu fodern, daß die Gesetze aufs allerstrengste befolgt werden.

Aber kein Mitglied, auch kein Theil der Gesellschaft kann Gesetze machen, oder abschaffen: und kein Gesetz gilt länger, als die ganze Gesellschaft damit zufrieden ist. Dieses Recht der Gesellschaft, Gesetze zu machen, ist unveräußerlich, und kann nimmermehr verjähren *): es giebt keine Gewalt, die es rauben könnte, und jedes Volk behält immer das Recht, es sich wieder zuzueignen, oder zu revindiciren, wenn es ja verlohren und in die Hände einzelner Personen gefallen ist. Kriege, Ueberwindungen, Cessionen und andre Titel können niemals einem Volke das Recht rauben, sich nach eignen Gesetzen einzurichten und zu regieren.

Eine willkürliche Gewalt ist also in einem kultivirten Staate ein Unding; und eine Nation, die eine solche Gewalt leidet, ist entweder kein für sich bestehender Staat, oder sie kennt ihre Rechte nicht, und hat noch lange den Grad von Kultur nicht erreicht, welchen jede menschliche Gesellschaft erreichen kann und erreichen soll.

---

*) Ex providentia majorum, wie man in jure publico spricht.

Der Regent oder die Regenten haben ihre Gewalt und ihr Ansehen weder von Gott, noch durch die Geburt noch durch das Naturgesetz, sondern einzig und allein von der Nation, welche sie absetzen kann, sobald es ihr gefällt. Kein abgesezter und in die Reihe simpler Bürger zurückgeschobener Regent kann über Unrecht klagen: denn das Volk hat, wie schon gesagt ist, das Recht, Aenderungen in der Regierung zu machen, sobald es will. Es war daher ein widersprechendes Gesetz der Assemblée nationale, daß der König inviolable, unverletzbar seyn sollte.

Hieraus ergiebt sich von selbst, daß der Regent oder die Regenten jedesmal müssen gewählt werden, wenn ja welche seyn sollen. Erbliche Regierungen sind, nach dem System der Franzosen, an und für sich Unding und ein hoher Grad des Despotismus. Der Vater, der Onkel kann ein großer Mann, ein Vater seines Volkes seyn: und der Sohn, der Neffe ist vielleicht ein Dummkopf, ein Taugenichts, ein Wollüstling, Geisterseher und schwächlicher Tyrann. Die Erbfolge der Regenten gehört zum orientalischen Despotismus und zum Lehnssystem, welches mit der gesunden Vernunft und mit den gemeinen Menschenrechten ganz und gar nicht bestehen kann.

Der Regent oder die Regenten z. B. ein König — dem Titel nach, nicht nach der Idee, die man gewöhnlich davon macht — ein Convent u. s. w. sind folglich gar nichts anders, als Administratoren der Gesetze zum Besten der Nation, nicht aber zu ihrem eignen Vortheil allein.

Die Gesetze beschränken die Willkühr aller Mitglieder, und das oft auf eine sehr unangenehme Art. So z. B. zwingt das Gesetz manchen, der lieber zu Hause geblieben wäre, mit in den Krieg zu ziehen. So einer würde gewiß nicht gehen, wenn er nicht gezwungen würde, und ein wohlgebildeter Staat muß daher jedes Gesetz, auch gegen Widerspenstige, mit Gewalt in Uebung bringen können.

Es ist daher unmöglich, daß Freyheit so viel heiße, als das Vermögen, willkührlich zu handeln, oder zu thun, was einem einfällt. Eine solche Freyheit würde das Band der Gesellschaft auflösen, und ein bellum omnium contra omnes nach sich ziehen. Ja, Freyheit kann nicht einmal so erklärt oder beschrieben werden, daß sie das Vermögen sey, jedesmal zu wollen und zu wirken, was man nach seiner eignen Vernunft für gut und schicklich hält. Denn hier ist nicht die Frage, was einzelne Mitglieder der Gesellschaft, sondern was diese in sensu collectivo, oder zusammengenommen für gut erkennt.

Die Gesetze, welche freye Menschen verbinden sollen, müssen vernünftig d. i. der Würde des Menschen, und dem Wohl des Staats so angemessen seyn, daß alle einzelne Mitglieder veredelt und so viel nur immer möglich ist, versorgt und beglückt werden. Es ist hier der Ort nicht, anzugeben, wie man solche Gesetze finden müsse: das gehört in eine Abhandlung über die Legislation, den schwersten und interessantesten Punkt der ganzen Philosophie. Ich begnüge mich, nur zu sagen, daß die Grundlage jedes Gesetzes, die Würde des Menschen und das allgemeine Wohl des Staats seyn muß.

Freyheit heißt, nach solchen Gesetzen handeln zu können, und NB. handeln zu müssen, welche jeder vernünftige Bürger eines wohleingerichteten Staates als vernünftig, d. i. mit der Würde seiner Natur und dem allgemeinen Besten seines Staates im Zusammenhang erkennen kann. Ich sage, erkennen kann: denn es giebt Dummköpfe, Egoisten, Pfaffen, Edelleute und andere, welche niemals erkennen wollen, was gut ist: mit diesen kann man nicht anders zurechte kommen, als daß man sie zur Befolgung der Gesetze zwinge.

Wenn ich die Geschichte der Philosophie recht inne hätte, so dächte ich, diesen Begriff der Freyheit mit dem Storchschen Grundsatz: „daß jeder

Weise ein freyer Mann sey" gar schön reimen zu können *). Aber steifch oder nicht steifch: der Begriff ist richtig, und der einzige, welcher von Freyheit, in sofern sie in der Gesellschaft sich zeigen kann, statt findet.

Aus diesem Begriff folgern nun die Franzosen:

1) Daß in einem monarchischen Staate keine Freyheit statt finde. Denn hier ist der Gesetzgeber über die Gesetze erhaben, welche er nach seinem Vortheil, und nicht nach dem Bedürfniß des Staates selbst giebt, modificirt und aufhebt.

2) Daß die Religion, und überhaupt alle Beschäftigungen des menschlichen Geistes ganz und gar kein Gegenstand der Gesetze sind: denn der Verstand kann nach äußern Gesetzen nicht modificirt werden, wie die Verfasser der sogenannten Religions-Edikte doch wollen.

3) Daß alle Verwalter der Gesetze wirkliche Bediemen des Staats sind; daß sie folglich nur uneigentlich Regenten können genannt werden: denn die eigentlichen Regenten sind die Gesetze.

4) Daß es ganz und gar keine Dispensation vom Gesetze, keine Einschränkung oder Ausdehnung desselben, keine Schärfung der Strafe, keine Begnadigung, keine Gunst, keine Nebenabsichten u. d. gl. geben kann.

*) Cic. Parad. III.

Aus diesem lezten Stück folgern sie ganz natürlich den Begriff von der Gleichheit (égalité), welche mit der Freyheit nothwendig verbunden ist. Ich erstaune, was und wie man über diese Gleichheit, in Deutschland und anderwärts gefaselt hat! Ich mag es nicht wiederholen: man findet den deutschen Unsinn davon in gar vielen Schriften*)! Mir ist es genug, den ächten Begriff der Franzosen von der Gleichheit hier aufzustellen.

---

*) Sehr gut rüget auch diesen Unsinn der Herausgeber der öfters erwähnten Sammlung erbaulicher Gedichte, S. 446, unten in der Anmerkung. Er zeigt hier zugleich, daß die so verschrieene Gleichheitslehre ein Hauptgrundsatz der ersten Christen gewesen ist. — Wirklich, man muß die Achseln zucken, wenn Einige in vollem Ernste behaupten: die französische Nation habe ihr Gleichheitssystem sogar bis auf die Gleichheit des Vermögens dehnen wollen, wie wenn die französische Nation nicht einsähe, daß die natürliche Ungleichheit der menschlichen Vermögenheit auch eine Ungleichheit in deren Produkten nach sich ziehe. Denn gesezt, man mache das äußere Vermögen aller Bürger eines Staates gleich: so wird der Fleißige, der Einsichtige, der Sparsame, der Glückliche — sein Vermögen bald vermehren, und es dadurch dem Vermögen des Faulen, des Kurzsichtigen, des Verschwenders, des Unglücklichen — ungleich machen. — Gesezt aber ferner, die Franzosen wollten auch dieses hindern: so hieße das gegen das Wesen und den Zweck der menschlichen Natur oder Kräfte vergeblich handeln, und allen Antrieb zum Fleiß, zum Raffiniren, zum Wetteifern und zum Vervollkommnen hemmen oder heben wollen. Ein Unsinn von dieser Art kann wohl einem Schirach und dessen Gleichen in den Kopf kommen, aber nicht einer Nation, wie die Französische ist. Diese ist ganz der Meynung, welche Chrysostomus in seiner Rede über die Armuth und die ungleiche Vertheilung der Weltgüter so schön und eindringend aufstellt. Man sehe Chrysostomus Reden, nach der Uebersetzung von Eulogius Schneider.

Sie besteht darin, daß die Gesetze in Absicht auf jeden Bürger, auf gleiche Weise, ohne alle Ausnahme angewendet werden müssen. Jeder Bürger hat seine Rechte, aber kein anderer hat mehr oder weniger; er hat eben dieselben auch: folglich kann jeder

1) Alles thun, was irgend ein anderer thun darf. Jeder kann

2) Zu allen Würden, Aemtern und Belohnungen des Staats gelangen, wozu seine Verdienste ihn fähig machen.

Weiter darf die Gleichheit nicht ausgedehnt werden. Der Narr in Frankreich bleibt ein Narr, und der Schurke ein Schurke; das schöne Mädchen ist liebenswürdig, und die zusammengeschrumpfte alte Jungfer macht Eckel in Frankreich, wie in Deutschland. Es giebt keine persönliche, keine habituelle Gleichheit, aber wohl eine legale. Aus diesen Grundsätzen folgen nun nothwendig folgende Punkte:

1) Es kann kein Adel existiren: denn der Adel ist ein angeerbtes Recht zu gewissen Vorzügen, welches mit dem Begriff der Gleichheit nicht bestehen kann.

2) Es kann keine Privilegien geben zum Nachtheil Anderer: es giebt daher keine Monopolien, keine Innungen, Zünfte u. dgl. wodurch die Aus-

übung nützlicher Gewerbe u. ſ. w. auf einzelne Perſonen eingeſchränkt wird.

3) Alle partikuläre Geſellſchaften, Orden, religiöſe Sekten, welche öffentliche Geſellſchaften oder ſogenannte Kirchen (ecclesias) ausmachen, können nicht geſtattet werden, ob man gleich gern zugiebt, daß einer ein Freymaurer, Illuminat, Jude, Katholik, Proteſtant, Socinianer, Freygeiſt, Anabaptiſt, Deiſt, Atheiſt u. ſ. w. ſey.

4) Jedes Mitglied des Staats muß ſeine Kräfte zum Beſten des Staates anwenden, d. i. er muß im Stande ſeyn, von der Arbeit ſeiner Hände zu leben. Es iſt daher in Frankreich nicht erlaubt, die Hände in den Schoos zu legen, und ſeine Intereſſen zu verzehren. Jeder Kind, auch das reichſte, muß ein Handwerk oder Gewerbe lernen, damit, wenn ſein Reichthum auf dieſe oder jene Art verloren geht, es ſich ſelbſt nähren könne, und dem Staate nicht zur Laſt falle. Auf ein gutes Beyſpiel hat man bey dieſem Geſetze ebenfalls Rückſicht genommen, und der Geſchicklichkeit den Vorzug vor dem Reichthume angewieſen.

5) Indeſſen findet dieſe Gleichheit Ausnahmen in Rückſicht auf ſolche Männer, welche ſich um den Staat ganz beſonders verdient gemacht haben. Dieſe können, obgleich mit vorſichtiger Einſchränkung, allerdings auszeichnende Merkmale des

öffentlichen Wohlwollens und der öffentlichen Dankbarkeit genießen. Aber das leidige Beyspiel des Robespierre hat gemacht, daß man hierin gewiß sehr behutsam zu Werke gehen wird.

Das nun ist die Substanz von dem, was man in Frankreich Freyheit und Gleichheit nennt. Ich könnte noch sehr vieles über diesen Gegenstand anbringen, aber das Weitere verspare ich auf die versprochene Ausbeute; und da soll man die Entwickelung des ganzen französischen Systems, mit den eignen Worten der größten Männer dieser Republik vorgetragen, antreffen. Das hier Gesagte mag indessen hinreichen, jenen von meinen Lesern, die etwan noch keine oder doch unvollständige Begriffe von den Hauptgrundsätzen der französischen Constitution gefaßt haben, bessere beyzubringen.

Vier und vierzigstes Kapitel.

Schreckens-System oder Terrorismus.

Aus dem vorigen Kapitel sieht man, daß die Begriffe von Freyheit und Gleichheit die Grundpfeiler des französischen Regierungssystems ausmachen; und schon oben habe ich hinlänglich gewiesen, daß

die Volksſocietäten, und vorzüglich die Jakobiner, die gröſsten und ſtärkſten Stützen dieſes Syſtems geweſen ſind. Man hatte nun einen Probierſtein, nach welchem man den wahren Bürger von dem Royaliſten, von dem Ariſtokraten und von dem Freund der Pfaffen richtig unterſcheiden konnte — die Freyheit und die Gleichheit.

Gleich nach dem Verfall der königlichen Gewalt (im Sept. 1792) fing man an, genau auf alle Bewegungen Acht zu geben, welche die Wiederherſtellung der Ungleichheit zum Endzweck haben könnte. Daher die Surveillance. Konnte nun ein Bürger oder eine Bürgerin beſchuldiget werden, daſs ſie freyheitswidrige Grundſätze hegten, ſo wurden ſie für verdächtig gehalten, angeklagt und beſtraft.

Anfänglich wurde man nur dann verdächtig, wenn man geradezu royaliſtiſche oder ariſtokratiſche Geſinnungen äuſserte, oder ſolche Handlungen beging, woraus man ſie ohne Mühe folgern konnte: aber bald dehnte man dieſen Verdacht auf alle Uebertretungen der neuen Geſetze aus, und ſiehe da, der zehnte Theil der Nation ward verdächtig. Daſs ſehr viel unſchuldige Menſchen zur Ungebühr aus Privathaſs, aus Neid und aus andern unreinen Urſachen für verdächtig gehalten wurden, iſt auſser allem Zweifel. Aber leider, die Nothwendigkeit machte den ſchrecklichen Grundſatz zur Richt-

schnur der Administration: „daß es besser sey, zehn Unschuldige zu verdammen, als einen Schuldigen ungestraft zu lassen.“ Ein abscheulicher Grundsatz, den nichts rechtfertigen kann, und den blos die Nothwendigkeit entschuldiget. Mögten aber die Emigranten bedenken, vorzüglich die Häupter unter ihnen, nebst ihrem aktiven Anhang unter ihren Adlichen und Priestern — doch diese Menschen können nichts bedenken: also mögten doch meine Landsleute, die Deutschen, überlegen und sich überzeugen, daß die Emigranten und ihr damals noch starker Anhang in Frankreich allein Schuld gewesen sind, daß so viele Menschen vielleicht unschuldiger Weise auf der Guillotine starben, oder in den Gefängnissen verschmachtet sind, um endlich einmal dieses unwürdige Gesindel nach Verdienst zu würdigen! In meinen Augen ist ein Strassenräuber noch mehr zu achten, als ein Emigrant von der genannten Klasse.

Ich komme wieder auf den fürchterlichen Grundsatz zurück, welcher nur so lange gelten sollte, als das Vaterland in Gefahr wäre. Das Wort: la patrie est en danger, fuhr wie ein elektrischer Schlag durchs ganze Land, und erfüllte alles mit Schrecken und Flucht. So aber hieß es seit dem 10ten August 1792, und vorzüglich nach der Rebellion von Toulon und Lyon, und den Fortschritten

der Vendeer gegen die Patrioten. Alle Kräfte wurden angestrengt, nicht nur den Deutschen, den Spaniern, Engländern u. s. w. zu widerstehen, sondern vorzüglich den so fürchterlich ausgebrochenen bürgerlichen Krieg in der Vendee zu endigen, welcher der Konstitution den Untergang drohte. Es gelang, und so hatten die Jakobiner gesiegt.

Im Herbste 1793 erging auf Betrieb des Robespierre, und seiner Parthey, das fürchterliche Decret, daß alle revolutionäre Verbrechen mit dem Tode sollten bestraft, und alle verdächtige Personen mit Arrest bey Brod und Wasser sollten belegt werden. Ein einziges Wort, ein: „ich wünschte, es wäre Friede! oder: „wenn doch das Elend nicht gekommen wäre! und dergleichen war schon ein revolutionnäres Verbrechen. Ich habe mehrere Urtheile gelesen, worin kein anderes Verbrechen genannt wurde, als daß der oder jener gesagt hatte: „wär' ich doch tausend Meilen von hier! lebte doch Ludwig XVI. noch!" — Die beynahe in allen Städten Frankreichs errichteten Revolutions-Tribunale ließen Blut fließen wie Wasser, und man erschrickt über die Gräuel, welche im Herbste und im Winter 1793-94 vorgefallen sind.

Das Abscheulichste bey der Sache war, daß auf der Aussage zweyer Bürger allemal schon ein

Todesurtheil beruhen konnte. Wenn mich ihrer zwey vom Brode helfen wollten, so durften sie mich nur angeben, und siehe, Morgen floß mein Blut auf der Guillotine. Eine Branntweinbrennerin zu Dijon am Thor Marat — vor Alters Petersthor — hat durch ihre Denunciationen mehr als zehn Personen zum Tode und ins Gefängniß gebracht. Man hat Beyspiele, daß sogar Brüder einander angegeben, und daß Eheleute einander revolutionnärer Verbrechen beschuldiget haben. Das ist freylich abscheulich: allein man sehe Kochs institutiones juris criminalis, und man wird im Kapitel de crimine laesae majestatis finden, daß dergleichen widerrechtliche Anwendungen der Gesetze auch in Deutschland in gewissen Fällen legal seyn sollen. Was man bey uns beleidigte Majestät nennt, nannte man in Frankreich beleidigte Nation.

Um diese Zeit hörte aller freundschaftliche Umgang im ganzen Reiche auf, und der sonst so geschwätzige Franzose mußte damals seine Worte abwägen, und auf seiner Hut seyn. Es war sicherer zu stehlen, oder zu morden, als gegen die Konstitution, oder vielmehr wider den Jakobinismus zu reden. Kein Mensch besuchte mehr den andern in seinem Hause, keiner wagte einen freundlichen

Spaziergang mit jemanden, aus Furcht, in Verdacht zu gerathen: denn wie leicht war es, daß der, mit welchem ich umging, verdächtig ward, und dann zog sein Sturz mein Verderben nach sich. Um also allen Verdacht von sich abzuwenden, kam man nur in den Wirthshäusern zusammen, und ließ seine Stimme so laut, als es nur möglich war, zum Lobe des Konvents, der neuen Gesetze, und besonders der Jakobiner erschallen. Es gab hier wirklich viele Heuchler, oder Leute, welche im Grunde nicht jakobinisch dachten, und doch das Verfahren der Tribunale aufs schärfste vertheidigten. Einige derselben waren Royalisten, andre hingegen liebten zwar die Konstitution, aber die Mittel, sie aufrecht zu erhalten, gefielen ihnen nicht. Sie fanden und sahen ein, daß wenn sie ihre wahre Meynung offenbaren würden, sie verlohren wären; also sprachen oder schrieen sie vielmehr ganz gegen ihre Gesinnung. — Hierin machten sie es, wie die meisten unsrer Theologen!

Die Nationalkokarde war anfänglich ein hinlängliches äußeres Kennzeichen eines guten Republikaners: aber nachher war man damit nicht mehr zufrieden. Jeder, wer's nur zahlen konnte, trug eine Mütze à la république, d. h. eine von blauem Tuch, mit rothem Rand und weißer Kante, woran auch noch die Kokarde befestiget war. Vorne an

den meisten Mützen las man die Worte: mort aux rois, oder mort aux tyrans! So eine Mütze war ein Hauptkennzeichen des Civismus. Sogar an den verschnittenen und ungepuderten Haaren wollte man den bessern Patrioten kennen können; und kurze Hosen sah man fast gar nicht mehr: sie schienen aristokratisch zu seyn. Wer nicht gerade eine Nationaluniform hatte, zog eine kurze Jacke (matelote) an, und damit holla!

Unter den unsinnigen Jakobinern gab es einige, die des Abends unter den Fenstern herumschlichen und horchten, ob irgend jemand laut betete, wie es sonst bey einigen Katholiken Mode ist. Hörten sie laut beten, so gaben sie die Leute an, daß sie heimlich Gottesdienst hielten, und durch Gebete den König und die alte Verfassung wollten herstellen. Man hat diese Anklagen oft gehört; und die Beter wurden verdächtig, und kamen ins Gefängniß. Der Rosenkranz war vollends ein deutliches Zeichen des Aristokratismus. Wer noch so dumm seyn konnte, den zu beten, so einen hielt man auch für dumm genug, das Königthum der Republik vorzuziehen, und behandelte ihn als verdächtig.

Selbst die französische Sprache hat während des Schreckensystems gewaltige Veränderungen erlitten. Viele Wörter, welche sonst etwas ehr-

würdiges bedeuteten, bekamen damals eine schimpfliche entehrende Bedeutung. Z. B. Prince, der Bettler, Duc, Dacheſſe, Gaudieb, Monſieur, Laus, Madame, Hure u. ſ. w. Außerdem wurden die unanſtändigſten Redensarten, — Blasphemieen nach der Kirchenſprache — und eine unzählige Menge neuer Wörter in alle Geſpräche, ſogar in die öffentlichen Reden eingemiſcht. Man leſe nur das Journal de Perlet von 1793 und 94, in den Artikeln: Seſſions des Jacobins. Wer nur den Mund aufthat, ließ Floskeln dieſer Art hören: ſacré con de garce, ſacré con de la vierge, ſacré vit de Saint Chriſtophle, ſacré mâtin, ſacré chien de Prince de Condé, foutue merde de royauté, merde de la vierge, ſacré brigand de la vendée, ſacriſtie, &c. &c. — Zur Ehre der Nation muß ich aber ſagen, daß dieſe niedrige und pöbelhafte Verbrämung der Sprache nach dem Verfall des Jakobinismus ziemlich nachgelaſſen hat.

Sonſt hat man von den Franzoſen geſagt, daß ſie im gemeinen Umgang höflich und artig ſeyen. Aber unter dem Terrorismus war die äußerſte Grobheit, und Härte der Sitten das Zeichen eines Patrioten. Niemand zog mehr den Hut ab, niemand bückte ſich mehr, und jedermann wurde geduzt, er mogte ſeyn, wer er wollte. So ſchief wendete man den Grundſatz der Gleichheit an.

Mir war übrigens das Ding nicht zuwider: denn wer mich kennt, der weiß, daß ich die sogenannte feine Lebensart nimmer gelernt habe, und daß ich jeden Augenblick gegen die Regeln der Etikette verstoße. Eben deswegen bin ich auch allemal wie auf der Folter, wenn ich in einer Gesellschaft seyn muß, wo Herren und Damen von Etikette sind. Doch, ich darf mich nicht zur Regel machen, und wünschte selbst, daß ich in diesem Stücke anders wäre; aber was ist zu thun! naturam expellas furca! — Genug, zur Ehre unsrer Komplimentmacher, Damen, Herren, Mosjehs, Mamsellen ꝛc. muß und will ich gern bekennen, daß die Franzosen, blos aus übel verstandenem und in den Terrorismus verschobnen Freyheitssystem ihre Komplimente, und Artigkeiten geändert haben. Der Oberkrankenwärter Fraipon sprach einmal mit mir über diesen Punkt, und gestand: daß die Franzosen weit mehr Mühe gehabt hätten, ihre ungenirte Artigkeiten und ihr verbindliches Geschwätz abzulegen, als ihre Religion. Es hat, sagte er, gewaltig Mühe gekostet, unsre Leute zu gewöhnen, so mit einander umzugehen, wie die Bauren und die Hirten in der Schweiz: lieber hätten unsre Madadins den lieben Gott gelästert, als ein Frauenzimmer ohne Schmeicheley vorbeygelassen. Aber es mußte einmal seyn! Wer

will wohl eines Kompliments wegen verdächtig werden!

Bey der Abschaffung des Adels und aller erblichen persönlichen Rechte, stand es jedem frey, sich als einen gemeinen Bürger aufzuführen. Man fand aber bald, daß die, welche vorher adelich gewesen waren, doch nicht gut republikanisch gesinnet wären, und so erklärte man in den Jakobinerklubs die ehemaligen Edelleute (les ci-devant nobles, les ci devant seigneurs) für verdächtig, und ermahnte alle Bürger, genau auf das Betragen derselben Acht zu haben. Wenn man aber dem Volkshaufen zu viel Willen läßt, so kann man dessen Ausschweifungen hernach nicht mehr bändigen. Das gemeine Volk, und besonders das auf den Dörfern, hasste ohnehin alles, was adelich gewesen war, wegen der Bedrückungen, die es ehedem von den Herren hatte leiden müssen, und suchte sich nun um so mehr zu rächen. Die Ex-Adlichen wurden daher meist alle angeklagt, und, wenigstens als verdächtig, in den Gefängnissen aufbewahrt.

Einer von ihnen, nicht weit von Autun*), hatte den Adel abgelegt, und lebte als gemeiner

*) Herr Leutnant von Brandenstein weiß diesen Vorfall recht gut.

Bürger, oder Landmann. Ein Dorfjunge foderte dessen Tochter zur Ehe. Vater und Tochter wollten nicht, und der Büffel bekam den Korb. Darob fuhr das ganze Dorf in Harnisch, verklagte den Edelmann als einen Aristokraten, und er mußte mit seiner Tochter nach Autun wandern, wo er länger als sechs Monate im Gefängniß gesessen ist. Ein andrer Edelmann bey Besançon, dessen Urtheil ich selbst gelesen habe, weigerte sich, das Papiergeld nach dem Maximum anzunehmen. Das hatten freylich mehrere gethan, aber es ging ihnen so hin; nur der Edelmann wurde als Aristokrat und Royalist angeklagt, und mir nichts dir nichts, hingerichtet.

Wie man die Ex-Edelleute behandelte, so behandelte man auch die Ex-Priester. Um nicht geneckt zu werden, mußten diese ein Gewerbe treiben, welches mit ihrer ehemaligen Beschäftigung in gar keiner Verbindung stand, und durften gar nichts an sich blicken oder merken lassen, woraus man noch irgend einige Neigung zu ihrer alten Profession hätte schließen können. Wie mancher Priester hat im Gefängniß geschmachtet, welcher der Nation Treue geschworen hatte!

Die Gefängnisse, in welche zur Zeit des Terrorismus die Unglücklichen, als verdächtig gesteckt wurden, waren wirklich mehr Todtengrüften, als

Behältnisse, worin man Menschen verwahren könnte. Gemeiniglich waren diese Löcher die scheuslichsten Hölen und Cachot's, die man in den sonstigen Gefängnissen der alten Regierung finden konnte, und waren mit Gefangnen ganz voll gepfropft. Es entstanden daher die abscheulichsten Krankheiten darin, und immer fand man Leichen. Ich glaube, nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß 200,000 Menschen in den Gefängnissen aus Mangel an frischer Luft und Wartung gestorben sind. Von dem Ungeziefer und der elenden Nahrung will ich nichts erwähnen. Erst im Frühling 1794 fing man an, für beßre Verpflegung, und gesundere Nahrung der Gefangenen zu sorgen. Für Dijon hat der Repräsentant Bernard in diesem Stück sich viel Verdienst gesammelt.

Es ist hier der Ort nicht, Untersuchungen anzustellen, ob das Schreckensystem damals nothwendig gewesen sey? Wenn man aber alles das, was ich bisher über die französische Revolution und besonders über die Verrätherey und die Gegenanstalten der aristokratischen Parthey in und außer Frankreich gesagt habe, ohne Nebenurtheile und kaltblütig überlegt: so glaube ich, daß man von selbst auf den Schluß kommen müsse, daß ohne die Anwendung sehr violenter Mittel, damals im

Jahr 1793 und 94, das neue Syſtem zu Grunde hätte gehen müſſen. Die abſcheulichen Exceſſe, welche dabey vorgefallen ſind, müſſen als nothwendige Folgen der angewandten Mittel, den Royalismus und deſſen Anhang zu ſtürzen, betrachtet werden; und wenn man ſie auch keinesweges entſchuldigen kann, ſo würde man doch auch ungerecht ſeyn, wenn man alle Gräuel auf die Rechnung der neuen Einrichtung ſchreiben wollte. In jedem Kriege fallen unmenſchliche Auftritte vor; aber die müſſen nicht geradehin dem kriegführenden Könige oder deſſen Generalen Schuld gegeben werden. Es iſt einmal — wie wir oben gehört haben — in der Natur aller Revolutionen: — der Weg zur Freyheit geht über Haufen von Leichen und durch Ströme von Blut.

Fünf und vierzigſtes Kapitel.

Veränderung und Sturz des Terrorismus.

Man ſagt gar recht im Sprichwort: zu ſpitz ſticht nicht, und zu ſcharf ſchneidet nicht. Die Wahrheit dieſes Spruches hat ſich auch am neufränkiſchen Schreckensſyſtem offenbaret. Anfangs

erſchrack jederman, und in der Angſt oder vielmehr in der Ueberzeugung, daß der Terrorismus nothwendig war, ließ man ſich alles gefallen, ja, man lobte noch obendrein die Ausbrüche des Jakobinismus, und die Departementer ſchickten ſogar Adreſſen an den Konvent, worin ſie für die oft unſinnige Strenge der Tribunale danken ließen. Man muß indeſſen nicht denken, daß alle Glieder des Konvents damals wirklich Jakobiner und folglich Freunde und Vertheidiger der verübten Gräuel geweſen ſeyen: aber im Jahr 1793 bis in die Erndte von 1794 ſah man ein, daß Gelindigkeit nichts fruchte, und ſo dominirte Robespierre und ſein Anhang den Konvent, und durch dieſen ganz Frankreich.

Dabey aber waren die meiſten Franzoſen an ſich ganz und gar nicht Jakobiner oder Terroriſten: denn als Robespierre fiel, und man für die Republik nichts mehr beſorgte, ſtürzte das Schreckensſyſtem ohne alle weitere Unruhen zuſammen, ſo wie ehemals das Königthum geſtürzt war: die Partheyen ſtritten ſich freilich noch, aber die Nation blieb ruhig.

Robespierre hat ſchon um Weyhnachten 1793 eingeſehen, daß der Terrorismus zu weit ginge. Er ließ daher die Revolutionstribunale vermindern, und da ſonſt beynahe in jedem Departement eine

solche Mördergrube existirte, wurden sie jezt bis auf einige wenige eingeschränkt. Die vornehmsten derselben waren, wie man weiß, zu Paris, Bordeaux, Nantes, Lyon und Toulon. Jedes Departement behielt zwar sein Criminalgericht, aber dieses mischte sich nicht in revolutionnäre Händel. Wer wegen dieser verklagt wurde, mußte an einen Ort gebracht werden, wo ein Revolutions-Gericht sich noch befand. Damit aber in den Departementern Untersuchungen über Dinge dieser Art angestellt werden könnten, wurden hier und da z. B. zu Mâcon, gewisse — wie man auch weiß — Inquisitions révolutionnaires eingeführt, doch habe ich blos bemerkt, daß dergleichen Inquisitions nur in den noch verdächtigen Gegenden errichtet wurden. Man traute dem ganzen mittägigen Frankreich wenig, und dieß nicht ohne Grund. Hier wirkte der Kaufmanns- und Priestergeist am stärksten, und Pitt war hier am regsten.

Die Criminalgerichte in Frankreich gehen in ihren Procedurен weit sanfter zu Werke, als die in Deutschland, und wer von einem in Frankreich jezt verdammt wird, hat sein Urtheil ganz gewiß verdient. Wenn das Revolutionstribunal das Leben eines Menschen gerade so hoch zu achten schien, als mancher Fürst das Leben seiner

Soldaten, so wußte das Criminalgericht die Freyheit, das Eigenthum und das Leben der Bürger weit besser zu schätzen. Die Gefängnisse dieser Gerichte waren, selbst in der Zeit des Terrorismus, gut eingerichtet, die Verpflegung der Gefangenen angemessen, und die Untersuchung behutsam und regelmäßig. Hier ließ man die Zeugen nicht ohne Unterschied zu; und ohne den deutlichsten Beweis des Verbrechens konnte niemand bestraft werden. Die Verhöre dieses Gerichts sind wie die aller andern in Frankreich, jezt öffentlich, und es steht einem jeden frey, sich zum Anwalde und Vertheidiger des Beklagten aufzuwerfen. Es ist selbst durch ein Gesetz befohlen, daß bey der Erörterung einer Criminalfrage auf das ehemalige Betragen des Beklagten Rücksicht genommen werde; daß ein gutes Vorurtheil ihm zu Statten komme; daß aber ein ungünstiges in der Sache nichts zu seinem Schaden ändere. Mir hat diese Anstalt sehr gefallen. Das Revolutionsgericht befolgte eine ganz entgegengesezte Art zu verfahren, so — via facti.

Die Folter, oder die peinliche Frage, war schon vor der Revolution abgeschafft, und durch neuere Gesetze ist es schlechterdings verboten, jemanden durch irgend ein hartes, gewaltsames Mittel, z. B. durch schweres Gefängniß, durch

Drohungen, u. d. gl. zum Geſtändniß eines Verbrechens zu bewegen. Allein auf dieſe Weiſe würde ein boshafter Verbrecher in Frankreich nie können geſtraft werden, wenn man, wie noch in den meiſten Provinzen Deutſchlands, das eigne Geſtändniß des Verbrechers für ein nothwendiges Erforderniß zur Gültigkeit eines rechtlichen Ausſpruchs halten wollte. Daher iſt jezt in Frankreich feſtgeſezt, daß wenn das Verbrechen hinlänglich bewieſen iſt, man ſofort zum Spruche ſchreiten könne, ohne das eigne Geſtändniß durch gewaltſame Mittel herauszubringen.

Im Preußiſchen hat man den Gebrauch der Folter ſchon lange unterlaſſen, aber um das Geſtändniß einer Uebelthat herauszuholen, hat man ſich oft ſolcher Mittel bedient, welche von der Folter wenig verſchieden ſind. Ich will hier zwey Fälle von der Art anführen, welche zwar nicht an ihrem rechten Orte ſind, aber doch beweiſen, wie behutſam man bey Unterſuchung der kriminalen Wahrheit verfahren müſſe. Ich habe beyde Fälle in Halle ſelbſt erlebt.

Einige Bauern hatten an ihrem Wagen einen Kober gebunden, welcher von zwey Soldaten abgeſchnitten und geſtohlen wurde. In dieſem Kober befanden ſich 20 Thaler an Gelde. Die Soldaten waren zwar geſehen, aber nicht erkannt worden.

Als man die Sache näher untersuchte, sagte ein gewisser Soldat aus, und bestätigte seine Aussage durch einen Eid, daß ein anderer Soldat, Rust, der Thäter sey, und daß er selbst es gesehen habe. Rust wurde vorgefodert, und als er nichts gestehen wollte, durch einige Unteroffiziere mit Weiden-Stöcken so lange geschlagen, bis er hinstürzte. Der Offizier, welcher dem Verhöre vorstund, meldete dem damaligen General, dem Prinzen Adolph von Bernburg, den Vorgang, allein dieser befahl, mit dem Prügeln fortzufahren, gesezt auch, man schlüge die Kanaille todt. Nun gings von neuem ans Schlagen, so daß Rust über 300 Stockschläge bekommen hat. Endlich gestand er alles, was man gestanden haben wollte, war aber immer nicht im Stande, das corpus delicti herbeyzuschaffen. Indessen kam durch einen Zufall heraus, daß zwey andere Soldaten den Diebstahl begangen hatten, und daß Rust unschuldig war. Diese wurden bestraft, und der Auditeur schämte sich: aber Rust erhielt keinen Ersatz für die Schläge, welche ihn bald nachher zu allen Diensten unfähig machten. Der Angeber, welcher von jederman angespien wurde, ward Unteroffizier, um ihn gegen die Rachsucht seiner Kameraden zu sichern. Er war wegen seines Meineides der schwersten Strafe würdig, und doch hat man

ihn hernach noch gar als Offizier bey einem Depot angestellt, und dadurch die Gerechtigkeit, bis zum allgemeinen Murren, selbst gepraugert.

Das andere Beyspiel ist dieses. Ein gewisser Leutnant vermißte seine Uhr, und eine gewisse Kohlbachern gab ein unschuldiges Dienstmädgchen, als die Diebin an. Dieses Mädchen wurde entsetzlich zerprügelt, und endlich gar aufs Zuchthaus gebracht. Nach einiger Zeit fand der Leutnant seine Uhr in der Tasche von alten Hosen, worein er sie selbst gesteckt hatte. Das Mädchen bekam keinen Ersatz. — Und das geschah im Preußischen.

Aber ich muß wieder einlenken! Das Schreckenssystem hat freilich damals, als es in seiner vollen Kraft herrschte, bewirkt, daß Mancher den Republikaner und Patrioten heuchelte, und daß man durch dessen Anwendung den ehrlichen, rechtschaffnen Bürger von dem Aristokraten nicht recht unterscheiden konnte: allein nachdem es durch den Tod des Robespierre, und den Einsturz des Jakobinismus mit eingefallen war, da sah man recht deutlich ein, daß diejenigen, welche während des Terrorismus der Republik treu geblieben waren, es auch nachher noch blieben, und daß sich diejenigen wider Erwarten sehr betrogen hatten, welche den Sturz des Freystaats und den Sturz

des Robespierre für eins hielten. Den ausländischen großen Herren war es nicht zu verdenken, wenn sie so räsonnirten, wenn auch nur zum Scheine: aber die politischen Schriftsteller bey uns und in England, hätten aus der Geschichte wissen können und sollen, daß Verfolgung eines Systems die Anhänger desselben allemal kenntlich macht, und daß, wenn schon einer und anderer sich aus Furcht, aus Interesse oder aus Politik während der Verfolgung versteckt, doch die meisten Freunde eines verfolgten Systems hervorbrausen, und sich verrathen. War nun sogar während des Terrorismus, nach Lyons und Toulon's Eroberung — die Vendee ausgenommen — alles ruhig geblieben, so konnte man ohne Furcht, dem Staat seine Hauptstütze zu rauben, das fürchterliche System der Jakobiner aufheben und der wütenden Guillotine Ruhe gebieten.

Ich bin weit entfernt, den Robespierre für einen solchen Buben zu halten, als er gewöhnlich beschrieben wird; allein ich kann auch jenen Demokraten nicht beystimmen, welche geradehin behaupten, daß alle Gräuel, welche in Frankreich bey den Revolutionstribunalen vorgefallen sind, zur Erhaltung der Republik durchaus nothwendig gewesen seyen. Mit modus in

rebus! Freylich war Schärfe, große, durchgreifende Schärfe, nothwendig, aber wahrlich, so viel Blut mußte doch nicht fließen, als geflossen ist, um das Land von meuterischen Aristokraten zu säubern.

Die Nachwelt wird sich mit Schaudern an den Antoine Quintin Fouquier Tinville erinnern, welcher unter Robespierre in den Jahren 1793 und 94 öffentlicher Ankläger zu Paris am Revolutionstribunal gewesen ist. Wenn dieser Bösewicht, sagte einst der Kommendant Belin im Weinhause ganz öffentlich, nicht gewesen wäre, so lebten wenigstens noch tausend brave Franzosen mehr. Belin hatte recht: denn dieser Blutmensch besorgte nicht nur alle Revolutionsprocesse in Paris, sondern hatte auch noch den stärksten Einfluß auf die Tribunale in den Departementern: und öfters hat er die Tribunale der Departementer verklagt, und ihnen Hinterlist, Aristokratismus u. s. w. schuld gegeben, wenn sie ihm minder streng — so nach seiner Art — zu seyn schienen. Selten wurde jemand zu Paris losgesprochen: wer einmal wegen eines Revolutionsverbrechens angeklagt war, ging gewöhnlich zu Grunde: das war so die Regel.

Eine scheusliche Anstalt war noch obendrein, daß der öffentliche Ankläger die Aufsicht über die

Gefängniſſe hatte, worin die Schlachtopfer der demokratiſchen Wuth gehalten wurden. Das war nun ſo das rechte Element für den geizigen, blutdurſtigen Fouquier Tinville. Ich habe im Anfange des Jahres 1795 die gedruckte Anklage wider dieſen Unmenſchen geleſen, und die Haare ſind mir zu Berge geſtanden bey den Gräueln, die er an den Gefangnen verübt hat. — Er ſtarb endlich auf der Guillotine, wohin er ſo viele Menſchen, und unter dieſen ſo viele Unſchuldige gebracht hatte. Schande ſey mit ſeinem Andenken von nun an bis in alle Ewigkeit!

Sechs und vierzigſtes Kapitel.

Verfolg meiner Geſchichte.

Ich hielt es bey den Deſerteurs in der Kaſerne nicht lange aus: denn Viennot, der Jüngere, Schenkwirth, bey welchem ich oft einſprach, ließ mich nebſt noch einem Schumacher, der auch ein preußiſche Ueberläufer war, in einer Kammer unter dem Dache liegen, und Belin, der Commendant rieth mir, für den Kriegskommiſſär zu ſchreiben, weil ich meine Stunden bey den gefangenen

deutſchen Offizieren noch nicht fortſetzen konnte. Der Kriegskommiſſär war zwar mit meiner Orthographie zufrieden, aber meine Handſchrift gefiel ihm nicht; er konnte mich alſo nur zum Abſchreiben, und dann und wann zum Konzipiren brauchen: was aber leſerlich rein geſchrieben ſeyn mußte, war immer das Werk des Greffier's.

Zu eben der Zeit lernte ich einen Mann kennen, welcher das Karmeliterkloſter nebſt deren Kirche an ſich gekauft hatte, und gleich niederreißen ließ. Ich unterzog mich der Arbeit, die heiligen Mauern und Pfeiler mit niederzuwerfen, erhielt dafür täglich einmal zu eſſen, und 30 Sous in Papier, und ſtand mich dadurch ſo gut, als man ſich in meinen damaligen Umſtänden ſtehen konnte. Wenn ich ſo auf einem Pfeiler ſtand, und die großen Quaderſteine losbrach, fiel mir oft der heilige Simon Stylites ein, welcher ehedem — wie man berichtet — ſo viele Jahre hinter einander auf einer Säule geſtanden iſt. Da machte ich dann einen Vergleich zwiſchen jenem geduldigen Heiligen und mir Unheiligen, und fand ſo viel Verſchiedenheit, daß ich oft ſelbſt überlaut lachen mußte. —

Am Ende jeder Dekade wurden wir ausgezahlt: jeder erhielt alsdann 22 Livres 10 Sous, und ſo war ich immer im Stande, nicht nur zu bezahlen, was ich indeſſen geborgt hatte, ſondern es blieb

noch so viel übrig, daß ich die Dekade bey Vienot, oder sonstwo ordentlich hinbringen, und Burgunderwein zur Genüge trinken konnte, wovon ich zwar jeden Tag etwas trank.

Indessen war der Repräsentant Calés nach Dijon auf Mission gekommen, wahrscheinlich um zu verhüten, daß bey der damaligen Wahl der neuen Magistratspersonen keine Irrungen in diesem gewiß sehr beträchtlichen Departement vorfallen mögten. Denn die Jakobiner in Dijon hatten nach dem Tode des Robespierre eine Adresse bey dem Konvente eingereicht, die von mehr als 400 Bürgern unterschrieben war, worin der alte Geist des Terrorismus noch sehr sichtbar glühte. Der Konvent verwarf diese Adresse, und schickte Calés, um allen Unordnungen vorzubeugen.

An diesen Calés wendeten sich die gefangenen Offiziere, wegen ihres verminderten Soldes, und Calés machte deswegen eine so kräftige Vorstellung nach Paris, daß die Herren ihr Geld oder vielmehr ihr Papier erhielten, wie gleich anfangs. Aber die Unteroffiziere, Sergeanten, Wachtmeister u. dgl. erhielten keine Vermehrung ihres Soldes, weil sie darum nicht angesucht hatten. Darob erboßten diese Leute höchlich, und räsonnirten auf die Offiziere nicht ohne Grund. Ich stellte ihnen indeß vor, daß sie sich ja auch melden könnten:

vielleicht würden sie ihren vorigen Sold wieder erhalten. Das leuchtete ihnen ein, und ich erhielt den Auftrag, eine Bittschrift *) für sie aufzusetzen. Ich that dieses. Cale's nahm sie mit vieler Freundlichkeit an, versprach das Beste, und die Unteroffiziere erhielten ihre alte Löhnung.

Ein kaiserlicher Sergeant, Namens Fischer, hatte sonst in Abeville gesessen, und da als Geselle bey einem Wagner gearbeitet. Weil er ein ordentlicher Mann, und guter Arbeiter war, so wollte es der Wagner geschehen lassen, daß Fischer seine Tochter heurathe; aber als sie eben zum Werke schreiten wollten, so erhielten die Gefangnen in Abeville Befehl, nach Dijon zu gehen. Fischer klagte mir hier nach seiner Ankunft seine Noth, und ich mußte recht lachen, als er mir auf meine Frage, wie er habe Liebschaft mit einem französischen Mädchen machen können, da er doch kaum zwanzig französische Wörter wüßte, zur Antwort gab: dergleichen Dinge könne man gar wohl durch Deuten und Fühlen ausmachen. Meine Leser mögen sichs nun so im Geist vorstellen, wie sich zwey Leute

*) Das Wort Bittschrift, supplique, ist in Frankreich verhaßt: eine solche Schrift heißt requête. Forderung: man fodert nur Recht, Billigkeit oder Gerechtigkeit; Gnade durchaus nicht.

durch Deuten und Fühlen zu verſtehen geben können, daß ſie einander heurathen wollen! — Ich wollte dem guten Menſchen gern helfen, und ging mit ihm zu Repräſentanten Cale's, den ich in Fiſchers Namen um Erlaubniß bat, nach Abeville zurück zu gehen, um da ſeine Heurath zu vollziehen. Calés ſtand anfangs an, aber bald beſann er ſich und ſagte: Fiſcher ſollte nach Abeville ſchreiben — doch nein, unterbrach er ſich, ich will dahin ſchreiben laſſen; verhält ſich die Sache, wie du ſagſt, ſo ſoll er dahin gehen dürfen. — Nach einem Monat erhielt Fiſcher die Erlaubniß, nach Abeville zu gehen. Ich führe dieſe Züge blos an, um zu beweiſen, daß Cale's ein braver Mann war, und daß jedem ausländiſchen Deſerteur, troz dem verdammten Betragen der meiſten, gleich geholfen wurde, ſobald er nur wollte und ein ehrlicher Mann war.

Cale's fragte mich, wer ich ſey, und ich befriedigte ſeine Frage. Nardot, der Kommiſſär, ſtand dabey, und gab mir das Zeugniß, daß ich ein ſtarker Anhänger der Republik, und zwar aus Gründen ſey. Dann iſt es Schade, ſagte Cale's, daß du kein Franzoſe biſt: aber du muſt ſuchen, einer zu werden. —

Um dieſe Zeit ereignete ſich ein kleiner Aufſtand. Einige Leute, welche im Wirthshäuſe ſcharf ge-

trunken hatten, foderten Brod vom Wirthe. Dieser erklärte: daß er keins zu verkaufen übrig habe, und daß bey den Beckern jezt — es war spät des Abends — keins mehr zu haben sey. Die Leute, schon stark angerauscht, erboßten und gingen nach einer andern Schenke, sprachen aber unterwegs bey einem Becker an. Als dieser ihnen sagte, daß er kein Brod mehr habe, wurden sie anzüglich, und der Becker ließ sie stehen. Nun fingen sie an, zu schimpfen, und rissen die Kokarde von den Hüten, und traten drauf. „Wenn wir nicht essen sollen, schrieen sie, so hole der Teufel die Kokarde und die Republik!“ Viel Volks versammelte sich, und die Hasellanten wurden eingesteckt. Die Sache selbst hat gar keine Folgen gehabt, so stark auch einige Kannegießer unter den deutschen Gefangnen behaupteten, daß dieser Auftritt das Signal zu einem völligen Aufstande seyn würde. Zu den Zeiten des Terrorismus wären die unruhigen Kokardentreter schlecht weggekommen; aber die Zeiten hatten sich geändert, und die Leute kamen bald in Freyheit.

Während der Zeit, als ich in der Carmeliterkirche taglöhnerte, habe ich einmal, in Gesellschaft eines Dijoners, Stärke (amidon) nach Auxonne auf einem Schubkarren gekarret, und andre Waaren von da mit zurückgenommen. Freilich war das eben keine angenehme Beschäftigung, allein

ich unternahm sie gern, weil ich da den neuen Wein auf den Dörfern so recht probiren konnte. Es ist, in der That, etwas köstliches um guten neuen Burgunder! Ein Land überhaupt, wo Wein, und guter Wein wächst, hat vor einem Bierlande tausend Vorzüge. Im Bierlande sind die Menschen dickblutig und schwerfällig, und um sich zu erheitern, trinken sie gewöhnlich viel Branntwein. Dieser verderbt die Kräfte der Seele und des Körpers, und ist überhaupt ein abscheuliches Getränke. Ein Rausch in Branntwein macht obendrein nicht lustig, nicht munter, sondern verworren, missmüthig und rasend, und verleitet zu den fürchterlichsten Excessen. Hingegen im Weinlande belebt der Wein die Leute zur Lustigkeit, stärkt ihre Nerven und Kräfte, und macht ihr Blut frisch herumlaufen. Trinkt jemand sich einen Rausch darin: selten wird er ganz von Sinnen kommen, und am andern Tage, wenn der Wein gut war, empfinde er kein Kopfweh, und keine Lähmung, wie der Branntweintrinker. Doch dieß im Vorbeygehen!

Durch Calés wurde auch die Surveillance, von welcher ich oben gesprochen habe, im Departement von Côted'or völlig abgeschafft. Die Rede, welche er deswegen hielt und drucken ließ, war vortrefflich, und ganz im republikanischen Geiste.

Die Liebe zu der Republik, oder zum allgemeinen Wohl, das in der Freyheit von allen und jeden genossen wird, sagte er, müsse allein das Fundament des wahren Civismus ausmachen; dieser könne daher nicht bestehen, ohne die Anhänglichkeit an die National-Gesetze, und ohne die Ausübung derselben. Diese Ausübung sey der einzige Maaßstab des Civismus oder des Bürgersinns. Sie selbst alle, fuhr er fort, müßten jezt längst überzeugt seyn, daß Despotie und Königthum mit dem allgemeinen Wohl streite: daß aber die strengste Ausübung der National-Gesetze Sicherheit, Freyheit, Ehre, Wohlstand, Sieg über die Feinde, und alle Vortheile gewähre, welche den Staat sicher, und alle Bürger brav und wohlhabend machen. Und diese Ueberzeugung sey es, welche fernerhin eine Surveillance unnöthig mache. Jeder rechtschaffene Bürger würde nach den Gesetzen handeln, und die Verbrecher würden wenige seyn, und gewiß ihrer Strafe nicht entgehen.

Das war die Meynung des Cales, und wenn ich noch jezt alles genau überlege, was nach der fürchterlichen Krisis des Schreckenssystems mir von den Gesinnungen der Franzosen aus ihren Handlungen und Reden bekannt geworden ist, so glaube ich, eben nicht Unrecht zu haben, wenn ich behaupte, daß das neue System in den Herzen der

meiſten Franzoſen ſich auf moraliſche Principien, und auf den Zweck, den die Freyheit erzielen muß, nämlich auf die Beförderung des allgemeinen Beſten gründe. Ich habe mehrmals Gelegenheit gehabt, mit Leuten von Einſicht, beſonders mit dem Kommendant Belin und dem Chirurgus Gibaſſier und Vallée über die wahre Geſtalt eines Republikaners zu reden, und das Reſultat ihrer Erklärungen war allemal: daß blos ein fleißiger, ruhiger, mäßiger und gerechter Mann ein wahrer Bürger ſey, und daß blos ein ſolcher eine Stütze ſeiner Republik werden könne: alle andre Vorzüge ſeyen blos Ornamente, und ohne Bürgertugend mehr ſchädlich als nützlich. Ich widerſprach einſt dem Belin, und ſagte, daß ein reicher und tapferer Mann doch auch eine Stütze des Staates ſey; daß ein Gelehrter es gleichfalls ſeyn könne, auch ein Künſtler, u. dgl. Er erwiederte:

Das iſt wahr, aber blos dann, wenn ſie die Tugenden beſitzen, von welchen ich geſprochen habe. Sonſt Schade was auf ihren Reichthum, ihren Muth und ihre Wiſſenſchaften! Dir ſollt' ich das kaum beweiſen, aber ich will es thun. Wenn der Reichthum an ſich, dem Staate nüzte, ſo müßte Craſſus, der Römer, ein ſehr nützlicher Bürger geweſen ſeyn, und doch war eben der Reichthum dieſes Mannes Schuld, daß Roms Freyheit frü-

ber zu Grunde ging, und daß der Staat eine große Menge seiner besten Krieger gegen die Parther verlohr. Sulla und Cäsar haben Muth genug gehabt: aber was hat das Rom genüzt! Cicero's feigherzige Redlichkeit und Tugend war der Republik nüzlicher, als der Heldenmuth des Cäsars, des Oktavius und des Antonius. Wissenschaft besaß Cäsar und Curio und Catilina: aber blos zum Verderben des Staats. Sobald ein republikanisches Fundament in dem Herzen des Bürgers liegt, so sind diese Eigenschaften vortrefflich: dann bilden sie Fabier, Curier, Fabricier, Scipionen, und Catonen: aber ohne Bürgertugend sind sie wie ein Schwerdt in der Faust eines Rasenden oder Besoffenen. — So Belin!

Wie aber Belin dachte, so denken alle eitelsichtige Franzosen. Daher wird auch, vorzüglich bey der Besetzung der Aemter, darauf gesehen, daß nur solche Leute gewählt und beamtet werden, welche den Ruf eines unbescholtenen Bürgers für sich haben. Wer den Namen eines Wollüstlings, Verschwenders, Trunkenbolds, Ränkemachers und dergleichen hat, gesezt auch, er habe sich keiner groben Verbrechen schuldig gemacht, der wird niemals zu einer Staatswürde erhoben: ein solcher Mensch ist eben so verdächtig, wie einer, wel-

cher ſcheint antirepublikaniſche Geſinnungen zu hegen.

Verdächtig ſeyn, heißt aber in Frankreich ſo viel, als für keinen rechtſchaffenen Bürger anerkannt zu ſeyn. Dieſer Verdacht ſchadet der eben erklärten Gleichheit nur in ſofern, daß ein verdächtiger Menſch zu keinem Amte gelangen kann. Da es aber in ſeiner Gewalt ſteht, den Verdacht von ſich abzulehnen, durch veränderte, beßre Lebensart, ſo iſt es ſeine Schuld, daß er die Rechte eines Bürgers wirklich nicht alle genießt, die ein Bürger ſonſt genießen ſoll: virtualiter, wie man in der Schule ſpricht, genießt er ſie immer.

Ich habe den Verdacht der Franzoſen und das Anathema der chriſtlichen Kirche oft mit einander verglichen, und viel Aehnlichkeit zwiſchen beyden angetroffen. Wen ehemals ſo ein Bannfluch traf, der lebte in der Geſellſchaft, wie wenn er gar nicht darin lebte: jeder floh ihn, jeder vermied ihn, wie man einen Menſchen vermeidet, der von einem tollen Hunde gebiſſen iſt. So iſts beynahe jezt auch in Frankreich. Ein Töpfer zu Dijon, der verarmt war, bediente ſich ſeiner ſchönen Tochter, um von jungen Wollüſtlingen Geld zu erſchnappen. Aber dieſer Töpfer wurde auch ſo allgemein verachtet, daß kein Menſch mit ihm reden wollte. Kam er ins Weinhaus, ſo ſtand jedermann da auf, wohin

er sich setzte; und ging er auf der Straße, so wendeten die Vorübergehenden ihr Gesicht von ihm weg. — Wer sich von seinem Weibe scheidet, kann sicher seyn, daß er verachtet wird: Spieler, Bordelbrüder und Trunkenbolde sind ebenfalls Gegenstände der öffentlichen Verachtung. Diese zeigt sich nicht sowohl durch Verhöhnung und Neckereyen, als durch gänzliche Vermeidung solcher Personen, mit welchen sich niemand etwas zu thun macht, als bis er muß.

Die Ehre ist ein sehr relativer Begriff: der ist geehrt, weil sein Vater oder seine Verwandte große Leute sind; ein Anderer, weil er reich ist, weil er in Kleidern sich prächtig aufmuzt u. s. w. Aber gar selten wird jemand blos darum geehrt, weil er ein ehrlicher Mann, ein rechtschaffener Hausvater, ein treuer Freund u. s. f. ist. Es scheint auch, daß wir Deutschen es selbst fühlen, daß die, welche wir ehren, unsre Achtung nicht verdienen: denn sobald eben sie uns aus den Augen sind, so geht die Kritik an, und die skandalöse Chronik wird nicht müde, alles mögliche Schlimme von denen aufzutischen, welche wir vor einer Minute herzten, küßten, und unsre besten Freunde nannten.

Wo es aber so zugeht, da mag der Thor sich um Civismus bekümmern! Warum sollte ich so thörig seyn, für die Erhaltung einer Gesellschaft

zu sorgen, deren Mitglieder und Vorsteher ich zum Theil gering schätze, und zum Theil von Herzen verachte und verabscheue? — Eine Gesellschaft, welche durch ein festes Band verknüpft seyn soll, muß durchaus gleiche Gesinnungen, gleiches Interesse haben; und die Weisen haben es längst bewiesen, daß diese gleiche Gesinnungen, dieses gleiche Interesse nur tugendhaft d. i. den allgemeinen Gesetzen gemäß seyn können.

Ich mag meine Leser mit weitläufigern Betrachtungen über diesen so wichtigen Punkt nicht aufhalten; aber so viel, glaube ich, wird aus dem Gesagten klar: daß die neuere Einrichtung in Frankreich, die Eintracht der Bürger und das gemeinschaftliche Band unter denselben weit mehr begünstige, als alle unsre Sittenlehren, Gesetzbücher, Predigten, Beichtstühle, und wie die moralischen Eselsbrücken sonst heißen mögen.

Um den Bürgersinn in Frankreich immer mehr zu befestigen, ließen die Jakobiner es sich angelegen seyn, ihre Grundsätze auch durch theatralische Vorstellungen auszubreiten. Daher wurden alle jene Schauspiele, worin Könige, Prinzen und sonst Große mit schönen Karakteren vorkamen, sofort verboten, und blos solche zugelassen, in welchen Haß und Abscheu gegen die Despotie hervorstach, z. B. der Tod des Cäsars,

und andere. Auch fingen Schriftsteller von allerley Art an, Theaterstücke aufzusetzen, worin die neuesten Begebenheiten sichtbar waren. Ich habe die Geschichte des Barra, Beaurepaire, Viala, Chailler, Marat, und mehrerer andern damals hochgepriesener Republikaner theils in Dramen gelesen, theils selbst aufführen sehen. Weil es aber verboten war, Schauspieler zu halten und zu besolden, so traten in den grossen Städten junge Leute aus den wohlhabendsten Familien zusammen, und vertraten deren Stelle. Diese nahmen nun zwar kein Geld, aber die Zuschauer mußten doch jedesmal etwas — in Dijon 10 Sous — geben, welches allemal für Arme verwendet wurde. Nach dem Sturz des Jakobinismus schuf man die bessern alten französischen Stücke so um, daß sie ohne Aergerniß konnten gesehen werden. Das vom Konvent deshalb gegebne Gesetz befiehlt, alles wegzulassen, was den Sitten schaden könnte, und nur dahin zu sehen, daß tugendhafte, republikanische Karaktere zur Nachahmung vorkommen. Freilich, wenn man einmal Schauspiele haben will, so ist es allerdings besser, man stellt unschädliche Stücke vor, ob es gleich noch besser wäre, überhaupt gar kein Theater zu haben. Doch Anmerkungen dieser Art gehören nicht hieher.

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Abermals im Lazareth. Vessel oder Löw. Dispints Bemühungen zu meiner Befreyung aus Frankreich.

Ohngefähr in der Mitte des Dezembers 1794 traf ich den Chirurgus Vallée bey Viennot. Er war freundlich, und fragte mich, wie es mir ginge. Ich antwortete ihm: eben nicht zum besten: denn einmal müßte ich in der Kälte arbeiten, und dann schmerze mich meine Wunde auf der Brust oft nicht wenig. Er ließ sich dieselbe zeigen, und sagte fluchs: hohle mich Prinz Condé: du bist nicht recht klug, daß du nicht ins Hospital gehst! Dort hast du doch Verpflegung, kannst machen, was du willst, wirst vielleicht auch bald kurirt, und findest da lauter alte Bekannte. Was willst du hier in der Kälte herumkriechen! Geh ins Spital! — „Höre, lieber Vallée, erwiederte ich, du wirst doch sorgen, daß ich im Spital wie sonst, gehalten werde? Ich fürchte, ich komme zu oft: der Direktor wird am Ende wohl tückisch.“ Ey, warum

nicht gar! Ich will dem Direktor schon sagen, was wir dir noch schuldig sind. Du bist unser Krankenwärter gewesen, hast deine Sachen ehrlich verrichtet, und schleppst dich mit einer gefährlichen Wunde. Man muß dich ordentlich verpflegen, und thut es auch gern: komm nur Morgen, und bleib bey uns, bis die Bäume grün werden.

Ich folgte. Früh holte ich mir einen Zettel beym Kommendanten Belin, und fuhr ab nach Jean Jaques ins Hospital.

Unter den Krankenwärtern befand sich der oben genannte Bessel, welcher seine müssigen Stunden mit Bücherlesen, mit politischen Gesprächen, oder bey der Mutter Guigner, einer Weinschenkin, zubrachte. Ich würde sehr unrecht thun, wenn ich die Freundschaft nicht öffentlich rühmen wollte, die mir der brave Bessel im Spital zu Dijon erzeigt hat. Dieser Mann war schon stark in die vierzig, und war eines Pfarrers Sohn ohnweit Jena. In seiner Jugend hatte er zu Jena die Theologie studiert, war nachher nach Schlesien als Informator gekommen, und war da mit dem berühmten Abt Felbiger zu Sagan bekannt geworden. Als Felbiger hernach von der Kaiserin Maria Theresia nach Wien berufen wurde, um bey der Schulverbesserung zu arbeiten, so

ging Bessel dahin mit, änderte aber aus Ursachen, welche er mir nie entdecken wollte, seinen Namen Löw in Bessel. Er ward Korrektor bey dem berüchtigten Nachdrucker, Edlen von Trattner, welcher die Bücher für die Normalschulen damals zu drucken gehabt hat. Endlich kam er in die Gunst eines großen Herrn, und wurde als Accessist nach Pest in Ungarn geschickt, wo er auch fünf Jahre geblieben war. Nachdem aber die Einrichtung der ungarischen Regierung verändert wurde, begab sich Bessel wieder nach Wien, und von da nach München. Ich war, sagte er oft, ein rechter Narr, daß ich nach München ging, wo Dummheit und Intoleranz gleichsam zu Hause sind, und wo man die Fremden ärger hasset, als der Jude ein Schwein. Bessel ging endlich nach Mannheim, und da er ein großer Freund vom Trunke war, so geschah es, daß er unter das damals vom Kardinal Rohan errichtete Regiment kam, wobey er, da er der deutschen und französischen Sprache kundig war, sehr bald als Sergeant angestellt wurde. Im Herbste 1793, nahm er ohnweit Weißenburg den Laufpaß, und kam nach Frankreich.

Bessel war in einigen Kenntnissen nicht übel zu Hause, besonders wußte er viel von der Geographie und der Geschichte. Aber einen größern

Anekdotenkrämer habe ich noch nicht gesehen, als diesen Bessel: hier war er ganz unerschöpflich; und da ich selbst an der Anekdotenjagd von jeher viel Geschmack gefunden habe, so hatte ich in seinem Umgang sehr viel Vergnügen. Es verging auch kein Tag, daß wir nicht mehrere Stunden miteinander verplaudert hätten. Er holte aus der Dijoner Lesebibliothek immer Bücher, welche ich dann auch las: und so verstrichen mir die Tage im Hospital wie Stunden, indeß die Zeit den andern Kranken unendlich lange vorkam.

Bey dem Hospitaldirektor Dubon, dessen Kinder ich unterrichtete, und dessen Frau, nebst ihm, gar gute, brave Leute waren, hatte ich auch manche frohe Stunde. Mit Vergnügen denke ich stäts an jene Tage zurück, die ich noch zu guter Lezt zu Dijon im Hospital verlebt habe. Täglich ging ich Abends mit Bessel und einem andern Krankenwärter, Deschamps, zur Mutter Guigner zu Weine, wo wir oft bis 10 Uhr und noch länger sitzen blieben. Dann schlief ich bis 7 oder 8 Uhr, stand sofort auf, ließ mich verbinden, und aß hernach zu Mittage. Nach dem Essen ging ich zum Direktor, las weiter in Büchern, oder schrieb Briefe für Andere, oder wechselte Anekdoten mit Bessel, aß zu Nacht, rauchte eine Pfeife Taback draußen — im Innern war das Tabackrauchen

deswegen verboten worden, weil Mehrere die Betten angesteckt hatten — und ging hernach mit Beſſeln zu Weine: dieß iſt mein ganzer Lebenslauf im Hoſpital zu Dijon, genannt Jean Jaques.

So luſtig dieſer Lebenslauf auch war, ſo war er doch nicht ohne die Dornen der Beſorgniß. Ich wußte mehr als zu gut, in welcher Gefahr ich, wegen Dentzels unentſchiedener Lage, noch immer ſtand. Auch konnte ich die Furcht nicht entfernen, auf dieſe oder jene Art am Ende doch noch verrathen zu werden. Um mich alſo von dieſer geheimen Folter zu befreyen, ſann ich auf eine ungehinderte Entlaſſung aus Frankreich. Ich hatte demnach, wie ich oben erzählt habe, dem Herrn Leutnant von Brandenſtein einen Brief an Herrn Biſpink in Halle zum Einſchluß übergeben. Weil ich aber beſorgte, dieſer Brief mögte nicht richtig ankommen, wie dieß auch der Fall geweſen iſt, ſo ſchrieb ich gleich nach meiner neuen Ankunft ins Hoſpital an Herrn Biſpink geradezu. In dieſem Briefe gab ich ihm, ſoweit es ohne Gefahr anging, etwas Nachricht von meine Lage in Frankreich, ſeit meiner Deſertion von den Preußen bey Landau. Zugleich bath ich ihn, er mögte mir in einem lateiniſchen Briefe, der an den Kommendanten Belin adreſſirt werden müßte, es bezeugen, daß ich aus Altona gebürtig ſey. Dieß

Zeugniß, fügte ich hinzu, wäre das einzige Mittel, mir ungehinderten Ausgang aus Frankreich zu verschaffen.

Herr Bispink hatte, seit meinem Uebergang nach Landau, von mir keinen Brief erhalten, und erst kurz vor der Ankunft meines Briefes aus Dijon, hatte er durch einen Brief von Herrn Pastor Braun aus Oppenheim erfahren, daß ich zwar noch lebte, allein zu Dijon an der Wassersucht im Lazarethe krank läge. Dieß hatte den guten Bispink um mich eben so besorgt gemacht, als vorher die Ungewißheit über meine Lage, und die Zeitungs-Nachricht, daß ich in Frankreich guillotinirt sey.

Es läßt sich denken, daß ihm nichts willkommner seyn konnte, als mein eigenhändiger Brief, der von Krankheit u. dgl. nichts erwähnte, und mit einem Male den Stachel aller unangenehmen Nachrichten und Gerüchte stumpf machte. Voller Freude hatte er sich gleich angeschickt, alles aufzubieten, um zu meiner Befreyung aus Frankreich nach Möglichkeit mitzuwirken.

Zuerst hatte er den Herrn von Mandelsloh, meinen ehemaligen Hauptmann, von dem Inhalte meines Briefes unterrichtet, und ihm die Mittel angegeben, welche er wählen würde, mich aus Frankreich zurück zu schaffen. Diese Vorsorge hat

ihn decken sollen, im Falle seine Briefe an Belin und mich, in Deutschland mögten erbrochen, verdeutet und höhern Orts angegeben werden. Dann hatte er sich anheischig gemacht, diese Mittel gleich anzuwenden, sobald der Herr Hauptmann ihn nur versicherte, daß ich nach meiner Zurückkunft meinen Abschied erhalten sollte. Herr von Mandelsloh hatte jene Mittel gutgeheißen, und meinen Abschied damals bey dem Herrn von Möllendorf gleich ausgewirkt.

Zu gleicher Zeit hatte Herr Bispink sich um eine schriftliche Fürbitte für mich von dem französischen General D'Oyré an den Kommendanten Belin bemüht, und um noch eine an den Sekretär bey dem französischen Gesandten Barthelemi zu Basel. Diese und seine Briefe hatte er nachher selbst nach Leipzig getragen, und sie da, unter Vermittelung seines Freundes Schieg, Hrn. Flick, dem Jüngern, bey dessen Vater der französische Gesandte zu Basel logierte, zur sichern Besorgung fürs Weitere übergeben.

Alles dieses war in Zeit von zehn Tagen zu Stande kommen. Die Zeit ward mir indeß gar lang, ehe Bispinks Antwort kommen wollte. Im Zweifel, ob er meinen Brief erhalten hätte, schrieb ich noch einen an Hrn. Professor Gren, den ich schon längst als einen sehr edlen Mann und

Freund verehrte. In diesem Briefe erkundigte ich mich, ob Herr Bispink noch lebe? Ob er keinen Brief von mir erhalten habe? u. dgl.

Endlich gegen das Ende des Jänners ließ mir der Kommendant Belin sagen: ich mögte gleich zu ihm kommen: er habe einen Brief an mich; der käme weit her, aus Deutschland. O, wie klopfte mir da das Herz! Ich flog zu ihm, und siehe da, ein Brief von meinem Bispink. Es waren eigentlich drey Briefe: einer in französischer Sprache von dem französischen General D'Oyré, welcher damals als Geißel in Erfurt sich aufhielt, und hier in den humansten Ausdrücken den Kommendanten Belin um meine Entlassung ansprach: dann zwey lateinische Briefe, deren einer, unter mehrern andern Nachrichten über dieß und jenes, mir wie von ohngefähr das Zeugniß gab, daß ich in Altona gebohren und getauft sey. Dieser Brief war von Hrn. Bispinks Hand, aber unter erborgtem Namen und unter dem Schreib-Orte Hamburg. Halle, als eine preußische Stadt, hätte, wie er gedacht hatte, das Zeugniß für mich, als einen preußischen Deserteur, verdächtig machen können. Der andere lateinische Brief von jemanden, Namens Adler, aus Altona — Hr. Bispink hatte ihn durch einen Freund kopiren lassen — erzählte mir, wahrlich, zu meiner höchsten Be-

trübniß, daß dieser brave Mann ein Entzündungsfieber gehabt habe und dem Tode nahe gewesen sey. Ich freute mich, daß ich die Gefahr nicht gewußt hatte, in welcher dieser edle Freund gelegen war: denn sonst würde ich tausend Kummer gefühlt haben. Ich war gewiß niemals von Stein oder Holz, wenn schon Einige meynen, ich habe alles Gefühl verlohren. Heulen und viel Jammerns machen mag und kann ich freilich nicht;

Sed vere ille dolet, qui sine teste dolet.

Eben dieser Freund Adler rieth mir, daß ich, um als preußischer Deserteur vor jeder Nachstellung sicherer zu bleiben, mich nach der Schweiz begeben mögte. Vorzüglich empfahl er mir Zürich zu meinem Aufenthalt. Hier sollte ich mich an Hrn. Geßner und Hrn. Professor Ulrich wenden: beyde wären kreuzbrave Männer, die mir in jeder Hinsicht gern behülflich seyn würden: beyde hätten von ihm auch schon den Auftrag, mich in allem Nöthigen auf seine Rechnung zu unterstützen, u. dgl. —

Hr. Bispink hatte nämlich, als er zur Besorgung dieser Briefe in Leipzig gewesen war, zugleich einen an Hrn. Geßner nach Zürich geschickt, mit dem Auftrage, mich bey meiner Ankunft angemessen kleiden zu lassen, und mir zu meiner weitern Reise 3 Carolinen in seinem Namen

vorzuſtrecken. In dem Briefe an Hn. Geßner war zugleich ein Brief an Hn. Profeſſor Ulrich und an mich geweſen. Der an mich, enthielt einen Paß für mich auf Halle, und die Nachricht: daß ich vom Soldatenſtande völlig entlaſſen ſey. — Dieß konnte mir in den Briefen nach Dijon nicht geſagt werden; und Hr. Bispink hatte es für gefährlich gehalten, die erwähnte Anweiſung für mich jemanden in Baſel aufzutragen: er hatte ein Gerede darüber befürchtet, und dadurch — in Barthelemi's Nähe — Scheiterung ſeines Projectes. Die Herren Baſeler ließen mich aber nicht nach Zürich, wie man bald leſen wird: und ſo warf mich dieſe meine Unwiſſenheit nachher weiter in einen Strudel, der meine Zurückkunft nach Halle über ein halbes Jahr verzögerte.

Nachdem ich dem ehrlichen Belin die lateiniſchen Briefe erklärt hatte, ſo ſagte er, indem er mir die Hand drückte: nun haſt du gewonnen, Laukhard: nun kannſt du in dein Deutſchland zurückgehen, wann du willſt. Ich bin wirklich recht froh darüber: denn ich dachte immer, der Henker mögte mit dir noch einmal ſo ſein Spiel auf der Guillotine haben. Du verſtehſt mich. Jezt geh nach dem Departement, und fodre auf dieſe Briefſchaften einen Paß nach der Schweiz.

Auf dem Departement wurden meine Briefe vorgelesen; und als einer von den Beysitzern die Bedenklichkeit äußerte, daß das kein ordentlicher Taufschein sey, indem er von keinem Geistlichen unterzeichnet wäre, so sagte der Präsident: „Ist etwan das Zeugniß aus dem Briefe eines ehrlichen Layen nicht eben so gut, als das Attestat von einem Priester? Wir Franzosen haben wohl noch Ursache, auf Priester zu bauen! Genug, das Zeugniß ist gut, und Citoyen mag nach Hause gehen. Man fertige ihm seinen Paß!" Ich erhielt also von dem Departement eine Ausfertigung, nach welcher Nardot, der Kriegskommissär, mir einen Paß nach Basel geben sollte. Dieser lachte, als er schreiben mußte, ich sey aus Altona. Denn ich hatte ihm von meinen Begebenheiten einiges vorerzählt, und so wußte er recht gut, woher ich war. Aber auch er war mir gut und froh, daß ich auf diese Weise aller Gefahr entgehen konnte, und schrieb mir den Paß.

Hier mag vielleicht mancher aristokratische Leser die Nase rümpfen, und sagen: der Verfasser lobt den Civismus oder die Anhänglichkeit der Franzosen ans Gesetz: nach seinem eignen Geständniß wußten Belin und Nardot, daß es mit seinem Geburtsorte, Altona, nicht richtig war, und doch waren Belin und Nardot, wie er zu

verſtehen giebt, recht brave Bürger. Wo bleibt aber hier ihre Bravheit, da ſie ihre Mitbürger hintergehen halfen, und wenigſtens den Betrug nicht entdeckten?

Meine Herren, die Bürger Belin und Nardot wußten, daß es der Republik ganz gleichgültig ſeyn konnte, ob ich aus Altona, oder aus Conſtantinopel, oder gar aus Otaheiti gebürtig war. Dann waren ſie meine Freunde: verriethen ſie mich, ſo war der Schaden für mich groß, ſehr groß, und der Nutzen für den Staat — eine Null; ſchwiegen ſie, ſo thaten ſie ihrem Lande keinen Schaden, und erfüllten gegen mich alles, was die Freundſchaft fodern kann. Was ſollten ſie nun thun, meine Herren? Oder was würden Sie an deren Stelle gethan haben, wenn Sie anders keine Egoiſten und Schadenfrohe ſind? Man muß nicht zu arg moraliſiren! — Das Schreckensſyſtem hatte alle feinfühligen Franzoſen nur noch mehr humaniſirt: und ſo gönnte man mir Leben und Blut. —

Der Commiſſär rieth mir, in Dijon zu bleiben, bis es beſſere Witterung und warm wäre: denn, ſagte er, in der Franche Comte' wirſt du ſchlechte Wege treffen und nicht fortkommen. — Aber ich hatte noch einen triftigen Grund, mich bald von dannen zu machen.

Ich hatte, da ich von Herrn Bispink immer keine Antwort erhielt, an meine Mutter geschrieben, und diese um meinen Taufschein gebeten. Es war nämlich seit meinem Schreiben an Hn. Bispink auch den jenseits rheinischen Pfälzern erlaubt worden, nach Hause zu gehen, weil man jene Provinzen damals auch als der Republik eigen ansah. Es war mir sehr wahrscheinlich, daß meine Mutter bald antworten würde; und dann kam der Brief, wie alle Briefe an die Gefangnen und die Deserteurs in Dijon, an den Kommendanten Belin, und dann, was würde der ehrliche Mann gedacht haben, oder vielmehr, was hätte er zu seinen Mitbeamten sagen sollen? Ich hätte ihn und mich kompromittirt, und mich in keine geringe Verlegenheit versezt gefunden. Um also dem einen wie dem andern vorzubeugen, entschloß ich mich kurzweg, gleich den andern Tag abzufahren.

Wenn ich Geld übrig gehabt hätte, so hätte ich mir noch einige Kupferstiche und ein Buch gekauft, welches man in einem deutschen Buchladen schwerlich finden wird. Es ist das Vie privée de Marie Antoinette, femme du dernier tyran des Français. Man hat zwar schon ein vie privée, welches auch ins Deutsche übersezt und sogar in Wien gedruckt ist. Auch findet man in den Memoires der bekannten Madam Lamotte viel skandalöse Nach-

richten von dieser unglücklichen Dame: aber so viel Scheusliches, als in dem dreybändigen Werkchen, von welchem ich jezt rede, erzählt wird, ist noch nie von dem allerverworfensten Menschen, geschweige von einer Königin, erzählt worden. Gegen dieses vie privée ist die geheime Geschichte Justinians*) von Procopius nur Kinderspiel.

Ich bin überzeugt, daß nicht alles wahr ist, was man der unglücklichen Antoinette in Frankreich, wo man sie als das erste Scheusal der Menschheit ansieht, ausgesprengt hat. Der Haß gegen sie war gar zu groß, und ob man gleich mit unglücklichen Leuten, wären sie auch noch so lasterhaft, Mitleid hat, sobald sie bestraft sind, so war das doch bey der Antoinette nicht der Fall. Ihr Name wurde von jederman mit Abscheu und einem entehrenden Beywerte ausgesprochen. Die alte Regierung unter Ludwig XVI. nennt man gewöhnlich la domination de la sacrée garce d'Autriche.

An skandalösen Kupferstichen fehlte es in Frankreich auch nicht, besonders war einer merkwürdig e arrivée de Louis Capet aux enfers oder die Ankunft Ludwig Capets in der Hölle. Er trat mit dem Kopf unterm Arme, sehr kenntlich gezeichnet, in

*) Die bekannten ἀνέκδοτα. S. Scriptt. Byzantt. T. I.

die Gesellschaft des Nero, Caligula, Ludwigs XI, Ludwigs XV, Kaisers Joseph I, Leopolds II, Cartouche's, Mandrin's *) und anderer dieses Gelichters. Auch König Carl I von England findet man da ohne Kopf. Gegenüber stürzt Antonette, wie eine Furie hinzu, und trägt ihren mit Schlangen statt der Haare versehnen Kopf in der Hand. Teufel und Furien tanzen und haben ein Fest, und freuen sich gar mächtig über die Gesellschaft. Unten ist alles weitläufig erklärt. — Doch genug davon!

Acht und vierzigstes Kapitel.

Meine Abfahrt aus Frankreich.

Nachdem ich meinen Paß vom Commissär erhalten, und von Belin Abschied genommen hatte, welcher mir noch allerhand über die Lage von Frankreich zu guter Lezt versagte, und mich bat, ihm doch ja, (wie ohnlängst auch geschehen ist) von meiner künftigen Bestimmung Nachricht zu geben: so besuchte ich von meinen Freunden und Bekann-

---

*) Mandrin war ein grosser Contrebandier und Mörder, der hernach zu Valence gerädert wurde.

ten noch so viel, als ich in der kurzen Zeit noch konnte: denn ich hatte nur noch einen halben Tag in Dijon zu hausen.

Niemand war mit meiner Abreise übeler zufrieden, als der gute Bessel oder Löw: denn mit mir war er besser zurechte gekommen, als mit allen andern Gehülfen, und er hoffte noch immer, daß ich wieder Krankenwärter werden würde. Da wir einerley Neigungen hatten, und über Religion und Politik ziemlich gleich dachten, so konnte es nicht anders seyn, als daß wir immer gut mit einander auskamen.

Ich weiß nicht, wo der gute Bessel sich jezt aufhalten mag, ob er noch in Dijon ist, oder ob ihn das Schicksal sonst wohin geworfen hat; er sey aber, wo er will, wenn ihm dieses Buch in die Hände kommt: so kann er sich gewiß überzeugen, daß sein Andenken so wie die dankbare Erinnerung an seine Wohlthaten noch immer in meinem Herzen lebt, und daß ich mich sehr freuen würde, wenn er mir von seinem Aufenthalt und Schicksalen Nachricht geben wollte.

Die deutschen Offiziere waren froh, daß ich fort konnte, und einige derselben versorgten mich noch mit Assignaten auf die Reise: eben dieses that auch der Spitaldirektor Dubon. Den größten Theil der Nacht brachte ich mit Bessel und einis-

gen andern Spitalbekannten bey der Mutter Guignier zu, und ging erst nach zwölf Uhr, zwar nicht betrunken, doch auch nicht ganz nüchtern, zu Hause.

Nicht weit von meinem Bette lag ein preußischer Kriegsgefangener, auf dessen Namen ich nicht mehr kommen kann, so sehr ich auch nachdenke. Er war von den Bellingschen Husaren, klein von Statur und hatte, ich weiß nicht wo, die Medaille erhalten: er war ein geschickter Schneider und hat immer auch im Spital gearbeitet. Diese Kennzeichen werden ihn bey seinem Regimente kenntlich machen. Als ich im Bette lag, kam er zu mir, und sagte: höre Bruder, ich bin deinetwegen aufgeblieben, und habe auf dich gewartet: du kannst mein Glück machen.

Ich: Dein Glück machen? Ich? Wie wäre das möglich? bin ja selbst ein trauriger Mensch.

Er: Du gehst Morgen früh weg: nicht wahr?

Ich: Ja: aber wozu das?

Er: Höre, wenn du mich mitnähmest? Dir kann es nichts schaden: du hast Pässe; und werden wir ja angehalten, so zeigst du dein Papier. Die großen Städte will ich vermeiden und umgehen, indeß du durchpassirst: auf den Landstraßen komme ich wieder zu dir. Vielleicht komme ich mit durch: und werde ich ja angehalten, so kannst du keine Un-

gelegenheit haben, und ich muß etwan 15 oder 20 Tage ins Prison, und das ist alles.

Der Vorschlag des Husaren mißfiel mir nicht: ich sagte ihm, er solle den andern Tag an dem ehemaligen Hospital le Pelletier — war sonst ein Lustschloß und hieß Mirande — meiner warten, und so war unser Handel geschlossen. Ich hielt es für Pflicht, einem Kameraden den Ausgang aus Frankreich zu erleichtern; und vor der Furcht, verrathen zu werden, war ich sicher: denn der Husar verstand kein Wort französisch, und wenn er wäre angehalten, und ich seinetwegen befragt worden, so hätte ich gesagt, daß ich von seiner Geschichte nichts wisse, und daß es meine Schuldigkeit auch nicht sey, danach zu fragen u. s. w. Diese Moral ist freilich etwas lax, aber wo ist der Mensch, der nicht lare Moral hat!

Früh konnte ich mich beynahe nicht losmachen aus dem Hospital. Die Chirurgen, der Direktor, die Krankenwärter, besonders Bessel und viele Kranken redete alle auf mich ein, und fast jeder wollte mir etwas mitgeben. Bessel drang mir ein ganzes Brod auf; der Direktor ein Fläschchen feinen Franz, der Apotheker ein Gläschen Liquor anodynus und mehrere Krankenwärter ihre Fleischportionen vom vorigen Abend, die sie für mich auf-

gespart hatten. Endlich kam der Portier und brachte mir einen großen Pack Rauchtaback. — Sie weinten alle, und ich war so tief gerührt, daß ich ihnen nur die Hände drücken, aber kein Wort sprechen konnte.

Betäubt ging ich durch die Straßen von Dijon und erst vor dem ehemaligen Petersthor konnte ich mich wieder fassen und zurück blicken. Hier stieg nun folgender Gedanke bey mir auf, der mein ohnehin schon verwirrtes Gemüth nur noch mehr zerrüttete. „Du gehst jezt aus einem Lande, in welches du auf die unwürdigste Weise von der Welt getreten bist. Du hast wollen das Deinige beytragen, die Freyheit einer edlen Nation stürzen zu helfen — eine Freyheit, deren wohlthätigen Einfluß du selbst gefühlt und genossen hast. Geh, Laukhard, schäme dich! du bist ein Niederträchtiger, ein Verworfner. Sprich ferner nicht mehr von Schurken: denn du gehörst in ihre Klasse, stehst mit unter den Verächtlichsten. Die Franzosen hätten recht gehabt, wenn sie dich deiner Unternehmungen wegen mit dem Tode bestraft hätten; und noch auf der Guillotine hättest du dir selbst bekennen müssen, daß sie dir nicht Unrecht thäten. Aber wie sind sie mit dir verfahren? — Welchen Ersatz kannst du ihnen geben? — Hier fasste ich den festen Vorsatz, von den Franzosen niemals an-

ders zu reden oder zu ſchreiben, als wie es die Wahrheit nach meiner Ueberzeugung fodere: und durch dieſen Vorſatz wurde ich um etwas beruhiget. — Es iſt eine erzfatale Sache um ein böſes Gewiſſen, welches um ſo beißender anſpricht, je ſchonender die natürliche Strafe unſrer ſchlechten Handlungen eintritt.

Conſcia mens, ut cuique ſua eſt, ita concipit intra
Pectora pro meritis ſpemque metumque ſuis.

Mein Huſar kam bald zu mir, und wir gingen ſtracks fort auf Auronne zu. Aber ſchon den Nachmittag fieng es ſo an zu regnen, daß wir einigemal einſprechen, und endlich gar eine Stunde jenſeits dieſer Stadt auf einem Dorfe übernachten mußten. Ein reicher Bauer gab uns Quartier. Es war ſchon ein alter Mann, deſſen Sohn todt, deſſen Sohnes Söhne aber im Felde waren. Drey Töchter ſeines Sohnes, deren Mutter und er verſahen die Wirthſchaft, wobey ihnen auch ein Kriegsgefangener aushalf, den ſie als Arbeiter (travailleur, denn die Wörter: Knecht, Magd ꝛc. ſind abgeſchafft) angenommen hatten. Die Leute waren ſehr munter, und als ich ihnen ſagte, daß mein Reiſegefährte ein Schneider ſey, ſo bat ihn der Alte, er möchte ihm einen Rock ausbeſſern.

Der Husar war dazu willig, und alle gaben ihm das Zeugniß, daß er seine Sache hübsch mache, daß es Schade sey, daß er fort wollte, und daß er sogar auf ihrem Dorfe recht gut würde leben, und sich durchbringen könnem. Die Mädchen schäkerten endlich mit uns, und ich merkte, daß der Husar nichts mehr bedaurte, als daß er mit ihnen nicht sprechen konnte.

Die Leute gaben uns zu essen, und als der Alte sowohl, als die Mädchen fortfuhren, zu bedauren, daß ein hübscher Mensch, der ein Handwerk verstände, ihr Land verlassen wollte, worin er doch weit besser als in Deutschland leben und sein Auskommen finden würde: so wollte ich meinen Spaß haben, und sagte zum Alten, wenn er meinem Reisegefährten eine von den Mädchen zur Frau geben wollte, so wollte ich ihm den Vorschlag thun, da zu bleiben. Dazu könnte wohl Rath werden, antwortete der Alte mit Lächeln. Ich erklärte dieß meinem Husaren, aber auch mehr schnurrig als ernsthaft, und dabey blieb es für den Abend. Früh aßen wir noch Suppe mit den guten Leuten, und gingen nach Auxonne, wodurch auch der Husar mußte, weil er sonst nicht über die Saone konnte, über welche hier eine Brücke geht. In Auxonne lagen auch Preussen, unter welchen der Husar Bekannte hatte,

die er besuchen wollte, während ich meinen Paß unterschreiben, und mir Brod und Geld geben ließ. Ich bestellte ihn in ein Weinhaus, wo wir unsre Bündel abgelegt hatten, und ging. Als ich zurück kam, war mein Husar noch nicht da; ich ließ mir also etwas geben, und wartete: Aber vergebens. Daran aber war ich wohl Schuld, und zwar so per accidens: denn unterwegs von dem Dorfe an bis nach Auronne, sprach ich von den Vortheilen, die einer haben könnte, der in Frankreich bleiben, und sich da durch seine Arbeit nähren wollte; und da ich merkte, daß das eine Mädchen, welches sehr bey Fleische war, Eindruck auf den Husaren gemacht hatte, so strich ich das Glück heraus, welches er da auf dem Dorfe haben könnte u. s. w.

Diese Vorstellung hat dem guten Menschen vielleicht eingeleuchtet: denn nach langem Warten, ging ich endlich ins Kloster zu den Preußen, und fragte nach dem Husaren. „Ja, hieß es, der ist zurück gegangen; er hat gesagt, er getraue sich nicht durchzukommen.“ Wahrscheinlich war er wieder auf das Dorf zurückgeeilt. Nun, es bekomme ihm wohl!

In Pagny mußte ich mich mit dem Märe herumdisputiren, weil er mir mein Brod und Geld schlechterdings nicht eher reichen wollte, als den

Nachmittag. Die Etapes, meynte er, ſtänden nur des Nachmittags offen, und jezt habe er zu thun: — er war ein Wagner, und arbeitete in ſeiner Werkſtätte. Aber ſein Geſelle ſagte ihm: er ſollte ſich ſchämen, einen Reiſenden um der Verſäumniß von einer Viertelſtunde willen aufzuhalten: und ich wurde befriedigt.

Da ich keinen Feuerſtahl hatte, ſo mußte ich in den Dörfern fleißig einſprechen, wegen meiner Pfeife, deren wohlthätige Wirkung ich beſonders auf dieſer beſchwerlichen Reiſe empfunden habe. Faſt allerwegen, wo ich einſprach, gab man mir ein Glas Wein, oder doch ein Glas boire — ſo nennen die Leute einen Aufguß auf die nicht ausgekelterten Weintreſter, der hernach gährt, und von den Aermern getrunken wird. Nicht ſelten both man mir Brod und Kuchen aus türkiſchem Waizen oder Mais an: dieſe Kuchen, ſo wie auch das Muß aus demſelben nennen die Leute Gotes, wenn ich anders dieſes Wort recht ſchreibe. Ich würde — ſo menſchlich und gaſtfrey iſt auch der gemeinſte Franzoſe im Durchſchnitt — gewiß durchkommen ſeyn, wenn ich auch keinen Etape von der Nation genoſſen hätte.

In Beſançon kam ich ziemlich zeitig an, und erhielt mein Quartier, zum Ausruhen, bey

einem Ziegeldecker, dichte am Fluß Doux, welcher mitten durch Besançon fließt. Ich war in dieser Stadt schon etwas bekannt, und suchte das Wirthshaus wieder auf, wo das Jahr zuvor der brave Landrin logirt hatte. Die Leute, welche mich noch kannten, stuzten über meine Erscheinung, und baten mich, ihnen zu erzählen, wie mir's bisher in Frankreich ergangen wäre. Das that ich, und alle Gäste horchten; und als ich fortwollte, stellten sie eine Assignaten-Kollekte für mich zur Fortsetzung meiner Reise an. Ich versah mich hier so gut mit Rauchtaback, daß ich noch einigen Studenten in Freyburg eine Probe davon geben konnte.

Auf der Citadelle, erstaunte ich über die ungeheure Menge ganz neuer Kanonen, welche da ohne Lavetten aufeinander lagen, und über die entsetzliche Menge Kugeln. Obgleich Besançon eine der vornehmsten Festungen in Frankreich ist, so lag doch damals keine Garnison darin: nur einige alte Bürger besezten die Thore, eben so, wie in Befort und in andern festen Plätzen, welche von den auswärtigen Feinden weit entfernt waren. Dieses beweißt sehr viel, wenigstens soviel, daß man sich vor einem Aufstande des Volks, und vor neuen Unruhen gegen die Einrichtung der Republik nicht gefürchtet hat. Denn im Fall eines Aufstandes wäre es den Rebellen ja sehr leicht gewesen,

ſo unbeſezte Feſtungen zu beſetzen, und von da aus ihre Foderungen an den Konvent zu machen, wie die zu Lyon es gemacht haben.

Als ich aus Beſançon kam, um nach Beaune zu gehen, traf ich einen gewiſſen Lehmann an, welcher ehedem den Preußen, als Kalkreuthiſcher Dragoner, gedient hatte, und den ich in Dijon hatte kennen lernen. Er war hernach von da aus ſonſt wohin verlegt worden. Ich freute mich, einen Reiſegefährten anzutreffen; aber er bath mich, ſeinen Namen ja nirgends zu nennen, denn mit ſeinem Paß ſtünde es eben nicht ſo recht. Ich ließ mir den Paß zeigen, und ſiehe da, er war in Orléans, wo Lehmann niemals geweſen war, für einen Schweizer gemacht worden. Da er mir nicht ſagen wollte, wie er zu dem Paß gekommen war: ſo ſchloß ich, daß er ihn entweder gekauft, oder geſtohlen hatte. Wir blieben indeſſen beyſammen, bis nahe bey Freyburg, wo er ſich trennte, weil er fürchtete, die Oeſtreicher mögten ihn anhalten und an die Preußen ausliefern.

Von Beſançon bis Befort begegnete mir nichts erhebliches, nur daß mein Schuhwerk auf den elenden Wegen immer ſchlechter ward. Ob gleich durch die ganze Franche Comté Chauſſee iſt, ſo war doch dieſes wegen der beſtändigen Fuhren ſo zernichtet, daß oft leicht beladene Wagen und Kar-

ren in den Löchern stecken blieben, und nicht mehr vorwärts konnten.

Als ich durch die Grafschaft Mümpelgard ging, sprach ich in einem Weinhause ein, wo ich schon vor einem Jahre gewesen war. Da hörte ich, daß man nun auch bey ihnen anfangen wolle, Rekruten für die Armeen auszuheben: denn sonst waren diese Leute, als ehemalige Unterthanen des Herzogs von Würtemberg, von der Rekrutirung frey gelassen. Ich fragte auch nach den lutherischen Geistlichen dieses Ländchens, und hörte, daß sie hübsch geblieben wären, und sich nun ganz erdeutlich betrügen.

In Befort machte ich abermals Rasttag; und in Altkirchen war es, wo ich wieder durchaus deutsch sprechen hörte, freilich ein abscheuliches deutsch, wie es im Ober-Elsaß Mode ist, aber doch war mirs, als wäre ich schon völlig in Deutschland. Ich lag bey einem Huthmacher, dessen einziger Sohn in diesem Kriege umkommen war. Mann und Frau weinten noch die heißesten Thränen, und verwünschten Krieg und Revolution, weil diese sie ihr Kind gekostet hatte.

Das ist so der Gang der menschlichen Gesinnungen! Wenn man bey einem Vorfall etwas eingebüßet hat, so schimpft man auf die ganze Sa-

che, womit dieser Vorfall in irgend einer Verbindung stand.

Mein Wirth erzählte mir auch manches von den Elsasser Emigranten, deren viele um jene Zeit wieder in Frankreich eingelassen wurden, doch so, daß sie ihren Weg damals noch alle über Basel nehmen mußten.

Im Elsaß ist eine doppelte Emigration vorgefallen, welche man wohl von einander unterscheiden muß, um es nicht widersprechend zu finden, daß man einigen Emigrirten schon damals erlaubt hat, und noch jezt erlaubt, zurück zu kommen, und doch das Gesetz gegen die Emigranten in seiner Kraft stehen läßt.

Die erste Emigration geschah vor dem Kriege aus Haß gegen die Anstalten der Nation, und aus Anhänglichkeit an dem Königthum und der Pfafferey. Zu dieser gehörten die Herren Bischöfe, Prälaten, Pfaffen, Grafen, Edelleute und andre, welche nur emigrirten, um auf diese oder jene Art eine Despotie mit herstellen zu helfen, unter der einzig sie nur leben konnten und wollten. Diese Emigrirten zählt man zu den Aerten, d. i. zu jenen, welche das Gesetz gegen die Emigrirten trifft, und welchen, wenn Frankreich konsequent handeln will, niemals erlaubt werden kann, in ihr Land zurück zu kehren.

Aber es emigrirten auch Viele im Jahre 1793, als die deutſchen Truppen ſich ſo bald aus dem Elſaß zurücktrollen mußten. Vorzüglich trug ſich das in jenen Herrſchaften zu, welche zwar unter franzöſiſcher Hoheit ſtanden, aber doch andern deutſchen Fürſten, Herren, Grafen u. ſ. w. angehörten. Dieß war der Fall bey den Elſaſſer-Unterthanen des Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt, des Biſchofs von Strasburg, Baſel u. ſ. w.

Auch aus jenen Oertern, welche unmittelbar franzöſiſch waren, ging eine ſtarke Emigration vor ſich, als eben die Deutſchen ſich zurückzogen. Die Deutſchen hatten nämlich den Leuten weis gemacht, daß, ob ſie gleich auf eine kurze Zeit weg müßten, doch nächſtens wiederkommen, und alles, was den Rebellen anhinge, mit Feuer und Schwerdt zerſtören würden. Das hatten die kurzſichtigen und erſchreckenen Leute geglaubt, und waren, um den Deutſchen zu hofiren, abgezogen — in Hoffnung beſſerer Zeiten durch die prahlhaften Deutſchen.

Auch trug das Betragen vieler Franzoſen ſelbſt nicht wenig bey, die Leute in Furcht zu ſetzen. Wenn ſie irgend wohin kamen, wo ſonſt Deutſche gekommen waren, ſo verfuhren ſie mit den Leuten ſehr hart, ſchalten ſie Ariſtokraten, und machten ihnen ſelbſt kleine Dienſte, die ſie dem Feinde er-

wiesen hatten, zu Verbrechen. Daher liefen auch Viele blos aus Furcht weg. Endlich hat auch die Aufhebung des Gottesdienstes Viele aus dem Elsaß fortgetrieben. Denn kein Land war wohl orthodoxer, als das Elsaß: die Protestanten und Katholiken machten sich hier den Rang der Rechtgläubigkeit schon lange streitig.

Nachdem aber 1794 das Schreckenssystem gefallen war, so belehrten einige gutgesinnte Volksrepräsentanten im Elsaß den Konvent von der wahren Lage der Dinge, und schlugen ein Gesetz vor, kraft dessen diejenigen Elsasser, welche aus Furcht vor dem Schreckenssystem ausgewandert wären, wieder zurückkommen dürften. Der Vorschlag wurde angenommen, und Viele, besonders Bauern, Handwerker u. dgl. gingen zurück. Da aber die Demokraten deren Häuser während ihrer Emigration geplündert, und nicht selten zerstöhrt hatten, so befanden sie sich in einer eben nicht gar angenehmen Lage.

Von Altkirchen nach Basel sind nur sechs starke Stunden, und doch brachte Lehmann und ich fast den ganzen Tag damit zu: es hatte die Nacht stark geschneiet: Morgens thaute der Schnee auf, und der Weg ward abscheulich.

In dem ehemaligen Saint Louis, einem Dorfe bey Hüningen, hörte ich, daß der General

Eikenmayer in dieser Festung kommandire: ich kannte ihn von Mainz aus schon lange, bekam also Lust, ihn zu sprechen. Man kann sich nämlich aus dem ersten Bande meiner Lebensgeschichte erinnern, daß ich ehemals in Mainz, besonders wegen des braven Barons von F... mich oft und stark herumtrieb. Zu der Zeit ward ich mit einem Kaufmann bekannt, welcher Zucchi hieß, und eine sehr schöne Frau hatte. Hr. Eikenmayer, damals Oberleutnant der Artillerie, machte der Madam Zucchi die Cour, und fand Gehör. Die Madam Zucchi, eine Italiänerin, und gebohrne Appiano, mit deren Bruder ich sonst vielen Umgang gehabt hatte, kannte ich auch, und so lernte ich den Hrn. Eikenmayer bey ihr kennen, und wir wurden, studentisch gesprochen, recht fidel zusammen.

Eikenmayer ist gewiß ein Mann von Kopf und schönen Kenntnissen, die er vorzüglich in England gesammelt hat, wo er sich eine Zeitlang auf Kurfürstliche Kosten aufgehalten hatte: und dieses war die Ursache, warum ich ihn jezt gern gesprochen hätte. Als ich nach Hüningen kam, hörte ich, daß er so eben nach Bourg Libre, so heißt jezt das Dorf Saint Louis, geritten sey. Ich besah also die Festung flüchtig, und ging, weil es bald Abend war, zurück nach Bourg Libre. Aber un-

terwegs bedachte ich, daß ich Gefahr laufen könnte, wenn ich einen General besuchte, der ganz Republikaner war. Wie leicht konnte er von meiner Sendung gehört haben, und dann war ich verlohren. Mich schauderte vor dem Gedanken, noch einmal eine Prison in Frankreich auszuhalten, und befragte mich also kurz und gut in Bourglibre: was ich zu thun hätte, um ohne Hinderniß nach Basel zu kommen? Man wies mich zu einem Greffier, welcher meinen Paß aus Dijon an sich hielt, und mir ein Zettelchen von seiner Hand gab, nach welchem die Wache an der Chaussee angewiesen wurde, mich durchzulassen.

Zur Zeit des Robespierre, als die starken Emigrationen vorfielen, waren, wie man weiß, alle passirbare Plätze auf den Gränzen des ganzen Landes mit starken Wachen besezt, und diese lößte man von Zeit zu Zeit, alle zwey, drey Monate ab. Man kann denken, welche fürchterliche Menge Menschen, eben durch diese Anstalt, beynahe unthätig auf den Gränzen standen, und eben so viel auszustehen hatten vom Wetter und von der Theurung, als die Soldaten im Felde. Außerdem waren in jedem Dorfe und in jeder Stadt Posten aufgestellt, welche Tag und Nacht auf die Passirenden Acht hatten, und die Wege waren immer voll Gensdarmes. Nachdem aber der Terroris-

mus aufhörte, so wurde auch hierauf nicht mehr so stark gesehen, und die Wachen in den Dörfern hörten völlig auf, und die Gensdarmen patrouillirten bey weitem nicht mehr so fleißig, als sonst. Indessen blieb noch immer die Wache auf den Gränzen. Allein da auch diese es nicht mehr so genau nahm, so war es manchem deutschen Deserteur und Gefangenen leicht, herauszukommen. Ich habe nachher, besonders als ich bey den Schwaben stand, viele gesprochen, welche mir dieses gesagt haben. Und es war ja auch selbst in Frankreich nun nicht mehr sehr nothwendig, so genau auf die Passagen Acht zu geben: denn was die Auswanderung betraf, so waren die, welche sich hiezu etwan genöthigt finden konnten, entweder guillotinirt, oder schon fort, oder sie saßen im Gefängniß: und wegen einiger Gefangenen oder Deserteurs, welche die Lust anwandeln mogte, abzufahren, war es eben nicht nöthig, jene kostspielige und lästige Anstalt fortzusetzen.

Als ich über die Gränze kam, hatte ich eine ganz eigne Empfindung. Ich war freilich recht herzlich froh, endlich einmal wieder in einem Lande zu athmen, wo ich weiterhin keine Gefahr mehr zu besorgen hatte wegen eines Auftrags, dem ich mich so unbesonnen unterzogen hatte. Allein auf der

andern Seite verließ ich doch unsern ein Land, in welchem ich mehr gesehen und mehr erfahren hatte, als ich nie wieder sehen und erfahren kann, ich mag hinkommen, wohin ich will, und sollte ich Methusalems Alter erreichen. Ich dachte dankbar zurück, an so manchen guten Tag, den mir die Franzosen gemacht hatten, und den ich durchaus nicht verdient hatte, nach dem, was ich gegen sie auszuführen übernommen hatte.

Sollte dieses Buch, wie ich jezt gewiß weiß, daß es geschehen ist, und ferner auch geschehen wird, nach Frankreich gebracht, und da gelesen werden, so bitte ich alle ehrliche Republikaner mir zu glauben, wenn ich sie versichere, daß ich ihren Staat verlassen habe mit Gedanken, die ihrer würdig waren. Ein Republikaner muß billig urtheilen, und nicht, wie etwan ein rasender Jakobiner oder Sansculotte: und dann habe ich vor dem Richterstuhl der Republikaner wenig oder nichts mehr zu fürchten. Sie werden die Lage, worin ich mich noch im September 1793 befand, überlegen, und dann vielleicht finden, daß ich, wenn ich mich an ihnen ja versündiget habe, es aus Unkunde, Leichtsinn und Unüberlegtheit, diesen meinen hauptsächlichsten Fehlern, mehr geschehen ist, als aus Bosheit oder Despotensinn. —

Ich hielt mit meinem Gefährten **Lehmann** noch ein weitläufiges Gespräch über die verschiedenen Verhältnisse in Frankreich und in Deutschland; und so roh der Mensch auch war, so unbefangen gestand er, daß es in Frankreich recht gut sey, wenn man die Leute nur verstehen könnte.

Zur Steuer der Wahrheit, und um den Franzosen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, muß ich meinen Lesern nochmals sagen, daß es freilich seyn kann, daß manche, die in Frankreich gewesen sind, in ihren Urtheilen und Aussagen über das Betragen der Franzosen gegen sie, weder untereinander, noch mit mir übereinstimmen. Einige, sowohl Deserteurs als Gefangene, werden freilich schimpfen und lästern, und wer weiß wie viel Arges von der Härte und der Ungerechtigkeit dieses Volks zu erzählen wissen. Aber wenn diese Leute es ehrlich meynen, so hat ihnen ganz gewiß ihre Katechismus-Religion oder ihr stumpfer Sklavensinn das Gesicht geblendet; oder sie wollen sich durch erdichtete oder vergrößerte Leiden wichtig machen; oder sie haben sich in Frankreich so schlecht betragen, daß man sie durchaus knapp halten mußte. Und solche Menschen gab es viele, selbst deutsche Kriegsbeamten, oder Offiziere. — Allein auch diese sollten billig seyn, und ein Volk nicht

ſchimpfen, das ſie nicht einmal nach der Strenge ſeiner Geſetze *) richtete, ſondern ſie weit gelinder behandelte, als ſeine eignen Leute im ähnlichen Uebertretungsfall.

Wenn alſo meine Leſer feindſelige Urtheile über die franzöſiſche Nation leſen oder hören, von Leuten nämlich, die wirklich in Frankreich geweſen ſind, ſo mögen ſie ihr Urtheil anfänglich zurückhalten, und erſt genau unterſuchen, was das für ein Zeuge ſey, der ſolche Sachen vorbringt. Ich für mein Theil kann nach meiner Einſicht von den Franzoſen nicht anders ſchreiben, als ich ſchreibe. Amicus Plato, amicus Socrates: magis amica veritas!

---

*) Nach den franzöſiſchen Geſetzen verliert jeder, der falſche Aſſignate macht, ſeinen Kopf. Ein Engländer zu Nantes machte Aſſignate, ſaß eine Zeitlang zu Dijon in der Conciergerie, und kam nur auf 2 Jahre nach Toulon.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Basel, und die Baseler Rathsherrn.

Es war eben dämmerig, als ich mit Lehmann ans Thor zu Basel kam. Die Wache fragte nach Pässen; da wir aber, wie man weiß, keine mehr hatten, so bekamen wir einen Soldaten *) zur Begleitung, welcher uns zu einem Kommissär führte, der unsre Namen u. s. w. in ein großes Buch einschrieb, und uns sofort nach der Bettelherberge schickte. Es ist nämlich zu Basel Mode, daß alle Fremden, welche über Nacht da bleiben wollen, sich entweder als wirklich Reisende, d. i.

*) Die Baseler Stadtsoldaten machen eine sehr tragische Figur; und ich kann mich nicht genug wundern, daß ich in gewissen Britten über die Schweiz die schönen rothen Soldaten der Stadt Basel loben höre. Der Verfasser hat, wie viele Reisebeschreiber, aus seiner Kutsche, oder aus dem Fenster des Gasthofes, worin er [illegible] hat, seine Bemerkungen angestellt, und da hat er einige von den rothen Schweizern, welche ehedem in Frankreich gedient hatten, gesehen, und sie für Baseler Stadtmiliz gehalten. Die achten Baseler Stadtsoldaten sind schmutzige Kerls, mit blauen Röcken, blauen Hosen und blauer Weste, oder wie sonst die Preußen sagten, als noch die Garnisonregimenter existirten: dreymal blau und neunmal des Teufels.

für ihr Geld zehrende Personen dadurch qualificiren, daß sie sich in ein namhaftes Gasthaus einquartiren, oder aber, daß sie sich auf die Bettelherberge bringen, und da einsperren lassen.

Ich war sehr müde, und es kümmerte mich also wenig, ob ich auf der Bettelherberge oder sonstwo schlief: ich war ja der elenden Nachtlager schon seit sehr langer Zeit gewohnt worden: und ob ich schon keine Ursache habe, mit dem Betragen der Baseler Herren gegen mich zufrieden zu seyn, so danke ich Ihnen doch hier öffentlich für ihr Brod, für ihre Erbsensuppe, und für ihre zwey Schweizer-Batzen, womit sie mich regalirt haben.

Auf der Herberge war es ein Leben, wie man es an einem solchen Orte erwarten kann. Ohngefähr acht Deserteurs, die aus Frankreich zurückkamen, waren unsere Gesellschaft, nebst einigen Elsasser-Flüchtlingen, welche in ihr Land zurück wollten. Wir mußten auf der bloßen hölzernen Pritsche liegen, weil man wegen des Ungeziefers, kein Stroh auf die Herberge bringen durfte. Ich lagerte mich auf den Tisch. Der Lärmen in dieser Gesellschaft war unaufhörlich, doch aber freute ich mich, die deutschen Deserteurs immer besser kennen zu lernen. Sie sprachen von nichts, als von den Bubenstücken, die sie während ihres Aufenthalts in Frankreich verübt hatten, und rühmten sich ihres

nach dem Grundsatz, daß man sich an so einer Nation nicht versündigen könnte. — Ein Emigrant aus Toul in Lotharingen, der auch da war, schäkerte mit einem Bettelmädchen, das uns gleichfalls Gesellschaft leistete, unanständig genug. Als ich ihm sagte, daß er wenig Geschmack haben müßte, mit so einem Wesen schön zu thun, antwortete er: que voulez vous? il faut prendre ce qu'on trouve sur ses pas: und griff wieder nach dem zerlumpten und schmutzigen Bettelmädchen.

Früh kam der Herr Vater oder der Oberaufseher über die Herberge, und gab uns unser Geld, jedem zwey Batzen, und hieß uns abmarschiren. Ich trennte mich sofort von meiner Nachtgesellschaft, lief durch einige Straßen, und begaffte die Häuser und die Menschen, wie einer thut, der zum erstenmal in eine so berühmte Stadt kommt, als Basel ist. Ich trat endlich in eine Schenke, wo ich für einen Batzen Brod und Branntwein zu mir nahm. Hier fand ich Deutsche und Franzosen durcheinander, welche alle von politischen Angelegenheiten sprachen. Nicht weit von mir saß ein hübscher Mann, den ich fragte, wo ich einen Paß nach Zürich haben könnte? Er wieß mich aufs Rathhaus. Hier traf ich in einer nach recht gothischem Geschmack eingerichteten Stube einige Herren, welche mich derb anfuhren, und im im-

pertinenteſten Ton alle zugleich fragten: was ich ſchaffte d. i. haben wollte?

Ich: Meine Herren, ich habe Sie gehorſamſt erſuchen wollen, mir einen Paß nach Zürich zu geben, wohin ich gewiſſer Abſichten wegen, gern gehen wollte.

Die Herren: (alle zugleich, und im ächten unerträglichen Schweizerton) Nein, nein, daraus wird nichts!' Der Herr ſieht aus, wie ein Vagabunde: Nein aus dem Paß wird nichts!

Ich: Meine Herren, ich bin kein Vagabunde: ich habe ehemals dem König in Preußen gedient, und mögte den Hrn. Prof. Ulrich und den Hrn. Geßner in Zürich beſuchen.

Die Herren: (wie zuvor, aber immer lauter) Nein, nein, daraus wird nichts! Der Herr kommt aus Frankreich, und wer aus Frankreich kommt, als Deſerteur oder als Gefangener, darf in der Schweiz nicht reiſen. Jezt geh der Herr!

Ich ärgerte mich über die impertinente Grobheit der Baſeler Herren und ſchob ab, ohne ein Wort weiter zu verlieren.

Hier will ich im Vorbeygehen bemerken, daß die meiſten Schweizer in Ihrem Lande eben ſo impertinent, grob und ſtolz ſind, als ſie ſich in fremden Ländern biegſam, artig und fein zu betragen ſuchen. In ihrem Lande dünken ſie ſich

Könige, und sehen stolz herab auf Fremde, zumal arme. — Diese Anmerkung haben schon mehrere Reisende gemacht. Hätte ich ber doch Geld geben können, ich würde gewiß einen Paß erhalten haben: Denn kein Sprichwort ist richtiger, als das alte: kein Geld, kein Schweizer.

Auf der Straße, nicht weit vom Rathhause, fragte mich ein Franzose nach etwas, worüber ich ihm keine Auskunft geben konnte, und ich wollte eben weiter gehen, als eine Dame, mit der französischen Kokarde auf ihrem Kopfzeuge, mir zurief: ob ich jezt eben aus Frankreich käme? Ich antwortete mit ja, und sie fuhr fort zu fragen, wo in diesem Lande ich mich denn aufgehalten hätte? Als ich nun unter mehrern Städten auch Mâcon nannte, so bath sie mich, zu ihr herein zu kommen. Du siehst fatal um die Beine herum aus, Citoyen, sagte sie: du hast, wie es scheint, wohl auch kein Geld, dir Schuhe anzuschaffen? Ich bejahte diese Frage. Nun, du sollst Schuhe haben, fuhr die brave Frau fort: ich bin auch aus Mâcon, und treibe hier einige Geschäfte: Setze dich. Ich gehorchte, und erzählte ihr dieses und jenes aus Frankreich, auch Manches von meinen eignen Geschichten, und sie hörte mir mit Aufmerksamkeit zu, und bewirthete mich indessen mit Wein und Brod und Knoblauch. Es wurde ein

Schuster herbeygerufen, der mir ein Paar Schuhe anprobiren mußte: sie paßten, und die Dame bezahlte sie. Dann gab sie mir ein Paar Strümpfe und ein noch recht gutes Hemdde von ihrem Manne. Ihr Bedienter mußte mich nachher in den Gasthof, die wilden Männer, bringen, wo ich auf ihre Kosten gespeißt und beherberget wurde. Hier erfuhr ich, daß diese Dame und ihr Mann sich schon einige Zeit in Basel aufhielten, und da mit Pferden handelten, welche sie in Deutschland, ja sogar von den östreichischen Offizieren und Kommissarien selbst aufkauften, und ihren Franzosen mit schwerem Profit wieder abliessen. Man versicherte, daß diese Leute mehr als eine halbe Million Livres durch den Pferdehandel gewonnen hätten. Ich gönnte der edlen Frau ihren Gewinn, ob ich gl ich die Untreue jener Oestreicher verabscheuen mußte, welche ihren Kaiser so schändlich betrogen *).

Nachmittags ging ich in Basel herum, und hätte gern einiges besehen, vorzüglich das Grab des großen Erasmus von Rotterdam, der hier im Jahre 1537 gestorben ist: auch hätte ich gern den Saal sehen mögen, worin das berühmte Concilium Basileense gehalten ist. Aber da ich kein

*) Doch der Egoismus vieler Großen weckt und deckt den Egoismus vieler Kleinen!

Geld hatte, um den Herumführer zu honoriren: so mußte ich mir den Lusten verachen lassen, bey der Gruft eines Mannes eine Thräne zu vergießen, der allein mehr Gutes bewukt hat fürs Denken und Handeln, als alle allgemeine und besondere Concilien der ganzen Christenheit, von dem Concilium der Apostel an bis auf den Congreß zu Ems.

Der preußische Gesandte, Graf von Golz, war kurz vorher in Basel gestorben*), und dessen Nachfolger, Baron von Hardenberg, war noch nicht angekommen: ich konnte also von dieser Seite auf eine Unterstützung und einen Paß nicht rechnen, und war daher genöthiget, meine Wanderung nach Zürich aufzugeben, und mich weiter nach Deutschland hinein zu schleppen.

Nach Halle wollte ich nicht eher, bis ich gewiß wissen würde, daß ich die preußische Uniform, nach meiner Zurückkunft, nicht weiter tragen sollte.

Hiezu entschlossen, ging ich den andern Tag früh Morgens zu meiner Dame, dankte ihr für ihre Güte, und erhielt noch einen Kronenthaler auf die Reise. Diese Dame vermehrte meinen Commentar zu dem Sprüchelayen: nil desperandum.

---

*) Mährchenkrämer sprachen von Verstimmung.

Hierauf begab ich mich zu dem kaiserlichen Kapitän, welcher sich in Basel aufhielt, und den Auftrag hatte, die aus Frankreich zurückkommenden Soldaten mit Pässen nach Lörrach zu versehen. Der edle Mann fertigte mir sogleich einen Paß aus, instruirte mich, wie ich mich bey den Vorposten u. dgl. zu verhalten hätte, und beschenkte mich noch mit einem Zwanziger. Und so verließ ich Basel, und bedaurte weiter nichts, als daß ich die Herren auf dem dortigen Rathhause wegen eines Passes begrüßt hatte. Möchten diese Herren nur noch lernen, forthin nichts zu übereilen, und einzusehen: daß hinterm Berge auch Leute wohnen. —

Funfzigstes Kapitel.

Reise von Basel nach Freyburg im Breisgau.

Das Städtchen Lörrach liegt anderthalb Stunde von Basel, und gehört dem Markgrafen von Baden. In dieser Gegend wächst viel Wein, der auch damals nicht sehr theuer war. In Lörrach stand ein starkes kaiserliches Kommando, bey dessen Obersten ich mich meldete, und ganz gut aufge-

nommen wurde: denn damals dachte man noch nicht daran, daß Preußen und Frankreich so bald Frieden machen würden. Der Oberste sagte mir, daß ich nur immer ausruhen möchte: er wollte mir einen Quartierzettel geben lassen; und wirklich kam ich in eine Mühle zu liegen, deren Eigenthümer ein großer Verehrer des vorigen Königs in Preußen war, und mich also gut behandelte. Ich erhielt hier auch kaiserliches Traktament, welches, wie der Oberste sagte, sein Herr meinem Könige berechnen würde.

Die Emigranten lagen hier auf Werbung, das heißt, es war ihnen erlaubt, die aus Frankreich zurückkehrenden Soldaten, die ausgenommen, welche vorher dem Kaiser gedient hatten, anzunehmen. Sie machten sich auch an mich, ich hatte aber keine Lust, unter dem Gesindel zu dienen, und brach also kurz ab. Ich ließ mich aber — wie unstät ich, leider, einmal bin — nicht lange hernach doch vom Satan blenden, wie man bald hören wird, und trat in ihre Dienste.

In der Mühle wurde mir ein Stübchen hinten im Hofe angewiesen, wo mich ein Unteroffizier von den kaiserlichen Kanoniren besuchte, der, wie ich bald merkte, mit der Magd des Müllers liebelte, und mit ihr in meiner Stube zusammen kam. Ich konnte dieses um so mehr

leiden, da der Kanonier ein artiger Mann war, und mich mit gutem Taback versorgte.

Am 28ten Februar 1795 zog ich mit einem kaiserlichen Kommando von zwey Mann, welche 29 fremde Soldaten begleiten sollten, von Lörrach, und kam den zweyten März in Freyburg an. Unterwegs fiel nichts vor, das ich zu erzählen hätte. In den Ortschaften, welche dem Kaiser gehören, sind die Einwohner ziemlich helle, und artig: hingegen in den Dörfern des Herrn Bischofs von Basel *), sind die Leute ein abscheuliches Grob, beynahe so wie das Grob im Trierland.

Der Platzmajor in Freyburg hatte die Güte, mir ein Quartier in dem ehemaligen Dominikanerkloster anzuweisen, und schickte mich nachher zu dem General von Alwinzi, welchen ich um einen Paß nach Frankfurt am Mayn ansprach. Dieser ehrwürdige Mann, der so viele Proben seiner Tapferkeit in diesem Kriege gegeben hat, war sehr artig, und beschenkte mich über mein Erwarten: aber den Paß nach Frankfurt schlug er mir ab aus Gründen, die ich selbst billigen mußte. Er erlaubte mir indeß noch zu bleiben, bis ein Kommando nach Heidelberg gehen würde, mit welchem ich alsdann fortkommen sollte.

*) Der Fürstbischof zu Basel besitzt von seiner ganzen Herrlichkeit nicht mehr, als noch fünf Dörfer.

Ich wußte, daß in Freyburg eine berühmte katholische Universität ist, und ich hatte Lust, sie näher kennen zu lernen. Zu diesem Ende erkundigte ich mich bey einem Weinschenken nach dem Orte, wo die Studenten zusammen zu kommen pflegten, und erfuhr, daß auf einem Weinhause in der Nähe ihrer viele immer anzutreffen wären. Ich ging hin, und fand ohngefähr 20 wohlgekleidete, schöne, junge Leute, welche theils Billard spielten, theils Wein tranken, und Taback dazu rauchten. Ich ließ mir einen Schoppen Wein geben, und schaute mich in aller Bescheidenheit nach allem um. Endlich redete mich ein Student — Herr Sommer aus Villingen — an, und fragte, wo ich herkäme?

Ich: Das sehen Sie an meiner Kleidung: ich komme aus Frankreich, und bitte nur, mich Ihrer Gesellschaft zu würdigen. Ich mögte gern die hiesige Universität etwas kennen lernen.

Student: Sind Sie vielleicht ein Litteratus?

Ich: So, so! Hab' auch einmal das Handwerk begrüßt.

Student: (lacht) Bravo! Wo haben Sie denn studiert?

Ich: In Gießen, Göttingen und Halle.

Student: Ah, da sind Sie an rechten Orten gewesen. (Zu einigen andern) Ihr Herren Brü-

der, hier iſt ein reiſender Litteratus, ſub forma militis. (Es ſammeln ſich mehrere um mich herum) Wie iſt denn ihr Name, daß man Sie nennen kann?

Ich: Laukhard.

Ein andrer Student: Laukhard — Laukhard — doch nicht der Laukhard, der ſein Leben beſchrieben hat?

Ich: Eben der.

Student: (giebt mir die Hand) Willkommen Freund! Ihr Buch hat uns viel Vergnügen gemacht. Tauſend, da haben die Pfaffen was rechts abgekriegt! Nun ſetzen Sie ſich zu uns.

Die gutmüthigen Studenten bemühten ſich um die Wette, mir Höflichkeiten zu erweiſen, und wollten durchaus, daß ich bey einem von ihnen wohnen ſollte. Allein da ich mein angewieſenes Quartier ſchon hatte, ſo dankte ich für ihre Freundſchaft und ging, nachdem ich hinlänglich geſättiget war, nach Hauſe.

Früh des anders Tages kam Hr. Sommer und holte mich zum Frühſtück; und während meines ganzen Aufenthalts in Freyburg, der über 14 Tage währte, bin ich in allen Stücken von den Studenten frey gehalten worden. Ich würde hier alle diejenigen von den Freyburger Studenten namentlich angeben, wenn ich anders noch ihre Na-

men alle wüßte: aber einem Menschen, der so viele Bekanntschaften macht, als ich sie gemacht habe, ist es immer zu verzeihen, wenn er einige Namen vergißt, oder sich auch sonst bekannter Personen nur schwerlich erinnert. Von den Herren Freyburgern fallen mir nur noch die Namen Lenz, Muller, Oehrend und Sommer ein.

Meine Gesellschafter riethen mir, die Universitäts-Bibliothek zu besuchen, und da hatte ich Gelegenheit, den gelehrten und äußerst humanen Hr. Professor Rueff kennen zu lernen, als Vorsteher dieser Bibliothek. Wie sehr sticht doch ein Rueff gegen so manchen andern groben und ungeschliffenen Bibliothekar ab, und wie zuvorkommend bemüht sich dieser vortreffliche Mann, die litterärischen Kenntnisse derer, welche die Bibliothek besuchen, durch Anweisung und Nachrichten zu vermehren! —

Herr Rueff zeigte mir den ganzen Bücherschatz, welcher nach der Sulzerschen Anweisung geordnet ist, und machte recht treffende Bemerkungen über diesen und jenen Gegenstand. Ich bewunderte unter andern die ungeheure Menge von Schriften über das geistliche oder kanonische Recht: Hr. Rueff lächelte, und sagte, daß diese Bücher, so wie die über die theologische Polemik, nur noch so lange da bleiben würden, bis sie bessern neuen

Platz machen müßten: alsdann, fuhr er fort, mag man sie immer zum Krämer schicken: denn schon jezt liest sie niemand mehr, und in Zukunft wird man sie noch weniger lesen. Dieses Geständniß eines katholischen Professors gefiel mir über alle Maßen, und so fing ich denn auch einen Sermon an, so nach meiner Art, wobey Herr Rueff theils seinen Beyfall gab, theils nur lächelte. Ich habe diesen würdigen Mann hernach noch einigemal in seinem Hause besucht, und ihn allemal gefunden, wie auf der Bibliothek — exemplarisch-human.

Einer von den Vorzügen dieser Bibliothek ist, daß man, in einem eignen Zimmer daran, alle bessern gelehrten Zeitungen, Flugblätter und Journale antrifft: ein Vorzug, den man auf mancher protestantischen Universitätsbibliothek vergebens suchen kann.

Außer Hrn. Rueff lernte ich in Freyburg noch einen gewissen Herrn kennen, dessen Gewogenheit mir hätte nützlich werden können, wenn ich mich nach seinen Vorschlägen hätte richten wollen. Er rieth mir, in Freyburg zu bleiben, und katholisch zu werden: es sey ja doch alles eins, ob man die Faseleien des lutherischen oder des katholischen Katechismus öffentlich bekenne und mitmache: man müsse sich hiebey in Ort und Zeit schicken u. s. w. So wahr dieser Mann auch redete, so wenig konnte

ich mich dennoch entschließen, seinen Rath zu befolgen.

Brodproselyten sind in meinen Augen erbärmliche Geschöpfe; und ich denke von der Aenderung der Kirchenreligion, was der Dichter von der Aenderung des Himmelsstrichs für Patienten sagt, die, um gesund zu werden, sich in die Fremde werfen:

Cœlum, non animum mutant, qui trans mare currunt.

Aber, wenn Seneka mit Recht fodert, man solle alsdann nicht den Wohnort, sondern sein Gemüth oder sich selbst ändern: so hätte ich durch den Uebergang zum Katholicismus wohl meinen Kirchen-Namen, aber nicht mich geändert: und ohne dieses zu thun, hätten mich die Vortheile meiner Religionsänderung nie dauerhaft ruhig und glücklich machen können.

Chrysostomus hat eine Rede unter der Aufschrift: nemo laeditur, nisi a se ipso; und ich könnte eine schreiben über das Thema: nemo beatur, nisi a se ipso: aber so gut ich das alles einsehe, so äußerst schwer, wenn auch theoretisch nicht unmöglich, finde ich es praktisch, mich danach immer und überall zu richten. Es geht mir, wie einem, der bis in seinem mannbaren Alter, sich Schielen,

Schiefgehen oder Stottern angewöhnt hat: er findet das alles endlich selbst fehlerhaft; mögte diese Fehler auch gern ablegen: aber gelingt es ihm? Es heißt auch hier: video meliora, proboque; deteriora sequor. Genug, was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr: und so habe ich leider das Unglück, vielleicht noch lange, wenn auch nicht immer, Sklave meiner jugendlichen Verwöhnung zu seyn, und stehe dabey so schwach auf meinen Füßen, daß jeder leise Wind mich hin und her biegen, auch stürzen kann. — Das alles sehe ich längst ein; und demnach hätte mir meine Religionsänderung am Ende mehr geschadet, als genützet: Laukhard wäre Laukhard geblieben, trotz dem Prädikate eines Katholiken. Aber als Katholik hätte er tausendfach Gefahr gelaufen, wo er als Protestant jezt so halb und halb durchschlüpft. —

Freyburg hat eine überaus schöne Lage, dicht an einem hohen Berge, welchen vorzeiten die Herzoge von Zähringen bewohnt haben. Von diesem Berge hat man eine Aussicht, viele Meilen weit hinaus. Die Gegend da herum ist vorzüglich fruchtbar, und in ruhigen Zeiten ist alles sehr wohlfeil. Die Leute in der Stadt sind für Katholiken sehr helle, weit heller als in Schwaben, in der Pfalz, und selbst als die gemeinen Lutheraner in Sachsen. Eine sehr gut eingerichtete Lesebiblio-

thek habe ich hier auch angetroffen, und meine Lebensgeschichte darin doppelt.

Das Frauenzimmer in Freyburg ist durch die Bank liebenswürdig, und gröstentheils schön. Ich erinnere mich in keiner Stadt niedlichere Gesichtchen gesehen zu haben, als hier. Aber die Emigranten haben ihr Unwesen auch hier getrieben, und man kann dieses bey mancher jungen Freyburgerin sehr merken.

Die Universität zählt kaum noch 200 Studenten, die theologische Seminaristen nicht mitgerechnet. Das kömmt daher, weil aus dem Elsaß niemand mehr herüber kömmt, woher sonst viele kamen. Eben aus dieser Ursache hat die Universität auch viele Einkünfte verlohren: denn alle ihre Güter im Elsaß sind von den Franzosen in Beschlag genommen worden. Zwar hoffte Hr. Prof. Rueff, daß die Franzosen zur Zeit des Friedens diese Güter zurückgeben würden: Aber die Franzosen werden sehr wahrscheinlich es widersinnig finden, an einen fremden Ort Geld zur Unterhaltung einer Universität zu schicken, die sie eben so gut in ihrem eignen Lande unterhalten können.

Die Posse mit dem Disputiren in lateinischem Gekaue und schnitzerhaftem Salimathias pro gradu doctoris u. s. w. ist in Freyburg völlig abgeschafft; und der Candidat, welcher ein U oder ein M

vor seinen Namen setzen will, ist gehalten, ein Examen in deutscher Sprache auszuhalten, und hernach ein Specimen seiner Kenntnisse, gleichfalls deutsch, einzureichen, worauf ihm gegen Erlegung ganz billiger Gebühren der Gebrauch des M oder das D bey seinem Namen gestattet wird.

In Freyburg war ein gewisser Marki von Annoy, der für den Prinzen von Roban oder vielmehr für der Engländer Geld Rekruten anwarb. Ich traf diesen Marki, der sonst ein artiger, äußerst feiner Mann war, in dem Gasthause zur Stadt Freyburg vor der Stadt an. Er war nicht als Offizier gekleidet, und ich hielt ihn für einen simpeln Emigranten; aber er entdeckte sich mir bald kenntlicher. Er versprach mir 10 Louisd'or oder 60 Thaler in Gold, und sogleich die Stelle eines Unteroffiziers, wobey ich jeden Tag 24 Kaiserkreuzer Traktament und 2 Pf. Brod haben sollte; auch könnte ich auf Avancement rechnen, u. s. w. Das Ding gefiel mir: und da man mit mir, wie mit einem Kinde, leicht machen kann, was man will, ich auch es müde war, auf das Kommando nach Heidelberg in Freyburg länger zu lauern, oder mich auf Kosten Anderer weiter durchzuschlagen, und dabey Gefahr zu laufen, gewaltsamen östreichischen Werbern in die Klauen zu fallen, oder von den Preußen wieder in preußische Uniform

gesteckt zu werden: so schlug ich ein, und ward — Soldat bey den Emigranten. Hätten die Grosbiane zu Basel mich nach Zürich wandern lassen, dann wäre dieser Schritt unterblieben, und noch mehrere, die man bald erfahren wird. Doch trahunt sua quemque fata!

Ein und funfzigstes Kapitel.

Wie's mir bey den Emigranten ging.

Der Marki d'Aunoy beschied mich auf den andern Tag in das erwähnte Gasthaus, dessen Besitzer ein vertrauter Freund und Unterhändler von ihm zu seyn schien, und verbot mir, in der Stadt etwas von unsrer Abrede zu erwähnen. Es war ihm nämlich nicht erlaubt, zurückgekommene Leute anzuwerben, welche vom Kaiserlichen General in Freyburg Quartier und Löhnung erhalten hatten: diese mußten jedesmal zu ihren Armeen gebracht werden.

Es war an einem Sonntage, als ich mit einem Sergeanten von den Emigrirten aus Freyburg abging, nachdem ich vorher noch bey einigen

Studenten, besonders den Hrn. Sommer Abschied genommen hatte. Ich sagte diesen, daß ich, wegen der Gefahr, durchzukommen, noch immer keinen Paß nach Frankfurt bekommen könnte, aber des längern Wartens herzlich müde wäre, und also, um auch keinem weiter lästig zu fallen, suchen wollte, durchzukommen, so gut es gehen würde: und sie billigten meinen Vorsatz.

Gegen Abend kam ich nach Ettenheim, sieben gute Stunden von Freyburg, schlief im Wirthshause, und den andern Tag führte man mich zum Prinzen von Roban, und zu seinem Onkel, dem Kardinal Robau, ehemaligen Bischof zu Strasburg. Der Prinz ist ein wahrer Laffe, gerade, wie man sich nur einen pinselhaften Geck von Emigrirten denken kann: er springt, singt, trällert und faselirt herum, wie ein Geschöpf seiner Art es nur vermag. Er scheint auch nicht ein Quentchen Soldatentalent zu besitzen. Der Kardinal hat mir etwas besser gefallen. Ich dachte da einen alten, abgemärkelten Wollüstling zu sehen, der die Spuren seiner Ausschweifungen auf dem Gesichte tragen würde*): denn ich hatte von dem Hrn. Kardinal gar viel Skandalöses schon gehört

*) Qui vultu morbum incessuque fatetur.
Juv. Sat. II.

und gelesen; allein ich fand ein wirklich ehrwürdiges Gesicht eines schon in den Jahren stehenden hohen Prälaten der römischen Kirche. Sein anständiges Wesen, und seine schön modulirte Stimme würden mir Ehrfurcht eingeflößt haben, wenn ich nicht gewußt hätte, daß er schon durch die fatale Begebenheit mit dem Halsbande, und durch grobe Verletzung des Völkerrechts an der traurigen Revolution auch stark Schuld gewesen ist.

Er unterhielt sich lange mit mir, und auf mein Geständniß, daß ich lutherisch sey, sagte er: „Das ist einerley! die Liebe zum Guten macht die wahre Religion: der Name thut dazu nichts.“ Ich wunderte mich, einen katholischen Bischof, dessen Hirtenbriefe zu Anfange der Revolution ganz anders lauteten, so reden zu hören. Aber einige Tage darauf, als ich einem Benediktiner zu Ettenheimmünster diese freye Aeußerung des Kardinals erzählte, belehrte mich dieser eines Bessern, dadurch, daß er sagte: der Kardinal habe als Prinz wenig Theologie studirt; er wisse also nicht recht, wie wichtig der wahre Glaube sey u. s. w. — Wenn aber die Prinzen die Theologie und den wahren Glauben so spyle ist verstehen, so ist es immer sehr wunderbar, daß man sie in der römischen Kirche zu

geiſtlichen Kurfürſten, Erzbiſchöfen, Biſchöfen und Kardinalen macht. —

Ettenheim iſt ein ganz hübſches Städtchen, welches nebſt etwan 20 diesſeits des Rheins gelegnen Ortſchaften dem Biſchof von Strasburg zugehört. Dieſe Ländereyen ſind auch das Einzige, was dem Kardinal von allen ſeinen Herrlichkeiten übrig geblieben iſt: denn ſeine großen Güter in dem ehemaligen Bretagne, ſeine Beſitzungen im Elſaß, ja, ſogar ſeine Mobilien hat die Nation für eine gute Prieſe erklärt.

Der Staat, den der Kardinal damals machte, war gering: ein Mainzer Domherr hat ſonſt größern gehalten; doch ſtanden noch Soldaten vor dem Schloſſe Schildwache. Eine von den Mätreſſen des Prinzen habe ich auch geſehen: es war ein dickes Saumenſch aus dem Emigranten-Geſindel, und, wie ich gehört habe, die Frau eines geweſenen Pächters, welche der Prinz von Rohan Ehemenſ ihres Reichthums wegen unterhielt, und ſich von ihr Geld vorſchießen ließ.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Ettenheim ging ich nach Ettenheimmünſter, wo der Sammelplatz des Regiments ſeyn ſollte, das der Hr. Prinz von Rohan für engliſches Geld errichten wollte. Ettenheimmünſter iſt eine überaus reiche Benediktiner Abtey, geſtiftet zu Ehren des h. Wen-

delinus und Landelinus, die ehedem — Gott weiß, wann! — in dieser Gegend das päpstliche Christenthum, wie man sagt, predigten, und für ihre Bemühungen erschlagen wurden. Außer dem Kloster sind noch mehrere Gebäude da, und besonders ein vortreffliches Badehaus. Hr. Huhn, Doktor zu Bischofsheim am Steeg, sagte mir hernach, daß das Wasser zwar einige Kraft habe, gewisse Krankheiten zu lindern, daß aber der Aberglaube, durch die präsumirte Einwirkung des h. Wendelinus, dieses Bad ehedem vorzüglich berühmt gemacht hätte. Heut zu Tage wird es wenig mehr besucht.

Wir hatten unser Logis im Badehause, und unser ganzes Corps bestand damals aus, ohngefähr 90 Mann, meist verlaufenem Gesindel, wobey ich denn, nach der Zusage des Marki von Anno, sogleich als wirklicher Korporal angestellt wurde. Wir erhielten leinwandene Hosen, und eine Kapotte, weiter aber nichts: denn man wußte selbst noch nicht, was für Uniform man uns geben sollte. Unser Kommandeur war der Prinz von Rohan. Außer diesem waren noch zwey Colonels, fünf Capitäne, und mehr andere Offiziere ernannt, welche aber nicht bey uns, sondern in Ettenheim logirten. Auf diese Art hatten wir beynahe mehr Offiziere als Soldaten.

Da die Emigranten nehmen mußten, was sie erschleichen oder erwischen konnten, so denkt man leicht, daß so ein zu errichtendes Emigrantenkorps größtentheils aus Lumpenzeug bestehen mußte; und da die Herren aus Frankreich selbst, wenigstens nach dem größten Theil, elende Menschen waren, so waren sie bey der Wahl ihrer Rekruten noch weit weniger delikat, als man sonst bey den Preußen oder Kaiserlichen, zumal in Kriegeszeiten, zu seyn pflegt.

Bey uns war so der rechte Auswurf der Menschheit. So klein der Trupp auch war, so hatten wir doch Deutsche, Italiäner, Spanier, Holländer, Polen und Franzosen. Einer davon hatte nur ein Auge, und einer war hinten und vorne bucklich: einige waren uralte Krüppel, die sich kaum mehr rühren konnten; und andre waren junge Buben, die kaum wußten, was links oder rechts war. Verschiedne davon hatten Weiber oder Buhldirnen bey sich, die sie für ihre Weiber ausgaben, die aber bey ihr auch nicht spröde gegen Andre waren. Dabey war denn ein Leben, wie ehemals zu Sodom.

Als ich zu den Emigranten stieß, trug ich noch meinen Rock, nach französischer Art mit republikanischen Knöpfen. Der Adjutant foderte, ich sollte die hunzfottischen Knöpfe (les foutus boutons)

abschneiden. Als ich ihm aber sagte, daß ich kein Geld anwenden würde, neue zu kaufen, so gab er mir einen neuen Thaler, und ich schnitt die Knöpfe ab.

Wir erhielten täglich zur Löhnung, der gemeine 16, der Korporal 24 Kreuzer, und jeder 6 Kreuzer Brodgeld, welches indeß wegen der großen Theurung nicht zureichte. Damit aber die Leute ihr Geld nicht auf einmal versaufen sollten, so gab man ihnen die Löhnung jeden Tag früh. Dieses Geschäft hatte ich und drey Kameraden, die auch den hohen Korporalsposten bekleideten, über uns. Da die Mannschaft nichts zu thun hatte, so versoffen die Kerls ihre Löhnung in Wein, aßen etwas Brod dazu und legten sich hernach auf die Bärenhaut schlafen, oder gingen auf die nächsten Dörfer stehlen und rauben. Es ist ganz unbeschreiblich, wie verhaßt das Gesindel der Emigranten, und ihre Truppen in den Gegenden des Oberrheins, wegen ihres Stehlens und Raubens, geworden sind. Wer nur ihren Namen nennt, setzt das Epitheton: Spitzbube, Galgenstrick, Hollunke oder sonst einen Ehrentitel dieser Art hinzu! Ich könnte mehrere Stückchen davon anführen, aber wozu? Die Wichte sind in ganz Deutschland bekannt genug, und jeder, der sie etwas kennt, weiß auch, daß nichts so niederträchtig, so schlecht

und so abscheulich ist, wozu ein Emigrant, vorzüglich von der rebellischen Art, oder auch nur einer seines Anhangs fähig wäre*).

---

*) Einer der Hn. Recensenten meiner Biographie meynt: ich hatte meine Nachrichten über die Emigranten wohl nur in den Weinhäusern zu Koblenz gesammelt, und so — nur von den Bedienten der eigentlichen Emigrirten, als welche damals wohl noch zu vornehm gewesen wären, ein Weinhaus in höchst eigner Person zu besuchen. — Nicht doch, mein Herr! Ich machte ja täglich den Dollmetscher, half die Namen der [illegible] Herren aufschreiben, und hatte eben nach der unersättlichen Neugierde, die Sie mir zuschreiben, auch, als preußischer Musketier, — Kleider machen doch nicht überall Leute! — Gelegenheit genug, dem Wesen der herrischen Emigrirten ganz nahe zu zusehen. Als Herren der Welt, wie sie sich dünkten, hatten die Prinzen, Marks u. s. w. ihres Wesens gar kein Hehl. Man frage jeden wißbegierigen Beobachter! Doch, ich will nicht hadern und Wort halten, und also von den Recensionen — zum Gegenrecensiren — keine Notiz nehmen. Genug, man warte den versprochenen Roman ab, oder die Begebenheiten des Marki von Pilencon: und dann entscheide man: ob ich die Emigranten blos von der Bedienten-Seite kennen gelernt habe. — Soviel will ich hier nur noch bemerken: daß es mir schwer wird, zu begreifen, wie man französischen Priestern, die eben wegen ihres festen Kirchenglaubens ausgewandert sind, erlauben kann, auf protestantischen Schulanstalten die Zöglinge, wenn auch nur in der französischen Sprache, zu unterrichten und mit ihnen täglich umzugehen. Einmal sind die Herren in ihrer eignen Sprache selten systematisch zu Hause: sie lernten sie, Basedowisch zu sprechen, nach der Ammen-Methode, von Reden-Hören: also a posteriori mit allen Fehlern des Dialects — der Mutter oder der Amme. Nach Regeln haben die wenigsten ihre Ammen-Sprach-Methode rectificirt; und von einer allgemeinen Theorie irgend einer Sprache, nach der Theorie des menschlichen Empfindens und Denkens, wissen die Herren noch weniger: dazu waren die Schulen und Akademien in Frankreich eben nicht geeignet. Korruptes Latein wissen die Herren allenfalls systematisch, und etwas Theo-

Die Einwohner der dortigen Gegend sind fürchterlich streng katholisch: alle Kirchen hängen voll Ex-Voto's, oder gemahlter Bilder und anderes Zierrathen, die jemand in einer Noth, Krankheit, Schwangerschaft oder wohl auch bey Gelegenheit eines zu begehenden Schuftstreichs dem lieben Gott, dessen Mutter oder einem Heiligen zu opfern versprochen hat. Die heilige Agatha steht im Breisgau in sehr hohem Ansehn: alle Thüren, sogar die Thüren an den Schweinställen, Abtritten, u. s. w. sind mit Agatha's-Zetteln beklebt *).

---

logie, und vollauf Polemik. Man stelle einen Versuch mit ihnen an, und man wird finden, was ich sage; aber blutwenig von Philosophie, Geschichte und andern liberalen Fächern. Nun ihren reinen Katholicismus, für dessen Märtyrer sie sich halten, denn sie, als Kinder der [illegible], alles aufopfern: — wollten sie den, als den einzigseligmachenden Glauben unter protestantischen Jünglingen, nach jesuitischer Einschmeichelungs-Manier, nicht allmählich einzuflößen suchen? Wer die Menschen kennt, zumal katholische Priester, der wird dies bedenklich finden; und im Fall der Noth diene ich mit zwey Fällen, als Belegen, von Halle aus, die ganz das bestättigen, wovon ich jetzt schreibe. Ich gönne zwar jedem seinen Glauben, Gott weiß, auch jedem sein Brod; aber man gebe es, daß es gedeihe, auch zum Besten und ohne Gefahr Anderer; nicht zum Scheinbeweis von Toleranz und Menschenliebe, der am Ende zur Verbreitung der Intoleranz und des Despotismus der Gewissen verleitet, ja, verleiten muß. Zu einer andern Zeit mehr davon.

*) Hier ist so ein Agatha's-Zettel: Mentem sanctam † spontaneam † honorem Deo † et patriae liberationem: sancta Agatha ora pro nobis. † † †. Die Kreuze darin dienen wider den Bösen und dessen Anhang.

Ich für mein Theil lebte ziemlich ruhig, und befand mich meistens in Ettenheim, wo ich mit dem Canonicus Sebastiani, der von Strasburg flüchtig geworden war, Bekanntschaft gemacht hatte. Dieser Herr liebte ein gut Glas Wein und die Zotologie: und so war ich eben kein unrechter Gesellschafter für ihn. Ich hoffe, man wird mir meine aufrichtigen Geständnisse verzeihen: ich mag nicht für besser angesehen werden, als ich bin.

Es vergingen wenig Tage, daß nicht einige von unsern Leuten wegliefen: sie hatten nur ohngefähr eine Stunde bis ins Badische; und im Badischen hatten die Emigranten nichts mehr zu befehlen: ihre Requisition wurde dort durchaus nicht respektirt. Ich hatte vom Marki von Aunoy die Versicherung erhalten, daß man mir fünf Louis-d'or gleich und fünfe nach Verlauf von sechs Monaten zahlen würde. Allein ich erhielt nur vier Laubthaler, indem der Adjutant sagte, er habe nicht mehr in der Kasse. Damit ließ ich mich anfänglich auch abspeisen, und lebte von meinem Traktament, oder von 30 Kreuzer täglich. Als

---

Heren, Hexenritter u. dgl., an die man natürlich auch glaubt. In Ettenheimmünster will man den Teufel Schwumy oft am hellen Tage gesehn haben. Was die Maaria's-Zuckel im Breisgau sind, das sind in andern katholischen Gegenden die h. Drey-Könige-Zuckel.

ich aber nachher noch einen Laubthaler foderte, und der Adjutant mir geradezu sagte: ich sey nun Korporal, und als Korporal müßte ich ohne Handgeld par honneur dienen: da dacht' ich, so hole der Geier eure honneur, und faßte sofort den Entschluß, bey der ersten Gelegenheit abzufahren, sobald nur bessere Witterung einträte. Ich sagte Niemanden von meinem Vorhaben, ja, ich bemühte mich vielmehr, einigen Eifer für die Einrichtung unsers lieblichen Korps zu zeigen, lehrte die Rekruten das Gewehr-Putzen u. dgl., so, daß der Adjutant mich versicherte, er wolle mich dem Prinzen empfehlen, und dieser würde mich stehendes Fußes zum Sergeanten machen.

Eines Tages aber schickte mich der Adjutant in Geschäften nach Ettenheim, wo ich über Nacht bleiben mußte; und ich benuzte diese Gelegenheit und ging, mir nichts dir nichts, gegen Abend aus Ettenheim die gerade Landstraße nach Offenburg, ohne daß mir ein Haar wäre gekrümmt worden.

Es ist überhaupt eine große Verkehrtheit, über Handlungen und deren Moralität im allgemeinen urtheilen zu wollen. Diese muß jedesmal nach der individuellen Lage des Handelnden bestimmt werden. War es recht, daß ich die Emigranten

anführte? Nein! im allgemeinen gewiß nicht; aber in meinem Falle war es allerdings recht: man hielt mir das, was man mir versprochen hatte, nicht; folglich war ich auch nicht verbunden, meine Zusage ihnen zu halten.

Zwey und funfzigstes Kapitel.

Meine Soldatenschaft bey den Schwaben.

Vor dem Thore zu Offenburg kehrte ich ein in der Krone, nahm etwas zu mir, und fand da mehrere Soldaten von dem Regiment des Prinzen, Ludwig von Baden. Ich erkundigte mich nach dem Dienste der Schwäbischen Kraistruppen, und fand sie nicht übel. Ich ließ mich indeß nichts merken, und die Soldaten schienen auch gar nicht, an Rekrutiren zu denken. Endlich ging ich in die Stadt, und wurde bey dem Baron von Sandberg, der damals das Badische Regiment, als Oberster kommandirte, gemeldet. Dieser edle Mann, dessen Andenken mir ewig unvergeßlich seyn wird, äußerte einige Bedenklichkeiten, daß ich durch die große kaiserliche Armee am Rhein nicht unge-

hindert kommen würde, doch sprach er kein Wort, um mich zu behalten: einen Paß mögte ich mir vom Adjutanten Lorenz geben lassen. Ich ging und sah mich nach einem Quartier um. Hier überlegte ich, daß der Prinz von Baden ein Freund unsers Kronprinzen ist, daß folglich, wenn ich nur erst von dem Thaddenschen Regiment meinen Abschied hätte, und ich, um ungehindert nach Halle wandern zu können, von den Badischen Diensten frey seyn wollte, seine Hoheit es bey dem Prinzen Ludwig leicht und mit einer einzigen Zeile bewirken könnte. Diese Gedanken, nebst der Ueberlegung der großen Schwierigkeiten, die mir bevorstanden, wenn ich damals hätte weiter wandern wollen, bestimmten mich, Schwäbische Dienste anzunehmen. Ich wollte mich indeß nicht selbst anbieten: ich machte es, wie die Mädchen, die gern einen Mann hätten: ich ließ mich suchen — und ging zu diesem Behufe herum auf den Straßen. Herr von Triebelhorn, Leutnant bey der Compagnie des Hauptmanns von Storr, begegnete mir, sah mich an, und fragte: woher ich käme? Ob ich Dienste suchte? — Warum nicht? war meine Antwort.

Er: Wie viel Handgeld will Er?

Ich: Herr Leutnant, ich diene nicht um Handgeld: ich muß aus Noth dienen: es fehlt mir an Allem; also sehen Sie wohl, daß ich diesen Punkt ganz Ihnen überlassen muß.

Er: Gut, mein Freund: ich geb' Ihm vier Karolins: so viel giebt der Stand, und keinen Heller mehr: Zwey sogleich, und zwey nach einem Jahre. Ist er damit zufrieden?

Ich: Es bleibt dabey.

Er: Und aus meinem Sack gebe ich Ihm noch zwey Kronenthaler. Komm Er jezt mit in die Schenke.

In der Schenke befahl der Leutnant dem Wirthe, mich zu pflegen, und mir auf seine Kosten alles zu reichen, was ich begehren würde. Darauf zählte er mir zehn Kronenthaler auf den Tisch. Ich hoffe, sezte er hinzu, Er wird kein Schurke seyn, und gab mir die Hand, und ging.

Ich habe bey den Schwaben viel Vertrauen auf die Ehrlichkeit ihrer Soldaten gefunden: von keinem wurde voraus gesezt, daß er zum Henker laufen würde: daher wurde auch keiner eingesperrt, keiner in besondere Obacht genommen, und wenn auch noch so viele abfuhren, so wurden die andern deswegen doch nicht im geringsten mehr eingeschränkt. Ganz anders war es sonst bey den Preußen, und noch jezt ist die persönliche Freyheit

der preußischen Soldaten sehr geschmälert. Aber den Herren aus Schwaben liegt auch nicht viel daran, ob einer wegläuft oder da bleibt: die Stände müssen die fehlende Mannschaft im Nothfall ersetzen; und nicht der Hauptmann. Ueberdieß stritten ja die Schwaben nicht für sich, sondern für Andere!

Herr von Sandberg, dem ich den folgenden Tag vorgestellt wurde, bedaurte, daß er es nicht bemerkt hatte, daß ich Soldat hätte werden wollen, sonst, sagte er, würde er mich unter seine Grenadiers genommen haben: er war nämlich Inhaber von einer Grenadiercompagnie. Der Hauptmann von Storr, ein gerader, braver Offizier, drückte mir die Hand und seine Gemalin fragte mich mit losem Lächeln: ob ich bald auf die Wanderschaft gehen würde? Kurz, mit innigem Vergnügen, und mit unsterblichem Dankgefühl denke ich an meine Vorgesetzten bey den Schwäbischen Kraistruppen. Aber es waren auch Männer, wie man sie selten antrifft.

Der Oberste, Baron von Sandberg, von Geburt ein Schwede, ist ein Mann von vielen Jahren, dessen Schädel mit ehrwürdigen grauen Haaren bedeckt ist, der aber an Munterkeit des Geistes und an Behendigkeit der Glieder es mit jedem jungen robusten Manne aufnimmt. Nie-

mals habe ich gehört, daß Hr. von Sandberg über Müdigkeit oder Erschlaffung geklagt hätte. Da er ehedem in preußischen Diensten gestanden und sich von Jugend auf das Soldatenwesen zum Handwerk gemacht hat, so versteht er dieses so gut, daß er jedem Heere Ehre machen würde. Er ist streng im Dienste, aber leutselig und artig gegen jederman. Ohne die geringste Einbildung auf seinen Adel oder seine Würde, betrachtet er jeden als seines Gleichen, und bemühet sich, die Gesetze der Menschenliebe und der Wohlthätigkeit mit den kriegerischen Pflichten seines Standes so zu vereinigen, daß ich wohl behaupten kann, niemand habe den rechtschaffnen Obersten gekannt, ohne ihn zugleich verehrt und geliebt zu haben.

Herr Hauptmann von Storr, aus Gmünd in Schwaben, ist ein recht ehrlicher Mann, der auch seinen Dienst so gut versteht, als man es bey den Schwaben fodert. Ob er gleich katholisch ist, so liest er doch protestantische Schriften, und konnte es recht wohl leiden, wenn ich im Ochsen oder in der Rose zu Freystätt über die Pfafferey und deren ungezogene Diener etwas loszog. Seine Gemalin ist eine Dame, die sich so recht zu einem Offizier schickt. Sie hat ehedem als Mädchen einige Feldzüge im siebenjährigen Kriege mitgemacht, und kann reiten, troz einem Bereiter auf der Reitbahn.

Leutnant Storr, ihr Sohn, ist ein schöner junger Mann, der sich in Absicht des Dienstes ganz nach dem Obersten von Sandberg gebildet hat, welcher ihn auch vorzüglich liebt. Uebrigens hat der junge Storr viele Kenntnisse und viel Herzensgüte. Die Tochter des Hauptmanns, welche auch mit im Felde war, Fräulein Auguste, war eine hübsche, allerliebste Blume von 15 Jahren.

Herr von Triebelhorn, Sohn des Oberamtmanns zu Rottenmünster — nicht Rothmünster, wie die Geographen gewöhnlich schreiben *) — ist ein offener, ehrlicher Mann, der freilich aus dem Soldatenstande kein Handwerk macht, ihm aber auch keine Schande bringt. Ich habe wenig Menschen gefunden, mit welchen es besser wäre umzugehen gewesen, als mit Leutnant von Triebelhorn. — Diese Herren waren meine Vorgesezte; und unter solchen Vorgesezten geht es einem nicht übel.

Es war gerade am Palmsonntag 1795, als ich bey den Schwaben ankam. Ich dachte an nichts weniger, als daß die Herren Emigrirte noch Anspruch auf mich machen würden, aber ich betrog mich.

---

*) Es heißt auch auf Latein nicht coenobium rubrum, wie es in manchen Büchern angegeben wird, sondern vallis B. Mariae ad Nigrum.

Ich saß nämlich eines Tages in einem Weinhause mit einem Korporal, Namens Seher, als ein Sergeant von Rohan, den ich sehr gut gekannt hatte, herein trat, mich betrachtete, und dann in seiner Sprache ausrief: aber wo bey allen Teufeln, wo kommt ihr her? Ich schwieg, und that als verstände ich sein Französisch nicht. Drauf sagte er zu seinem Begleiter, einem Offizier: der Mensch da will mich nicht verstehen, aber nur Geduld, laßt ihn ja nicht fort: ich gehe zum Obersten. — Korporal Seher, der den Sergeanten nicht verstanden hatte, ließ sich von mir berichten, und wir machten Anstalt, abzugehen. Der Rohansche Offizier wollte uns zurückhalten; aber Seher hob den Stock: und wir — gingen.

Der Offizier und der Sergeant liefen hernach zum Obersten, um mich zurückzufodern. Aber dieser feurige Mann erklärte ihnen kurzweg: daß daraus nichts werden könnte, daß sie von den Schwäbischen Truppen schon zu viele verführt hätten, daß man ihr Korps durchaus nicht für voll ansähe und daß sie sich nur gleich zum Thor hinaus packen sollten, oder er würde sie mit Mannschaft hinaus bringen lassen. — Mit diesem Troste mußten sie sich abführen. Als ich hernach mit dem Obersten über diesen Vorfall zu sprechen kam, sagte er kurz: Es ist Lumpenzeug um alle Emi-

granten: man sollte das Gesindel zusammen in den Rhein schmeißen! Bey mir darf keiner Hülfe suchen. — Vor den Emigranten bangte mir also nicht weiter.

Ich stand bey dem ersten Bataillon, und unsere Kompagnie kam in der Osterwoche nach Freystätt, wo ich nur einmal exerzierte und gleich darauf zum Unteroffizier gemacht wurde. Der Oberste von Sandberg hatte mich näher kennen lernen, und, um mir das Leben zu erleichtern, hatte er bey meinem Hauptmann um mich angehalten: und so war ich nach einem Dienste von ohngefähr 14 Tagen Korporal bey den löblichen Kraistruppen.

Die Truppen des Schwäbischen Kraises bestehen aus zwey Regimentern Reuterey, und vier Regimentern Fußvolk: Würtemberg, Baden, Fürstenberg und Wolfegg nebst einem Artilleriekorps. Damals hatte man sie bestimmt, die Gegenden um Kehl zu besetzen und selbige gegen den Ueberfall der Franzosen zu schützen. Wie gut sie dieß gethan haben, hat sich ausgewiesen bey dem Einfall der Franzosen in Schwaben*).

*) Hierüber habe ich Originalbriefe, selbst von Schwaben; aber [illegible] zu der [illegible] in der Schilderung der Reichsarmee, zu weit.

Ich würde hier meinen Lesern eine Idee von den Reichstruppen zu liefern suchen, wenn ich es nicht schon anderwärts gethan hätte, nämlich in der Schilderung der jetzigen Reichsarmee, nach ihrer wahren Gestalt, nebst Winken über Deutschlands künftiges Schicksal *). In dieser Schrift, für deren günstige Aufnahme ich dem Hrn. von Archenholz und Häberlin meinen Dank abstatte, wie allen Recensenten, die ihrer vielleicht zu rühmlich erwähnt haben, findet man alles, was die Reichstruppen in ihrem grellen Schwarzdunkel freskiert: denn sie handelt von der Reichsarmee, von den Kraisausschreibenden Fürsten, von dem Reichskontingent, von der Art, dazu anzuwerben, von der Besetzung der Offizierstellen, von dem Mangel an militärischer Einsicht und Beiserung unter den Offizieren; von den Mängeln der Reichsarmee selbst, sowohl von Seiten ihrer ungleichartigen Zusammensetzung, Montur, Armatur, Kriegsübungen u. dgl., als von Seiten der verschiedenen Provision der verschiedenen Stände, und des dadurch unvermeidlichen Hasses und Kabalirens der Stände und deren Mannschaft unter und gegen einander, und vorzüglich von der unbeschreiblichen Eifersucht der

*) Köln, bey Peter Hammer, 1796. (Kostet 20 Gr.)

Offiziere und von den fatalen Folgen derselben; von den Betrügereyen bey der Reichsarmee, einmal in Rücksicht auf die Stände, dann in Rücksicht der Provisoren; von dem Mangel des Patriotismus in Deutschland, eben weil die armen Deutschen, als Deutsche, leider, kein Vaterland mehr haben *), von dem Unglücke der Deutschen,

---

*) Was ich in der Schilderung — im Besondern beweise, beweist Hr. Wittaume in seinen Abhandlungen, das Interesse der Menschheit und der Staaten betreffend, mehr im Allgemeinen.

„Einem unterthänigen Volke, sagt er S. 154, ist es nicht erlaubt, das Vaterland zu lieben; denn diese Liebe würde dem, was man Staat nennt, zuwider seyn. Wenn nämlich dieß Volk das Vaterland, das heißt die Nation liebte, so würde es sich vereinigen, um die Gerechtigkeit einzuführen und von dem Fürsten zu verlangen, daß er auf das Gemeinwohl sähe, daß er die Ruhe und die Wohlfahrt der Nation höher schätze, als seinen Ruhm, seine Eroberungen; daß er seine Pracht und seinen Aufwand einschränkte, um die Bürger zu schonen und die Schätze des Staats zu wahren allgemeiner Bedürfnisse anzuwenden. Dieß ist was die Vaterlandsliebe thun würde, aber so etwas heißt unter dem Despotismus Rebellion, Meuterey, und wird als Hochverrath bestraft.“ —

S. 43 sagt er: „Ihr Alleinherrscher und Fürsten, die ihr die Völker beherrschet, und euch die Führer derselben nennt, wünschet ihr nicht, daß eure Unterthanen von patriotischem Eifer glühen? Allein vergebet: unter eurer Regierung ist die Vaterlandsliebe eine Unmöglichkeit. Ihr entfernt jeden Bürger mit großer Sorgfalt von allem dem, was Gemeinangelegenheit heißt, und werfet ihn immer in den Kreis seiner eigenen Geschäfte zurück, und machet ihn dadurch zu einem gefühllosen, niedrigen Eigenthümer. Ueberall findet er lauter gehäufte Hindernisse, von den Angelegenheiten des Staates, von den Bedürfnissen und Hülfsquellen der Nation, von der Verwaltung einige Begriffe zu erhalten:

gröſtentheils durchs Haus Oeſtreich, von dem Mangel eines Oberhaupts, oder einer legalen Kraft zur Aufrechthaltung der Staatsordnung im deutſchen Reiche; von der Schwäche und den Mängeln der Reichsgerichte und der Reichsgrundgeſetze, von den äußerſt nachtheiligen Folgen der

---

kaum kennt er etwas von den Landesgeſetzen, und noch weniger die Gründe derſelben. Wie kann er alſo ein Vaterland lieben, wovon er nichts weiß? —

Er ſieht ſchendrein, er fühlt, daß man in allen Stücken ſein Intereſſe von dem Intereſſe des Staates trennt; daß er höchſtens das Werkzeug, und nicht ſelten das Schlachtopfer des Phantoms iſt, das man Vaterland nennt. Die Lasten des Staats ſind die ſeinen nicht; man fragt ihn nicht, ob er Krieg führen will oder nicht, ja man ſagt ihm oft, daß der Krieg ihn nicht angehe. Allein man nimmt ihm in diesem Kriege, der ihn nicht angeht, ſeinen Sohn, den man auf die Schlachtbank führt, man fodert von ihm für den Krieg, der ihn nichts angeht, Kriegsſteuern; man quartiert bey ihm Soldaten ein, die ſein Haus beſetzen, ſein Brod gutſſen und ihren Muthwillen an ihm auslaſſen. Der Feind rückt an: man unterſagt ihm, die Waffen zu ergreifen und den Feind zurückzuſchlagen — weil ihn der Krieg nichts angeht. Der Feind greift an, hat die Stadt in Aſche, er dringt weiter; lebt auf Koſten der Bürger, mißhandelt ihn, braucht gegen Weib und Tochter Gewalt, raubt, zerſtört, nimmt alles mit, und verwüſtet, was er nicht wegſchleppen kann."

„Was iſt alſo der Einwohner im Staate, wenn Verwüſtung ſeiner Habe, Hunger und Mangel, Mißhandlung und Entkräftung ihn nichts angehn und er ſich dieß alles gefallen laſſen muß? Er iſt nichts, als das bedauernswürdige Werkzeug der Regierung, die todte Maſſe, an welcher alle Bedrückungen verübt werden. Und doch ſoll er den Staat lieben? ihn Vaterland nennen?" —

„Aber ihr möchtet es nicht, ihr Fürſten, daß wahrer Patriotismus unter den Völkern entſtünde; dazu kennt ihr

Pfafferey in und für Deutschland; von dem Generalissimus und den andern Generalen der Reichsarmee, und von den Kabalen derselben und deren Hauptfolge; von den Excessen der Reichstruppen, von der schlechten, ja, oft entgegengesezten Befolgung der Operationsplane; von dem Hasse und

---

eure Vortheile viel zu gut. Ihr fühlet wohl, daß die Vaterlandsliebe mit eurem Despotismus unerträglich ist. Ihr begreifet deutlich, daß Bürger, die vermöge der Vaterlandsliebe an einander hingen, nicht leicht zu beherrschen seyn mögten, und sich keine Anschläge weiter, als Gemeinwohl, gefallen lassen würden."

„Wollt ihr indessen — fährt Villaume S. 138 fort — daß sie ein Vaterland lieben: o, so müßt ihr ihnen eins geben. Die Heloten zu Sparta waren eben so wenig Helden und Patrioten, als unsere Städter und unsere Bauern. Der Unterthan ist allenthalben ein blos passives Geschöpf, ohne Seele, ohne Gefühl als zum Leiden, und ohne Thätigkeit als für seinen Eigennutz. Der Bürger aber ist ein thätiges Wesen, dessen Kräfte entwickelt und in Bewegung sind, und der sich deswegen des Staates annimmt, weil er dessen Wohl als sein Wohl, und dessen Werk als sein Werk betrachtet." —

Das alles lehrte uns wirklich die Erfahrung vor unsern Augen. Was halfen alle öffentliche und Privat-Aufforderungen zu patriotischen Beyträgen zu Führung des Krieges gegen Frankreich? Der Deutsche blieb kalt, und ließ seine Fürsten und deren Diener vergebens jammern und — schlagen. Alle Hülfe erfolgte, war es nur Folge von kleinlichen Hofmitteln, angewandt nach der winzigen Einsicht der Provocirten, Patriotismus nirgends. Das Beywort für die Stadt Wien, die Getreueste, und die goldne Krone vom Wiener Hofe nach Maria-Zell gesandt, sind Stoff zum Commentieren; kein Beweis vom Gegentheil. Das wahre, ächte Gegentheil fand man an dem Bürger und Bauer in Frankreich. Der Patriotismus des einen und des andern kannte keine Gränzen, und darum auch nicht sein — Siegen.

der Verachtung, womit die Truppen gröſserer Fürſten die der kleinern verfolgen, von der Schadenfreude der Schwächern über den Verluſt der Stärkern; von der elenden Artillerie und dem Mangel und der ſchlechten Beſchaffenheit der Feſtungen, vorzüglich an den Gränzen des deutſchen Reichs; von der Verachtung und der Verächtlichkeit des Soldatenſtandes in den meiſten Kraiſen Deutſchlands, von dem Poſſenſpiel: Kartell und Allianz, von dem Mangel der Reichsarmee an Packknechten und Packpferden, von der jämmerlichen Beſchaffenheit der Regiments- und Kraiſs-Spitäler; von dem Intereſſe und der Politik der mächtigern Reichsſtände, die mindermächtigen durch das Aufgeboth einer ſonſt höchſt unbrauchbaren Reichsarmee nur immer mehr zu ſchwächen, und ſie durch Unterhaltung ihres Kontingents zu erſchöpfen, und in Schulden und Uneinigkeit zu ſtürzen; von den zwey groſsen, alles beherrſchenden Partheyen in Deutſchland, und von den Machinationen derſelben; von der Unmöglichkeit, Mittel wider alle dieſe Uebel aufzufinden und anzuwenden, oder Deutſchland aus ſeinen lezten Zügen zu retten, von dem einzigen Nothmittel: Vogel friß oder ſtirb! u. ſ. w.

Genug, um einzuſehen, daß man in dieſem Werkchen alles antrifft, was die paralytiſche

Reichsarmee, und unter dieser auch das Schwäbische Kontingent, von jeder Seite kenntlich hinstellt. Grell ist die Kopie freilich, aber, leider, ist das Original nicht anders. Uebrigens versichere ich aufrichtig, daß ich, ob ich gleich für die Reichsarmee im Allgemeinen, welche sich in dem jetzigen Kriege abermals zur Behauptung ihres alten Ekelnamens einer Reißaus-Armee hinlänglich legitimirt hat, gar wenig Respekt habe, doch sehr viele einzelne Mitglieder derselben unter den Offizieren sowohl als den Soldaten für brave Männer und rechtschaffene Krieger halte, deren Schuld es wahrlich nicht ist, daß Manches so elend und so schlecht betrieben, und noch schlechter ausgeführt ward. Man gebe einem Sandberg z. B. ein preußisches Regiment, und ich stehe mit dem Leben dafür, dieses Regiment giebt keinem in der ganzen preußischen Armee das geringste nach. Aber ein aus so vielen Stands-Kontingenten komponirtes, mit allerhand Gesindel ausmöblirtes, halb defektes Regiment, — was kann da ein braver Kommandeur machen?

Meine Dienste that ich recht gern, weil sie mir gar nicht schwer fielen; wenn ich aber einem Burschen z. B. einem Deserteur oder einem Diebe, bey der Parade, mit meinem häselnen Korporalsstock etwan 15, 20 oder 25 Hiebe auf den Hintern wer-

sen sollte, wie ich mehrmalen thun mußte, dann ärgerte ich mich allemal derb, und ging endlich gar einmal in vollen acht Tagen nicht auf die Parade. Der Oberste begegnete mir eines Tages: Aber Korporal, sagte er, man sieht Sie ja gar nicht mehr auf der Parade: wo stecken Sie? Wissen Sie nicht, daß der Unteroffizier, so oft er sonst nur kann, auf die Parade kommen muß?

Ich: Das weiß ich recht gut, Herr Obrist: aber ich bin immer vom Rekruten-Exerzieren müde, und zudem ist eben für mich kein Vergnügen auf der Parade.

Obrist: Oho: es ist doch auch da kein Verdruß! Man hört immer etwas Neues, und dann hat man Gelegenheit, sich oft eine Motion zu machen, und den oder jenen, der's verdient, auszugerben.

Ich: Eben das, Herr Obrist, schreckt mich ab. Bin ich auf der Parade, und ruft der Major: he da, Korporal, dem oder jenem fünf und zwanzig richtig abgezählt: so muß ich gehorchen, und den Stockmeister spielen: und das kränkt mich.

Obrist: Wenn's weiter nichts ist, davon kann ich Sie befreyen! Es giebt Korporale genug, die gern zudreschen: die mögens also für Sie forthin thun.

Von dieser Zeit an habe ich niemanden mehr schlagen müssen, als einmal in Hornberg, auf Befehl des Majors von Besserer, einen Kanonier, der eine hochschwangere Ehefrau mit Gewalt hatte nothzüchtigen wollen. Diesem Kerl habe ich aber seine Portion auch tüchtig zugemessen.

Erst in Freystätt schrieb ich an Hrn. Bispink nach Halle, und dankte ihm für die Mühe um meine Befreyung aus Frankreich. Zugleich erzählte ich ihm meine Widerwärtigkeiten auf der Rückreise, und zeigte ihm an, daß die Schwierigkeit, ohne Gefahr vor den Oestreichern durchzukommen, und der Mangel an Allem mich genöthiget hätten, von neuem Dienst zu nehmen, aber unter Truppen, bey welchen es nicht schwer hielte, loszukommen. Den Namen dieser Truppen verschwieg ich indeß, wie auch den Ort meines damaligen Aufenthalts. Ich besorgte nämlich, mein Brief mögte durch irgend einen Zufall in ungewaschne Hände fallen: dadurch mögte mein Aufenthalt dem Thaddenschen Regiment bekannt werden: dieses mögte mich ausgeliefert wissen wollen; und so könnte es dann geschehen, daß ich wieder preußische Uniform tragen müßte. Da ich aber einmal beschlossen hatte, diese Uniform nicht mehr zu tragen, indem meine noch immer offne Brustwunde, nebst meinen geschwollnen Füßen vom

Marſchmarſchieren in Champagne, mich zu den ſchweren Kriegsdienſten der Preußen im Felde untüchtig machten, und dann weil ich für die Preußen genug gelitten hatte, um auf Befreyung von ihren Dienſten gerechten Anſpruch machen zu können: ſo wollte ich auch mich nicht ſelbſt der Gefahr ausſetzen, das durch meine Schuld thun zu müſſen, was ich nach guten Gründen nicht mehr wollte. Der Kronprinz von Preußen hatte mir zwar auch Freyheit zugeſagt, aber ich traute doch nicht ſo recht.

Auf dieſen Brief konnte ich alſo, unter den erwähnten Umſtänden, von Hrn. Bispink keine Antwort haben. Um aber eine zu haben, und um dieſen Braven von der Beſorgniß um mich zu befreyen, ſchrieb ich ihm abermals hernach aus dem Lager, und zeigte ihm dann auch an, wo und wie ich war. Denn damals hatten die Preußen ſchon Frieden, bedurften darum der Leute weniger, und ſo durfte ich mich vor ihnen auch nicht mehr ſehr fürchten.

Drey und funfzigstes Kapitel.

Meine Lage im Schwäbischen Dienste.

Ich werde, so lange ich lebe, den Frühling und den Sommer von 1795 nicht vergessen: denn ich habe keine Zeit meines Lebens mit mehr Vergnügen zugebracht, als jene im Hospital zu Dijon, und dann das halbe Jahr im Dienste des Regiments von Baden.

Zu Freystätt fand ich in der Person des Pfarrers meinen alten redlichen Freund, Hrn. Schulmeister, welchen ich ehedem in Giessen 1776 und 77 wohl gekannt, und seiner Freundschaft innigst genossen hatte. Dieser rechtschaffene Mann sagte mir geradezu: so lange du hier im Quartier bist, lieber Lauckhard, bist du mein Gast, des Mittags und des Abends, und dabey bleibts: kein Wort zur Entschuldigung! — Daß es ihm, und seiner guten Frau — daß Mann und Frau in diesem Punkte sehr selten gleich gesinnt sind, habe ich selbst oft genug erfahren — recht Ernst gewesen sey, sah ich daraus, daß ich einen derben Wischer von beyden

bekam, wenn ich irgend einmal aus dieser oder jener Ursache vom Tische wegblieb: in diesem Falle mußte das Hausmädchen immer zusehen, ob ich krank wäre. Meine Löhnung konnte ich nun anwenden, wozu ich wollte, und mein Brod verkaufte ich. Die Kinder des Pfarrers, lauter schöne, wohlgezogene Mädchen, hatten mich recht gern, aber seinen einzigen hoffnungsvollen Sohn begruben wir ohngefähr 8 Tage vor Pfingsten, und ich weinte über den Tod dieses Kindes beynahe eben so viel, als der Vater.

In der Nachbarschaft da herum fand ich noch mehr alte Bekannte und Universitätsfreunde von Gießen her, ich meyne die Herren Wagner, Advokat in Freystätt, Küß, Pfarrer zu Bischofsheim, Hönig, Pfarrer zu Diersheim; Venator, Pastor in Auenheim und Schoch, Paster zu Scherzenheim. Diese Herren verbreiteten meine Existenz in der ganzen Gegend, und da ich schon par renommée, besonders durch die ersten Bände meiner Lebensgeschichte, als ein Ebentheurer bekannt war, so wollte jederman meine Larve kennen lernen: und ich hatte Zutritt in allen Häusern bey den Honoratioren des ganzen Ländchens. Sobald also mein Dienst es erlaubte, und der mußte es oft genug erlauben, lief ich über Land, besuchte den oder jenen und war überall willkommen.

Wenn mich keine Sorgen niederdrücken und kein Kummer verstimmt, dann ist meine Seele heiter, und alle meine Handlungen und Worte sind alsdann mit einer gewissen Munterkeit begleitet, welche ich im gedrängten Zustande auf keine Art erzwingen kann. Da ich nun um diese Zeit nicht die geringste Sorge hatte, so war ich immer helle und jovialisch, und konnte Spaß machen, und Schnurren erzählen, soviel man verlangte. Ich wurde, ob ich schon nichts als Korporal war, doch oft zu Gastereyen eingeladen, wobey hohe Personen, Staabsoffiziere, und selbst einmal der hochwürdige Herr Prälat von Gengenbach zugegen war. Man behandelte mich, als wäre ich, wer weiß, was gewesen, und ich freute mich meiner Existenz. Ich danke hier öffentlich dem Hrn. D. Hubn, Hrn. Kirchschaffner Hauke, dem Hrn. Oberjäger und Hrn. Amtsschaffner zu Bischofsheim, dem Hrn. Landschreiber in Freystätt und mehrern andern Herren wegen ihrer mir so vielfältig erwiesenen Gefälligkeit. Das ist das Einzige, was ich ihnen für ihre Güte wiedergeben kann.

Sage mir einer von den Mädchen am Rhein, was er will: ich wenigstens hab' in Bischofsheim ein Frauenzimmer kennen lernen, mit welchem ich keine von allen, die ich kenne — und ich kenne eine ansehnliche Menge — in Vergleichung

ſtellen mögte: und dieß Mädchen iſt Mamſell Friderike Hauke, die Schweſter des Hrn. Kirchenſchaffners zu Biſchofsheim. Die vorzügliche Schönheit dieſes jungen Frauenzimmers macht gerade ihre geringſte Vollkommenheit aus. Aber ich würde mich verſündigen, wenn ich eine nähere Schilderung von ihr wagen wollte, welche auf jeden Fall das Original himmelweit hinter ſich laſſen würde.

Ich lobe recht gern, und da es — für äſthetiſche Kätzer von meiner Art — am weiblichen Geſchlecht überhaupt wenig zu loben giebt, ſo iſt man recht froh, wenn man unter demſelben einmal etwas Vorzügliches antrift. Folglich müßte ich kein Gedächtniß mehr haben, wenn ich die Gemalin des Hrn. Venators, Pfarrers von Altenheim, vergeſſen hätte. Schwerlich wird man viele Weiber finden, die ihren Geiſt ſo ausgebildet, und ſich ſo viele Fertigkeit in der Muſik, im Tanzen, im Franzöſiſchen, u. ſ. w. erworben haben, als Madam Venator.

Emigrirte Elſaſſer, Unterthanen des Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt, beſonders ehemalige Bediente, gab es auch in dieſer Gegend. Das waren aber ganz andre Menſchen, als die eigentlichen Emigrirten der Franzoſen. Sie waren weggegangen, weil ſie ihrem Herrn, dem Landgrafen,

ergeben waren, und weil sie wirklich in seinen Diensten und in seinem Brode standen. Das Auswandern war ihnen daher nicht so sehr zu verargen, als jenen, welche auszogen, damit sie mit Hülfe auswärtiger Mächte die Freyheit ihres Vaterlandes unterdrücken, und hernach ihre Mitbürger auf Rothwälsch wieder tyranniſiren helfen möchten.

Unter den emigrirten Elsaſſern lernte ich einen Medikus kennen, Hrn. D Roſenſtiel von Buchsweiler, und Leibarzt des Landgrafen. Das war so ein Mann nach meinem Fuße, ein Arzt, der seiner eignen ganzen Wiſſenſchaft, oder wie er immer sagte, der mediciniſchen Quacksalberey, Hohn sprach, und behauptete, daß beynahe alles von der bloßen Natur, blutwenig aber von der Kunſt in Heilung der Krankheit zu erwarten sey.

Meinen Gönner, den Hrn. Oberſten von Sandberg, beſuchte ich öfters, und gab seinem Bedienten, der das Faktotum bey ihm war, Unterricht im Rechnen. Ich ſuchte beym Oberſten herauszubringen, was er von den franzöſiſchen Angelegenheiten hielte. Allein seine Antworten fielen immer so aus, daß ich einsah, Hr. von Sandberg sprach, wie ein redlicher deutſcher Offizier sprechen muß. Ich merkte wohl, daß der einſichtige Mann recht gut wußte, Iliacos intra muros peccari et extra; daß die Franzoſen in der Haupt-

sache Recht hätten, und daß das heil. Röm. Reich zur Ungebühr in die Brühe gezogen wäre. Allein da er einmal bey den Reichstruppen als Offizier von hohem Range diente, so durfte er freilich nicht zugeben, daß seine Armee eine schlechte, der Feind aber eine durchaus gute Sache vertheidigte. Wenn ich manchesmal so etwas fallen ließ, so widersprach er nicht, lächelte nur, und schloß mit der allgemeinen Bemerkung, welche ich herzlich gern unterschrieb und noch unterschreibe: „daß eine Revolution für die, welche sie betrift, allemal eine sehr blutige Sache sey.“

Allein Hr. Kuhn, der Auditeur, welcher mich seiner vorzüglichen Freundschaft würdigte, und welcher ein sehr gelehrter Mann ist, war über die Franzosen so sehr erboßt, daß wir allemal bis zu Grobheiten an einander kamen, wenn von ihrer Sache die Rede war, zumal wenn wir im Lämm zu Freystätt, oder im Schwerd zu Kehl unsre Kopfe etwas heroisch getrunken hatten. Endlich machten wir aus, daß von den französischen Angelegenheiten gar nichts mehr unter uns vorkommen sollte: und so blieben wir gute Freunde. Aber die Franzosen hatten dem guten Kuhn seinen Gönner und Freund, den vormaligen Maire Dietrichs in Strasburg geköpft, und so hatte er ja Ursache, dem ganzen Volke feind zu seyn.

Herr Maier, Feldprediger unſeres Regiments, hatte ſeinen Tiſch auch bey Hrn. Pfarrer Schmeiſter. Jedes Schwäbiſche Regiment hat zwey Feldprediger, einen katholiſchen und einen lutheriſchen. Der katholiſche war ſonſt Kapuziner, dabey aber ziemlich helle. Er hielt auf Niemeyers Karakteriſtik alles, nur daß dieſes Werk einige allzufreye Aeußerungen für ihn enthielte. Wie erſtaunte er aber, als ich ihm ſagte, daß dieſes ſonſt ſchäzbare Buch immer noch zu viel theologiſchen Sauerteig habe, welchen der gelehrte und einſichtsvolle Verfaſſer jezt ſelbſt nicht mehr billigte: der Herr Feldpater mögte nur die Schriften eines Semlers, Bahrdts, Steinbarts, Schulz von Gielsdorf und anderer Theologen und Philoſophen leſen: und er würde ſchon etwas anders ſehen.

Herr Maier war ein Mann, den ich immer ehren werde. Da er auf Schulen ſehr fleißig geweſen war, und da die Schulen im Würtembergiſchen ungleich beſſer ſind, als alle Schulen in ganz Deutſchland: ſo hatte er ſehr feine Kenntniſſe eingeſammelt, las den Homer und den Theokritus, und wußte das Meiſte aus dem Virgilius, Horatius, Ovidius und Juvenalio auswendig, und führte ihrer einen immer in der Taſche. Wenn wir nun ſo des Abends in den

idyllisch-reizenden Rhein-Auen herumwanderten, dann war unser Zeitvertreib, daß wir einige schöne Stellen aus jenen illustern Alten wiederholten, wovon mir mein nicht ganz untreues Gedächtniß manche wieder angab. Da ergözten wir uns denn bas, und kehrten oft spät zu Herrn Schulmeister zurück, um bey einem Glase Wein den Kommentar über diesen und jenen Vers zu beendigen. Ich weiß noch, daß wir uns drey Tage lang gezankt haben, über folgende Verse des Virgilius:

Populus Alcidae gratissima, vitis Iaccho,
Formosae Myrtus Veneri, sua laurea Phoebo;
Phyllis amat corylos, illas dum Phyllis amabit,
Nec myrtus vincet corylos, nec laurea Phoebi.

Der Zwist betraf die Frage: ob im zweyten Verse das gratissima zu wiederholen sey? Ich verneinte es, und konstruirte Veneri sua (i. e. propria) myrtus est &c. Hr. Maier wollte das Gegentheil.

Ich muß hier etwas erzählen, das freilich zu Darmstadt nicht gefallen wird: allein die Wahrheit muß heraus! Vielleicht schämen sich die Herren, die sie betrift, und nehmen die Publicität ihres Verfahrens zum Beweggrund, sich vor ähnlichen Streichen in der Zukunft fein hübsch zu hüten. —

Im Jahr 1795, im Jänner, befahl das hochwürdige Konsistorium zu Darmstadt, dessen geistliches Oberhaupt Herr Olf, der Superintendent ist, — das weltliche kenne ich nicht, es muß aber Hrn. Olf beygestimmt haben — daß in Zukunft alle Scheine, welche die Geistlichen ausstellen würden, auf Stempelpapier geschrieben seyn sollten; und wer dagegen handelte, sollte um 10 Thaler gestraft werden. Ein Pfarrer im Lichtenbergischen machte nachher die Anfrage: ob denn auch die Nachtmalsscheine, (bey den Katholiken heißen sie Beichtzettel) welche meist an arme Dienstboten gestellt würden, auf Stempelpapier geschrieben werden sollten? Dieses, fügte er hinzu, würde wohl höchst unbillig seyn, weil auf diese Art das Nachtmal selbst mit einer Art von Taxe belegt und dadurch verhaßt gemacht werden würde. — Herr Venator, Superintendent zu Kork, schickte, wie natürlich, die Frage des biedern Pfarrers nach Darmstadt ans Konsistorium. Die Herren darinn, statt einer vernünftigen Vorstellung Gehör zu geben, ergrimmten heftig darüber, und schickten eine äußerst grobe Resolution nomine Serenissimi — daß sich doch die nomina Serenissimorum zum Deckel aller Gräuel so oft müssen mißbrauchen lassen, besonders der ehrwürdige Name des rechtschaffnen Landgrafen von Darmstadt! —

daß es bey der ersten Verordnung bleiben sollte, und daß der Pfarrer in eine Strafe von 100 Gulden verfallen sey, welche er sofort zu entrichten habe; daß aber künftighin die Cassation allemal erfolgen sollte, sobald irgend ein Geistlicher es wagen würde, mit ähnlichen Remonstrationen einzukommen: des Herrn Landgrafen Durchlaucht, oder vielmehr Seine Excellenz Herr von Gatzert und Seine Hochwürden Herr Olf wären nicht gewohnt, sich Vorschriften machen zu lassen. — Alle Klugen zuckten die Achsel über diese Despotie, und der Pfarrer mußte seine hundert Gulden bezahlen.

Einen Kommentar hierüber mögen meine Leser selbst machen; aber zur Belehrung des Hrn. Gatzert und des Hrn. Olf will ich hier ein Paar Gedichte einrücken, welche die gestrengen Herren sonst wohl nicht lesen mögten. Sie sind von einem preußischen Offizier, und stehen in der Sammlung erbaulicher Gedichte — für die politischen Vampirs S. 314 u. f.

„Warum Friedrich der Große, auf Dankelmanns Rath, den geistlichen Consistorialräthen weltliche zuordnete."

„Als Moses nicht bey Aron war,
Da ward ein Kalb gemacht;

Drum iſt das Recht ganz ſonnenklar,
Daß man den Papſt bewacht,
Den Papſt in Rom, und wo es iſt:
Denn welcher Pabſt iſt wohl ein Chriſt,
Ein Chriſt nach Chriſtus Sinn?
Sie judeln all von Anbeginn
In Rom und Genf und überall
Nach Welt' und Macht in ihrem Stall.
Drum weg mit Friedrich, weg mit Licht:
Sie taugen für ihr Schachern nicht."

„Indeß, wer ſelbſt mitſchachern will,
Setzt durch, wie Pitt, nach Luſt die Bill,
Und acht aufs Kapern ruſtig aus,
Verkauft kein Land, kein Recht, kein Haus
So recht nach Majeſtäten-Recht
Für Hildebrandes Raubgeſchlecht.
Und dann ſogleich Aron nur vorauf,
Erleichtert Moſes ſeinen Lauf,
Und führt das Volk am Narrenband
Durch Hoffnung auf's Gelobte-Land,
Verwandelt gaukelnd Tag in Nacht.
Und was das alles eingebracht,
Das theilen beyde unter ſich
In Gottes Namen brüderlich
Pro rata. —"

„So gehts, ſo gings vor Alters her,
Und darum trift der Ausruf ſehr:
„Unſeilig Mittelding von Engel und von Vieh,
„Du haſt Vernunft, o Menſch, und brauchſt ſie
dennoch nie!"

„Sehr inkonsequent!"

„Man preißt den Luther hoch und theu'r,
Daß er den Papst beschränkte:
Wer schenkt uns einen Luther heu'r,
Der manchen Sultan lenkte!
Denn Fesseln drücken immerdar,
Es lese sie ein Gregor an,
Ein Calvin, Sultan oder Zaar,
Mirabeau, oder Kain-Chan,
Sie dulden hart und finden drein
Den Kalkenmeister auf dem Thron.
Und doch will keiner Henker seyn,
Und jeder bebt vor Ludwigs Lohn: *)
O tempora, o mores!"

Vier und funfzigstes Kapitel.

Fortsetzung.

Unsre Compagnie blieb bis den 9ten Jun in Frey-stätt, worauf wir ein Lager oberhalb Kehl, nicht weit vom Rhein, bey den Dörfern Marlen und Goldscheier bezogen, und daselbst bis den 9ten Jul stehen blieben. Vom Lager aus, worin ich wenig zu thun hatte, besuchte ich meine Freunde oft, und hatte oft selbst Besuche, weil ich anfieng,

*) Ludwigs XVI, oder des Guillotinirten.

auch hier eine gewiße Celebrität zu genießen, die ich der Lesebibliothek des Herrn Geiger zu Lahr zu danken hatte. Dieser Herr Geiger besaß nämlich meine Lebensbeschreibung, und als er erfuhr, daß ich bey dem Badischen Regimente mich aufhielte, so schickte er sie aller Orten herum, mit der Bemerkung: daß der seltsame Held und Verfasser der mitgeschickten Lebensgeschichte jezt unter dem Regiment von Baden in der Nähe sey. Da lasen denn die dortigen Herren und Damen, und kamen, um den seltsamen Mann selbst zu beantlitzen, der nach so vielen Ebentheuern noch immer nicht ganz gewitzigt war. Mich freute das nicht wenig, und ich ließ mein Antlitz gern betrachten, um so lieber, da die Herren allemal recht guten Wein und andere sehr genießbare Sachen mitbrachten. Man nehme mir dieses Geständniß nicht übel: denn ich gehöre zu denen,

Qui vultu morbum incessuque fatentur,

und brenne mich nirgends weiß. Eben darum gestehe ich den Herren und Damen auch ohne Hehl: daß nicht so sehr die Begierde, ihnen zu Gefallen zu leben, als vielmehr der Lusten, an ihren Flaschen und Speisekörben Theil zu nehmen, mich gegen sie gefällig und beredt gemacht hat. So aber geht es in der ganzen Welt! Manche denke.., sie werden wegen ihrer Schönheit, Artigkeit, Gelehr-

samkeit, seiner Sitten, Unterhaltungsgabe u. s. w. besucht: und siehe da, man kommt zu ihnen, um mit ihnen zu schmarotzen. Mit mir war es damals umgekehrt.

Den 9ten Jul. verliessen wir das Lager; und unsre Compagnie kam nach Kehl zu liegen, wo wir das Fort, dessen Werker die Franzosen schon lange vorher gänzlich zusammengeschossen hatten, besetzen mußten. Wir wurden die ganze Zeit über von den Franzosen gar nicht beunruhigt. Da fast alle Tage Kaiserliche Gefangene ausgeliefert wurden von Strasburg aus, so hatte ich Gelegenheit, einige französische Offiziers zu sprechen, und fand bey ihnen immer die regste Gesinnung für Tapferkeit und Freyheit. Unser Oberste, Sandberg, bewirthete sie jedesmal, und ließ sich selbst einmal von ihnen nach Strasburg einladen, wo man ihm alle Ehre erwiesen hat.

Endlich erhielt ich Antwort von Herrn Bispink: Gott, welche Wonne goß dieser Brief des redlichen Mannes in meine Seele! Ich sah, daß er meinen Abschied längst bewirkt hatte, und daß ich lange völlig frey war. Er gab mir Nachricht über alles, was er für mich nach Zürich an Hrn. Geßner geschickt, und bey diesem für mich weiter bestimmt hatte. O, da ergrimmte ich erst recht über die Voreiligkeit der Herren zu Basel,

und empfand einen beynahe unwiderstehlichen Drang, nach Halle zurück zu eilen; ja, wenn mich die Ehrfurcht für den Obersten und meinen Hauptmann nicht abgehalten hätte, so wäre ich damals gleich desertirt, und hätte mich nach Halle aufgemacht. Aber ich wollte einmal nicht desertiren, auch mißrieth mir dieß Hr. Biepink; also beschloß ich zu warten, bis ich vielleicht ohne ein Bubenstück zu begehen, die Schwaben verlassen konnte. Herr Biepink hatte mir zugleich eine ansehnliche Summe Geld geschickt, wovon ich meine Bedürfnisse bestreiten, und mir bey der allgemeinen Theurung der Lebensmittel, viel Erleichterung schaffen konnte.

Als wir in Kehl standen, that der Rhein in der dortigen Gegend unersetzlichen Schaden. Der Fluß hatte seinen Damm an vielen Orten durchbrochen, und die ganze Gegend, auf vier Stunden lang, weit und breit überschwemmt. Das Dorf Kehl stand so tief unter Wasser, daß man mit Nachen und anderm Fahrzeug von einem Hause zum andern fahren mußte: die Wachen und Pikete mußten zu Schiffe aufgeführt und abgelößt werden. Bey dieser Gelegenheit ersoffen fünf Soldaten, zwey Korporale und ein Leutnant von den Schwaben. Wahrscheinlich war das aus der Schweiz in den Rhein stürzende Schneewasser Schuld an der

fürchterlichen Ueberschwemmung, welche über acht Tage stehen blieb.

In Kehl sah ich ein Spektakel, bey dessen Andenken mir die Haut noch schaudert. Man hatte unter den Kehler Einwohnern vier Spionen entdeckt, welche den Franzosen von der Lage der Dinge dießseits des Rheins Nachricht gebracht, und dafür viel Geld bekommen hatten. Der vornehmste dieser Verräther war der badische Fiskal oder Geldeinnehmer zu Kehl. Die Leute wurden in Kork verhört, und hernach von einer Kriegskommission, aus Kaiserlichen und Schwäbischen Offizieren, so kondemnirt, daß der Fiskal mit dem Schwerdte, ein Andrer aber mit dem Strange hingerichtet werden sollte: die beyden übrigen sollten drey Tage nacheinander durch 300 Mann Gassen laufen.

Die Exekution ging vor sich, und ich konnte dem Köpfen und Hängen ziemlich ruhig zusehen, nur daß ich da auch in meinen Busen griff und mir selbst eingestand, daß ich so was ähnliches um die Franzosen verdient gehabt hätte. Aber das Gassenlaufen war bis zum Entsetzen abscheulich. Man hatte absichtlich große starke Ruthen gegeben, und für zehn Gulden Wachs unter die Soldaten vertheilt, die Ruthen damit einzustreichen, und die Soldaten vom Regiment Würtemberg verrichteten ihr Henkerknechtsamt auch so gut, daß man

die armen Leute schon bey dem sechsten Gange wegbringen mußte. Sie sahen nicht mehr aus, wie Menschen, indem ihnen die Barbaren sogar die Gesichter zerfleischt, und die Beine und Hüften gar jämmerlich zerfezt hatten. Beyde sind wenig Tage darauf gestorben am Brand. Der brave Sandberg spukte bey dieser Barbarey aus, und ein heftig ausgesprochenes: „Pfuy Teufel, pfuy der Schande!" war sein Urtheil darüber.

Vielleicht verargt man es mir, daß ich eine Begebenheit erzähle, welche den Herren Schwaben keine Ehre bringen kann, und von welcher die lieben Zeitungen damals nichts gemeldet haben; Aber obgleich ich für meine Person über die Schwaben nicht zu klagen habe, so haben sie doch an der Menschheit sich gröblich versündiget, und dieses verdient, daß man es bekannt mache. — Die Häuser der Hingerichteten wurden obendrein den Soldaten zur Disposition überlassen, welche denn alles herausholten, was sie brauchen konnten, und sogar die Thüren und Dielen verbrannten.

Ueberhaupt haben sich die Schwäbischen und andere Reichstruppen gegen die Einwohner der dortigen Ortschaften beynahe eben so schlecht betragen, als die Kaiserlichen, von welchen man bald mehr lesen wird. Keine Gans und kein Huhn war sicher

vor ihnen, und alle Feld- und Gartengemüse wurden geholt und verzehrt: nichts verschonten sie. Freilich war das Unwesen verboten: allein da die Unteroffiziere an den Gansereyen mit Theil nahmen, da selbst einige Offiziere die gestohlnen Gänse und Rüben und Kraut u. s. w. sich wohl schmecken ließen, so konnten die Befehle, welche in dieser Rücksicht gegeben waren, nicht respektirt werden, so sehr auch die hohen Vorgesezten darauf drangen.

Den 9ten August bezogen wir abermals das Lager bey Altenheim am Rhein, und ich erhielt vom Obersten die Erlaubniß, meinen Stand zu Rottenmünster zu besuchen, welches ohngefähr 24 Stunden vom Lager entfernt war. Herr von Triebelhorn, der Leutnant, gab mir ein Empfehlungsschreiben an seinen Vater, den Oberamtmann, mit, und dieser redliche Mann erwies mir alle nur ersinnliche Freundschaft. Der Weg von Offenburg nach Rottenmünster geht über Gengenbach, Haslach, Hornberg, Stramberg und Rottweil, und ist von Hornberg aus, wegen der Gebürge, sehr beschwerlich: denn hier geht schon der Schwarzwald an, von welchem unsre neuen Geistermährchendichter so viel zu erzählen wissen.

In Rottenmünster war man gesonnen, mir in Zukunft nach Endigung des Krieges eine ruhige Lage auszumitteln. Ich konnte diese von welchem

vorhersehen, und auch sicher darauf schon rechnen: denn die meisten Schwaben sind viel zu ehrlich, als daß sie ihr Versprechen vergessen sollten. Ich war auch nicht übel willens, mein Schicksal den Händen der hochwürdigen Frau Aebtissin von Rottenmünster zu überlassen: allein auch hier hieß es am Ende als Bedingung: ich müßte erst katholisch werden. Da nun dieß, wie man bey Freyburg gesehen hat, wohl meine kirchliche Benennung, nicht mich geändert hätte, und da ohne diese Aenderung ich immer in Gefahr geschwebt hätte, meinen angewiesenen Posten endlich doch zu verscherzen: so fand ich für gut, den Vorschlag auch hier auszuschlagen.

In Rottenmünster sahe ich den ersten preußischen Werber wieder: er stand in Rottweil, hatte aber die Erlaubniß, auch im Wirthshause des Klosters anzuwerben. Ich entdeckte mich ihm, und er wollte mich als seinen Rekruten nach Halle bringen lassen, aber ich hatte für diesen Antrag keine Ohren.

Auf dieser Reise lernte ich ein Frauenzimmer kennen, welches an Schönheit und Herzensgüte unvergleichlich ist, aber wegen seines Unglücks das Mitleid der ganzen Welt verdient. Dieses Mädchen hatte vor einigen Jahren mit einen Regiſtrator von M.... Liebeley getrieben, allein gewisse Umstände machten damals ihre Verbindung mit

ihm noch unmöglich. Während der Wartezeit erhielt ihr Anbeter einen höhern Posten, und heurathete ein anderes reicheres Frauenzimmer. Im Vorbeygehen muß ich anmerken, daß man beym Heurathen nirgends mehr aufs Geld sieht, als im Schwabenlande: denn da heißt es recht: auro conciliatur amor. Nach der Hand fand sich ein angesehener hübscher Mann, der droben in der Schweiz der Liebling eines hohen Prälaten war, bey der verlaßnen Mamsell Josephe ein, (Seppele sprechen die Schwaben) verliebte sich in sie und erhielt das Jawort von ihrem Vater und ihr. Die Verlobung wurde bekannt gemacht, und der Hochzeittag schon bestimmt. Indessen erfuhr auch der ehemalige Liebhaber, daß Josephe die Braut eines Andern sey, und schickte, Gott weiß, ob aus verkehrter neidischer Rachsucht, oder aus welcher Ursache, die Briefe, welche er ehedem von ihr bekommen hatte, an den Neuverlobten. Unter diesen Briefen befanden sich mehrere, welche den ehrlichen Mann belehrten, wie weit seine Geliebte mit ihrem ersten Liebhaber gekommen war: denn in einigen vermuthete sie, es sey nicht recht richtig mit ihr und dergleichen. — Daß dieses dem unbefangnen Manne sehr müsse aufgefallen seyn, versteht man von selbst: daß er aber Liebe genug für seine Braut gehabt habe, erhellet daraus,

daß er seine Heurath dennoch hat vollziehen wollen. Allein er wurde, sehr wahrscheinlich auf Anstiften des elenden, niedrigen Buben, in einem öffentlichen Wirthshause von der ehemaligen Aufführung seines Mädchens lügenhaft unterrichtet, und obendrein durch allerley spöttische Anmerkungen gekränkt. Nun konnte er freilich, wenn er anders seine Ehre schonen wollte, an diese Verbindung weiter nicht denken: er brach also davon ab und kündigte der Verläumdeten die Heurath auf. Wie tief der Vater gebeugt, und wie arg das gute Mädchen beschimpft und im ganzen Schwabenlande verschrieen worden sey, kann man sich vorstellen. Ich besitze noch einen Feuerstahl, den mir das sonst edle Mädchen geschenkt hat, und so oft ich Feuer anschlage, denke ich mit Rührung dieser Geschichte.

Sollte mein Buch von jungen Mädchen gelesen werden, so kann ihnen diese Geschichte zur Warnung dienen, daß sie sich nicht, wie's gewöhnlich zu gehen pflegt, mit jedem schönthuenden Laffen einlassen, Briefe an sie schreiben, und so ihr künftiges Glück nicht untergraben. So ein Schlapps gaukelt sich hernach noch obendrein, wenn er ein gutes, unschuldiges Mädchen in Schimpf und Schande gebracht hat. Man erfährt dieß ja in Städten, wo das junge Studenten- und Soldatenvolk die Ro-

ralität und die Delikateſſe der Mädchen untergräbt, ſie zur Koketterie und zum Luxus verleitet, den Sinn für Häuslichkeit in einen Unſinn für Promenaden, Bälle, Lauofahrten und dergleichen umſchafft, und dadurch in dem lüſternen unerfahrnen Mädchen die künftige Hausfrau und Mutter verderbet — zur Schande der Eltern, und zum Ruin deſſen, der dereinſt das Unglück hat, Mann von ſo einem verkümmerten und verhudelten Puppending zu werden.

Sechs und funfzigſtes Kapitel.

Mein Abſchied von den Schwaben. Meine Wanderung.

Ich ſchrieb, nach dem Rathe des Hrn. Bispink, an unſern Kronprinz, und bath dieſen mir ehedem gewogenen Fürſten, mir durch ſein hohes Vorwort bey dem Prinzen Ludwig von Baden, meinen Abſchied von den Schwäbiſchen Kraistruppen bewirken zu wollen. Meine Bitte, zu der, auf Vermittelung des Hrn. Bispink, dem ich meine Bittſchrift geſchickt hatte, um ſie ferner zu beſorgen, noch eine Fürbitte meines ehemaligen Hauptmanns, des Hrn. von Mandelsloh, hinzukam,

war nicht vergeblich: denn ohngefähr 14 Tage hernach ließ mich Hr. von Sandberg von Aueuheim, wo zu der Zeit unsre Compagnie stand, kommen, und redete mich mit einer finstern, mir ganz ungewohnten Miene folgender Gestalt an: Also, Korporal, wollen Sie fort?

Ich: Mein Herr Oberster, ich verstehe Sie nicht.

Er: Ich erhalte hier ein Schreiben vom Chef des Regiments: ich soll Ihnen den Abschied geben; und das geschieht auf Ihr Begehren: Sie haben darum an den Kronprinz von Preußen geschrieben.

Ich: Ich kann das nicht leugnen, mein Herr Oberster: Aber wenn es Ihnen zuwider ist —

Er: So soll ich den Abschied nicht geben? — Nein, Korporal, das geht nicht: der Chef will es haben, und drum muß ich. Es thut mir aber leid (wendet sich von mir weg.)

Ich: Herr Oberster, dieser Schritt kann der Schritt zu meinem Glücke werden.

Er: Kann seyn, will's auch wünschen; aber — aber — ich zweifle sehr! Landhard, wär' ich an Ihrer Stelle, ich blieb hier — hier kann es noch gut für Sie werden.

Wir redeten noch viel miteinander, und doch konnte ich den Obersten, der die Welt und deren Lohn besser kannte, als ich, nicht überzeugen, daß

ls mir im Preußischen wohlgehen würde; und jezt, da ich dieses schreibe, nachdem beynahe 20 Monate verflossen sind, finde ich, daß Sandberg, in Rücksicht auf meinen Hauptbeweggrund, recht hatte, und daß ich sehr unrecht that, eben darum seinen Rath in den Wind zu schlagen, und ein Korps zu verlassen, wobey ich auch nicht die geringste Ursache zu klagen gefunden habe.

Ich kann mich wirklich rühmen, nur einmal einen Wischer von Hauptmann Storr bekommen zu haben, aber diesen hatte ich auch verdient. Ich ließ nämlich, als ich einst die Wache in Freystätt hatte, zwey Korporale, welche mir aus dem sogenannten Lumpenhäuschen als Arrestanten gebracht wurden, auf eigne Autorität wieder los. Außer diesem Stückchen ist mir nichts Unangenehmes zugestoßen.

Der Oberste, als er sah, daß ich — im festen Vertrauen auf das Wort eines Großen — gern von dannen mögte, auch aus Begierde, den Hrn. Bispink wieder zu umarmen, ließ mich nach Kork geben, um da unserm Generalmedikus — ja, nun ist mir der Name dieses liebenswürdigen Mannes, der so brav für die Gesundheit seiner anvertrauten Kranken gesorgt hat, entfallen! — meine noch immer offne Brustwunde zu zeigen, und mir dann von ihm das Zeugniß stellen zu lassen:

daß ich zu fernern Soldatendienſten unfähig ſey. Dieß geſchah und ſo erhielt ich meinen Abſchied, ging gerührt vom Oberſten von Sandberg, der mich noch reichlich beſchenkte, welches auch mein Hauptmann und der Hr. Leutnant von Triebelhorn thaten. Alle meine Freunde unterſtützten mich ebenfalls mit Reiſegeld, und für dieſe ihre Güte ſtatte ich ihnen allen hier den wärmſten Dank noch einmal ab. Den Hrn. Pfarrer Schulmeiſter in Freyſtätt konnte ich nicht ſprechen: er war verreiſet, aber von ſeiner Familie habe ich mit Thränen Abſchied genommen. Mag es doch immer jenen braven Leuten dort oben am Rhein recht wohl gehen! — Meine Kameraden, die Unteroffiziere, beſonders der Feldwebel Nothhelfer, und die Korporale Seber, Schröder und Röhm begleiteten mich noch eine ganze Strecke, Röhm über zwey gute Stunden, und alle weinten beym Scheiden.

Hr. Bispink hatte auf die Nachricht des Hrn. Hauptmanns von Mandelsloh, daß der Kronprinz meine Entlaſſung von den Schwaben bewirken wollte, den Oberſten von Sandberg gleich erſucht, mir, im Falle ich wirklich entlaſſen würde, das nöthige Reiſegeld auf ſeine Rechnung vorzuſchieſſen, ſobald nämlich der Kronprinz es für mich nicht anwieſe. — Hr. Bispink ſtand

ſchon vorher meinetwegen mit dem Oberſten in Briefwechſel. — Auch hatte er einen Brief für mich beygeſchloſſen, worin er mich nach ſehr guten Gründen auf die goldne Wahrheit merken machte:

Alterius non ſit, qui ſuus eſſe poteſt.

Auch rieth er mir, Davids Ausſage „auf Fürſten nicht zu bauen" wohl zu beherzigen, um mich hintendrein nicht getäuſcht zu finden. Dann gab er mir Mittel und Weg an, wie ich — auf jeden Fall — durch mich ſelbſt beſtehen könnte, auch ohne ein Brod, welches dem Mann von Kraft — nicht immer zum beſten ſchmecke. Seine vorzüglichſten Winke gingen auf die moraliſche Befreyung, nach der Sentenz des Horatius:

— — O toties ſervus, quae bellua raptis,
Cum ſemel aufugit, reddit ſe prava catenis! —

Dieſer Brief des Hrn. Biſpink, war erſt 8 Tage nach meiner Abreiſe angekommen, wie der Hr. Oberſte in ſeiner Antwort an Hrn. Biſpink, mit der ich deſſen Brief an mich nach Halle erhielt, mit Bedauren bemerkte. Die vorhin erwähnte Unterſtützung meiner Vorgeſezten und Freunde war mir alſo beym Antritt meiner Reiſe recht ſehr willkommen.

Ich darf, weil meine Hiſtorie nun doch bald zu Ende gehen muß, nicht noch weitläufig wer-

den, sonst hätte ich manche Anekdoten von den Schwaben, welche vielleicht diesem oder jenem behagen, manchem aber auch, vorzüglich im Schwabenland, misfallen würden. Also nur dieses!

Als am 22ten September das Fest der Republik in ganz Frankreich, folglich auch in Strasburg gefeiert wurde, war der dortige Münsterthurm am Abende prächtig illuminirt. Das sahen die Schwaben in Nebl, liefen herum, und schrien: Strasburg brennt, Strasburg brennt: die Kaiserlichen haben's gewiß in Brand geschossen! — Die Pinsel hatten das den ganzen Tag über währende Kanoniren in Strasburg für einen Angriff der Oesterreicher auf diese Stadt gehalten.

Hier auch eine kleine Probe der ächt Schwäbischen Sprache.

A. Wau best'n gesinn? (Wo bist du gewesen?)

B Dau, beym Naudler. (Da, beym Nadler.) dau han'ch (hab ich) vor zwa Kreuzer Brantewai stau lan (stehn lassen.)

Ein Geistlicher war nach Rennichen eingeladen, zu einem geistlichen Gelage: er kam nicht. Einer seiner Herren Amtsbrüder schickte ihm den folgenden Tag dieses Billet: „Du Lausbund, warum kamst du nicht? Infamer Hunzfott, thu das nicht wieder, sonst bist du ein Scheißhund" u. s. w. Vollkommen genug! —

Sonst habe ich die Geistlichen im Hanau-Lichtenbergischen viel heller gefunden, als sie in den Gegenden am Niederrhein zu seyn pflegen. Das macht aber: dort oben sind sie weit von ihrem Consistorium entfernt, welches ihnen also nicht so auf der Haube sitzen, und über ihren Glauben wachen kann. Außerdem hat Herr Prof. Heiler, jezt Pfarrer zu Membrechtshofen, eine Lesegesellschaft errichtet, worin recht gute Bücher gelesen werden.

Einen katholischen Geistlichen darf ich nicht vergessen, den ich auf meiner Reise nach Rottenmünster kennen lernte, nämlich den Hrn. Pfarrer Schumacher von Haslach. Dieser würdige Mann war vorher Hofmeister des Fürsten von Fürstenberg gewesen. Als er nach Haslach kam, besuchten ihn alle Pfaffen in der Runde, besonders die Herren Benediktiner von Gengenbach, und glaubten, es würde bey ihm auch solche Schmausereyen setzen, wie bey seinem Vorfahr. Aber sie betrogen sich: Hr. Schumacher traktirte schlecht, und die Herren kamen nicht wieder. Nun hatte der Hr. Pfarrer ungestörte Muße, seine Zeit und Kräfte zur Verbesserung seiner Gemeinde und besonders der Schulen anzuwenden, und dieß thut er redlich. Er ist freilich als ein halber Ketzer in Schwabenland verschrieen: aber eben deswegen ist

er schon schätzbar, wenn ihn auch seine Schriften zur Verbesserung des Schulunterrichtes nicht schon ehrwürdig gemacht hätten.

Im katholischen Theile der Markgrafschaft Baden, welcher ehmals der jezt ausgestorbenen fürstlichen Linie zu Rastatt gehört hat, fand ich alles über die Massen bigot und abergläubig. Die Leute hassen ihren guten Fürsten, den Markgrafen, weil er lutherisch ist; und sein Leben ist eben deshalb schon einigemal in Gefahr gewesen. In Rastatt steht eine Ehrensäule, dem Hrn. Bernhard — nicht dem von Clairvaux, sondern dem Hrn. Margrafen Bernhard errichtet, mit der Inschrift: Divo Bernardo, cognato suo, Georgius Marchio Badensis d. d. d. Die katholischen Markgrafen hatten an diesem Heiligen freilich eine gute Stütze im Himmel, aber der reisende Helle — ein Thermometer ihrer Einsicht auf Erden. Das ganze Chaussée ist mit steinernen Cruzifixen und Heiligen-Häuschen besezt, und an diesen Raritäten liest man, welcher Verbrecher, oder welche Beate diese Possen habe errichten lassen. Da der Landesherr lutherisch ist, so kann er, so hell er sonst denkt, zur Aufklärung seiner katholischen Unterthanen wenig beytragen: denn in allen Ländern, wo der Fürst fremden Glauben hat, sucht der Pfaffen-Dünkel gewöhnlich zu herrschen: man

ſiehts an dem kleinen Lichtchen — Baumgarten Cruſius in Merſeburg.

Im ganzen Badiſchen Lande herrſcht ſonſt viel Wohlſtand, vielleicht mehr, als in irgend einem deutſchen Lande: ein deutlicher Beweis, daß die dortige Regierung gut iſt, und daß der Markgraf den Ruhm verdient, welchen ihm jederman ſchon ſo lange her zugeſteht.

In Karlsruhe hätte ich dem Prinzen Ludwig aufgewartet, aber der ganze Hof war aus Furcht vor den Franzoſen ausgewandert, und hatte ſich nach Pforzheim begeben. Ich fand nicht einmal den Hrn. Hofrath und Leibmedikus Schrickel, den ich ehedem in Gießen genau gekannt hatte. Seine liebenswürdige Tochter unterhielt mich auf die artigſte Weiſe von der Welt. Ueberhaupt iſt der Ton in Karlsruhe fein und gefällig, und nicht im geringſten ſteif oder ungeſchliffen.

Zu Bruchſal war der Hr. Fürſtbiſchof auch geflüchtet. — Vor Bruchſal traf ich einen Haufen Oeſtreicher, welche aus der franzöſiſchen Gefangenſchaft zurück kamen. Dieſe hatten das Marodiren ſo wenig verlernt, daß ſie in die dortigen Weinberge einfielen, und nicht die Trauben — das hätte man noch ſo überſehen können — ſondern ſelbſt die Reben mit den Trauben abriſſen oder wegſchnitten. Der Hüter beſchwerte ſich bey

ihrem Offizier; aber dieſer würdigte ihn nicht einmal einer Antwort.

Ich kam endlich nach Heidelberg, wo ich ſofort einen Schoppen Wein trank und dann den Hrn. Buchhändler Pfähler beſuchte. Dieſer ehrliche Mann war froh, mich zu ſehen, und gab mir von mehrern mich intereſſirenden Gegenſtänden Nachricht. Ich beſuchte hierauf noch einige Herren von Gymnaſium, welche mir behagten, da ich an ihnen und an der Art, nach welcher ſie lehren, einſah, daß die ſonſt äuſſerſt ſchlechte Schule zu Heidelberg ſich ſehr gebeſſert hat. Vorzüglich gefiel mir Hr. Kaiſer, einer der brauchbarſten Schulmänner in der Pfalz. Es iſt nur Schade, daß man in dieſem Lande die geſchickten Schulmänner ſo zeitig zu geiſtlichen Aemtern befördert. So hätte Hr. Abbeg noch immer an der Heidelberger Schule bleiben können; aber man hat ihn nach Worberg befördert zum Predigtamte: und wieviel weniger kann ein Prediger nützen, als ein Schulmann!

Die Univerſität war wegen des Krieges in erbärmlichen Umſtänden: die meiſten Studenten waren weggezogen. — Ueber meine Schilderung des ehemaligen Heidelberger Schulweſens im I. B. dieſer Biographie war alles ſtill. —

Von Heidelberg ging ich über Weinheim und Zwingenberg auf Darmstadt zu. In Weinheim bewirthete mich der kaiserliche General Zentner sehr großmüthig, und in Zwingenberg Hr. Pastor Heß, mein ehrlicher alter Busenfreund. In Seeheim sprach ich den Oberamtmann Pistor, und ging hernach mit einem Münsterischen Hauptmann, Namens Müller, nach Darmstadt. Hier besuchte ich einige meiner Freunde, die Herren Kammerräthe Panzerbieter und Schmid, die mir viel Ehre erwiesen. Gegen Abend verließ ich Darmstadt, blieb in Langen über Nacht, und war früh, den 4ten October, zu Frankfurt am Mayn.

Sieben und funfzigstes Kapitel.

Betragen der kaiserlichen Armee am Rhein im Jahre 1795.

Ich darf in meiner Geschichte nicht weiter gehen, bevor ich nicht die Aufführung der kaiserlichen Truppen in den Ländern am Rhein näher beschrieben habe. Ich rede hier nur von dem, was ich selbst sah, oder an den Orten, wo es geschehen ist, hörte. Daher liefere ich freilich nur Bruchstücke:

aber diese Bruchstücke werden gewiß hinreichen, die bittern Klagen zu rechtfertigen, welche die Bewohner jener Gegenden über dieses Volk geführt haben, und noch führen. Ein gewisser Herr aus der Gegend von Königstätten am Main schrieb mir zu Anfange dieses Jahres: „daß die sogenannten Beschützer des Deutschen Reiches die ärgsten Räuber wären, und weit schärfer requirirten, als der sogenannte Feind, die Franzosen:" und dieses habe ich bestätigt gefunden.

Wenn man dergleichen nicht schreiben soll, so muß man dergleichen auch nicht thun. Und was hilft da vertuschen wollen, wo hunderttausend Zeugen da sind, die laut darüber jammern! Eben vor dem ewigen Vertuschen oder Vertuschen-sollen dringt die Klagstimme nie bis dahin durch, von woher Hülfe kommen muß. Der Kaiser kann und wird dergleichen nie wollen: aber wie kann er helfen, wie für die Zukunft es verhindern, wenn alles vertuscht wird? vertusche denn, wenn es frommt: ich bin ein Deutscher, und damit die Wahrheit rein heraus!

Als die kaiserliche Armee sich im August und September 1795 nach Freyburg und Basel zu zog, so wurden alle Oerter, selbst die Städte nicht ausgenommen, wodurch sie zogen, beynahe zu einer

Wüsteney gemacht. Schon vorher hatten die hin und wieder stehenden Truppen die Felder und Gärten ausgeleert, auch manchen Diebstahl in den Häusern selbst begangen: aber da nun die ganze Armee ankam, da nahm das Unwesen dermaßen überhand, daß niemand seines Eigenthums, ja nicht einmal seines Lebens sicher war.

Bey Lichtenau, ohnweit Rastatt, fand man zwey Menschen auf der Straße erschlagen und beraubt; und ein Strumpfhändler wurde bey Offenburg getödtet, und sein Geld ihm genommen. Eben ein solches trauriges Schicksal hatte ein Fuhrmann, der sich mit seinem Karren und Pferde näherte, vor den Thoren von Durlach. Freilich machten die Ortsobrigkeiten Vorstellungen bey den kaiserlichen Oberoffizieren, freylich schrie man laut über Bedrückung und Ungerechtigkeit, aber vergebens: es hieß auch hier, es wäre Krieg: man kenne ja den Thäter nicht: wenn man diesen bringen würde, so sollte er bestraft werden. Weiter wurde keine Inquisition angestellt. Es mag aber eine schöne Kriegszucht seyn, wo man selbst nicht inquirirt, um selbst nichts zu finden! —

Ueber einfache Diebstähle durfte vollends niemand klagen: die Leute wollen leben, die Pferde wollen fressen — das war das Thema zur Antwort.

Ueber allen Glauben schlecht aber führten sich die kaiserlichen Freykore auf, besonders die Rothmäntel und die Braunmützler, nebst der schönen Bande, die man Mahoni Jäger nannte. Diese Freykore waren wirklich Banditen-Gesellschaften, und ich zweifle noch, ob bey der Bande des Baierischen Hüsels oder des Mandrin nicht mehr Ordnung und mehr Ehrlichkeit geherrscht habe, als bey diesem Freygesindel. In Freystätt stahlen einige Braunmützler dem Pfarrer allen Vorrath von Speck: er kannte die Thäter, und gab sie an, aber der Herr Offizier, ein Major, wies ihn schnöde ab, mit den Worten: die Soldaten vom gnädigsten Kaiser müssen halter auch geschmälzt essen! Damit war es alle.

Ein Braunmützler, vom Freykorps Michalowitz, schoß sogar nach dem Pfarrer Schulmeister, als er eben aus der Kirche kam. Aber auch da wurde kein Exempel statuirt, weil man vorgab, der Kerl sey besessen gewesen. Im Grunde war die Bigotterie des Kroatischen Freyräubers Schuld an dieser Schandthat: er wollte einen ketzerischen Pfaffen aus dem Wege räumen.

Es ist beynahe kein Bauer, kein Einwohner am ganzen Rheinstrome, der nicht irgend eine Beleidigung von den östreichschen Freykerlen erlitten hätte: jederman führt die bittersten Klagen, und

ſchließt damit, daß es Hallunken und Spitzbuben wären.

Aber nicht nur die Freykoriſten ſondern überhaupt die ganze kaiſerliche Armee hat ſich in jenen Ländern in ſehr ſchlechten Kredit geſezt. Die Vernünftigen unter ihnen wiſſen das ſelbſt, und ich habe ſelbſt aus dem Munde eines Wachtmeiſters gehört, daß er durch dieſe Länder nie allein gehen mögte, aus Furcht, todtgeſchlagen zu werden. „Wir haben auch, ſezte er hinzu, es danach gemacht: der Teufel kann uns gewogen ſeyn!“

Die Offiziere geben ihren Untergebenen in dieſem Stücke das häßlichſte Beyſpiel, indem das Wegnehmen fremdes Gutes, und das Mishandeln der Einwohner bey ihnen für Kleinigkeit angeſehen wird. Man frage nur den Ochſenwirth in Frey-ſtätt, wie ihn der kaiſerliche Major wegen einer Bagatelle, weil er dem Hn. Kutſcher des Hn. Majors nicht alſobald ein Bette geben wollte, zerprügelt hat. In Offenburg ſchlug ein Offizier mit ſeinem Stock einem Drechsler den Arm entzwey, weil er die beſtellte Arbeit noch nicht fertig hatte. Stand einem Offizier irgendwo etwas an, ſo eignete er es ſich zu, ohne zu fragen, wem es gehörte. So kam einſt ein Offizier vom Regiment Neugebauer in das Haus des Pfarrers Venator zu Auenheim, fand da eine ſchöne Reitpeitſche,

welche der Pfarrer mit einem Laubthaler bezahlt hatte, eignete sich dieselbe lächelnd mit diesen Worten zu: die Geißel (Peitsche) soll mir halter wohl schmecken. Dahin ging er!

Da diese Menschen mogten gehört haben, daß mehrere deutsche Einwohner den Franzosen nicht abgeneigt wären, so stellten sie aller Orten solchen nach, die man als Patrioten verschrie, und gingen, wenn diese nur ein Wort fallen ließen, das einen jakobinischen Sinn haben konnte, panduren-mäßig mit ihnen um. Einen ganz unschuldigen Reisenden, der im Wirthshause zu Bischofsheim einiges zum Vortheil des Friedens, welchen Preußen mit Frankreich geschlossen hatte, sprechen mogte, ließ man auf die Wache bringen und mit 20 Hieben wund schlagen. Einem Müller, der auch sollte gesagt haben, er wünschte, daß die Franzosen kommen und die spitzbübischen Deutschen zum Teufel jagen mögten, wurde Exekution ins Haus gelegt, dieses rein ausgeplündert, und alles, was man nicht fortbringen konnte, zerschmissen. Er selbst wurde nach Stollhofen geführt, zerschlagen, und bey Wasser und Brod so lange inne gehalten, bis er sich mit funfzig Gulden ranzionirte.

Das Schimpfen und Schelten dieser Menschenkinder über den König in Preußen und den Land-

grafen von Hessen war mir eben so unerträglich, als ihre unbegränzte Ruhmsucht und recht kindisch-östreichische Großprahlerey. Freilich thaten das nicht alle, und ich muß gestehen, daß z. B. Hr. General-Leutnant von Zeidner recht gut wußte, warum der König in Preußen Frieden gemacht haben konnte: aber die meisten räsonnirten unausstehlich, und drohten, sobald der Krieg mit den Franzosen zu Ende seyn würde, auch den Preußen und den Hessen zu weisen, was der Mähre sey.

Die guten Leute dachten damals noch nicht, daß selbst ihr großmächtigster Kaiser dereinst es nöthig finden könnte, troz der theuer bezahlten und feierlichen Versicherung vom Gegentheil, das Bündniß der Engländer zu verlassen und einen Separatfrieden mit ihrem gemeinschaftlichen Feinde abzuschließen.

Ich mußte immer bey mir selbst über die läppischen Prätensionen dieser Halbmenschen lachen, die ich immer hören mußte, da ich durch alle ihre Pikete passirte, und hier und da auf ihren Wachen die Nacht zubrachte. So was hab' ich doch bey den Preußen niemals gehört, und es ist überhaupt gegen alle Klugheit, daß die Vorgesezten ihre unerfahrnen Leute so schlecht von fremden Fürsten räsonniren lassen, besonders in Gegenwart solcher, die wieder in die Länder dieser Fürsten zu-

rückkehren. Wie würde es den Herren Oestreichern gefallen, wenn man ihren Kaiser, nach der Anweisung eines deutschen Kupferstichs, einen Eyerkuchenkaiser, oder ihren Erzherzog Karl, nach Zeitungsnachrichten, einen Pasteten-Held nennen wollte, der um winziger Vortheile willen 6000 Menschen achten sollte, wie ein Oberkoch die jungen Hüner, die er zu einer Schaupastete frikassiren läßt? Das würden sie, wie ich, niedrig finden; und doch war dergleichen der Inhalt ihrer Schimpferey über den König von Preußen und den Landgrafen von Hessen! Selbst die kaiserlichen Offiziere räsonnirten nicht feiner. *)

Sonst sind die Oestreicher, besonders die Deutschen, ziemlich reinlich und proper: als ich aber damals durch ihre Armee passirte, sah alles so recht hottentottenartig aus, zerrissen und zerlumpt und

---

*) Der kosmopolitische Beobachter des Tiefstes aus den Begebenheiten der Zeit wird die Verminderung des Monarchen-Stuns nicht verkennen, nach der allgemeinen [illegible] Bemerkung: daß [illegible]. Der bildende Genius der Zeit hat auch seine Logik, und muß erst von allen Seiten Data sammeln, ehe er einen rectificirenden allgemeinen Schluß anschaulich bilden kann. Und nie hatte man eine reichhaltigere Experimental-Logik für die Filtrirung der Hauptsätze in der vergebrachten Politik der Großen, als in diesem Jahrsiebend. Wer etwas Trostreiches in dieser Rücksicht lesen will, der lese die Schrift: Ueber den Geist des Zeitalters und die Gewalt der öffentlichen Meynung. 1797.

ſchmutzig, noch weit ärger, als bey den Sanscülotten von der armée révolutionnaire. Ich dächte, die Herren Oeſtreicher hätten den Franzoſen in Abſicht ihrer Kleidung und ihrer Aufführung gar nichts mehr vorzuwerfen. Sogar mögte ſelbſt ihre Subordination noch weit ſchlechter ſeyn, als die der Franzoſen: die Befehle der Vorgeſezten wurden elend befolgt; und der Reſpekt, den ſonſt ein Offizier von Rechtswegen fodert, mangelte nicht ſelten. — Daß Offiziere ihre Pferde veräußert haben, hat man oben geleſen: eben dieß iſt geſchehen mit Pulver, Kugeln, Brodkorn und andern Bedürfniſſen. — Nun die entſezliche Deſertion, ſogar einmal von 800 Mährriſchen Rekruten, ſamt ihren Offizieren! *) —

Ich bitte meine Leſer wegen dieſer Digreſſion um Verzeihung! Wer mehr von der Art leſen will, findet es in der ſchon angeführten Schrift über die Reichsarmee, und bald noch mehr in den Brie-

*) Oeſtreich hat durch Deſertion allein, mehr als 100,000 Mann verloren. Dieſe mußten erſezt werden: dadurch entgingen dem Lande eben ſo viele. Nimmt man die Bekleidung und die Bewaffnung der einen und der andern hinzu, und berechnet man den Nachtheil, der durch die gewaltſame Aushebung der Ersatztruppen entſtehen mußte für Ackerbau und andere Gewerbe: ſo iſt Oeſtreichs Verluſt von dieſer Seite ſchon überaus beträchtlich. Nun der übrige Verluſt an Erſchlagenen, Verkrüppelten, Entmutheten, an Ländern, an Anhänglichkeit und Achtung in und außer Landes, u. ſ. w. und dann weiter? — Schon die Geſchichte lehrt es unwiderleglich:

sen eines Reisenden von Basel nach Frankfurt am Mayn, welche ganz besondere Nachrichten über das Betragen der Schwaben und der Kaiserlichen enthalten. Hier — würde das alles zu weit führen.

Acht und funfzigstes Kapitel.

Reise über Frankfurt, Friedberg, Gießen.

Als ich zu Frankfurt ans Thor kam, waren eben Soldaten von der Compagnie des Hn. Majors von Löben, vom Bataillon Schenk, auf der Wache. Bey dieser Compagnie war ich ehedem von 1783 bis 87 gestanden; sie kannten mich also meist alle, und nun hieß es: Potz tausend, da ist Laukhard! Laukhard! Ei, du mein Gott, wo kömmst du her? Wir haben alle geglaubt, du

---

daß Monarchen-Stolz und Macht da scheitert, wo ein ganzes Volk braut ausgeht, frey zu seyn. Und nicht, als dieses noch einmal handgreiflich einzusehen, haben alle Monarchen durch ihren Krieg gegen die französische Nation nicht bewirket. —

Preußen hat von den östreichischen Desertören eine beträchtliche Anzahl. Diese sind eines Theils eine Pflanzschule fürs dereinstige Desertiren im freyen Felde, andern Theils ein Zuwachs an Menschen, die wenig oder gar kein Interesse eben so wenig am Lande als an dessen Fürsten haben; folglich wieder ein Zuwachs zum politischen Indifferentismus. —

wärst lange in Frankreich todtgeschossen: und Herr Je, da bist du ja wieder! — Nun drängte sich alles um mich herum, that tausend Fragen, both mir Kaffee, Schnapps oder Wein an, und ich freute mich, wie ein Kind, daß ich wieder bey meinen alten Kameraden war, die es so herzlich gut mit mir meynten. Ich mußte lange herhalten, und endlich mit Gewalt fodern, daß man mich zum Major Löben führen sollte. Dieser empfing mich freundlich, und als ich ihm beweisen wollte, daß ich kein Deserteur sey, sagte er: ich weiß alles, gehn Sie nur in Gottes Namen zum Kommendanten. Ich ging dahin, und fand an dem Major von Lücadou einen artigen, braven Mann. Auch dieser war von meiner Sendung unterrichtet, und schickte mich zu dem Prinzen von Hohenlohe, welcher damals in Frankfurt das Gouvernement hatte. Dieser vortreffliche Fürst sprach mir sehr traulich zu, und beschenkte mich reichlich. Er befahl auch, daß man mir, so lange ich in Frankfurt bleiben würde, in seinem Logis Essen und Trinken geben sollte: Aber da mehrere meiner Bekannten, vorzüglich mein guter Vetter Dietsch, mir meinen Aufenthalt in Frankfurt angenehm genug machten, so ging ich weiter nicht hin.

Früh des andern Tages bekam ich vom Hn. Major von Lücadou meinen Paß und noch fünf

Thaler Reisegeld. Ich brannte vor Begierde, meine gute Mutter zu besuchen, und erkundigte mich deswegen bey einem preußischen Offizier, und erfuhr, daß die Franzosen die preußischen Päße respektirten. Ich ging also wirklich nach Nied, wo ich einige Jahre zuvor, wie man sich erinnern wird, Winterquartier gehabt hatte, und hier traf ich französische Volontärs an. Der Offizier derselben versicherte mich, daß ich ohne Bedenken über den Rhein kommen könnte, zumal, da ich einen Paß von den Preußen hätte: aber er besorge dennoch, ob man mir gestatten würde, zurück zu kehren: denn er wisse nicht, ob seine Landsleute dort drüben nicht Anstalt machen könnten, über den Rhein zu gehen; und wenn sie so was im Sinne hätten, dann gestatteten sie niemanden den Vortritt. Aha, dacht ich, da muß man wegbleiben. Ich ließ also den Vorsatz, meine Mutter zu besuchen, fahren, und ging nach Frankfurt zurück. — Nied fand ich sehr verderben durch ein entstandenes Feuer bey einer Balgerey zwischen den Franzosen und den Oestreichern.

Frankfurt war damals neutral, das heißt, es war sowohl den Kaiserlichen, als den Franzosen erlaubt, hinein zu kommen. Aber auch hier führten sich die Kaiserlichen oft schlecht genug auf, und die Franzosen waren den Einwohnern allemal will-

kommner, als sie. Wenn damals die Frankfurter hätten wissen sollen, in welche Noth der Krieg sie noch bringen könnte! Wenigstens wird diese Stadt gewiß noch lange alles aufbiethen müssen, um in Ansehung des Handels das wieder zu werden, was sie vorher gewesen ist. — Dem bekannten Sudler, Göchhausen zu Eisenach, könnte ich hier verschiedne Anmerkungen über das mittheilen, was er in seinen Wanderungen — von Frankfurt geschrieben hat; aber der pedantische Grillenfänger ist weiter keiner Anmerkung werth.

Von Frankfurt ging ich nach Homburg an der Höhe, besuchte da meinen Freund, den Bataillonsschreiber Koggel, und von Homburg über Friedberg nach Södel, wo mein alter Kumpan Vitriarius Pastor ist. Da habe ich einige selige Tage zugebracht, und in Mehlbach einen Pfarrer kennen lernen, der mir ein wahrer Philosoph zu seyn schien. Es ist Hr. Leopard, welcher bey einer recht guten Besoldung, einer hübschen Bibliothek und einem vortrefflichen Glase Wein schon seit zwanzig Jahren ohne Weib gelebt hat. Er behauptet, daß ein Mann, der sorgenlos und im Ueberfluß leben könne, kein Weib nehmen müsse: einen armen, bedrängten Menschen könne ein Weib trösten, aber einen glücklichen müsse ein Weib allemal unglücklich machen. — Der

Mann scheint mir nicht ganz unrecht zu haben: aber vielleicht hat jener alte Philosoph auch recht, welcher einem Freunde auf die Frage: ob er heirathen sollte, zur Antwort gab: Du magst es thun oder nicht thun, es wird dich in beyden Fällen gereuen. *)

In Giessen logirte ich bey meiner alten Wirthin, der Frau Butschin. Alles war neugierig,

---

*) Einer von den Kirchenvätern, ich besinne mich nicht gleich, welcher, dachte eben so ketzerisch. „Eine schöne Frau, schrieb er, muß ich hüten, eine häßliche kann ich nicht lieben; eine reiche tyrannisirt mich durch Vorrupfen, eine arme zwingt mich, unaufhörlich zu arbeiten; eine wollüstige erschöpft mich, eine kalte verleitet mich zum Ausschweifen; eine vernünftige ist äußerst selten, und eine unvernünftige ist ärger als alle Furien: kurz, varium et mutabile semper femina oder

Weiberslaun und Mondesschein
Können nie beständig seyn;

also weg mit den Weibern!“ So ketzerisch dachte ein Kirchenvater, ein Kastrat für den Himmel, die aber für die Erde oft auch kastrirt waren an Kopf und Herz. Wieland war der Wahrheit näher, als er sang:

Sekundus, der Pythagoräer
Sagt, und erwahrt's an seinem eignen Leib,
Es sey ein grillenhaftes Weib
Bey Tag und mit der Nacht ein schlimmer Zeitvertreib;
Und ist sie schön, so steigt das Uebel höher;
Gelehrt, belesen: Quellen neuer Pein;
Doch giebt ihr gar ihr schwarzer Dämon ein,
Den Drachen
Von strenger Zucht und Ehrbarkeit zu machen,
Dann mögen ihm die Götter gnädig seyn!

Indeß — wählst du gut, so hast du's gut, gilt auch hier; und ein vernünftiger Mann freyt eine vernünftige Frau, außer meist da, wo an seiner Wahl äußere Vorzüge mehr Antheil hatten, als innere. Und dann — wie sind wir Männer! —

mich wieder zu sehen: denn mein Name existirte dort noch in ganz frischem Andenken. Auch wird meine Biographie, so sehr auch der Kanzler Koch auf ihre Unterdrückung gedrungen hat, von den Gießern noch fleißig gelesen. Ich bin vier Tage da geblieben, habe aber meine meiste Zeit bey der Schwester meiner Wirthin, der Frau Wille, zugebracht, deren vortreffliche Tochter, ein Frauenzimmer von seltner Schönheit und grosem Verstande, mir die bezauberndste Unterhaltung gewährt hat. Glücklich wird der Mann seyn, den Mamsell Wille lieben wird, aber ein Mann, wie dieses Mädchen ihn will, ist schwer zu finden, wenn er dem Ideale gleichen soll, das sie sich von ihm gebildet hat.

Von Professoren habe ich niemanden besucht, als Hn. Köster, der noch immer so gut gegen mich war, als vorzeiten, und dann den Lektor Chastel: die andern Herren sind mir größtentheils gram, besonders Herr Schmid, der Musenalmanachsfabrikant. Den Hn. Prof. Müller fand ich in Gießen bey dem dort logirenden Hn. Grafen von der Lippe, und disputirte mit ihm über sein hochtönendes Zeugniß von der guten und vortrefflichen Einrichtung der preußischen Lazarethe. Das Mehrere davon steht schon im dritten Bande.

Die Universität zu Gießen war damals in sehr klägl'chen Umständen: kaum zählte sie noch vierzig Studenten; und doch fand man unter diesen, wie man weiß, noch Ueberbleibsel der ehemaligen Ordens-Verbrüderung. Der Enterkapper lebte auch noch, war aber sehr schwach und krank, und wird jezt wahrscheinlich abgefahren seyn. Auch traf ich in Gießen den Hn. Chirurgus Schäffer, welcher zu meiner Zeit in Frankreich gefangen saß, und den ich, wie ich oben erzählte, in seiner Krankheit als Krankenwärter zu Orjen, in der Pflege gehabt hatte. Der Mann lohnte mir meine angewandte Mühe, die mir die französische Nation längst vergolten hatte, durch seine Freundschaft, und gute Bewirthung.

Von Gießen ging ich nach Grimberg, wo ich bey einigen Freunden einsprach, und einen Tag rastete, weil es gerade Jahrmarkt war, und alles fein lustig herumsprang. Ich bin immer gern, wo es lustig hergeht, und denke in diesem Stücke gerade wie Salomon im dritten Kapitel seines Predigers.

Bey Hersfeld wurde ich mit einer garstigen Kolik befallen, und brachte fünf Stunden an Einer Meile zu. Da hatte ich freilich Zeit zu einem Commentar über den hinkenden Vorhen aller Salomonischen Brüder, die des Guten zuviel thun! —

Zu Hersfeld logirte ich im Löwen, blieb zwey Nächte da, und fand sehr gute und wohlfeile Pflege. Sollte ich noch mehrmals nach Hersfeld kommen, so werde ich gewiß nirgends als im Löwen logiren.

Ohnweit Eisenach kam ich von ohngefähr zu einer Hochzeit; und die guten Leute — der Braut Bruder war, als hessischer Soldat, in Frankreich gestorben — zwangen mich gleichsam, über Nacht zu bleiben und an ihrer Freude Theil zu nehmen.

In Eisenach besuchte ich den Hn. Rath Wolff: Superintendent Schneider war nicht zu Hause. — In Gotha hielt ich mich nicht länger auf, als ich bey dem Hn. Hauptmann von Henning zubrachte, und sezte dann meinen Weg weiter fort. Zwey Stunden von der Stadt traf ich in einem Wirthshause ein junges hübsches Mädchen von Eisenberg an, das zu einer Base bey Eisenach wollte. Das arme Mädchen hatte sich die Füße wund gegangen, und war ohne alles Geld. Ein dicker Pelzmichel bath sie, die Nacht da zu bleiben, und mit ihm, auf seine Rechnung, für lieb zu nehmen. Ich merkte, wo er mit seinem Einladen hin wollte: denn ein Mensch, der so oft in allerhand Kneipen auf dem Stroh herum gelegen ist, wie ich, weiß recht gut, wie es herzugehen pflegt, wenn Manns- und Weibsleute des Nachts auf einer Streue beysammen liegen. Das

Ding verdroß mich also, um so mehr, weil es mir schien, als sey das Mädchen noch unverführt: denn an einer sonst schon ausgelernten Dirne ist weiter nichts mehr zu verderben. Ich sprach demnach mit dem Mädchen, beschenkte sie nach meinem Vermögen, und wollte ihr einige Zeilen mit nach Gotha an den Kaufmann Madelung geben, um ihr bey diesem ein Nachtquartier auszumitteln. Indem wir aber dieß besprachen, und ich schon Papier und Schreibzeug gefocert hatte, hielt eine Kutsche vor der Thür an, und die Frau eines Unteroffiziers von Schenks Bataillon trat mit einer andern Soldatenfrau ein. Beyde kamen von Halle und wollten ihre Männer zu Frankfurt besuchen. Da ihr Weg gerade durch das Dorf ging, wohin das Mädchen wollte, so bath ich die Frau Seehuserin, die Arme mitzunehmen: das Trinkgeld wollte ich dem Kutscher schon geben. Der Kutscher war brav, nahm nichts, und Frau Seehuserin ließ das Mädchen mit einsitzen. Als sie fort waren, ergrimmte der Pelzmichel, und fing an, mich zu necken: aber eine Miene, die auf eine handgreifliche Belehrung hinwies, schweigte ihn, und machte ihn aufpacken. Der Wirth lobte mich, und ich ging meiner Straße weiter auf Erfurt zu.

In Weimar sprach ich bey dem Hn. Hofbuchdrucker Glüsing ein, Schwiegervater des Hn. Bispink, genoß vieler Ehre, und schlich früh Sonntags nach Jena.

Neun und funfzigstes Kapitel.

Jena. Ankunft in Halle.

Ich weiß nicht, ob mir — ich wiederhole: mir, um meinen verwöhnten Geschmack, oder einen habituellen Burschen-Geschmack nicht zum allgemeingiltigen Schiedsrichter aufzustellen — je, ein Ort mehr in der Welt gefallen hat, als das edle Jena: und wenn mein Schicksal es je noch erlaubte, daß ich dort existiren könnte, so glaube ich, daß ich — nach meiner Art — ruhig und glücklich seyn würde. Das zutrauliche Wesen der Jenenser, der jovialische, eben so weit von Renommisterey als von Leipzigisirender Pedantmäßerey entfernte, Ton der Studenten, und überhaupt die unscheinbare Lebensart, die nun einmal meine Sache ist, empfehlen Jena vor allen deutschen Universitäten, wenn ich auch von der Gelehrsamkeit und der Nutzbarkeit der Lehrer ganz wegsehe.

In Ketschau traf ich schon Studenten an, welche sich nach Jenenser Art, mit mir abgaben, und sogleich Schmollis machten *). Mein Name war ihnen bekannt. Als ich nach Jena kam, ging ich sofort aufs Ballhaus zu meinem alten Kumpan Hoffmann, der ehedem studiert hatte, jezt aber den Schenkwirth macht. Hier fand ich einen Haufen fideler Studenten, und nicht lange, so war ich so fidel als sie. Ich wollte endlich bezahlen, was ich verzehrt hatte, aber da hieß es: „vergißt du denn, Bruder, daß du in Jena bist?“

---

*) Daß Schmollisiren oder Brüderschafttrinken, und die zuweiligen Tumulte der Studenten in Jena, das und die auf andern Universitäten nicht mehr so oft und nicht in der Ausdehnung und Beschaffenheit vorfallen, wie dort, beweisen, — um auch ein Wort zu sprechen, wie es wirklich ist — daß der alte [illegible] Dunkel und Gemeingeist, in Rücksicht auf akademische Freyheit, sich in Jena noch ziemlich lange halte und bald Feuer fange eben durch die öftern Zusammenkünfte in den Schenken des nicht großen Jenas. Auch die Tradition von Wirthen, die ehedem selbst Studenten waren, und auf ihre studentische Heldenschaft nicht kleinlautig pochen mögen, nebst dem aufgeweckten und mitaufweckenden Wesen der Rheinländer, die gewöhnlich in Jena studieren, tragen in der schon objektivisch-exaltirenden Gegend um Jena, vielleicht nicht wenig bey zur Fortsetzung von einem Wesen, daß der Herzog von Weimar sogern ganz gehoben wissen möchte. Daß auch das verhaßte Ordenswesen, wovon man in Halle schon seit sieben Jahren nichts mehr hört, noch in Jena fortdauere, beweisen die neuerlichen Relegationen, wenn nämlich die Sache so ist, wie Briefe und Gerüchte sie in Halle darstellen. Daß übrigens Jena dennoch in mancher andern Rücksicht vor mancher andern Universität Vorzüge habe, kann man nicht läugnen.

Ich verstand die Prämissen dieses Schlusses, und ließ für mich bezahlen. Vom Ballhause gings auf den Fürstenkeller zu Bruder Nicander, ehedem Student der Theologie, und jezt auch Schenkwirth. Hier dankte mir ein gewisser Jemand für die Relationen über Hrn. Hofrath Schnaubert im andern Bande dieses Werkes. Nachher führten mich meine Bierkumpane auf die Oehlmühle, wo Musik war, und getanzt wurde. Hier fand ich zwey meiner uralten Bekannten, nämlich den Jenaer Fechtmeister, ehemals Sternwirth, Hochhausen, und den Hrn. Asal von Karlsruhe, der vor 13 Jahren schon einmal zu Jena studirt hatte. Hochhausen ist bald nachher gestorben, und hat so seiner abentheuerlichen Rolle ein Ende gemacht. Er ruhe in Frieden! —

Bey Gelegenheit der Oehlmühle zu Jena muß ich anmerken, daß der sogenannte Comment der Jenenser von dem der übrigen Universitäten in Deutschland sehr verschieden ist, ich meyne in Rücksicht auf den Umgang mit Bürgern, Handwerksburschen und Bedienten. Erstere heißen durchaus auf allen Universitäten Philister; und selten geht ein rechtlicher Student, sonst honoriger Bursch genannt, mit einem Philister um, außer wenn von ihm er borgen will, oder wenn der Philister eine gefällige Frau, eine hübsche Tochter u.

dgl. hat. — Handwerksbursche sind auf andern Universitäten durchaus von allem Umgang mit Studenten ausgeschlossen, heißen Gnoten von Genoten oder Genossen, und werden bey allen Gelegenheiten geneckt und bekriegt.

Die Bedienten dürfen sich anderwärts vollends nicht rühren, wo der Student sich rührt. Aber in Jena ist das anders: da sizt Student, Philister, Gnote und Schuhputzer beysammen in der Kneipe, machen à bonne oder Brüderschaft zusammen, tanzen zusammen, trinken zusammen u. s. w. Doch gilt die Freundschaft dieser heteregenen Geschöpfe, auch in Jena, blos in den Kneipen: denn auf der Straße und an andern öffentlichen Oertern weiß auch der Herr Jenenser recht gut, daß er weder Philister noch Gnote ist. In Leipzig sollen die Studenten heimlich auch Gnoten-Freundschaft suchen; aber in Halle durchaus nicht.

Wenn ich auch hier ein Wort nach der Wahrheit sprechen soll, so muß ich gestehen, daß die sogenannte Burschen-Sprache, und das mit ihr verwebte Burschenwesen auf der einen Seite einen kindischen Aristokratismus, und auf der andern eine Art von niedriger Sansculotterie zum Grunde hat, und eben darum von jeder Universität längst verbannt seyn sollte. Auf der Univer-

ſtät, als dem Hauptſitze der Muſen, ſoll die Bildung des künftigen Staatsdieners, wie man ſagt, vollendet werden. *) Hier alſo müßte Lehrer und Zuhörer allen Fleiß anwenden, daß der Akademiker eben ſo richtig als edel empfinden, denken, ſprechen und handeln lernte. Aber, lieber Gott, wenn man dem Univerſitätsweſen in der Nähe zuſieht, man ſollte glauben, ein großer Theil der Studenten käme nur hin, gerade das Gegentheil zu treiben. Zügelloſeres Handeln, und pöbelhafteres Sprechen, als man da oft ſieht und hört, ſieht und hört man ſchwerlich unter Tollhäuslern, Packknechten und Matroſen. Wer ſollte nicht glauben, einen wirklichen Ochſen vor ſich zu haben, wenn man einen Muſenſohn ſagen hört: dieß oder jenes mache ihm ein ochſiges Vergnügen! Iſt es etwas anders, als die niedrigſte Sansküloterie, wenn der Großherr, dem die Straße nicht breit genug gelaſſen werden kann, der um jedes Wörtchen, das ſeiner kindiſchen Hoheit etwas quer kömmt, ſich gleich zum Mörder qualificiren will, durch ein Duell; wenn dieſer, ſage ich, auch dem beſcheidenſten Frauenzimmer mit einem plumpen Faunen-Auge zier ins Geſicht hinliegt, oder aus

*) Nach dem 7ten Stück des Kosmopoliten S. 1. ſoll eine Univerſität — eine Schule der edelſten, wahreſten Menſchenbildung ſeyn.

öffentlichen Anstalten Bücher borgt und sie verkauft, oder Geld aufnimmt, oder für sich zahlen läßt u. dgl., um sein Geschick im Prellen, d. i. in Spitzbüberey zu zeigen: — wahrlich, das mag akademische Aufklärung, das mag Vollendung einer edlen Bildung seyn! Und von dieser Art Leute sollen dereinst Minister, Räthe, Richter, Aerzte, Prediger oder Schulmänner werden! Doch ich will abbrechen, und dieß Thema von der Schilderung der Universität zu Schilda zu seiner Zeit weiter führen. Ich kenne es, denn es hat mich jämmerlich verwöhnt und zu einer leidenden Verneinung werden lassen. —

Nach zwey Tagen ging ich aus Jena, und war ungemein überrascht, als ich den Hrn. Leutnant von Brandenstein bey Zwätzen auf der Landstraße in Gesellschaft zweyer Fräulein antraf. Dieser liebe Mann, ehemals mein Schüler in Dijon, riß sich von seiner Gesellschaft los, und ging mit mir ins Wirthshaus, wo wir noch einmal [illegible] zusammen tranken, sprachen und dann [illegible].

[illegible] Markröhlitz bey Naumburg mußte ich über [illegible] bleiben, weil es gar zu stark regnete, und [illegible] der Abend heran kam. Ein sächsischer Unteroffizier, der einige liederliche Weibsleute, welche [illegible] Militär gehörten, und zu Merseburg

gestohlen hatten, von da nach Naumburg brachte, logirte in demselben Wirthshause, und betrug sich gegen einen Handwerkspurschen, der ebenfalls da logirte, wie ein grober impertinenter Korporal nur immer kann. Der arme, müde Handwerkspursche gab jedesmal nach, aber der ungeschliffene Korporal, der ohnehin beynahe völlig benebelt war, fuhr mit seinem impertinenten Necken so lange fort, bis endlich der Wirth sich drein legte, und den rasenden Neunbrever-Held zur Ruhe brachte. Es ist wirklich schändlich, daß Militärpersonen, die doch ihres eignen Standes und ihrer eignen Lage wegen, sich grösstentheils in sehr gedrängten Umständen befinden, Andre, die ihnen nichts thun, necken und hudeln, und besonders in Wirthshäusern den Meister spielen wollen, wo man sie nicht einmal gerne sieht, theils wegen des Lärmens, den sie zu machen pflegen, theils wegen der fast ewigen Schwindsucht ihres Beutels.

Wenn doch jeder Soldat, er sey gemeiner oder nichtgemeiner, sobald ihm der Kitzel ankommt, sich über alles, was nicht Soldat ist, hinauszusetzen, bedächte, daß es eben so sehr wider seinen Beruf, als wider die Pflicht der Dankbarkeit ist, diejenigen necken oder verachten zu wollen, durch deren Schweiß und Abgaben die Fürsten in Stand gesezt werden, ihn zur Aufrechthaltung der allge-

meinen Ordnung und Sicherheit zu kleiden, zu bewaffnen und zu löhnen. Jeder Soldat steht am Ende im Solde, folglich auch im Dienste des Bürgers und Landmanns, ohngefähr wie der Bediente eines Offiziers in dessen Sold und Dienste steht. Wie verkehrt und undankbar es also ein Offizier finden würde, sich von seinem Bedienten necken, verachten und insultiren zu lassen, eben so muß dieß auch der Bürger und der Landmann an ihnen finden, wenn sie sich gegen diese benehmen, wie im angenommenen Fall ihr Bedienter gegen sie. Ueberhaupt muß das Militärsystem, sobald es als Schreckenssystem ohne Unterschied herrschen soll, über kurz oder lang überall eben die Folgen haben, die das Robespierrische System in Frankreich gehabt hat.

Endlich kam ich am 27. Oktober in Halle an. Ich hatte ganz seltsame Empfindungen, als ich mich dieser Stadt, wo ich so viel angenehme und unangenehme, so viel gescheide und närrische Tage verlebt hatte, wieder näherte. Ich gerieth wirklich in eine Art von Betäubung, so, daß ich in Schlettau, wo mir mein alter Freund, Herr Haase, Merseburger Bier einschenkte, nicht recht wußte, was ich trank. Ich eilte fort, und beynahe hätte mich in Passendorf, wegen der brennenden Tabackspfeife, der Tagwächter angehalten.

In Halle mußte ich mich noch einmal zu guter Lezt militärisch behandeln, und zum Pinzen Wilhelm von Braunschweig, der damals das Regiment, als Oberster, kommandirte, führen und von ihm examiniren lassen. Der Prinz erklärte mir, daß ich von allen militärischen Verhältnissen und Verbindlichkeiten frey wäre: und nun drängte ich mich durch den dicken Haufen, der mich umgab, und von dem jeder etwas von mir wissen wollte, um zu dem einzigen Mann zu kommen, der sich meiner so lange Zeit her, und so thätig angenommen hatte.

Wenn meine Leser nur dasjenige, was ich in meiner Lebensbeschreibung von den Verdiensten des Hrn. Bispink um mich angeführt habe, zusammen nehmen, und dabey meiner Versicherung glauben, daß ich, um der bescheidenen Großmuth des edeln Mannes zu schonen, bey weitem nicht alles erzählt habe, was Er mir bey so verschiednen Gelegenheiten entweder Gutes rieth, oder Gutes that: so können sie sich ohngefähr einen Begriff von den Rührungen machen, welche ich hatte, als ich ihn wieder sah, und umarmen konnte. Ich erinnere mich nur noch, daß ich ihm, in Beysein des Hrn. Hauptmanns von Patzensky, blos den schönen Vers des Ovidius wiederholen konnte:

Unica fortunis ara reperta meis!

Das Uebrige der ganzen herzigen Empfangsſcene kann ich nicht weiter ſchildern.

Hr. Bispink räumte mir eine Stube, ſeiner Wohnſtube gegenüber, ein, und reichte mir ein Hemde u. dgl., um mich zu erfriſchen. Ich war in meiner ſchwäbiſchen Montur angekommen, und gleich war ein Schneider da, der mir das Maaß zu anſtändigen Ober- und Unterkleidern nehmen mußte. Kurz, in einigen Tagen war ich von unten bis oben vollſtändig neu gekleidet. Wie behaglich mir dieſe Umänderung geweſen ſey, ſieht man leicht ein, wenn man bedenkt, daß ich während meiner langen Reiſe, beynahe einen Monat hindurch, meine Kleider nicht hatte wechſeln können, und daher jene Folgen ſehr lebendig fühlte, die allen denen, ſelbſt Offizieren, bekannt ſind, welche ſich genöthigt ſehen, in einer und derſelben Kleidung, in den Gaſthöfen auf dem Stroh, oder in Gemeinbetten herumzuliegen.

Sechsigstes Kapitel.

Es ist alles eitel! Eberhard. Wispink.

Durch die Fürsorge des Hrn. Wispink war ich also bald im Stande, öffentlich zu erscheinen. Mein erster Besuch ging zu meinem ehemaligen Hauptmann, dem Herrn von Mandelsloh. Dieser brave Mann, und Hr. Wispink, der mich zu ihm begleitet hatte, riethen mir, mich nach Berlin an den Kronprinz zu wenden, um ihn an sein Versprechen nur zu erinnern. Ich that es, und erhielt zur Antwort: ich mögte selbst angeben, auf welche Art man am besten für mich sorgen könnte.

Ich folgte, und bat — um ja mit Niemanden in Collision zu kommen — blos um die Anwartschaft auf die Lehrstelle der französischen Sprache auf der Universität zu Halle, und um einen mäßigen Gehalt, aus dem Schulfond, bis zum vollen Antritt der erbetenen Stelle. Der Prinz antwortete mir bald wieder, daß er mein Gesuch dem Minister von Wöllner angewiesen habe, der das weitere besorgen würde. Ich schrieb nun auch an

den Minister, und dieser, wie ich bald erfuhr, verlangte über meine Bitte eine nähere Auskunft von der Universität.

Unter andern soll er haben wissen wollen: ob der jetzige Inhaber der Stelle ausser Stande sey, sie ohne einen Gehülfen weiter zu versehen. Dieß schon machte mir Bedenken, und zeigte, daß der Minister oder dessen Sekretär es übersehen hatte, daß meine Bitte vor der Hand blos die Anwartschaft auf diese Stelle bezielte, und sie selbst nicht eher, als nach des jetzigen Besitzers Tode. Dann hörte ich, daß Körner und Niemeyer den Auftrag erhalten hätten, mich über meine Kenntnis der französischen Sprache zu prüfen. Dawider würde ich auf keinen Fall das mindeste gehabt haben. — Aber daß gerade Eberhard Prorector war, und dieser also die Hauptperson bey dem Verhöre zu spielen hatte, das war etwas, worüber ich mich nicht beruhigen konnte.

Ich kann freilich nicht sagen, wodurch ich den Hrn. Professor Eberhard beleidigt habe, oder was es seyn mag, warum er mir feind ist: doch versichert man mich hoch und theuer, daß er mich nicht leiden könne. Etwas von dieser Gesinnung schien Hr. Eberhard gegen mich schon zu hegen im Jahr 1783, als mein Baldrian Weihrauch sollte gedruckt werden: hernach aber soll er

bey mehrern Gelegenheiten deutlich gezeigt haben, daß er mich weit von Halle wegwünsche.

Ich kann Hrn. Eberhard diese Gesinnung schon lassen, mögte aber in der That wissen, woher er sie hat! In Kollision bin ich niemals mit ihm gekommen, und kann darein nicht kommen, da ich von der Philosophie überhaupt wenig, und von der Eberhardischen insbesondere noch weniger verstehe. Sind indeß alle Nachrichten wahr, die man mir über seine Gesinnung gegen mich anvertraut hat: so muß der Mann mich für sehr kurzsichtig gehalten haben, oder vielmehr für dumm: denn da eine schriftstellerische Angelegenheit es nöthig machte, daß ich bey ihm einsprach, machte er mir wirklich eine solche Aufnahme, wie man sie einem Manne macht, für den man einige Achtung zu hegen pflegt. Ich ließ mich freilich durch Höflichkeit nicht blenden, und dachte bey mir, daß die Natur es weise eingerichtet hat, daß man nicht jedem ins Innere sehen kann: denn sonst hätte unser Gespräch eine jämmerliche Wendung nehmen müssen.

Wie gesagt, ich erfuhr bald, aber nicht von Hrn. Eberhard — denn dieser ließ mich eine Sache nicht wissen, die mich doch so nahe anging — daß Hr. von Wöllner auch meinetwegen einen Bericht verlangte. — Vom Kronprinzen

empfohlen, hätte ich dieſes nicht erwartet, und da ich Eberhards Geſinnung gegen mich kannte: ſo wollte ich weit lieber, daß er in meiner Sache gar nicht berichtete, als daß er mich dem Miniſter, als wer weiß, was für einen Menſchen ſchilderte. Ich ging alſo zu ihm, und bat ihn ſehr, dem Hrn. von Wöllner nichts weiter zu melden, als daß ich auf die nachgeſuchte Anwartſchaft Verzicht thäte, und folglich meinetwegen kein Bericht weiter nöthig wäre, u. dgl.

Hr. Eberhard verſprach mir, nicht zu berichten, und ich beruhigte mich. Aber bald darauf hörte ich, dennoch, daß er allerdings, und obendrein mit Beziehung einiger Profeſſoren, die er als meine Nichtpatronen kennen mogte, wirklich einen für mich äuſſerſt nachtheiligen Bericht an den Hrn. von Wöllner geſchickt habe. Die mir nicht abgeneigten Profeſſoren, die Herren Röſſelt, Gren, Niemeyer, Voltär, Wolf, und andere waren gar nicht gefragt, und ihnen die Anfoderung des Miniſters gar nicht zugeſchickt worden.

Einige Studenten, welche zu den Zuſammenkünften der Vornehmern Zutritt hatten, und mit Perſonen umgingen, gegen die Herr Eberhard meinetwegen unverholen geſprochen hatte, erzählten mir alles wohlmeynend wieder. Ich theilte,

was ich hörte, Hrn. Bispink mit: dieser aber, der sich nicht vorstellen konnte, warum Hr. Eberhard mich zu drücken suchen sollte, da ihn gewiß kein Interesse dazu reizen könnte, der selbst Eberharden zweymal meinetwegen besucht und die vortheilhaftesten Aeußerungen über und für mich von ihm gehört haben wollte, widersprach mir immer, und nannte meine Relationen eine verhaßte und niedrige Studenten-Klatscherey. Ja, er hielt meine Besorgniß für ein täuschendes Gauckelspiel einer übertriebenen Selbst- und Eigenliebe; oder Eberhard müßte, wie er einst hinzufügte, in einer gewissen Art von höfischer Verstellungskunst ein abscheulich großer Meister seyn. Genug, ich mußte immer unrecht haben.

Aber so sehr ich Hn. Bispink liebe und achte, so wenig kann er mir es verargen, wenn ich ihn einer zu gutmüthigen und nachsichtigen Denkungsart zeihe, und seine Meynung durchaus verwerfe: daß man, zu seiner eignen Ruhe, sich die Menschen so lange als gut denken müsse, bis sie das Entgegengesetzte unwiderstehlich zeigen. Ich dächte, seine vielfache, traurige Erfahrung hätte ihn vom Gegentheil längst überführen sollen. Doch ich habe ihm hierin nichts vorzuschreiben, und bin für mich noch immer der höchstwahrscheinlichen

Meynung, daß die Studenten und ich nicht ganz unrecht hatten.

Und irre ich hierin nicht: so hätte Hr. Eberhard, da ich zu der Zeit mehrmals bey ihm war, mir doch sagen können, was er dachte, oder er hätte sich wenigstens nicht so verstellen sollen. Denn was konnte ihn wohl vermögen, öffentlich gegen mich artig zu seyn, mir sogar sehr artige, und, wenn ich so sagen darf, freundschaftliche Briefe zu schreiben, und mich darin aufzufodern, daß ich mein Talent zum Besten der Universität verwenden mögte, und doch hernach mich heimlich zu necken! Das mag leben, und gut heißen, wer da will: ich will lieber einen öffentlichen Feind haben, als einen heimlichen. Glaubt aber Hr. Eberhard, ich trete ihm zu nahe: wohlan, nur eine beglaubigte Abschrift von seinem Bericht an Wöllner; und ich widerrufe und werde sein Lobredner.

Endlich kam der hinkende Bote von Berlin, wie ich ihn selbst vorausgesehen hatte; und mein Gesuch war von Wöllnern völlig abgeschlagen!

Ich hatte Hn. Eberhard, nach seiner eignen Auffoderung, einen Zettel zu Lektionen zugeschickt, und wollte den Sommer hindurch, den Juvenalis, und den Lucanus erklären, und vortragen die Historie von Frankreich und Polen. Aber

jezt ließ ich meinen Namen aus dem Lektionskatalogus wegstreichen. Was die Philologie anbetrifft, so hatte ich da zwar von Hn. Professor Wolff nichts zu fürchten: denn dieser Mann übersieht ein so kleines Lichtgen, als ich bin, und kann es ganz wohl leiden, daß ein Anderer auch ein paar Worte Latein oder Griechisch wisse; aber in den übrigen Fächern der philosophischen Facultät glauben gewisse Herren das Monopol zu haben. Die erbaulichen Debatten darüber, welche auf dem goldnen Löwen, in Rücksicht auf mich, geführt sind, weiß ich lange und verachte sie. Es war auch obendrein die Frage, ob ich Zuhörer und Beyfall würde gehabt haben, oder nicht; und da hat es mich auch weiter nicht gereut, vom Katheder weggeblieben zu seyn.

Mensch indeß bin und bleibe ich, und zwar ein sehr verwöhnter Mensch, mit sehr regem Blut und sehr raschen Nerven. Ich empfand es demnach innigst tief, daß alle meine Hoffnung auf einen Lohn in der Zukunft für alle überstandne Gefahren und Leiden so mit einem Male schändlich zernichtet war. Die ersten neun Wochen, die ich bey Hn. Bispink zubrachte, ehe mein Schicksal für die Zukunft entschieden war, lebte ich so ordentlich, nüchtern und vergnügt, daß selbst ein Eberhard es schwerlich besser gekennt hätte. Des Morgens las

oder schrieb ich, und des Nachmittags hielt ich Unterrichtsstunden mit Studenten, und ging mit Hn. Bispink, zu unserer Erholung, nun und dann nach Neidebung, oder zu Hn. Bouvier in Lettin, oder sonst herum im Felde. An rauschende Vergnügung oder Gesellschaft dachte ich fast gar nicht mehr. Ich wäre bey dieser Lebensart sehr wahrscheinlich geblieben, wenn mir ein Posten zu Theil geworden wäre, der mich an mehr Convenienz gefesselt hätte.

Aber das alles war nach der Abweisung von Hn. Böllner dahin! Ich wurde vor innerm Sturm und Drang unausstehlich-unruhig, wollte wieder in die weite Welt, vernachlässigte meine Stunden, schmiß meine Arbeiten hin, indem ich einsah, ich arbeitete in den Wind, und verlöre nur Mühe und Zeit. Hr. Bispink suchte mich auf alle mögliche Art zu beruhigen und zu trösten: er wollte einen edlen Stolz in mir anfachen, selbst durch mich, auch ohne Minister- und Professoren-Gunst zu bestehen, und dabey mehr Gutes zu wirken, als Mancher von ihnen, auch unbesoldet: kurz, seine Geduld und Mühe mit mir ging ins weite. Aber sie ward mir lästig: ich suchte allerhand Vorwand, mich ihm zu entziehen, und mir ganz nach meiner Art Luft zu schaffen. Ich that hieran sehr übel: ich habe Thränen darüber in Bis-

pinks Augen gesehen, und ich hätte ihm fluchen mögen. Er stand mir überall im Wege: ich wich ihm aus, ich mied ihn, und kam zuweilen des Nachts nicht nach Hause, auch wohl den Tag über nicht, und einmal in vier Tagen und Nächten nicht.

Hr. Bispink, um mich ohne Stöhrung der Uebrigen ins Haus zu lassen, war zweymal bis Nachts Zwey aufgeblieben, aber vergebens: ich kam nicht. Als ich kam, nahm er mich auf die Seite, sagte: „Aber, lieber Laukhard, wohin wird das führen? Ist das männlich? Ist das Menschwürdig? Ist es klug, eine erlittene Unbilde von Andern dadurch zu rächen, daß man eine noch grössere an sich selbst begeht? Muß dieß und die Folge davon Ihren Gegnern nicht zur Beschönigung ihres Benehmens gegen Sie dienen? Ueberlegen Sie dieß, und Sie werden finden, daß Sie das Schwerd Ihrer Gegner immer mehr schärfen.“ — „Und was, fuhr er fort, that ich Ihnen zu Leide? Um von unserm Dienstmädchen nicht zuviel zu fodern, lasse ich es um zehn Uhr zu Bette gehen, und bleibe selbst auf, um Sie, wenn Sie kommen, herein zu lassen: und Sie — Sie lassen mich halbe Nächte vergebens warten! Sollten Sie mich einer schonenden Rücksicht weniger werth halten, als ich mein Dienstmädchen?“

„Außerdem muß mich jeder, wer mich nicht näher kennt, für einen moralischen Indifferentisten halten. Wie Sie wissen, urtheilen die Menschen so gern nach allgemeinen Maaßstäben, ich meyne, nach Sprüchwörtern; und wie Sie es jezt treiben, da Sie bey mir logieren, wird man mich da nicht nach dem Sprüchworte: Gleich sucht sich, Gleich findt sich, für eben das halten, wofür Sie Sich zeigen? Werden aber Andere, die mich näher kennen, Sie nicht eines Undanks beschuldigen, und Sie eben darum jeder Niederträchtigkeit fähig halten? Schonung für Sie also ist auch Schonung für mich, und umgekehrt."

„Wir sind nicht die Einzigen in der Welt: innere und äußere Verhältnisse binden uns an Andere; und wer sich selbst nicht achtet, nicht gut ist, achtet Andere auch nicht, ist Andern auch nicht gut: und dann sind Verachtung und Mistrauen die Dornen, die uns auf unserm Lebenspfad überall ritzen. Als wahrer Freund von Ihnen, muß ich Sie demnach bitten, Sich in meine Haus- und Lebens-Ordnung zu fügen, oder Sich eine Wohnung bey Leuten aufzusuchen, die an Ihnen weiter kein Interesse finden, als — von Ihnen bezahlt zu werden." —

Hr. Bispink hatte recht: ich fühlte das, ich hätte vor seinen Augen versinken mögen, ich fühlte

mich Seiner und Meiner unwürdig, ich fühlte einen Drang zum Selbstmorde, ich verstummte, ich ergriff seine Hand, drückte sie und ihn mit weggewandtem Gesicht an meine Brust, entließ ihn plötzlich und wollte fort. Er mogte das Toben in mir merken, er ergriff mich, fragte: „Nun wohin denn so eilig? — In die Sale, oder eine Kugel durch den Kopf! — In die Sale? — Eine Kugel? — Und so feige könnte Laukhard seyn? Denken Sie denn nicht an den Spruch des Owenus:

Rebus in adversis facile est, contemnere vitam:
Fortius ille facit, qui miser esse potest?

Hem! ista virtus est, sagt Plautus in seiner Alinaria, quando nihil est, qui malum ferat fortiter. Nein, Laukhard, das war eine Aufwallung, die Sie nur näher zergliedern müssen, um einzusehen, daß der Entschluß das Mittel nicht ist, Sie von Ihren Leiden, Fesseln, und Feinden zu befreyen. Das Gespenst, wie Sie einmal von Sich selbst sagen, war sonst in Ihrer Seele, und ist es jezt wieder sehr arg: aber der Exorcismus, wodurch Sie, als vernünftiger Mensch, als Mann, Sich davon befreyen können, ist weder die Sale, noch eine Kugel: es ist die goldne Sentenz des Cicero, worin er sagt: Solus sapiens liber est, und dann fragt und antwortet: Quid est libertas? Potestas

vivendi, ut velis. Quis igitur vivit, ut vult, nisi, qui recta sequitur, qui gaudet officio, cui vivendi via considerata atque provisa est. *) Sehen Sie, das ist der beste Exercismus für Sie!"

„Sie wissen, ich liebe die Sentenzen, denn ich habe ihre Kraft in meiner dreyjährigen Gefangenschaft gefühlt; und darum müssen Sie es übersehen, wenn ich den Spruchreichen Mirabell nachmache. Ich meyne es gut damit, und hoffe Sie durch eben das aufzurichten, wodurch ich noch existire... Und was ich konnte, warum sollten Sie das nicht auch können, zumal, da Sie mehr Einsicht haben, als ich, und nicht, wie sonst ich, gefangen sitzen, es sey denn in der Folterkammer eines fracti animi et abjecti et arbitrio carentis suo, wie Cicero die moralische Sklaverey beschreibt. **) Ist aber dieses, dann denken Sie an das O toties servus, worüber ich Ihnen vor Ihrer Zurückkunft schrieb. Ich denke, wir besuchen unsern Bouvier, und sprechen unterwegs davon weiter."

Gesagt, gethan! Wir sprachen davon auf dem Hin- und Herwege weiter. Bispinks Festigkeit, Bispinks angemessne Sentenzen, und noch mehr Bispinks väterliche Gesinnung gegen mich,

*) Parad. V. C. 1.

**) An dem oben angeführten Orte.

ſtimmten mich um, minderten die Verworrenheit und die Gewalt meines tobenden Innern, zerſtreuten mich, machten mich leichter, und ich erröthete vor mir, und faßte den Entſchluß, mich ihm ganz zu fügen. Wahrlich, hätte Hr. Bispink mich dießmal laufen laſſen: ich wäre hin, oder aus einem Schwächling wäre ein Welt-durchirrender Böſewicht geworden. Aber — eſt res ſacra miſer, ſagt er mit Seneka, und weiß, daß nur der Kranke des Arztes bedarf.

Was von Bispinks Seite für mich nützlich war, könnte es für manchen Andern von meiner Art gewiß auch ſeyn: aber es hätte mich zu weit geführt, wenn ich ſeine vielſeitigen Briefe, Unterredungen und Warnungen an Ort und Stelle eben ſo hätte berühren wollen, wie die Unterredung vorher. Ich will ihm nicht vorgreifen, und überlaſſe ihm dieß für ſeine eigene Geſchichte. Alsdann wird er wohl auch die Belege von und zu dem anführen, was ich nur ſummariſch erzählt habe. Die Briefe vom Kronprinzen, von Wöllner, Eberhard und andern liegen, nebſt ſeiner und meiner Correſpondenz, bey den Materialien zu ſeiner Biographie.

Man ſieht, ich ſchone mich nirgend, zumal da nicht, wo es auf Schonung Anderer ankömmt. Ich weiß, was ich Hrn. Bispink ſchuldig bin:

ich weiß, was er mir gewesen ist, und noch ist. Das wissen nicht Viele, und darum könnten ihn die, welche ihn nicht näher kennen, gerade meinetwegen verkennen. Um diesem vorzubeugen, hielt ich es für Pflicht, ihn und seine Art, mich zu behandeln, in einer Scene aufzustellen, die ich nie vergessen werde. Ich wiederhole es:

Unica fortunis ara reperta meis!

Was Hr. Bispink für mein Inneres that, that Madame Bispink für mein Aeußeres. Diese brave Frau hat ganz das Geschicke, jemanden auf eine feine, meist recht witzige Art, auf das aufmerksam zu machen, was einem sonst entgeht, wenn's gleich nahe vor den Füßen liegt. Sie hat Hn. Bispink und mich durch ihre unerwarteten Bemerkungen, und durch ihre eigne naive Art dabey, oft über Tisch lachen gemacht. Hatten wir ausgelacht, so fügte sie hinzu: „Nun, Kinder, nun habt ihr ausgelacht: aber nun seyd auch hübsch artig, und macht nicht, daß ich euch noch einmal lachen machen muß: sonst versalzt sich unsere Mahlzeit." — Ich merkte, was das gesagt war, und war auf meiner Hut forthin mehr, sowohl in Rücksicht auf meine Kleidung, als in Rücksicht auf meinen alten studentischen Schnurren-Ton.

Die guten Leute meynten es in jeder Rücksicht recht brav mit mir: aber ich sah ein, daß ihre Wohnung durch mich beschränkt war. Dieß und die Furcht, daß mein Vorsatz, mich Hn. Bispink ganz zu fügen, democh schwanken, und ich über kurz oder lang wieder dahin kommen könnte, ihn vergebens auf mich warten zu lassen, bestimmten mich, ihn zu bitten, daß er mir erlauben mögte, bey meinem ehemaligen Wirthe, dem jezt sehr mäßig pensionirten Feldwebel Gruneberg, wieder einzuziehen. Hr. Bispink gab meiner Bitte endlich nach, und ich zog wieder ein zu meinen alten Grunebergs. Diese Leute bedienten mich, so gut sie konnten; und da ich sie und ihre Art längst kannte, wie sie die meine: so kam ich mit ihnen ziemlich gut zurechte.

Den Mittags- und Abends-Tisch behielt ich indeß bey Hn. Bispink noch bis in den Sommer 1796, und ich sah mich ebenfalls genöthigt, ihn damals auch aufzugeben. Oft überhörte ich die Glocke, oder ich war bey meinen Scholaren in einer Arbeit, die sich nicht abbrechen oder verschieben ließ; und dieß machte, daß die guten Bispinks mit dem Essen auf mich oft vergeblich warteten. Ich konnte das unmöglich länger zugeben, und nahm meinen Tisch, mit Hn. Bispinks Gutheißen, bey dem Speisewirthe, Hn. Mörtsch,

besuche aber Hn. Bispink noch immer nach wie vor, je nachdem seine und meine Muse und unser gegenseitiges Unterhaltungs-Bedürfniß es zuläßt oder heischet, zumal jezt, im Sommer 1797, wo er aus Vorsorge für seine Gesundheit und ungestöhrteres Arbeiten sich in Giebichenstein aufhält.

Ein und sechsigstes Kapitel.

Noch von meinem Traume, und von dessen Folgen.

So gut ich mit Grunebergs zurechte kam, so wenig kam ich zu der Zeit mit mir zurechte, auch trotz meinen besten Vorsätzen. Es kochte und tobte in mir noch immer nach, und sprudelte mich oft zu Boden. Eine wichtigere Beleidigung konnte mir auch nie zugefügt werden, als die ist, deren ich vorhin erwähnt habe. Ich wußte, was und wieviel in Frankreich ich gewagt und gelitten hatte: der Kronprinz war nach meiner Zurückkunft noch brav gegen mich gesinnt: hierauf hatte ich längst gebauet, und meine Lebens-Rechnung für die Zukunft darauf angelegt; und nun kommen Andere und streichen mir diese meine Rechnung durch! — Das brannte meine Seele an; und dieses wunde Fleckgen wurde aufgekratzt, so oft ich von Stu-

denten und Andern hören mußte, wer Schuld daran seyn sollte. Dieß aufgeregte Schmerzgefühl trieb mich jedesmal von neuem unstät umher. Schon der Anblick irgend eines Soldaten, eines Studenten oder Professors versenkte mich in tiefen Kummer, und machte mich gleichgültig gegen Alles.

Hr. Bispink verschaffte mir Gelegenheit, dann und wann in Gesellschaft von Honoratioren mitzukommen, um, wie er sagte, mich allmälig an einen liberalen Umgang mit Menschen zu gewöhnen, deren Unterhaltung eben so sehr belehre, als ergötze. Ich habe aber, wie man weiß, die Assambleen der Honoratioren nie gesucht, weil ich für sie nicht passe und mich überhaupt allemal schenirt finde, wenn ich bey Leuten bin, die vornehmer sind, als ich, das heißt, welche besser gekleidet sind, mehr Geld, mehr Einsicht oder mehr Werth haben, als ich. Alsdann fühlt man seinen Abstand schmerzhaft, zumal, wenn man ihn selbst verschuldet hat, und sich zu sehr verwöhnt findet, als daß man sich zu ihnen wieder heranheben, oder wenigstens wieder nähern könne. Das Bewußtseyn davon macht im Innern verlegen, und im Aeußern linkisch. Mein damaliger Zustand spannte mich auch zu sehr, als daß ich für die sanftern Vergnügungen hätte empfänglich seyn können.

Ich ging also lieber, so für mich, auf den Mail, auf den Grünen-Hof, auf die Loge*), auf den Keller, oder sonst wohin, wo ich mehr mein eigner Herr war, auch weniger abstach, und wo ich mich unschenirt zerstreuen konnte, so nach meiner Art. Eine Kompagnie von Schustern, Schneidern, Bäckern, Soldaten und Solchen unterhält meinen Geist, nach seiner einmal genommenen Richtung, wirklich oft mehr, als manche andere, wo es vornehm hergeht. Ueberhaupt ist es — in meinen Augen — ein schnurriges Ding um Reputation und Extraktion. Doch — ein Schnurriger findet freilich alles schnurrig! —

Diese Erholungsörter hatten aber damals für mich auch ihr Schlimmes. Alte Kameraden und Scheinfreunde, welche meine Schwäche und meine Geringschätzung des Geldes kannten, schmiegten sich hier wieder an mich an — vorher hatte es Hr. Bispink gehindert — und führten mich, sobald sie Geld bey mir vermutheten, unvermerkt bald hiehin, bald dahin, bald auch in allerhand gemeine Schenken, und zehrten auf meine Rechnung. Ich müßte mich zerstreuen, riethen sie, und wir tranken, und ich sank immer tiefer. Es galt

*) Der Mail, der Grüne Hof, und die Loge sind [illegible] Zerstreuungsörter [illegible] Hallischen Bürger, in der Nähe von Halle.

mir endlich gleichviel, ob ich die Nacht auf einem Eckſteine an der Straße, oder auf der Pritſche der Hauptwache, oder in einer gemeinen Schenke, oder in der Stube eines intereſſirten Theilnehmers, oder in meiner, oder ſonſt anderswo vertaumelte. Ich wollte oft austoben, und gerieth in Händel, und ward das Geſpräch der Müßigen und Schadenfrohen, oder das Geſpötte der Kinder. Kleidungsſtücke, Wäſche und Bücher achtete ich damals eben ſo wenig, als Geld und mich. Man konnte mir alles abſchwatzen oder nehmen, ja, man hätte Anſtalt machen können, mich zu tödten, und ich blieb unbekümmert. Wer kann das Seine achten, wenn er aufhört, Sich zu achten! — Wenn ich von Hn. Bispink eine Zeitlang wegblieb aus Rüge meines Bewußtſeyns, ſo entſchuldigte ich mich wahr und unwahr. Kurz, mein Vorſatz, mich ihm zu fügen, war vor Schmerz und Betäubung längſt und arg dahin.

Hr. Bispink aufmerkſam gemacht durch allerhand Gerüchte und durch mein ſtätes Hin- und Herwanken, ob ich in Halle weiter bleiben, oder es verlaſſen ſollte, merkte meine Krankheit näher, und ließ es an Warnung, Troſt oder Lauge nicht fehlen, je nachdem ich es verdiente, oder er mich empfänglich fand. Aber was halfs! Nur die Zeit konnte meinen Schmerz lindern und mich über

das zum Herrn machen, wozu das anhaltende Zucken des Schmerzes und mein zähes Gedächtniß mich verwöhnten Schwächling trieb oder leiten ließ.

Hr. Bispink, der alles versuchte, wovon er Linderung für mich hoffte, rieth mir, von meiner Seite nicht etwas zu versäumen, worüber ich mir vereinst einen Vorwurf machen könnte, und mich von neuem an den Kronprinz zu wenden. Der Kronprinz, sagte er, sey ein Mann von Ehre, der also das halten werde, was er versprochen hätte. Seine Bereitwilligkeit dazu habe er gezeigt. Die ganze Armee wisse von der Bedingung meiner Sendung. Wollte man diese unerfüllt lassen: wer in der Zukunft würde es übernehmen, sich, wie ich gethan hätte, für Preußens Interesse hinzugeben, sogar mit Lebensgefahr. Sey es um des guten Beyspiels willen, fodere es das Interesse des Kronprinzen, sich mir nicht zu entziehen.

Ich fand dieß wahrscheinlich, und wendete mich von neuem an den Kronprinz; aber auch ohne Erfolg. Der vortreffliche Prinz ließ mir zur Antwort schreiben, daß er für die Invaliden seines Regiments jezt noch zu sehr zu sorgen habe, als daß er für mich vor der Hand etwas weiter thun könnte. — Ich fand dieß begreiflich, und beruhigte mich, so

gut ich konnte, durch einen Schimmer von Hoffnung auf die Zukunft.

Da ich es den Winter 1796 so trieb, wie ich es beschrieben habe, so lassen sich die Folgen davon berechnen. Es geht, wie mans treibt — ist eine Wahrheit der Natur, und ich fühlte sie endlich derbe. Ich fiel immer tiefer, nicht nur in den Augen Anderer, sondern auch in Rücksicht auf meine Gesundheit. Ueber Verachtung war ich merklich hinaus, aber ein Fieber ward mein Meister. Was meine Seele nicht konnte, bewirkte mein Körper: er schüttelte mich bis zum Besinnen, und ich besann mich. Anfänglich ließ ich die Anfälle des Fiebers aus der Acht, und rechnete auf den Tod. Ich hatte mich verloren: was konnte ich weiter zu verlieren fürchten! Endlich half der Balsam der Freundschaft: ich gab den Vorstellungen meiner Freunde nach, und selbst ein Freund heilte mich, der geschickte und brave Chirurgus Lehn.

Die Wunde auf meiner Brust achtete ich vorher aus Mismuth eben so wenig, als mein Leben. Sie ward immer ärger, und ich lief Gefahr, daß sie fistulös werden mögte. Jeder, den ich zu Rathe zog, sprach von Aufschneiden u. dgl. Dieß schreckte mich ab, und ich ließ Wunde Wunde seyn. Endlich fand sich ein altes Weib, welches mich durch eine Salbe und eine Injektion in Zeit von

einem Monate so glücklich heilte, daß ich seit jener Zeit auch nicht die geringste Unbequemlichkeit verspühre. Eben diese Frau hat mit eben der Salbe Brustschäden an Säugenden geheilt, wo der Arzt auch zum Schneiden hatte schreiten wollen. Beyspiele von der Art fallen auf, und es gereicht der systematisch-methodischen Medicin und Chirurgie eben nicht so sehr zur Empfehlung, wenn ein altes Weib mit einer Kleinigkeit Schäden zuheilt, welche geschickte Aerzte ungeheilt lassen müssen, sobald man sich ihr Messer verbittet.

Ehe meine Aussicht in die Zukunft, von Berlin aus, ganz abgeschnitten war, kam mir der Gedanke an, mich zu verehlichen. Ich miethete mir schon eine Stube, die dann geräumiger gewesen wäre, als die bey Grunebergs. Die Stube behielt ich nachher, aber aus dem Verehlichen ward nichts, und dieß aus gutem Grunde. Vorgearbeitet und gesammelt hatte ich gar nicht, und Fleisch ohne Brod, sagt Hr. Bispink, erregt Ueberdruß. Woher dann auch noch Haus- und Küchengeräthe, und was zur Oekonomie weiter gehört! Damals reichte mein Verdientes nicht einmal für mich zu: es war also das Klügste, die Ehegedanken aufzugeben oder zu verschieben.

Zwey und sechsigstes Kapitel.

Meine Beschäftigung zu Halle.

Noch in der Wohnung des Hrn. Bispink, verfertigte ich die vorher erwähnte kleine Schrift über die Reichsarmee. Nach dieser fing ich die Fortsetzung meiner Biographie an, welche nun — dem Himmel sey Dank! — zu Ende geht, und nach aller Wahrscheinlichkeit eine ziemliche Zeit ruhen wird, vielleicht auf immer.

Ich gab auch gleich nach meiner Ankunft zu Halle mehrere Stunden, und ich kann es den hallischen Herren Studenten nachrühmen, daß sie sich meines Unterrichts ganz lieberal bedient haben, und noch bedienen. Ich bin zwar nicht gelehrt, und hasse nichts mehr, als das gelehrte Air gewisser Unterrichter, deren Armseligkeit an Kenntnissen doch aller Orten herausgukt: aber ich besitze manche Fragmente von Litteratur und von Sprachen, welche manchem jungen Manne nützlich werden können; und so glaube ich immer, auf einer litterärischen Fabrike, nicht ganz umsonst existiren zu können. Die Herren scheinen dieses

selbst zu fühlen, da sie mich schon recht angelegentlich ersucht haben, ihnen über dieses und jenes Stück der Litteratur Vorlesungen zu halten, welches ich aber bisher noch nicht wagen wollte, aus Furcht — vor den Juden.

Bey meinem Unterrichte bediene ich mich durchaus einer andern Methode, als die ist, welche die sonstigen Sprachmeister befolgen: ich gebe bey jeder Construction den grammatischen Constructions-Grund an und halte dieß für das Hauptwerk jedes Sprachunterrichts. Ich unterlasse das sogar nicht, wenn ich lateinische Autoren mit Studenten lese. Ich weiß, wie sehr viel darauf ankömmt, die Grammatik recht zu wissen, ja, ich fühle, wie viel mir selbst in diesem Stücke für alle Sprachen noch fehlt, welche ich je gelernt habe. Uebrigens lasse ich allen andern Herren, die sich mit der Sprachmeisterey abgeben, ihren Werth, und habe auch noch mit keinem von ihnen eine Fehde gehabt, als mit dem Französischen Ex-Ber[illegible]iktiner Le Fevre, der zu Halle auch französisch lehrt.

Dieser Mensch mogte gehört haben, daß ich eben nicht gut von den Emigranten überhaupt und von den emigrirten französischen Pfaffen im besondern noch ärger dächte. Auch hatte ich ihn einigemal bey einem Studenten gesprochen, und ihm, so nach

meiner Art, meine Gedanken über die französische Republik und über Sa Majesté Postiche, Louis XVIII soi-disant roi de France et de Navarre, résidant à Blankenbourg et vivant d'aumones gesagt, worüber natürlich ein Pfaffe, der alle Tage Messe ließt, ergrimmen mußte. Da er sich nun an meinen deutschen Büchern nicht rächen konnte, auch vor Mangel an jeder litterärischen Kenntniß außer Stande war, sich in einen gelehrten Streit mit mir einzulassen; so warf er sich über meine Anleitung zur Uebung in der französischen Sprache, und beschmierte das Exemplar eines seiner Schüler mit Anmerkungen gewaltig. In einer derselben nannte er mich einen Affen des Rousseau, und in einer andern sagte er: ich habe mein Evangelium von Voltaire gelernt u. dgl. Aber keine einzige seiner Bemerkungen betraf die Sachen, die ich vorgetragen, oder die Ausdrücke, womit ich sie vorgetragen hatte, — wahrscheinlich, weil der äußerst unwissende Mensch beydes nicht versteht.

Diese Noten sah ich von ohngefähr, und stellte den [illegible] darüber zur Rede, der sich dann entschuldigte, wie ein Mensch sich entschuldigt, der von seinen Sünden überzeugt ist. Nachher hat er das Buch, worein er die Noten geschrieben hatte, [illegible] Noten mit der Scheere beraubt, damit sie

ferner nicht mehr gegen ihn und seinen katholisch-dummen Pfaffen-Dünkel zeugen mögten.

Obgleich aber Le Fevre ein Mönch ist, der alle Tage sein Brevier beter und alle Tage Messe liesst, ja, der gar ein Atheist werden will, wenn der liebe Gott die Frevler in Frankreich nicht bald bestraft: so versteht er doch das Zotenreißen aus dem Grunde, und alle die, welche mit ihm umgehen, können seine tiefen Kenntnisse in diesem Stücke nicht genug bewundern. Er würde wirklich der Zotologischen Fakultät zu Giessen, im Jahre 1777, Ehre gemacht haben. Es ist nur Schade, daß selbst die Studenten diese schöne Kunst, eine Sprache zu führen, die die Schweine führen würden, wenn sie reden könnten, nicht mehr haben wollen, und diejenigen verachten, die durch ein ewiges Geschwätz von unanständigen Dingen zu erkennen geben, daß sie keine andere, als schmutzige Bilder, in ihrer Einbildungskraft herum führen.

Billig sollte Hr. Pater Le Fevre aus einem Tournely, Collet, Antoine und andern bessern Moralisten seiner Kirche wissen, was das Gelübde der Keuschheit von ihm, als einem Benedictiner-Professen, fodre, und daß die Pflicht jedes braven Mannes ohnehin es mit sich bringe, das sogenannte scandalum activum überall und immer zu verhüten, vorzüglich in Dingen, die das

rege Blut unerfahrner junger Leute so leicht aufwallen und durch erregte Vorstellungen sie nolens volens oft zum Verderben reizen. Richtet er sich hienach, und bemüht er sich um mehr Sachkenntniß und Methode, als man sie in den Klöstern im Durchschnitt antrifft: so kann er gewiß auf weit mehr Sprach-Schüler rechnen, als jezt, da er in der irrigen Meynung aller katholischen Priester steht: die beste Lockspeise zu recht vielen Scholaren auf einer protestantischen Universität sey, die protestantische Jugend so zu behandeln, wie die meisten katholischen Polemiker sie nach Luthern schildern, der bloß darum die Reformation angefangen haben soll, um ohne Kutte und Mönchsgelübde sich in den Sümpfen der niedern Sinnenlust ungehindert wälzen zu können. Pfaffen, die das glauben und behaupten können, zeigen eben dadurch, wohin ihre Phantasie und ihr Herz im Stillen sich neige: denn nach dem gewöhnlichen Sprüchworte sucht man keinen hinter'm Ofen, wenn man nicht selbst dahinter gesessen ist.

Hr. Pater Le Fevre nimmt es sich ebenfalls heraus, in Halle den Inquisitor im Kleinen zu spielen, und die von seinen mitemigrirten Glaubensgenossen, die lieber ihren Mumenschen dienen, als bey der hochheiligen Messe ihre Zeit unheilig verschwenden, darüber in die Lehre zu neh-

men. Wie weit der Mann in der Erkenntniß der wahren, ächten Religion noch zurück ist! Doch, wenn sein päpstelnder Kirchen-Eifer ihn so hildebrandisch anregt für Andere: so muß es jeden Unbefangnen billig befremden, daß er ihn nicht auch für ihn selbst anregt. In Preußen giebt es bekanntlich mehrere Benediktinerklöster, selbst nicht weit von Halle, oder bey Halberstadt. Diese Klöster müssen ihre Zöglinge aus andern katholischen Ländern gleichsam erschleichen; und Hr. Pater Le Fevre würde, als ein schon zugestutzter, formeller Mönch, auch ohne Heller und Pfennig, gleich jedem andern erschlichnen oder erheuchelten Kandidaten, sehr willkommen seyn: und doch bleibt Hr. Pater Le Fevre zu Halle — in der lieben Freyheit! — Es ist doch immer wahr, daß eben diejenigen, welche Andern unerträgliche Lasten aufbürden, sie gewöhnlich nicht einmal gern mit einem Finger berühren! —

Der vollständige Titel der vorhin erwähnten Schrift heißt: „Anleitung zur Uebung in der „französischen Sprache, nach einem abgekürzten „allgemeinen Umfange alles Wissenswürdigen bearbeitet, und mit einem Wortregister herausgegeben von F. C. Laukhard." Sie erschien dieß Jahr zu Leipzig bey Hn. G. Fleischer, und kostet 1 Rthlr. Ich bearbeitete sie als einen

Leitfaden für meine Schüler in Zwischenstunden, und kann diejenigen von meinen Lesern, welche Freunde alles Wissenswürdigen und der Französischen Sprache sind, nicht besser in den Stand setzen, den Innhalt, die Form und den Zweck dieser Anleitung gehörig zu schätzen, als durch die Winke dazu in der Vorrede zu diesem Werkchen.

„Ich habe, heißt es hier, seitdem ich mich mit dem Unterrichte in der französischen Sprache abgebe, — und das ist schon über vierzehn Jahre her — immer bemerkt, daß die Fortschritte der Lehrlinge allemal von der Methode des Lehrers abhängen, und daß das Buch, welches bey den Anfängern zum Grunde gelegt wird, auf diese Fortschritte großen Einfluß hat. Ich lasse jedem Buche dieser Art sein Verdienst, und weiß, daß einige, z. B. das Lesebuch des Hn. Gedicke, die Anthologie des Hn. Emmert, und andere ihres Gleichen brauchbare Aufsätze enthalten, muß aber dennoch gestehen, daß ich kein Buch kenne, welches nur zu einem vollständigen Currikel des Französischen Sprach-Unterrichts unlänglich geschienen hätte.

Um diesem Mangel abzuhelfen — habe ich von allen Dingen, welche die gemeinnützigen, reellen Kenntnisse der Menschen ausmachen,

das Nöthigste und Gemeinste aus den besten Büchern planmäßig gesammelt und mit richtigen und eigentlichen Wörtern und Redensarten vorgetragen. — Folglich findet man hier das Vornehmste und Bekannteste aus der Astronomie, aus der physikalischen und politischen Geographie, aus der Naturgeschichte der Pflanzen und der Thiere, aus der ganzen Anthropologie, wie auch aus allen Theilen der Wissenschaften. Ich denke, je gemeinnütziger, zusammenhängender und interessanter der Gegenstand ist, an dem man seine Kräfte übet, desto ergiebiger ist der Gewinn daraus. Gilt dieß überall, so gilt es bey dem Sprachstudium für junge Leute vorzüglich: und darum bemühte ich mich ihnen ein Werkchen zu liefern, worinn das Interesse des Bezeichneten oder der Sache das Interesse des Zeichens oder der Sprache belebe.

Daß bey dieser Anlage eine überaus große Menge Sachen, Wörter und Redensarten vorkommen müsse, sowohl für die Schule als für das gemeine Leben, und daß eben dadurch mein Buch geschickt wird, den Verstand und das Gedächtniß des Lehrlings mit Sach- und Sprachkenntniß unvermerkt zu bereichern, ist außer allem Zweifel. Ich glaube, auf diese Weise den hauptsächlichsten Vorrath des

menschlichen Wissens und der französischen Sprache in diesex Kürze vorgelegt, und eben darum keine unnütze Arbeit unternommen zu haben. —

Daß der Lehrer, welcher mein Buch zum Grunde seines Unterrichts legenowill, die abgehandelten Materien, wenigstens historisch, selbst verstehen müsse, darüber ist gar keine Frage. Er braucht freilich kein ausgemachter Astronom, Physiker, Historiker u. s. w. zu seyn: — das bin ich selbst nicht — aber er muß doch das Hauptsächlichste aus der Astronomie, Geographie, Naturgeschichte u. s. w. wissen; und wer das nicht weiß, ist ein Ignorant, der auch nicht einmal ein französischer Lehrmeister seyn kann. Denn es ist nicht genug, daß man etwan das Vornehmste, oder vielmehr das Gröbste aus der Grammatik mechanisch wisse, und dann ein wenig von Wind und Wetter plaudern könne, um sofort Sprachmeister mit Recht zu seyn. Es darf nichts vorkommen in einem Lesebuche, was der Lehrer seinen Zöglingen nicht vollkommen deutlich machen könne: denn die Deutlichkeit machet erst, daß man das Vorgetragene — durch Hülfe der eingesehenen übereinstimmenden oder nicht übereinstimmenden Merkmale, Begriffe und Urtheile — systematisch behalte; und was man auf diese Art nicht deutlich einsieht oder nicht versteht, das faßt das Gedächt-

niß nur mühsam, nur vereinzelt, und vergißt es um so eher.

Wir sprechen, wie wir denken und empfinden: wer also Sprachmeister seyn will, muß, außer den besondern Sprachformeln, auch die allgemeinen Denk- und Empfindungsformeln kennen, folglich in der Logik und Psychologie zu Hause seyn. Dieß ist nothwendig, um sich logisch- und grammatikalisch-richtig auszudrücken. Um sich aber ohne dieß auch nützlich und mit Interesse auszudrücken, und dadurch seinen Zöglingen das Erlernen und das Angewöhnen eben jenes Ausdrucks in dieser oder jener Sprache zu erleichtern, muß es ihm nie an Stoff fehlen, ihre Aufmerksamkeit angenehm und ohne Ermüden zu fesseln und zu unterhalten. Was hieraus weiter folge, weiß jeder Leser von Consequenz. *)

Ich weiß zwar recht gut, daß viele Sprachmeister in diesen Erfordernissen, wie in allen Kenntnissen, erbärmlich weit zurück sind: allein da doch noch mancher Sprachmeister und Hauslehrer — von öffentlichen Schullehrern setze ich das mit Recht ohne Unterschied voraus — gute allge-

*) Sachverständige Studenten haben hier einen Maaßstab, wornach sie die Brauchbarkeit und Unbrauchbarkeit ihrer Herren Sprachmeister messen können.

meine Kenntniſſe des menſchlichen Wiſſens beſitzen wird, ſo glaube ich, daß mein Werkchen ſich gerade dadurch bey ihnen empfehlen muß, daß es eine Art von kleiner Encyklopädie iſt, und daß man es folglich zugleich als ein Mittel benutzen kann, entweder ſeine Zöglinge auf die darin vorkommenden Kenntniſſe vorzubereiten, oder ſie mit ihnen in einem ſummariſchen Zuſammenhange zu wiederholen. Dadurch gewinnt man an Sach- und Sprachkenntniß zugleich.

Von dem Schüler, welcher nach dieſer Anleitung in der franzöſiſchen Sprache geübt werden ſoll, fodere ich blos, daß er die Grundſätze der Grammatik genau inne habe, d. i. daß er wiſſe zu dekliniren und zu konjugiren, in und außer der Reihe, nach allen Veränderungen, und ohne ſich zu beſinnen. Daß es hieran ſehr Vielen oft mangele, und dieß gerade aus Mangel an Uebung darin, lehrt die leidige Erfahrung. Hat aber ein Lehrer das Seine redlich geleiſtet, und durch fleißiges Ueben in allen möglichen Veränderungen der Hauptwörter, Beywörter, Fürwörter und Zeitwörter die Zunge ſeines Schülers an eine richtige Ausſprache, und deſſen Verſtand an eine ſchnelle und richtige Veränderung der vorgelegten Redensarten gewöhnt, — wozu die Vorrede die Anweiſung enthält, in einer

Stufenfolge vom Einzelnen zum Zuſammengeſezten, vom Leichtern zum Schwerern — alsdann wird er meine Schrift gewiß mit ſehr vielem Nutzen brauchen können. —

Freilich wird meine vorgeſchriebene Methode manchem bequemen Herrn Sprachmeiſter ſchwer und mühſam vorkommen: denn es iſt allemal leichter, aus der Grammatik oder aus einem Leſebuche ein Geſpräch oder ein Anekdötchen zu überſetzen, und es bey dem Ueberſetzen bewenden zu laſſen, als auf die von mir angegebne Art das Studium der franzöſiſchen Sprache und der nützlichen Kenntniſſe zugleich zu erleichtern und zu fördern. Aber es kömmt hier nicht auf die Bequemlichkeit der Herren Sprachmeiſter an, ſondern auf den Nutzen der lernenden Jugend. Rechtſchaffne, getreue Lehrer und Sprachmeiſter beſcheiden ſich deſſen ſelbſt ſehr gern, und werden mir es Dank wiſſen, daß ich ihnen Gelegenheit gebe, einer ganz unfehlbar nützlichen und dem Bedürfniß unſers Denkvermögens und deſſen Entwickelung natürlich entſprechenden Methode zu folgen. —

Das Werkchen iſt nicht ſehr groß, und kann — auch mit langſamen Köpfen — binnen Jahresfriſt ganz bequem durchgangen werden; und ſo wäre man im Stande, nach meiner Anleitung in einem Jahre die ganze franzöſiſche Sprache zu

erlernen, so daß man sich über alles in der Welt Vorkommende hinlänglich auszudrücken vermögend werde: und nach welchem ähnlichen Buche hat dieß bis jezt geschehen können? Ueberdieß lernt der Eleve hier nicht blos Sprache: er lernt in jedem Pensum auch etwas nüzliches und allgemein brauchbares. Es werden hier keine zweydeutigen Anekdoten ausgekramt, keine abgerißnen Bruchstücke aufgestellt, die den Flattergeist der Jugend noch mehr zum Flattern verwöhnen; es wird keine fade Moral oder Ascetik geprediget — nein, es werden lauter Sachen vorgetragen, welche in der Natur, in dem Menschen und in seinen Verhältnissen wirklich, folglich wahr und gut enthalten sind, und dieß in einem planmäßigen Zusammenhange, so daß jeder Lehrer, welcher in der Sokratischen Hebammenkunst kein Fremdling ist, hier den Weg geebnet findet, die guten Eigenschaften des Objektiven zum subjektiven Eigenthume seiner Zöglinge bald und mit Interesse umzuschaffen. — Wenigstens sieht hier jeder, was in der Welt zu wissen nothwendig, nüzlich und gut ist: die Elemente für das Studium seiner Lebenszeit sind vorgezeichnet; und wer hierin bewandert ist, er sey Mann oder Weib, Jüngling oder Mädchen, wird gewiß selten in die Verlegenheit gerathen, einzeln oder in Gesellschaft, auf dem Felde oder zu

Hause Langeweile zu fühlen, oder von Dingen sprechen zu hören, von denen er nichts wisse, und dann auch nicht verleitet werden, sich durch das elende Behelf aller Kurzsichtigen oder Verächtlichen schadlos zu halten — durch Wetter-Diskurse oder durch hämisches Bekritteln Anderer. —

Was den Styl betrifft, so glaube ich, daß er so ist, wie er für Anfänger seyn muß, plan und deutlich, ohne Schmuck und ohne Blumen, doch aber nicht pöbelhaft oder unanständig. Alle Wörter, deren ich mich bedient habe, sind ächt französisch; aber unanständige Redensarten, deren man in den Grammatiken und anderwärts so viele findet, sind durchaus verbannt worden. Meine Eleven sollen französisch sprechen und schreiben lernen, aber nicht französisch fluchen, oder auf französisch Zoten reißen. Was in jeder Sprache unanständig ist, meidet der Gesittete in jeder besondern.

Um dem Lehrer Gelegenheit zu schaffen, seinen Schüler auf alle Regeln und deren Ausnahmen, nach Grammatik und Syntax, merken zu machen, so habe ich immer darauf gesehen, sie nach der möglichsten Anwendung durch alle Construktionsformeln anzubringen, und bitte den Lehrer, die bessern von den gemeinen — jedesmal sorgfältig unterscheiden zu wollen. Wer nachher zur ei-

lern Bildung des Styls schreiten will, dem stehen die bessern französischen Klassiker zu Muster — Florian, Mably, Voltaire, Rousseau, Diderot, Marmontel, Mercier und andere." —

Der nähere Entwurf dieser Anleitung ist folgender: I. Kap. Einleitung. 1 §. Von der Welt überhaupt. 2 §. Von dem Urheber der Welt, oder von Gott. II Kap. Vom gestirnten Himmel. 1 §. Von den Himmelskörpern überhaupt. 2 §. Benennung der Himmelskörper. 3 §. Erklärung der astronomischen Kunstwörter. 4 §. Von der Sonne. 5 §. Von dem Monde. 6 §. Von den Planetensystemen. 7 §. Von der Zeit und deren Maße. III Kap. Von unserer Erde. Erster Abschnitt: Von der natürlichen Erdbeschreibung. 1 §. Von dem Umkreise der Erde. 2 §. Von den Lufterscheinungen. 3 §. Von der Oberfläche der Erde. 4 §. Von den Mineralien. 5 §. Von dem Wasser. 6 §. Von den irdischen Elementen. Zweyter Abschnitt: Von der politischen Erdbeschreibung. 1 §. Vom Panglobium. 2 §. Von Europa. 3 §. Von Asien. 4 §. Von Afrika. 5 §. Von Amerika. 6 §. Von den Inseln und Australländern. 7 §. Politische Beschreibung von Europa. 8 §. Fortsetzung. 9 §. Von den europäischen Religionen. 10 §. Von Deutschland u. s. w.

Auf eben diese Art handelt die Anleitung im IV. Kap. von den Pflanzen überhaupt, und von den Bäumen insbesondere; von den Gärtnereyen, von den Pflanzen, von den Küchengewächsen, von dem Feldbau, von dem Obste, von den Wäldern; dann im V. Kap. von den Thieren, von dem Gewürme, von den Insekten, von den Amphibien, von den Fischen, von den Vögeln, von den Säugthieren; ferner im VI. Kap. von dem Menschen, nach dem Aeußern und Innern, von dem verschiedenen Alter des Menschen, und dessen Leben und Beschaffenheit; von der Seele des Menschen, deren Vermögen und Unsterblichkeit; von der Nahrung, Kleidung und Wohnung des Menschen; von dem Hausgeräthe, von den Vergnügungen, von der häuslichen Gesellschaft, vom Ehestande, von dem Gesinde; von der bürgerlichen Gesellschaft, vom Handel und Gewerbe, vom Kriegswesen, von den vornehmsten Künsten und Handwerken; von den Wissenschaften, von der Religion, vom Aberglauben u. s. w.

Diese abgekürzte Uebersicht eröffne ich hier darum, damit man sehe, daß mein Werkchen alles Wissenswürdige wirklich umfaßt, und daß es folglich keine Prahlerey sey, wenn der Titel desselben das anzieht. Dann möchte ich auch jeden

Sprach-Lehrer und Lehrling in den Stand setzen, zum voraus selbst zu entscheiden: ob er diese meine Anleitung für sich gut finde oder nicht, und im leztern Falle ihn vor einer unnöthigen Ausgabe sichern. Ich meyne dieß in Rücksicht auf die von meinen Lesern, welche die gelehrten Zeitungen nicht lesen, und denen also die Empfehlung dieser Anleitung von daher unbekannt geblieben ist; oder wenn sie dieselben lesen, doch aus vielfacher Erfahrung gelernt haben, lieber mit eignen Augen zuzusehen, was an einem Buche, dessen man bedarf, ist, als es geradezu auf die Empfehlung eines Recensenten anzuschaffen, und nachher sein Geld zu bedauren.

Ich habe oben gesagt, eine schriftstellerische Angelegenheit habe mir es nöthig gemacht, bey Hn. Eberhard einzusprechen. Die Bearbeitung eben dieser Anleitung war diese Angelegenheit. Hr. Eberhard fand meinen Plan, wie er sich ausdrückte, ganz excellent, und ermunterte mich, ihn ja auszuführen. Seine weitere Lobeserhebung will ich übergehen, und ihm, wie dem Hn. Oberkonsistorialrath Niemeyer und dem Hn. Bispink für ihre Winke und Bücher noch danken, die sie die Güte gehabt haben, mir zur Bearbeitung dieser Schrift mitzutheilen.

Drey und sechsigstes Kapitel.

Noch von meiner Beschäftigung. Naseweiserey.

Im Sommer 1796 baten mich einige Studenten, ihnen den Kern der orthodoxen Lutherischen Dogmatik vorzutragen. Ich bin immer der Meynung gewesen, daß ein jedes System eines doppelten Vortrags fähig sey. Der eine ist der kritische, wobey man zeigt, wiefern ein System mit den Grundwahrheiten der Vernunft übereinkomme, oder nicht, wiefern es daher wahr oder falsch sey. Daß eine Kritik aller Systeme nicht allein möglich, sondern auch zur Beförderung der richtigen Einsicht und zur Verbesserung der Systeme höchst nothwendig sey, ist gewiß; aber aus mehrern Gründen konnte ich mich damit nicht befangen. Einmal verstehe ich von der kritischen Philosophie selbst noch zu wenig, und fürs andre wollten meine Herren nicht Kritik der Religionstheorie, sondern Kenntniß dessen, was die symbolischen Bücher der Lutherischen Kirche lehren, und wie diese Lehrsätze von den Theologen dieser Kirche bewiesen und vertheidiget werden. Ich schlug also den histori-

schen Weg ein, und trug das System so vor, wie es Baumgarten, Schubert, Benner und andere nach Anweisung der Symbole vorgetragen haben. Dabey suchte ich mir selbst einen historisch-deutlichen Begriff von den Dogmen zu bilden, damit ich nicht quid pro quo machen mögte, wie noch vor kurzem ein gewisser Herr, welcher den Glauben der kleinen Kinder darum verwarf, weil die Kinder, die erst gebohren wären, unmöglich die Wahrheit erkennen, und ihr Beyfall geben könnten: was aber die orthodoxen Theologen auch noch nirgends gelehrt haben. — Auf diese Weise lernten meine Herren viel historische Theologie, und lernten noch obendrein, sie nach dem Zuschnitt der Theologen, theologisch beweisen.

Es kann seyn, daß der, welcher die Schriften der Theologen durchgeht, um Wahrheit von Irrthum zu trennen, und das System aufs Reine zu bringen, oder die verschiedenen Vorstellungsarten der Menschen über übersinnliche Dinge und deren absolute und relative Beschaffenheit aufzufinden — nicht selten Ekel empfinde: aber bey alle dem muß man sich gewiß über den Fleiß, die Akkuratesse und die Gelehrsamkeit der Theologen oft wundern, womit sie den alten Brast der kirchlichen Bestimmungen ausgeschmückt, und ihn der Vernunft allmälig genähert und dadurch annehmbar zu ma-

chen gesucht haben. Der verstorbene D. Schubert scheint mir in dieser Rücksicht alle seine orthodoxen Vorgänger und Nachfolger übertroffen zu haben. Ein solcher Mann, der sonst gründlich denken konnte, hätte zur Berichtigung des Systems viel leisten können, wenn er nur gewollt hätte. Das Wahrdtische Buch, nämlich die 1769 bey Heinsius herausgekommene, sogenannte biblische Dogmatik konnte ich am wenigsten benutzen. Wahrdt dachte damals selbst noch flacher, und, was das schlimmste war, er verstand den Lutherischen Lehrbegriff gar nicht. Semler pflegte die historische Kenntniß der kirchlichen Dogmen recht angelegentlich zu empfehlen, theils, um den Ungrund und die Neuheit mancher Lehren einzusehen, theils, um dem Systeme keine Schuld aufzubürden, die es nicht hat. Es ist überhaupt lustig, anzusehen, wenn Mancher so in den Tag hineinschwatzt ohne alle Kenntniß der Sache, wovon die Rede ist, und der Andere, eben so unwissend in der Sache, den Apologeten machen will.

Eben dieser Vortrag nach der Geschichte der kirchlichen Dogmen brachte mich auch auf den Gedanken, daß es wohl nicht unbillig sey, daß man eine allgemeine Bestimmungsformel habe, nach welcher sich jeder öffentliche Lehrer der Kirche, wie jeder Schriftsteller für den Volksunterricht,

allerdings richten müsse. Denn der Vortrag des Religionsunterrichts darf nicht der Willkühr oder, wie Einige sagen, der Einsicht eines Jeden überlassen werden. Die meisten Herren haben gar wenig liberale Einsicht, und richten sich blos nach dem, was sie gelernt, oder vielmehr, was sie obenhin im Collegium gehört, oder in einem leichtgeschriebnen Buche gelesen haben; und hängen daher eben so von Autorität ab, wie die dicksten Orthodoxen von den symbolischen Büchern. Soll man solchen unwissenden Menschen*), worunter sehr viele gewaltige Dummköpfe, Heuchler oder Schurken sind =), es überlassen, über die Gestalt der kirchlichen Dogmen und ihres Vortrags selbst zu entscheiden? Dieses würde ein sehr buntscheckiges Gewand der Religionstheorie anzetteln, und am Ende Verwirrungen und gänzlichen Verfall der doch wirklich nicht ganz schlechten, Lehre der protestantischen Kirche hervorbringen, und so dem alten Papstthume, dem Aberglauben, und dem Sektengeiste die Thüre wieder öffnen.

Man beruft sich, oder könnte sich wenigstens auf das Beyspiel des Hn. Schulz, ehemals Pfarrers in Gielsdorf, berufen, welcher von allem

---

*) Dieser Ausdruck ist hart. Aber ich habe Beyspiele nur als zuviel dazu.

kirchlichen Plunder abwich, alle sogenannte Orthodoxien abwies, und doch in seinen drey Gemeinden sehr viel Nutzen stiftete. Aber, lieber Gott, wie wenig Pfarrer sind diesem Manne ähnlich? Wie wenig Theologen haben seine Klugheit, seine Rechtschaffenheit, um von seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit nicht zu sprechen? Wenn jeder Prediger ein Schulz wäre, so mögte immerhin jeder Prediger für sich ein System entwerfen, und seinen Untergebenen vortragen. Allein da das Gegentheil so sehr am Tage liegt, da das Studium der wahren Litteratur, ich meyne der Sprachen, der Geschichte, und der Exegese, so sehr vernachlässiget wird, wozu der aufdunsende Dünkel schon aus den Vorhallen der kritischen Philosophie *) das seine in vollem Maaße beyträgt, und da die unwissende Frechheit im oberflächlichen Urtheilen

*) Vor einigen Wochen war ich in Lauchstädt, wo denn auch unter einigen Herren, welche die kritische Philosophie, wie ich merkte, bis an den Hoseinkuppe studiert hatten, ein Gespräch über die Philosophie und über die Unzulänglichkeit aller theoretischen Beweise zur Gottes Ogiesen, Unsterblichkeit, u. dgl. vorfiel. Weil man glauben mögte, daß ich von der neuen Philosophie auch was wüßte, so wurde ich aufgefodert, an ihrem Gespräche Theil zu nehmen. Ich that es, fand aber Gelegenheit genug, an das [illegible] zu denken. Sehr viele der jetzigen Studenten sind verwöhnte litterarische Weichlinge, die die Dornen der eigentlichen Litteratur scheuen, dazu auch nicht gezogen sind, und vor lauter langer Weile sich in den Sümpfen der Romanwelt ersäufen.

täglich zunimmt: so ist es wohl nicht unrecht, daß man den unreifen und voreiligen Leuten ein Formular an die Hand giebt, nach welchem sie, bey ihren öffentlichen Vorträgen, sich richten müssen. Der Kluge und Einsichtige wird sich dabey ohnehin schadlos zu halten wissen. —

Da ich fand, daß die Art, die Dogmatik historisch vorzutragen, nicht übel und besonders für Kandidaten, welche bald vor dem Consistorium zum Examen erscheinen sollen, sehr vortheilhaft wäre, so arbeitete ich das ganze ächt-orthodoxe System der Lutherischen Lehre nach einer leichten natürlichen Eintheilung, die den symbolischen Büchern genau entspricht, in Fragen und Antworten aus, und unterrichtete hernach eine kleine Anzahl Studenten — zur Probe. Den Winter vorher hatte ich, zu eben dem Behufe, die Tabellen, welche Lüdecke nach Baumgartens Theile entworfen hat, zum Grunde gelegt. Ich theilte Einiges von meinem Geschriebnen einem berühmten Theologen in Halle mit, nämlich dem Hn. D. Rössler, und dieser einsichtige Biedermann rieth mir, meine Arbeit ja zu vollenden, und sie zum Besten der studierenden Theologen und der Examinanden herauszugeben.

Daß diese Arbeit wirklich gut sey, und dem Bedürfnisse der meisten jungen protestantischen

Theologen entspreche, vorzüglich als ein getreuer Leitfaden für jene, welche erst eine gedrängte, aber vollständige historische Uebersicht von ihrem Kirchen-Systeme erwerben wollen, ehe sie es dogmatisch treiben, oder kritisch prüfen, das habe ich diesen Sommer abermals erfahren, und habe nach dieser Erfahrung neuerdings die Probe gemacht, daß vier Monate schon hinreichen, einem Studierenden die ganze Dogmatik so beyzubringen, daß er sie nach ihren Haupt- und Nebenstücken vollkommen kennen lerne, und durch die lateinische Frag- und Antworts-Uebung obendrein die Fertigkeit erwerbe, sich dereinst im Examen auch lateinisch darüber auszudrücken. *)

Es haben sich zu diesem Vortrage auf den Winter schon mehrere Herren bey mir angegeben, und ich werde forthin nicht ermangeln, ihnen nach meinen Kräften so zu dienen, daß sie keine Ursache finden sollen, sich unzufrieden von mir zu entfernen. Freilich denke ich selbst, in kritischer Rücksicht der Lehren, was ich nach Gründen, als ehrlicher Mann, nur kann: aber ich weiß doch auch,

---

*) Dem katholischen Theologen kann mein Leitfaden auch nutzen, wenigstens, um ohne viel Zeitverlust den Inhalt des protestantischen Lehrbegriffs kennen zu lernen oder zu übersehen. Denn das [illegible] fodert auch die Vernunft vor den Tribunalen der Kirchen.

daß der Vortrag solcher Dinge, die man selbst nicht für wahr hält, sich so einrichten läßt, daß man Nutzen und Vergnügen davon haben kann. Livius, Bayle und Fleury — so tief unter ihnen ich auch stehe — referirten Manches recht hübsch und lehrreich, wenn sie gleich für sich es nicht glaubten. —

Zu diesem Behufe werde ich auch mein Lehrbuch, sobald die Herbstmesse vorbey ist, anfangen herauszugeben. Der Titel wird seyn: Institutiones Theologiae dogmaticae, ad normam librorum ecclesiae Lutheranae Symbolicorum, forma examinis universum religionis christianae theoriae ambitum complexae. Accedunt singulis articulis dicta probantia potiora, hebraea et graeca, grammatice et exegetice illustrata, ut et notationes dissensionum ecclesiae Evangelico-reformatae.

Dieß lezte Stück kömmt darum hinzu, damit auch reformirte Kandidaten und Theologen mein Buch benutzen können, um ihre reformirt-orthodoxe Theologie daraus zu erlernen. Die reformirte Kirche hat, wie bekannt ist, keine eigentlichen symbolischen Bücher; und so bin ich, bey der Aufsuchung der Unterscheidungslehren beyder Kirchen, einigen berühmten reformirten Theologen, namentlich dem Vitringa, Stapfer, Wyttenbach und vorzüglich dem Mur-

sinna gefolgt, jedoch mit beständiger Rücksicht auf den Heidelberger Katechismus.

Es kann seyn, daß entweder Hr. Bispink, oder ich über kurz oder lang einen Leitfaden folgen lasse, wonach man das kritisch prüfen könne, was der angegebne Leitfaden historisch liefern wird. Dieser soll erst den sogenannten Status quaestionis historisch festsetzen, und jener dessen Inhalt kritisch prüfen und entscheiden. Dadurch erhält Unterricht und Vernunft, Glauben und Wissen, Blind- folgen und Selbst- wählen — seine bestimmte Gränzen, und dabey muß ächte Religiosität gewinnen, wie ächte Moralität. Daß es an den bessern Wegweisern aus der neuern kritisch-philosophischen und theologischen Litteratur hiebey nicht fehlen werde, giebt die Natur der Sache.

Da der dritte Band meiner Biographie erschien, machte die Freymüthigkeit, mit welcher alles erzählt ist, hie und da einige Sensation; und da die Leute gern das weissagen, was ihnen gefallen würde, wenn es geschähe: so weissagte man auch zu Halle in einer gewissen Gesellschaft, welche sich der Thalia widmet — nicht jener Vertrauten des Menanders, Aristophanes und Terentius — sondern Plümekes Thalia, indem man die guten Theaterstücke erst jämmerlich verhunzen muß, ehe man sie ob der großen Armseligkeit des

Theaters und der Schauspieler aufführen kann — also in der theatralischen Gesellschaft zu Halle, gemeiniglich Mummerey genannt, nach Madam Mumme, weissagte man, daß ich zur Verantwortung gezogen, und wahrscheinlich auf den Bau würde gebracht werden. Man wollte dieses von Berlin aus erfahren haben, und dachte vielleicht, ich würde mich sofort aus dem Staube machen.

Ich weiß zwar, wie leicht es ist, einen unbewährten Menschen hinzuwerfen, der so wenig Anhang hat, als ich; aber da alle meine Nachrichten öffentliche Begebenheiten, oder öffentliche Verhandlungen betreffen, die man in Frankreich, England, und selbst in Deutschland weit freymüthiger, als ich, referirt und ventilirt hat: so lachte ich über die läppische Nachricht, wie über die unreine Quelle, woraus sie geflossen war.

Auf dem goldnen Löwen passirte mein Buch auch die Kritik, und ein gewisser Wucherjude äußerte dabey: Nau, Gott behüt: dafür hätt' der Mensch den Bau auf Lebtag verdient! Diesem Juden muß ich aber nur sagen, daß er für seine Wucherey u. dgl. längst den Bau auf Lebtag, wo nicht gar noch etwas Aergeres verdient hätte: und daß dieses wahr sey, bezeugen nicht nur Hallenser, sondern auch Fremde.

— Ein hiesiger Professor, der eben deswegen, weil er nur um die Welt gefahren ist, mit der Welt selbst wenig bekannt werden konnte, kam vor kurzem in einen Buchladen, sah da meine Geschichte, und fragte, was der Quark da koste? Man sagte ihm den Preis, und er schrie, nach einigen ha, ha! mit brüllender Stimme auf: „Ey, Schwerenoth, so viel ist ja der ganze Kerl nicht werth!“ — Der Ehrenmann kennt den Werth des Menschen schlecht. Der Mensch ist gerade so viel werth, als er Nutzen stiftet: nicht mehr und nicht weniger. Denn die bloße Fähigkeit, nützlich zu seyn, oder Ansehn, Gewalt, Reichthum, Wissenschaften, Künste, Talente, Anlagen u. s. w. geben noch keinen Werth. Wenn nun der Herr Naseweis den wenigen Nutzen, welchen er selbst stiftet, mit der Belohnung, die ihm dafür wird, zusammenhält: so muß er gewiß einsehen, daß auch Er, oder nach seinem Ausdruck, der ganze Kerl, der in ihm steckt, lange nicht achthundert Thaler jährlich werth ist. Ich schreibe mir gern' keinen Werth zu, aber das thut auch keiner: denn Niemand belohnt mich über mein Verdienst. Was Freunde an mir thun und gethan haben, gehört hieher nicht. Werth giebt ein Recht zu fodern; und in der Freundschaft kennt man das Wort, Recht, wenig oder gar nicht.

Ein Offizier des Hallischen Regiments stellte mich zur Rede wegen einer Nachricht im III. B. die er auf sich gezogen hatte. Er gestand ganz treuherzig, daß jederman sie auf ihn deute, und daß er selbst sie nicht anders deuten könne. Dabey war er aber so unklug, daß er ausprengte, er würde mich deshalb verklagen, und wenn er für seine hohe Ehre nicht hinlängliche Genugthuung erhielte, so würde er mich derbe durchhauen, und dieß auf öffentlicher Straße.

Die Klage sollte durch den General Rüchel betrieben werden, wie mir ein anderer Offizier weiter sagte: denn dieser General hatte unsern Held zu dem Orden für das Verdienst verholfen. Aber Hr. von Rüchel hat entweder nichts erfahren, oder er hat die Sache weislich ignorirt, da er selbst nur zu gut wissen muß, daß bey Mainz und sonstwo manches sehr anomalisch zuging. Aus dem Durchhauen ist gleichfalls nichts geworden; und ob ich gleich wußte, daß man Drohungen dieser Art eben nicht sehr zu fürchten habe, so versah ich mich doch des Abends, wenn ich ausging, eine Zeitlang mit einem derben Ziegenhainer, das heißt, mit einem Dornknüttel, um im Fall der Noth auf Repressalien gefaßt zu seyn.

Vier und sechzigstes Kapitel.

Sturm und Drang; dann bessere Aussicht.

Die fehlgeschlagene Hoffnung, durch den Beystand des Kronprinzen in eine leidliche und ruhige Lage versezt zu werden, konnte — ich muß das um der Hallenser und meiner psychologischen Leser willen wiederholen — nicht anders, als sehr böse, feindselige Empfindungen in mir hervorbringen; und die Folge dieser Empfindungen konnte auch nur Unregelmäßigkeit in der Lebensart, und häufige Vernachläßigung dessen seyn, was ich hätte thun sollen, und was ich wirklich würde gethan haben, wenn ich mit mir selbst einiger gewesen wäre. Ich glaube, meine Leser vermuthen dieses von selbst, besonders, wenn sie sich erinnern, mit welchen Unordnungen, Verzerrungen, Strapatzen, und andern Ebentheuern ich von meiner frühern Jugend an zu kämpfen gehabt habe. Der Rath meiner Freunde, besonders des rechtschaffnen Wippinks, war, wie man gesehn hat, freilich immer gut, würde mir auch, bey allem Aussenbleiben der verheißenen höhern Unterstützung, und

bey allen Neckereyen hämischer Menschen — sehr heilsam gewesen seyn, wenn ich ihn nur hätte befolgen können. Aber es steht nicht immer in unserer Gewalt, das jedesmal zu thun, was wir als gut erkennen, ja, wir sind oft in dem Fall, wo wir das anerkannte Gute nicht einmal wollen können. Auch zum Gutes Wollen gehört eine gewisse Fertigkeit; und daß der Zustand des Empfindens den Zustand des Denkens, ohne welches man das Gute nicht wollen kann, hindere oder hebe, hat Hr. Eberhard in seiner Theorie des Empfindens und Denkens sehr gut bewiesen. —

Meine Plane sind von jeher alle gescheitert, die ich von jeher gemacht habe. Theils hatte ich selbst sie zertrümmert, theils Andere; und nicht selten war das Ding, das ich ausführen wollte, an sich unmöglich. Es zeigte sich zwar dann und wann von weitem ein Mittel, meine Lage zu verbessern, aber jedesmal fanden sich so viele Schwierigkeiten dabey ein, daß ich es gern fahren ließ, und nicht weiter daran dachte. Indessen verbitterten solche Fälle allemal meine Tage und verkümmerten mein Daseyn, und machten aus mir einen Sonderling von meist eigner Art.

Seitdem ich wieder nach Halle gekommen war, hatte ich, wie ich erzählt habe, schon mehr als zehnmal den Vorsatz gefaßt, wieder wegzu-

gehen, und bald da, bald dort mein Fortkommen zu suchen: aber allemal war es mir unmöglich, einen Ort zu verlassen, wo ich noch viele Pflichten zu erfüllen hatte.

Ich verstehe hier gewisse Pflichten gegen meine redlichen Freunde, welche ich aber durch meinen verzögerten Abgang von Halle doch nicht nur nicht erfüllte, sondern sogar noch mehrte. Indessen muß ich den guten Willen und die redliche Gesinnung meiner Freunde dankbar rühmen, wenn sie gleich ihren Rath mir nur nach ihren Gedanken gaben, da sie das, was in mir vorging, weder fühlen noch verstehen konnten, und da ich selbst, aus Mangel an dem tertium comparationis, ihnen keinen Begriff davon machen konnte.

Meine Empfindung mahlte mir meine damalige Lage ganz anders vor, als sie nach ihren Gedanken sie fanden; und darum verzeihen sie mir mein lästiges Widerkäuen gewiß gern, vorzüglich Hr. Bispink. Sie hatten, wie ich jezt einsehe, vollkommen recht; aber der Sturm in mir ließ mich damals das nicht erkennen. Wohl mir, wohl jedem, der bey Ungewittern von der Art Freunde zur Stütze hat, deren unbefangene, kalte Vernunft den Ableiter

für eine elektrische Empfindungs-Wolke abgiebt. Meine Freunde konnten damals mit Martialis ganz treffend von mir sagen:

Difficilis facilis, jucundus acerbus es idem:
Non possum tecum vivere, nec sine te.

Den Winter von 96-97 habe ich auf eine höchst seltsame Art zugebracht, und hätte die Stubenmiethe ersparen können, da ich auch nicht einen einzigen Tag mich zu Hause aufgehalten habe. Durch die Sorge meiner Hausleute kam es bald unter die Leute, daß ich kein Holz hätte, folglich — wie sie folgerten — nicht zu Hause bleiben könnte. Das erste ist zwar an dem, aber dem Holz-Mangel hätte können abgeholfen werden, sobald ich nur gewollt hätte; ich hatte aber keine Lust, in den traurigen Wintertagen, mit einem wühlenden Trübsinn, in einer Stube allein zu seyn, wo es späte Tag, und früh Nacht wird. Ich hielt also meine Stunden, wie es gehen wollte, und brachte alle übrige Zeit, gleich einem privilegirten Tagedieb, und wohl nicht ohne überlästig zu werden, bey Bekannten, Studenten, oder in einem Bierhause zu. Da ich aber einmal ein geselliges Thier bin, vornehmere Cirkel mir aber versperrt und lästig sind, meine Stube mir auch zu einsam und zu trübe war: so fand ich mich genöthiget,

Gesellschaft da zu suchen, wo man sie ohne Mühe haben kann.

Auf dem Rathskeller zu Halle ist unten im Keller ein Zimmer, worinn sich lauter bejahrte Männer versammeln, und dort ihre Conversation bey einem Glase Breyhan halten. In dieser Gesellschaft, so fade sie auch ist, habe ich alle Winterabende dieses Jahres zugebracht, so recht nach dem nil profutura tempora perdimus und da ich einmal an dieselbe gewöhnt war, so war mir jedesmal die Zeit lang, bis es Abend wurde, und ich hin konnte.

Meinen Lesern liegt gewiß nichts daran, die Personen kennen zu lernen, welche diesen Klub ausmachten; ich will sie daher mit einer Karakterzeichnung verschonen. Mir waren aber Einige sehr zum Zeitvertreib, und der unverdaute, allezeit übel angebrachte Witz des Wirthes Müller, die Possen des Aufwärters Petri, der schale Dünkel des Schusters Michaelis, der, weil er auf einer Stube unter dem Rathhause sizen darf, Herr Assessor heißen will, die Pralereyen eines Spielers von Profession, Namens Oberndorf, dem zur regelmäßigen Uebung dieser Kunst weiter nichts fehlt, als Geld, das herrnhutische Geschwätz eines gewissen Strumpfwirkers und andre dergleichen

Dinge haben mich immer nach ihrer Art interessirt. Doch was kümmert dieß Andere!

Dieses Frühjahr erhielt ich einen Brief vom Hrn. Hofprediger Hesse zu Bentheim, worin er mich zu sich einlud, und mir sein Haus zum Aufenthalte anbot. Ich theilte diesen Vorschlag, den ich beym ersten Anblick mit beyden Händen ergreifen wollte, meinen Freunden mit; aber die fanden so viel Bedenklichkeit, daß es mir Angst und bange wurde, wenn ich an die Ausführung nur denken wollte. Ich gab ihn also auf, und habe dem Hrn. Hesse nicht einmal antworten können, weil ich wirklich nicht wußte, was ich ihm, ohne mich selbst zu beschimpfen, schreiben sollte. Sollte er aber dieses lesen, so mag er sich überzeugen, daß ich ihn noch immer schätze, und ihm für seinen guten Willen aufrichtig danke.

Meine Freunde, besonders der brave Bispink, sagten mir beständig: non locus, sed animus mutandus est, oder Coelum, non animum mutant qui trans mare currunt, und ich hätte in mir selbst Kraft genug, mich auch ohne alle fremde Hülfe fortzubringen, vorzüglich in Halle, wenn ich es nur recht anfangen wollte. Da ich dieses so oft hören mußte und dem Hn. Bispink in seiner Darstellung der Möglichkeit nicht widersprechen konnte: so entschloß ich mich

in vollem Ernſte, in Zukunft ſo zu leben und ſo zu arbeiten, wie es meine allmälig wieder beruhigte Lage und meine Kräfte erlauben würden. Ich muß auch geſtehen, daß meine Lebensart, wenigſtens ſeit Oſtern, wieder weit regelmäßiger und mein Fleiß im Lektionen-Geben wieder weit größer und ordentlicher geweſen iſt, als ſonſt, und daß ich folglich auch wieder ruhiger lebe, als ſonſt.

Da ich einſehe, daß bey einer unbeſtimmten, ſchwankenden Lebensart auch der Charakter deſſen, der dieſe Lebensart führt, unbeſtimmt und ſchwankend bleibt; ich aber des Einen wie des Andern längſt überdrüſſig bin: ſo machte ich endlich einen Plan, mich zu freyen, und dadurch für meine künftige beſſere Subſiſtenz zugleich mit zu ſorgen. Ich ließ mir nämlich beygehen, ein Weib zu nehmen, und kalkulirte im voraus aus, daß ich dabey beſſer fahren würde, als bey meiner jetzigen iſolirten Lebensart. Ich fand, daß ich von dem, was ich verdiene, allerdings ſo gut mit einem Weibe leben könnte als mancher Parückenmacher, Schneider, Schuſter, der nicht einmal ſo viel verdient, als ich, zumal da ich auf die richtige, obgleich nicht allezeit prompte Zahlung meiner Scholaren rechnen kann. Denn zur Ehre der halliſchen Studenten muß ich hier bekennen, daß ich von ihnen ſehr ſelten bin geprellt

worden. Es scheint auch, daß einen Solchen zu prellen, von dem man Unterricht annimmt, gegen die Natur der Prellerey streite. Einen Pferdeverleiher, einen Schenkwirth und ihres Gleichen prellt der Student gern, weil er sich hintendrein ärgert, die Dienste solcher Leute zu seinem Nachtheil, gebraucht zu haben, ob ich gleich auch nicht leugnen kann, daß aus manchem falschen Urtheil die Prellerey oft Solche betrifft, welche diese unwürdige Behandlung am wenigsten verdienen z. B. die Professoren und die Unterhalter nützlicher Lese-Institute, die Speisewirthe u. d. gl. Man soll zwar nichts Böses wünschen, damit Gutes daraus entstehe; aber es wäre wirklich nicht übel, wenn Pferdeverleiher, Billardeurs, Destillateurs *), Obstgevatterinnen, Kuchen-Professors u. d. gl. so geprellt würden, daß ihnen aller Lusten verginge, mit ihren Anstalten der Universität weiter zu schaden, und die Beutel der Studenten durch unnütze Ausgaben so zu erschöpfen, daß sie hernach außer Stand sind, ihre Schulden für nothwendige Bedürfnisse andern redlichen Bürgern abzutragen. Diesen Misbrauch könnte eine bessere akademische Polizey freilich sehr einschränken, da aber die aka-

*) Und sollte es auch unser theuerster Universitäts-Destillateur D o ß in seiner Pharao- und [illegible]-Bude selbst seyn. Man denke!

demische Polizey auf keiner einzigen deutschen protestantischen Universität viel taugt, indem vielen Herren selbst daran gelegen ist, daß sie bleibe, wie sie ist, elend: so wird das Unwesen sich eher mehren als mindern. Dieß im Vorbeygehen.

Ich glaubte also, ich würde wohl thun, wenn ich ein Weib nähme. Daß diese von niederm Stande seyn sollte, versteht sich von selbst: denn eine Mamsell oder Madam, ich meine ein Frauenzimmer mit einem Feder-Huth und Schleppe-Kleid, würde allerdings drey ✝✝✝ vor mir gemacht haben, und ich würde gleichfalls vor jeder Madam oder Mamsell drey Kreuze machen: denn so ein Wesen nur im bauchlichen Zustand zu erhalten, kostet mehr, als ich mir schmeicheln kann, jemals zu verdienen. Zwey neue Beyspiele in Halle haben mich auch belehrt, daß es nichts traurigers geben könne, als ein Leben ohne Geld mit einem Weibe von Putz und hohem Ton.

Da ich dachte, daß ich mein Projekt würde realisiren können, so fing ich im Ernste an, mit einem Mädchen so hin und her zu sprechen, das mir gefallen hatte. Wenn ich dieß sage, so mögen meine Leser nicht denken, daß ich verliebt geworden sey, wie ehemals in meine mir noch immer theure Therese. Das war mein Fall nicht, und wer so viele Kreuz- und Querzüge erlitten hat, als

ich, kann in diesen Fall auch nicht mehr kommen. Ich will nur so viel sagen, daß ich an dem Mädchen mein Behagen fand, daß mir ihr ganzes Wesen gefiel, und daß ich sie besonders wegen ihres Fleißes, ihrer Eingezogenheit und ihrer witzigen Einfälle gut leiden konnte. Ihre Erziehung ging über ihren Stand; und da sie nicht in Halle erwachsen ist, so hat sie auch jene Fehler nicht, womit die Mädchen von Halle meist alle belastet sind.

Hannchen — so heißt das Mädchen — erzählte bald ihrer Mutter, was ich ihr so dann und wann zu sagen pflegte, und diese stellte mich sofort zu Rede. Ich sollte, sagte sie, meine Absicht auf ihre Tochter entweder entdecken, oder deren weitern Umgang aufgeben. Ich entdeckte also meine Absicht; wir fiengen alle an den Vater bey der Demarkationslinie der Preußen, und dieser hatte wider die Heurath nichts, also Mutter und Tochter auch nicht.

Nun war ich zufrieden, betrug mich immer mehr, wie sichs gebührt, sammelte mein Verdientes, um mich nach und nach gehörig einzurichten, und nahm täglich, in Erwartung einer ruhigen Zukunft, an Harmonie im Innern und Aeußern zu.

Ich beiprach diese Angelegenheit auch mit Hn. Bispink, aber erst, nachdem ich mit Hannchen und deren Eltern aufs reine war. Er fand aller-

dings manche Schwierigkeit, vorzüglich von meiner Seite, war aber übrigens in der Hauptsache mit mir einig. Meine Leser können dieß aus dem abnehmen, was er an meine Mutter darüber geschrieben hat. „Sie, als Mutter, schrieb er, haben natürlich das größte Interesse an dem Wohlergehen Ihrer Kinder: Sie freuen Sich also gewiß, wenn ich Sie versichere, daß Ihr Sohn, der Magister, seine häßliche Leidenschaft des Trunkes jezt so bezähmt hat, daß er schon über ein Vierteljahr, soviel ich weiß, sich ganz nüchtern und ordentlich beträgt. Dabey hat er seine angemeßne Beschäftigung, und durch diese sein Brod und sonstiges Auskommen. Ich wünsche nichts sehnlicher, als daß er bey dieser ruhigen Lebensart forthin immer bleiben möge. Ich für mein Theil lasse es an freundschaftlichen Winken und Erinnerungen hiezu nicht fehlen, und ich kann Sie zu Ihrer und meiner Beruhigung versichern, daß er jezt selbst einsieht: daß ein unstätes, renommistisches Leben am Ende ein elendes Leben ist, und daß er eben darum nichts ernstlicher wünschet, als sich jezt so zu setzen, daß er seine noch übrigen Tage in Ruhe und Gesundheit verleben könne. Um aber dieses in gehöriger Ordnung zu können, wissen Sie, ist eine gewisse, feste häusliche Einrichtung nöthig, wozu ich vorzüglich das rechne, was einen zu Hause so

unterhält und fesselt, daß man seine Unterhaltung nicht mehr leidenschaftlich draußen sucht: und dieß ist eine vernünftige Frau. Ihr Sohn glaubt hier in Halle ein Mädchen gefunden zu haben, von der er sich alles das verspricht, was ein Mann von einer Frau erwarten kann, um deren willen er sichs sauer werden läßt, um sie neben sich gehörig zu ernähren. Bey dieser Wahl hat er freilich einzig das Recht, entscheidend zu wählen; und Sie und ich haben nur die Pflicht, mit Rath und That ihm hierin zur Hand zu gehen, um ihn endlich zu einer Lage zu verhelfen, die ich für ein heilsames Mittel halte, ihn in seinen guten Vorsätzen und bey einer Lebensart, die diesen entspricht, durch den Genuß des süßen häuslichen Lebens fest zu bestärken. Ich für mein Theil will und werde hiebey gewiß alles thun, was und wie meine eigene Lage es zuläßt, und ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß Sie, als Mutter, das Ihrige auch leisten werden, um endlich einmal Ihren Sohn ordentlich eingerichtet zu wissen. . . . Ich rechne es mir zur süßen Pflicht, einer guten Mutter in ihrem Alter noch den Trost verschaffen zu helfen, den die verbesserte Lebensart eines sonst verirrten Kindes gewährt." —

Fünf und sechsigstes Kapitel.

Schlittenfahrt. Duellgeschichten. Unsterblichkeit der Seele u. s. w.

Da mein Buch außer meinen Begebenheiten eine Menge von Histörchen enthält, welche Andre angeben, die ich aber als Augenzeuge wahrnahm: so mögen hier noch einige Erzählungen Platz finden, die vielleicht dem Leser die Zeit theils unterhaltend, theils nützlich verkürzen werden.

Die erste Anekdote betrifft eine lächerliche Begebenheit. Die Studenten zu Halle hielten den vergangenen Winter eine Schlittenfahrt, wobey sie in Masken erschienen. Diese waren bey weitem nicht so grell und auffallend, als jene zu meiner Zeit in Gießen. Unter den mehrern Figuren fand sich eine mit einer Art von Stern auf der Brust. Obgleich der Herr, welcher diesen Stern getragen hatte, hernach heilig versicherte, daß er durch seinen Stern nichts weniger bezweckt hätte, als einen Prinzen vorzustellen, am wenigsten den Prinzen Wilhelm von Braunschweig, welcher damals das Hallische Regiment, als Oberster, kommandirte, so ließ sich dieser doch einfallen, daß er eigentlich

das Gegenbild der Mummerey seyn sollte. Er sezte sich demnach zu Pferde, nahm ein Pistol zu sich, und suchte so sein vermeyntes Gegenbild auf. Da er aber alle Studenten für seine Beleidiger hielt, so drückte er das Pistol auf dem Markte gegen einige an, die ihm gar nicht zu nahe gekommen waren. Das Pistol schoß nicht, weil es, wie man gesagt hat, nicht geladen gewesen war. Einige Soldaten von der Wache stürmten, auf des Prinzen Wink, in die Studenten, welche auf dem Markte schaarweise zusammen gekommen waren, und verwundeten einen derselben, aber nur leicht. Die Schlittenfahrt ging aus einander, und der Prinz — nach seiner vergeblichen Expedition — ritt in vollem Gallop · h Hause. Da aber die Obrigkeit von einer Sache Notiz nehmen mußte, welche großes Aufsehen gemacht hatte, so wurden die Studenten, welche der Maskerade beygewohnt hatten, gestraft um Geld und mit Carcer; die Soldaten aber, welche sich an den Studenten vergriffen hatten, liefen Gassen, und der Prinz wechselte sein Standquartier, indem er nach Prenzlau als Oberster versezt wurde.

Seit dieser Zeit ist die Ruhe zwischen den Studenten und dem Militär wieder völlig hergestellt, welche zu des Prinzen Zeit ganz dahin war: denn Offizier und Soldat wußten, daß der Prinz die

Studenten nicht leiden konnte, wegen gewiſſer Colliſionen: ſie verſäumten alſo keine Gelegenheit, dieſe zu necken. Nachdem aber Hr. von Müffling als Oberſter bey dem Regiment zu Halle ſteht, deſſen unbiegſame Anhänglichkeit an Ordnung und Liebe zur Diſciplin ſchon längſt bekannt ſind, hat niemand mehr das Herz gehabt, etwas zu unternehmen, was die Univerſität beleidigen könnte. So iſt es auch recht! Leute, die zur Diſciplin da ſind, wie Soldaten, müſſen niemals mehr Freyheit haben, als die ſtrengſte Obſervanz der Befehle ſie geſtattet: ſonſt misbrauchen ſie gleich ihre Freyheit, werden wild, und ſchweifen aus. Dieſes gilt ſowohl vom Offizier, als vom Gemeinen, und oft mehr von jenem, als von dieſem.

Eine andere Nachricht betrifft einen traurigen Gegenſtand.

Schon im vorigen Jahre hatte ſich ein gewiſſer Student, mit einem Schleſier, Namens Kiſtenmacher, geſchlagen, und dieſen ſo verwundet, daß er nach einigen Tagen ſtarb. Weil aber Hr. S— gewiſſe Herren zu Freunden und Verwandten hatte, ſo machte man, um ſich ſeiner Perſon zu verſichern, und ihn zu der geſezlichen Duell-Strafe zu ziehen, nicht die Anſtalten, die man hätte machen können und ſollen, ja, man gab ſogar zu,

daß er zu Erlangen, wenns gleich auch zu den preußischen Ländern gehört, ruhig fortstudirte. Bald wußte man das in Halle, und dieser Umstand machte, wegen des äußerst schlimmen Beyspiels, einen sehr bösen Eindruck. Man fing sogar wirklich an zu glauben, die sonst ziemlich scharfen Befehle gegen die Duelle wären nicht ernstlich gemeynt, und es würde bald allgemein erlaubt werden, sich zu duelliren. Einige argumentirten gar so, daß man vielleicht gern sähe, wenn die deutsche, besonders die preußische Nation sich durch Zweykämpfe wieder kriegerischer machen würde. Einige Herren hatten nämlich in einem historischen Kollegium gehört, daß die Zweykämpfe ehemals zur deutschen Tapferkeit sehr viel beygetragen hätten. Andere aber sahen das Ding besser ein, und fanden, daß ungerechte Partheilichkeit oder Ungleichheit vor dem Gesetze und Bemühung, eine angesehene Familie nicht zu beleidigen, hier vorzüglich im Spiele war. Indessen war Kistenmacher einmal todt, und sein Gegner befand sich ruhig zu Erlangen.

Im verwichenen Winter entstand auf dem Tanzboden ein Zank zwischen zwey Studenten, worauf denn auch ein Duell erfolgte, und in diesem wurde einer meiner guten Freunde, Hr. Krüger, ein hoffnungsvoller, schöner junger Mann, so ver-

wundet, daß auch er seinen Geist darüber aufgab. Hr. Krüger wurde von jedem bedauret, der ihn gekannt hatte, und man war vollkommen überzeugt, daß er der Urheber des Handels, oder, wie man im akademischen Gerichte sagt, der auctor rixae nicht gewesen sey: denn er war nichts weniger, als ein Zänker.

Die Wundärzte und andre Mediciner waren anfangs alle der Meynung, daß die Wunde gefährlich sey, ob sie aber auch tödtlich wäre, wollten viele nicht gerodehin entscheiden. Indessen ist er einige Monate hernach gestorben.

Da er gern Gesellschaft um sich hatte, so ließ er mich auch einigemal bitten, zu ihm zu kommen, und bey ihm zu wachen. Ich that das mit Freuden, so nahe es mir sonst auch ging, einen Menschen als Kandidaten des Todes da vor mir zu sehen, den ich geliebt und geschäzt hatte.

Krüger wußte recht wohl, daß er bald sterben müßte, und ob er gleich noch gern länger gelebt hätte, wie jederman, so hat er sich doch mit Gründen bekannt gemacht, welche ihm seinen Tod erleichtern halfen. Ich will eines unsrer Gespräche hieher setzen: vielleicht können die darin aufgestellten Gründe, so bekannt sie sonst seyn mögen, einen guten Nutzen haben: denn sie können vielleicht bey irgend einem meiner Leser die Furcht vor jenem

ſchrecklichen Augenblick, den wir Tod nennen, einigermaßen vermindern: Und das iſt viel: denn

Felix, qui — — — — — —
— — — inexorabile fatum
Subjecit pedibus, ſtrepitumque Acherontis avari.

Ich ſaß neben ſeinem Bette: da fragte er mich:

Krüger: Glauben Sie nicht, lieber Laukhard, daß, wer ſich ſo recht innig von der Unſterblichkeit der Seele überzeugt hat, ganz ruhig ſterben könne?

Ich: Weiß nicht recht! denn es ſcheint mir, daß die Ueberzeugung von der Unſterblichkeit der Seele, ſo wie die Theologen ſie behaupten, nur auf Gründen beruhe, die von einer Offenbarung, einem göttlichen Gericht, Himmel, Hölle und andern ſolchen Dingen hergenommen ſind; daß alſo der Menſch, der — theologiſch zu ſprechen — unmöglich wiſſen kann, ob er in der andern Welt im Himmel oder in der Hölle fortdauern werde, immer mit einer gewiſſen Furcht dieß Leben verlaſſen müſſe.

Krüger: Eben das iſt auch meine Meynung! Aber was kümmern uns die Theologen und ihre Grillen! Ich habe, ſeitdem ich dem Tode ſo nahe gekommen bin, über Unſterblichkeit fleißig nachgedacht, aber für mich nichts gefunden, das ich

zu meiner völligen Tröſtung brauchen könnte. Ich habe auch nicht Zeit, jezt Unterſuchungen über Sachen anzuſtellen, welche die gröſten Philoſophen nicht haben aufs reine bringen können. Aber ich habe das Glück gehabt, mir gewiſſe Sätze tief in die Seele einzuprägen, und dieſe machen mich gegen den Tod ziemlich gleichgültig.

Ich: Laſſen Sie doch hören!

Krüger: Einmal iſt der Tod kein Uebel. Es iſt ein allgemeines Geſetz der Natur, daß Alles, was lebt, nur eine Zeitlang lebe, und dann ſeine Exiſtenz, als lebendiges Weſen, verliere. Der Zeitpunkt, worin dieß geſchieht, heißt der Tod. Da aber in der ganzen Natur keine böſe Einrichtung möglich iſt, ſo iſt auch der Tod an ſich betrachtet, kein Uebel *). Mein Tod rückte freilich noch nicht heran, wenn die fatale Schlägerey nicht vorgefallen wäre: das ſehe ich ein. Aber ich tröſte mich damit, daß wohl kein lebendiges Ding, keine Pflanze, kein Thier, und noch weniger ein Menſch ſeine Exiſtenz ſo lange fortſezt, als es

*) Herr Krüger muß den theologiſchen Artikel vom Sündenfall, und von dem durch Adams Apfelbiß in die Welt gebrachten Tod nicht geglaubt haben; ſonſt würde er ſo nicht haben argumentiren können. Daß ich ihn keines andern belehrte, verſteht ſich von ſelbſt.

durch seine Kräfte möglich wäre. Die Concurrenz der äußern Dinge scheint dem Leben aller Sachen Eintrag zu thun.

Zweytens ist es doch gewiß, daß entweder meine Seele noch nach dem Tode fortdauert oder nicht fortdauert. Im lezten Fall werde ich nach dem Tode nicht unglücklich seyn: denn was ist wohl ein Unglück für den, der nicht mehr ist, das heißt, der nicht mehr denkt, oder empfindet? Vor dreißig Jahren war ich noch nicht geboren, folglich auch nicht unglücklich, und werde also, wenn alles im Tode mit mir ein Ende hat, nach diesem auch nicht unglücklich seyn. In diesem Fall ist also mein Tod das Ende aller meiner Leiden, und folglich nicht allein nichts Böses, sondern sogar noch ein Gut. Denn so zu leben, wie ich jezt lebe, ist doch wahrlich kein Glück.

Ist aber das andere, oder dauert meine Seele mit ihrer Kraft zu denken auch nach dem Tode noch fort: so hat meine Seele auch das Vermögen, ihre Vorstellungen zu verbessern und folglich muß sie glücklicher werden. Das elende Gewäsche von positiven Strafen nach dem Tode, die gar noch ewig währen sollen, verdient keine Widerlegung. Wir wissen, daß die schlechteste Klasse von Menschen sie von jeher als einen Kappzaum fürs Volk benuzt hat; und daß der ein Sklave bleibt sein Lebe-

lang, den Eberhards Apologie des Sokrates hierüber nicht zurechtweiſt. Genug, ich habe, wie Sie ſelbſt wiſſen, immer ſo gelebt, daß ich ein gutes Gewiſſen auch jezt noch habe, und fürchte daher nicht, in der andern Welt mich mit Schreck und Verabſcheuung meiner ſelbſt an dieſe gegenwärtige erinnern zu müſſen. Ich darf alſo keine Strafen fürchten. Iſt nun meine Seele unſterblich, ſo iſt mein Tod der Anfang einer größeren Vollkommenheit, die Thür zu einem höhern Glück, und folglich nicht allein kein Uebel, ſondern das höchſte Gut, deſſen ich in dieſer Welt theilhaftig werden kann.

Ich hatte gegen dieſe Gründe nichts einzuwenden; und da ich von der Richtigkeit dieſer Schlüſſe ſelbſt vollkommen überzeugt bin, ſo bemühte ich mich, meinen Freund durch Betrachtungen über die Nichtigkeit aller menſchlichen Dinge, in ſeinen Gedanken noch mehr zu beſtärken, und zu ſeiner Beruhigung alles, was ich konnte, beyzutragen.

Er ſtarb nach einem langen ſchmerzhaften Lager mit aller Standhaftigkeit, womit ein Mann ſterben muß, der da weiß, warum er in der Welt gelebt hat, und wurde von jedem, der ihn gekannt hatte, bedaurt, ſo wie ſeine Großmuth, daß er niemals den Urheber ſeines Unglücks hat angeben

eher verrathen wollen, allgemein gelobt und bewundert wird.

Das traurige Beyspiel des seligen Krügers hat zwar Eindruck auf unsere Studenten gemacht; ich zweifle aber dennoch, daß dieser Eindruck stark genug seyn werde, alle Duelle, auch nur auf eine Zeitlang, verhaßt zu machen. Mir scheint der akademische Duell noch immer ein nothwendiges Uebel zu seyn, welches so lange fortdauern wird, als die jetzige Einrichtung der Akademien selbst fortdauert. Diese Einrichtung ist aber so außerordentlich fehlerhaft, und zu ihrem Zweck, gesittete und gelehrte Männer zu bilden, so wenig schicklich und hinreichend, daß es zu hoffen steht, unsre Fürsten werden einmal dem Unwesen eine andere Wendung geben, und für die öffentliche Verbreitung der Wissenschaften durch Unterricht andere Einrichtungen treffen: und alsdann werden nebst hundert und tausend andern Misbräuchen, auch endlich einmal die Duelle unter denen aufhören, welche den sanftern Musen sich widmen sollen. Meine Gedanken über das alles wird man in meinem Buche über die Universität zu Schilda — antreffen.

Im Sommer dieses Jahres 1797 erhielt ich einen Brief von einem alten Universitäts-Bekannten, welcher vorzeiten die Rechte in Gießen studiert hatte, hernach aber, als Cüstine in Deutsch-

land eindrang, sich ins französische Militär begab, und unter diesem General bey der Rheinarmee als General-Adjutant diente. Er heißt Meyer, und lebt gegenwärtig in Strasburg. Dieser Mann meldete mir, daß man auch in Frankreich meine Geschichte läse, daß er aber bey verschiednen Stellen noch einiges zu erinnern fände, und daß er mir, wenn ich wollte, seine Anmerkungen schicken würde, damit ich Gebrauch davon machen könnte. Ich bath ihn gleich darum; aber eine Krankheit hat ihn, wie er mir vor kurzem schrieb, verhindert, mir zu willfahren. Statt der Anmerkungen schickte er mir aber einen Aufsatz des jetzigen französischen Generals Eickemeyer über die Einnahme der Festung Mainz im Jahre 1792 durch den General Cüstine. Dieser Aufsatz giebt viel Aufschluß über die anfänglichen Begebenheiten dieses Krieges, und beweiset hinlänglich, daß unser deutsche Staatskörper durchaus nicht im Stande ist, sich zu vertheidigen. Der Aufsatz ist gegenwärtig unter der Presse, und erscheint nächstens mit einer Vorrede und einigen Anmerkungen von mir. Ich darf meine Leser mit Zuversicht versichern, daß sie bey Lesung der Eickemeyerschen Schrift gewiß keine Langeweile fühlen, und nicht ohne stattliche Erbauung selbige aus der Hand legen werden. Sie werden hier alle Klagen von neuem durch That-

ſachen beſtätigt finden, welche der Hr. von Moſer, Hr. Hofrath Schnaubert, Hr. von Sartori und andere über die Regierung der geiſtlichen Staaten, im deutſchen Reiche, ſo oft und ſo laut erhoben haben. Sie werden ſehen, daß der Verfaſſer der „freymüthigen Betrachtungen eines philoſophiſchen Weltbürgers über wichtige Gegenſtände nach den Bedürfniſſen unſers Zeitalters und des Menſchengeſchlechts“ *) recht hat, wenn er ſchreibt: „In geiſtlichen Ländern ſind nur Pfaffen und Adel bedeutend: alle übrigen Menſchenklaſſen werden wenig oder gar nicht in Anſchlag gebracht. Daher ſind auch zuſt die geiſtlichen Länder an Ackerbau, Handel, Künſten und Wiſſenſchaften die dürftigſten **). — In den Prieſterländern vernichtet immer der Nachfolger, was der Vorfahrer darin aufgerichtet hat: Alles iſt darin iſolirt, Nichts hängt mit dem Ganzen, zu deſſen Vortheil zuſammen; Nichts wird

*) Germanien, 1794.

**) Köln und Mainz, heißt es in der Vorrede zu der Sammlung erbaulicher Gedichte für die politiſchen Kannes S. LXXXIV, wie vortheilhaft liegen ſie; aber was ſind beyde gegen Frankfurt! — Man leſe da weiter, und man wird erſtaunen über das Mißverhältniß der geiſtlichen Staaten zu dem übrigen des deutſchen Staatskörpers, und dann ſie wegwünſchen, um durch die Schuld ihrer Vorſteher hereinſt nicht wieder zu einem Krieg gereizt zu werden, wie der ungeheure gegen Frankreich war.

zweckmäßig ausgeführt: fast Alles wird durch Nepotismus, Egoismus, Indolenz, Unwissenheit in der Regierungskunst, und durch Schwelgerey verderben." — Man wird, sage ich, dieß alles hier bestätigt finden, und sehen, daß Mainz, durch das volle Maaß aller hier angeführten Fehler, der nöthigen Vertheidigungs-Anstalten und Mittel beraubt war; daß Cickemeyers Plane und dringende Vorstellungen wenig oder gar nicht geachtet wurden; daß eben dieser Mann, als damaliger Ingenieur-Obrist-Leutnant in Mainz, alles aufgebothen hat, diese wichtige Festung gegen den Anfall der Franzosen zu vertheidigen; aber umsonst, und daß es folglich dem General Custine nur ein Spielwerk war, Mainz ohne Belagerung oder Sturm, wie auch ohne alle Verrätherey, blos durch die Indolenz der Regierung, einzunehmen, und sich nun hier so festzusetzen, daß Deutschland noch lange Ach und Wehe darüber schreien wird. —

Doktor Bahrdt berichtet in seiner Lebensbeschreibung, daß einige Hallenser geglaubt haben, er besitze große Macht über die Geisterwelt, und könne Geister citiren, da er den Höllenzwang des D. Faust besitze. Eben dieses ist mir diesen Sommer begegnet. Ein Bauer kam zu mir, und sagte, daß er von jemanden geschickt sey, mich zu fragen, ob ich lateinisch verstünde und hebräisch le-

sen könnte, und ob ich wohl so gut seyn wollte, ihnen aus einem Buche Erklärungen zu machen, welches in diesen Sprachen geschrieben wäre. Ich bejahte das erste, und sagte dem Manne, daß er mir das Buch nur schicken oder bringen möchte; dann wollte ich schon sehen, ob ich es verstände oder nicht, und verstände ichs, so würde ich es gern erklären. Der Bauer war froh über meine Aeußerung, und schied mit der Versicherung, daß bald ein andrer Mann zu mir kommen würde.

Es kam auch wirklich ein solcher, aber ich war nicht zu Hause, als er nach mir gefragt hatte. Von ohngefähr erfuhr ich auf der Straße, daß ein Mann nach mir gefragt hätte, der ein rechter Hexenmeister seyn sollte. Ich ward neugierig, und ließ mir den Mann näher beschreiben. Da war es denn ein Kerl, der ehedem ein schönes Gut besessen hatte, in den besten Umständen, der aber durch Geisterſehen, Schatzgraben und andre abgeschmackte Teufeleyen sich an den Bettelstab gebracht hatte. Nun hatte ich genug.

Zu Mittage kam der Mosjöh zu mir, und that sehr geheim, legte mir aber dieselben Fragen vor, die mir der Bauer schon vorgelegt hatte. Endlich holte er ein altes lateinisch-geschriebenes Buch aus der Tasche. Es handelte vom Geisterbeschwören, und war vielleicht die Clavicula Salomonis, oder Pa-

racelsii arcanum arcanorum seu magisterium philosophorum: der Titel fehlte. Er sagte mir, nachdem ich ihm einige Zeilen verdeutscht hatte, daß das rechte Buch über die Geisterbeschwörung zu Eisenach liege, und daß ich mitgehen sollte: mein Weg würde mir gut bezahlt werden. Der Mann dauerte mich, und ich erklärte ihm in einem angemeßnen Sermon meinen Glauben über die Dinge aus der andern Welt; aber ich war nicht im Stande, ihn zu überzeugen. Er berief sich immer theils auf eigne, theils auf fremde Erfahrung, worauf ich freilich nichts erwidern konnte. Kurz, ich erklärte ihm, daß ich nicht mitgehen würde; und mein Mosjöh schied mit den Worten: „Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen!" — Ja wohl, ja wohl! dacht' ich, ließ ihn gehen, und reflektirte — auf mich.

Lezter Kapitel.

Plan für die Zukunft.

Aber es ist einmal Zeit, daß ich meine Lebensbeschreibung schließe. Ob ich sie auf immer schließe, weiß ich nicht: denn die Schicksale der Men-

schen, zumal von meiner Art, sind mit einer Nacht bedeckt, die keiner durchschaut; und da könnte es geschehen, daß ich in der Zukunft noch in Verhältnisse geriethe, deren Wiederwissen dem Publikum vielleicht wenigstens eben so interessant seyn mögte, als das, was ich bisher von mir erzählt habe. Aber wünschen will ich es nicht; und wohl schwerlich wird einer meiner gutmüthigen Leser mir es gönnen, daß ich abermals in eine Lage versezt werde, worin ein verwirbelnder Schlund der Dinge mich von neuem verschlinge.

In Halle lebe ich freilich an einem Orte, wo mir Manche nicht gut sind, und wo mich wohl dieser oder jener lieber in Nova Zembla oder auf dem Bau in einem finstern Kerker wissen mögte, als in einer erträglichen Wohnung; aber eben in Halle habe ich doch noch Freunde, die mir das Leben versüßen helfen. Die Verdienste meines rechtschaffnen Bispinks gegen mich habe ich dem Leser zum Theil erklärt, und was ich davon verschwiegen habe, wollte die Bescheidenheit des rechtschaffnen Mannes selbst verschwiegen wissen. Gern hätte er gesehen, wenn ich ganz und gar von ihm geschwiegen hätte: aber das konnte, sey es auch blos, um die Erzählung einiger meiner wichtigern Begebenheiten nicht ganz unvollständig zu lassen, auf keine Weise geschehen. Er ist noch gegen mich,

wie er immer war: nachsichtig gegen meine Fehler, und zurechtweisend, wenn er mich irren sieht. Er unterstützt mich noch immer mit Rath und That, und ich kann in jedem Fall auf seinen thätigen Beystand rechnen. Ein solcher Freund allein ist schon hinlänglich, einen Ort uns angenehm zu machen, wo auch sonst noch so viel hämische Gesichter uns zublinzen.

Aber höchst undankbar würde ich gegen meine übrigen Freunde seyn, wenn ich ihrer hier nicht auch gedenken wollte. Schon seit 1782 kenne ich den gelehrten und braven Hrn. Bächling, von dessen aufrichtiger Freundschaft ich wiederholte Proben habe, die ich aber verschweige, weil ich befürchten muß, einen Mann zu beleidigen, der um so schätzbarer ist, je weniger Anspruch er sich vorsätzt. Es giebt Gelehrte, mit welchen man nur einmal sprechen darf, um gleich mit dem ganzen Umfang ihrer Kenntnisse und Verdienste bekannt zu werden; aber mit Hrn. Bächling darf man Monate umgehen, und man erfährt von ihm selbst gewiß nicht, daß er um die Philologie und Literatur Verdienste habe, wie dieß doch seine Schriften anweisen.

Meine übrigen Freunde in und um Halle nenne ich nicht; sie mögen aber, wenn sie dieses lesen,

versichert seyn, daß ich ihrer mit Achtung und Dankbarkeit ohne Aufhören gedenke.

Die Herren Akademiker der Hallischen Universität haben mir immer wohl gewollt, haben mir immer freundschaftlich begegnet, und keiner von ihnen hat mich jemals beleidiget. Dank dafür den gutmüthigen Jünglingen, der Hoffnung ihres Vaterlands und einst dessen Zierde! Mögten sie doch alle das Glück genießen, das ich ihnen von Herzen wünsche! Viele von denen, die ich hier gekannt habe, stehen in ansehnlichen Aemtern, und sind glücklich. Ich freue mich darüber, und es rührt mich immer, wenn ich höre, daß sie sich meiner noch im Besten erinnern. Nur wenige von meinen ehemaligen Hallischen Bekannten sind durch den Zusammenstoß disharmonischer Umstände unglücklich geworden: sie werden aber ihr böses Schicksal wenigstens so tragen, wie ich das Meine trage, und dann sind sie nicht ganz unglücklich.

Das gute Zutrauen, welches unsre Herren Akademiker zu meinen wenigen Kenntnissen haben, macht, daß sie meinen freilich wenig bedeutenden Unterricht sich gefallen lassen; und dieses macht wirklich, daß ich gern in Halle bin, wo ich eben darum wenigstens nicht ganz unbrauchbar bleiben kann. Bisher habe ich freilich noch immer nicht recht gewußt, ob ich in Halle bleiben würde; und

eben daher war mein Unterricht auch niemals so beſchaffen, wie er hätte ſeyn können, und wie er nach meiner eignen Einſicht hätte ſeyn ſollen. Es wird auch wirklich eine ſehr lange Uebung erfodert, um unterſcheiden zu lernen, was bey einem Unterrichte weſentlich iſt, und nicht iſt, und was man eigentlich ſelbſt wiſſen müſſe, um Andere in dieſer oder jener Disciplin fortzuhelfen. Läßt man dieß aus der Acht, ſo läuft man Gefahr, wirklich nothwendige Dinge für Kleinigkeiten oder gar für Nebendinge zu halten, und umgekehrt.

Ich glaube dieſen Unterſchied aus langer Erfahrung gelernt zu haben, und werde mich in Zukunft bemühen, meinen Unterricht ganz danach einzurichten. Ich bin auch ſicher genug, daß es mir, ſo lange ich in Halle und bey Kräften ſeyn werde, nicht an Gelegenheit fehlen wird, den Herren Studenten — denn ſonſt lehre ich keinen — durch meine geringen Kenntniße nützlich zu werden.

Ich kann nicht läugnen, daß mir der Ton der Studenten immer anhängt, und daß es mir beynahe unmöglich geworden iſt, ihn jemals ganz abzulegen. Ich lebe und webe ſchon länger als zwanzig Jahre unter Studenten, denn auch als Soldat ging ich faſt nur mit Studenten um. Auf dieſe Art iſt mir der Studenten-Ton, ſo zu ſagen, zur andern Natur geworden. Um indeß, als Lehrer

der Sprachen, nicht selbst gegen das Edle oder Schickliche in irgend einer Sprache aufzustoßen, werde ich mich bemühen, den Studenten-Ton da zu vermeiden, wo er barbarisch, steif, abgeschmackt oder kindisch ist. Affektiren aber werde ich nimmermehr den feinen Ton, der eben, weil er affektirt wäre, mich schlecht kleiden würde.

Unter den Hallischen Bürgern giebt es manchen braven Mann, der mein Freund ist. Die hallische Bürgerschaft besteht gewiß aus Leuten, mit denen es sich gut umgehen läßt, im allgemeinen nämlich: denn daß mancher Wicht und mancher Taugenichts unter ihnen stecke, ist hier, wie in jeder großen Stadt, unvermeidlich. Der Umgang mit Bürgern auf den Kellern besonders auf dem Universitätskeller, auf dem Mail, dem Grünen Hof und an andern Orten hat mir manches Vergnügen und manche frohe Stunde gemacht. Die Leute sind größtentheils jovialisch und haben ganz gesunde Einfälle. In ihrer Gesellschaft ist — wenigstens für mich — mehr ungezwungene, mannigfaltige, innige Unterhaltung, als in den Zusammenkünften der sogenannten Honoratioren, wo man, um nicht vor Langerweile zu sterben, oft gezwungen ist, Gesellschaftsspiele anzustellen, oder einen Zeitvertreib zu wählen, der nicht elender kann erdacht werden. Man lese nur Dreysigs Buch über die Gesell-

schaftsspiele, und versuche, ob man es ohne Eckel nur lesen könne.

Ein hiesiger Herr, dem es weder an Gelehrsamkeit noch an Titel, noch an Vermögen fehlt, um sich in vornehmern Cirkeln zu zeigen, geht fleißig in die Gesellschaften der Bürger, und trinkt sein Glas Breyhan mit ihnen, mir nichts dir nichts. Die von seinem Stande formalisiren sich freilich darüber; aber wenn dieser Herr sonst nicht lächerliche Fehler an sich hätte, so wäre dieser zu verzeihen: es wäre vielmehr kein Fehler. Peter der Große trank seinen Schnapps nirgends lieber als in Gesellschaft von Schmieden, Zimmerleuten, Maurern und andern Handwerkern, mit welchen er sich vom Handwerk unterhielt. Freilich ist weder der genannte Herr, noch ich, ein Peter der Große: aber er, wie ich, haben unsere guten Gründe, auch den Bürger-Aristokratismus fahren zu lassen; und ich befinde mich dabey besser, wenigstens behaglicher.

Aus dem Angeführten schließen meine Leser gewiß, daß Halle viel angenehmes für mich habe, und daß ich wünschen könne, hier meine künftige Lebenszeit zuzubringen. Ich finde zwar mit allem Anstrengen meines Kopfes keinen Plan, nach welchem ich mir eine solide Aussicht in die Zukunft verschaffen könnte: aber da so viele Menschen ohne

ganz sichere Plane doch ruhig leben, ja, da selbst die aufs beste angelegten Plane oft unversehens scheitern, so ist das eben kein großes Uebel. Indessen muß ich doch endlich einmal einen Plan anlegen, der vernünftig und in der Ausführung leicht sey, und dieser ist kürzlich folgender.

Ich werde alle Ideen, von irgend jemanden aus hohem Stande unterstüzt oder befördert zu werden, geradezu aufgeben: denn der einzige Große, welcher sich meiner — auch schon jezt — hätte annehmen können, der preußische Kronprinz, hat, wie es scheint, meine Dienste nicht nach ihrem innern Werthe, sondern nach ihrem Erfolg gemessen, und nimmt sich meiner nicht an. Sollten andere Große, die ich nicht so kenne, die mir nichts versprachen, und für die ich mein Leben nicht in die Schanze schlug, wohl mehr für mich thun? Und gesezt, es wollte irgend ein Großer auf mich Rücksicht nehmen, so würden wohl auch wieder Einige ein Interesse daran finden, den guten Willen des Großen zu vereiteln. Also von dieser Seite habe ich nichts zu hoffen, mag auch von daher weiterhin nichts hoffen. Ich sehe jezt ein, daß Hr. Biespink recht hat:

Alterius non sit, qui suus esse potest.

Meine Arbeit im Unterrichten kann mich nähren, und in Zukunft soll sie mich nähren. Ich

gestehe es, daß ich mich schäme, manche ganze Woche lang nichts gethan zu haben, da ich doch hätte arbeiten sollen, und mit Vergnügen und Ruhe der Seele hätte arbeiten können. Ich verdiente also nichts, und da ich mein verdientes Geld immer zersplitterte, und also immer wieder Geld nöthig hatte, so war ich nicht selten gezwungen, den oder jenen ohne Noth zu beschweren. Dieser Misbrauch der Zeit, der Freundschaft und des Zutrauens soll nicht mehr statt finden, und in Zukunft sollen alle angefangne Stunden ununterbrochen fortgesezt, so wie andere Arbeiten richtig geliefert werden.

Der bevorstehende Winter wird mir hiezu die besten Dienste leisten: denn einmal ist man im Winter zum Studieren aufgelegter, als in den heißen Sommertagen, und dann ist die im Sommer so häufige und tägliche Zerstreuung lange nicht so stark im Winter. Im Sommer büßet der Hallische Student gar zu viel Zeit ein durch das für die Hallische Universität so fatale und schädliche Lauchstädt: er läuft oft auf die Dörfer und sizt als ein immarginirtes Schaugericht zu halben Tagen in den Gevatterbuden. Im Winter fällt das meist alle weg; also habe ich diesen Winter Gele-

genheit, den Plan, fleißig und arbeitsam zu seyn, wie sich's gebührt, auszuführen.

Um in Absicht der Oekonomie aufs reine zu kommen, habe ich das oben genannte Mädchen zur Frau genommen. Ich war ihr einmal herzlich gut, ob ich gleich nichts von jenem Feuer empfunden habe, das mich ehedem gegen meine Therese durchglühte. Und dann hat sie, wie es mir vorkömmt, alle Eigenschaften, die einen von meiner Art glücklich machen können.

Meinen geliebten Lesern fällt vielleicht hier der Spruch des Juvenalis ein:

Stulta maritali jam porrigit ora capistro: aber ich habe mich zu allen Zeiten mit einem capistrum besser befunden, als ohne capistrum. Es wird mich freilich gereuen, diesen Schritt gethan zu haben; aber wo ist der Mann, den es nie gereuet hat, eine Frau genommen zu haben! Wenn nur die Freude, es gethan zu haben, größer ist, als die Reue! — Meine Hanne wird wenigstens das thun, was ich bisher nicht konnte, — mein Verdientes zu Rathe halten, und dadurch es mir möglich machen, meine noch übrigen Tage ruhig und bequem auszuleben.

Außer den Lectionen und Repetitionen über meine Institutiones Theologiae dogmaticae — werde ich zum Behufe unsrer jungen Theologen meinen

Unterricht in der hebräiſchen Sprache fortſetzen. Man glaubt fälſchlich, daß dieſe alte ehrwürdige und einem Theologen durchaus nothwendige Sprache ſchwer und eckelhaft ſey. Dieſes Vorurtheil macht auch, daß nur wenige ſie treiben, und daß die, welche ſie müſſen treiben, ſo wenig darinn fortſchreiten. Ich bin überzeugt durch Erfahrung, daß vier oder fünf Monate guten Unterrichts hinreichen, einen jungen Menſchen in den Stand zu ſetzen, das alte Teſtament, ſofern es hebräiſch iſt, mit Zuziehung der nöthigen Hülfsmittel, in der Grundſprache zu leſen.

Was die grammatikaliſchen Dinge betrifft, welche ſonſt jeden abſchrecken, ſo habe ich, nachdem ich ſie ſo oft und nach ſo verſchiednen Grammatiken, nach Danz, Steinersdorf, Hezel, Güte, Alting, der Marchica u. a. m. habe lehren müſſen, endlich eine ganz neue und leichte Art gefunden, alle nöthige Regeln von der Veränderung der Punkte in einer Stunde, und die ganze Lehre de verbis anomalis oder imperfectis in vier Stunden vollkommen begreiflich zu machen. Ich bin im Stande, in einem Monate jemanden, der nur leſen kann, die Grammatik ſo beyzubringen, daß er ſich bey der Analyſe und beym kurſoriſchen Leſen ſelbſt helfen kann.

Ich glaube nicht, daß irgend ein Leſer dieſe Verſicherung für Großſprecherey halten werde. Sie müſſen ja in meiner Geſchichte hinlänglich geſehn haben, daß ich von aller Prätenſion weit entfernt bin, und daß ich daher mich nicht ſelbſt rühme, wenn ich verſichere, daß ich dieſe oder jene Sache dem Lernenden zu erleichtern wiſſe. Diejenigen, welche ich im Hebräiſchen bis jezt unterrichtet habe, ſind meine Zeugen, und ſie verſichern alle, daß ich es ihnen viel leichter mache als andere Docenten: und in Zukunft ſoll es in dieſer Hinſicht gewiß noch beſſer werden.

Die lateiniſche, griechiſche, franzöſiſche und italiäniſche Sprache lehre ich auch, und zwar ſo, daß ich meinen Scholaren Genüge leiſte, und bin recht froh, wenn ich ſehe, daß ſie merklich darin vorankommen.

Zu meiner Stubenarbeit auf den Winter, habe ich das ſchon hie und da in dieſem Werke genannte Leben des Marki von Vilencon, eines franzöſiſchen Emigranten, und die Annalen der Univerſität zu Schilda beſtimmt. Der Name Vilencon iſt zwar erdichtet; aber was ich meinen Marki verüben laſſe, haben die franzöſiſchen Emigranten gewiß auch verübt. Da ich dieſe Leutchen nahe genug kenne, ſo bin ich auch im Stande, einen Emigranten nach dem Le-

ben zu schildern. Man wird also eine tragisch-komische und komisch-tragische Geschichte eines französischen Markis lesen, und schauen: wie der Herr sich in seinem Vaterlande benahm gegen die Bürger-Kanalje, den Landmann, das schöne Geschlecht, und gegen Priester und Religion; ferner: wie er nach seinem Abzuge aus Frankreich es trieb als Offizier, Landstreicher, Günstling eines deutschen Duodez-Monarchen, als Ehebrecher, Schullehrer, Wechselschmid, Matrose, und Pittsaner ꝛc. ꝛc. Ich hoffe, das Ding soll dem Leser schon gefallen.

Die Annalen der Universität zu Schilda haben zum Zweck die lächerlichen und läppischen Alfanzereyen und Thorheiten, welche allen Universitäten in reichem Maaße noch anhängen, ins gehörige Licht zu stellen. Ich kenne wahrlich die Akademien so gut, als sie einer kennt, und weiß den Schnickschack von jeder Seite aus Erfahrung zu würdigen. Den Gnoten und ihren Innungen mag man immerhin die Lappalien lassen: Gnoten sind ja dafür Gnoten, daß sie mit Gunst alles thun müssen! Aber da man auf den Universitäten — blos um des leidigen Geldes wegen — troz der gelehrten Schreiberey über die Schädlichkeit der Monopolien, und die Schande und den Nachtheil des Egoismus, dennoch so viele durch-

aus ſchädliche Narrheiten fortdauern läßt, ſo iſt es ſchon recht, daß man wenigſtens dem jovialiſchen Publikum ein Buch in die Hände giebt, bey dem es über die elenden Poſſen, ich meyne über die Doktor- und Magiſter-Promotionen und Diſputationen, über die akademiſche Examina, über akademiſche Juſtiz, Polizey und dergleichen lachen und den Plunder verachten könne.

Gewiſſe Herren auf gewiſſen Univerſitäten werden zwar über mein Conterfey ſchimpfen, um ſo ärger, da Einige von ihnen ſich vielleicht getroffen finden werden; aber die übrigen Leſer, hoffe ich, werden mir es Dank wiſſen, wenn ich ſie mit den Auswüchſen und der Barbarey der gelehrten Handwerks-Innungen und Muſen-Herbergen bekannt mache. — Daß in dieſem Werkchen viel läppiſches Zeug, läppiſche Dialogen, Handlungen, Verordnungen, Widerſprüche, Profeſſoren ohne Profeſſur, Studenten ohne Studien und dergleichen vorkommen werden, verſteht ſich von ſelbſt: es iſt ja ein Jahrbuch einer Univerſität!

Eben jezt arbeite ich an der Lebensgeſchichte des vor drey Jahren verſtorbenen Rheingrafen Carl Magnus von Grehweiler. Dieſe Geſchichte iſt ein derber Beytrag zur Geſchichte des Deſpotismus unſrer deutſchen Duodez-Monarchen, welche es weit ärger treiben, als unſre Monarchen in Fo-

ſie oder in Quart. Ein Monarch in Folio begeht zwar auch oft Thorheiten in Folio, wie unter andern die Beſchwerden und die Reichs-Concluſa über die Begebenheiten des gegenwärtigen Kriegs beweiſen; aber er rekolligirt ſich: denn er hat Mittel, das Schlechtgemachte zu verbeſſern. Aber ein Duodezmonarch fährt in ſeiner Thorheit immer fort, und fällt immer tiefer, weil es ihm unmöglich wird, die einmal gemachten dummen Streiche wieder gut zu machen, und weil er übrigens zu ſtolz iſt, ſeinen Fehler durch Beſſerung zu bekennen, und überhaupt endlich vernünftig zu werden. So ein Monarch war der Rheingraf, Carl Magnus, deſſen Geſchichte meinen Leſern gewiß behagen wird. Ich bearbeite ſie nach dem, was ich ſelbſt darüber weiß, und was Moſer und andere Publicisten aktenmäßig davon haben. Sie wird handgreiflich zeigen, warum ſo viele Unterthanen in der Rheingegend mit ihrer Regierung äußerſt unzufrieden waren, und den Franzoſen ſo ſchnell, feil und häufig anhingen. Dieß kann ähnliche Regierungen witzigen, und ähnliche Vorfälle für die Zukunft verhüten helfen.

Ich bin bey der Erklärung meiner Beſchäftigungen abſichtlich weitläufiger geweſen, als man vielleicht erwartet hat. Ich muß vorausſetzen, daß ich meine Leſer intereſſire; ſonſt hätten ſie nicht

fünf Bände meiner Begebenheiten durchgeleſen. Alſo muß es ihnen auch angenehm ſeyn, zu erfahren, wie Meiſter Laukhard, von dem ſie nun, und vielleicht auf immer, Abſchied nehmen, in der Zukunft zu leben gedenke. Ich hoffe, die meiſten meiner Leſer werden mir es gönnen, wenn's mir endlich einmal wohl geht, und eben daher glaube ich auch, daß ſie den mit Vernunft und Ueberlegung angelegten Plan gewiß nicht misbilligen werden. Wüßte ich es beſſer zu machen, ſo würde ich es thun; aber ich weiß jezt kein beſſeres Mittel, mir eine ruhige Subſiſtenz zu verſchaffen. Ob ich aber meine Ruhe je ganz wieder erhalten werde, iſt eine Frage, die ich mir nicht getraue, zu bejahen. Auf mich laſten zu viel Vergehungen, zu viel dumme Streiche, deren Rückerinnerung mit Bitterkeit verbunden iſt, und die mir, wegen meines zähen und treuen Gedächtniſſes, oft lebhaft vorkommen, und mir mein Daſeyn verkümmern, wenigſtens ſo lange der lebhafte Eindruck davon anhält. Das iſt freilich, ich fühle es tief, die natürlichſte Folge der Sünde, welche nicht ausbleiben kann, und die auch kein Gott wegſchaffen kann. Solche Strafen währen auch ewig, d. i. ſo lange die Seele ihr Erinnerungsvermögen behält. Ich werde zu ſeiner Zeit über dieſe Materie, wovon ich ſo traurige Erfahrungen ſelbſt längſt gemacht habe und täglich noch

mache, eine Abhandlung schreiben, welche auf einen noch nicht völlig verdorbenen Menschen gewiß weit stärker wirken muß, als alle Predigten über die Ewigkeit der Höllenstrafen.

Nun aber will ich mit der Erzählung meiner Begebenheiten aufhören. Finde ich dereinst, daß ich etwas Wichtiges übergangen bin, oder schickt mir der Adjutant Meier Bemerkungen und Berichtigungen, die der öffentlichen Bekanntmachung werth sind: so ist ein Nachtrag bald geliefert.

Mit meinen Recensenten mag ich hier nicht hadern: ich weiß, daß Mancher durch seine Lage gehindert wird, meine Schreiberey so zu würdigen, wie seine Einsicht es sonst wohl fodern mögte. Ich denke an die rara temporum felicitas des Tacitus, und würde mich freuen, wenn ich nur nicht zur Unzeit oder zur Ungebühr frey heraus schrieb, was ich — nach der Indikation der Zeit und der Begebenheiten — empfand und dachte.

Sie aber, meine jungen Leser, Sie bitte ich recht angelegentlich, lesen Sie ja den Beschluß im zweyten Bande dieser Lebensgeschichte. Ueberdenken Sie meine Verirrungen recht aufmerksam, gehen Sie auf deren Ursprung und Folge zurück; und ich bin versichert, meine Begebenhei-

ten werden Ihnen zur Warnung dienen, mehr, denn hundert Romane.

Sie übrigens, meine Leser alle, die Sie mir wohlwollen, fahren Sie fort, billig und nachsichtig über mich zu urtheilen; und dann möge alles Gute Ihnen zu Theil werden, welches das rechte Glück der Menschen ausmacht. Ueber meine Feinde werde ich lachen, wenn es Menschenkinder sind, wie ein Magister Weitmaul, ein Curtius Rufus, ein Latus, ein Varena; sind es aber Männer von Verdienst und Gelehrsamkeit, — je nun, so kann ich nichts anders thun, als den Widerspruch der Moral und der menschlichen Natur bedauern. Wehe mir, daß es außer diesen, noch Menschen in der Welt giebt, wie Dentzel, und Laubadere, bey deren Andenken mich ewig schaudern muß! — Leben Sie wohl, meine lieben Leser!

Ende.

Verbesserung der Druckfehler:

Seite	4	Zeile	7:	schön für ſchen.
—	7	—	lezte:	eine Schimme.
—	16	—	5:	revolutionnärer.
—	27	—	13:	Vanae.
—	145	—	21:	redeten.
—	157	—	1:	Eickemeyer.

F. C. Laukhards,

Magisters der Philosophie und Sprachmeisters
zu Halle,

Leben und Schicksale,

von ihm selbst beschrieben.

Fünfter Theil,

welcher

dessen Begebenheiten und Erfahrungen bis gegen
das Ende des Jahres 1802 enthält.

Leipzig,
in Commission bey Gerhard Fleischer dem Jüngern.
1802.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Seinen
würdigen und biedern Freunden
zu Nordhauſen,
dem Herrn
Commercienrath Neunhahn,
dem Herrn
Juſtizcommiſſar Lange,
und
dem Herrn
Candidat Ramsdahl,
widmet
dieſen Band ſeiner Lebensgeſchichte
als ein Zeichen ſeiner Hochachtung
der Verfaſſer.

Vorbericht.

Hier iſt nun der fünfte Band meiner Biogra-
phie, welcher aber eigentlich der ſechſte ſeyn
ſollte: denn durch einen ſeltſamen Irrthum iſt

der fünfte Band zur zweyten Abtheilung des vierten gemacht worden.

Dieser Band erzählt meine Geschichte vom Jahr 1797 bis 1802, soll aber, wenn ich leben bleibe, das ganze Werk noch nicht schließen. Ich werde bald eine Reise nach jenen Provinzen machen, welche durch den lezten für unser Deutschland so äußerst nachtheiligen Frieden an Frankreich gekommen sind, von da aus werde ich den Elsaß, die Franche Comte und Bourgogne — ich bediene mich noch immer der alten Namen

dieſer Länder — mit aufmerkſamen Auge zu Fuße durchwandern, und meinen Rückweg durch einen Theil der Schweitz, durch Schwaben und Franken nehmen: alles was mir notabel ſcheinen wird, werde ich fleißig notiren, und es unter dem Titel: Laukhards Reiſen durch einen Theil von Deutſchland und Frankreich: aber auch als den ſechsten Band meiner Biographie herausgeben.

Dieß iſt alles, was ich für jetzt meinen Leſern, welchen ich beßere Tage, als die meinigen

ſind, von ganzem Herzen anwünſche. Geſchrie-
ben zu Halle, den 26ten Auguſt 1802.

Fr. C. Laukhard.

Erſtes Kapitel.

Anſtatt einer Vorrede.

Als ich einigen meiner Freunde die Eröffnung machte, daß ich zur Oſtermeſſe des Jahres 1802 den fünften Theil meiner Biographie ans Tageslicht fördern würde, ſchüttelten ſie mit den Köpfen und meinten, ich hätte dem Publicum in vier ziemlich dicken Bänden genug von mir geſagt, und könnte nun endlich wohl ſchweigen, zumal da meine Ichheit und meine Verhältniſſe von ſolcher Wichtigkeit nicht wären, daß die Quaſi-Leſewelt dabey intereſſirt ſcheinen dürfte.

Die Freunde, welche so dachten und sagten, hatten allerdings Recht: aber ihre Gründe sind nicht vermögend mich zu bestimmen, meinen Vorsatz aufzugeben. Ich will mich erklären: nicht um der Recensenten willen: denn diese mögen meine Arbeit aufnehmen wie sie wollen, daran liegt mir und meinem Publikum gar nichts, und ich würde mich auch vergebens bemühen, vor den Augen der Recensirmänner, besonders derer zu Jena, Erlangen und Berlin Gnade zu finden, da ich selbst schon mehrmals mein Glaubensbekenntniß von Recensiten und Recensiteren öffentlich abgelegt, und dadurch mich den Herren schlecht genug empfohlen habe. — Also nicht wegen der Recensenten, sondern um meine Leser von dem zu unterrichten, was sie in diesem Bande zu erwarten haben, soll hier meine Erklärung über die Herausgabe desselben das erste Kapitel ausfüllen.

Ich weiß selbst, so gut und besser als sonst einer auf der ganzen Erde, wie wenig ich bedeute, und zu allen Zeiten meines Lebens bedeutet habe. Dieses Nichtvielbedeuten meiner Person hängt theils vom Schicksal, theils von meinem eigenen Betragen ab: denn hätte jenes wollen Etwas aus mir machen, so hätte ich eben so gut Assessor eines Consistoriums, Hofrath, Regierungsrath,

Pastor-Primarius in einer Reichsstadt, Leibarzt, oder wohl gar General und Minister werden können, als andre es konnten: denn meine wenigen Kenntnisse sollten mir bey der allmächtigen Leitung des Schicksals, welches die Griechen Ειμαρμενη *) nennen, eben so wenig im Wege gewesen seyn, als sie es andern waren und noch sind. Aber auch vom leidigen Schicksal abgesehen, hätte ich mir vielleicht durch Schmiegen und Biegen eine Bedeutung verschaffen können, die so manche auf diesen Wegen erlangt haben. Doch es sollte einmal nicht seyn, und jetzt, da ich dieses schreibe, ists zu spät, mir eine Lage zu suchen, in welcher mich die Leute von unten auf anschauen und sagen dürften: hic est. **) das heißt: seht einmal an, aus dem Laukhard ist doch auch noch ein Mann geworden.

Ob ich nun gleich als ein unbedeutender Mensch, das ist, ohne Amt, ohne Reichthum,

---

*) Diese Göttin soll nach dem Zeugniß des Jamblichus im Leben des Pythagoras sehr partheyisch seyn, und doch will der weise Kaiser Marcus Aurelius im 4ten Buche seiner Selbstphilosophie, daß der Mensch ihr, dieser Partheylichkeit ungeachtet, willig gehorchen und folgen müsse. Freylich wenn die Ειμαρμενη unwiderstehlich ist, so wäre es Thorheit ihr entgegen zu streben.

**) Persius Sat. I.

ohne Glanz in der Welt lebe, so lebe ich doch nicht in obscuro, wie man sagt, das ist, als ein solcher, der kaum bis an die dritte Thüre von seiner Wohnung bekannt ist. Ich habe viele, recht sehr viele Bekannte, worunter auch große angesehene Männer sind, und worunter ich einige meine Freunde, wenigstens so von Haus aus, nennen kann. Diese haben stets einigen Antheil an meiner Lage und an meinem Schicksal genommen, und gerne gelesen, was ich von mir geschrieben, und gedruckt in die Welt geschickt habe. Diesen meinen Bekannten wird es denn auch nicht unangenehm seyn, wenn ich sie von dem unterrichte, was mir seit fünf Jahren begegnet ist. Ueberdieß hat auch mancher, der mich nicht kennt, von Person nämlich, meine bisherige Geschichten gelesen, und wenn diese keine lange Weile gemacht haben, so wird die Fortsetzung derselben gewiß auch keine machen.

Ich erzähle also meinen lieben Lesern was mir seitdem ich von ihnen im Jahr 1797 Abschied nahm, begegnet ist: sie finden zwar keine Großthaten, und keine Merkwürdigkeiten, welche man den Annalen einverleiben müßte, um sie für die Nachwelt aufzubewahren, aber doch lesen sie hier manchen Vorfall, wobey sie theils lachen,

theils den Kopf schütteln werden, und mitunter auch solche, wobey sie nachdenken und nicht selten in ihren eignen Busen greifen können. Jede Lebensgeschichte ist ein Gewebe von Begebenheiten, wovon immer eine Ursache und Folge mit der andern verbunden ist, und wie die Anlage war, so ist jedesmal das Resultat: wenn dieß in manchen Selbst-Biographien nicht sichtbar ist, so kommt das bloß daher, weil der Herr Biograph entweder sich durch Verdrehung und Verstellung der Begebenheiten vor dem Publikum weißbrennen, oder Dinge ganz übergehen wollte, deren Publicität ihm unangenehm war. Dieß aber ist mein Fall nicht: denn ich suche keines Menschen Gunst und fürchte keines Menschen Abneigung. Wer nichts mit mir zu thun haben will, mag mich immerhin gehen lassen, und ich kann mit voller Ueberzeugung sagen, daß mir nie jemand auf der Welt wirklich und in der Realität eben viel genützt habe, so gut und brav es auch meine Freunde mit ihrer Freundschaft mögen gemeynt haben. Daher habe ich auch nicht Ursache, mich irgend jemanden durch Ausstaffirung meines mir eignen Charakters zu recommandiren, sondern werde in Rücksicht meiner selbst in diesem Theile meiner Historie noch aufrichtiger zu Werke gehen, als in den vorigen, wo ich zwar nichts verdrehte,

aber doch Einiges verschwiegen habe das ich vielleicht hätte erzählen sollen.

Da ich aber auch gezwungen bin von meinem lieben Hannchen, welche seit beynahe fünf Jahren meine Frau ist, mehr als einmal zu sprechen, so wird vielleicht mancher die Nase rümpfen, und urtheilen, daß so ein Verfahren äußerst anstößig und unwürdig sey, und daß ein Mann die Fehler und Schnitzer seiner Frau fein hübsch mit dem Mantel der Liebe zudecken, wenigstens nicht der ganzen Welt aufdecken müsse.

Wenn es mir drum zu thun wäre, mich mit Exempeln zu vertheidigen, so könnte ich die Lebensbeschreibung des berühmten und berüchtigten Doctor Bahrdts anführen, welcher seiner theuren Ehehälfte nicht schlecht und viel ärger mitgespielt hat, als ich es je öffentlich in Schriften thun werde, gesetzt auch ich würde nichts wider die Wahrheit sagen. Aber ich mag mich weder mit dem Beyspiel des Doctor Bahrdts, des großen Miltons, welcher das verlohrne Paradies schrieb, nachdem er sein eignes Paradies, nämlich das Glück der Ehe, verlohren hatte, oder anderer Männer rechtfertigen, wenn ich nicht auf die vortheilhafteste Weise von meinem Hannchen spreche, sondern sage nur, daß ich so von ihr sprechen —

mußte, wenn ich meiner Geschichte die nöthige Vollständigkeit geben wollte.

Außer meinen eignen Historien werden meine lieben Leser eine Menge fremde Personen betreffende Anekdoten antreffen, welche ihnen, wie man saat, nicht wenig Spaß machen sollen. Ich will zwar niemanden beleidigen, und mein Buch nicht zum Repertorium der skandalösen Chronik machen, wie einige Recensenten fälschlich von den ersten Theilen geurtheilt haben: aber ich bin auf alles aufmerksam was in meiner Nachbarschaft vorgeht, und da kann es mir niemand verdenken, wenn ich auch von andern das erzähle, war mir Auffallendes und Interessantes von ihnen in bonam et malam partem will sagen zu ihrem Vortheil und Nachtheil, bekannt geworden ist. Daß ich meistens selbst die Personen nenne, geschieht deßwegen, daß mich niemand für einen kriechenden Panegyristen oder gar für einen furchtsamen Verläumder halte.

Dann sollen hier und da auch einige Retractionen vorkommen. Ich muß bekennen, daß in den vorigen Theilen einige, obgleich nur wenige Unrichtigkeiten untergelaufen sind, woran sich bald dieser bald jener gestoßen hat. Diese Unrichtigkeiten werde ich bey Gelegenheit zu verbessern und zu berichtigen suchen, und um gleich eine Probe zu geben, so gestehe ich, daß die Th. 3. S. 126

von dem verstorbenen Kurfürsten Maximilian von Cölln aufgetischte Anekdote, welche ein Gespräch dieses Fürsten mit einer Schildwache zu Leipzig betrifft, völlig falsch ist. Man hatte diese Sage nach Halle gebracht, und sie da für gegründet ausgegeben; selbst Leute von Ansehen, welche in guten, das ist solchen Cirkeln Zutritt haben, wo es vornehm nach kleinstädtischer Mode hergeht, erzählten sich dieselbe: ich ließ mich durch das putative Ansehen der Erzähler blenden, und war schwach genug nachzuplaudern, was mir vorgeplaudert worden war.

So wie ich aber alles zurücknehmen werde, was ich nun, als unrichtig habe kennen lernen, so soll auch alles, was mich betrifft, und noch nicht erzählt ist, aber doch den Leser interessiren könnte, nachgeholt werden, wohin unter andern eine gewisse Intrigue mit einem Göttingischen Frauenzimmer gehört, welche ein gewisser Freund, der mich in Göttingen genau kannte, im ersten Theile vermißt hat. Sogar aus meinen frühern Jahren werde ich einiges nachholen.

Ich bin mehrmals öffentlich in allerhand Zeitungen, vorzüglich in dem Intelligenzblatt der Jenaischen fälschlich sogenannten allgemeinen Literaturzeitung — eine allgemeine Literaturzeitung müßte doch wohl ein anderes Ding seyn, als

das Recensirding von Jena — derb angegriffen worden von gewissen Herren, welchen meine Nachrichten aufgefallen waren. Auf diese theils grobe und impertinente, theils feinere und höflichere Angriffe werde ich antworten, und zwar gebührend, aber nur bey Gelegenheit: dem Herrn Hofrath Meyer zu Känzelsau im Hohenlohischen aber werde ich auch nicht einmal bey Gelegenheit Rede stehen. Dieser Mann fuhr im Jahr 1796 über eine ihn betreffende Stelle aus dem ersten Theil dieser Biographie recht bitter her, und stellte mich als einen argen Lästerer an den Pranger. Ich schwieg, und behielt mir die Antwort auf eine andre Zeit vor: denn ich glaubte, da Herr Meyer fünf Jahre lang geschwiegen hatte, meine Antwort pressire auch nicht. Zwey Jahre hernach schrieb er einen Privatbrief an mich, da er mich doch durch ein Publicibell herunter gemacht hatte, und bat mich, das im Jahr 1781 zu Darmstadt vorgefallne Scandal zu untersuchen: da kam es mir denn vor, als müsse man in Franken meinen Aussagen mehr Glauben bey, als dem Herren Hofrath Meyer, und ich hätte im Kopf vernagelt seyn müssen, wenn ich, wie Herr Meyer forderte, das Zeugniß des Traubenwirths zu Darmstadt hätte einholen und bekannt machen wollen. Will es aber Herr Hof-

rath Meyer noch selbst thun, à la bonne heure; nihil impedio.

Meine Schreibart mag ich nicht entschuldigen, sie ist etwas derb, und die Feinheiten des deutschen Stils kenne ich so wenig, als die Moden und die Lavendelflaschen. Ea amicitia apud nos non est locus, sagte einst Merula in einem Brief an den Politianus, und so sage auch ich. Doch versichre ich, daß keine grobe, unanständige und noch weniger zotologische Ausdrücke vorkommen sollen, wenn mir schon der Recensent in der auch fälschlich so benahmten allgemeinen deutschen Bibliothek zur Unzebühr vorgeschmissen hat, daß ich die Zotologie liebte.

Zweytes Kapitel.

Der Himmel hängt nicht lange voll Geigen.

Ein Griechischer Weltweiser — ich weiß nicht mehr welcher, und habe die Apophthegmata des Erasmus nicht bey der Hand, um nachzuschlagen, wem die schöne Antwort eigentlich zugehöre, aber das thut auch nichts zur Sache — also ein alter Philosoph antwortete einem Freunde, der ihn gefragt hatte, ob er heirathen sollte

oder nicht: nimm, Freund, nimm eine Frau, oder nimm keine, es wird dich gereuen auf jeden Fall.

Der Mann hatte Recht, aber Unrecht war es doch von ihm, daß er als ein groſser Kenner die Folgen des Heirathens und der Hageſtolzerey nicht genauer beſtimmte, in welchem Falle die Reue am ſtärkſten ſey, im erſten oder im andern nämlich ſo im Allgemeinen: denn gleich wie es keine durchaus anwendbare Regeln für das menſchliche Betragen giebt, ſo giebt es auch keine für die Heirathen, doch dächte ich, daß das Cölibat lange nicht ſo viel verdrußvolle Stunden nach ſich zöge, als der heilige Eheſtand. Meine Leſer ſehen ohne mein Erinnern, daß dieſe Aeußerung bloß meine Privatgedanken ausdrückt, die ich durchaus nicht als richtig verkaufen mag, vorzüglich denen nicht, welche ſich in ihrem lieben Bundesſtande wohl befinden; von dieſen überglücklichen Menſchen gilt der Spruch des Dichters:

Si quis amat, quod amare juvat, feliciter ardet,
Gaudeat et vento navigat usque suo *)

Und ledigen Perſonen über dieſen Punkt predigen, heißt tauben Ohren predigen: ich hatte ja auch die ſechste Satire des Juvenalis geleſen,

*) Ovid. de Rem. Amor. L. I.

wuſte alles, was der Graf Poſſerani gegen den Eheſtand gewitzelt, und der Graf von Rocheſter dawider räſonnirt hatte, die Meynungen des Tertullianus, Macarius, Hieronymus, Martinus und vieler andrer Kirchenväter, ſo wie die Mönchsgrillen von der Ehe, und von dem hohen Werth der Keuſchheit, das iſt, des Nichtheirathens waren mir recht gut bekannt — und doch nahm ich eine Frau.

Am Ende des vorigen Theils verſicherte ich meinen Leſern, daß ich in dem Beſitz meines Hannchens mein ganzes Glück zu finden hoffte; aber wen hat die Hoffnung nicht ſchon oft häßlich betrogen? „Ueber Jahr und Tag, ſagt Herr Wumshäter in Leſſings Miſogyn, zu einem Paar Brautleuten, werdet Ihr ſchon anders exclamiren.“ Das traf bey mir buchſtäblich ein, nur daß nicht Jahr und Tag vergingen, bis ich anders exclamirte. Doch näher zur Sache.

Ich gelangte im September 1797 zum Beſitz meines Hannchens, und nun hing mir der Himmel voll Geigen, wie man zu ſagen pflegt, wenn jemand am Ziel ſeiner Wünſche, nämlich ſo nach ſeiner Meynung: denn andre Leute ſehen meiſtens beſſer ein, wo uns der Schuh drückt, als wir ſelbſt. Die erſten Tage gingen mir hin, wie ſie einſt den Auferſtandenen im Himmel hingehen

werden, nur daß mir in der Hochzeitnacht ein komischer Streich begegnete, den ich hier erzählen würde, wenn ich mich nicht vor den schiefen Urtheilen gewisser Leute fürchtete, welche noch an Hexen und Bezauberungen glauben.

Einige Tage nach der Hochzeit fand ich schon, daß ich die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatte,

Und daß man immer nikae sagen,
Wer liebt, sey lauter Herz; man hab' auch einen Magen.

Meine Leser verstehn mich: der Mangel stellte sich bald in meiner Wirthschaft ein, und mein Hannchen forderte einmal acht Groschen von mir, als ich gerade noch zwey Groschen vier Pfennige im Vermögen hatte. Ich gab dieß wenige Geld hin; Hannchen lachte;

„Schäcker," sagte sie, „rücke doch heraus!"

„Ich hab nicht mehr, liebes Kind."

„Ach, gackele nicht; gieb her, immer her!"

Große Noth hatte ich, das gute Kind zu überzeugen, daß ich nichts mehr hatte, und zu dieser Ueberzeugung war eine Ocularinspection nöthig. Hannchen wurde überführt, und weg war mit dieser traurigen Ueberzeugung ihre freundliche Miene. Ich fühlte diesen Uebelstand gleich, und fing an, Bemerkungen deßwe-

gen zu machen. Ein mir durch die Seele gehendes Ach! war die ganze vielbedeutende Beantwortung meiner ganzen philosophischen Dissertation über die Genügsamkeit.

Verdrießlich und ohne zu wissen, wohin ich gehen sollte, verließ ich meine Wohnung und ging auf die Mail. An diesem Orte, einer Schenke einen Büchsenschuß vor der Stadt, findet man beynahe immer muntere Gesellschaft, aber keine ausschweifende und renommistische, daher schämen sich auch angesehene Männer und Frauenzimmer nicht, die Mail zu besuchen. Hier traf ich ein juristisches Animal disputax an, das heißt, ein Menschenkind, welches von nichts redet, als von Pandekten, Codex, Novellen und Feudalbüchern. Dieser Hochgelehrte Herr nahm mich aufs Korn, und kaum hatte ich eine Kanone vor mir, die ich von Jungfer Dorchen auf Credit nahm, so packte er mich fest, und räsonnirte mir da ein Langes und ein Breites über die berühmte Constitution Omnem des Kaisers Justinianus vor: besonders beschäftigte ihn die wichtige Frage, warum in der Ueberschrift der Constitution der Antecessor Salaminius nicht vir illustris wie die übrigen sieben, sondern bloß vir disertissimus genannt werde. Zum guten Glück hatte ich einst die Constitutio Omnem auch gelesen und zwar mit

Wielings gelehrten Anmerkungen, und war daher im Stande dem Großsprecher zu antworten. Der Mensch ärgerte sich, und gerieth vollends in den Harnisch, als der Schumachermeister Rehnius ihm gerade heraus sagte, Laukhard verstände vielleicht mehr von der Juristerey, als er. „Hole mich der Teufel, sagte er nun, ich verwette einen Thaler, Hr. Laukhard weiß nicht, was ein luus haeres ist.“

Rehnius. Nun, Magister, lassen Sie das auf sich sitzen?

Ich. Der Herr B... spaßet nur.

Hr. B. Nein, bey meiner Seele, es ist mein Ernst: ich setze einen Thaler, Sie wissen nicht was ein luus haeres ist.

Ich. Eh bien, es bleibt dabey.

Hr. B. (legt einen Thaler auf den Tisch). Hier: jetzt setzen Sie einen dagegen.

Ich. Gleich: will erst wechseln.

Es wäre mir unmöglich gewesen, einen Groschen zu setzen, geschweige denn einen Thaler; allein ein guter Freund, der Haller Eckhard, sonst Bauer genannt, riß mich aus der Verlegenheit, und streckte mir einen harten Thaler vor; ich setzte ihn, betete die Definition von luus haeres her, *) und ge-

*) Ein luus haeres ist ein Erbe, welcher zur Zeit des Todes des Erblassers in dessen väterlicher Gewalt, und

wann meinen Thaler. Der gelehrte Herr ärgerte sich gar mächtig, wurde derb ausgelacht, und zog nach einigen Flüchen, und Tiraden über halbgelehrte Juristen, zu welchen er aber selbst gehörte, zum Tempel hinaus.

Kaum war er fort, so erschien ein andrer welcher der Gesellschaft viel Spaß machte. Er hatte einst in Jena studiert, und sein Gespräch betraf bloß die Universität zu Jena und die Freyheiten der dasigen Studenten, welche er den auf der Mail versammelten Bürgern verdemonstrirte. „Straf mich Gott, meine Herren, schrie er unter andern, Sie können mirs glauben, und ich will ein infamer Esel seyn, wenns nicht wahr ist, in Jena kann ich einen durchhauen für einen Laubthaler. Wenn ich mit einem Händel habe, und will ihn hauen, so greife ich ihn auf der Straße oder sonst wo an, mir nichts, dir nichts, haue ihm das Fell durch, daß er den Priester begehren mögte, dann gehe ich hin zum Prorektor: „Diener, Ihr Magnificenz, hier ist ein Laubthaler, hab den Lumpenkerl, wie nun der Kerl heißt, ausgegerbt, und das honorig.“ „Gut, gut, sagt dann der Prorektor, kommen Sie bald wieder, wir wollen auch

---

zwar im nächsten Grade war § 2. I. de haered. qual. et diff. alle blos Kinder und Kindeskinder, deren Vater todt ist.

auch leben." Blos iſt die ganze Sache rein abgethan. Ich hab einen gekannt, der ſchickte alle Monate, allemal auf den erſten, zwölf Laubthaler an den Prorektor praenumerando: denn jeden Sonntag, Mittwoch und Freytag mußte er einen durchhauen, das war ſo ſein Geſetz.

Der Menſch brachte ſeine Abgeſchmaktheiten mit einer ſo zuverſichtlichen Miene vor, daß die ganze Geſellſchaft herzlich über den Gecken lachen mußte, aber niemand glaubte dem Gewäſche: denn unſre Hallenſer laſſen ſich nicht gerne etwas aufbinden.

Gegen Abend kam mein Haunchen, ſahe daß ich bezahlte, was ich geben hieß, viſitirte mir alſo die Taſchen, und da ſie fand, daß ich Geld hatte, ſuchte ſie Gelegenheit an, mit mir zu expoſtuliren, daß ich ihr daſſelbe verhehlt hätte. Ich erklärte ihr die Art, wie ich zu einem Thaler gekommen war, aber ich hatte große Mühe, ſie völlig zu überzeugen.

Ich wohnte in der Märkerſtraße bey dem Schneider Baum, welcher mir für zwanzig Thaler alte zerbrechliche Möbel überlaſſen hatte. Ich hätte freylich weit beſſere für ſo viel Geld haben können, wenn ich im Stande geweſen wäre, baar zu bezahlen: aber da ich auf Credit nehmen mußte, und Herr Baum mir verſprach, vor Oſtern kein Geld

zu fordern, so ließ ich alles gut seyn, und nahm das alte Gerümpel, als wäre es taugbar und neu gewesen, gerne an. Ich dachte in diesem Stück noch immer studentisch: wenn nämlich die Herren Academiker etwas auf Credit, oder nach ihrem Ausdruck, auf Pump haben können, so ists schon gut, und sie sehen die gepumpte Sache als geschenkt an. Indessen schien es nicht, als wenn Meister Baum der Schneider lang borgen wollte. Schon am sechsten Tage nach meiner Hochzeit forderte er drey Thaler von mir. Ich wunderte mich über den Menschen, da ich ihm doch seine Miethe auf ein halbes Jahr vorausbezahlt hatte, und sagte ihm, daß ich jezt kein Geld hätte. Baum, welcher seinen Kopf bey Hr. Adolph auf dem Steinweg heroisch getrunken hatte, schwur bey allen himmlischen und allen höllischen Geistern, daß er völlig auf dem Hund sey und auf jeden Fall ausgeplündert werden würde, wenn ich ihm nicht aushülfe. Er wolle aber in einigen Tagen alles zurückgeben. Ich hatte Mitleiden mit dem fluchenden und schwörenden Schneidermeister, wendete mich an einen Freund, und dieser schickte mir zwey Thaler, die ich sofort dem Herrn Baum einhändigte.

Es vergiengen acht Tage, auch vierzehn Tage, und Baum redete gar nichts mehr von den zwey Thalern. Die Noth drückte mich, und ich erinner-

te meinen Herrn Wirth so von weitem: aber Herr Baum stellte sich, wie die Hallenser sagen, eine halbe Stunde dumm, und that, als verstünde er mich nicht. Ich mußte mich also näher und deutlicher erklären.

„Lieber Baum, sagte ich zu ihm, Sie versprachen mir doch die zwey Thaler —

Baum. Ich weiß alles, kümmern Sie sich um nichts.

Ich. Jetzt bin ich sehr gedrängt: wenn Sie doch Ihr Versprechen erfüllen könnten —

Baum. Alles will ich thun, lieber Magister: Hole mich der Teufel, wenn ich nicht mit dem andern warten will, bis zu Michaelis.

Nun wußte ich, woran ich war: ich ließ den Baum stehen, und suchte einiges Geld aufzutreiben, welches mir damals auch nicht schwer fiel, da meine Scholaren fast alle ihre Wechsel bekamen.

Das Jahr vorher hatte Baum die untersten Stuben nach der Gaße an einen gewissen Gebhard vermiethet, und dieser legte sich einen Bier- und Schnappshandel an. Er würde wenig Zulauf gehabt haben, weil er nur hallisches Stadtbier und Stadtbreyhan schenken durfte, indeß die großen Keller allerley auswärtige Getränke verkaufen, wenn er es nicht für gut gefunden hätte, seine Schenke in ein Spielhaus zu verwandeln, und

alle Hasardspiele zu erlauben. Nun liefen alle spielsüchtigen Leute, deren Zahl in Halle Legion heißt, in Gebhards Schenke, und die Karten und die Würfel regierten Tag und Nacht, vor früh vier oder fünf Uhr ward es da nie Feyerabend, auch fielen mehrere grobe Exzeße in diesem Spielhause vor, und der Jäger des Generals Salomon wurde einst dermaßen ausgeplündert, oder nach Spielerdialekt, ausgemistet, daß er im Hemde und ohne Hut in alten Schuhen, die ihm Gebhard noch aus Mitleid gab, abziehen mußte.

Alle lustigen Brüder der Stadt besuchten diese Kneipe fleißig, und da es in Halle Mode ist, solchen Oertern Beynamen zu geben, so bekam auch Gebhards Niederlage einen dergleichen, nämlich den Zunamen Geige, dessen wahrer Ursprung mir aber unbekannt ist. Der Schneider Baum, welcher es sehr ungerne sah, daß seine Residenz einen Beynamen erhielt, und mit Recht schließen konnte, dieser Beyname würde bis auf späte Zeiten hin fortwähren, zankte sich deßwegen mit dem Schenkwirth Gebhard, und bot ihm in der Hitze aus. Gebhard setzte an einem andern Orte seine patriotische Anstalt fort.

Baum, der schon seit langer Zeit die Schere, Elle und Nadel für gar mühselige Instrumente ansah, gab nun auf einmal die ganze Schneiderey

auf, und fing an Kneipenwirthschaft zu treiben. Anfangs ging alles vortreflich; denn auch er erlaubte die Hazardspiele, und wer diese begünstige in seinem Hause, darf wegen Kundschaft nicht in Sorgen stehen. Da aber seine Kneipe den Namen Geige fortbehielt, und er oft damit geneckt wurde, so gerieth er, besonders wenn ihm der Spiritus in die Krone gestiegen war, gar sehr in den Harnisch, und behandelte seine Gäste selbst mit der ärgsten Impertinenz. Darüber wurden dann die Gäste auch verdrießlich, und verlegten ihre Spielbänke sonst wohin. Meister Baum hätte leicht den Namen Geige dulten können, da gewißen Häusern in Halle ganz andre Beynamen gegeben sind, z. B. Diebsböhle, blinde Herberge, Scheppenstätt, Spadille-Manille, Rußloch, Studentenherberge, u. s. w. Die Besitzer dieser Häuser wissen diese Zunamen, formalisiren sich aber nicht darüber, und thun wohl daran: denn käme es unter die Leute, daß sie sich formalisirten, so wäre des Spektakels kein Ende, und der Schaden bliebe auf jeden Fall auf Seiten des Formalisanten, wie es sich mit dem Herrn Schneider Baum zutrug, welcher durch seine Grobheit alle Gäste verlohr.

Drittes Kapitel.

Ein Sprichwort ist nicht immer ein wahres Wort.

Das Gegentheil von dem in der Ueberschrift dieses Kapitels angegebnen Grundsatz ist selbst ein Sprichwort: aber so sehr ich auch selbst hin und wieder in meinen Büchern den Gebrauch der Sprichwörter empfohlen habe, und noch empfehle, so muß ich doch bemerken, daß sie durch die Erfahrung oft widerlegt werden, und daß sie folglich nicht immer wahr sind. Das bekannte Weidsprüchlein „wie man's treibt, so gehts" hab' ich zwar hundertmal durch meine eigne Erfahrung bestätigt gefunden, allein im Winter 179⅞—98 wollte das gute Sprüchlein nicht bey mir eintreffen. Ich hatte mir vorgenommen, so zu hausen, daß ich ruhig und ohne weitere Sorgen leben könnte; allein ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, und so sehr ich auch alles aufbot, und alle meine Kräfte anstrengte, um soviel zu erwerben, als nöthig war, meine kleine Wirthschaft zu führen, so war ich doch keinen Tag ohne Kummer, und wenn auch alles noch so gut ging, so fing mein Hannchen an, über ihre Lage zu nörgeln,

und dieſe Mörgeleien verurſachten dann natürlicher Weiſe, daß ich nirgends in einer penibelern Lage war, als wenn ich mich zu Haus aufhalten mußte.

Ich gab mehrere Stunden und repetirte dieſen Winter über die chriſt-lutheriſche Dogmatik und die Kirchengeſchichte. Beyde Diſciplinen haben mir ſtets viel Vergnügen gemacht; nicht als wenn es an und für ſich angenehm wäre, eine Menge unbeweisbarer hyperphyſiſcher Lehrſätze zu lernen, oder ſich mit dem Gang des kirchlichen Deſpotismus aus der Geſchichte der Kirche bekannt zu machen, ſondern weil beyde jeden denkenden Kopf ſo ſehr beruhigen über alles, was man ihm als offenbart aufdringen will: denn die Dogmatik und die Kirchenhiſtorie ſind die beſte Widerlegung aller möglichen Offenbarung, man müßte dann annehmen, daß das ganze Menſchengeſchlecht etwan achtzehnhundert Jahre lang im Kopf verrückt geweſen ſey. Doch das gehört hier nicht her. Außer dieſen theologiſch-hiſtoriſchen Stunden unterrichtete ich auch noch im Lateiniſchen, Franzöſiſchen und Italieniſchen.

So lang ich außer meiner Wohnung war, hatte ich heitere Sinnen, kam ich aber dahin zurück, ſo machte mein ſanftes Hannchen eine dermaßen finſtere Stirne, daß ich mich in dem Augenblick weit weg wünſchte. Daß es gleich von Anfang unſres Ehejochs oftmals zum Wortwechſel kam,

versteht sich von selbst. Ich bin zwar von Natur nicht finster und rauh, noch weniger ist Grobheit und Impertinenz mein Laster; allein der Teufel bleibe gleichgültig, wenn einem unverdiente Vorwürfe gemacht werden, oder wenn man Dinge von uns, und zwar mit Poltern fordert, welche wir unmöglich leisten können.

So ging mirs: meine Frau fand alles nicht recht, was in unsrer Wirthschaft war, und ich fand ganz natürlich auch vieles von dem nicht recht, was sie vornahm, besonders gefiel mir ihr Umgang mit einer gewissen Madam Unruhe nicht, welche auch in unserm Hause wohnte, und deren Mann mit einem andern hallischen Frauenzimmer in Leipzig wirthschaftete. Ein Ehemann hat meistens Unrecht, wenn er sein Weib sitzen läßt, aber wer so ein Fegefeuer am Halse hat, wie die gedachte Madam Unruhe war, dem verdenke ichs warlich nicht, wenn er das Freye zu gewinnen sucht: denn Sirach sagt mit Recht, er wolle lieber bey Löwen und Drachen wohnen, als bey einem bösen Weibe.

Meine Vorstellungen, mein Zanken und mein Poltern half alle nichts: meine Frau verstand es aus dem Fundament, auf Vorstellungen zu repliciren, und ist eine Meisterin im Zanken und im Poltern. Meine Lage war gewiß nichts weniger, als beneidenswerth.

Im Herbst 1797 war der König Friedrich Wilhelm von Preußen gestorben, und das Verhältniß, worin ich ehedem mit seinem Nachfolger gestanden hatte, ließ mich eine schwache Hoffnung schöpfen, daß durch ihn meine Umstände könnten verbeßert werden. Ich nenne die Hoffnung, die ich damals hatte, eine schwache Hoffnung: denn ich dachte nicht, wie die meisten Preußischen Unterthanen, daß nun es wahr würde, was Virgilius sagt:

Iam redit et virgo, redeunt Saturnia regna
quois ferrea primum
Desinet ac toto surget gens aurea mundo. *)

Ich hörte die Nachricht von dem Tode des vorigen Königes auf der Bierhanschenke, eine Stunde von Halle, wohin ich gegangen war. Das ganze Zimmer war voll Bauern, Jägern und politischen Kannegießern: alles jubelte, und freute sich der im vollen Galopp herbeyziehenden bessern Zeiten: nun würde alles, meynten die Politiker, so hergehen, wie es ein jeder wünschte, und in diesen süßen Erwartungen überließen sie sich ganz dem freudigsten Herumtrinken, und wurden nun noch lauter. Ein ältlicher Mann von Teutschenthal saß neben mir, und sprach zu allen Kannegießereyen auch nicht eine Sylbe. Ich wunderte mich über sein Stillschweigen, und fragte ihn, was er von

*) Virg. Ecl. IV. v. 5. seqq.

den neuen Vorfällen dächte? „Mer muß halig wahrten, wies noch kümmt: mer wäß wuhl, wie mer ausfähret, aber wie mer hame kümmt, das wäß mer niche.“ Der Bauer räsonnirte nicht unrecht, nicht als ob der Ausgang seine Sprüchwörter bestätiget hätte, sondern deswegen, weil es unklug ist, zu frühe ins Horn zu blasen.

Der jetzige König von Preußen hat die Hoffnungen und Erwartungen aller derer erfüllt, welche im Stande sind, zu überlegen, und die große Wahrheit einsehen, daß ein Monarch, wäre er auch der mächtigste und einsichtsvollste aller Menschen, und gutgesinnt, wie ein heiliger Engel, es doch nicht allen Menschen recht machen könne. Neque Iupiter omnibus placet, sive pluat, sive sit serenus ist schon vor Alters gesagt worden, ich weiß aber nicht von wem, und so lange noch so viel Köpfe seyn werden, als Sinne sind, so wäre es eine wahre Tollheit, zu fordern, ein Regent solle so regieren, wie es jeder Kopf für gut und wohlgemacht hält. Dieß sieht nun wohl jeder ein, aber da jeder glaubt, seine Vernunft könne der Vernunft aller Menschen zum Richtmaaß dienen, so räsonnirt auch jeder über die Regierung, wenn diese es anders macht, als er glaubt, daß sie es machen müsse.

Bey jedem Regentenwechsel findet noch ein

Grund überſpannter Erwartungen bey den Unterthanen ſtatt, welcher meiſtens höchſt falſch iſt. Die vorige Regierung wird durchaus als fehlerhaft betrachtet, und alle unter derſelben getroffnen Anſtalten fürchterlich heruntergemacht. Als Friedrich der zweyte von Preußen ſtarb, mußte ſeine lange glückliche, mit ſo vieler Weisheit geführte Staatsadminiſtration die ſchroffſte aber auch zugleich die unbilligſte Critik paßiren: man tadelte ſogar die Einrichtungen ſeines Militairs, Einrichtungen, die noch kein Monarch vor ihm getroffen hatte, und worin ihm nur ſeine Nachfolger nachahmen können. Aber bald kamen die guten Preußen von ihrem Irrthum zurück.

Friedrich Wilhelm II. ein Fürſt, deſſen Fehler bekannt ſind, deſſen vortrefliche Eigenſchaften aber alle ſeine Flecken bey weitem überwogen. Dieß bedachte aber der groſſe Haufe nicht, und ſahe bloß die Fehler ſeines guten Königes, und die Schriftſteller haben nie ihre Federn mehr entwürdiget, und ſich ärger unter den Troß der Läſterer und Calumnianten gemiſcht, als in Rückſicht auf dieſen Fürſten — hat man doch ſogar einen Saul den dicken, König im Kanonenlande, erſcheinen ſehen!! Aber Friedrich Wilhelms II. Anſtalten waren faſt alle meiſterhaft, und ſein Nachfolger der jetzige König, hätte die Kunſt zu regieren

gar nicht verstehen müssen, wenn er eine allgemeine Reform hätte anfangen wollen, wie man doch damals erwartete und wünschte. Diese allgemeine Reform würde eine allgemeine Verwirrung nach sich gezogen haben: es blieb daher auch in Preussen nach dem Tod des Königs Friedrich Wilhelm so ziemlich beym Alten, obgleich manche heilsame Veränderungen vorgenommen wurden, wohin die Abstellung der Tabakeferme vorzüglich gehört.

Ich hatte, wie gesagt, einige Hoffnung, daß der neue König sich meiner erinnern, und für mich sorgen würde. Meine Freunde zu Halle riethen mir, selbst nach Berlin zu reisen, und mich dem Monarchen vorzustellen: ich fand diesen Rath vernünftig, und begab mich im Februar 1798 nach Berlin. Meine Kasse war schwach, wie sie zu allen Zeiten zu seyn pflegt. Ich war also gezwungen, mich entweder um Freypost zu bemühen, oder gar zu Fusse zu gehen. Unser Postmeister Hr. Kriegsrath von Madeweis gestattete mir freye Post bis nach Dessau, und von da kam ich durch bis nach Briezen. Ich hatte eine sehr schnurrig componirte Reisegesellschaft: zwey Preußische Offiziere, einen Juden, und ein hallisches Freudenmädchen. Die Offiziere waren von der Cavallerie, und kamen von einer Reise ins Reich zurück, wo sie zu Hause waren; es waren sehr solide brave Männer

den gesunden Urtheil und seinem Geschmack, mit welchen ich mich vortreflich unterhalten konnte. Der Jude war ein Schacherer, der sich aber neben seinem Schacherhandel auch aufs Spielen legte, und in dieser Kunst nicht geringe Fertigkeit schien erlangt zu haben. Die Offiziere machten sich viel mit ihm zu thun, als ich ihm aber beweisen wollte, daß die Juden zu allen Zeiten verächtliche und höchst schädliche Creaturen gewesen wären, ward der Israelit böse, und gab uns ferner keine Antwort mehr. Der Kerl hatte Recht, ich aber höchst Unrecht, einen ganz unnützen Beweis zu führen: denn die Offiziere kümmerten sich um die ganze Judenschaft nicht, und der Jude ließ sich doch nicht bekehren.

Das Freudennymphchen von Halle war die berüchtigte Manschesterchristel, eines ehedem der hübschsten Mädchen unsrer Stadt; nachdem sie aber sich auf die liederliche Seite gelegt hatte, und generis omnis geworden war, fand sich in ganz Halle keine schaamlosere Hure, als eben Manschesterchristel. Der gar zu häufige Genuß der Wollust schwächte ihren Körper dergestalt, daß hernach, als die leidige Lustseuche sie befiel, keine Arzney mehr anschlagen wollte. Damals als sie nach Berlin reiste, war die ästhetische Krankheit schon sehr sichtbar an ihr, und doch ließ sie sich einfallen, einen jungen Mediciner da zu besuchen, welcher ehedem in Halle

mit ihr geliebelt, und ihr im Taumel der Leidenschaft die Ehe versprochen hatte. Der Mensch hätte alles Gefühl müssen verlohren haben, wenn er nun noch den Liebhaber eines Frauenzimmers hätte machen wollen, das so zu ihm kam: doch unterstützte er die Unverschämte mit Geld und ließ sie wieder nach Halle reisen. In Halle fiel sie täglich mehr ins Elend, und krepirte endlich in den abscheulichsten Umständen. Ihr Andenken hat sich indessen noch in einem fawdsen Knittelliedchen erhalten, welches unsre Straßenjungen noch singen, und welches ein lustiger Bruder einem gewissen Schwarzrock zu Ehren scheint gemacht zu haben.

Von Baiezen bis nach Berlin ging ich zu Fuß: es war sehr schönes Wetter, und die Gesellschaft eines Schulmeisters aus der Altmark, der auch dahin ging, aber von Wittenberg kam, machte mir die Fußreise sehr angenehm. Der Schulmeister war sehr redselig, und wenn alles wahr ist, was er mir von seinem Pastor erzählte, so muß die geistliche Einrichtung in dem altmarkschen Dorfe, wo der Cantor her war, besser seyn, als in mancher Stadt, sogar in mancher Universitätsstadt. „Unser Pastor, sagte der Schulmeister, kann es nicht leiden, daß aller Schulunterricht sich bloß aufs geistliche Wesen, und auf ein bißchen Rechnen und Schreiben einschränke. Er hat daher auch ökonomischen Un-

terricht eingeführt, und ertheilt dieſen ſelbſt; er lehrte ſogar die Jungens Bäume pfropfen und okuliren. Das Preußiſche Landrecht trägt er in der Schule und in der Kirche vor, nämlich des Nachmittags, weil er noch nicht das Herz hat, die Predigten über die Evangelien einzuſchränken, und erzählt unſrer Jugend eine Menge hübſcher Hiſtorien. Die Landkarten müſſen ſie auch treiben, und Raffs Naturgeſchichte, ſo wie Eberts Naturlehre können die jungen Leute auswendig: eine ganze Hetze hübſcher Lieder und Sprüche wiſſen ſie auch, und doch verſtehen ſie ihren Catechismus ſo gut, als wenn ſie ſonſt gar nichts trieben als den."

Ich konnte wohl merken, daß der Herr Cantor etwas über die Schnur hieb, und zu viel von den Vorzügen ſeines Schulweſens, und den Verdienſten des Paſtors um daſſelbe ſchwadronnirte, aber wenn ich dann auch nicht die Hälfte glauben konnte, ſo mußte ich mir doch einen ſehr vortheilhaften Begriff von jener Schule in der Altmark machen. Ich habe den Namen des Dorfes vergeſſen, aber dieß thut nichts zur Sache, da es jedem, welchem daran gelegen iſt, leicht ſeyn muß, eine ſo treffliche Schulanſtalt in einem kleinen Lande zu entdecken, wo, wie der Herr Cantor bemerkte, dergleichen eben nicht häufig ſeyn ſollen.

In Berlin, wo ich gegen Abend ankam, lo-

kehrte ich in einem mir schon bekannten Gasthofe, und besuchte den folgenden Tag einige alte Freunde. Da meine Absicht war, den König zu sprechen, begab ich mich zu dem Major Hn. von Kähritz, und erhielt von diesem Anweisung, wie ich es anzufangen hatte, um zum Könige zu gelangen, doch rieth er mir, eine Bittschrift aufzusetzen, und dieselbe dem Monarchen zu überreichen; der Herr habe viel zu thun, und so was mögte vergessen werden.

Ich folgte dem Rath des Hn. Majors, und kam am folgenden Tag wirklich ins königliche Kabinet. Der König, welcher mich noch kannte, war äußerst herablassend und gnädig; er fragte mich nach meiner Lage, und da ich ihm sagte, daß diese eben nicht die beste seyz, und einer starken Emendation bedürfe, wenn ich zufrieden leben wollte, versprach er mir, für mich und für die Emendation meiner Lage zu sorgen, las meinen Aufsatz flüchtig durch, und befahl in meiner Gegenwart einem Sekretair, denselben ans Oberschulcollegium zu schicken mit der Weisung, dahin zu sorgen, daß dem guten Laukhard ein Plätzchen geschafft würde, wobey er ohne Sorgen leben könnte; dieß waren die eignen Worte des gütigen Monarchen, und dann erfolgte eine Anweisung an einen Herrn, welcher

cher mir die Reisekosten ersezte. Ich verließ den König mit dem tiefsten Dankgefühl, als ich aber ins Vorzimmer kam, trat mich ein wohlgekleideter Mann sehr ängstlich an.

Aber, mein Gott, sagte dieser, was machen Sie?

Ich. Ich komme vom Könige, und glaube nichts Böses gethan zu haben.

Er. Nichts? Bedenken Sie doch selbst!

Ich. Was soll ich dann bedenken? Ich weiß vom hellen Tage nichts: erklären Sie sich näher.

Er. Mein Himmel, Sie sind mit einem Stock im Kabinet gewesen.

Ich. So ist es: aber ists dann verboten, mit dem Stock ins Kabinet zu gehn?

Er. Mein Gott, freylich! Das ist gegen alle Etikette.

Ich. Der König hat mir nichts darüber gesagt, und niemand wird sich einbilden, daß ich ins königliche Kabinet mit dem Stock gehe, um mich da herum zu prügeln.

Ich gieng weiter, ehe ich aber das Palais verließ — der König wohnte damals noch in dem Palais des Kronprinzen — ging ich nach der Küche, und fand da weniger Apparat, als in mancher adelichen Küche, selbst in Berlin gefunden wird. Nun hatte ich weiter in Berlin keine Ge-

ſchäfte mehr, und ſchickte mich an, den folgenden Tag zurück zu reiſen. Ich ſuchte deshalben noch die Herren Ideler und Rambach auf, fand aber keinen von beyden zu Hauſe, auch den Herrn Prediger Stahn fand ich nicht, aber den würdigen Herrn Major von La Roche traf ich an, und traf ihn unverändert in ſeinen Geſinnungen gegen mich. Wir ſtimmten zuſammen Klagelieder an über das Unglück, welches unſer gemeinſchaftliches Vaterland jenſeits des Rheins betroffen hatte. Der Herr Major unterhielt ſtarken Briefwechſel nach den Rheingegenden, und konnte mir von gar manchen Dingen Nachricht geben, welche ich noch nicht wußte. Den Herrn Kammerherrn von Wülcknitz habe ich auch geſprochen, und von ihm ungeheuchelte Verſicherungen ſeiner Freundſchaft gegen mich erhalten.

Als ich mich eben anſchickte, Berlin zu verlaſſen, fand ich von ohngefähr den Commiſſar Hrn. Jungken und deſſen Bruder, welche noch einige Tage in Berlin bleiben, und dann nach Halle zurückkehren wollten. Sie baten mich, auf ſie zu warten, und mit ihnen zu reiſen. Ich laſſe mich überhaupt leicht zu etwas beſtimmen, und that herzlich gerne, was beyde Herren haben wollten, welche in Halle meine Freunde geweſen ſind, und wovon der Jüngere meinen Unterricht noch immer genoß.

Um aber doch indeßen im Gaſthofe etwas zu thun zu haben, holte ich mir ein Buch in einer Leſebibliothek, und fand auch da meine Schriften. Der Bibliothekar kannte mich nicht, daher fragte ich ihn, ob dann das Zeug da auch geleſen würde?

„Was Zeug, erwiederte er! die Laukhardſchen Produkte ſind ganz vorzüglich gut, und werden mehr geſucht, als ſelbſt die Werke unſrer beſten Schriftſteller.“

Ich. Das Publikum muß alſo einen ſchlechten Geſchmack haben.

Leſebibliothekar. Daran liegt mir nichts, und keinem meines Gleichen liegt was daran. Genug wenn die Sachen geleſen werden. Aber woher ſchließen Sie dann, das Publikum müße einen ſchlechten Geſchmack haben?

Ich. Das ſchließe ich daher, weil die Laukhardſchen Dinger nicht viel beſonders ſind.

Leſebib. (lacht) Gewiß hat Laukhard Ihnen ſelbſt die gute Wahrheit geſagt: ich habe gefunden, daß mancher auf dieſen Mann geſcholten hat: aber wenn mans recht beym Licht unterſuchte, ſo kam das Schelten daher, weil Laukhard etwas unſanft mit dem Knaben Abſalom umgefahren war — Aber ſehe ich recht, ſo ſind Sie ſelbſt Laukhard, ich kenne Sie aus Ihrem Bildniß.

Ich konnte und mogte nicht leugnen, und der

Herr Lesebibliothekar war so artig, daß er mir den Gebrauch seiner Bibliothek unentgeldlich anbot, so lange ich in Berlin bleiben würde. Ich konnte von seiner Güte nur für einen Groschen Gebrauch machen.

Auf der Rückreise begegnete mir nichts merkwürdiges: ich kam wieder nach Halle, und fand alles, wie ich es verlassen hatte. Meine Frau hatte in meiner Abwesenheit mit dem Schneider Baum, unserm Wirth, einigen Zank gehabt: er hatte nicht leiden wollen, daß sie Wasser in den Hof goß, und deßwegen abscheulich spektakelt. Sie wollte nun haben, daß ich den Meister Baum deßwegen koramiren sollte, aber ich fand nicht für gut, den Mann zur Rede zu stellen, mit dem überhaupt nichts auszurichten war: denn wer läßt sich überhaupt gern mit einem Menschen ein, der keiner vernünftigen Vorstellung Gehör giebt, und nur allemal Recht behalten will?

Viertes Kapitel.

Erfolg meiner Berliner Reise. Erscheinung eines neuen Weltbürgers.

Ohngefähr vierzehn Tage nach meiner Rückkehr von Berlin erhielt ich ein Schreiben vom Oberschul-

collegium, worin mir gemeldet wurde, daß wegen meiner Versorgung an die hallische Universität sey geschrieben worden. Auf den Bericht der Universität würde es nun ankommen, was mit mir zu machen sey.

„Oh weh geschrien!“ dachte ich, und verlohr auf einmal alle Hoffnung einer Versorgung.

Der Professor Klügel, welcher damals gerade Prorektor der Universität war, ließ mich rufen, und trug mir auf, einen schriftlichen Aufsatz einzureichen, und anzugeben, wie ich etwan in Zukunft zu existiren gedächte, um mich einer Unterstützung von Seiten der Regierung erfreuen zu können. Ich hielt zwar die Zeit, welche ich auf einen Aufsatz dieser Art verwenden würde, für völlig verlohren, doch aber reichte ich einen beym Prorektor ein, und Herr Klügel versprach mir, die Sache aufs vortheilhafteste vorzutragen.

Ich ging zu Herrn Wolf, und dieser aufrichtige Mann ließ mich merken, daß ich durch die Universität nichts zu hoffen hätte: ich sey, sagte er, einigen, vorzüglich Theologen und Philosophen, unvortheilhaft beschrieben, und daher zweifle er gar sehr, daß ich reussiren würde.

Im Grunde konnte ich auch weiter nichts erwarten, als einen übeln Bericht nach Berlin. Ich hatte bisher nicht eines einzigen Professors Freund-

schaft vorzüglich gesucht, und war nur dann und wann zu einigen gekommen, die mich ihres Umgangs nicht unwürdig fanden. So ging ich oft zum Hrn. Professor König: so oft nämlich ich etwas zu fragen hatte, worüber dieser äusserst humane Mann mir Auskunft geben konnte. Er that es auch jederzeit mit der größesten und unverstellteſten Bereitwilligkeit, und ich kann wohl versichern, daß ich meine Kenntnisse durch den Rath dieses Gelehrten nicht wenig vermehrt habe. Herr König ist der Mann nicht, welcher einen gewißen abschreckenden Nimbus um sich her verbreitet, und durch ein zurückstoßendes Betragen sich den Ruhm eines tiefgelehrten Helden erwerben will. Wer ihn kennt, weiß doch, daß er nicht nur in seinem Fache der Rechtskunde trefflich erfahren ist, und sich in den übrigen Wissenschaften, auch in solchen, welche mit der Juristerey in weiter keinem nähern Zusammenhang stehen, rühmlichst umgesehen hat. Daß er, wie jeder Gelehrte, von unachtsamen jungen Leuten nicht selten mißverstanden werde, ist sehr begreiflich: aber der muß die Studenten schlecht kennen, welcher nach ihrem Urtheil den Werth eines gelehrten Mannes bestimmen wollte. So wollte mir vor einiger Zeit ein juristischer Student aufbinden, Herr König habe im Collegium behauptet, ein Jurist habe gar nicht nöthig die Institutionen, die Pan-

dekten und den Codex zu lesen, und doch hatte König nichts weiter gesagt, als das Studium der Rechte nach jenen Compendien, welche nach der Ordnung der Pandekten u. s. w. eingerichtet sind, sey unbequem und lückenvoll, man müsse die Wissenschaft nach einem beßer eingerichteten System lernen, dabey hatte er aber das Lesen der Pandekten u. s. w. ganz und gar nicht widerrathen, sondern es vielmehr als höchst nöthig dem künftigen Juristen anempfohlen.

Ein gewißer Herr, welcher die Lage der Universität, und die Gesinnungen der Professoren näher als ich kannte, versicherte mich, daß der Direktor Klein mein Gönner nicht sey, und daß dieser vielgeltende Mann alles aufbieten werde, um mein Fortkommen in jeder Hinsicht zu hintertreiben. Ich erstaunte: denn ich war mir bewußt, Herrn Geheimerath Klein in keinem Stück jemals beleidigt zu haben, und begrif daher nicht, wie ein Mann, der selbst zu lehren vorgab, was Recht und was Unrecht ist, doch einem Menschen schaden wollte, der sich nicht gegen ihn vergangen hatte; ich hatte zwar schon manche Beyspiele dieser Art gesehen und erlebt, aber daß grade Hr. Klein so anomalisch handeln könnte, wollte mir nicht so recht in den Kopf: denn ich halte sehr viel auf die rechtlichen Gesinnungen eines gelehrten Juristen, und erwarte

von einem solchen weit mehr, als von einem gelehrten Theologen und Philosophen.

Daß unsre Theologen nichts auf mich halten konnten, beschied ich mich sehr leicht. Ich hatte in meiner Biographie solche Grundsätze aufgestellt, welche mit jedem theologischen System, also auch mit dem Hallisch-Theologischen, incompatibel sind. Da nun jeder Theologe, qua talis, wie man in den Schulen findet, alles als ketzerisch und dem Heil der Seelen schädlich ansehen und verwerfen muß, was seinem System entgegen ist, so mußten unsre Herren nicht nur mich, als einen Ketzer verdammen, sondern mich auch von aller Activität zu entfernen suchen, damit ich nicht andere verführen mögte. So ist es immer in der heiligen christlichen Kirche gewesen, vom ersten Jahrhunderte an bis aufs neunzehnte hat der Geist der Intoleranz und der Verfolgung geherrschet, und wenn ich sagen soll, was ich denke, so muß ich bekennen, daß diese Intoleranz in dem Wesen der Religion, das ist, in ihren Grundsätzen und den Lehren ihrer ersten Verbreiter selbst gegründet ist. Peter Bayle und Voltaire, und Teller, und viel andre brave Männer haben ganz vortreflich über Religionsduldung geschrieben, aber keiner von diesen wackern Männern scheint mir den Satz bewiesen zu haben, daß der Christ jeden Menschen wie seinen Bruder behandeln müße, und

zwar nach den Grundlehren des Evangeliums, ohne alle Rücksicht auf das, was er glaubt. — Also ist es ausgemacht, daß ich unsern Theologen nicht gefallen konnte, und daß sie mich ihrer Empfehlung unwürdig fanden.

Einige unsrer Philosophen konnten gleichfalls nicht für meinen Nutzen stimmen. Herr Eberhard hatte schon 1795 sich nicht allzufreundschaftlich gegen mich benommen, wie ich am Ende des vorigen Theils dieses Werkes hinlänglich gezeigt und bewiesen habe. Sollte er jetzt freundlichere Gesinnungen annehmen, so müßte er inconsequent handeln, und niemand haßet die Inconsequenzen mehr, als Eberhard, wie man aus seinen Briefen sehen kann, welche er gegen das System des Prof. Fichte herausgegeben, und wahrscheinlich selbst geschrieben hat. Des verstorbenen Prof. Forsters Urtheil über mich habe ich auch schon an gedachtem Orte angeführt. Es ist überhaupt eine ganz eigne Sache um die liebe Philosophie, und Claudius hat Unrecht, wenn er sie beschreibt, sie sey die Wissenschaft,

„Daß Hinz nicht Kunz, und Kunz nicht Hinze sey"

denn sie geht geht gewöhnlich weiter, obgleich etwas unphilosophisch. Doch das geht mich hier weiter nichts an: vielleicht erkläre ich mich anderswo näher.

Unter den Medicinern hatte ich keinen Feind, aber unſre Mediciner bekümmern ſich auch um die Angelegenheiten der Univerſität unter den Profeſſoren am wenigſten. Herr Gren, der verdienſtvolle, mir ewig unvergeßliche Gren, deßen rechtſchaffener Charakter mit ſeiner tiefen Wiſſenſchaft pari paſſu ambulirte, war mein Freund, aber ſeine ſchon längſt erſchöpfte Geſundheit und andre Umſtände machten es ihm unmöglich, ſich meiner thätig anzunehmen. Die Herren Mekel und Reil kannten mich nur wenig, und ſchienen überhaupt in dieſer Hinſicht ſehr gleichgültig zu ſeyn.

Auf dieſe Art wurde nun der Bericht nach Berlin in Abſicht meiner, bloß von ſolchen concipirt, welche mir abhold waren, und ſiehe da, er that die Wirkung, welche ſie davon erwarteten, und wie ich ſelbſt nicht anders vermuthete. Das Oberſchulcollegium ſchrieb mir, daß jezt für mich nichts zu machen ſey, und daß ich mich gedulten müße, bis ſich ſonſt was für mich fände.

Im Jahr 1795 hatte mich ein ſolches Reſcript völlig niedergeſchlagen, aber im Jahr 1798 war die Wirkung davon verſchieden. Ich war ganz gleichgültig dabey, und legte mein Papier hin, ohne mich zu kränken oder zu ärgern. Ich hatte gelernt, über die Umſtände beßer und richtiger zu urtheilen.

Meine Frau gebahr mir um Johannis dieſes

Jahres einen Jungen, welcher noch lebt, und mir durch sein munteres Wesen manche vergnügte Stunde macht. Bey der Geburt, welche etwas schwer hergieng, rief die Kindermutter den Herrn Geheimderath Mekel: der würdige Mann ließ nicht lange auf sich warten, und machte solche Anstalten, daß meine Frau gar bald ihrer Bürde entlastet wurde.

Unter den Gevattern oder Pathen, welche ich für meinen Jungen gebeten hatte, war auch der nunmehr verstorbene Obrist Schmid von Wegewitz, ein Mann von etwas seltsamen Charakter. Ich war diesem Mann durch meine Lebensbeschreibung bekannt geworden, und im Frühling 1798 ließ er mich durch seinen damaligen Sekretär oder Schreiber Höpfner zu sich bitten. Ich besuchte ihn, und fand einen durchaus originellen Mann. Herr Schmid bildete sich nämlich ein, daß er nie Unrecht haben könnte, und dieser Opinion zufolge handelte er auch in allen Stücken. Damals, als ich ihn kennen lernte, hatte er nicht weniger, als 27 Prozeße, welche er alle mit der größten Heftigkeit betrieb, und die meisten selbst betrieb, ob er gleich nicht die geringste Kenntniß von positivem Recht besaß. Er las mir eine Menge Acten vor, und klagte unaufhörlich über die Chicanen der Advokaten, und über die Langsamkeit und Partheylichkeit seiner Richter. Ich suchte ihm begreiflich zu machen,

daß er Unrecht habe, grade das nur für Recht zu halten, was ihm so vorkomme, aber nun sprühte er Feuer und Flammen, und schimpfte sogar auf die Gesetze selbst, welche nach seiner Meynung äußerst schief und unvollkommen abgefaßet wären. „Gebt uns nur richtige Gesetze, fuhr er fort, und die Advokaten werden bald mit ihrem Links- und Rechtsmachen auf dem Mist seyn: aber bey solchen Gesetzen, wie wir haben, finden die Kerle vollkommenen Spielraum für alle ihre Streiche.

Den Gesetzgebern mußte es darum zu thun seyn, den Gerichtshöfen etwas zu verdienen zu geben; daher haben sie auch alles so auf Schrauben gestellt, daß jeder Advokat und jeder Richter leicht ein X für ein U machen kann.“

Ich mogte dem räsonnirenden Obrist nicht in allen Stücken Recht geben, aber durchaus mogte ich ihm auch nicht widersprechen, und legte mich daher aufs Distinguiren; aber Herr von Schmid war kein Freund vom Distinguiren, und daher geriethen wir nicht selten heftig an einander.

Auf die Franzosen war er vollends nicht gut zu sprechen, und schimpfte bey jeder Gelegenheit auf sie: wenn er ein Commando im Kriege wider diese Freyheitsracker gehabt hätte, so würde er, wie er bey allen Teufeln oft genug versicherte, die Burschen schon kurranzt haben, weder Bonaparte noch Pich-

grü, noch Moreau, noch Massena sollten etwas ausgerichtet haben. Ich mußte bey diesen Bramarbasereyen des für sich und seinen Heldenmuth so sehr eingenommenen Mannes nur lächeln.

Einst kam ich zu ihm, und da ließ er seine ganze Galle gegen den damaligen Feldprediger beym Hallischen Regimente, Herrn Lafontäne, fürchterlich aus. Er hatte einige Tage vorher in Halle bey einem Offizier Gevatter gestanden, und bey dem Kindtaufsschmaus, wozu auch Hr. Lafontäne gebeten wurde, war das Gespräch auf die Franzosen gefallen. Der Obrist Schmid schimpfte nach seiner Art, der Feldprediger nahm sich aber derselben an, und so kams dann von Seiten des Obristen zu groben nichtsbedeutenden Machtsprüchen, auf welche Lafontäne nach seiner Art witzig und bitter antwortete, bis endlich Schmid gar in Invektiven ausbrach, und dadurch seinen Gegner zum Stillschweigen brachte.

Mit einem solchen Charakter konnte nun Herr von Schmid sich nur Feinde machen: die Regierung zu Dresden, und besonders die Stiftsregierung zu Merseburg, unter welcher er zunächst stand, waren ihm aufsetzig, und mit dem Landjägermeister von Nostitz zu Merseburg führte er unaufhörliche Fehden. Ich habe eine in Halle gedruckte Schrift gelesen, welche den Obrist Schmid

zum Verfasser haben soll, wenigstens seinen Namen führt, und von ihm dem Landtag zu Merseburg vorgelegt worden ist; in dieser Schrift kommen Ausfälle vor, welche man gar leicht für sehr derbe Injurien erklären könnte.

Sonst machte der Obrist gerne den Mäcen der Gelehrten und den Unterstützer der Unterdrückten: beydes wäre sehr löblich, wenn es nicht bey Herrn von Schmid eine Wirkung der augenblicklichen Laune gewesen wäre. Der von Leipzig, ich weiß nicht weßwegen, flüchtig gewordene Aventurier Hilscher fand Zuflucht in Wegewitz, mußte aber endlich fort, weil ihm der Obrist gedrohet hatte, ihn durch seine Hunde forthetzen zu lassen. Hilscher zog ab, und schrieb von Naumburg aus einen impertinenten Brief an den Obrist, und so bewies er dann, daß er eben so unwürdig war, Wohlthaten zu empfangen, als der Obrist es war, einem dürftigen Gelehrten dergleichen zu erweisen.

Einen gewissen Leutnant von Scheidt hatte Schmid auch damals in sein Haus aufgenommen, dieser Scheidt hatte ehedem unter einem Preußischen Garnisonsregimente gedient, hernach aber seinen Abschied genommen, um einen bodenlosen Prozeß wider den Stadtrath zu Erfurt zu betreiben. Da alle seine Gründe, wodurch er eine über drey Millionen betreffende Erbschaft erobern wollte, nicht

Stich hielten, und er ſelbſt kein Geld hatte, eine ſo koſtſpielige Rechtsſache fortzuſetzen, ſo ſuchte er Leute, welche Geld hergeben konnten, und verſprach dieſen, wer weiß wie viel Antheil an der Erbſchaft aus dem Monde. Auf dieſe Art hatte er ſchon mehrere dran gekriegt, bis er endlich auch an den Obriſt Schmid gerieth, welcher anfänglich auch Geld genug dran wendete, und ſogar die Sache in Wetzlar anhängig machte. Aber bald ſahe doch der Obriſt die Bodenloſigkeit des Prozeſſes und die Schwindeleyen mit der vorgeſpiegelten Erbſchaft ein; er ſagte daher dem Leutnant den gemachten Contrakt auf, dieſer aber verklagte den Obriſt, und lezterer mußte viel Unkoſten tragen.

Ich könnte noch viele Blätter mit Hiſtörchen anfüllen, welche den Obriſt Schmid von Wegewitz angehen; aber ich mag keine Beyträge zur ſkandalöſen Geſchichte des Sächſiſchen Adels liefern.

Fünftes Kapitel.

Studentenfolge im Jahr 1797 und 98.

Meine Lebensgeſchichte hat von ihrem Anfange an manche Nachrichten geliefert, welche allerdings zur Chronik der deutſchen Univerſitäten gehören, ob

sie gleich nicht öffentlich pflegen bekannt gemacht zu werden: daher halte ich es auch noch immer für meine Schuldigkeit, meine Leser mit Nachrichten zu unterhalten, welche die Universitäten angehen, und mir speziell bekannt geworden sind.

Ich weiß zwar recht gut, daß die Herren auf den Universitäten es gar nicht gerne sehen, wenn Historien öffentlich bekannt werden, welche ihren gelehrten Innungen eben nicht zum Ruhme gereichen; indessen mag dieß immer seyn, was kümmern mich die Herren, genug wenn ich nur keine Unwahrheiten schreibe, und meinen Lesern keine lange Weile mache.

Auf der Mail, jener Bierschenke, welche schon mehrmals in diesem Werke vorgekommen ist, fanden sich von Zeit zu Zeit Studenten ein, welche gerne Breyhan tranken, und mit den Bürgern, die sich daselbst versammelten, freundschaftlich umgingen. Nicht selten geschah es, daß die Studenten über die Maaßen lustig wurden, aber man vergab ihnen das gerne, und ließ sie machen. Dem Wirth Brand waren Studentengesellschaften immer willkommen, theils weil sie brav verzehrten, theils aber auch, weil er ehedem selbst Student gewesen war, obgleich seine Studien selbst, wie er sich selbst ausdrückte, nicht weiter gingen, als bis an den Hosenknopf.

Ohn-

Ohngefähr um Martini 1797 kam ein Haufe Studenten von Reideburg, einem ſächſiſchen Dorfe, wo ſie kommerſchirt hatten, auf die Mail, grade an einem Tage, als da getanzt wurde; ſie waren alle etwas betrunken, oder nach ſtudentiſchem Ausdruck, beſpitzt, und betrugen ſich ſo, daß mehrere Bürger ſich deßwegen ſtark formaliſirten. Es würde gewiß zum Handgemenge gekommen ſeyn, wenn nicht einige, die ſowohl der Studenten als deren Antagoniſten Freunde waren, den Frieden wieder hergeſtellt hätten. Für dieſen Tag war alſo alles wieder ruhig, aber ſchon am folgenden Morgen, als ich zu meinen Scholaren kam, hörte ich, daß ſich manche für beleidigt hielten, und daß die Philiſter deßhalben ſollten coram genommen werden.

Ich ging damals faſt täglich Abends auf die Mail, alſo traf es ſich auch, daß ich zugegen war, als abermals ein Haufen Studenten ſehr beſpitzt von Reideburg dahin kam. Dieſe Herren hatten ſich vorgenommen, den ihnen von den Philiſtern und Gnoten, ihrer Meynung nach, angethanen Schimpf zu rächen, und Satisfaction an ihren Beleidigern zu nehmen, aber zum Glücke oder zum Unglücke war auch nicht einer von denen da, welche einige Tage vorher mit den Studenten Händel gehabt hatten.

Die Studenten hätten nun, selbſt nach ſtudentiſchen Begriffen, ruhig ſeyn ſollen, aber der Breyhan wirkte in ihren Köpfen, und beleidigende Reden von Philiſtergrob, Philiſtermenſchern, Gnotenzeug u. ſ. w. wurden von ihnen ausgeſtoßen. Endlich beleidigten ſie die Frau eines Branntweinbrenners thätlich, und nun gings an ein Katzbalgen, wobey aber die Muſenſöhne den Kürzern zogen, und zum Tanzſaal hinausgedrängt wurden.

Alles war nun wieder ruhig, und ich ſezte mich in eine aparte Stube, um da mit einigen mir bekannten Bürgern eine Butelle Breyhan auszuſpielen: niemand dachte daran, daß die Studenten wieder kommen würden, und ſchon waren viele Gäſte nach der Stadt zurückgegangen, als auf einmal eine ganze Caravane Studenten auf der Mall erſchien. Die beleidigten Herren waren nach Halle zurückgegangen, und hatten da den angethanen Schimpf ihren Bekannten mitgetheilt, worauf einige luſtigen Brüder durch alle Straßen liefen, und durch das fürchterlichſte Geſchrey: Burſch raus, Burſch raus! alles alarmirten. Die Meiſten liefen mit, ohne zu wiſſen, wohin, und ohne die Urſache einzuſehen, warum ſie zu einem Burſchenkriege aufgefordert wurden. So pflegt es aber überhaupt bey Studentenkriegen zu gehen: ſie handeln ohne zu wiſſen warum?

Genug die Caravane kam auf die Mail, verſehen mit derben Ziegenhaynern und großen Knütteln, auch ſchienen ſie Steine mitgebracht zu haben, wenigſtens wurde mit Steinen in die Fenſter canonnirt. Der Tanzſaal wurde zuerſt überfallen, und nun entſtand eine derbe Prügeley, wobey einige Bürger übel zugerichtet wurden, und zwar lauter ſolche, welche vorher die Studenten gar nicht beleidiget hatten: denn die Beleidiger hatten ſich, aus Furcht, die Studenten mögten ihnen unterwegs aufpaſſen, ganz klüglich abgezogen. Einige Frauenzimmer wurden gleichfalls mißhandelt. Nachdem die Studenten ſich nach ihrer Art Genugthuung verſchafft, und alles, was ihnen vorkam, rein zerſchmiſſen hatten, ſo zogen ſie ab, zwar nicht ganz ohne Kopfnüſſe: denn die Bürger hatten ſich gleichfalls ritterlich gehalten, und ſich mit Stecken, Bierbutellen und Gläſern, mit Stuhlbeinen und Bänken, ſogar mit Ofenkacheln gegen den überfallenden Feind gewehrt.

Der Rückzug der Studenten nach der Stadt geſchah in aller Stille; ſie gingen durch entfernte Thore nach ihren Wohnungen, und mogten wohl glauben, daß nun alles geendiget ſey. Aber ſchon denſelben Abend wurde das abſcheuliche Scandal dem Prorektor der Univerſität angezeigt: dieſer ſchickte ſofort den Pedell nach der Mail, und früh

erſchien eine Unterſuchungscommiſſion daſelbſt, welche allen verurſachten Schaden genau aufzeichnete.

Nun war die Frage, wer das Scandal verurſacht, und wer Theil daran genommen habe? Auf die Ausſage einiger Aufwärterinnen, und andrer Leute, welche einige von den Studenten gekannt haben wollten, wurde eine ganze Menge geſchleppt, und aufs Carcer geſezt. Einige von dieſen mogten wohl ſchuldig geweſen ſeyn, aber einige hatten ganz und gar keinen Antheil an dem ganzen Handel, und dennoch hielt man ſie auf dem Carcer. Einer davon namens A....d aus Pommern bewies ſeine Unſchuld aufs deutlichſte, er kam zwar los, muſte aber doch obendrein — die Unkoſten bezahlen. Er war ein Menſch von ganz unbeſcholtenen Sitten, und von allgemein anerkanntem Fleiße. Wenn der Student ſich ein Verfahren dieſer Art muß gefallen laßen, ſo ſehe ich gar nicht ein, was der Ausdruck: akademiſche Privilegien, noch bedeuten ſoll; und wenn die Gerichten ſolche Proceduren einſchlagen können, ſo müſſen ſie wahrlich ihre Gerichtsordnung aus dem Codex der ſpaniſchen Inquiſition hergenommen haben. Ein völlig Unſchuldiger, den ein lichtſcheuer Bube angeklagt hat, erlangt auch da weiter nichts, als ſeine Freyheit: an Schadenerſatz iſt gar nicht zu denken.

Doch genug hievon: ich überlasse das Urtheil darüber meinen Lesern.

Die Untersuchung währte sehr lange, so nach Art akademischer Untersuchungen: endlich erschien das Urtheil, welches freylich von Berlin kam, aber natürlich nach den Berichten der Universität verfaßt war. Nach diesem Urtheil wurden ohngefähr sieben Studenten als Stöhrer der öffentlichen Ruhe relegirt! Unter diesen Studenten befand sich ein gewißer Z....n, welcher zwar aus andern Gründen von der Universität hätte entfernt werden sollen, der aber an dem Spektakel auf der Mail nicht den allergeringsten Antheil genommen hatte. Es warfen sich einige auf, welche tüchtige und unverdächtige Zeugen für Z....n's Unschuld aufstellen, und dadurch allen Verdacht einer Theilnahme an dem Mailkrieg von ihm entfernen wollten, aber die wurden nicht angehört, so wenig, als die, welche zur Zeit des Terrorismus in Frankreich die Unschuld vertheidigen, und Zeugniße dafür aufstellen wollten!!

Ich weiß, daß ich hier manches hinschreibe, worüber dieser oder jener ein böses Gesicht machen wird, aber das böse Gesicht dieses oder jenes Herrn soll mich gar nicht hindern, die Wahrheit laut und nach meiner ganzen Ueberzeugung zu sagen. Anomalien taugen überhaupt nicht viel, man hat sie nicht einmal gerne in der Grammatik; aber gerichtliche Ano-

malien sind unter allen nur denkbaren Anomalien die bösartigsten: denn sie beleidigen nicht nur am tiefsten, sondern geben auch das schädlichste Beyspiel.

Der Ueberfall auf der Mail war übrigens eine höchst ärgerliche Sache gewesen, eine grobe Störung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, und eben daher fand der König für nothwendig, ein Edict zu geben, wie es in Zukunft bey Auftritten dieser Art gehalten werden sollte.

Die Substanz des Edicts lief dahin aus, daß bey groben Excessen, wohin natürlicher Weise der öffentliche Tumult auch gehört, auch derbere Strafen, als bisher gebräuchlich waren, eingeführt werden sollten. Der höchste Grad dieser derbern Strafen sollte in einem, freylich im Edict nicht genau genug beschriebenen Durchprügeln des schuldigen Studenten bestehen u. s. w.

Ich kann wirklich nicht sagen, ob der König selbst die Idee zu diesem Edict gegeben habe: sollte es aber ja seyn, so ist es geschehen, weil man ihm das Leben der Studenten und ihr Betragen mit gar zu grassen Farben geschildert hat, und da konnte er dann beschlossen haben, militärische Strafen auf seinen Universitäten einzuführen. Meine Sache ists überhaupt nicht, über Landesherrliche Verordnungen zu kritisiren, und Bemerkungen zu machen, aber das kann ich doch historisch sagen, daß eine

Verordnung dieser Art alle Privilegien aufhebt, welche ehemals den Universitäten von den Päbsten, Kaisern und andern Fürsten verliehen worden sind, und daß eben eine solche Verordnung mit dem Begriff eines freyen deutschen Mannes — wie doch jeder Student ist — nicht bestehen kann. Ein hiesiger junger Gelehrter schrieb damals eine kleine Schrift „akademische Nuditäten" welche ich im Manuscript gelesen habe. Ich bedaure, daß sie nicht ist gedruckt worden, sie würde bey manchem Nasenrümpfen, bey manchem recht Gallvollen Aerger, aber bey den Meisten ein gefälliges Achselzucken und Lächeln rege gemacht haben.

Man kann sich leicht vorstellen, daß die Bekanntmachung eines Edicts von solchem Inhalt bey den Studenten gewaltige Sensation erregte: sie dachten schon auf einem Strohbosen zu liegen, und einige zwanzig Hiebe vom akademischen Profos auf den Hintern zu erhalten. Es wurden Fragen bey den Zusammenkünften der Studenten aufgeworfen, und so nach studentischer Art aufgelöst, z. B. wer dann eigentlich die Hiebe austheilen, und den Profos oder den Steckenknecht machen sollte? Wo man diese Knuterey vornehmen würde? u. s. w. Es war leicht zu entscheiden, daß weder der Prorektor noch sonst ein Professor sich zu einer solchen Execution verstehen würde: aber jemand mußte es doch seyn,

und wer war dieser Jemand? Sollte es ein Pedell verrichten, oder — das waren Fragen, die niemand zu lösen vermegte.

In allen Gesellschaften, wohin ich kam, suchte ich den Studenten begreiflich zu machen, daß eine Strafe dieser Art nie Statt haben könnte, gesetzt auch sie sey durch ein Königliches Edict festgesetzt: Friedrich Wilhelm der Dritte pflege sich nicht an seine Worte so genau zu halten und zu binden, sondern ändere seine Resolution, sobald er einsähe, daß er etwas unthuliches oder schädliches beschlossen habe. Es war mir gar nicht schwer, diese Behauptung recht anschaulich zu beweisen. Gegen den Winter 1797 hatte der Schauspieldirektor Döblin die specielle Erlaubniß vom Könige erhalten, in Halle den Winter über zu spielen: er miethete daher hier ein altes Brauhaus, und ließ durch den Zimmermeister Haak ein Theater erbauen. Anfänglich blieb alles ruhig, das Theater ward fertig, und unsre Hallenser, besonders die Studenten, sahen dem lieblichen Winterzeitvertreib mit heisser Sehnsucht entgegen: aber die Universität machte einen Bericht an den König, stellte dem Monarchen die Gefahr vor, welche der so gut gesitteten Universität aus einem Schauspiel entspringen könnte, und der Monarch verbot dem Döblin, Komödien in Halle zu spielen; weil aber doch dieser ohnehin

nicht reiche Mann viel Unkoſten mit ſeinen Anſtalten, und mit dem Tranſport ſeiner Bande, oder wies die Herren lieber hören, ſeiner Truppe gehabt hatte, ſo reichte ihm der König tauſend Thaler zur Entſchädigung. Niemand kam bey dieſer Gelegenheit ſchlimmer weg, als der Zimmermeiſter Haak: denn dieſer iſt bis jezt noch nicht bezahlt, ob er gleich den Döblin aller Orten gerichtlich verfolgt, und ſtets ſeinen Prozeß gewonnen hat.

Manche Leute fanden es nicht nach ihrem Schnabel, daß der König eine einmal gegebne Erlaubniß zurück nahm; ein Fürſt müſſe, meynten ſie, ſein Wort in allen Stücken halten. Andre Leute, die klüger waren, räumten zwar ſehr gerne ein, daß ein Fürſt ſein Wort halten müſſe, aber nur in ſoferne es niemand anders ſchädlich werden könne: denn in dieſem Fall müſſe auch der Fürſt ſein Verſprechen kaſſiren; der Fürſt, auch der allerweiſeſte, ſey und bleibe immer ein Menſch, und könne als ſolcher, Dinge zuſagen, die dem Wohl des Staates, und folglich der Pflicht des Fürſten ſelbſt zuwider wären, und Zuſagen dieſer Art könne der Fürſt zurücknehmen, und müſſe es thun, ſobald er eines Beſſern belehrt würde. So waren die Urtheile beſchaffen, welche man über dieſen Vorfall fällte, zu welchen ich nichts von meinen eignen Gedanken ſetzen mag.

In wiefern aber die Hallischen Professoren ein Recht hatten, gegen ein Theater in Halle selbst zu remonstriren und dasselbe, als der Akademie höchst nachtheilig zu verschreien, ist eine andre Frage? In Halle muß es nicht wenig auffallen, daß Professoren sich über ein Theater formalisiren, das in der Stadt errichtet werden soll, und das immer unter der Hallischen Polizey stehen würde, da doch eben diese Professoren noch nicht das Geringste gethan haben, um dem Unwesen und dem Schaden zu steuren, welchen die Akademie jährlich in der sogenannten Badezeit durch die Lauchstädter Komödie leidet. Sobald das Lauchstädter Theater eröffnet wird, scheint die ganze Hallische Studenten- und Bürgerschaft wie von einem elektrischen Schlag getroffen zu seyn; alles strampelt und jubelt, und aus den Fenstern ruft man sich einander zu: Wissen Sie nicht, was heute gegeben wird? Können Sie mir nicht sagen, wenn Maria Stuart, wenn Abällino, wenn Don Juan u. s. w. gegeben wird? Ja, ruft der Student, Gott strafe mich, heute muß ich nach Lauchstädt: Die Räuber werden gegeben, und das ist kein Hund. Ich muß hinüber, und sollt es Karbatschenstiele regnen. — Der Vorsatz des Bürgers, und des Studenten wird auch auf alle Fälle ausgeführt, Lauchstädt wird besucht,

und sollten die Stiefel versetzt, oder verkauft werden, um Geld zu dieser Expedition zu bekommen.

Das Rennen nach Lauchstädt ist nun mit einem zwiefachen unersetzlichen Schaden für unsre Studenten — denn die Bürger gehn mich hier nichts an, — allemal verbunden.

Einmal fällt die Bade- oder vielmehr die Komödienzeit zu Lauchstädt mitten im Sommer, also grade dann, wenn die Collegien längst angefangen, aber noch lange nicht beendiget sind. Für diejenigen Studenten, welche Lauchstädt frequentiren, geht also der ganze Sommer für das Studieren verlohren. Mir haben nicht zehen, sondern hundert Studenten selbst aufrichtig gestanden, daß ihnen die Lauchstädter Komödie alle ihre Sommerhalbejahre verdorben habe. Wenn nun ein junger Mensch in der ohnehin so kurzen Zeit von zwey Jahren seinen ganzen akademischen Cursus endigen soll, und doch noch zwey Sommer durch die Lauchstädter Komödie verliert, wie viel Zeit bleibt ihm noch übrig? Es ist wahr, daß sich es manche mit ihrem Studieren sehr kommod machen, und höchstens noch dasjenige lernen, was zu ihren Brodstudien gehört, aber auch dies wenige kann nur von vorzüglichen Köpfen in so kurzer Zeit gelernt werden, und sind wohl alle Studenten vorzügliche Köpfe?

Fürs zweyte ist dem Burschenbeutel nichts schäd-

licher in Halle, als die Lauchstädter Badezeit. Ich kenne Studenten, welche höchstens 250 Thaler Wechsel haben können, und doch in einem Sommer 80 Thaler in Lauchstädt verbringen: sonach bleibt also dem Herrn noch ein Sümmchen von 170 Thalern übrig, womit er alle seine andern Bedürfnisse bestreiten soll. Das kann er nun nicht, er muß also borgen, und am Ende seine Gläubiger prellen. Noch heute, da ich dieses niederschreibe, fand ich einen mir bekannten Studenten hinter dem Rathhaus auf der Straße. „Lieber Laukhard, sagte er, besuchen Sie mich noch diese Woche; nächsten Sonntag gehe ich ab."

Ich. Das thut mir leid; ich glaubte, Sie würden noch bis auf Michaelis hier bleiben.

Er. Der Alte will nicht mehr spucken (Geld schicken) Mein S...ß (Schulden) sind so groß, daß ich die Manichäer nicht bezahlen kann. Ich muß mich drücken mit der Malice (heimlich fortmachen.)

Ich. Sie haben doch einen schönen Wechsel gehabt.

Er. O ja, dreyhundert Thaler; aber man hat auch Ausgaben; das verfluchte Lauchstädt allein kostet mich über vierhundert Thaler, seitdem ich hier bin.

Während der Badezeit zu Lauchstädt wird der

Halliſche Student auf alle Weiſe geprellt: die Pferdepeſtiliſter, eine wahre Peſtilenz der Akademien, ſchlagen mit ihren Roſten ſo ſehr auf, daß ihnen manche Mähre in vierzehn Tagen ſo viel einträgt, als das elende Thier ſelbſt werth iſt; und in Lauchſtädt ſelbſt iſt alles ſo abſcheulich theuer, und dabey noch ſo ſchlecht, daß es wirklich Sünde iſt, auch dem Allerreichſten, das geforderte Geld dafür zu geben. Man bedenke nur, daß ein Platz auf dem Parterre in dem über allen Glauben traurigen ſchlechten Komödienhauſe, wo man eher ein von Joſeph Wieland *) dirigirtes Marionettenſpiel, als eine Fürſtliche Truppe Schauſpieler erwarten ſollte, doch zwölf Groſchen bezahlen muß.

Dieß ſind ſo die Hauptſchäden, welche unſre Univerſität durch die Komödie zu Lauchſtädt leidet, und doch hat bisher, ſo viel ich weiß, noch kein Prorektor in Halle dran gedacht, dieſem Unweſen auf irgend eine Art zu ſteuern, und man giebt recht gerne zu, daß unſre Studenten drey, vier, fünf Wochen hinter einander in Lauchſtädt bleiben, und da ihre Reſidenz aufſchlagen.

---

*) Joſeph Wieland, der Marionettenſpieler, graſſirte vor etwan 25 Jahren in ganz Deutſchland herum, und erwarb ſich ein Vermögen von 60000 Thalern. Er war wirklich beſſer dran, als mancher Schauſpieldirektor, den die Manſchaft aus einem Land ins andre jagen. Exempla ſunt odioſa.

Auſſer dem Zeit- und Geldverluſt aber leiden die Studenten noch andern Schaden, der zwar weniger ſichtbar, aber nicht minder beträchtlich iſt. Die verderblichen Hazardſpiele ſind von Lauchſtädt nach Halle gekommen, und manches obſcure Breslau würde nicht ſo häufig beſucht worden ſeyn, wenn die Herren nicht zu Lauchſtädt das edle Pharao und das noch edelere Knöcheln gelernt hätten. Ich habe Studenten gekannt, welche ſich in der Spielkunſt ſo ſehr vervollkommnet haben, daß ſie die Studien an den Nagel henkten, und nun als Spieler in der Welt herumzieben. Doch genug von Lauchſtädt: es wird, troz meines Predigens, doch bleiben wie es iſt, und vielleicht nur noch ſchlimmer werden.

Wenn man aber ſo alles zuſammen nimmt, ſollte man denken, es ſey mehr Eigenſinn von Seiten derer geweſen, welche im Jahr 1797 wider die Errichtung eines Theaters in Halle proteſtirt haben, als wirklicher Patriotismus und Sorgſamkeit für die Univerſität. Ein Theater hätte hier wenig, oder gar nichts geſchadet, und wenn auch zwanzig Mal wäre geſpielt worden, und ein Student hätte allen zwanzig Vorſtellungen beygewohnt, ſo hätte er doch nicht mehr, als 6 thlr. 8 gl. hingegeben, da ihn jezt eine einzige Lauchſtädter Generreiſe ſo viel koſtet.

Sechſtes Kapitel.

Kriegsgeſchichten im Jahr 1798.

Nachdem der bisherige Häſcherhauptmann Bär, der Erzantagoniſt aller Studenten, das Zeitliche geſegnet hatte, ſuccedirte ihm Mosjeh Müller, und erſezte ihn in allen Stücken. Bär war, wie jeder weiß, der ihn kannte, ein grober impertinenter Kerl, Müller war um kein Haar artiger: Bär prellte, wo er konnte, und Müller verſäumte keine Gelegenheit, etwas zu acquiriren, ohne ſich grade zu bekümmern, ob der modus acquirendi ein legitimer oder illegitimer war. Endlich hatten beyde, Bär und Müller eine hohe Idee von ihrem Amt, und beſonders Letzterer bildete ſich auf ſeine erhabene Häſcherdignität mehr ein, als der Stadtgerichtspräſident auf die Seinige.

Unſre Hallenſer lieben überhaupt die Häſcher nicht, und wo Bürger hinkommen, da darf ſich keiner von der nobeln Häſchergeſellſchaft blicken laſſen; daher haben auch dieſe Mosjehs ihre eignen Kneipen, ja ſogar ihre eignen Bordelle, wo ſie hingehen, und ſich luſtig machen: denn auch ſie haben Kehlen, und Fleiſch und Blut. Müller aber,

der da glaubte, er könne auch in honettere Gesellschaften gehen, wagte es einige Mal, an Oerter zu kommen, wo Branntwein geschenkt wurde, und wo Soldaten sich aufhielten; diesen ließ er tapfer einschenken, und erhielt soviel, daß die Söhne des Mars ihn ihrer Brüderschaft würdigten, und ihm ihren Schutz wider jeden versprachen, der ihn angreifen würde. Müller ward nun dreister, und erschien im Kellerstübchen, welches ich im vorigen Bande beschrieben habe. Hier waren lauter gesezte Männer, welche zwar den Häscher nicht gern in ihrer Mitte sahen, jedoch keinen Spektakel machten, und ihn sein Glas Breyhan in Ruhe austrinken ließen. Als er aber doch sahe, daß niemand mit ihm sprach, und keiner von den Anwesenden auf sein Schwadronniren zu merken schien, stand er auf und ging weg, aber noch an selbigem Abend kam er an einen Ort, wo man nicht so tolerant war, als im Kellerstübchen. Dieß war in einer Branntweinschenke in der Märkerstraße, wo er einen rüstigen Mühlknappen antraf, der den Herrn Oberhäscher Müller, mir nichts dir nichts, zur Thüre hinausschmiß. Der Häscher schwur den Philistern den Tod, und suchte sich Freunde unter den Studenten. Zu diesem Ende fand er sich auf der Egge ein, wo Studenten sich oft versammelten, plauderte diesen ein Langes und ein Breites von den verrukten groben Philistern vor, und schwadronirte

nirte so trefflich, daß die Musensöhne überlaut lachten, und den Oberhäscher sitzen ließen. Jezt dachte Mosjeh Müller schon der Freund der Studenten zu seyn, frequentirte noch einige andere Oerter, wo Studenten hingehen, und hatte endlich gar die Freyheit, einem Studenten Schmollis anzubieten. „Was, sagte der Student, Er will Schmollis mit mir machen? Er verfluchter Häscherbüttel, Ihn soll ja das heilige Kreuz erwürgen.“ Mit diesen Worten warf der Student den lümmlichen Häscherkapitän zu Boden, und trischakte ihn dermaßen durch, daß ihm das Blut zu Maul und Nase heraus lief. Die andern Studenten erfuhren die Ursache des Skandals, und transportirten den unverschämten Bengel zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter, und warfen ihn dann in eine Mistpfütze.

Nun war Müller auch der Feind und zwar der ärgste schlimmste Feind der Studenten, und schwur auch ihnen den Tod.

Nicht lange nach dieser Begebenheit trug es sich zu, daß ein Student mit einer brennenden, oder auch nicht brennenden Tabakspfeiffe auf der Straße von einem Häscher angetroffen wurde. Der Häscher confiscirte ihm die Pfeiffe, aber der Student widersezte sich, und nachdem mehrere Häscher dazu kamen — die Sache ging grade vor der Häscherhauptwache vor — so wurde der Student arre-

tirt. Seine Landsleute gingen hin zum Prorektor, und behaupteten, er sey zur Ungebühr eingezogen worden, indem seine Pfeiffe nicht gebrannt habe. Indeßen sollte das Zeugniß der Häscher doch mehr gelten, als das der Studenten, und darüber kams dann zum förmlichen Krieg.

Die Studenten zogen nämlich vor die Hauptwache der Häscher, schrieen ihnen ein pereat! und provocirten sie förmlich: diese Herren, welche sich zu Kriegszeiten, und überhaupt, wenn sie auf ernsthafte Ebentheuer ausziehen, auf die lächerlichste und abgeschmackteste Weise beharnischen, daß man glauben sollte, es wären Sancho Pansas Unterschildknappen, fuhren wie die Furien aus ihrem Wachthause, aber die Studenten zerschlugen ihnen ihre Bleystifte — so nennt man in Halle die langen Häscherstangen — trieben die Stangenritter zurück in ihr Castell, und provocirten sie von neuem. Die Häscher ermangelten nicht, abermals sich ins Feld zu wagen, nachdem sie aber nochmals zurückgeschlagen worden waren, blieben sie ruhig, verrammelten sich in ihrer Festung, und antworteten auf das unaufhörliche Brüllen und Pereiren der Studenten nicht weiter mehr. Den folgenden Tag wurde der Krieg fortgesezt, und als die Häscher wieder einen Ausfall wagten, wurde ein Student mit einem Bleystift übel zugerichtet. Die Stu-

denten würden den Krieg noch lange fortgesezt haben, wenn man ihnen nicht, ich weiß nicht recht, durch welchen Canal, zu verstehen gegeben hätte, daß sie Satisfaction haben sollten.

Müller der Häscher wurde wirklich entfernt, weil ihm wenigstens von den Studenten die Hauptschuld am ganzen Skandal zugeschrieben wurde. Müller vermuthete nichts weniger, als dieß: denn er glaubte, man dürfe ihm nicht allein nichts zu Leide thun, sondern müße ihn noch dazu belohnen, weil er so ritterlich wider Studenten, Philister und Gnoten gestritten hatte. „Ja, sagte er in der Kneipe, wo sonst die Antiquariusbutike des seligen Spechts war, ich müßte den Geheimenrath Klein nicht zum Freunde haben, wenn ich mich fürchten wollte. Ja Ihr könnt mir glauben, Leute, ich und Klein verlassen einander nicht; er hat mirs in die Hand zugesagt, daß ich nichts zu fürchten haben sollte, und wenn sich die halbe Stadt auf den Kopf stellt, und Klein ist ein Mann von Wort, vorzüglich gegen mich. Je nun, eine Hand wäscht die andre."

Ich kann nicht sagen, wie weit die Freundschaft des Herrn Klein gegen den Oberhäscher sich erstreckt hat; vielleicht war die ganze hochgerühmte Gunst eine leere Erdichtung, wie viele Rodomontaden des eiteln Menschenkindes: aber das weiß ich, daß

Müller fortmußte, und daß ſich ganz Halle freute, als dieſer geſtrenge Häſcherkapitän ſeinen Abſchied nahm.

Einige Zeit über war es ruhig in Halle, und ſchon glaubten die Studenten, es ſey alles vergeſſen. Ich demonſtrirte meinen Freunden, daß dieſer Ruhe nicht zu trauen ſey, anguem latere in herba, ſtille Wäſſer gründeten tief, und den Herren von der Univerſität ſey vollends nicht zu trauen, wenn ſie ſtille ſchwiegen, und freundlich lächelten; das Hauptſtudium der Gelehrten ſey Klugheit, und Klugheit erfordere, daß man ſeinen Feind, ehe er ſichs verſieht, überfalle, und ihm die Kehle zuſchnüre, ehe er um Succurs rufen kann. Meine Freunde hielten mich für einen falſchen Propheten, aber ich hatte doch wahr prophezeyhet.

Ich blieb eine Nacht über bey meinem Freund und Gevatter Leſſler, welcher Hofmeiſter bey einem gewiſſen ſtudierenden Adelichen von Spiegel war: Hr. Leſſler war krank, und ich wachte bey ihm. Ich ſaß am Tiſch, und las in Mosheims Servetus, als auf einmal — es mogte etwan zwey Uhr nach Mitternacht ſeyn — das ganze Haus in Alarm gerieth. Die Häſcher waren nämlich unter dem Commando des Univerſitätspedellen eingedrungen, und holten einige Studenten aus den Betten aufs Carcer, unter welchen auch Hr.

von Spiegel war. Kaum erlaubten die geſtrengen Herren, daß die Leute ſich anziehen durften, und ſchrieen unaufhörlich: „machen Sie, machen Sie, wir müſſen fort!“ gleich als wenn ſie ſich gefürchtet hätten, der Feind mögte ihnen auf den Hals rücken, und ihnen die gemachte Beute entreiſſen.

Ehe ich weiter erzähle, muß ich eine Bemerkung anbringen, die ſich zwar jedem Nachdenkenden von ſelbſt aufdringt, und dies iſt, daß nichts die Schwäche der akademiſchen Regierung mehr beweiſt, als die Proceduren, welche eben dieſe Regierung unternimmt, um ſich derer zu verſichern, welche ſie ſtrafen will. Warum wurden die jungen Leute aus ihren Betten geholt? Sie würden ſich entfernt haben, wird man antworten, wenn ſie ordentlich wären gefordert worden. Gut; geſetzt ſie hätten ſich entfernt: ſo konnte man gegen ſie doch verfahren, wie andre Gerichte auch in ſolchen Fällen thun. Die Leutchen hatten ja doch keine Capitalverbrechen begangen. Aber die Herren fürchteten nicht ſowohl die Entfernung der Angeklagten, als vielmehr die Nothwendigkeit, die angeſchuldigten Verbrechen zu beweiſen: und bey einer akademiſchen Inquiſition kann ſo ein Beweis ſehr leicht ausgeführt werden, der oft ganz unmöglich wäre, wenn man mit ſeinen Proben öffentlich herausrücken müßte. Der Student wird aufs Carcer geſetzt,

und nun ist nichts leichter, als ihn schuldig zu finden, wenn man sonst will: man kann ja instruiren und das Urtheil nach Wohlgefallen fällen. Aber wenn die Klagepunkte bey unbefangnen sollten untersucht und gewürdiget werden, mögte wohl manches in Senatu academica gefällte Urtheil gar gewaltig reformirt werden müssen. Die Ursache alles Unheils auf Universitäten ist ein radikal Unheil, nämlich die Geringschätzung der Gesetze. Und woher kommt diese schädliche Verachtung? Antwort, aus dem Wesen der Gesetzgebung selbst. Alle Augenblick werden Gesetze und Verordnungen gedruckt und angeschlagen, aber dabey bleibt es dann meistens auch, und für die Ausführung des Gebotenen, oder die Verhinderung des Verbotenen sorgt weiter kein Mensch mehr. Es ist mir wahrlich leid, daß ich es sagen muß, aber es ist Wahrheit, und die muß heraus, sollten auch noch so viele Herren ihre Nasen darüber rümpfen. Dadurch, daß die Herren auf der Universität — ich rede nicht von Halle allein, sondern von allen deutschen Universitäten, in soferne diese mir sind bekannt geworden — nicht auf die Erfüllung aller ihrer Verordnungen halten, machen sie selbst, daß niemand viel darnach fragt, und so bleibt es immer beym Alten. Ein ganz neues Beyspiel mag hier zur Erläuterung dienen. Vor etwan 8 Wochen wurde am schwar-

gen Bret zu Halle angeſchlagen, daß kein Student mehr auf den Dörfern kommerſchiren ſollte, und namentlich wurden die Gelage in Reideburg verboten, und in dem Anſchlag hieß es, die Sächſiſchen Gerichte ſeyen deßhalben requirirt, und würden gewiß recht ernſthafte Maaßregeln ergreifen, wenn je jemand eine Lärmſauferey veranſtalten wollte. Was geſchah? Den folgenden Tag, nachdem das Quaſigeſetz angeſchlagen worden war, zogen viele Studenten nach Reideburg, und erkundigten ſich bey Zacharias Schmid, dem Schenkwirth, ob er wohl einen honetten Kommerſch verſtatten wollte? „Warum dann nicht, antwortete Schmid? Wer will mir das verbieten? Kommerſchirt Ihr nur derb, macht einen Pabſt, und thut was Ihr wollt: ich will den ſehen, der Euch etwas in den Weg legen ſoll.“ So Herr Zacharias Schmid. Die Studenten, neugierig zu erfahren, welche Wirkung die Requiſition des Prorektors durch die Sächſiſchen Gerichten thun würde, fingen ihren Landesvater an und ſangen munter herum. Indem ſie ſo lärmten, kam endlich der Richter, und gebot Ruhe, ließ ſich aber bald beſänftigen, da ihm vorgeſtellt wurde, daß man bloß da ſey, um ein Liedchen zu ſingen, und dabey zu trinken, keinesweges aber, um ſich zu ſchlagen oder ſonſt Unordnungen anzufangen. In Halle ward es gleichſam wie durch

ein Lauffeuer bekannt, daß in Reideburg war kommerschirt worden, aber davon wurde weiter keine Notitz genommen. Ich will hier gar nicht untersuchen, ob ein Vergnügen, wie Kommersche zu unsrer Zeit sind, tolerirt werden können oder nicht, aber wenn man sie toleriren will, oder gar toleriren muß, so sollte man sie auch nicht verbieten. Ich werde weiterhin Gelegenheit haben, über diesen Gegenstand noch mehr zu sagen, übrigens bekenne ich, daß mir, so oft ich von einem akademischen Gesetz hörte, allemal der so sehr wahre Ausspruch des Dichters beygefallen ist:

Quid leges sine moribus
Vanae proficiunt? *)

Doch ich will nur weiter erzählen. Die Untersuchung ging, wie die meisten Untersuchungen auf Akademieen, sehr langsam vor sich, und da eben der nun verstorbene Professor Krause Prorektor werden sollte, so ließ dieser sich schon vorher, ehe er, wie man sagt, die Faces academicos capessirte, in dieser Sache initiiren, und war dabey so emsig, daß er den ganzen Tag auf der Wage **) blieb,

*) Was nützen die leeren Gesetze, wenn niemand zu gehorchen gewohnt ist.

**) Ein dem Stadtmagistrat gehöriges Gebäude, welches die Universität gemiethet hat, um da ihre Gerichte, Disputationen u. s. w. zu halten.

und sich sogar Essen und Coffee dahin bringen ließ, gleichsam als wäre ein solcher Prozeß mit der Wohlfahrt des heiligen Römischen Reichs deutscher Nation aufs innigste verbunden. Das Ende vom Liede war, daß mehrere fortgeschickt wurden, und daß die Aeltern der Inculpaten nach längst hergebrachter Sitte, große Summen Unkosten und Strafgelder bezahlen mußten. Die Studenten kamen dießmal, wie allemal, am schlimmsten weg, und Herr Klappenbach, der Stockmeister, wünscht sich alle Jahre einen Studentenkrieg, weil er davon nicht geringen Nutzen hat.

Siebentes Kapitel.

Literarische Notizen.

Im Winter 1797 schrieb ich meinen Carl Magnus, eine Lebensgeschichte eines winzigen Despoten in den Rheingegenden, dessen Begebenheiten mir längst genau bekannt waren. Ich habe von diesem Carl Magnus, Rheingrafen zu Grehweiler, schon einiges in meiner Lebensbeschreibung *) angeführt, aber das Buch, welches ich nun herausgab, war eine vollständige Biographie dieses unwürdigen Reichsstandes. Mein Zweck war nicht sowohl

*) Band 1. Seite 37 ff.

das Andenken eines Grafen an den Pranger zu ſtellen, welcher noch ſehr vornehme Verwandte innerhalb und außerhalb Deutſchlands hat, als vielmehr einen Zuchtſpiegel für diejenigen zu ſtellen, welche gern mit aller Ehrbarkeit als Regenten durch die Welt kommen wollen. Daß ich meinen Zweck nicht ganz verfehlt habe, beweiſt folgender Vorfall: Im Frühling 1798 ließ mich der Fürſt von Reuß zu ſich auf den Löwen kommen, war ſehr artig gegen mich, und geſtand mir, daß er gerne den Verfaſſer des Carl Magnus habe wollen kennen lernen; Carl Magnus ſey zwar ſein Vetter geweſen, aber darauf nehme er gar keine Rückſicht, und billige mein Unternehmen, einen winzigen Tyrannen zum abſchreckenden Beyſpiel aufzuſtellen. „Ich wünſchte, fuhr er fort, daß manche Herren — hier nannte er verſchiedene — Ihren Carl Magnus leſen mögten. Denn viele ſtehn ſchon auf der Schaukel, und werden bald umkippen, andre eilen ihrem Verderben ſchnurſtraks entgegen. Ihr Buch könnte ſie belehren, was aus Donkiſchotspoſſen herauskommt.“ So urtheilte ein helldenkender, aufgeklärter Fürſt; ganz anders aber ſprach der Göttinger Recenſent, welcher, wie man verſichert hat, Hr. von Berg ſeyn ſoll. Dieſer Recenſent fiel beſonders über das Urtheil her, welches ich über das Reichskammergericht zu Wetzlar gefällt

hatte; ohne das Urtheil selbst zu widerlegen, beschuldigt er mich geradezu der Partheylichkeit und der Verdrehung des Gegenstandes, und versichert, daß es bey keinem Gericht in ganz Europa ordentlicher und redlicher zugehe, oder auch nur zugehen könne, als bey dem Reichsgericht zu Wetzlar!! Credat Iudaeus Apella, wird hier mancher sagen, der die Lage der Dinge besser kennt, und wenn es wahr ist, daß Herr von Berg jene Recension gemacht hat, so bin ich vollkommen überzeugt, daß er anders dachte, als seine Feder schrieb.

Indessen machte doch meine Schrift auch in Wetzlar selbst Aufsehen: der Prorektor Krause sagte zu einem seiner Hausstudenten, den ich noch, im Fall es verlangt werden sollte, namhaft machen kann, ich sey verklagt worden von der Kammer zu Wetzlar, und nach seiner Meynung müßte es mir hart an den Kragen gehen; es sey aber auch schon recht: denn einem Menschen, der sich nicht scheute, das hohe Reichsgericht selbst anzugreifen, müsse man das Maul stopfen, und zwar derb. Ich will hier gar nicht fragen, in wie weit es sich schickt, daß ein Prorektor mit einem Studenten über solche Sachen spreche, sondern nur anmerken, daß ich das Reichskammergericht ganz und gar nicht angegriffen habe, wenigstens das nicht, welches im Jahr 1797 zu Wetzlar war: denn sollte ja etwas

Nachtheiliges für das Kammergericht aus meinem Buche zu ziehen seyn, so beträfe es doch bloß die Herren, welche ohngefähr 1766 oder 1768 das Personale der Kammer ausmachten, und es wird doch wohl niemand behaupten wollen, daß es zu keiner Zeit Anomalien in Wetzlar gesetzt habe. Haec in parenthesi.

Der Student, mit welchem der Prorektor Krause über mein Verbrechen gegen das hohe Reichsgericht gesprochen hatte, kam zu mir, und erzählte mir alles, in der Absicht, mich zu warnen, und etwa mich durch die Flucht zu retten. Hr. Krause muß demnach meine Sache, als sehr gefährlich vorgestellt haben. Ich ging nun selbst hin zum Prorektor, und erkundigte mich, allein dieser gab mir zur Antwort, es wäre zwar an dem, daß ich verklagt sey, allein noch sey Er nicht befugt worden, eine Untersuchung über die von mir gegen ein höchstes Reichsgericht — er sprach diese Worte mit einer ihm ganz allein eignen Emphase aus — hingeworfene Calumnien zu inquiriren, sollte aber dieser Fall eintreten, so würde er thun, was seine Pflicht forderte. Ich merkte, daß Hr. Krause in diesem Stück seiner Pflicht nur gar zu gerne ein Genüge geleistet hätte, allein diese Freude ward ihm nicht: denn da die Klage überhaupt so eingerichtet war, wie mir sichere Leute erzählt haben, daß sie nicht konnte von

Preußischen Obergerichten angenommen werden, so wurde sie überhaupt bey Seite gelegt, und kam nicht zur Untersuchung. Da übrigens meinem Carl Magnus von niemand öffentlich widersprochen wird, welches doch sehr leicht geschehen könnte, wenn er Lügen enthielte, indem noch viele hohe und niedere Augenzeugen aller in dem Werkchen erzählten Begebenheiten noch jezt am Leben sind, so verdient er allerdings historischen Glauben, und kann dem künftigen Historienschreiber dienen, den Geist der Duodezmonarchien in Deutschland mehr kennen zu lernen.

Den Sommer 1798 über schrieb ich den ersten Theil meiner Annalen der Universität zu Schilda, auf welchen zu Ostern 1799 der zweyte und dritte Band folgte. Ich hatte seit dem Jahr 1775 das Universitätswesen angesehen *) und war daher sehr wohl im Stande, das Karrikaturmäßige der gelehrten Innungen in Deutschland darzustellen. Ich wagte es, und so entstanden die Annalen von Schilda. Ich habe aber dabey keine Universität insbesondere, keinen individuellen Professor u. s. w. vor Augen gehabt, sondern unter erdichteten Namen diejenigen Bokssprünge beschrieben, welche ich

*) — — quaeque ipse miserrima vidi,
Et quorum pars magna fui.
Virg. Aen. L. II.

kennen gelernt, und zum Theil — warum sollte ichs nicht gestehen? — selbst mitgemacht hatte. Dieß mögen diejenigen sich merken, die so ungebührliche und abgeschmackte Auslegungen über mein im Grunde ganz unschuldiges Werk gemacht haben. Mein Freund, Herr Leissler, schrieb mir aus Franken, daß man in Jena, Erlangen und Altorf mein Schilda und die von mir vorgestellte Personen alle gefunden, und mit Fingern auf sie gewiesen habe. Der Professor Fünfkäs sey in Jena Herr X, in Erlangen Herr Y und in Altorf Herr Z. Das Ding kam mir wunderlich vor, da Fünfkäs auch in Halle gesucht und gefunden wurde. Ich erschrack über diese Auslegungen, welche meinen Worten einen Sinn gaben, den ich weder gedacht hatte noch denken konnte, da ich wirklich die Männer verehre, welche ich in den Annalen an den Pranger gestellt haben soll.

Ich hatte gewiß bey der Verfassung der Schildaischen Annalen eine ganz andre Absicht, als meine meisten Leser vermutheten: ich wollte die Radicalfehler aller deutschen Universitäten schildern, und einige Mittel angeben, wie denselben abzuhelfen sey. Ich dachte, vielleicht liest jemand dein Buch, dem es dran liegt, daß diese Fehler gebessert werden, und der auch Kraft genug hat, so ein Werk ganz oder zum Theil auszuführen, da kann

das Buch nützlich werden. Damit es aber auch nicht sollte liegen bleiben, und sich auch von solchen lesen lassen, welche sich um die Verbesserung des Universitätswesen nicht bekümmern, kleidete ich das ganze Ding in Schnurren ein, welche um so verzeihlicher sind, da es auf allen deutschen Universitäten so sehr schnurrig zugeht, wie die tägliche leidige Erfahrung hinlänglich beweist.'

Eines Tages kam ich zu Herrn Bispink. „Wissen, Sie daß ein hiesiger Student gegen Sie ein Buch schreiben wird, welches Laukhard der Obermeister der gelehrten Innung zu Schilda heißen soll?' Ich betheuerte Hn. Bispink, daß ich nichts von so einer Schrift wisse. „Ja, ja, fuhr er fort, es ist ganz gewiß; der junge Mann hat sich nach allen Ihren Histörchen erkundigt, und wird ein nettes Bild von einem Schildaischen Obermeister darstellen." Ich erkundigte mich unter den Studenten — denn Herr Bispink wollte mir den Verfasser der imaginairen Broschüre nicht sagen — wer doch so etwas zu schreiben im Sinn hätte; aber keiner wußte mir darüber Auskunft zu geben. Indessen suchte ich im Epilog zum dritten Band der Annalen mich gegen die etwaigen Vorwürfe meines Antagonisten zu verwahren, allein das war sehr überflüßig: denn es erschien auch kein Buchstabe weder gegen meine Annalen,

noch gegen meine Perſon. Die ganze Hiſtorie war eine Erfindung eines leeren müßigen Kopfes oder einer Fraubaſe; vielleicht waren die guten Leutchen ſcharfſinnig genug, ſich in Schilda anzutreffen, und da wollten ſie mir wenigſtens Angſt machen, da ſie mir weiter nicht ſchaden konnten. Es geht ſo in der Welt, und man würde ſehr übel thun, wollte man den Leuten den Spaß verſalzen, wie ich leicht könnte, wenn es mir jezt einfiele, Skandale zu erzählen; aber das will ich nicht, obgleich damals die Herren ſich bemühet haben, meine Suiten, ſogar meinen Zank mit einem Schacherjuden auf dem Rathskeller zu erforſchen, und zu verbreiten. Unter den Recenſenten der Annalen, hat Herr Borhek meinen Sinn am beſten getroffen: wie aber die Annalen von Schilda in den theologiſchen Annalen konnten recenſirt werden, iſt nicht leicht zu begreifen, es müßte dann ſeyn, daß das Schildaiſche Weſen mit dem Theologiſchen einige Aehnlichkeit hätte. Daß aber ein ſo orthodox lutheriſcher Mann, wie Herr Scheibel zu Breslau iſt, meine Annalen nicht billigte, iſt gar kein Wunder: aber Herr Scheibel hatte doch gar nicht Urſache, in ſeinen Gloſſen, wo er immer etwas Klügeres hätte vorbringen können, auf die armen Produkte und ihren Verfaſſer ſo fürchterlich loszuziehen, und mich, wie mir ſelbſt einige von ſeinen Schülern

lern gesagt haben, einen Kerl, einen Scribax, einen Blasphemanten und Profanauten über den andern zu heißen. Es thut mir leid, daß ich dieß von einem Manne sagen muß, dessen Verdienste ich hochschätze, und von dem ich selbst manches Gute gelernt habe. Doch es mag seyn; vielleicht thut es Herr Scheibel in Zukunft nicht mehr, und sieht vielleicht ein, daß Schulsäle keine Klatschbuden sind, wo man andre Leute herumholt, und ihnen das bischen Ehre abschneidet, das sie vielleicht noch haben mögen.

Achtes Kapitel.

Magister Dornensteeg. Stemmert. Schulz.

Im Frühling 1798 besuchte mich ein Fremder, welcher sich Dornensteeg nannte. Dieser Mann fiel mir auf, es war mir, als hätte ich ihn schon einmal irgendwo gesehen, aber da er sich Dornensteeg nannte, ich mich aber nicht besinnen konnte, diesen Namen irgendwo gehört zu haben, so stellte ich auch weiter keine Untersuchungen an, zumal da Herr Dornensteeg nicht im Geringsten that, als habe er mich schon ehemals gekannt. Einige Tage hernach besuchte er mich wieder, und entdeckte sich,

und siehe da, es war Herr Eichhorn von Pyrmont, mit welchem ich ehedem in Gießen und in Göttingen studiert, und an diesen Orten manches Ebentheuer bestanden hatte. Eine größere Freude hätte ich damals nicht haben können: denn es ist so sehr angenehm, alte Bekannte wieder zu treffen, und diese Bekannte sind uns um so theurer und angenehmer, wenn wir mit ihnen an Oertern waren, die uns unvergeßlich sind, wie mir Gießen und Göttingen ewig bleiben werden. In der ersten Stadt hatte ich den Anfang meines akademischen Lebens gemacht, und hatte mich gleich so in den damaligen Burschenton eingeschustert, daß man noch in Gießen meiner gedenkt, und wohl noch lange gedenken wird. Nun hatte ich wieder einen Mann, mit dem ich mich über die alten Geschichten unterhalten konnte, und so oft wir zusammen kamen — wir kamen aber, da Hr. Dornensteeg auch beym Schneider Baum wohnte, täglich zusammen — ließen wir die Gießer und Göttinger die Revüe passiren, und erzählten uns die alten Stückchen, welche wir erlebt hatten. Die Eulerkappereyen, die Wamschiaden, die Auftritte mit dem groben Müller im Einhorn, die Kreuzzüge und die übrigen Gießer Possen: dann kamen wir auf Göttingen, musterten die Kellermenscher und den Schnappskonradi u. s. w. Dieß thun wir noch bis auf den heutigen

Tag; wir treffen uns noch sehr oft im Hirsch bey Hn. Kypke, auf dem Universitätskeller, in Karls Garten und auf der Mail, wo unser Gespräch meistens alte Suiten berührt. Unser gemeinschaftlicher Freund, Herr Bächling, nimmt gerne Theil an unsern muntern Unterhaltungen, und da giebts immer was zu lachen, besonders wenn wir uns mit der Mamsell Eulerkapper und mit dem Gießer Oberhäscher Reed aufziehen.

Herr Dornensteeg heißt Eichhorn, hat aber seinen Namen wegen gewissen Ursachen umgeschaffen; diese Ursachen hat er mir nie entdeckt, weil ich ihn nie drum fragte: aber wichtig genug müssen sie gewesen seyn, weil man doch nicht ohne Noth seinen Namen verändert. In Frankreich fand ich auch einmal für gut, mein Laukhard in Lamarets umzusetzen, und fuhr sehr wohl dabey, ich zweifle aber doch, daß Herr Dornensteeg so triftige Gründe zur Veränderung seines Namens sollte gehabt haben, als ich.

Alle Hallenser, welche mit dem braven Magister — denn unter diesem Namen ist er hier bekannt — Umgang haben, bedauern nur, daß er schwer hört, und daß dadurch seine Gesellschaft etwas lästig wird; doch vergißt man auch bald diesen Mißstand bey der ihm ganz eignen und unveränderlichen jovialischen Laune.

Unter diejenigen, mit welchen ich genauer umging, seitdem ich verheyrathet war, gehört vorzüglich Herr Stemmert. Dieser Mann war ehedem Franziskanermönch gewesen, hatte aber, theils aus besserer Ueberzeugung, theils aber auch deswegen, weil ihm sein eignes Fleisch und Blut sagte, es sey besser, ein Hemd zu tragen, als einen wollenen Lappen auf dem Leibe, besser im Bette zu schlafen, als auf dem Strohsak zu lunzen, und des Nachts, wenn andre ruhen, im Chor zu plärren, besser endlich, mit einem hübschen Mädchen spazieren zu gehen, als auf dem Termin herumzulatschen, und Butter, Käse, Eier u. d. gl. zu betteln. Das alles überlegte Herr Stemmert und verließ sein Kloster, und that, me quidem judice, ganz recht daran, obgleich ihn alle gute katholische Christen deßhalb tadeln müssen. Mit seiner Apostasie vom Franziskanerorden verband er auch die Apostasie vom Römischen Glauben, und handelte hierin wahrlich consequenter, als jene Ermönche, welche zwar das Kloster verlassen, und doch ächte katholische Christen bleiben wollen. In der römischen Religion ist alles System, und alles hängt da, wie in einer Kette zusammen, wer ein Gelenk dieser Kette auflöset, trennt alles, und das ganze Gebäude fällt übern Haufen. Die Kirche aber belegt den, der seinen Orden verläßt, mit dem Anathema; wie kann abe

ein solcher von der Kirche, also auch von Gott Verfluchter, noch ein guter katholischer Christ seyn? Und doch bilden sich manche Ermönche, sogar solche, die doch nicht scheinen vernagelt zu seyn, in ihrem Gehirne ein, sie könnten den guten Catholiken und den anathematisirten Kuttendeserteur in einer Person vereinigen. Aber die Herren, welche so denken, scheinen sich mit der Zeit wieder bekehren zu wollen: sie wollen nur eine Zeitlang das Vergnügen der Freyheit und des lustigen Lebens genießen, alsdann beichten, Buße thun, und im Schoos der alleinseligmachenden Kirche, in der gnadeertheilenden Kutte des heiligen Franz, oder des heiligen Dominicus sterben. So war zum Beyspiel seit 1792 ein gewisser Ermönch Succard hier in Halle, welcher im Lateinischen Stunden gab, ohne das Latein zu verstehen: denn Succard war nicht im Stande, eine Zeile in einem Schriftsteller zu erklären. Das Duzen im Lateinischen, meynte er, sey Grobheit, ehedem in den groben Zeiten eines Cicero und Virgilius mögte das so hingegangen seyn; aber wir müßten die Sache besser verstehn, und statt des ungeschliffenen Ciceronianischen: si vales, bene est, sagen: si vestra dominatio se bene portat; wäre es ein Geistlicher, müsse man vestra Reverentia sagen, zu einem Fürsten spräche der jetzige Lateiner vestra Serenitas, und zu einem Könis

ge vekra Majestas u. ſ. w. Dieſer Menſch lebte zwar gar nicht monachaliſch, er ſoff, hielt ſich ein Mädchen von der verworfenſten Claſſe, fluchte und riß Zoten, wie ein Oberhäſcher; aber Fleiſch hätte er um alles in der Welt am Faſttage nicht gegeſſen, und in ſeiner Stube ſahe es aus, wie in einer Kapelle; alle Wände waren mit Heiligenbildern tapiſſirt, und das Weyhkeſſelchen hing neben der Stubenthür. Endlich drückte den guten Succard das ſchwere Gewiſſen; er ſchrieb an ſein Kloſter, bekannte ſeine Sünden, erhielt natürlicher Weiſe einen Gnadenruf von der heiligen Klike, und kehrte zurück. Ohne allen Zweifel paradirt Meiſter Succard dereinſt im Himmel wie ein glänzender Stern.

So wie aber Succard dachte und handelte, ſo handeln mehrere, welche das Kloſter verlaſſen. Im Sommer 1798 kam ein Weſtphäliſcher Mönch nach Halle, und ſuchte Beyſtand bey Hn. Bispink. Dieſer Mann, welcher niemand ſeine Hülfe verſagt, wenn er helfen kann, nahm ſich des Menſchen nach allen Kräften an, kleidete ihn, und ſchaffte ihm eine Wohnung; aber der Ehrenmann, er hieß Schulz *), führte ſich auf, wie ein pecus campi, beſoff ſich alle Tage in Schnapps, — der

*) Mehr Nachricht von dieſem Nichtswürdigen giebt das Stadtenjournal. S. V.

Kerl konnte für sechs Groschen Fusel ausziehen, ohne trunken zu werden, und nun denke man, wie viel er saufen mußte, bis er hinstürzte! — und machte außerdem noch allerley Excesse, daß seine Hausleute, aus Furcht, er mögte ihnen das Haus anstecken, ihn nicht mehr leiden wollten. Er mußte deßhalb, selbst auf Hrn. Bispinks Betrieb, von Halle weg, und das Sonderbare bey der Sache war, daß ihm der damalige Prorektor die ihm gegebne Matrikel wieder abnahm. Der Prorektor war aber kein Jurist, sonst hätte ers schwerlich gethan. *) Dieser Schulz bey alle seinem Luderleben, war doch ein guter Katholik, betete täglich seinen Rosenkranz, und lief in alle Messen. Von Halle aus ging er nach Westphalen zurück, wurde aufgefischt, und in ein Kloster gesteckt; er wird aber jezt wieder los seyn, und gewiß auch noch ein Heiliger werden, wie Maria Magdalena eine Heilige ist.

Nun wieder zu Herrn Stemmert. Er verließ also sein Kloster, ging nach Jena, und fing an, die lutherische Theologie zu studieren. Das theo-

*) I. A. Spohn de privatione privilegiorum infami ac famosa. Goettingae in fallos 1775. Der Prorektor kann wohl eine Matrikel ertheilen, aber den, der sie hat, derselben nicht berauben, auch dann nicht, wenn dieser relegirt wird. Von Schulz gings indessen: denn der dumme Teufel ließ mit sich machen, was man wollte.

logiſche Studium ſezte er auch in Halle fort: allein aus guten Gründen verließ er es, und dieſe waren, wie er mir ſelbſt geſtand, folgende. Er hatte bey dem ſehr bornirten Unterricht auf der Schule zu Fulda keine Gelegenheit gehabt, die morgenländiſchen Sprachen zu lernen, und war ſelbſt im Griechiſchen eben kein Herenmeiſter geworden. Nun hätte ihn zwar der Mangel an dieſen Kenntniſſen nicht hindern können, Theologie zu ſtudieren, wenn er den gewöhnlichen Gang hätte mitmachen wollen: denn viele unſrer Herren werden ja auch Theologen, ohne Hebräiſch leſen oder Time dekliniren zu können. Aber Herr Stemmert dachte anders, und war überzeugt, daß ohne eine gründliche Kenntniß der Bibelſprachen das ganze theologiſche Studium ein bodenloſes Ding ſey: er hatte nicht Luſt, ſich mit dem Kametz Chatubh abzugeben, und ließ daher auch die Theologie. Dann bewog ihn hierzu auch noch die eigentliche Beſchaffenheit dieſes Studiums. Er meynte, die ganze Theologie ſey eine bloß menſchliche Erfindung, welche bloß ihres erdichteten höhern Urſprungs wegen ehrwürdig ausſähe, aber bey jeder nähern Unterſuchung und Beleuchtung dahin ſtürzte. Dieß ſey die Natur jeder Theologie, der heidniſchen, jüdiſchen und chriſtlichen, und in der chriſtlichen ſey die proteſtantiſche der katholiſchen ſo ähnlich wie ein Ey dem

andern, nämlich in Rückſicht auf Urſprung und Würde: der Katholik baue das Anſehen ſeiner Theologie auf das Anſehen ſeiner Kirche, die er fälſchlich für die allgemeine Kirche ausgäbe, und der Proteſtant gründe ſein Syſtem auf die ſehr zweydeutige Autorität einiger Juden, welche den Stifter der Religion theils ſelbſt gehört, theils von andern deſſen Lehre erfahren hatten. Eine göttliche Inſpiration oder unmittelbare göttliche Direction käme hier allerdings ins Spiel: denn die Vertheidiger der Religionen hätten wohl eingeſehen, daß ſie ihren Beweis, ohne den nähern Beyſtand Gottes zu Hülfe zu nehmen, nicht ſuchen könnten; im Grunde aber ſey ſo eine Inſpiration oder Direction entweder bey einzelnen Menſchen, bey Apoſteln, oder bey kirchlichen Verſammlungen, bey ſogenannten allgemeinen Concilien unerweislich, und eben daher ſey das Fundament der ganzen Theologie gleichfalls unhaltbar, und ſchwankend. Diejenigen Theologen, welche das Kirchenſyſtem moderniſiren wollten, und es, ſo gut es ſich thun ließe, mit dem jedesmaligen philoſophiſchen Syſtem harmoniſch zu machen ſich bemüheten, ſeyen in dieſem Fall nicht Theologen, und zerſtörten dadurch, daß ſie die Lehren des Glaubens der Vernunft, oder genauer zu reden, dem herrſchenden philoſophiſchen

System unterwürfen, die ganze Theologie. Aus allen diesen Ursachen sey das Studium der Kirchenlehre die Sache eines denkenden Kopfes nicht: denn dieser fände nie Nahrung für seinen Geist, und nie Gewißheit in derselben.

Gern hätte Stemmert Medecin studiert, aber die res angusta domi verbot ihm, das kostbare mediciniſche Studium zu verfolgen, und daher legte er ſich auf die Juriſiercy, worin er ſich auch treffliche Kenntniſſe geſammelt hat, ſo daß er bald im Stande war, die verſchiedenen Theile dieſer Wiſſenſchaft mit Studenten zu wiederholen, ohne ihnen ſolche Juriſtiſche Fratzen aufzuheften, wie weiland Meiſter Stantke, ſeliges Andenkens, und ein gewiſſer Mosjeh — welcher jus Auſtraegarum Oeſterreichiſches Landrecht überſezt, und doch ſich klüger zu ſeyn einbildet, als Cujacius und Vitriarius.

Da Stemmert ſehr jovialiſch iſt, ſo war er bald mein Mann und ich der Seinige: wir haben manche vergnügte Stunden mit einander an öffentlichen Oertern, beſonders auf der Mail und auf unſern Kellern und in den an der Stadt gelegenen Gärten hingebracht, und da wir ſtets das utile duci miſcirten, oder deutlicher, da wir immer über Gegenſtände aus dem Fache der Gelehrſamkeit raiſonnirten, ſo war unſer Umgang für uns nie ohne Nutzen.

Mein längſt erprobter Freund, der gelehrte und rechtſchaffene Herr Büchling, fuhr fort gegen mich ſo zu ſeyn, wie er immer war, und noch jetzo finde ich ſo wenig, als vor achtzehn Jahren unter denen, die ich kenne, keinen, den ich dieſem Edlen vorziehen mögte. Oft, wenn ich das glückliche und ruhige Leben, welches Hr. Büchling führt, überdachte, fielen mir die Verſe des Horatius an den Dichter Albius Tibullus ein: *)

Nor tu corpus eras ſine pectore
Di tibi divitias dederant, artemque fruendi.
Quid foveat dulci nutricula majus alumna
Quam ſapere et fari poſſit quae ſentiat, et rei
Gratia, fama, valetudo contingat abunde,
Et mundus victus non deficiente crumena.

Es wird unter den, wer weiß wie vielen deutſchen Gelehrten ſehr wenige geben, welche ſo, wie Herr Büchling, in Ruhe und von allen Sorgen weit entfernt leben, und den Wiſſenſchaften obliegen können. Er arbeitet viel, aber bloß, weil er die Arbeit liebt, und die Wiſſenſchaften um ihrer ſelbſt willen ſchätzt, worauf er ſie verwendet, da hingegen andre Gelehrte Felder bearbeiten müſſen, deren Unfruchtbarkeit ſie hinlänglich einſehen: aber

*) Ep. L. I. IV.

ſie müſſen ſchon in einen ſauern Apfel beißen, um nur das liebe Brodt zu erwerben.

Magiſter artis ingeniique turgitor
Venter, negatas artifex ſequi voces. *)

Von meinen alten Bekannten kam im J. 1797 auch ein gewiſſer Herr von Brieſen. Dieſen Menſchen hatte ich in Göttingen gekannt, und ſchon damals hielt man ihn für ſchwach im Hirne. Er legte ſich unter Michaelis ſehr ſtark auf die Orientaliſche Literatur, und lernte das alte hebräiſche Teſtament faſt auswendig, dann fiel er über die rabbiniſchen Commentare der heiligen Schrift her, ſtudierte ſie fleißig, las das herrliche Buch, den Talmud, und wurde vor lauter jüdiſcher Gelehrſamkeit faſt ganz verrückt. Ohne alles Geld kam er nach Halle und wendete ſich an den Direktor des Waiſenhauſes, erhielt auch daſelbſt die gewöhnlichen Beneficien. Nun wollte er auch ſeine hebräiſchen Kenntniſſe den Studenten nützlich machen, und fing daher an von Stube zu Stube zu laufen, jedesmal eine Lobrede auf den Hebraismus zu halten, und ſich dann als Präceptor dieſer Sprache ergebenſt-gehorſamſt zu empfehlen. Der Mann hatte auch eigne Entdeckungen in der Erklärung des alten Teſtaments gemacht, von welchen ich doch

*) Verſ. Prolog. in Sat.

eine pour la rareté du fait meinen gelehrten Leſern mittheilen will. Die Aufſchrift des hohen Lieds heißt: Schir haſchſchirim aſcher liſchlomo. Dieß überſezt man fälſchlich: Lied der Lieder Salomos. Das Buch iſt eine Sammlung von Liedern, das erſte Wort Schir heißt nicht Lied; es iſt das praeteritum Hiphil שִׁיר ſtatt הִשִּׁיר, vid. Danz Gram. de Aphaer: es heißt alſo: er hat geſungen d. h. eingegeben: denn dieſe Bedeutung hat das Heb. שִׁיר das griechiſche ἀδειν und das lateiniſche canere. Aber wer hat eingegeben? wer ſonſt, als der Adonai? — Das Wort Jehovah ſprach Herr von Brieſen, ſo wie die ächten Juden, um alles in der Welt nicht aus — Wem hat er eingegeben? Liſchlomo dem Salomon. Was hat er ihm eingegeben? Haſchſchirim, dieſe Lieder, dieſe Liederſammlung: alſo heißt es nun: Adonai hat dem Salomon dieſe folgende Liederſammlung vorgeſungen, das iſt: eingegeben, und nun folgt eine weitläufige Diſſertation über das Eingeben durch Vorſingen. Man kann ſich nach dieſer Probe ſchon vorſtellen, wie ſeine übrigen Exegeſen beſchaffen waren. Die Studenten hatten immer ihren Spaß mit dem guten Brieſen und er verdiente auch ſo viel, daß er würde haben auskommen können; aber oft hinderten ihn ſeine Grillen monatlang Stunden zu geben, und ſo mußte er nicht ſelten darben, zumal da er endlich

auch vom Waisenhause geschaßt wurde: denn vom Waisenhaus schaßt man, wahrscheinlich wegen der großen Schnelligkeit, womit der Verwiesene sich entfernen muß. Nun gings ihm nun selig in seiner Oekonomie, und er war oft gezwungen, Gesellschaften zu suchen, welche ihn frey hielten. Die Studenten hatten endlich ihren vollkommenen Spott mit ihm, und wo er sich blicken ließ, schallte es aus allen Fenstern und das in den lächerlichsten Tonarten: Herr von Briesen, Herr von Briesen! Kam er mit Studenten zusammen, so wurde er unbarmherzig geneckt, allerley Verbrechen beschuldigt und nach einer komischen Untersuchung zu den lächerlichsten Strafen verdammt, die dann auch oftmals exequirt worden. *) Nachdem er sich nicht mehr fortzubringen wußte, verließ er Halle, und bald hernach kam das Gerücht, Briesen sey, ich weiß nicht, wo, ins Wasser ge-

---

*) Einst wurde er im Hirsch zu einer Strafe condemnirt, welche doch nicht wohl hatte ausgeübt werden können. Er sollte nämlich kombabusirt werden. Ein lustiger Bruder machte auf diese Posse folgendes Distichon:

Pendent de furcâ Brisi genitalia: namque
Fecerat, infandum! stupra nefanda Brisus.

Ich tadelte diese Verse, weil die erste Sylbe in Brisus lang und kurz gebraucht sey; aber Herr von Brisen nahm sich der Verse selbst an und vertheidigte sie.

ſprungen und habe ſich erſäuft. Doch haben andre dieſer an ſich gar nicht unglaublichen Sage widerſprochen.

Neuntes Kapitel.

Alte Geſchichten von Gießen und Göttingen.

Du haſt deine Lebensgeſchichte nicht ſo erzählt, wie ſie deine Freunde eigentlich erwartet haben, und wie ſie dieſelbe zu erwarten das Recht hatten, ſagte einſt der Magiſter Dornenſteeg auf einem Spaziergange nach der Mail zu mir.

Ich. Wie dann ſo? Finden ſich etwa Lügen oder verdrehte Nachrichten in meinem Werke?

Dornenſteeg. Das eben nicht: wenigſtens habe ich nicht gefunden, daß du vom Eulerkapper oder vom Schnappsconradi zu Göttingen gelogen hätteſt. Aber es fehlt ſo viel in dem Buche, das man gern würde geleſen haben, wenn du es erzählt hätteſt.

Nun begann Herr Dornenſteeg eine ganze Menge alter Geſchichten zu gedenken, welche damals ſich zutrugen, als wir beyſammen waren,

und woran ich mit unter besondern Antheil gehabt hatte. Dorneusteeg und mehrere, die es hörten, daß noch historische Reliquien da waren, ersuchten mich, dieselben bey Gelegenheit nach zu holen, und ich trage kein Bedenken, es zu thun, da ich gewiß weiß, diese Schnurren werden den meisten meiner Leser nicht unwillkommen seyn.

Der Anfang des neuen Jahres wurde in Giessen auf eine höchst seltsame Art gefeiert. Abends ging jeder Student, wie gewöhnlich, in eine Kneipe zum Eberhard Busch, in die Kraußkopferey, Reiberey oder wo sonst hin: Schnapps und Bier wurde getrunken, und das lustige Leben währte bis um halb Zwölf. Wenns so hoch an der Zeit war, lief jeder Student nach Hause: schon vorher war der Nachttopf ins Fenster gesezt worden, nachdem man ihn mit Unflath aller Art angefüllt hatte: manche patriotische Studenten versahen sich mit mehrern Nachttöpfen zu diesem nobeln Geschäfte. Auf den Glockenschlag zwölf ertönte ein helles: „pereat das alte Jahr!" aus allen Fenstern, wo Studenten wohnten, und die Nachttöpfe, Brunzkacheln zu Gießen genannt, flogen mit ihrem garstigen Inhalt auf die Straße. Dann ertönte ein munteres: „vivat das neue Jahr!" worauf die meisten ihren Weg wieder nach den Kneipen nahmen und da bis an den hellen Tag zechten. Die Straßen zu

Gießen

Gießen ſahen alſo früh am Neujahrstag gar häßlich aus, und allerwegen hörte man Verwünſchungen über die Garſtigmacher. Dieſer löblichen Gewohnheit wegen waren zu Gießen nur irdene Nachtgeſchirre: denn zinnerne zum peréat des alten Jahres auf die Straße zu werfen, wäre doch zu koſtbar geweſen.

Zwiſchen dem Gießer Militär und den Studenten herrſchte die innigſte Einigkeit, und die meiſten oder vielmehr alle Subaltern-Offiziere waren Duzbrüder der Burſche, und kommerſchirten ſogar mit denſelben. Ich erinnere mich, einſt einem ſolchen Hoſpiz unter dem Präſidium des Hn. Leutnants, jezt längſt Hauptmanns P... im Hirſch bey Magnus beygewohnt zu haben. In Halle würde ſo etwas gewaltig auffallen, und wohl gar auf Seiten der Offiziere Verdruß und Strafen nach ſich ziehen, aber in Gießen war das eine Kleinigkeit, worauf niemand Rückſicht nahm. Ich weiß aber auch nicht, welches beſſer iſt, oder welches weniger ſchadet, mit den Studenten kommerſchiren, oder mit ihnen die Bordelle oder Buffkeller beſuchen. Bey der innigen Einigkeit der Studenten und der Offiziere entſtanden keine Händel und Schlägereyen unter ihnen; ich erinnere mich nur eines einzigen Duells, welches zwiſchen einem Leutnant und einem Studenten wegen Jungs

ſer Gretchen Kraußkopf vorgefallen iſt. Der Student machte dieſem Mädchen aus einer Schnappskneipe den Hof, und der Offizier, welchen dieſes ärgern mogte, räſonnirte auf das Mädchen, und beſchrieb es, als gar nicht ſpröde und unbarmherzig im Gießer Offizierton, der grade ſo gebildet war, wie der Burſchenton. Den Studenten verdroß dieſes, und als er einſt den Leutnant auf dem Schießhaus antraf, conſtituirte er ihn, und die Folge war eine Schlägerey, wobey der Leutnant einen Hieb über die Naſe bekam, und während drey Wochen nicht ausgehen konnte. Die Herren hatten ſich gegen die gewöhnliche Methode zu Gießen auf den Hieb geſchlagen. Die Urſache, warum die Gießer Studenten, welche doch auf ihre ſtudentiſchen Rechte eben ſo ſehr und wohl noch ärger verſeſſen waren, als die Hallenſer, Frankfurter und Göttinger, mit dem Militär im beßten Vernehmen ſtanden, lag vorzüglich darin, daß die meiſten Offiziere nicht von Adel waren, und ehedem ſelbſt ſtudiert hatten. Ueberdieß gab es auch keine ganz junge Offiziere bey dem Gießer Regiment, eben ſo wenig, als es Bomsdorffe daſelbſt gab, oder ——, welche durch ihr grobes, impertinentes Weſen jederman empören, und insbeſondere den brauſenden Studenten zur Rache reizen. Ich werde an einem andern Orte, und viel-

leicht noch in dieſer Schrift einige Stückchen erzählen, welche gar erbaulich zu leſen ſeyn werden.

Im Jahr 1777 hatte ich eine komiſche Liebſchaft zu Frankfurt am Mayn, welche ſchon im erſten Bande meiner Biographie hätte erzählt werden ſollen, aber an jenem Orte aus guten Gründen, die aber nun wegfallen, übergangen worden iſt. Das Jahr 1777 war das traurigſte für die Univerſität zu Gießen, wo ich damals ſtudierte, die antiquiſſima Gilſenſis ging damals ganz ſchiefes, wie man von einer ſich ihrer Auflöſung neigenden gelehrten Innung nicht unfein ſagen würde. Ich ſelbſt kam in groſe Verlegenheit, aber nachdem alles Ungemach überſtanden und der Univerſitätsſpektakel, der früh im Frühling angefangen hatte, zu Ende war, welches jedoch erſt im ſpäten Herbſt geſchah, wie auf den deutſchen Univerſitäten ex conſili. praequantibus et lucrativis *) Mode iſt, machte ich in Geſellſchaft einiger Freunde, welche ſelbſt Frankfurter waren, eine Reiſe nach dieſer Reichsſtadt. Ich logirte im Thiergarten, aber ich logirte auch nur da: denn verzehrt habe ich damals in dieſem Gaſthofe faſt gar nichts, da ich immer Freunde beſuchte, oder ſonſt herum

*) D. i. weil die Herren vom Prorektor an, bis zum Karzerknecht Etwas dabey verdienen wollen.

lag. Unter andern Kneipen, welche ich in Gesellschaft meiner Kumpanen besuchte, war auch eine, welcher man einen gar schnurrigen Namen gegeben hatte. Es war kein Bordel, und deßwegen dürfen meine in Frankfurt bekannte Leser ja nicht an die schwarze Katze, an den haarigen Ranzen, oder an sonst ein berüchtiges, mit einem Ekelnamen versehenes Haus denken. Indessen hatte die Kneipe, oder das Bierhaus doch einen schnurrigen Namen, der mir damals, weil er eine Aehnlichkeit mit dem Namen einer Kneipe in Gießen hatte, sehr gefiel, und um dieses Namens willen, besuchte ich die Bierschenke fast täglich. Ich würde diese Benennung hier mittheilen: aber ich mag in Frankfurt kein Stadtgeschwätz rege machen, und zudem ist der jetzige Besitzer der Schenke mein guter Freund, welcher mir in den Jahren 1793 und 95 einige Gefälligkeiten erwiesen hat.

Der Wirth des Hauses war damals seit einem halben Jahre verstorben, und die Wirthin noch eine junge Frau, von ohngefähr 28 oder 30 Jahren. Daß es ihr an Freiern nicht fehlte, versteht sich von selbst: denn sie hatte gute Nahrung, und nur ein Kind von etwan sechs Jahren; aber von mehrern Freiern schien keiner vorzüglich begünstigt zu seyn. Sie war jedesmal ausserordentlich freundlich, wenn ich kam, und ich schrieb die gute Auf-

nahme, die sie mir machte, und ihr zuvorkommendes Wesen dem Gießer Ton zu, den ich an mir hatte: denn diesen Gießer Ton und den Gießer Comment hielt ich damals für das Nichtweiter der feinen Lebensart. Allein meine Freunde sahen weiter als ich, und Hr. R...d sagte eines Tags zu mir:

„Höre Bruder, merkst du nicht an der Frau L....wirthin?"

Ich. Nichts! die Frau ist, so wahr ich lebe und des Eulerkappers Seele lebt, eine honorige Frau.

R...d. Das ist sie auch: aber merkst du denn gar nichts?

Ich. Was sollte ich merken? Macht sie vielleicht mit?

R...d. Was weiß ich? Zu solchen Schosen nimmt man hier zu Lande keine Zeugen. Aber das muß doch ein Blinder sehen, daß die Frau dich gerne sieht.

Ich. Kann seyn; das macht, weil wir Gießer Bursche sind, sieht sie uns alle drey gerne. Die Frau hat gerne mit Leuten zu thun, welche den Comment verstehen.

R...d. Die versteht so viel vom Comment, wie der grobe Müller im Einhorn. Wenn sie das Burschenwesen verstünde und Gefallen dran fände,

würde ſie nicht zürnen, und aus der Stube laufen, wenn wir das Ecce quam bonum intoniren; und doch gehört ein honettes Ecce quam bonum zum Commerſch, und folglich ſo weſentlich zum Burſchencomment, wie das Feuer auf die Tabaksſpeiſſe. *) Nun, mein Freund, ſie iſt in dich verſchoſſen.

Ich. Verſchoſſen, lieber Kerl, biſt du närriſch?

R...d. So gewiß, als ich vor dir ſtehe, ſie iſt es. Und höre, Bruder, hier wär Etwas zu machen.

Ich. Und was?

R...d. Wie, wenn du die Frau nähmſt und L...wirth würdeſt. Das wär ein geſundnes Freſſen für dich. Du ſchikſt dich gar nicht übel zu einem Kneipier. —

---

*) Wohl zu merken, daß ich vom Jahr 1777 rede, und nicht von 1802: denn, Dank ſey's der beſſern Lebensart der Studenten, nicht aber den Akademiſchen Polizeyanſtalten, daß Ecce quam bonum und deſſen Schweinereyen, werden bloß noch den Gnotenkommerſchen gehöret. Dieſe aber ſingen wie folgt:

Ex tam bonam
Bonam acund am
Han mer kane fratres
Haburum.

Ich lachte, und doch hatten R...ds Reden in mir gewiſſe Ideen rege gemacht, denen ich nicht ohne Wohlbehagen nachhing. Sobald ich konnte, beſuchte ich das Bierhaus, und entdekte Reize an der Wirthin, die ich vorher gar nicht bemerkt hatte. Ich fing an, ſo nach meiner Art, ſchön zu thun, und ſiehe da, Madam kam mir auf dem halben Weg entgegen: R...d legte ſich hinein und wir ſprachen ganz im Ernſte von einer Heirath. Ich dachte nun Wunder, was ich meinem Vater für eine Freude machen würde, wenn ich ihm von meinem nahen Glücke Nachricht gäbe. Ich ſchrieb an ihn: aber ſeine Antwort, die ich gleich ſechs Tage nachher erhielt, war voll Verweiſe über mein thörigtes Vorhaben. Ich erſchrak, konnte doch meinem ehrlichen Vater nicht Unrecht geben, und da ſelbſt meine Verwandten in Frankfurt mir heftig zuſezten, ſo eine närriſche Idee fahren zu laſſen, ſah ich ſelbſt ein, daß ich im Begriff war, einen dummen Streich zu machen, und beſchloß, nach Gieſſen zurück zu kehren. Ich wandte bey meiner Madam vor, eine in Gießen vorgefallne Schlägerey, wovon ich als Zeuge ſey aufgeführt worden, machte meine Gegenwart daſelbſt nothwendig, ich würde aber in kurzer Zeit wieder kommen. Madam glaubte mir, und ich zog ab: ſie begleitete mich noch bis Vibel, und wir nahmen

zärtlich Abſchied von einander. Ich kam nicht wieder, wie ſich von ſelbſt verſteht, und ſchon im Anfange des Jahr 1778 heurathete die gute Frau, welche auch zu Verſtande gekommen ſeyn mogte, einen Bierbrauer, der ſich freylich für ſie beſſer ſchickte, als ein neunzehnjähriger Student, mit aller ſeiner Commentkenntniß. Der Sohn, welcher damals ein Kind von ſechs Jahren war, iſt ſeit 1792 Wirth, da der zweyte Herr Gemal, der Bierbrauer abgefahren iſt, und die Frau Wirthin entweder keinen andern mehr finden konnte, oder finden wollte. Ich bin bey den guten Leuten noch 1795 geweſen, und von ihnen human genug behandelt worden. „Siehſt du, Clemens, der Mann da wäre vorzeiten beynahe einmal dein Vater geworden" ſagte ſie zu ihrem Sohne. „Das wäre ja recht hübſch geweſen, erwiederte Clemens: denn ſo hätte ich doch noch einen Vater; aber der, den ſie mir gaben, ſtarb mir viel zu früh."

Wenn ich hernach die Sache mit der Bierſchenkerey zu Frankfut am Mayn ſo bey einer Pfeiffe Tabak und bey heiterer Seele überlegte, kränkte ich mich zwar nicht, daß ſie zurückgegangen war, aber ich überzeugte mich doch auch, daß ich nicht unglücklich geworden ſeyn würde, wenn ich Bierſchenke geworden wäre. Ich kenne wirklich Bier-

ſchenken, die mehr Credit und eo ipſo auch mehr Ehre haben, als mancher Profeſſor Ordinarius und mancher Hofrath, welcher mit gröſter Sehnſucht auf die heiligen Abende wartet, um ſeinen Antheil an den Amtsſporteln zu ziehen.

Zehntes Kapitel.

Allerhand Histörchen.

Im Winter 1798 erhielt ich einen Brief von dem Kellerwirth Boos in Göttingen, worin ich um 11 Thlr. 16 Gr. 7 Pf. manichäert wurde. Ich war zwar einige Mal auf dem Keller zu Göttingen geweſen, aber nie hatte ich einen Heller Schulden daſelbſt gemacht, und dieß würde auch nicht einmal angegangen ſeyn, weil der Wirth — ich weiß wirklich nicht, ob Signor Boos damals (1778 — 79) ſchon Kellerkneipier geweſen iſt, oder nicht — ſich mit mir gezankt hatte, und dieß wegen ſeiner Magd, mit welcher er ſcharmirte, und die ich ein Kellermenſch genannt hatte. Denn der Göttinger Kellerwirth im Jahr 1778 war, wie die meiſten Herren dieſes Handwerks zu Göttingen, ein grober Mosjeh, beynahe ſo grob, wie der grobe Müller zu

Gieſſen, oder der Wirth in der Karthaune zu Frankfurt am Mayn.

Der Brief des Kneipier Boos befremdete mich nicht wenig, aber ich fand gar bald, daß ein Irrthum vorgefallen ſeyn müßte, denn da ſich die Schuld von den Jahren 1783 und 84 herſchrieb, ſo konnte ich ſie nicht gemacht haben, weil ich damals in Halle Kollegia las, und nicht einmal mein Bruder konnte jenes Laus Deo contrahirt haben. Ich fand für gut, gar nicht zu antworten, und nun verklagte mich Meiſter Boos der Kneipenwirth beym Prorektor der Univerſität, welcher damals Hr. Pr. Klügel war. Ich wurde citirt, verſäumte aber den Termin, und ſiehe da, ich wurde contumacirt. Allein ob ich gleich mich vor dieſer Contumazſentenz gar nicht zu fürchten hatte, und zwar wegen den zu Göttingen wenigſtens auf dem Papier, geltenden Geſetzen, ſo ſchrieb ich doch an den Prorector, und bat mir einen neuen Termin aus, und nun konnte ich hinlänglich beweiſen, daß ich an dem Tage meiner Promotion in Halle nicht 8 gr. 6 pf. in Göttingen auf einer Kneipe verzehren konnte. Dieſe Vertheidigung wurde dem Kneipier zugeſendet, und da er ſeinen Irrthum einſah, wurden die Akten reponirt. Sonſt muß ich doch dem Mosjeh Boos wohlmeinend rathen, daß er, wenn er wieder einmal klagen will, ſich einen an-

dern Advokaten annehme, als der war, durch deſſen Griffel er mich verklaget hat; denn das Klageding, welches nach Halle gekommen iſt, war gar ein klägliches Klageding, welches Boos wohl ſelbſt könnte fabricirt haben, wenn nicht die vielen lateiniſch ſeyn ſollenden Brocken und der abgeſchmakte Styl, die Fabrik eines Advokaten hinlänglich anzeigten.

Weil ich aber doch von Göttingen rede, will ich einen Irrthum widerlegen, den man in Rückſicht der daſigen Profeſſoren und Studenten ſchon ſeit der Errichtung der Univerſität hegt. Man bildet ſich nämlich ein, die Herren Göttinger ſeyen Muſter der feinen Lebensart, und übertrieben es hierin wohl mehr, als daß ſie es woran mangeln ließen. Dieß iſt, ſelbſt mit Erlaubniß der Göttinger Herren nicht wahr, durchaus nämlich nicht: denn daß es in Göttingen Profeſſoren und Studenten von ſehr feinen Sitten gab, hab ich ſelbſt erfahren, und zweifle nicht, daß es in dieſem Stück ſeit meiner Zeit noch beſſer geworden iſt. Jedoch gab es einige Profeſſoren daſelbſt, welche auf dem Katheder fleißig die große Glocke lauteten und ohngefähr eine Sprache führten, wie die Muskotiere auf der Hauptwache. Beſonders war ein gewiſſer Herr Juriſt da, welchem es Armsdick aus dem Maule ging, wenn er Beyſpiele

zur Erläuterung seines Vortrags herbey suchte. Ich weiß, daß er einst in der Lehre de emtione venditione die Frage aufwarf, ob, wenn ein Student auf dem Weg nach Boften sich mit einem Mädchen im Korn für Geld lustig mache, das Geschäft ein contractus emtionis venditionis sey? Es ist übrigens anzumerken, daß die Juristen sich auf mehrern Universitäten stark aufs Zotenreißen legen: doch war damals auch ein Herr Mediciner als ein ächter Cyniker bekannt, und das Benehmen der sonst großen und hochverdienten Männer, Michaelis, Kästners und Lichtenbergs gehörte doch wohl nicht durchgängig zur feinen Lebensart.

Bey den Studenten war die feine Lebensart auch nicht durch die Bank zu Hause. Ich sah noch vor zwey Jahren an einem gewissen Orte einige Göttinger, welche renommirten trotz dem wildesten Jenenser vor zwanzig Jahren, nur mit dem Unterschiede, daß die Herren Göttinger, sobald jemand anfing, ihnen aufs Leder zu reden, gleich stille wurden, welches der Jenenser aber so leicht nicht thut. Die Herren bilden sich auf ihre Universität etwas ein, und Einbildung dieser Art, welche sich auf keine eignen Realitäten gründen, erzeugen Stolz, Impertinenz und Grobheit, lauter Dinge, welche mit der feinen Lebensart gar nicht bestehen können. Wie weit es die Herren — ich

rede immer nicht von allen — in der Real-Zotologie, welche doch große Wissenschaft der Verbal-Zotologie voraussezt, gebracht haben, mag folgendes Geschichtchen beweisen.

Im Jahr 1778 verließ ein gewisser von H... die Universität Göttingen, wo er nichts gelernt, aber doch zum Ersatz für Professoren und Philister, große Summen verzehrt hatte. Dieser H.... gab den Tag vor seinem Abzug einen Schmauß, wozu auch ich eingeladen wurde. Ohngefähr dreißig Personen wurden herrlich tractirt, nachdem aber alle beysammen waren, trat Hr. H... auf, und erklärte, daß jeder, welcher vor dem allgemeinen Aufbruch auch nur aus der Stube gehen würde, für einen Hunzfott gehalten werden sollte. Auf jeder andern Universität würde ein solches Hunzfottsetzen Unwillen und vielleicht gar Ausbruch des Unwillens in der ganzen Gesellschaft verursacht haben, aber die Herren Göttinger applaudirten den witzigen Einfall; damit aber das strenge Gebot, nicht zur Thüre hinaus zu gehen, desto besser möchte gehalten werden, mußte Conrad, der Bediente, die Thüre verschließen, welche er nur dann öffnete, wenn Chocolade, Wein, Punsch, Essen und d. gl. hineingebracht werden mußte. Weder Nachtstuhl noch Nachttopf war zu sehen, alle Necessitäten mußten entweder zum Fenster hinaus, oder in die Stube gemacht

werden. Das Gelag dauerte bis früh sechs Uhr, und nun denke man sich die Gestalt der beyden Zimmer des Hn. v. H... und den lieblichen Geruch, welcher daselbst herrschte! Hr. v. H... welcher noch lebt, aber von der Gelehrsamkeit weiter keinen Gebrauch machte, wird gewiß lachen, wenn er diese Nachricht lesen sollte.

Freylich war das Späßchen doch noch etwas feiner, als die Art, womit die Gießenser den Frauenzimmern den Spaziergang auf dem Wall verleideten. Auf dem Wall ist ein schöner Spaziergang rund um die Stadt, aber wer einmal drauf ist, muß entweder vorwärts oder rückwärts gehen, da man bloß an den drey Thoren herunter kommen kann: fast stets sahe man Studenten und Frauenzimmer drauf herum spazieren, bis endlich die Studenten die Schönen vertrieben. Dieß geschah auf folgende von Hn. Hill, dem Oberzotologen, angegebene Art. Zehn oder zwölf Studenten zogen auf den Wall: da gingen sechs, acht Mädchen oder Madamen mit einander; nun theilten sich die Studenten, sechs liefen den Damen vor, und sechs blieben zurück; die Damen kamen also in die Mitte, aber die vordern Burschen sezten ihr Gespräch mit den hinten Gebliebenen fort, und nun wurde ein derbes Kapitel aus der Zotologie vorgenommen, welches die armen Damen bis ans

nächste Thor mit anhören mußten. Man stelle sich die Qual der Schönen vor! Doch sagte man, einige hätten Gefallen an dem galanten Vortrag der Bursche gefunden. Nachdem diese zotologische Schnurre etwan sechs Mal wiederholt worden war, vermieden alle Frauenzimmer den Wall! Das war eine Großthat der damaligen Gießer Burschen würdig.

Indessen dürfen unsre heutigen Universitäter eben nicht so gar stolz thun, wenn sie die zotologischen Genieſtreiche der ehemaligen lesen, und ihre, freylich in gar vieler Hinsicht bessere, wenigstens feinere Lebensart, dagegen halten. Die ältern Studenten hatten Tugenden, welche zu unserer Zeit anfangen, gewaltig rar und selten zu werden, und dahin gehört vorzüglich die Ehrlichkeit im Bezahlen. Ich weiß noch die Zeit, wo es eine Schande war, zu prellen, oder per Schwanz, wie man sagt, von der Universität abzufahren. Das Wuchten, oder das geheime Abziehen aus einem Wirthshause, ohne die Zeche zu bezahlen, war vollends schimpflich. Ein gewisser Mayer zu Giessen ließ sich einst Spek und Eyer in Henchelheim machen, und wuchtete sich. Die Wirthin klagte es andern Studenten, und Mayer mußte nicht nur die Zeche bezahlen, sondern bey jeder Gelegenheit sang man ihm folgendes Epigramm vor:

Ejus tenuensis Dominus Mayer
Prellte die Wirthin um Speck und Eyer:
Der Spaß war hübsch, doch wahrlich rar
Für den Verstand des Musjeh Maar.

In und um Halle geschehen dergleichen Wuchereyen mehrmals, so wie zu Jena, Göttingen, Erlangen u. s. w. Aber unsre jetzigen Wirthe und Kneipenhalter sind auch viel aufmerksamer, als sonst. Neulich erzählte mir der Schenkwirth zu Stichelsdorf, Herr Runge, folgende Raupe, welche ihm vor zwey Jahren die Studenten spielten. Etwan vierzehn bis achtzehn Hallenser kamen nach Stichelsdorf, und ließen sich den dasigen herrlichen Breyhan trefflich schmecken, forderten Abendbrod, und machten eine Zeche von ohngefähr acht Thaler. Da sie in der obern Stube allein waren, so warfen sie nach und nach ihre Hüte herunter, und schlichen sich mit bloßen Köpfen, gleichsam als wollten sie ihre Necessitäten verrichten, zum Hause hinaus, und marschierten nach Neideburg zu. Aber Hr. Runge, welcher nun inne ward, daß er geprellt war, verfolgte sie, und war so glücklich, einige einzuholen, welche sich zwar zur Wehre sezten, endlich aber doch dem Wirth und seinen Helfern sich als Gefangene überlassen mußten. Sie hatten kein Geld, und Runge war zufrieden, daß sie ihm ihre Namen sagten:

er ist auch bezahlt worden, hätten aber die Herren sich wuchten können, er hätte nie einen Heller erhalten.

Eben deßwegen, daß der Student so gerne prellt, sich mit der Malice drückt, sich wuchtet und skissirt, ist auch der Credit so selten, und die Prellereyen von Seiten der Philister gehn ins Wilde. Es ist was abscheuliches, ein Pumpbuch für Studenten nachzusehen, wie da alles übersezt ist, wodurch auch der ordentlichste Mensch bey einem sonst ganz artigen Wechsel, mit Gewalt gezwungen wird, sich in Schulden zu stecken. Die Philister rühmen sich öffentlich, daß sie die Studenten prellten, und rechtfertigen ihre Prellereyen damit, daß sie ja auch geprellt würden, daß man es ihnen also nicht übel nehmen dürfe, wenn auch sie die Studenten wieder prellten. Der Student betrachtet den Philister, und der Philister den Studenten als abgesagten Feind, und Feinde, wie man weiß, plündern sich wechselsweise, ohne sich deßhalben Vorwürfe zu machen. Man hat, besonders seit einiger Zeit her, so viel über die Verbesserung des Studentenwesens geschrieben, aber den wichtigen Punkt, die Pumpprellereyen betreffend, fast gar nicht berührt. Uebrigens denke man ja nicht, daß bloß in den Häusern einiger habsüchtigen Bürger solche Betrügereyen — denn das sind solche Späße

doch immer — Mode wären; auch in Professoren-Häusern wird der Student so gut geprellt, wie in dem Hause des ärmsten Bürgers, und in vornehmen Quartieren wohl noch am ärgsten.

Eilftes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte meiner eignen Lage.

Im Sommer 1798 wurde es mir in meinem Quartier bey dem Schneider Baum unerträglich: denn meine Frau zankte sich oft mit demselben, und ich suchte mir ein ander Quartier. Ich hätte recht gute finden können, aber meine Frau wählte ein Souterrän, worin zwey ziemlich artige Stuben waren: alles war recht gut, wenn nicht die Fenster à rez de chaussée oder dem Pflaster gleich gewesen, und also jedem Neugierigen zur Beschauung all unsers Thun und Lassens frey gestanden hätten. Der Winter war sehr strenge, und doch empfand ich in meinem Souterrän wenig von der Strenge desselben: ich hatte aber auch gutes Feuerwerk.

Um diese Zeit fing ich auch an, mich auf die Rechtswissenschaft zu legen, wozu mir ein Ver-

druß Gelegenheit gab, welchen ich mir unvorsichtiger Weise zugezogen hatte. Ich hatte für einen gewissen Soldaten Urban, und für den Zimmermeister Hn. Haak einige juristische Aufsätze besorgt, wohl gemerkt, nicht selbst gemacht, sondern nur besorgt. Da man nun im Preußischen durchaus nicht zugiebt, daß ein Nichtzünftler, d. i. ein solcher zu welcher nicht in die Innung der sogenannten Justizkommissarien, an andern Orten heißen diese Herren Advocaten, so wie sie schon vor Olims Zeiten hießen: der Name Advocat hat aber einen etwas schiefen Nebenbegriff, weil man sich dabey immer einen Menschen zu denken gewohnt ist, welcher das Recht verdreht, und nicht sowohl für seine Clienten, als für seinen Beutel sorgt; deswegen schaffte auch Friedrich II. diesen Titel Advocat ab, und gab den Herrn Sachwaltern den Titel Assistenzrath, hernach aber Justizcommissarius. Im Grunde ist nichts geschlechtert, aber leider! auch nichts gebessert worden durch die Veränderung der Titulaturen. Wo das Interesse abwaltet, da bessert man selten was, und wie sollte es einem Gericht, einer Regierung, Amt u. s. w. einfallen, die Advocaten in der Ordnung zu halten, da eben durch die Unordnungen, welche die Advocaten machen, die Sporteln der Herren selbst vermehrt werden? Ich gebe übrigens

gerne zu, daß an den Preußischen Gerichtshöfen weit weniger Irregularitäten gefunden werden, als sonst wo. Man denke an die herrliche Gerechtigkeitspflege in den Reichsstädten, und wers nicht weiß, lasse sichs erzählen, er wird erstaunen! Indessen will ich doch zu seiner Zeit ein Bändchen merkwürdiger Rechtsfälle ins Publikum schicken, worüber auch mancher Herr zu — und zu — und an andern Orten mehr, die juristische Nase ganz gewaltig rümpfen soll. Aber ich muß wieder fortfahren.

Da nun keinem Nonjustizcommissarius erlaubt ist, und das von Rechts wegen, eine Rechtssache vor Gericht zu beadvociren, so wurden natürlich der Soldat Urban und der Zimmermeister Hauk, nach den Verfassern ihrer eingegebenen Schriften befragt, und bevor — ob sie mir gleich aufs heiligste versprechen hatten, meinen Namen zu verschweigen — bekannten auf mich. Im Vorbeygehen muß ich anmerken, daß man Unrecht thut, sich auf Leute zu verlassen, welche durch einen Eid getrieben werden können, ihr Wort zu brechen. Ich für meinen Theil halte den Eid für ein sehr elendes Mittel, die Wahrheit heraus zubringen, und wenn ich höre, daß eine Sache durch einen Eid sey berichtiget worden, so zweifle ich desto stärker an ihrer Richtigkeit, besonders wenn das Interesse des

Schwörenden mit im Spiel war. Es giebt gröbere Vergehungen, als ein falſcher Eid, und zu dieſen gröbern Vergehungen gehört die Brechung eines einem Freunde gegebenen Wortes. Seine Seele zum Teufel ſchwören, iſt ein Ausdruck ohne Sinn; denn nicht der Schwur, ſondern die Handlung iſt Sünde. Wenn ich z. B. falſch geſchworen hätte, um den tugendhaften Vergniaud, den Camille Desmoulins, oder den Bailli von dem mörderiſchen Eiſen zu retten, ſo würde ich mir nicht allein kein Gewiſſen daraus machen, die Terroriſten durch einen falſchen Eid betrogen zu haben, ſondern würde eben den falſchen zur Rettung der Tugend geleiſteten Eid für meine ſchönſte That halten, und mich derſelben öffentlich rühmen, und jeder rechtdenkende Mann würde mir applaudiren. Meine Moral wird manchem zu lax und manchem verdammlich vorkommen: aber was kümmern mich die Urtheile anderer? Eben die, welche die ſogenannte Heiligkeit des Eides ſo vertheidigen, als wenn damit das Wohl und das Wehe des ganzen Staats im engſten Zuſammenhang ſtünde, ſind meiſtens die erſten, die falſch ſchwören, wenn es auf ihrem Nutzen ankommt. Experto crede Roberto. Selbſt die höchſte Obrigkeit, ich meyne die Fürſten, nimmt es nicht ſo genau mit dem Meyneid. Ein Deſerteur hat ge-

wiß ſeinen Eid gebrochen, und iſt daher meineidig, folglich nach den Geſetzen infam: doch nimmt jeder Fürſt die Ausreißer andrer Fürſten gerne an, und ich will den ſehen, der ſo einem ehemaligen Deſerteur vorwerfen ſollte, er ſey kein ehrlicher Mann. Daß man hierin recht thue, geſtehe ich gerne: denn die meiſten vom Soldaten geleiſteten eidliche Verpflichtungen ſind erzwungen worden; aber ſo viel erhellet doch aus dieſem Beyſpiel, daß die höchſte Obrigkeit Fälle annehme, wo ein Meyneid keine Schande bringt. Die Folter hat man zur Ehre der Menſchheit abgeſchafft, weil man einſah, daß ſie ein ſehr unſicheres Mittel ſey, die Wahrheit zu erforſchen: eben ſo ſollte man es mit dem Eid machen; aber freylich, wo blieben alsdann die Sporteln? Doch wieder zu meiner Geſchichte.

Urban und Haak wurden zum Eide getrieben, und gaben mich nota bene als den Verfaſſer der von ihnen eingegebenen Rechtsſchriften an. Die Regierung zu Magdeburg ſowohl, als die Halliſchen Gerichte requirirten an die Univerſität, und ich wurde gefordert. Ich ſagte die Wahrheit, und der Hofrath Dryander, oder Triander — ich weiß wirklich nicht, wie ſich dieſer Herr eigentlich ſchreibt — erhielt den Auftrag, mir einen Verweis zu geben. Wer den Herrn Hofrath kennt, wird ſich leicht

vorſtellen können, wie dieſer Verweis beſchaffen geweſen iſt: mir fiel er indeſſen nicht auf; denn in den Paar Augenblicken, da er mir die vorgeſchriebene Naſe gab, dachte ich mir den Onkel Toby und den Korporal Trim ſo lebhaft, daß ich beynahe in lautes Auflachen ausgebrochen wäre; und geſchah das, ſo hätte es der Herr Hofrath als Mangel des Reſpects gegen das ernſte Gericht*) vielleicht ausgelegt, und doch wäre es nichts geweſen, als eine ganz unſchuldige Rückerinnerung an den Onkel Toby und an den Korporal Trim! Es giebt aber dergleichen ſchiefe Auslegungen mehr, doch die gehn mich hier noch nichts an; vielleicht unterſuche ich ſie bey einer andern ſchicklichern Gelegenheit.

Von Unkoſten iſt mir damals nichts abgefordert worden, aber im J. 1801, alſo drey Jahre hernach ſollte mir der Univerſitätsactuar Hr. Buſſien einiges Geld auszahlen, und da zeigte er mir eine Rechnung, welche von Hn. Klein unterſchrieben war, und zog mir 4 Thlr. 11 Gr. 6 Pf. ab. Habeant ſibi: in drey Jahren fordern ſie nichts, und erſchweren — oder erleichtern ſich dadurch ihre Rechnungen. Ich weiß es nicht: die Herren

*) Sie ſetzen die nach, Jüngling, ins ernſte Gericht.

Klopſt.

werden es am beſten wiſſen. Aber doch iſts ſonderbar, daß ein Preußiſches Gericht, beſonders ein univerſitätiſches drey volle Jahre warten konnte, ehe es Unkoſten forderte, und dann erſt forderte, als der Prorector, unter welchem die Sache vorgefallen war, längſt verſtorben, der Director aber weit weg verſezt war. Ich mache hier keine Anmerkungen, vielleicht machen dieſe einige ſachkundige Leſer, und das iſt mir genug.

Indeſſen lebte ich ziemlich ruhig, und hatte gegen den Herbſt 1798 das Vergnügen, meinen Vetter Jacob Laukhard bey mir in Halle zu ſehen. Dieſer rechtſchaffne Mann hatte mit mir einen Theil ſeiner erſten Jugend in Dolgesheim bey Maynz zugebracht, wo damals der Inſpector Kratz eine Art lateiniſcher Schule errichtet hatte. Kratz war ein Mann von Kenntniſſen, das heißt, er ſchrieb und ſprach lateiniſch ohne Schnitzer, las die Griechiſchen Autoren ohne Verſion und ohne Lexicon, wußte viel Geſchichte, Geographie und rechnete gut: dabey verſtand er auch Franzöſiſch und Engliſch, und ſo war er dann allerdings der gelehrteſte Mann weit und breit herum, aber ſeine Lehrmethode war abſcheulich, und die Behandlung der Schüler ſchrecklich: immer wurde zugeſchlagen, und wer mit etwan ſechs oder acht Lungenſtiche durchkam, für eine Schullection, nämlich,

nicht für den ganzen Tag, der konnte ſich glücklich preiſſen. Mein Vetter Jacob hat ſehr oft die ſchwere Hand des fürchterlichen Orbilius Kratz fühlen müſſen. Ich erinnere mich noch, oft mit Unwillen, oft mit Wohlbehagen, je nachdem ich geſtimmt bin, an die Schimpfwörter, womit Kratz ſeine Scholaren zu compelliren pflegte. Auſſer den auch ſonſt gewöhnlichen, Eſel, Flegel, Schlingel, Röckel, Tölpel, Ochſe, Narr, Teufelskind u. d. gl. hatte er auch noch ſeine vielleicht ihm ganz eigne: garſtiger Wuhl, Ofenlochsgabel, Kappesdorſche, Rübenhengſt, Dullullul, Federbüſtchen, Herr Schuzker, Kalidokes Schimpahes, Ennerſt und noch viele andre, die ich vergeſſen habe. Nie rief er uns mit unſern eignen Namen: wenn er einen fragen wollte, guckte er ihn ſtier an, und ſchrie: „Na, haſt'd keine Ohren, du Wuhl, du Rübenhengſt?“ Folgte dann auf vorgelegte Frage eine befriedigende Antwort, ſo brummte er ſtatt aller Approbation ein dumpfes Hm, Hm, her; war er aber mit der gegebenen Antwort nicht zufrieden, ſo kamen Schimpfwörter und endlich derbe Ohrfeigen oder Stockhiebe.

Mein Onkel, Jacobs Vater, zog etwan 1767 oder 69 nach der Oberlauſitz, und Jacob kam auf die Schule nach Görlitz, dann auf die Univerſität nach Wit-

tenberg, Leipzig und Strasburg: da aber das Schicksal seine Leute wunderlich führt, so gerieth mein guter Vetter unter die französischen Soldaten, segelte nach Amerika, und ward endlich Hofmeister in Schlesien. Die Leser können leicht denken, daß von einem Manne, welcher so wunderliche Umzüge gemacht hat, gar viel Interessantes erzählt werden könnte, aber ich schreibe ja meine und nicht meines Vetters Geschichte, und kann daher damit nicht dienen. Vielleicht beschreibt er einst seine Historie, und dann wäre es sehr unartig, wenn ich ihm vorgreifen wollte.

Einige Wochen nach meines Vetters Abreise kam ein Männchen nach Halle, dessen Logis ich aber trotz meiner Untersuchungen nicht ausfindig machen konnte. Das Männchen besuchte mich früh Morgens, und beschied mich auf den Nachmittag zu sich auf die sogenannte Loge, er habe mir ein Project mitzutheilen, durch dessen Ausführung wir beyde könnten auf immer glücklich werden. Ich halte zwar blutwenig auf Projecte, weil mir bisher alle die, welche ich formirt hatte, oder welche andre für mich formirten, gescheitert oder wenigstens mislungen waren, doch wollte ich dießmal sehen, was das Männchen eigentlich haben wolle, und ging auf die Loge, wo damals Mosjeh Diet-

ler seine corrupte Wirthschaft führte. Geheimniß-voll blinkte mir das Männchen, und nahm mich mit in die große Wirthsstube, die er ausdrücklich hatte heizen lassen, und wo wir allein seyn konnten. Hier entdeckte er mir bey einem Glas Breyhan sein Anliegen. „Ich bin ein Adeptus, sagte er, und habe durch lange Erfahrungen, große Reisen, tiefe Untersuchungen endlich die Geheimnisse der Natur entdeckt, welche vor den Augen der Menschen, auch der allerklügsten und allergelehrtesten verborgen sind. Ich mache zwar weder Gold noch Silber, denn das ist vielleicht unmöglich, welches ich jedoch nicht behaupten will, da ich die Sache nicht genau genug untersucht habe; aber wenigstens ist das Goldmachen unnütz und überflüssig: denn Gold und Silber giebt es genug in der Welt, um Handel und Wandel zu unterhalten, und dieß ist hinreichend. Aber ich habe weit köstlichere Arcanen, ich besitze die Kunst, das Leben der Menschen zu verlängern und die Gesundheit unverletzt zu erhalten. Ich mache es nicht wie Hufeland in Jena, welcher Diät und Ordnung befiehlt: nein! wer mir folgen will, kann nach Herzenslust ausschweifen, kann sich alle Tage zehnmal besaufen, kann sich mit Frauenzimmern übermäßig begehen, kurz er kann treiben, was ihm gelüstet zu treiben, und seine Gesund-

heit muß nicht im geringſten dadurch geſchwächt werden."

„Das wäre ja, fiel ich ein, ein herrliches Arcanum für große Herren, für Prälaten, Domherren, Kammerherren, Hofbediente und reiche Taugenichtſe."

„Ja wohl, fuhr er fort: aber nicht nur für reiche und vornehme Herren und Damen iſt mein Arcanum: denn auch in den niedern und niedrigſten Ständen ſind die Ausſchweifungen große Mode. Sogar bey Kammerkätzchen und Domeſtiken werde ich Beyfall finden. — Aber, liebſter Freund, ich habe einen Mann nöthig, der mit mir zieht, und mich unterſtützt, und dieſen Mann glaube ich in Ihnen gefunden zu haben."

Ich. Wie meynen Sie das?

Das Männchen. Sie ziehen mit mir: Sie haben viele Bekanntſchaften in- und außerhalb Deutſchland. Wo wir hinkommen, empfehlen Sie mich Ihren Bekannten, und es ſoll uns nicht fehlen, wir wollen unſern Schnitt ſchon machen. Alles Geld, welches wir verdienen, theilen wir.

Ich. Warum ziehen ſie nicht lieber allein, und behalten den Ertrag Ihrer Induſtrie für ſich?

Das Männchen. Das geht nicht an: ich darf mich nicht ſelbſt produciren; ſo was macht erſtlich verdammt verdächtig, und die Leute ſehen

einen für einen Charlatan an, und dann kommt auch hier und da die Obrigkeit dahinter. —

Ich. (einfallend) Besonders im Preußischen, nicht wahr?

Das Männchen. Bitte recht sehr um Vergebung, im Preußischen ists gar nicht schlimm für unser Einen. Etwas Geld kostets zwar, aber die Erlaubniß zu practiciren ist leicht zu erhalten. — Um aber allen Ungelegenheiten vorzubeugen, ziehen Sie als Freund mit mir, machen mich so unter der Hand in Städten und andern Orten bekannt, und wir wollen schon unser Schäfchen scheeren.

Ich. Ja ja, denn nach dem Sprichwort, mundus vult depici, das heißt: die Herren wollen bedient seyn.

Das Männchen. Ganz recht, liebster Freund; Sie sind mein Mann, und wir können einander dienen. Manus manum lavat, sagt man im Sprichwort, Sie gehn doch mit?

Nun wurde ich im Ernst über den zudringlichen Unverschämten aufgebracht, und erklärte ihm gradezu, daß ich nie der Bediente oder der Freund eines Quakſalbers, Charlatans und Giftmischers werden würde. Das Männchen sagte weiter nichts, als: wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen, und ging fort. Als er weg war, ärgerte ich mich, dem Mosch nicht

derber die Wahrheit gesagt zu haben, aber nach und nach besann ich mich und bedauerte, den Kerl auf seinen abenteuerlichen Zügen nicht begleitet zu haben; ich hätte, glaub ich, recht sehr viel lernen können in solcher Gesellschaft. Es ist allerdings nicht sehr löblich, mit einem medicinischen Charlatan und einem alchymistischen Betrüger — und dieß war mein Männchen ganz gewiß — herum zu ziehen, aber ich konnte es immer einmal probiren, um doch auch die Erfahrung zu lernen, wie weit Leichtgläubigkeit und Betrug gehen kann. Ich habe nachher weiter nichts mehr von meinem Männchen gehört: denn er verließ Halle noch am nämlichen Tag.

Zwölftes Kapitel.

Häusliche Auftritte. Die Frau Hammern.

Seit der Geburt meines Fritzemann Acke gings so ziemlich in meiner Wirthschaft: denn ich verdiente so viel, als wir brauchten, und so lebten wir ruhig, so ruhig, als man unter meinen

Umſtänden leben kann. Freylich fielen ſehr oft kleine Zänkereyen zwiſchen mir und meiner Frau vor, welche von beyden Seiten nicht ganz ohne Grund waren, jedoch das ging bald vorüber, und wenn wir uns gezankt hatten, ſo waren wir eine halbe viertel Stunde hernach wieder die beſten Freunde. Ein Umſtand war indeſſen doch Urſache, daß der Unwille meiner Frau gegen mich länger dauerte, ſo lange nämlich, bis ſie von dem Ungrund ihres Verdachts überzeugt war.

Eine gewiſſe weggeworfene Creatur, die man Frau Hammern nannte, ſprach mich einſt auf der Straße an, mit ihr zu gehen, und ihr einen Brief zu ſchreiben, oder vielmehr einen Menſchen, welcher ihr noch 19 thlr. ſchuldig war, bey den Gerichten zu Bernburg zu verklagen. Ich hatte gerade nicht Zeit, ihr Verlangen zu erfüllen, verſprach ihr aber, nächſtens zu ihr zu kommen. Sie deſignirte mir ihr Haus: ich ging fort und vergaß, was ich verſprochen hatte. Ohngefähr acht Tage hernach ging mich die Hammern wieder an, aber auch damals konnt ich ihr nicht folgen, als ſie mich aber zum dritten Mal anredete, ging ich gleich mit ihr. Eine dienſtfertige Frau, nämlich die Frau des Muſicus Spazier, hatte mich ſchon mehrmals mit der Hammern reden ſehen, und als ſie nun gar ſahe, daß ich mit dieſer Makerelle ging,

lief sie schnell zu meiner Frau und berichtete ihr, so eben sey ich in ein Hurenhaus gegangen. Ich muß hier bemerken, daß ich durchaus von den Verhältnissen der Hammern nichts wußte, und daß es mir gänzlich unbekannt war, daß sie liederliche Wirthschaft betrieb: denn sonst würde ich doch wenigstens nicht am hellen Tage hingegangen seyn. Meine Frau warf schnell ihren Mantel um und eilte mir nach, fand mich aber ganz allein in der Stube der Hammern, weil diese weggegangen war, Papier zu holen. Wie sie mich apostrophirt habe, mögen sich meine Leser selbst denken. Ich hatte alle Mühe, sie nur in soferne zu besänftigen, daß sie nur keinen Skandal auf der Straße machte, und das Grobzeug zusammen zog. Nun erfuhr ich also, in welchem Hause ich gewesen war, und ärgerte mich selbst, dahin gegangen zu seyn. Nachdem aber meine Frau wieder ruhig geworden war, konnte ich sie von meiner Unschuld wohl überzeugen, aber noch jezt macht sie mir, wenn sie böse ist, über diesen Vorfall die bittersten Vorwürfe, und ich muß oft folgende schöne Frage hören: Sag mir'n mal, Menschenkind, obs nicht wahr ist, daß ich dich aus'm Hurenhaus geholt habe? das ist nun freilich wahr, aber ich war doch unschuldig, und verdiene daher keine Vorwürfe dieser Art.

Da

Da ich aber doch einmal von der Frau Hammern gesprochen habe, so will ich ihre heillose Wirthschaft vorher beschreiben: vielleicht kommen diese Blätter den Herren der hiesigen Polizey zu Gesichte, und vielleicht nimmt diese einige Rücksicht auf meine Nachrichten, und zerstört vielleicht die Infamien, welche bey der Hammern getrieben werden. Ich habe meine Nachrichten zwar nicht aus eigner Erfahrung, aber doch von solchen Leuten, welche als die gültigsten Zeugen gelten können, weil sie diese Hütte der niedrigsten Wollust selbst und öfters besucht haben.

Die Hammern hält kein eigentliches Bordel, das heißt, es ist bey ihr keine regelmäßige Auflage feiler Menscher, welche jedem zu Gebote stehen, der den geringen Preiß bezahlt, auf welchen sie sich taxirt haben: aber wer Etwas von der Art sucht, kann sich dennoch an die Frau Hammern wenden, welche gewiß dafür sorgt, daß ihm aus der Noth geholfen werde. Feile Mädchen finden sich ungerufen des Abends bey ihr ein: denn am Tage leidet sie dergleichen nicht, es müßte denn ein ausserordentlicher Fall seyn mit periculum in mora verbunden. Wenn aber keine Mädchen da sind, so hat die gute Frau doch Bekanntschaft und weiß gleich, wo ein Dirnchen steckt, das gern Etwas verdienen mögte: diejenigen Mädchen, wel-

che oft bey der Madam Hammern ſich einfinden, haben den Namen Hammermamſellen von unſern Studenten bekommen. So eine Hammermamſell iſt aber gehalten, jedesmal eine Abgabe von dem zu zollen, was der gierige Herr Galan für die genoſſene oder vielmehr für die noch zu genießende Freuden hingiebt; und dieſe Abgabe iſt ſehr billig: denn wer läßt gerne umſonſt, für nichts und wieder nichts in ſeiner Werkſtätte arbeiten? Bis auf dieſen Punkt hatte nun die Hammern vor den übrigen Bordelliſten nichts zum voraus: aber was nun kommt, iſt ihr ganz eigen.

Frau Hammern verſteht die Kunſt, ledige und verehlichte Frauenzimmer zu verführen, und ſie zu verkuppeln. Wer ein Mädchen oder ein Weib gern haben mögte, darf ſich nur an Madam Hammern wenden, und wenn dieſe das Mädchen oder die Frau nicht ſchaffen kann, ſo kann es niemand. Mir ſind Fälle bekannt, wo Frau Hammern wirkliche ernſthafte Liebesgeſchichten angeſponnen hat, und oft bin ich erſtaunt, wenn meine Freunde mir Frauenzimmer zeigten, welche bey der Hammern geweſen waren, um da mit ihren Liebhabern eine Zuſammenkunft zu halten, die doch ſonſt in aller Augen für tugendhaft, wenigſtens für ehrbar paſſiren. Fürchten Sie ſich aber nicht, meine Schö-

den, ich werde keine von ihnen nennen: Sie sind mehr zu bedauern, als zu beschimpfen.

Dieses Gewerbe treibt Frau Hammern schon seit vielen Jahren, und doch erinnere ich mich nicht, daß die Polizey auch nur ein einziges Mal nach dieser heillosen Wirthschaft gefragt hätte. Es kann seyn, daß die Herren von der Sache, die jedoch ganz stadtkündig ist, und wovon in höhern und niedrigern Cirkeln gesprochen wird, nichts vernommen haben, und daher die Kupplerin nicht controlliren konnten: eben deßwegen wünschte ich aber, daß diese Blätter den Herren zu Gesicht kämen, und dann wäre ich gleich bereit, auf Requisition nämlich, ihnen nähere Beweise der abscheulichen Kuppeley vorzulegen. Bey uns hat zwar der Unterschied zwischen delicta privata und publica aufgehört, indessen glaube ich doch, daß jeder, welcher von solcher heillosen Wirthschaft Kenntniß hat, auch das Recht habe, den Skandal der Obrigkeit bekannt zu machen, und daß alsdann auch diese verbunden sey, der heillosen Wirthschaft Einhalt zu thun.

Ich weiß, daß man hin und wieder die Frage aufgeworfen hat, ob auf Universitäten privilegirte Bordelle angelegt werden könnten, wodurch der Schade, welcher aus den Winkelbordellen und aus dem Umgang mit liederlichen, auf ihre eigne Hand

wohnenden Menſchern, den Studenten erwächſt, verhindert würde? Es muß wirklich weit mit dem Verderbniß der Sitten gekommen ſeyn, wenn man ſolche Fragen aufwerfen kann! Es ſollte nöthig ſeyn, für junge Männer, welche ſich den höhern Wiſſenſchaften widmen, und einſt Volkslehrer, Richter und Aerzte werden wollen, und ſich eben auf den Univerſitäten zu dieſen erhabenen Zwecken vorbereiten, für ſolche Leute, ſage ich, ſollte es nöthig ſeyn, Bordelle zu errichten, und dieſe Bordelle zu privilegiren, und der Obrigkeit — doch wohl der akademiſchen Obrigkeit ſelbſt? — die Oberaufſicht und das Direktorium davon zu überlaſſen!!! Ich zweifle, ob jemals eine deutſche Univerſität ein Bordel privilegiren wird; vielleicht ſollten die Vorgeſezten der Univerſitäten dafür ſorgen, daß alle Gelegenheiten, die niedre Wolluſt zu treiben, ſorgfältig abgeſchnitten würden, welches auch ſo gar ſchwer nicht iſt, wenn mans nur ordentlich anfängt. Die meiſten jungen Leute, dieß muß ich zur Ehre unſrer Studenten ſagen, haſſen die feile Wolluſt, und verachten die elenden Creaturen, welche ſolche Dienſte leiſten. Wie leicht wäre es aber, alle Jünglinge von guter Erziehung von dem Beſuch feiler Menſcher und von der Gemeinſchaft mit denſelben abzuhalten, da eben dieſe Jünglinge ſich gröſtentheils ein hohes Ideal von

Liebe und Minneglück gebildet haben, womit die Bordellerey und Menscherey ganz und gar incompatibel ist? Alte Sündenböcke, und rohe Kerle ohne Erziehung werden zwar der niedern Lust nachrennen: denn diese kennen und verlangen weiter nichts als Genugthuung für ihren Kitzel, aber der Jüngling hat Ansprüche, welche ihm keine Bordelnymphe und kein Thürmer gewähren kann. Fast immer ist die Verführung andrer Schuld, wenn junge Leute sich der Ausschweifung ergeben, und dadurch unglücklich werden. Wenn die Neulinge oder Füchse ankommen, werden sie sofort von den Veteranen angeführt, und mit allem bekannt gemacht, was diese betreiben: die Buffe oder Bordelle werden bey diesen Instructionen nicht vergessen, und kaum ist der Fuchs drey Tage auf der Akademie, so kennt er schon alle Löcher, und die in denselben commandirenden Buffpatronen, und die servirenden Buffmenscher. Dieß ist beynahe auf allen deutschen Universitäten so. Die Polizey ist zwar dann und wann aufmerksam auf diese Unflätereyen, aber sie verfehlt fast allemal ihren Zweck: denn das Visitiren der Bordelle, welches das Einzige ist, das man bisher zur Stöhrung dieser Unordnungen vorgenommen hat, wird größtentheils schon vorher bekannt, und dann finden die suchenden Häscherpatrouillen selten einen Studenten in

einem solchen Loche. Aber wenn sie auch welche finden, so kostet es einiges Geld, und das Uebrige bleibt, wie es war. Der jetzige Prorektor in Halle hat einiges zur Störung der Bordelleren und der Hurenwirthschaft gethan, und selbst alle gutdenkende Studenten wünschen, daß er seinen Zweck vollkommen erreichen möge — aber sie wünschen es mehr, als sie es hoffen: denn das Uebel hat zu tiefe Wurzeln gefaßt, als daß es leicht auszurotten seyn sollte. Doch es ist gut, die Materie von den Bordellen, Bussen und Thürmern, das ist Gassennymphen, abzubrechen, ob sie gleich sehr reichhaltig ist, und es mancher gern sehen würde, wenn ich noch einige Kapitel damit anfüllte.

Im Herbst 1798 wurde ich durch einen sehr freundschaftlichen Brief des rechtschaffnen und gelehrten Herrn Berghauptmanns von Murr zu Nürnberg, sehr angenehm überrascht. Dieser vortreffliche Lucator versicherte mich, daß er meine Siebensachen mit Vergnügen gelesen habe, und mit meinen freyern Aeusserungen und Urtheilen durchaus zufrieden sey: zugleich schickte er mir einen Katalogus derjenigen Bücher seiner sehr zahlreichen Sammlung, welche er verkaufen wollte, und forderte mich auf, mir nach Gefallen einiges zu wählen. Ich antwortete dem edelmüthigen Manne, und überließ ihm selbst die Wahl de

Bücher, welche er für mich nützlich und brauchbar hielte. Gegen Weihnachten ſchickte mir Herr von Murr einen Pack, worin ich unter andern folgende Werke fand: Euripidis Opera ex Editione Canteri; Lyrici et Bucolici graeci; Serveti Lbb. de Chriſt. reſtit; La Vie de Lucillo Vanini; Aminta di Taſſo; Statii Opera; Apollonii Rhodii Aggonantica und mehr andre Werke dieſer Art. Herr von Murr muß ſich eine ſehr gute Vorſtellung von meinen geringen Kenntniſſen und Fähigkeiten machen, da er mir ſolche Bücher zum Geſchenk gemacht hat. Nie wird meine Hochachtung und meine Dankbarkeit gegen den rechtſchaffenen Mann bey mir lau werden, und der Beyfall eines ſolchen Mannes wird gewiß mehr bey mir gelten, als das Lob oder der Tadel der lichtſcheuen Recenſenten in den ſogenannten Bibliotheken, Literaturzeitungen, Annalen, und wie die gelehrten Trödelbuden in Deutſchland ſonſt noch heißen mögen. Die Herren, welche an den gelehrten Journalen arbeiten, mögen mir es nicht übel nehmen, daß ich vielleicht mit weniger Reſpect von ihren Inſtituten ſpreche, als ſie vielleicht erwarteten: es iſt zu unſrer Zeit große Mode, beſonders unter den Schriftſtellen, alles bey ſeinem rechten Namen zu nennen, und Dank ſey es der Preßfreyheit, ſeine Meynung grade heraus zu ſagen.

Die Herren Recenſenten gehn uns in dieſem Stück mit dem beſten Beyſpiel vor, und einige machens ihnen auch treulich nach. Herr Mehmel, Profeſſor in Erlangen, ſchalt noch erſt neulich die allgemeine deutſche Bibliothek eine Kneipe worin liederliches Geſindel (intellige die Recenſenten, alle oder nur einige, iſt gleichviel) beherbergt würden. Dieſes herrliche Elogium haben die Herren der deutſchen Bibliothek ſogar in ihrem Recenſirbuche wiederholt, aber dabey wird es auch wohl bleiben: denn ſie werden ſich wohl hüten, den Herrn Mehmel gerichtlich zu belangen, welches auch wahrſcheinlicher Weiſe wenig helfen mögte. Wie artig Herr Danz ſeine Recenſenten abzufertigen wiſſe, kann man ſehen in der Vorrede zum ſechſten Bande ſeines Commentars über Hrn. Runde's Privatrecht: Herr P. Dabelow hat auch gar artig deutſch geſprochen mit ſeinem Recenſenten. Nun frage ich:

quis dubitet, nomina tanta ſequi? —

Doch mit den Recenſenten werde ich bald bey einer ſchicklichern Gelegenheit — aber auch zum lezten Male — ſprechen: hier merke ich nur noch an, daß mir ein Recenſirklub grade ſo vorkommt, wie etwan ein Criminalgericht, oder eine Municipalität in Frankreich zur Zeit des Terrorismus. Die Mitglieder kannten einander ſelten, ſo gehts auch

bey den Recenſenten: unter den Mitgliedern gabs einige der wichtigen Unterſuchungen und Entſcheidungen gewachſene Männer, aber da ſaßen auch imberbes pueruli, jämmerliche Wichte, die weder Giks noch Gaks wußten, und doch über die ſchwerſten Rechtshändel abſprachen; eben dieß iſt auch der Fall mit den Recenſenten, unter welchen es manche ſachkundige einſichtige Männer, aber auch gar traurige Kunſtjüngerlein giebt, wie ihr Machwerk hinlänglich beweiſet. Endlich konnte ein zur Zeit des Terrorismus in Frankreich gefälltes Urtheil nicht reformirt werden; wie einmal geſprochen war, ſo blieb es; eben ſo können auch die Recenſirſprüche nicht geändert werden: denn ſonſt müßte man ja die gedruckte Bogen umdrucken, und das geht nicht. Der Terrorismus in Frankreich hat längſt aufgehört, der Terrorismus der Recenſenten aber auch: Es war einmal eine Zeit, wo man ſich vor den Urtheilen der Recenſenten zwar nicht fürchtete, aber doch dieſelben als Urtheile von competenten Richtern gefällt, anſahe, und ihre Zurechtweiſungen gern annahm, aber ſeitdem Grobheit, Stolz, Impertinenz und brutales Weſen mit groſſer Ignoranz verbunden, das Signalement der Recenſiſten geworden iſt, kümmert ſich niemand mehr um Recenſoren als ſolche; man lieſt die gelehrten Zeitungen, um zu erfahren, wie die

Titel der neuen Bücher heißen, wie ſtark ſie ſeyen an der Bogenzahl, und was ſie koſten, auch wohl um die Zeit zu vertreiben, oder des Spaſes wegen: denn wehe dem, welcher die Recenſirbücher lieſet, um ſich zu unterrichten, und, um über die Fortſchritte der Litteratur zu urtheilen!

Dreyzehntes Kapitel.

Herr Dreykig. Die Eudämoniſten.

Im Sommer 1799 kam der König von Preußen nach Halle, und die Hallenſer waren alle, wie billig, ſehr froh, ihren erhabenen Monarchen in ihren Ringmauern zu ſehen. Ich für meine Perſon habe damals den König nicht geſehen: denn ich mogte mich da nicht hinzu drängen, wo ſich jederman drängte, blieb daher zu Hauſe, und beſorgte mein Blumenbret. Ich erfuhr aber doch zu meiner nicht geringen Freude, daß der König nach mir gefragt habe. Im botaniſchen Garten, wo dem Könige und der Königin ein Frühſtück war bereitet worden, erblickte die Königin einen Haufen Studenten, und fragte, was das für gutgekleidete, artige, junge

Leute wären? Es wurde ihr geantwortet, es seyen Studenten, und da wunderte sie sich, daß Studenten so artig und wohlgezogen seyn könnten. Es ist sichtbar, daß der Monarchin ein bösartiger Begriff von Studenten und ihrem Wesen beygebracht seyn mußte: freylich konnte ein Auftritt, welcher den Tag zuvor im Garten zu Dieskau vorgefallen war, der Dame keine günstige Idee von Studenten beybringen. Ein Student war daselbst, als der König ankam, und trug einen Helm, welcher mit einem Riemen unter dem Kinn so befestigt war, daß er ihn nicht abnehmen konnte. Jederman zog vor dem Konige den Hut ab, bis auf den Studenten mit dem Helm. Der König, welchen dieses verdriessen, oder wenigstens befremden mogte, fragte ihn, wer er wäre? „Ich bin ein Student," erwiederte der Gefragte in einem eben nicht feinen Tone. „Das sieht man wohl," sagte der König, und wendete sich weg. Der Student bekam hernach auf einige Tage Stadtarrest??? Ein Herr von dem Königl. Gefolge, welcher mir in der Märkerstraße begegnete, und mich noch von Alters her kannte, rieth mir, dem Könige mich zu nähern, und ihn an sein Versprechen zu erinnern. Ich überlegte, was zu thun sey, und fand, daß ich es nicht thun müsse: denn ich traute der Empfehlung gewisser Hallischer Herren

nicht, welche um den König waren, vorzüglich fürchtete ich, ein gewisser Theologe, dessen Personnage dem Monarchen wichtig scheinen mußte, mögte mir einen üblen Gefallen thun, aus reiner Menschenliebe nämlich, wie sichs von selbst versteht. Es ist eine gar herrliche Sache um die Gesetze und die Moral: wer klug ist, kann immer seinen Leidenschaften Gehör geben, und findet doch immer gute Gründe zur Entschuldigung, und zur Beschönigung der unbilligsten Dinge findet man Gesetze. Sollte man wohl folgenden Vorfall glauben? Und doch hat sich die Sache gerade so zugetragen, wie ich sie erzähle.

Ein gewisser Student der Rechte, aus Schlesien gebürtig, suchte vor einiger Zeit, etwan vor sechs Monaten, um den Freytisch nach: man machte ihm Hoffnung dazu, und er stellte sich zum Examen. Weder gegen seine Kenntnisse, welche gar nicht gemein sind, noch gegen seine Lebensart, welche sehr regelmäßig und gesittet ist, konnte das Geringste eingewendet werden, und doch erhielt er den ihm zugesagten Freytisch nicht, weil er — katholisch war. Wenn etwan ein Pastor Götz zu Hamburg, ein Professor Seiler in Erlangen, oder ein Bechtold in Gießen so einen Grund das Beneficium zu versagen, angeführt hätten, wollte ich kein Wort sagen: denn bey diesen Leuten

ist es Grundsatz, daß man die Feinde des Herrn d. i. die Nichtlutheraner auch für seine Feinde halten, und folglich ihnen nichts gutes thun müsse. Aber ein Rösselt, ein Eberhard — solche Männer können sagen: weil dieser sonst fleißige, gutgesittete Mann einen andern Kirchennamen hat, als wir, so soll er nicht umsonst mit uns essen; lieber sollen andre, welche Mittel genug haben, sich den Mittagstisch zu kaufen, dieß Beneficium genießen. Sogar einige unter unsern Professoren haben ziemlich laut über das erzählte Verfahren geklagt, aber es ist dabey geblieben, und ich enthalte mich aller weitern Anmerkungen, doch wird jeder gradedenkende Mann mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß wenn ja ein altes Gesetz existirte, welches die Katholiken von den königl. Freytischen ausschlösse, dieses Gesetz entweder abgeschafft oder übergangen werden müßte, zumal wenn von der Unterstützung eines äusserst armen, aber fleißigen und geschickten Mannes die Rede ist. Mir ist die Litaney des großen Erasmus bey diesem Umstand eingefallen.

Die Reise des Königs nutzte Herr Dreyßig, der Kunst- und Buchhändler, sonst grüner Mann genannt, um einige Bogen gedruckt ins Publikum zu werfen, und einige Groschen damit zu verdienen. Es wurden daher einige Sudelwische, wor-

in die Reiſe des Königs nach Halle, und deſſen kurzer Aufenthalt in dieſer Stadt erzählt wurde, zuſammen geſchriebelt, und Gott weiß, quo cenlore, herausgegeben. Einige wollten behaupten, Hr. Dreyßig ſey nicht der Verfaſſer dieſer Dinger, aber wenn ich meine Meynung ſagen ſoll, ſo finde ich das Geſchreibſel des grünen Mannes vollkommen würdig: bis auf den Ausdruck iſt alles grünmänniſch. Der König hatte ſich ohnweit Halle an einer Anhöhe auf den Raſen gelegt, um von da aus den Halloren, welche auf der Saale ein Schiffer ſtechen hielten, zuzuſehen: dieſen Umſtand drückt Herr Dreyßig mit dieſen Worten aus: „Der König habe vollends da gelegen, wie ein Schaafknecht!“ Heißt das nicht ſehr edel und ganz à la grüner Mann, von einem Monarchen ſprechen? Andre Nachrichten, die Königin betreffend, werden in der halliſchen Pöbelſprache ertheilt: z. B. die Königin ſey ein gar grauſam ſchönes Madamchen u. ſ. w. Am Ende des zweyten Stücks dieſes Machwerks kommt etwas ſehr witziges vor: Herr Dreyßig führt nämlich einen von dem Gefolge des Königs redend ein, welcher ſeine Betrachtungen über Halle anſtellte, worin Leute von ſo verſchiedenem Charakter lebten. Er ſtellt mehrere zuſammen, welche einander auffallend unähnlich ſind, oder wenigſtens nach Meiſter Drey-

ßigs Einbildung seyn sollen. So wird z. B. der Stadtmusicus Hr. Wansleben, ein wohlgewachsener großer Mann, mit einer gewissen Mamsell Steinhäuser, einem winzigen Geschöpfchen, zusammengestellt. Auch meiner Wenigkeit thut Herr Dreyßig die Ehre der Collation an, und bringt mich mit dem Hn. Prof. Bathe zusammen. Ich weiß zwar recht gut, daß ich mit Hn. Bathe nichts Aehnliches habe; aber worin die auffallende Unähnlichkeit bestehen soll, sahe ich nicht ein, und konnte, als ich das Geschmiere auf der Mail las, gar nicht begreifen, wie ich dazu käme, mit dem Prof. Bathe verglichen zu werden. Ich ging daher zu Herr Dreyßig in seine Kunstkammer, oder wie die Studenten sagen, K u n s t l o ch, und bat mir eine Erklärung von dem Herrn Kunstmeister aus, aber dieser antwortete mir so komisch unbestimmt, daß ich einsahe, er wolle mich zum besten haben, und nun auch nach meiner Art derbe zu reden anfing. Unser Debattiren wurde so laut, daß die Jungen auf der Straße sich vor Hn. Dreyßigs Cabinet de merveilles versammelten, und selbst die Vorübergehenden stehn blieben. Ich entfernte mich, und Herr Dreyßig rief mir nach, daß er mich beym Prorektor sprechen würde, aber er hat mich nicht fordern lassen, sondern mir dadurch eins zu versetzen geglaubt, daß er in der Fortsetzung der Wische die

Bemerkung einfließen ließ, ich verſtünde mich auf den Schnapps, und wiſſe, wo der Beſte in Halle zu haben ſey. Ich glaubte nicht, daß es der Mühe werth ſey, mich weiter mit Mſtr. Dreyſtig in eine öffentliche Fehde einzulaſſen, und lachte über die Ausfälle eines Mannes, der ohnehin unfähig iſt, jemand zu injuriiren.

Mit den Eudämoniſten hätte ich auch Händel bekommen, wenn mich die Verfaſſer des Obſcurauten-Almanachs der Mühe nicht überhoben hätten, mit den jämmerlichen Kerlen Krieg zu führen. Ich hatte das Geſchreibſel, Eudämonia genannt, noch nie geſehen, wohl hatte ich davon gehört und geleſen, und wußte aus den Nachrichten einſichtiger braver Männer, daß die Eudämonia unter den infamen Sudeleyen, welche zu unſrer Zeit Deutſchland überſchwemmen, einen vorzüglichen Platz verdient, und eben ſo wie andre grobe Pasquillen z. B. einige Skarteken von Göchhauſen, Doctor Bahrdt mit der eiſernen Stirne u. d. gl. den guten Namen braver Männer begeifert. Daß aber die fatalen Eudämoniashanswurſten auch meiner gedenken, und mich an ihren Pranger ſtellen würden, war mir nie eingefallen, bis ich endlich einen Brief ohne Anzeige des Ortes, wo er herkam und ohne Unterſchrift erhielt, worin mir berichtet wurde, daß ich im zwölften Stück des

Kloaks

Klopks Eudämonia derb angegriffen und herunter gemacht sey. Ich wollte doch das Ding selbst nachsehen, hatte aber große Mühe, es zu erhalten, da das Gesudel im Preußischen und Sächsischen ganz und gar keinen Abgang findet. Ich las und erstaunte, da mich die elenden Buben für einen Verbrecher erklären, den man in Effigie aufhängen müsse: die andern Titulaturen, welche sie mir gaben, z. B. den Preußischen Spion, Lankhardsseele, Propagandentrompeter, sansculottischer Großschreier u. d. gl. wollte ich ihnen gerne vergeben, aber wegen des Hängens in Effigie gedachte ich doch, ein Wort deutsch mit ihnen zu sprechen, aber der Obscurantenalmanach überhob mich dieser Mühe, und ich danke den Verfassern dieses Werks, daß sie den Eudämonisten statt meiner, geantwortet haben.

Der obgedachte Brief enthielt die Namen mehrerer Männer, welche zu den Eudämonisten sollen gehört haben, nämlich v. Grolmann in Gießen, Prof. Jung in Marburg, Hofprediger Stark in Darmstadt, Aloys Hoffmann in Wien, Hoschka, v. Göchhausen in Eisenach, und endlich den ad instar eines Zahnbrechers schreienden Journalsmann Schirach in Altona. Ich will nicht behaupten, daß alle die genannten Herren Eudämonisten sind, d. i. daß sie alle an dem Journal, Eudämonia genannt, den Staupbesen verdient haben, ich mag

ſogar keinen Einzigen als wirklichen Eudämoniſten angeben: denn das hieße gerade ſo viel, als ſo einen Herrn für einen Geſellſchafter und Waffenträger der erſten Schurken Deutſchlands erklären; indeſſen zeugen doch die Handlungen mehrerer der genannten Herren von Dero Eudämoniſtiſchen Geſinnungen. Die That des Herrn von Grolmann zu Gießen an dem D. G ——— wurde durch einen gewiſſen Erulanten in Ober- und Niederſachſen ſo verſchrieen, daß gewiß die Kinder auf einen Mann weiſen würden, der ſich Grolmann nennt und dieſe Gegenden bereiſen ſollte. Schade iſt es doch, daß der liberale und rechtſchaffne Criminaliſt Grolmann in Gießen wohnt, und mit dem eudämoniſch geſinnten Menſchen einerley Namen führt! Den Prof. Jung in Marburg mag ich kaum nennen: er hat zu viel ähnliches mit einem gewiſſen Kerl, Roſenfeld glaub ich, hieß er. Man ziehe nur Frömmlingen von Profeſſion die heilige Maske von der Fratze, und dann wird wenig übrig bleiben, weßwegen man ſie für Muſter halten müſſe."

Loripedem rectus derideat, Aethiopem albus.
Quis tulerit Gracchos de ſeditione querentes?
Quis coelum terris non miſceat, et mare coelo,
Si fur diſpliceat Verri, Homicida Miloni,
Clodius accuſet moechos, Catilina Cethegum?

Qualis erat tragico nuper pollutus adulter
Concubitu, qui tunc leges revocabat amaras
Omnibus atque ipsi Veneri Martique timendas;
Cum tot abortivis foecundam Iulia vulvam
Solveret, ac patruo similes effunderet offas.

Sollte man nicht denken, Juvenalis sey ein Prophet gewesen, und die angeführte Stelle sey ein weißagendes Gesichte?

Daß ein Mann, wie Stark in Darmstadt sich zu dem Eudämonistengesindel gesellt hat, oder gesellt haben soll, ist wirklich sehr zu bedauern. Der Verfasser des Häpheistio ein Eudämonist!!

Herr von Göchhausen in Eisenach verdient öffentlich gerühmt zu werden, und ich würde es thun, wenn ich meine Stimme für würdig hielte, den Rechtschaffnen zu loben. Er hat sich öffentlich erklärt, warum er frevere Gesinnungen mit Sansculotterey in eine Brühe geworfen, und jeden für einen Obnehosen angesehen habe, der nicht dachte, wie ohngefähr Hr. Rehberg oder einer desgleichen. Ich habe mich unendlich über das freye eines gelehrten und durch Verdienste angesehenen so würdige Geständniß gefreuet, und bedaure nur, daß mir einige Ausdrücke entfahren sind in meinen Schriften, welche auf Herrn von Göchhausen nicht den besten Bezug haben; aber diese Ausdrücke concerniren bloß den Schreiber der Man-

derungen in die Rhein- und Maingegenden, keineswegs aber den schätzbaren Verfasser des Mährchens aus der andern Welt.

Der Journalist Schirach, oder Herr von Schirach in Altona scheint mir durchaus keinen unmittelbaren Antheil an der Eudämonia genommen zu haben, da sein politisches Journal die Eudämonia beynahe äquirt, ich meyne an Lügen, Lästerungen und Verläumdungen. Doctor Bahrdt sagt im Ketzeralmanach, das deutsche Publikum sey ein altes Weib, weil es die Schriften eines gewissen Herrn gleichsam verschlungen habe. Den Beweis, daß unser Publikum ein altes Weib ist, könnte man am besten daher führen, daß das politische Journal des Herrn von Schirach noch Käufer und Absatz findet. Der große Schirach hat den Schleier der Politik vom Gesicht gerissen, und immer vorher aus unumstößlichen Gründen geweißaget, wie es noch in der Welt gehen müßte, und folglich auch gewiß gehen würde. Daß es so, wie der große Politiker geweißagt hat, gehen mußte, daran ist wohl kein Zweifel, nur war es sehr Schade, daß fast keine einzige Schirachsche Weißagung eintraf. Doch die Weißagungen mögten immer hingehen, die machen das politische Journal bloß zu einem elenden Subel, worüber der Kluge die Achsel zuckt, und die Verdrehungen

der Begebenheiten, welche sich Schirach oder seine unbekannte Correspondenten erlauben, wären auch noch zu verzeihen; denn so Etwas hat er mit vielen inländischen und ausländischen Zeitungsschreibern, sogar mit gelehrten Zeitungsschreibern, gemein: und wenn mehrere einerley Bocksstreiche machen, so fallen diese weniger auf: aber seine Invectiven auf brave Männer sind unverzeihlich und verdienen öffentlich geprangert zu werden, wenn jenen verunglimpften Männern daher ein Schaden entstanden wäre, daß sie im politischen Journal mißhandelt wurden.

Die Eudämonia hat nicht so viel Glück gemacht, als das politische Journal: das Ding war gar zu arg, und gar zu elend; da dachten dann die Herren, welchen zu Gefallen die Eudämonisten ihre Federn in Uebung sezten:

Wollt ihr nicht besser streiten für uns, dann l — — — — und verboten die fernere Erscheinung der Monatswische.

Einen Hauptspaß habe ich auch vor einigen Jahren erlebt, den ich doch hier so ὡς ἐν παροδῳ erzählen will. Ein Prediger zu Acken an der Elbe, Namens Sabel, ärgerte sich gar mächtig, daß der Verfasser einer Broschüre, **Charakteristik einiger Brandenburgischen Geistlichen**, ihn etwas unsanft mitgenommen und herumgeschleppt hatte.

Er rieth hin und her, wer doch der nicht genannte Schreiber des kleinen Buches seyn mögte, und fiel auf einen hiesigen Gelehrten, welcher ihn einst in Acken besucht hatte. Dieser Mann ist nichts weniger als ein Satyriker, und haßt alle gelehrte und ungelehrte Fehden; hätte daher Herr Sabel Personen gefragt, welche den ihm verdächtigen Gelehrten näher und besser kannten, als er, so würde ihm sein Irrthum leicht seyn benommen worden: aber das war ihm zu weitläuftig, er wollte einen nähern Weg einschlagen, und schrieb daher einen Wisch von einigen Bogen wider seinen putativen Angreifer. Das Ding ist ein non plus ultra von fadem Geschwäz, und bökerweiberischen Witzeleyen: aller Orten leuchtet Herrn Sabels Armseligkeit am Geiste hervor, wenn er schon einen Brief einrückt, der ihm vom Phöbus Apollo selbst soll geschrieben seyn. Dieser Brief des Apollo gehört zuverläßig zu den apokryphischen Schriften, oder man müßte annehmen, Phöbus Apollo habe Herrn Sabel so behandeln wollen, wie ehedem Friedrich Wilhelm der Erste den bekannten Gundlich, sonst närrische Excellenz genannt, behandelt hat. Herr Sabel läßt seinen vermeynten Gegner in einen Schöps verwandeln, aufhängen u. s. w. Der Gelehrte, welchen Herr Sabel so skandalös beschrieben und behandelt hatte, lachte über die Armseligkeiten und

die Gänſegalle des Kanzelmanns, und antwortete ihm, wie billig — gar nicht. Bald hernach wußte das ganze Publikum, wer der wahre Verfaſſer der obgedachten Charakteriſtik ſey: Herr Sabel weiß es wahrſcheinlich auch, hat aber ſtille geſchwiegen, und wohl dran gethan.

Vierzehntes Kapitel.

Engelmann von Schochwitz.

Im Herbſt des Jahres 1799 lernte ich einen Landmann näher kennen, welcher mir in mehr als einer Hinſicht merkwürdig geworden iſt. Dieſer Mann heißt Engelmann und beſizt ein Bauerngut zu Schochwitz im Mansfeldiſchen. Der nähere Umgang, welchen er mit einem armen Bauernmädchen gehabt haben ſoll, brachte die Leute auf die Vermuthung, er ſey der Vater ihres unehligen Kindes, ob es gleich nicht an andern Mannsperſonen fehlt, die ſich der Gunſt dieſer ſonſt ziemlich publiken Dirne rühmen können. Indeſſen wurde das Mädchen wieder ſchwanger, und Engelmann paſſirte abermals für den Urheber dieſer.

Schwangerschaft. Er leugnete es zwar gegen jedermann, aber ein Verdacht dieser Art und ein solches Geschwätz ist schwer zu widerlegen und zu stillen; daher konnte es auch nicht fehlen, daß die Gattin des Engelmann ihm manche trübe Stunde machte, und sich fast täglich mit ihm zankte. Auf einmal verschwand das Mädchen, und wurde einige Tage hernach in der Saale todt gefunden. Einige liederliche Buben, welche grade um diese Zeit wegen allerhand Hallunkenstreichen eingezogen wurden, sagten ganz von freyen Stücken vor Gericht aus, Engelmann habe sie bestellt, das Mädchen in ihrer Wohnung zu ermorden, und hernach in die Saale zu werfen. Daß auf diese Aussage Engelmann sofort eingezogen wurde, versteht sich von selbst, aber bey der Untersuchung fanden sich so viele Widersprüche zwischen den Aussagen der Buben, und der Sache selbst, daß jeder Unbefangne sehr leicht schließen mußte, die Schurken haben falsch ausgesagt: indessen konnte doch Engelmann nicht eher losgelassen werden, bis seine Unschuld vollkommen erwiesen war. Dieß bewirkte ein hiesiger Rechtsgelehrter, Herr Justizcommissar Rupprich, welchem ich den Ruhm eines habilen Sachwalters sehr gerne zugestehe, ob er gleich mein Freund nicht ist, wie ich weiterhin docciren werde. Die Unschuld des Engelmann wurde voll-

kommen anerkannt, und er kam los: aber er wurde doch in alle Koſten verdammt, die der ganze weitläuftige Proceß verurſacht hatte, und durfte an keinen Erſatz des großen Schadens denken, welchen ſein Hausweſen durch ſeine Verhaftung und ſein langes Gefängniß gelitten hatte. Ich kann nicht beſtimmen, in wie fern jemand Proceßkoſten tragen müſſe, der für unſchuldig erklärt worden iſt, indeſſen ſcheint es mir doch, daß in Fällen, wie der des Anſpänners Engelmann war, der Staat ſelbſt die Koſten leiſten müßte. Ich habe viel Ehrfurcht gegen die Ausſprüche der Regierung zu Magdeburg, indeſſen kommt es mir doch vor, als ſey Engelmann zu hart und folglich unbillig behandelt worden. Freylich konnten jene Buben, welche den Mann bloß aus Bosheit — denn Vortheile konnten ſie durch dieſen Streich nicht erwarten — angegeben und eines Menſchenmordes beſchuldiget hatten, die Proceßunkoſten nicht leiſten, die ihnen allerdings hätten zufallen müſſen: aber ich ſehe auch gar nicht ein, wie eine Verbindlichkeit auf mich fallen könne, bloß deßwegen, weil der, welcher dieſelbe zu leiſten hat, ſie nicht leiſten kann?

Engelmann ſchrieb auf ſeinem Gefängniß ein dickes Buch, worin er die Geſchichte ſeines Proceſſes, ſeines Arreſtes und derjenigen erzählt, welche zugleich auf dem Rathhauſe ſaßen, und mit

welchen er ſich unterreden konnte: denn da man gleich von Anfang einſahe, daß er unſchuldig ſeyn müſſe, hielt man ihn eben nicht ſehr ſtrenge, und für Geld und gute Worte thun die Herren Carcermajoren auch Etwas. Dieſe Schrift iſt wirklich leſenswerth, und hat mitunter ſehr gute naive Einfälle, aber ich zweifle, daß ſie in Halle oder Magdeburg das Imprimatur erlangen würde. Engelmann iſt nach ſeiner Entlaſſung mein Gevatter geworden.

Meine Lage war im Jahr 1799 nichts weniger, als ruhig und glücklich. Schon im Herbſt des vorigen Jahres war die Mutter meiner Frau zu ihrem Mann, der als Unteroffizier bey dem Füſelierbataillon Carlowitz ſteht, abgegangen, und hatte mir ihre jüngſte Tochter zurückgelaſſen. Wir konnten das Mädchen recht gut brauchen, da ſie weiter nichts koſtete, als das bischen Eſſen, und etwan das Schuhwerk. Im Frühling 1799 hoffte ich bey dem Schneider Hubert weiter logiren zu können, aber der religiöſe Mann hatte von meiner Irreligion gehört, und befürchtete, ich mögte Unſegen auf ſein Haus bringen, daher bat er mich in einem höflichen Zettelchen, auszuziehen. Ich that dieß gerne, und zog in die ſogenannte Kutſche: der Beſitzer dieſes Hauſes war ein kreuzbraver Mann, welcher ehedem Soldat geweſen war, und den

ich ſchon ſeit vielen Jahren kannte. Meine Frau war anfänglich mit der Wirthin aufs beſte einverſtanden, und beyde ſtacken immer beyſammen: aber Weiber, beſonders Weiber ohne Grundſätze, können nicht lange Freundſchaft halten, jede Kleinigkeit verunreinigt ſie, dann kommen Klatſchereyen, und zulezt die unverſöhnlichſten Fehden.

So gings bey uns: ich kann zwar nicht ſagen, wer zuerſt Schuld war an dem Scandal, meine Frau oder die Frau Harrin; genug, ſie wurden Feinde, und zwar die unverſöhnlichſten Feinde. So gerne ich im Hauſe geblieben wäre, mußte ich Anſtalt zum Ausziehen machen. Meine Frau hatte indeſſen bey einem Schuhmacher Schäfer eingemiethet, und ich war nachgiebig genug, zu thun, was ſie haben wollte.

Im Sommer dieſes Jahres ſchrieb ich meinen Franz Wolfſtein, oder Begebenheiten eines dummen Teufels in zwey Bänden. Das Buch oder dieſer Roman ſollte beweiſen, daß ohne Weltkenntniß und ohne die Kunſt, ſich in andre Leute zu ſchicken, und ſich nach ihren Launen zu richten, alle Rechtſchaffenheit und alle Kenntniſſe nicht im Stande ſind, uns vor Unfällen zu bewahren. Einige Recenſenten haben das Werk ſo halbwegs durchgehen laſſen, andre aber ſind derb drüber hergefallen. Doch das thut zur Sache nichts!

Infra rede ich noch ein Wörtchen mit meinen Recenſenten, oder vielmehr mit meinen Leſern: denn Recenſenten leſen ſelten mehr von den Büchern, als den Titel und die Vorrede; den Reſt durchblättern ſie nur.

Meine Frau brachte bald nach unſerm Einzuge in Schäfers Reſidenz einen zweyten derben Jungen. Nach chriſtlicher Gewohnheit und nach den Landesgeſetzen, oder vielmehr nach geiſtlichen Verordnungen, welche der Landesherr beſtätigt hat, mußte ich den Jungen taufen laſſen, und Herr Prof. Güte taufte ihn. Als dieſer ſonſt gelehrte und rechtſchaffne Mann meinen erſten taufte, hatte er das alte Formular, nach welchem das arme acht- oder zehntägige Kind gefragt wird: ob es dem Teufel, und allen ſeinen Werken und Weſen entſage? Ob es an Gott Vater, an Jeſum Chriſtum, der empfangen iſt vom heiligen Geiſte, geboren aus Maria der Jungfrauen, der niedergefahren iſt zur Höllen, an eine Auferſtehung des Fleiſches u. ſ. w. glaube? Ob es wolle getauft ſeyn? u. ſ. w. Lauter Fragen, die ſich einem kleinen Kinde nicht vorlegen laſſen, und die mit der ſonſt ehrwürdigen Handlung der Taufe einen ſeltſamen Contraſt machen. Denn wenn man auch zugeben muß, daß die Kindertaufe nicht abgeſtellt werden kann, ſo muß doch auch zugegeben

werden, daß das gewöhnliche Taufformular abgeschmackt und zweckwidrig, folglich allerdings abzustellen sey. Erst noch kürzlich sagte ein gewisser Hallischer Geistlicher auf der Kanzel, Christus selbst (!) und die Apostel hätten Kinder getauft: der Herr muß nicht viel in der Kirchengeschichte studiert haben. *) Ich hatte lange Zeit keiner Taufhandlung zugesehen, und hätte beynahe über das allerliebste Formular laut aufgelacht, doch hielt ich an mich, und mein Fritzemann wurde ohne Scandal hingetauft. Ich konnte nichts anders erwarten, als Hr. Pr. Güte würde das alte Formular wieder herbringen, als er meinen zweyten Jungen der heil. Kirche durchs Wasserbad im Wort einverleibte: aber ich wurde sehr angenehm überrascht, als Herr Güte ein neues sehr vernünftiges Formular gebrauchte, welches ihm, als Conscipienten, wahre Ehre macht, und hinlänglich beweist, daß er wisse, wofür man die Taufe überhaupt, und die der kleinen Kinder insbesondere zu halten habe.

Diesen Winter über habe ich fürchterlich ausgestanden: ich hatte mir nur wenig Holz angeschafft, und mußte hernach bloß Torfsteine brennen, und das dazu nöthige Holz bey den Höcken

*) Tertull. de baptismo Cap. 17. Walchii Hist. Paedobapt. IV. prior. secul.

kaufen. Jede Woche brauchte ich mehr als für 24 Thaler Brennwerk, und doch ward die ohnehin abscheulich kalte, dem Ost- und Nordwind ausgesezte Stube selten recht warm: die Fenster waren fast immer gefroren, und wenn ich an meinem Schreibtische saß, hatte ich selten warme Füsse oder warme Hände. Doch trug ich alles ziemlich geduldig, weil ich damals noch bessere Zeiten hoffte. Ich arbeitete den ersten Theil meiner Novellen aus, und fing auch an ein Wörterbuch der alten Erdbeschreibung zu verfertigen, welches aber aus verschiedenen Ursachen bis jezt noch nicht fertig geworden ist. Es giebt zwar mehrere und nicht unbrauchbare Wörterbücher über diese Wissenschaft, welche ich noch immer für sehr schwer halte: aber diese Wörterbücher sind zu weitläuftig und zu kostbar, als daß sie allen denen in die Hände kommen könnten, die ihrer bedürfen. Daher kommt es dann auch, daß nicht nur junge Leute, welche alte Schriftsteller lesen, sondern auch solche, welche dergleichen Autoren erklären sollen, alle Augenblick stecken und nicht wissen, wo sie sind. Ich habe den Gedanken, ein Lexikon der alten Geographie, ohngefähr 12 bis 14 Bogen stark, herauszugeben, noch nicht fahren lassen: vielleicht erscheint es bald. Gegen das Frühjahr schrieb ich meinen Marki von Gebrian, worin ich

die franzöſiſchen Emigranten, ſo wie ich ſie habe kennen lernen, abſchilderte. So lange unſre Deutſchen noch dumm genug ſind, ſich von dieſem Auswurf der franzöſiſchen Nation verachten und prellen zu laſſen, iſt es gut, daß man ihnen von Zeit zu Zeit dieſe Burſche abſchildere. Freylich wird es immer weniger nöthig, von den unwiſſenden, ſchalköpfigen, dünkelreichen, dummſtolzen, impertinenten Faſelanten, welche unter dem Namen der Emigres herumſtreichen, Beſchreibungen zu machen. Man fängt an, ſie aller Orten für das zu halten, was ſie ſind, nämlich für untaugliche Subjecte, welche das Unglück, das ſie drückt, an ihrer eignen und an fremden Nationen, vorzüglich an der Deutſchen vollkommen verdient haben. Es ſey ferne von mir, jemand aufzuhetzen, und zu bewegen, daß er den franzöſiſchen Emigranten Schutz und Unterſtützung verſage, und noch viel weniger will ich alle Emigranten für elende Kerle ausgeben: ich kenne mehrere, welche verdienen, daß man ſie ſchätze und ehre, aber a potiori fit de nominatio, ſagen die Logiker, und da iſt dann Emigrant und Haſelant faſt immer ſynonym. Ich ſprach noch vor kurzem mit einem Juden, der aus Frankreich kam, und mir von der gegenwärtigen Lage dieſes Reiches einige intereſſante Nachrichten mittheilte. Dieſer Mann er-

zählte mir, daß die Meiſten von den neuerdings zurückgekehrten Emigranten ſich eben ſo in Frankreich betrügen, wie ſie ſich in Deutſchland betragen haben, und daher bey jedem rechtlichen Franzoſen verhaßt und verachtet wären. Ich glaubs ſehr gerne, denn ich kenne die sacrés bougres d'Emigrés, und weiß, weß Geiſtes Kinder ſie ſind.

Funfzehntes Kapitel.

Mein Freund Premßler.

Mein Freund Premßler war ein Mann, welcher nach dem einſtimmigen Zeugniß aller derer, die ihn näher kannten, ein beſſeres Schickſal verdient, als ihm zu Theil ward. Es gab freylich Firlefänze, welche ihn bey ſeinem Leben taxirten, und nach ſeinem traurigen Tode blamirten und läſterten, ſogar in gedruckten Wiſchen: aber auf das Urtheil der Firlefänze kommt nichts an. Ich will ihn ſchildern, wie er war, und meinen Leſern überlaſſen, von ihm und von ſeinem Tod zu urtheilen, wie ſie glauben, daß geurtheilt werden müſſe.

Premßler

Premßler war aus Weimar gebürtig, wo ſein Vater, wenn ich nicht irre, Aufſeher über das daſige Zuchthaus geweſen iſt. Einer von ſeinen Brüdern hatte die Rechte ſtudiert, und war in Eiſenach angeſtellt worden; dieſer aber hatte die Wundarzneykunſt gelernt, und kam ohngefähr 1790 zu dem Halliſchen Regiment als Compagniefeldſcheer, oder wie ſie nachgehends heißen muſten, als Chirurgus. Ich habe es nie recht verſtehen können, warum das gute deutſche Wort Feldſcheer, welches jeder verſteht, einem griechiſchen Wort, Chirurgus, weichen mußte: denn Chirurgus, kommt her von χειρ die Hand und ἐργον ein Werk, oder eine Arbeit, und heißt weiter nichts, als ein Kerl, der mit ſeinen Händen etwas verrichtet: nach der erſten Bedeutung des Wortes iſt alſo ein Dieb, ein falſcher Spieler, ein Taſchenſpieler, ein Bierfiedler, ein Ausfeger der heimlichen Gemächer u. ſ. w. allemal ein Chirurgus: denn alle dieſe Kerle betreiben etwas mit ihren Händen; aber das deutſche Feldſcheer kommt ſolchen Burſchen, und überhaupt niemanden als einem Wundarzt zu. Doch dieſes will ich nur ſo im Vorbeygehn angemerkt haben.

Premßler kam zum Halliſchen Regiment als Chirurgus, und wurde nach der Entweichung des windigen Herrn Haupt bey der Compagnie an-

geſellt, wobey ich damals als Soldat ſtand. Ich ward ſehr bald mit ihm bekannt, und von der erſten Zeit unſrer Bekanntſchaft waren wir unzertrennliche Freunde. Wir liebten beyde muntere Geſellſchaften, und muntere Unterhaltung, und ſo trafen wir uns faſt täglich auf dem Rathskeller oder bey Sander in den neuen Häuſern, oder ſonſt wo luſtige Leute zuſammen kamen, und ſich die Zeit vertrieben. Ich will nicht ſagen, daß Premßler ein Freund von der Völlerey und andern Ausſchweifungen geweſen ſey: ſelten, ſehr ſelten ſahe ich ihn betrunken. Sein Umgang war angenehm, wenn er aber jemand, beſonders ein Frauenzimmer, herumholen wollte, wußte er ſeinen Gegenſtand ſo hübſch aufs Korn zu nehmen, daß ihm die Augen hätten übergehen mögen. Meiner damaligen Wirthin, der Frau Gruneberg, ward es immer Angſt und bange, wenn Premßler in ihr Zimmer trat, und ein frommes Geſpräch mit ihr anfing, welches ſich immer auf Sarcasmen endigte.

Als wir 1792 ins Feld zogen, blieb Premßler bis Coblenz bey der Compagnie, und vertheidigte mich in Gießen gegen den groben Müller, der mich bey meinem Hauptmann verklagt hatte: denn die groben Flegel, ſo grob und impertinent ſie auch immer ſeyn mögen, wollen es doch nicht leiden, daß man ihnen den kompetenten Namen gebe, und

ſie grobe Flegel heiße. In Coblenz ward mein Premßler dem Generalchirurgus bekannt, und dieſer verſezte ihn zum Feldlazareth, wo er auch bis an das Ende des Kriegs geblieben iſt. Ich ſah ihn dieſe Zeit über nur ſelten, da ihm ſeine Geſchäfte nicht erlaubten, weite Turen zu unternehmen. Als ich 1795 wieder nach Halle kam, fand ich meinen Freund Premßler daſelbſt, und nun wurde unſer Umgang wie ehedem fortgeſetzt. Wir waren faſt täglich beyſammen, vorzüglich auf der Mail und auf dem Keller, wo ſeit 1796 unſer gemeinſchaftlicher Freund, Herr Heynemann, Pächter war.

Premßler war in der Stadt als ein geſchickter Mann bekannt, und viele Leute bedienten ſich ſeines Raths und ſeiner Hülfe in Nothfällen. Ein gewiſſer Herr von Adel, der damals hier ſtudierte, hatte ſich bey einem inficirten Mädchen ſo verdorben, daß er weder gehen noch ſtehen konnte. Premßler curirte ihn glücklich. Der gnädige Herr ließ ſich die Rechnung machen, fand ſie billig, und verſprach nicht nur bald zu bezahlen, ſondern noch obendrein ein gutes Präſent zu geben. Premßler erzählte mir dieß, und meynte, nun wäre es ſchon ſo gut, als wenn er ſein Honorar und das Präſent ſchon wirklich in Händen hätte. Ich kannte aber die Studenten beſſer, und beſonders jene,

welche dicke thun, und mehr zu geben verſprechen, als ſie ſchuldig ſind, und deßwegen rieth ich Premßlern, auf die Bezahlung ſeiner Schuld zu dringen, da der Herr von Adel, den er curirt hatte, ohnehin bald abgehen würde. Premßler lachte mich aus, und war ohne Sorgen. Endlich hieß es auf einmal, Herr von — ſey abgefahren, wie die Katze vom Taubenſchlag, und habe ſeinen ganzen Wechſel mitgenommen. Premßler war nun ſehr übel dran; denn er hatte die Arzney in der Apotheke auf ſein Conto genommen, und mußte den Apotheker bezahlen. Er ſchrieb drey Briefe an den saubern Kumpan, aber nie erhielt er eine Antwort. Endlich ſchrieb er einen derben Brief, und drohte, den ſchönen Herrn zu verklagen. Nun kam Antwort, aber eine ſolche, wie ſie von einem Niederträchtigen nur erwartet werden kann. Herr Premßler habe ohne Erlaubniß der Obrigkeit andern angeſtellten Aerzten ins Handwerk gegriffen: er möge immerhin klagen, wenn er Geld für Prozeßkoſten wegzuſchmeißen habe u. ſ. w. Da ſtand nun mein guter Premßler, und krazte ſich hinter den Ohren, ich aber rieth ihm zu ſchweigen: denn auf jeden Fall hätte er Unkoſten gehabt, und wäre am Ende doch durchgefallen. Für Fuhren nach Lauchſtädt, für Reiſen auf die Meſſe zu Leipzig, für die Unterhaltung eines liederlichen Mädchens

hatte der feine Herr Geld genug, so wie für das Spiel im Doſtiſchen Keller, aber keins für den Arzt, der ihm die franzöſiſche Krankheit curirt hatte. Pfuy Teufel!!

Um Premßlers nähere Umſtände hatte ich mich nie bekümmert: denn es iſt überhaupt meine Gewohnheit nicht, in die Geheimniße meiner Freunde einzudringen. Eines Tages gingen wir ſpazieren, und da entdeckte er mir, daß er ſchon längſt mit einem Mädchen aus dem Weimarſchen bekannt ſey, und daß er großen Luſten habe, das Mädchen zu ſeiner Frau zu machen, es ſey gar ein liebes gutes Kind, heiße Julchen, habe blaue Augen, einen vollen Buſen ꝛc. ꝛc. Ich billigte ſein Vorhaben. „Ja, antwortete er, wenn das Ding nur ſo gleich gehn könnte: der Alte, ihr Vater, iſt ein komiſcher Kerl, der verlangt, ich ſolle Medicin ſtudieren —

Ich. Ih nun, die haſt Du ja ſtudiert.

Premßler. Aber nicht handwerksmäßig, das heißt, ich habe keine Collegia als Student gehört, und da kann ich nicht Doctor werden. Der Alte will aber, daß ſein Tochtermann ein Doctor ſey.

Ich. Der Alte iſt ein Haſenfuß. Grade als wenn man kein geſchickter Arzt ſeyn könnte, ohne das elende Doctordiplom.

Premßler. Hast Recht, aber was hilft das mir. Er ist der Vater meiner Braut, und wenn er nicht will, wird aus der ganzen Sache nichts. Doch habe ich noch einen Vorschlag; ich will mir eine Barbierstube in meinem Lande anschaffen, vielleicht, daß er alsdann seinen Consens giebt.

Er schrieb an den Vater seines Mädchens, dieser antwortete aber nicht so, wie er es wünschte, und nun entschloß sich der arme Teufel, selbst hinzureisen, und seine Sachen mündlich auszumachen. Er fand weder bey seinem künftigen Schwiegervater noch bey seinen Anverwandten viel Trost, und kam mißmuthiger zurück, als er weggereist war. Gegen seine vertrautesten Freunde war er verschlossen, und nur dann und wann ließ er ein Wort fallen, woraus man schließen konnte, was in seinem Innern vorging. Einst saß ich neben ihm auf dem Rathskeller, und ein gewisser Bürger erzählte mir die Händel, worin ihn sein eigner Bruder gebracht hatte, und schloß mit den Worten: daraus können Sie sehen, das mein Bruder ein eingemachter Bengel ist. „Vielleicht, fiel Premßler ein, ist Ihr Bruder noch lange so kein Bengel als der Meinige.“ Hieraus schloß ich, daß er zu Hause sehr beleidigt worden seyn müße.

Da wir gewohnt waren, bey unsern Zusammenkünften mitunter von ernsthaften Dingen zu

reden, brachte Premßler so wie von ohngefähr das Gespräch auf den Selbstmord, oder wie man richtiger sagen sollte, die Selbsttödtung und bestritt mich immer, wenn ich meine Meynung vertheidigte, daß der Selbstmord in sehr vielen Fällen erlaubt sey, und in einigen sogar Pflicht werden könne. Einst warf er mir ein, daß die Verbreitung einer solchen Lehre sehr vielen Schaden stiften könne. Im geringsten nicht, erwiederte ich: wer so weit kommt, daß er sein Leben hasset und sein Daseyn muthig verabscheut, der wird sich hinrichten, und allen theologischen und philosophischen Sophismen für das Gegentheil kein Gehör geben: wer aus Melancholie sich ermorden will, hört ohnehin auf keine Gründe; und wer endlich sein Leben lieb hat, oder sonst den Tod fürchtet, tödtet sich nicht, und wenn Du ihm noch so stark beweisest, daß es erlaubt sey, oder daß er sich in seinem jetzigen Fall hinrichten müsse. Ueber solch: Materien disputirt man bloß, damit die Zeit hingehe, obgleich das Pro und das Contra weder nutzen noch schaden kann.

Spät im Herbst 1799 blieb ich Abends bis um eilf Uhr auf dem Rathskeller: Premßler war auch zugegen, und als ich weggehen wollte, bat er mich, ihm noch Gesellschaft zu leisten. Ich ließ mir leicht zureden, und so saßen wir dann beysammen

bis gegen ein Uhr. Auf dem Nachhausegang war Premßler sehr aufgeräumt, und da Gebhards Laden noch offen war, traten wir ein, und machten einen Schnapps. Das Gespräch kam auf sein Mädchen, und Premßler äusserte, daß er sie ganz vergessen habe, es sey einfältig, sich an ein Mädchen zu drängen, zu welchem man nicht mit Bequemlichkeit kommen könne. Wir gingen hierauf fort, und jeder begab sich nach Haus. Den folgenden Tag — es war ein Montag — begegnete mir Premßler um eilf Uhr Vormittags, und fragte mich, ob ich mit auf den Keller gehn wolle? Ich schlug es aus, weil ich nothwendig sonstwohin gehen mußte.

Gleich nach zwölf Uhr kam das Gerücht, der Chirurgus Premßler habe sich selbst erschossen. Ich erschrack, und um mich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen, lief ich hin, und fand meinen Freund in seinem Blute liegen. Er hatte sich mit einer bloßen Ladung Pulver in den Mund geschossen.

Daß er schon lange mit dem Gedanken, sich selbst zu tödten, müsse umgegangen syn, erhellet daher, daß er sich schon vierzehn Tage vorher die Jagdflinte, womit er sich entleibte, von einem Studenten, Namens Balle, geborgt hatte. Auf seinem Tische fand man einen Brief an Hn. Ein-

kauf, und dann eine kurze Lebensbeſchreibung, welche er bat, dem bekannten Herrn Dreyßig zuzuſtellen, damit dieſer ſie mögte abdrucken laſſen: denn Premßler wußte ſehr wohl, daß Dreyßig dieſe Gelegenheit benutzen würde, um einen Bogen ins Publikum zu ſchicken, um nun zu verhüten, daß Dreyßig Unwahrheiten auftiſchte, wollte er lieber ſelbſt einen Aufſatz machen, der ohne Gefahr der Lügen im Publikum erſcheinen könnte. Herr Dreyßig hat wirklich einen Bogen über Premßlers Selbſtmord herausgegeben, und das Andenken deſſelben, ſo viel an ihm war, geprangert. Deſto edler aber handelten Premßlers Vorgeſetzte: ſie ließen ihn begraben, und zwar ſo auf den Gottesacker, als wenn er ſua morte geſtorben wäre. Alle gute Menſchen, welche Premßlern näher gekannt hatten, bedauerten ihn, aber einige Firlefänze, welche gern räſonnirten, und alles zum Schlimmſten kehren, gaben vor, Premßler habe ſich wegen ſeiner Schuldenlaſt entleibt. Ich habe mich ſehr genau nach allen ſeinen Schulden erkundigt, und gefunden, daß nur etwan 34 Thaler hinreichend geweſen wären, alle ſeine Contos zu tilgen.

Oſſa quieta precor, Premslere, quiescere in urna,
Et ſit humus cineri non onerosa tuo!

Sechszehntes Kapitel.

Handel mit den Juden. Gewerbsgeschichten.

Ich bin nie ein Freund der Juden gewesen, nicht als verachtete und haßte ich sie, weil sie nicht glauben, wie es die symbolischen Bücher der lutherischen Kirchen vorschreiben, oder weil sie Jesum nicht Herren heißen, sondern deßwegen weil ihre Religion so beschaffen ist, daß derjenige, welcher ihr von ganzer Seele anhängt, ein ganz unbrauchbares Mitglied der Gesellschaft seyn und bleiben muß. Eine abgeschmacktere und zugleich intoleranteres und stolzere Religion als die jüdische ist, kann es gar nicht geben, daher können auch die Juden niemals über Intoleranz klagen, wenn sie verfolgt werden. Konnte wohl Calvin über Intoleranz sich beschweren, wenn er den Catholiken in die Hände gefallen und auf den Scheiterhaufen gesetzt worden wäre? Er hatte ja so ein Traktament dem braven und gelehrten Servet anthun lassen. Man nehme an, Juden wären die Eroberer von

Amerika gewesen, und frage sich, ob sie es wohl würden besser gemacht haben, als Pizarro und Cartez? Pizarro und Cartez, und wie jene Barbaren noch sonst hießen, handelten aber gradezu als Schurken: denn sie wußten, daß das was sie thaten, unrecht wer; aber setzen wir, daß Juden Amerika erobert hätten, und es noch ärger gemacht hätten als Pizarro und Cartez, so kennten diese Juden immer ehrliche und rechtschaffne Leute bleiben: denn sie thaten weiter nichts, als was ihre Religion erlaubte, oder vielmehr von ihnen heischte. Schon in den Mosaischen Büchern kommen häufige Gesetze vor, daß alle Heyden, d. i. alle Nichtjuden, wozu auch die Christen gehören, ausgerottet werden sollen, und zwar so, daß das Kind in seiner Mutter Leib nicht möge verschont werden. Daß die Juden diese unmenschlichen Befehle nur zu treulich ausgeführt haben, lehren die historischen Bücher des alten Testaments, und sogar die Psalmen selbst. Es ist daher auch kein Wunder, daß mehrere gutgesinnte Menschen das Alte Testament von einem gewissen dem menschlichen Geschlecht aufsätzigen und gehässigen Dämon herkommen ließen, den sie den Judengott nannten. Als der bekannte Schwärmer Barchocab oder Barchocbas unter der Regierung des K. Hadrianus die Juden versammelte, und in Orient das jämmer-

liche Spectakel anfing, ſchlugen die ſanften Kinder Iſraels viele tauſend Heyden und Chriſten todt, und dieß deßwegen, weil es Gott ſo haben wolle. Zu unſern Zeiten können zwar die Leutchen Lehren dieſer Art nicht mehr gelten machen, aber die Lehren ſelbſt ſind noch immer da, wie kein orthodoxer Hebräer in Abrede ſeyn wird. Daß übrigens die Juden dem Staate ſtets ſchädlich und niemals nützlich ſind, im allgemeinen nämlich, haben ſchon viele Staatskundige Männer hinlänglich bewieſen: da ſie nichts treiben, als Wucher, ſo müſſen ſie auch immer ſchaden. Man hat zwar allerhand Vorſchläge gethan, die unter den Chriſten wohnenden Juden zu verbeſſern, aber alle dieſe Vorſchläge müſſen durchaus unfruchtbar bleiben, weil die Religion dieſen Leuten verbietet, ſich verbeſſern zu laſſen.

Ich habe mich mehrmals in meinen Schriften über Juden und Judenthum erklärt, und dieſe eben nicht gar ſanfte Erklärungen waren unſern hieſigen Juden bekannt geworden, und dieſe hatten daher keinen geringen Haß auf mich geworfen, worüber ich mich aber ſehr wenig bekümmere: denn einem graddenkenden Menſchen muß es einerley ſeyn, ob ihn ſo ein Mosjeh Schacher- oder Wechſelhans anfreundet oder anfeindet. Eines Tags kam ich auf

den goldnen Löwen, um daſelbſt einen Magdeburgiſchen Handelsmann, Herrn, Raack aufzuſuchen. Wir ſetzten uns zuſammen, und, ich weiß nicht wie, das Geſpräch kam auf die Juden. Hayman, der Judenvorſteher, Wolf und noch ein Iſraelit, deſſen Namen mir entfallen iſt, waren gegenwärtig: dieſe nahmen die Parthey ihrer Nation, aber auf die allerkomiſchte Weiſe. Sie meynten, da es unter den Chriſten ſelbſt ſo viele falſche Wechſelſchmiede, Betrüger und Spitzbuben gäbe, ſo müſſe den Juden auch erlaubt ſeyn, falſche Wechſel zu machen, zu betrügen und zu ſpitzbübern. Unter den Chriſten gäbe es viele Taugnichtſe, die auch bloß verzehrten, ohne das Geringſte für das Beſte der Geſellſchaft zu arbeiten, und daher könne man es den Juden nicht verdenken, wenn ſie alle Taugenichtſe wären u. ſ. w. Der Diſputat erhitzte ſich, und es kam zu Invectiven, und zwar zu ſo kräftigen, daß die Juden hoch und theuer ſchwuren, mich zu verklagen. Sie haben aber nicht Wort gehalten, vielleicht weil ſie befürchteten, es mögten in dem Prozeſſe gewiſſe Stückchen durch mich an den Tag gebracht werden, deren Publicität ihnen unangenehm ſeyn könnte. Seit jener Zeit grüßt mich kein Jude mehr auf der Straße, und der alte, unbeholfne Hayman weicht mir allemal ſehr weit aus, wenn er mir begegnet.

Ich geſtehe indeſſen ſehr gerne, daß es viel rechtſchaffne und brave Männer unter denen giebt, welche Juden heißen: daß dieſe aber keine wahren Juden ſind, und folglich von mir nicht gemeynt werden, verſteht ſich von ſelbſt.

Ein Geſpenſtergeſchichtchen, welches mir im Februar 1800 erzählt wurde, darf ich hier nicht unberührt laſſen. Ich hatte einem begüterten Landmann 4½ Stunde von hier einige Dienſte geleiſtet: der Mann bat mich ſo oft, ihn einmal zu beſuchen, daß ich endlich mich entſchloß, ein Paar Tage auf dem Dorf, wo er wohnte, zuzubringen. Es war ſchon ein alter Mann von 72 Jahren; ſein einziger Sohn war längſt geſtorben, wie auch ſeine Schwiegertochter, aber der Sohn ſeines Sohnes wohnte bey ihm im Hauſe, und dieſen jungen Leutchen hatte er ſein Gut übergeben. Der Alte ſowohl, als die Jungen, erwieſen mir alle Freundſchaft, und wollten mich länger bey ſich behalten, als ich mir vorgenommen hatte zu bleiben. Ueber dem letzten Frühſtück, welches wir mit einander einnahmen, kam unſer Geſpräch auf die Geſpenſter, ich weiß ſelbſt nicht wie, und da wurden einige Hiſtörchen aufgetiſcht, welche jedesmal einen lächerlichen Ausgang gehabt hatten.

Ja, fing endlich der alte Mann an, da meine Schwiegertochter, die hat Kuraſche, die fürchtet

sich vor keinem Geist, sonst hätte sie meinen Sohn nicht. „O schweigt doch, Vater," fiel die junge Frau ein. Ich ward begierig, was der Alte sagen wollte, und bat ihn, zu erzählen, aber die junge Frau hielt ihrem Schwiegervater den Mund zu, als er eben anfing, meine Neugierde zu befriedigen. Endlich riß dem Alten die Geduld; er machte sich mit Gewalt los, und sagte halb ärgerlich: laß mich immer erzählen, dann sieht doch der Herr, daß du dich vor Geistern nicht fürchtest, dumme Triene. Hierauf wendete er sich zu mir, und fuhr fort: Ja sehen Sie, da mein Töffel war kaum achtzehn Jahr alt, so machte er schon Liebschaft mit meines Nachbars Tochter, die da drüben auf der andern Seite am Kirchhofe oder Gottesacker wohnt. Ich merkte den Handel gar bald: denn so ein junger Schlapps verstehts noch nicht, und kann unser einen auf keinen Fall betrügen. Mir gefiel das Ding nicht; ich hatte ein ander Mädel für meinen Jungen; die war aber noch zu jung, aber mein Töffel war auch noch nicht veraltert, und konnte noch warten. Aber Töffel lag alle Tage bey seiner Röse; das verbat ich ihm, und doch ließ ers nicht. Da ging ich zum Vater von Rösen: Gevatter, sagte ich, mein Junge läuft Eurer Tochter nach, das ist aber nichts, und daraus kann Spitakel werden;

ich wills einmal nicht haben, und Ihr seyd ein geſcheider Mann, als daß Ihr uns Eure Tochter aufdringen ſolltet. Was, ſagte der alte Curt, mein Nachbar, ich Euch meine Tochter aufdringen? Tauſend Sakkerment, wenn ich nicht wüßte, daß Ihr aus guter Meynung ſprächt, Gevatter, ich ſagte Euch ins Angeſicht hinein, Ihr wäret ein Eſel und ein Hunzfott, verſteht Ihr mich, Gevatter. Aber ſo meynt Ihrs gut, und ich meyne es auch gut: ich verſpreche Euch, den Umgang Eures Sohns mit meiner Tochter zu hindern, wie und wo ich kann, aber Ihr müßt Euern Töffel auch kurz halten.

Dieſer Abrede zufolge hielt ich meinen Töffel kurz, und als ich erfuhr, daß er dem Mädel im Feld nachgegangen war, kalaſchte ich ihn tüchtig durch, und verbot ihm den Umgang mit dem Mädel von neuem. Mein Nachbar Curt that daſſelbe bey ſeiner Tochter, und nun glaubten wir, hätten wir das Unſrige gethan, und es würde weiter kein Spitakel werden. Ja, hüte einer einen Sack voll Flöhe! Alle Abende viſitirte ich meinen Sohn, wie ein Corporal ſeine Soldaten viſitirt, ob er auch hübſch zu Hauſe ſey: ich fand ihn allemal.

Nun gings Geſpräch im Dorf herum, auf dem Gottesacker ginge ein Geiſt: die Nachbarn wollten ihn geſehen haben, aber keiner hatte das Herz,

den

den Geist näher zu prüfen: unser Pastor selbst, dem wir es vorstellten, sagte, es könnte wohl seyn, daß auf dem Gottesacker ein Geist ginge, man müsse sich aber davor nicht fürchten; gute Geister thäten einem nichts, und böse könnten einem nichts thun, und doch traute sich der Pastor nicht hinzugehen, um dem Geist aufzupassen.

Eines Abends war ich in der Schenke mit meinem Nachbar Curt, da wurde auch von dem Gespenst auf dem Gottesacker gesprochen, und die Leute machten allerhand Glossen darüber. „Donnerwetter, fing ein fremder Husar an, welcher bisher ganz still da gesessen, und zugehorcht hatte: das Spökeding *) mögt ich doch auch sehen!“

Curt fragte ihn, ob er an Spökedinger glaube? „Warum nicht gar, erwiderte der Husar! Hab mein Tag an solche Narrendinger nicht geglaubt, an so was glaubt nur ein Dummkopf, ein Bauer, eine alte Vettel, oder ein Esel, wie Euer Pastor ist.“ „Na dann, sagte Curt, wollt ich ihm nicht rathen, hinzugehen und das Spökeding aufzusuchen. Wer an Spökedinger nicht glaubt, sieht entweder gar nichts, oder das Spö-

*) Spökeding, Spukeding, Gheist, Gleimich, Kobold u. d. gl. sind synonym mit Gespenst.

keding ſpielt ihm einen Poſſen, daß er genug daran hat."

„Kreuz Bataillon, ſchrie der Huſar, kommt mir nicht ſo, Nachbar Curt? Das Ding will ich ſehen, und wenns der Teufel ſelbſt wäre. Um wie viel Uhr kommts dann auf den Gottesacker?"

Man ſagte ihm, daß es gleich nach Eilfen käme, der ließ ſich alſo noch eine Kanne Bier geben, und ging auf den Schlag Eilf fort, nachdem er uns verſprochen hatte, wieder zu kommen.

Wir warteten bis drey viertel auf zwölf, aber es kam kein Huſar: ha, ſagte Nachbar Curt, dem hat gewiß das Spökeding einen Streich verſetzt; kommt laßt uns zuſehen. Wir gingen, aber nicht ohne Herzklopfen, nach dem Kirchhof, und ſiehe da, der Huſar ſtand dort und expoſtulirte mit dem Spökeding, welches er feſthielt. Wir vernahmen deutlich, daß der Huſar das Ding mitnehmen wollte, aber das Geſpenſt bat vor Gott, und nach Gott, er ſolle es gehen laſſen. Nun kriegten wir alle Kuraſche, und gingen darauf los, und als Gott den Schaden beſah, war es — Nachbar Curts Tochter, die Röſe. „Schwerenoth, ſchrie Curt, was machſt Du hier? Du verfluchter Beſen, Dich ſoll ja ein Gewitter regieren!" Mit dieſen Worten griff er das Mädel an, und kalaſchte ſie derb durch; ich glaube, er hätte ſie zu Schanden

geſchlagen, wenn der Huſar ſich nicht drein gelegt hätte.

Den andern Tag kam Curt zu mir. „Hört, Nachbar, ſagte er, ich habe Euch was zu ſagen, aber Ihr müßt ja nicht böſe werden. Meine Tochter der verfluchte Nickel, hat mir alles geſtanden. Nachdem der Umgang mit Euerm Töffel verboten war, durften ſie ſich nicht mehr öffentlich bey einander ſehen laſſen, und da fiel ihnen ein, des Nachts zuſammen zu kriechen. Euer Töffel ſollte zu Röſen kommen, aber der fürchtete ſich vor den Todten auf dem Kirchhof; Röſe hatte mehr Herz und kroch zu Töffeln: ſie hing allemal einen Laken um, und da waren wir dumm genug, das Mädel für ein Spökeding anzuſehen. Heut hat das Thier alles gebeichtet, und ſiehe da, die Canaille iſt ſchwanger. Was wollt Ihr nun thun, Nachbar? Wir waren doch immer gute Freunde. — Was wollt ich machen, fuhr mein Landmann fort? Der Spitakel war einmal gemacht: ich hunzte meinen Töffel tüchtig ab, doch gab ich meine Einwilligung, und nun ſind die Leutchen ſchon lange Mann und Weib.

Uebrigens muß ich von unſern Landleuten nahe bey Halle anmerken, daß der Aberglaube unter ihnen wenig mehr herrſcht, und daß ſie bey weitem

vernünftiger denken, als jene Pfaffen in der Pfalz, welche vom Schlappohr, vom Mühkalb und von andern Ungethümen, sogar auf der Canzel predigen. Im Mansfeldischen trift man hier und da noch den gröbsten Aberglauben an; da giebts Kerle, welche im Lande herumziehen, und den Höllenzwang des berüchtigten Doktor Fausts, die Clavicula Salomonis, und anderes dummes Zeug aufsuchen, um die Schätze auf dem Mansfelder Schloß, wo niemals Schätze waren, mit Hülfe der Geister aufzusuchen, und ein abgefeimter Kerl zu Eisenberg, welcher aber auch selbst in Halle seines Gleichen hatte, versieht diese betrogenen Betrüger mit derley Raritäten. Ferner giebts im Mansfeldischen Hexen, Nixe u. d. gl. und wer den Fratzen widerspricht, den hält der Pöbel für einen Wahnsinnigen, oder für einen Freygeist. In Helfta, einem Dorfe bey Eisleben, lebt eine Frau, oder hat doch noch vor kurzem gelebt, welche einen Kobold, oder nach der dortigen Aussprache, einen Kowelt hatte, der ihr mit Spinnen und Stricken das Brodt verdienen mußte! Das muß ein miserabeler Kerl von Teufel seyn, der seinen Clienten mit sonst nichts helfen kann, als mit Spinnen und Stricken. Der Herr Pastor Bährends zu Helfta ist zwar nichts weniger, als ein Freund des Beelzebubs und seines Anhangs, aber seine Predigten wider den

Aberglauben haben doch die Kobolde, die Nixen, den Berggeiſt u. d. gl. bis jetzt nicht verſcheuchen können.

Siebenzehntes Kapitel.

Nordhauſen.

Meine Bücher, beſonders meine Lebensbegebenheiten, waren auch nach Nordhauſen gekommen, und daſelbſt fleißig geleſen worden. Im Herbſt 1800 kam Hr. Schulze, welcher hier in Halle die Rechte ſtudierte, auf meine Stube, und lud mich im Namen ſeines Vetters, des Herrn Juſtizcommiſſars Lange, nach Nordhauſen ein, und verſicherte mich zugleich, daß ich viel Gönner daſelbſt habe, welche es gerne ſehen würden, wenn ich dahin käme.

Wer mich kennt, der denkt hierbey gleich, daß dieſe Einladung mir ſehr willkommen war: denn ich bin nie lieber, als wo man mich gerne ſieht, und haſſe alle Oerter, wo ich Leute vermuthen kann, die Etwas an mir zu tadeln und auszuſetzen finden.

Nicht als wenn ich nicht das Herz hätte, ſolchen Recenſenten unter die Augen zu treten: denn ich weiß allemal, daß auch ſie, die Herren und Damen, ihre recenſionsfähige Fehler und Mängel an ſich haben, und auf allen Fall beſſer thun würden, ſie kehrten vor ihrer Thüre, und zählten erſt ihre Schulden, ehe ſie die meinigen, welche ſich doch de facto nicht über dreyßig Thaler belaufen, bey jedem, der mir helfen könnte, auseinander ſetzen, und die Leute vor mir warnen. Heute, da ich dieſes ſchreibe, ſagte mir ein Bürger aus unſerer Stadt, Hr. — — habe geſagt: ja, wenn Laukhard heute noch ſtirbt, ſo ſind alle, die Etwas an ihn zu fordern haben, rein betrogen. „Ja, hatte ſeine Frau, die Madame dazu geſetzt, wenn Laukhard krepirt, ſo ſind alle ſeine Schuldner beſchiſſen.“ Ich wiederhole dieſe ſchönen Reden, die troz ihrer zotologiſchen Beſchaffenheit, doch ſchön ſeyn müſſen, weil ſie aus einem ſchönen Munde kommen, und wünſche, daß meine Leſer ſie auch ſchön finden mögen. Aber wie, wenn der Herr — — heute ſtürbe, oder nach ſeiner Madam Dialekt, krepirte, um wie vieles würden dann die Herren in Halle und auſſerhalb Halle betrogen und beſchiſſen werden? Doch was geht mich das weiter an? Kommt Zeit, kommt Rath; und ſterbe, oder krepiere ich über kurz oder über lang, ſo wird die Noth der Welt

wenigſtens durch meine Schulden nicht vermehrt werden.

In Nordhauſen hoffte ich hübſche Bekanntſchaften zu machen, und nahm die Einladung mit Freuden an. Ich ſchrieb an den Herrn Juſtizcommiſſar Lange, daß ich zu Weyhnachten erſcheinen würde, und dieſer Biedermann antwortete mir gleich mit umgehender Poſt, daß ich ihm ein willkommener Gaſt ſeyn ſollte.

Einige Tage vor Weyhnachten kam Abends Hr. Schulze und ſagte mir, daß ich mich fertig machen müße: denn ſchon den folgenden Tag würde die Reiſe nach Nordhauſen vor ſich gehen. Ich war ſehr übel berathen: denn es fehlte mir am Beſten, wie die Hallenſer ſagen, oder ich hatte Moſen und die Propheten nicht, wie es nach einem andern Dialekt heißt, oder ich war ſans Spieß, und ganz niederträchtig auf dem Hund, wie ſich unſre Herren Studenten in ihrer kernigten erhabenen Sprache ausdrücken, welche niemand verſteht, als ſie ſelbſt und die, welche mit ihnen umgehen, wohin Herr Zacharias Schmid in Reideburg vorzüglich gehört. Aber es wurde Rath geſchafft.

Herr Wolf, der Vetter unſers Wolfs — man merkt wohl, daß ich von τω πανυ dem Philologen Wolf rede, welcher ſeit ſeiner Exiſtenz auf der halliſchen Akademie dieſer mehr Nutzen, und im

Ausland mehr Ehre verschafft hat, als alle! die, welche nach Christian Thomasius hier gelehrt haben.

Große Männer hat Halle zu allen Zeiten gehabt, und die unsterblichen Verdienste der Böhme, Gundling, Heineccius, Baumgarten, und einiger anderer waren mir schon bekannt, ehe ich nach Halle kam; aber da traf ich den großen Semler, den besserden Nösselt, den in omni jure vel curatissimum Woltär; einen Karsten, einen Knapp — Geister meiner Lehrer, und Sie noch im Leben, Sie, großer Woltär, und sie reinlehrenden Nösselt, verzeihen Sie, daß ich Ihre Namen in diesem Buche hinschreibe! Sie vergeben mir gewiß, aber die Recensenten? Je nun! die Burschе müssen sich gefallen lassen, was vor ihre Guckäuglein fällt, so wie sich das liebe Publicum muß gefallen lassen, was die Burschе demselben jede Woche vorrecensiren, ich will, vorgaukeln wollen. Habeant sibi, sagte ehemals mein Rektor, und er hatte Recht: Wärt Ihr nicht so dumm, dumme Jungensstreiche zu machen, so würden andre dumme Jungen nicht gereizt, Euch auszugerben. Tantum de recensentibus, wenn ich werde angemerkt haben, daß der Name Recensent ein Crimen falsi in sich schließt.

Dem Publicum bin ich aber Rechenschaft schuldig: denn das Publicum liest mich. Also Sem-

ler und Karsten sind lange todt, aber in meiner Seele leben sie, die großen Männer, so lange meine Seele lebt!

Wolfär lebt noch; dieser Redliche gab mir einst sein Auditorium, daß ich darin die alte Geschichte und die Begebenheiten der Römer — Römische Geschichte haben wir noch nicht, leider! — erklären konnte. Karsten gab mir seine bisher noch nicht ersetzte Lehrstunden frey. Dank den Männern!

Aber zurück auf Wolf. — Seitdem Schulz Halle verließ, lag alles Studium der Literatur gleichsam wie begraben. Freylich las Schulz noch über die elende hebräische Uebersetzung der chaldäischen Fragmente Daniels: Herr Fabri, der Magister, erklärte freylich die Gedichte des Homers aus dem Homeromastix d. i. aus der elenden Version, welche Hager bedrucken ließ, und ohne welche Hr. Fabri seinen Text nicht hatte verstehen können, und dann aus eines, nescio cujus, Clavis Homerica; wenn ich nicht irre, war der Mosjeh ein Schweizer. Ueberdem erklärte, oder exponirte, nach Waisenhäuser Art, Herr Gutz die Gedichte des Horatius, und machte sie moralischer — durchs Evangelium. Niemeyer harangirte über einige Stücke aus den griechischen Theaterdichtern, und der Vortrag gefiel so sehr, daß man nach ge-

endeter Lection nicht wußte, was Herr Niemeyer gewollt hatte: vom Griechen war gar keine Frage.

Nun kam Wolf, und auf einmal fielen die Lectionen eines Fabri und Niemeyer. Jener warf sich in die Geographie, und erklärte die Trachten der Bürgerfrauen zu Nordhausen, dieser (hic — ille Rhenii Gram. p. 97.) machte eine Anweisung zur Kinderzucht, genannt Pädagogik. Dieß Studium muß ganz trefflich seyn: denn wer nichts lernen mag, studiert Pädagogik, und kommt mit Unwissenheit durch. Er war ja ein Schüler Niemeyers, et quis ad tanti hominis nomen non adrupescat!!! Hab ich doch Bursche gekannt, die nicht mensa decliniren konnten, und doch Maecenatis patrocinio derbe Kerls geworden sind! Exempla sunt odiosa; glaubt aber jemand, hier sey zu viel geschrieben, der melde sich bey mir, und ich werde ihm Rede stehen.

Nun kam Wolf! Die verwöhnte Magen der Studenten konnten freylich Wolfs Gerichte nicht verdauen; der Mann war weder ein eleganter Niemeyer, noch ein Lexicologus Fabri: er forderte grammatische Kenntniß der Sprachen, damit die Herren einst auch das Zeug, d. i. den Inhalt des Gelesenen verstehen könnten. So was war man nicht gewohnt, das Wortding zu verstehen, und zu aufmerksam auf das Sachding, oder vielmehr

das Sachding erwartend, die Schoſeley nachzukri-
tzeln, vergaß man ſogar, worüber geleſen wurde.
Hr. Molwede aus Magdeburg hörte ein ganzes
Semeſter Hn. Niemeyers Vortrag über den Ho-
merus, und hatte — kein Exemplar des Home-
rus: doch ſchrieb er fleißig nach, und füllte täg-
lich 1½ Bogen mit — Unſinn. Videantur Nie-
meyeri Notae ad Homeri Carmina!!!

Ich ſelbſt las damals über Theocritus Idyl-
len: aber wie erſchrack ich, als ich einer Lection
Wolfs beywohnte! Heyne, den großen Heyne hatte
ich gehört, aber was war Heyne gegen Wolf? Je-
ner gründlich gelehrt in allem Alten und in allem
Schönen, aber ohne kritiſchen Geiſt, dieſer eben
ſo gelehrt, oder noch gelehrter, und — mit kri-
tiſchem Auge guckend, betrachtend, aufnehmend.
Verzeiht, große Männer, daß ich über Euch ur-
theile; ich urtheile bloß für mich, für die Welt
urtheilt Euer Verdienſt!

Wolf änderte das Studium der Hallenſer auf
die vortheilhafteſte Art. Mit einer königlichen
Kleinigkeit that er Wunder; ihm und — zur —
ſeys geſagt — ihm allein gebührt das Anſehen
dieſer Akademie.

Welche Männer ſind nicht ſchon aus Wolfs
Schule gegangen? Wer kennt nicht Füſſleborn,
Ideler, Rambach — wer kennt ſie nicht, die Edeln,

die Gelehrten, die Verbreiter guter nützlicher Kenntniſſe?

Vielleicht denkt der Leſer, ein näheres Intereſſe mache mich ſo ſprechen. Vergieb Leſer, daß ich Dich eines Irrthums zeuge. Haſt'n Tacitus geleſen Lib. I. Hiſt. C. I. Galba, Otho, Vitellius nec beneficio nec injuria mihi cogniti; dignitatem noſtram a Veſpaſiano inchoatum a Tito auctam, a Domitiano ulterius provectam non abnuerim; ſed incorruptam fidem profeſſis et ſine odio citraque invidiam dicendus quisque eſt. Ich citire dieſe Stelle aus dem Gedächtniß, da ich das Buch nicht zur Hand habe. Aber wenn ich ohngefähr ein und das andre Wort falſch ſetze, ſo hoffe ich, daß man mir verzeihen wird, wie den alten Kirchenvätern, die auch viele Stellen der Bibel anführen, wo ſie nicht ſtehen, z. B. der groſſe Origines citirt den h. Paulus an die Galater, *) und doch ſteht die von dem gelehrten Alexandriner angezogne Stelle im Brief an die Römer C. 1. 17.

Doch ich bin ein dummer Kerl, will ein Buch machen, das jeder leſen ſoll, und räſonnire von Kirchenvätern. Doch iſt der Gedanke an Kirchenväter nicht ganz unfruchtbar. Jener Jenaiſche Student hielt die Kirchenvorſteher für Kirchenväter,

*) Περὶ ἀρχῶν L. III. C. 12.

welche ihn verklagten, da er bey dem unſinnigen Vortrag des Hn. Superintendent Oemler Tabak geraucht hatte. Das war ja wohl ſo ein Stück von Sacrilegium, worüber Hr. Schnaibert, der Excaplan, jetzt Profeſſor zu Jena, ſo viel zu ſchwatzen weiß. Der Mann ſoll jetzt höflicher ſeyn, als im Jahr Domini 1787. Wohl ihm! Vielleicht hat ihn das Mädchen ad numerum nescio quem, bekehrt.

Aber wo bin ich denn? — Ja, ob mir Herr Wolf beneficio oder injuria cognitus iſt? Nein, meine Herren Leſer! Hr. Wolf iſt zwar mir dann freundlich, wenn ich ihn um Freundſchaft bitte; aber ſo iſt Herr Wolf gegen Jeden. — Bücher hat mir Wolf genug geborgt, und zwar ſolche, die nur Männer von einander borgen, denn ich, da ich Bach kenne, brauche Dobelows Rechtsgeſchichte nicht: ſo brauche ich auch den ſchulmeiſtermäßigen Commentar des Moſjeh Thormeyers über Ciceros LL. Officiorum nicht, ſobald ich nur meinen Heiſinger habe.

Es iſt überhaupt eine ſchnurrige Sache mit dem Becommentiren der alten Claſſiker. Wer z. B. den Virgilius leſen kann, oder den Homerus, bedankt ſich vor allen Auslegungen des Euſtathius und des Hn. Heyne. Doch haben Ausleger wie die Genannten, immer ihre hohen Verdienſte; aber

was ſagen wir denn zu Erklärungen, wie die eines Mosjeh Motz, eines A. B. C.-K. Y. Z. ſind? Soll dann jeder Philologe der alten und neuen Zeit dieſer Burſchen ihr Eſel ſeyn? Heh! Die alten Kerle kennen dieſe Menſchenkinder nicht, wie ich dann Herrn Motz einmal betheuern hörte, daß vor Dacier niemand den Horatius erklärt habe. Zudem ſind es meiſtens arme Teufel, welche zu guten Büchern keine Moneten haben: lebt nun ſo ein armer Teufel auf einer Univerſität, wie Halle iſt, und will ein Buch haben: eh bien, non adeſt. *) Er kommt nach vierzehn Tagen wieder: s'iſt niſcht dah; hab'ſch g'ſagt. Er geht zum Bibliothekar und beſchwert ſich: hätt den Teufel vom Suchen und Warten, hab mehr zu thun, iſt die Antwort des humanen gelehrten Bibliothekars, und der Suchende – bleibt weg, weil er ſich an den Hund erinnert, welcher das Heu hütete. Doch das gilt nicht allewege. Alle, die Gunſt haben, **) können ſich Bücher nehmen, welche ſie wollen, und ich kenne einen, der jetzt angeſtellt iſt, ***) welcher ſich

*) Wörtlich ex ore.

**) Suo tempore abſens in libro cui titulus — — . Nunc contentus dictis cetera linquo.

***) Meine Herren, wollen Sie das genauer wiſſen, laſſen Sie mich ad Magnificum citiren und egregié reſpondebo. Dies zur Nachricht für gewiſſe Herren.

alle Woche wenigſtens einen Thaler mit Verleihen der Bücher aus der Univerſitätsbibliothek verdient. In Lzipzig iſts übrigens eben ſo, und daß es in Göttingen ſo war, wenigſtens im Jahr 1778—79 kann ich durch ſehr treffliche Teſtimonien beweiſen.

Was ſagen Sie aber dazu, junge Männer? — Nicht wahr, lieber einen Pabſt gemacht, als ſolches Zeug?

Achtzehntes Kapitel.

Fortſetzung.

Herr Wolf, Schulze und noch zwey andre aus der Grafſchaft Hohnſtein gebürtige Studenten waren meine Begleiter. Es war früh, als wir ausgingen, herrliches Wetter, und wir konnten ſchon gegen eilf Uhr in Langenbagen ſeyn, ob wir gleich erſt lange nach Sieben ausgingen. Es war Sonntag, und die Wirthin, bey welcher wir einkehrten, um ein Frühſtückchen zu nehmen, ſchrie und ſchimpfte fürchterlich auf ihren Paſtor. Der Mann ſey zu faul und zu nachläßig, meynte ſie,

und hielt die Kirche nicht so oft, als er doch sollte: kaum hörten sie in ihrem Dorfe alle vierzehn Tage eine Predigt: aber der liebe Gott sey auch ein starker eifriger Gott, und habe schon vor einigen Jahren die seinem Dienst widerfahrne Geringschätzung gerächt, indem er die schreckliche Feuersbrunst veranstaltet habe, wodurch das ganze Dorf beynahe zu Grunde ging.

„Meynt sie dann, Frau Wirthin, sagte ich, daß der liebe Gott ein Mordbrenner sey?“

Sie. Herr Jehmineses, lieber Herr, wie schwätzen Sie doch? Der liebe Herr Gott ein Mordbrenner?

Ich. Allerdings ist er ein Mordbrenner, wenn Sie Recht hat.

Sie. Ich will doch nicht hoffen, daß Sie so gottlos denken!

Ich. Bewahre! Ich weiß, daß das wohlthätigste Wesen seinen Creaturen nichts Böses thut. Aber wie Sie spricht, Frau Wirthin, thut uns Gott Böses.

Sie. Wie dann so, daß Gott erbarme.

Ich. Sie sagt ja, der liebe Gott habe die Feuersbrunst hier veranstaltet, um seinen Schimpf zu rächen. Wenn das wahr ist, so muß er ja einen Gefallen an derselben gehabt haben; da aber doch der Brand sehr viele Leute ins Verderben stürzte,

so

so muß Gott Vergnügen am Verderben andrer Leute haben, und das ist häßlich.

Die Frau ergrimmte, und sagte grade heraus, ich verstünde die Sache nicht, und rieth mir, künftig nicht mehr so naseweis zu seyn. — Hr. Schulze zahlte unsere Zeche, und mußte zwanzig Groschen geben, ob wir gleich nur für 2 gl. 6 pf. Schnapps und ein wenig Butter und Brodt gehabt hatten. Diese Prellerey war wahrscheinlich eine Strafe für unsern Unglauben gegen die Effaten der Frau Wirthin.

Als wir aus der Langenbagner Kneipe traten, fings an zu regnen: es hatte gefroren und nun ward der Weg so glatt, daß wir mehr hinten ausrutschten, als vorwärts kamen. Nach vielem Fallen erreichten wir endlich Abends spät Eisleben. Der Regen hielt noch immer an, und die Aussicht für den folgenden Tag war sehr traurig. Im Wirthshaus zum Sieb zu Eisleben fanden wir einen Menschen, welcher mit einer Donna im Lande herum zog, und sich, ich weiß nicht wie, durchschlich. Das Mädchen war ganz artig von Formate, und schien gar nicht spröde zu seyn, wenigstens nahm sie es gar nicht übel, daß ein gewesener Preußischer Soldat den unter Soldaten herkömmlichen Comment erklärte, und brav Zotologien einmischte: zugleich versicherte sie, daß keiner, und sollte er auch der große Mogul seyn, ihr

ein Kind machen könne. Die Donna muß alſo das Ding oft genug und zwar multifariam verſucht haben.

Den folgenden Tag hatte zwar der Regen aufgehört, aber der Weg war fürchterlich ſchlecht. Gerne hätten wir eine Fuhre genommen, aber es war keine zu haben, und wir mußten zu Fuße fortbattern. Alle Augenblick gleiteten unſre Füße aus, und Pardauz, da lag bald dieſer, bald jener auf der Naſe. Mich traf dieſes Unglück gar ſehr oft. Mit Mühe kamen wir auf ein Dorf jenſeits Wallhauſen, wo Herr Schulze mit den beyden theologiſchen Studenten beym Paſtor Loci einkehrte. Ich und Hr. Wolf blieben in der Schenke, und erſt in Berg verſammelten wir uns wieder.

Die Herren, welche beym Paſtor eingekehrt waren, wären zwar ſehr gerne früh weggegangen, aber das ginge nicht, denn beym Paſtor müßen früh nach verleſenem ellenlangen Morgenſegen drey bis vier Lieder geſungen werden, und ſo Etwas koſtet Zeit. Wer ſich nicht in dieſe Ordnung fügt, wird vom Hn. Paſtor für einen Freygeiſt und unflätigen Kerl erklärt, und darf nicht wiederkommen. Ich erinnerte mich bey der drolligen Erzählung von der Singerey und Beterey beym Paſtor — — an die Singerey beym ehemaligen Paſtor Thiels zu Udenheim in der Pfalz, wo man nicht eher

Etwas zu eſſen bekam, als bis man das Lied: Gott lebet noch, mit hergeorgelt und neun und neunzig Tiſchgebeter mit hergeplerret hatte. An Andacht war nicht zu denken, war aber auch nicht nöthig, und der liebe Gott mußte mit dem Herorgeln und Herplerren ſchon zufrieden ſeyn.

Erſt gegen ſechs Uhr kamen wir nach Nordhauſen. Ich eilte nach dem Hauſe des Herrn Juſtizcommiſſarius Lange, aber ſiehe da! der war nicht zu Hauſe. Was war zu thun? In ein Gaſthaus wollte ich zwar gehen, aber Hr. Wolf nahm mich mit, und ich machte mich ſchon commode, als Hr. Fromm, der negotiorum gestar des Juſtizcommiſſars erſchien, und mich mit Gewalt fortſchleppte. Herr Fromm redete mich folgender Weiſe an: „Das verborgene Bewußtſeyn hat uns electeriomatiſch belehrt, daß Sie, mein wertheſter Magiſter, in dem Dunſtkreis der des heiligen Reichs freyen Stadt Nordhauſen ſeit einer Stunde den Punkt Ihrer Exiſtenz genommen haben. Herr Juſtizcommiſſar Lange, mein verehrter und bis in das Nichtſeyn meines ſich ſelbſt vergeſſenden Bewußtſeyn verehrter Gönner, Protector und Patronus, erſucht Sie durch die Puſillanimität meines Zungenergans und durch die Abjecticität meiner Suada, ihre freylich etwas müden Hölzer des Spazierens, locomotiv zu machen, und mir zu folgen.“ Dieſe

Rede des Herrn Fromm bestimmte mich mitzugehen, und Hr. Fromm führte mich auf das Gartenhaus des Herrn Senators Seydler, wo jede Woche eine Gesellschaft zusammen kommt, welche Assemblee genannt wird. Es sind mehrere Gesellschaften dieser Art in Nordhausen, und mehrere von den Honoratioren der Stadt nehmen an diesen verschiedenen Conventen Antheil: eine ist jedoch da, wozu niemand, als die Bestimmten, Zutritt hat: ich glaube, diese hieß Concordia, und ist so eine Art von Freymäurerloge, welche ich weiter nicht näher kennen lernte.

Bey Hn. Seydler traf ich jetzt den Justizcommissar Lange, und noch viele artige Nordhäuser von Extraction. Adel ist überhaupt in dieser Stadt nicht: die Bürgerschaft besteht schon seit den großen hier vorgefallenen Mordgräueln nur aus Bürgerlichen, ob sie gleich vor Olims Zeiten ihren Patricieradel so gut hatte, als Frankfurt, Nürnberg und die meisten Reichsstädte. Allein unter der Regierung K. Carls des vierten, fand die Bürgerschaft für nöthig, wider ihren Magistrat zu rebelliren, und alle Edelleute, welche nicht entwischen konnten, todtzuschlagen. Diese entsetzliche That würde zu jeder andern Zeit derb seyn bestraft worden, aber K. Carl IV. verzieh den Einwohnern, ließ sich Geld geben, und confirmirte eine Consti-

tution, welche sie sich selbst gemacht hatten. Ich glaube, dieses Unheil geschahe 1368; Hr. Seydler hat diese Revolution zu Nordhausen aus guten Quellen und archivarischen Nachrichten beschrieben, und seinen Aufsatz einem sogenannten Revolutions-Almanach einverleibt, in welchem neben so manchem elenden schofeln Zeug doch dann und wann ein lesenswerther Aufsatz zu finden ist.

Die Herren, welche ich bey Hr. Seydler antraf, waren äusserst artige Leute von viel jovialischer Munterkeit, und Feinde aller Feyer. Ich hatte schon bey Hr. Wolf Abendbrodt gegessen; aber auf der Assemblee mußte ich nochmals essen, ob es gleich schon ziemlich spät war. Sehr vergnügt verlief die Zeit, und erst gegen ein Uhr des Nachts führte Hr. Fromm den Justizcommissar und mich nach Haus. Daß mein Kopf nicht so beschaffen war, wie er zu seyn pflegt, wenn ich früh aufstehe, versteht sich von selbst, indessen war ich noch nicht völlig bereisch, das ward ich erst beym Justizcommissar. Dieser wußte, daß ich kommen würde, und hatte deßwegen sich einen recht guten Nordhäuser Schnapps zugelegt, womit er mich regalirte. Ich kannte die Kräfte des Getränkes nicht, und Hr. Fromm brachte mich zu Bette.

Ich ärgerte mich den andern Morgen, daß ich gleich am ersten Abend meiner Existenz in Nordhau-

ſen begeniert geweſen war, und erklärte mich darüber gegen Hr. Fromm. Dieſer ſchlug eine helle Lache auf, und verſicherte mich, daß das Haarbeutelhaben, oder wie man pro dialecto Frommiana in Nordhauſen ſagt, das ſich Beſchettern ſtark Mode ſey, daß niemand ſich darüber formaliſire. Daß Hr. Fromm ſehr Recht hatte, habe ich in der Folge mehrmals gefunden.

Neunzehntes Kapitel.

Herr Fromm. Herr Bock und andre Perſonagen.

Der Juſtizkommiſſar hält eine Leſebibliothek, welche vor andern ihre großen Vorzüge beſitzt. Herr Lange ſcheint bloß aus Patriotismus ſein Inſtitut angelegt zu haben, da es ihm ganz und gar nichts einträgt, als die Proprietät der Bücher, welche dazu angeſchafft werden: denn alles, was einkommt, wird wieder zum Ankauf neuer Bücher verwendet: die Intereſſenten zahlen daher auch nicht ſehr viel, müſſen ſichs aber gefallen laſſen, grade diejenigen Bücher zu leſen, welche ihnen zugeſchickt werden, wenn ſie Bücher holen laſſen,

und haben nicht das Recht, in der Bibliothek herumzukrabschen, und mitzunehmen, was ihnen etwan anſtehen mag. Alle Intereſſenten erhalten zwar alle Bücher nach und nach — die neuern nämlich: denn die ſchon längſt in dem Vorrath befindlichen kann ſich jeder holen laſſen — aber dabey wird eine ſolche Ordnung beobachtet, daß derjenige, welcher eher als ein andrer Intereſſent war, auch vor dieſem das Buch zum Leſen erhalte. Ich weiß nicht, ob an dieſer Einrichtung Etwas zu tadeln ſey, da eben dadurch gar mancher Inconvenienz vorgebeugt wird. Z. B. manches Werk beſteht aus mehrern Bänden: wer aus Hr. Lange's Bibliothek einen Band geleſen hat, erhält alle andre nach einander, dahingegen in andern Bibliotheken, welche doch auch gut eingerichtet ſind, ein Leſer zwanzigmal und wohl noch öfter ſchicken muß, bis er die verlangte Fortſetzung erhält, und indeſſen den Inhalt der vorigen Theile wieder vergißt. Die Leſerey um einen Groſchen fällt in der Langeſchen Bibliothek ganz weg, und niemand, auſſer den Intereſſenten, bekommt ein Buch: dadurch wird auch eine große Unordnung verhütet.

Aber Einrichtungen dieſer Art ſind auch nur an Oertern möglich, wo lauter ordentliche Leſer zu haben ſind, welche alle Woche höchſtens ein Buch zu ihrem Nutzen und Vergnügen leſen,

und alle Quartal richtig bezahlen, wie die Damen und Herren in und um Nordhausen zu thun gewohnt sind. Auf Universitäten, und an solchen Orten, wo es eine große Menge Müßiggänger giebt, z. B. in Berlin, Breslau, Magdeburg, Leipzig, wegen der großen Menge der Offiziere, der Scholaren, ist es gar nicht thunlich, Ordnung zu halten. Einer, so ein Herr Leutnant, Fähndrich, Student u. s. w. liest bloß Romane, aber so schnell und so heißhungrig, daß er alle Tage einen Band und wohl noch mehr hineinwergt; und für solche kann doch wohl keine monatliche Pränumeration Statt finden, der muß schon à Groschen lesen.

Die Bücher, welche Hr. Lange ausgiebt, sind alle gut gewählt, und Sachen, zotologischen Inhalts findet man gar nicht bey ihm. Hr. Fromm ist sein Bibliothekar, und besorgt das Geschäft mit sehr vieler Genauheit, ob er gleich nur einige Stunden des Tages drauf verwendet. Sonst ist Hr. Fromm auch noch Leichen- und Hochzeitsbitter und Ceremonienmeister bey allen vornehmen Gelagen, welche zu Nordhausen vorfallen. Er hat zwar bey diesen wichtigen, und mit dem Wohl des Staats unmittelbar verbundnen Aemtern noch einen Gehülfen, aber dieser, ob er gleich länger angestellt ist, kann es doch so weit in Rücksicht der

Gunst des Publikums nicht bringen', als Herr Fromm, denn Fromm reißt keine Zoten, aber der andre Herr ist ein Zotologe, dessen Gleichen mir selten vorgekommen ist, und nimmt kein Blatt vors Maul, es mag zugegen seyn, wer da will, lustige Brüder, oder Frauenzimmer von Stande und Erziehung, das ist ihm Eins; nebenher hängt er sich auch nicht selten einen Haarbeutel an, den Fromm selten hat, und nur in gutem Wein annimmt.

Hr. Fromm hat viele Verdienste um den Nordhäuser Dialekt: welchen er mit vielen Wörtern und Redensarten verbrämt, so recht à la Bursch, und à la Musketier: denn Studenten und Soldaten pflegen auch ihre eigne Sprache zu reden, und wer die nicht versteht, denkt oft, arabische und chinesische Wörter zu hören, so seltsam klingen die Raritäten. Unter andern ist Fromm der Erfinder des Wortes Schetter, welches so viel bedeutet, als Schnapps, und von diesem Stammwort kommen folgende Derivate, ein Schetterer (Schnappssäufer) sich beschettern, Schetterey (Branntweinbrennerey, item eine Schnappskneipe) er spricht schetterlich (wie ein Betrunkner). Diese und andre Wörter dieses Schlags hat Hr. Fromm so oft in allen Cirkeln, wohin er kommt, angebracht, daß sie allgemein bekannt und gebräuchlich ge-

werden ſind. Außerdem iſt Fromm ein Philoſoph, und räſonnirt über alle Gegenſtände der Metaphyſik, der Moral und der Politik ſehr geläufig, aber auch ſo grundgelehrt, daß ich bey aller Anſtrengung meiner Aufmerkſamkeit, doch nie ſo glücklich ſeyn konnte, ihn zu verſtehen. Es giebt jedoch Leute zu Nordhauſen, welche den Mann eben deſswegen für einen großen Geiſt und gründlichen Denker halten, weil er ſtets ſo ſpricht, daß man unmöglich abſehen kann, wovon eigentlich die Rede iſt, ob von der Revolution in Frankreich oder dem pomphaften Aufzug des Kayſers von Sina. Dieſes aber und ähnliche Kleinigkeiten, welche ins Sonderbare fallen, ausgenommen, iſt Fromm ein kreuzbraver rechtſchaffner Mann, welcher das Vertrauen aller derer verdient, die mit ihm zu thun haben.

Herr Bock, der Schuſter, hat mir während meines Aufenthalts in Nordhauſen manche vergnügte Stunde gemacht. Der Juſtizcommiſſar kann dieſen Mann wohl leiden, wegen ſeiner Originalität, und ſeine hübſche junge Frau wird ihm auch gewiß keine Feinde machen, da er, wahrſcheinlich weil ers nicht nöthig hat, durchaus nicht eiferſüchtig iſt. Es iſt auch überhaupt eine ganz närriſche Sache um die Eiferſucht, die auf jeden Fall überflüſſig und nachtheilig iſt, da der Eiferſüchtige ſtets ärs

ger geprellt wird, als der Tolerante. Dieß will ich aber ohne allen Bezug auf Hn. Bock den Schuster zu Nordhausen gesagt haben. Ob ich gleich vor meiner Ankunft in Nordhausen keine Seele daselbst persönlich kannte, so hatten doch viele daselbst gehört, daß ich kommen würde, und hatten deßwegen pro und contra Wetten angestellt. Bock, welcher sich genau erkundigt hatte, wettete mit einem Fleischermeister um vier Butellen Wein, und gewann natürlich seine Wette, als ich ankam. Die ganze Nacht ging hin, über die Verzehrung der Wette: denn es blieb nicht bey vier Butellen — das ist Mode so zu Nordhausen.

Neben dem Schuster Bock wohnt der Bergcommissar Rosenthal, dessen Bücher man im gelehrten Deutschland findet. Herr Rosenthal, seines Handwerks ein Becker, legte sich nachher auf allerhand Wissenschaften, und schrieb über alles, worauf er sich legte, über Mathematik, Chemie, Naturgeschichte u. s. w. Da ich von allen diesen Sachen wenig verstehe, und überdieß Hn. Rosenthals Bücher nie gesehen habe, so kann ich über die Großheit oder Kleinheit seiner Verdienste nicht urtheilen. Freylich wenn die Aufnahme in gelehrte Gesellschaften ein sicherer Beweis des Verdienstes wären, so müßte Hr. Rosenthal ein Mann von gewaltigem Verdienst seyn: denn er ist ja —

und ich glaube gar, inter alios honores — Mitglied der naturforschenden Gesellschaft zu Halle. Aber man weiß ja, daß solche honores nichts beweisen, zumal — ! Doch was geht das mich an? Ich wollte den Mann kennen lernen, aber da ich hörte: er sey dann und wann ein wunderlicher Behandler der Fremden, die ihn besuchen, wollte ich mich keiner unsanften Begegnung aussetzen, und blieb weg. Aber Bock drang darauf, daß ich den Bergcommissar sprechen mußte, und bestellte ihn in sein Haus, wohin er auch mich und Hr. Lange einlud. Herr Rosenthal kam nicht, und ließ sich mit seinem Podagra entschuldigen. Die wahre Ursache aber, warum der Commissar nicht kam, war Hr. Langens Gegenwart: denn diesen kann er aus mehr als einem Grunde nicht leiden.

Rosenthal nämlich schreibt eine Wochenschrift, welche er den Hohensteinischen (Hohnsteinischen) Erzähler nennt: im Grunde aber ists ein Nordhäuser Erzähler und Spaßmacher, der gar oft ins Platte und Grobe fällt. Im Ausland kennt man das Ding gar nicht, und die sich aufs Weiteste verlaufenden Blätter kommen höchstens nach Sondershausen und nach Rosla. Um aber seinen Schriften gehörig Salz und Pfeffer beyzustreuen, sey es auch schwarzes Salz und Spanischer Pfef-

ſer, ſo greift er dann und wann bekannte Perſonen an, und macht ſie, wo nicht lächerlich, doch böſe. Den obgedachten Hn. Fromm hatte er eben ſo einige Mal aufgeführt, unter dem Namen Pius. Fromm glaubte ſeine Ehre beleidigt, und zog brav auf den Bergcommiſſar los, und Hr. Lange wurde in dieſen Streit verwickelt, ich weiß nicht wie.

Wie gern aber der Bergcommiſſar die Leute neckt, beweiſt folgendes Geſchichtchen. Ein gewiſſer Jung war als Doctor der Medicin nach Nordhauſen gekommen, und hatte angefangen zu practiciren. Man kann leicht denken, daß dieſer neue Aeſkulap mit Factionen zu kämpfen hatte, welche nie ausbleiben, wenn ein neuer Arzt oder Advokat, oder Muſikus, Tanzmeiſter, ja ſogar wenn eine neue Freudennymphe auftritt, aber Hr. Jung ſchien ſich um die Factionen wenig zu kümmern, und ſchrieb deßwegen einen Brief an einen Bekannten in Nordhauſen. Der Bekannte verrieth ihn, und brachte den Brief ins Publikum, und der Bergcommiſſar ließ ihn in ſeinem Erzähler abdrucken. Der Wiſch war ratione des Stils und der Orthographie abſcheulich: ein Bauernjunge, deſſen Schulmeiſter nicht ganz Rindvieh war, mußte beſſer ſchreiben, als der Doctor, aber die Abſicht, warum der Bergcommiſſar den Brief abdrucken ließ,

war nichts weniger, als edel: er wollte dem Doctor ſchaden, und um ſeinen Credit bringen; in wie ferne ihm dieſe Abſicht gelungen ſey, muß hier nicht erzählt werden.

Zwanzigſtes Kapitel.

Krankheit.

Den Tag vor Weyhnachten führte mich Herr Lange früh in die Apotheke zum Bittern, dann gingen wir auf den Rathskeller zu Wein, von da zum Eſſen, wobey auch derb Wein aufgetiſcht wurde, und den Abend brachten wir auf einer Schenke außerhalb der Stadt zu. Daß mir aller Orten derb zugetrunken wurde, verſteht ſich von ſelbſt, ſo wie es ſich von ſelbſt verſteht, daß ich richtig Beſcheid that. Ich kam zwar ohne große Schnurre ins Quartier, aber hier wurde fortgefahren bis nach Mitternacht um drey Uhr, wo ich mit einigen Freunden die Kirchen beſuchte, in welchen die ſogenannte Chriſtmette gehalten wurde. Hier waren ſehr hübſche Geſichter bey dem Schimmer der unendlich vielen Lichter zu ſehen, und recht hüb-

ſche Muſik zu hören, ſonſt ging aber alles ſehr anſtändig zu, wenigſtens weit anſtändiger, als ſonſt in der Chriſtmette zu Halle, wo die Studenten Sommerslieder ſangen, Tabak rauchten, mit Strohhalmenſchern ſchäkerten, und diejenigen beſchabernakten, bey welchen ſie einige Andacht bemerken wollten. Unſre Studenten ſind zwar jetzt viel artiger, als damals, und doch iſt es ſehr gut, daß die Chriſtmette in Halle abgeſchafft iſt. Vielleicht geſchieht dieß auch bald in Nordhauſen.

Nach der Chriſtmette gab Hr. Lange eine kleine Collation in ſeinem Hauſe, wobey ſich unter andern auch Hr. Koch, der Domküſter, einfand. In Nordhauſen iſt ein (bisheriges) Immediatſtift, welches man den Dom nennt. An keinem Ort iſt ſo eine Anſtalt überflüßiger als in Nordhauſen, wo beynahe gar keine Katholiken ſind, und doch ſind an dieſem Stift fünf Canonici, ein Domſyndicus, ein Cantor und eine Menge andrer Bedienten. Die Canonici ſtehen ſich recht gut, haben das Recht, Bier und Schnapps zu ſchenken, aber nicht über die Straße zu verkaufen: wer alſo das gute Dombier ſchlucken will, muß die Herren ſelbſt beſuchen, wo ihm dann aufgewartet wird. Die Territorialgerechtigkeit des Stifts iſt mit Pfählen abgeſteckt, und der Dommepp oder Domgerichtsdiener darf ſich nicht über dieſe Pfähle in ſeinen Amtsverrichtungen

wagen, ſonſt krabſcht ihn ein Stadtnepp auf, und ſchleppt ihn mit nichts, dir nichts aufs Rathshaus. Der Syndicus des Doms, Hr. Klaproth, Doctor der Rechte, ein feiner artiger Mann, welcher eine ſehr ſchöne Frau hat, aber auch trefflichen Burgunder führt, ſuchte von jeher alle Zänkereyen mit dem Magiſtrat zu vermeiden, welcher, wie alle Magiſträte, beſonders die in den Reichsſtädten, keinen Spaß verſteht.

Hr. Koch wollte mir den Dom zeigen, und that es auch mit vieler Humanität: ich koſtete das gute Dombier, und den Domſchnapps, aß bey Hr. Advocat Lange, dem Bruder des Juſtizcommiſſars zu Gaſt, verſchwärmte den Tag in lauter muntern Cirkeln, ſo wie den folgenden, und konnte ſchon den zweyten Feyertag Abends den Kopf nicht mehr in der Höhe halten. Ein heftiger Schwindel, mit einem nicht zu dämpfenden Huſten verbunden, ergriff mich, und ſiehe da, ich muſte die Geſellſchaft verlaſſen und mich zu Bette legen. Ich hatte meine Natur zu ſehr beſtürmt, und dieſe unterlag.

Schon am folgenden Tag war das Entzündungsfieber da, und würde mich vielleicht weggerafft haben, woran freylich nicht viel gelegen hätte, wie eine gewiſſe Madam in Halle, an de-

ren

rem Wegraffung aber auch gar nichts läge, wohlweiſe angemerkt hat, wenn Hr. Phyſikus Philter nicht ſeine Kenntniſſe zu meiner Herſtellung angewendet hätte. Dieſer edle Mann, dem ich nur im ſtillen danken darf, verbindet mit groſſen medicinischen Einſichten, den liebenswürdigſten Charakter und eine unermüdete Aufmerkſamkeit auf alles, was ſeines Amtes iſt. Dieſem vortrefflichen Arzt verdanke ich, daß ich noch exiſtire, und beſäße ich ſolche Güter, welche die menſchliche Exiſtenz zu einem wahren Gut machen können, gerne theilte ich ſie mit ihm. Doch Hr. Phyſikus Philter bedarf meines Geſchenks nicht. —

Ich würde eher wieder auf dem Zeug geweſen ſeyn, wenn ich mich ſtreng nach der Vorſchrift meines einſichtigen Arztes gerichtet hätte. Was die Speiſen anbetrifft, welche er mir unterſagt hatte, ſo folgte ich zwar: denn ich aß gar nichts, da ich gar keine Eßluſt hatte, und einen unüberwindlichen Ekel vor allen Speiſen empfand. Aber Hr. Philter hatte mir den Schetter (Branntewein) und den Wein verboten. Schetter trank ich zwar nicht, aber doch täglich einige Gläſer Wein, welche mir Herr Fromm aus dem Keller des Juſtizcommiſſars zuſtellte, und ſo verſchlimmerte ich ſtets meinen Zuſtand.

Am Neujahrstage 1801 feyerten die Nordhäuser *) das Fest des angehenden Jahrhunderts, und ich stehe dafür, daß von allen Einwohnern keine funfzig die heilige Nacht über ins Bette gekommen sind. Um zwölf Uhr des Nachts wurden alle Glocken geläutet, und die nordhäuser Canonen auf dem Kirschberg abgebrannt. Die übrige Nacht wurde gejubelt und gesoffen, bis man endlich in die Kirchen ging, und Gott dankte, daß man im neuen Jahre noch eben so gut Schlund und Kehle habe, als im alten.

Die Honoratioren zu Nordhausen hatten mehrere große Diners veranstaltet: unter andern war auch eins auf dem Grimmel veranstaltet, bey welchem auch der Justizcommissarius engagirt war. Er und mehrere Herren bedauerten sehr, daß ich an dieser Festlichkeit nicht Theil nehmen konnte, ich war selbst verdrüßlich darüber, aber was wollte ich machen? Ich mußte zu Hause bleiben und das Bette hüten. Herr Lange verließ mich, Herr Fromm konnte mir nicht Gesellschaft leisten, weil

---

*) Es giebt auch Dichter zu Nordhausen, und einer derselben machte ein Epigramm auf das alte und neue Jahrhundert, welches verdient, aufbewahrt zu werden.

Du scheidend Jahrhundert ich danke dir,
Daß du's liebe Leben gegeben mir:
Du angehend Jahrhundert, wie könnt dich ich preisen!
Du wirst ja dies höchste Gut gewiß mir entreißen.

er bey der Festivität eine Quasioberinspection hatte. Hr. Bock der Schuster, hatte die Nacht über dem Glase so stark zugesprochen, daß er nun da liegen, und den Rausch ausschlafen mußte: niemand blieb also bey mir, als das hübsche Weibchen des leztern, welche meiner recht treulich pflegte. Man denke ja an nichts Böses αἰσχρα πραττειν τοτο ἀδυνατον.

Die Herren, welche auf dem Grimmel bey Hr. Credo versammelt waren, dachten fleißig an mich, und schickten mir von jedem Gericht eine so derbe Portion, daß ein Scheundrescher sich an jeder bequem hätte sättigen können. Ich konnte aber leider von allen diesen Herrlichkeiten keinen Gebrauch machen; denn es fehlte mir an Appetit, und doch versündigte ich mich an einem Gerichte, welches der Doctor mir verboten hatte, nämlich an einer Sagosuppe mit Wein. Sie war herrlich zubereitet, und schmeckte mir auch so gut, daß ich wenigstens zwölf Suppenlöffel voll davon aß. Den folgenden Tag war mein Zustand wieder schlimmer. Endlich siegte meine gute Natur durch Hn. Philter unterstützt, über die Krankheit, und den Tag vor Dreykönig ging ich wieder aus, und besuchte nicht nur gute Freunde, sondern auch vorzüglich die Schenken.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Magiſtratswohl. Schenken.

Der Stadtmagiſtrat zu Nordhauſen beſteht aus drey Abtheilungen, deren jede ihren Bürgermeiſter, Senatoren und Aſſeſſoren hat. Dieſe Abtheilungen wechſeln ſo ab, daß alle drey Jahre jede an die wirkliche Regierung kommt. Die Stellen ſind übrigens immerwährend, und wenn ein Mitglied abgeht oder ſtirbt, ſo wird ein neues auf den Vorſchlag eines wirklichen Mitglieds aufgenommen. So einen Vorſchlag thun, heißt man bringen, z. B. der und der hat den und den Bürgermeiſter, Senator u. ſ. w. gebracht: aber bey der jetzigen Verfaſſung wird wohl das anomaliſche Bringen und das damit verbundne Geldſchneiden wegfallen, oder ſich vielleicht noch gar vermehren. Viele Nordhäuſer klagten über das Bringen, und verſicherten, mancher Eſel würde nicht im Senat ſitzen, wenn er nicht einen guten Bringer gehabt hätte.

In Nordhauſen hat jeder Bürger, welcher zu einer Rathsfähigen Gilde gehört, auch das Recht, eine Stelle im Rath zu hoffen, wenn er anders ſich nur ſtets ſo betragen hat, daß der hochweiſe Rath keine Schande von ihm befürchten muß. Aber gar viele Familien kommen nie zu der Ehre, daß einer aus ihren Mitteln zum Regiment gelangt, weil es ihnen an Bringern fehlt. Daher ſind nur einige Familien im Beſitz der höchſten Gewalt und deren Verwaltung, und dieſe Familien conſtituiren alſo den Patricierſtand oder den Adel zu Nordhauſen. Adel iſt alſo doch auch da, ob ſich gleich niemand von ſchreibt. Die Römer ſchrieben ſich auch nicht von, und hatten doch einen ſehr derben Adel. Wahrſcheinlich ändern die jetzigen Umſtände vieles in dieſer Hinſicht.

Ob aber gleich die Rathsglieder durch die Bringerey gewählt werden, ſo ſpielt man doch alle Jahre eine Komödie, welche einer Wahl des ganzen Magiſtrats ähnlich ſieht. Den Tag vor drey Königen verſammelt ſich der vollſtändige Magiſtrat, das heißt alle drey Regimenter, auf dem Rathhauſe, in ihren ſchwarzen Galakleidern, und ſehn einander an. Gegen Abend gehn ſie auseinander. In der Nacht verſammeln ſie ſich wieder, der Herr Paſtor Primarius hält eine Rede, worin er das abgehende Regiment ermahnt, bey der Wahl des

neuen Regiments — welches ſchon längſt durchs Bringen gewählt iſt — die Regeln der Gerechtigkeit zu beobachten, und ja alles zur Ehre Gottes zu thun. Die Zeit über, als dieſe Ceremonie dauert, wird Wein und Kuchen gegeben, und gegen Tag zieht der Magiſtrat, der neue nämlich, nach der Hauptkirche, wo die Bürgerſchaft ihm eine Quaſihuldigung leiſtet. Daß die ganze Bürgerſchaft dieſe Zeit über luſtig im Sauß und Brauß lebe, läßt ſich denken: aber auch der hochedle Magiſtrat lebt hoch auf, und jedes Mitglied erhält aus dem Stadtkeller eine Portion Wein, und dann ein gewiſſes Weißbrodt, welches zu dieſem Behuf beſonders gebacken wird, und den Namen Herrenbrodt führet. Ich habe ſelbſt von dieſem ſchönen Brodt gegeſſen. Ehemals, ſo ſagte man mir, blieben alle drey Regimenter die Nacht zwiſchen dem vigiliis Epiphaniae und dem Dreykönigstag beyſammen, und zechten, konnten aber hernach, wenn die Quaſiwahl vor ſich gehen ſollte, nicht mehr ſtehen. Ein patriotiſcher Bürgermeiſter machte, um dieſer Unordnung abzuhelfen, die Verordnung, daß in Zukunft jedem ſein Quantum ins Haus ſollte geſchickt werden: daher dann jener Wein, und jenes Brodt für die Senatoren. Die Bürgermeiſter erhalten doppelte Portionen, und das iſt auch ſehr billig!

Die Nordhäuſer, beſonders die von der höhern und reichern Claſſe, ſind groſſe Liebhaber von Vergnügungen, ob ich gleich mit Recht behaupten kann, daſſ ſie ihre Arbeiten und Beſchäftigungen nie den Vergnügungen und Ausſchweifungen aufopfern, wie z. B. viele Hallenſer, Göttinger, Jenenſer, Gießer u. d. gl. In Halle z. B. trift man ſtets in allen Kneipen früh und Abends, und auf allen Dörfern um die Stadt Bürger an, und wenn zu Lauchſtädt die für Halle ſo ſchädliche Comödie im Gange iſt, ſo ſtrömen die Philiſter eben ſo unſinnig dahin, wie die Studenten, und ſi diis placet, wohl noch unſinniger. Ob zu Hauſe Arbeit verſäumt wird, darnach fragt der Philiſter ſo wenig, als der Herr Student, ob er einige Collegien — worin er doch ohnehin wenig lernt — ſchwänzt, oder nicht. In allen Städten, wo Univerſitäten ſind, welche den Ton gewiſſer Maaßen angeben, habe ich dieſes Unweſen bemerkt.

Aber ſo iſts nicht zu Nordhauſen: die daſigen Bürger lieben auch ihr Vergnügen, aber erſt dann, wenn ſie ihre Arbeit gethan haben, und richten ſich ſo ein, daß ſie gegen Abend zuſammen kommen können. Die vornehmſten Verſammlungsörter ſind auſſerhalb der Stadt, und heißen der Grimmel, das Schießhaus, der Lorbeerbaum, der Kirſchberg und der Hammech. Lezterer

Ort wird doch nur selten besucht, aber ersterer desto mehr. An allen diesen Oertern sind schöne Zimmer, schöne Gärten, gute Aufwartung ohne Prellerey, und was das beste ist, stets artige Gesellschaft, und munteres, nicht aber zotologisches Gespräch. Frauenzimmer sind von solchen Gelagen durchaus ausgeschloßen: diese haben andere Zusammenkünfte. Sonntags und Montags aber werden die gedachten Oerter von keinem Bürger von Distinction besucht, weil an diesen Tagen Creti und Plethi, das ist Gnoten u. d. g. mit ihren Schätzchen daselbst ihr Wesen haben, und sich bey Musik und Tanz lustig machen.

In Halle schämt sich schon Hr. A der Krämer, H. B der Buchhändler, Hr. C der Baumeister, Hr. D der Antiquar, Hr. E der Professor, Hr. F der Advocat, H. G der Schulhalter, Hr. H der Goldschmied und andre Herren, öffentliche Oerter des Vergnügens zu besuchen, nicht deßwegen, weil sie sparsam wären, und nicht auch gerne mitmachten, sondern bloß deßwegen, weil sie sich für vornehmer und besser halten, als alle andere Menschen, die nicht auch Krämer, Buchhändler, Baumeister, Antiquare u. s. w. sind. So ists nicht in Nordhausen, und ich glaube, es ist schon sehr recht, daß es nicht so ist. Ich habe in Schenken z. B. auf dem Grümmel Senatoren, Pastoren, Bürger

mit Titeln und andere gefunden, die ſich kein Bedenken machten, bey einem Glas Brevhan, und einer Pfeiffe Tabak einige Stunden zu verſchwätzen, ſelbſt der nur ſeit kurzem verſtorbene Rector der lateiniſchen Schule, Herr Pappe, glaubte nicht, daß es ſeinem Monarchismus zuwider ſey, eine ſolche Geſellſchaft zu beſuchen.

Indeßen muß ich anmerken, daß alle Arten von niedrigem Pöbel aus dieſen Cirkeln verbannt ſind. Da überhaupt keine Frauenzimmer dahin kommen, ſo kommt auch mancher Troß nicht hin, welche Damen immer mitzuſchleppen pflegen, z. B. ihre Mädchen und mit dieſen einen Herrn Soldaten, Schuhputzer, Taugenichts u. ſ. w.: manche Fäutchen, welche nur nach den Frauen und Jungfrauen laufen, bleiben auch weg, und ſuchen wo ſonſt ihr Unterkommen. Geſpielt wird auch nicht, und ſo ziehen die Karten und Würfel niemand dahin.

Der Trunk iſt in Nordhauſen ſehr gut. Den Schnapps, welcher hier gebrauet wird, kennt man weit und breit. Bier, braunes nämlich, wird faſt gar nicht getrunken, ob es gleich ſehr gut iſt, und nahrhaft, deſto mehr trinkt man aber die Goſe und den Brevhan. Wein hat jeder bemittelte Bürger im Keller, und manche mehrere Sorten.

Die Wirthshäuſer oder Gaſthöfe in der Stadt ſind nur für Fremde, und werden von Einheimi-

ſchen ſelten oder gar nicht beſucht, ja man wollte gar von Magiſtrats wegen den Wirthen in der Stadt, wahrſcheinlich auf Betrieb derer auſſerhalb der Stadt, das Recht ſtreitig machen, Leuten aus der Stadt zu eſſen und zu trinken zu geben.

Einige Sonderbarkeiten habe ich bemerkt, die mir damals auffielen, als ich ſie zum erſtenmal ſahe. Einer meiner Freunde nahm mich eines Tages mit ins Concert, wohin auch für uns eine derbe Butelle Breyhan gebracht wurde. Als wir uns geſetzt hatten, ermahnte mich mein Begleiter, meine Pfeiffe anzuzünden. Ich lachte, und ſagte, daß es doch nicht erlaubt ſey, an einem öffentlichen Orte Tabak zu rauchen, wo ſo viele Schönen gegenwärtig wären. Was, erwiederte mein Freund, kümmern uns die Frauenzimmer? Unſre Weiber ſind des Qualmens ſchon gewohnt, und unſre Mädchen? die ſind froh, wenn ſie Männer kriegen, die Tabak rauchen. Ich fand das Argument meines Freundes ſehr richtig, und ſteckte meine Pfeiffe an, ſo wie es alle Mannsperſonen thaten, welche gegenwärtig waren. Eben ſo raucht man auch auf Bällen und in andern Geſellſchaften, wo Weiber hingehen.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Frauenzimmer, und andere Merkwürdigkeiten von Nordhauſen. Mein Abzug von dannen.

Herr Fabri hat eine Abbildung von einer Nordhäuſer Bürgersfrau ſtechen und illuminiren laſſen, wie vielleicht die Bürgerinnen daſelbſt vor hundert Jahren gegangen ſind: denn ich ſahe ſolche Tracht nicht. Die Bürgerinn des Hn. Fabri trägt einen langen blauen Tuchmantel mit einer goldnen Treſſe um den Kragen, und einen Huth, welcher dem Schabesdeckel der Juden ſo ähnlich ſieht, wie ein Ey dem andern. Ich fand keine Weiber in Tuchmänteln und noch weniger mit Schabesdeckeln: alle gingen gekleidet, wie an andern Orten auch. Unter den Bürgermädchen giebt es ſehr hübſche niedliche Geſichtchen, und unter den Honoratioren habe ich auf einem Balle, dem ich beywohnte, ganz vorzügliche Schönheiten beobachtet. Die Nordhäuſerinnen ſind um ſo mehr liebenswürdig, da ſie gar nichts von dem ſteifen läppiſchen, prätenſionsvollen, groben und impertinenten Weſen an ſich haben,

welches alibi das schöne Geschlecht so sehr übel recommandirt, obgleich die Damen wunder glauben, wie hübsch ihnen die hohe Nase und die futile Impertinenz anstehe. Indeßen wißen die Nordhäuser Schönen recht gut, was sie sich und ihrer Würde schuldig sind, und daher herrscht unter ihnen wahre Sittsamkeit, und kein Wort wird aus ihrem Munde gehört, woraus man auf verderbte Sitten, oder auf Lüsternheit schließen könnte. Unter dem Pöbel giebts freylich weggeworfne Menschen, und wer des Nachts ausgeht, um solche Möbel auf der Straße aufzusuchen, geht nicht vergebens. Aber das ist ja aller Orten so.

Reisende, welche dahin kommen, werden gewiß wieder zufrieden abgehen, wenn sie sich um die Bekanntschaft einiger braven Männer bemühen wollen: denn durch einen und den andern lernen sie gewiß alles Sehenswerthe der Stadt kennen und werden in die besten Familien eingeführt. Sehenswürdig sind aber die sehr gut eingerichteten Hospitäler, welche ein gewißer Klugapostel durch Deutschland so schief beschrieben hat, die Kunst, wodurch das Flußwasser der ganzen Stadt mitgetheilt wird, und andere Dinge, welche sich besser sehen, als beschreiben laßen. Der große Roland von Nordhausen, welcher daselbst am Rathhause steht, und ein allmächtiges Rachschwert in der Hand führt,

iſt ſchon mehrmals der Gegenſtand des Romanenſchreiberwitzes geweſen. Man wird den großen Roland herunterwerfen, wenn Nordhauſen Preußiſch wird, ſagte neulich ein ſehnwollender Publiciſt zu mir. Man wird ihn ſtehen laßen, erwiederte ich; der große Roland iſt von Stein, und niemand fürchtet ihn: ob man aber die Privilegien der Nordhäuſer auf immer unangetaſtet laßen wird, iſt eine andre Frage.

Als ich völlig hergeſtellt war, und mir alles wieder recht gut ſchmeckte, was ich aß und trank, reiſte ich von Nordhauſen ab, nachdem ich ohngefähr fünf Wochen daſelbſt zugebracht hatte. Ewig werde ich mich mit Vergnügen und Dankbarkeit an die Aufnahme und Behandlung erinnern, welche mir in dieſer guten Stadt wiederfahren iſt. Lange, Neuenhan, Ramsdahl, Seydler, Philter, Rothe, Heiker und viele andre ſind meinem Herzen ewig theure Namen. Ich hoffe, in dieſem Buche von Nordhauſen nichts Unrechtes geſchrieben zu haben, wenigſtens wollte ichs nicht thun, und konnte auch nicht, da mir nichts bekannt worden iſt, was der guten Stadt zum Nachtheil gereicht. Fehler und Mängel giebts aller Orten, aber in Nordhauſen findet man doch davon verhältnißmäßig weniger, als ſonſtwo.

Möchte doch die gute Stadt unter Preußischer Hoheit so glücklich, und noch glücklicher seyn, als sie es, bey ihrer republicanischen Verfaßung war! Und warum sollte sie es nicht? Sind nicht andre Städte, welche Preußens Scepter unterworfen sind, im blühendsten Zustand? Und wenn hier und da eine Stadt in schlechten Umständen ist, so liegt es nicht sowohl an der Regierung, als vielmehr an andern Umständen z. B. an der Liederlichkeit der Bürger selbst.

Ich war noch matt, als ich zurückging, und kam den ersten Tag nicht weiter als nach Rosla, wo ein Graf von Stollberg wohnt. Im Wirthshauß, wo ich übernachtete, fand ich einen Preußischen Soldaten, welcher ins Weimarsche auf Urlaub ging. Der Mensch gefiel mir, und ich redete viel mit ihm. Nicht lange hernach kam auch ein Kastenkrämer, der gleich ein Spiel vorschlug, um die Zeit zu vertreiben. Ich entschuldigte mich, und versicherte, wie's denn auch wahr ist, daß ich nie spielte. Nun machte sich der Kastenträger an den Soldaten, welcher sich eben einen großen Thaler hatte wechseln laßen. Der Soldat wollte anfänglich nicht anbeißen, doch gab er endlich nach, und das Spiel begann. Es war das verdetbliche infame Grobhaus, welches die Franzosen Lans-

quenet nennen, und wie der Name Lansquenet *) anzeigt, ein altes deutſches Soldatenſpiel iſt. Gar viele Spiele ſind von Soldaten erfunden worden, z. B. das Piket, das l'Homber. — Der Soldat verlohr einige Thaler, war aber immer gleichgültig. Ich warnte ihn draußen vor dem Kaſtenkrämer, und rieth ihm aufzuhören, aber er lächelte, und ſagte: „laßen ſie mich nur; der Kerl ſoll ſchon ſeinen Mann finden.“ Ich legte mich ſchlafen, und fand früh Morgens den Kaſtenmann nicht mehr, aber wohl den Soldaten, welcher mir vierzehn blanke Kronenthaler wieß, die er dem Burſchen abgenommen hatte. O, ſagte er, lieber Herr, ich kann mogeln, wie der Teufel, das hab ich bey den Preußen gelernt. Alſo Mogeln, dachte ich, iſt eine Kunſt, die man bey den Preußen leicht lernen kann!! Die Gegend von Nordhauſen bis Sangerhauſen iſt himmliſch: man heißt ſie die güldne Aue, und ſie verdient dieſen Namen auch vollkommen: auf der Seite ragt der hohe Kipphäuſer hervor, von welchem der Pöbel gar viel zu erzählen weiß. In dieſem Berg iſt nämlich der Sage nach eine bezauberte Höhle, worin Kayſer Friedrich der Erſte, oder der Rothbart mit ſeinem Hofſtaat an einer ſteinernen Tafel ſitzt, und nicht eher erlöſt werden

*) Von Landsknecht oder Landsknecht, d. i. Soldat.

kann, bis sein Bart neun Mal wird um die Tafel gewachsen seyn: schon vor hundert Jahren umgaben die rothen Haare von Friedrichs Bart sechs Mal die mysteriöse Tafel, also wird wohl Friedrich bald frey werden. Die Fabel schreibt sich ohne Zweifel daher, daß damals, als Friedrich im Orient umkam, lange Zeit niemand in Deutschland wußte, wo er hingekommen war.

Die ganze Straße von Nordhausen bis nach Sangerhausen war damals mit Sächsischen Dragonern besetzt, welche verhindern sollten, daß kein Getreide aus dem Sächsischen nach Nordhausen verführt wurde. Sachsen war gesperrt, aber die Herren Dragoner ließen mit sich handeln, und so wurde gewaltig viel Roggen, Weitzen, Gerste und Hafer durchgefahren. Die Kerle lebten einen guten Tag in fraudem legis.

In Sangerhausen sprach ich bey Hr. Kayser dem Kaufmann ein, welcher recht guten Wein hat, und zog dann weiter: aber schon zwey Stunden von dieser Stadt mußte ich wieder Halt machen, weil es regnete. Ich legte mich um neun Uhr auf die Streue, aber schon um elf kamen Gäste, welche auf dem nächsten Dorf Gevatter gestanden, und nun ein Scandal machten, daß ich unmöglich schlafen konnte. Was war zu thun? Ich stand auf, und nahm an der Gesellschaft Antheil, welche

bis

bis Tag beyſammen blieb, und ſich die Zeit mit Koffee- und Schnappstrinken und Zotenreißen vertrieb. Hier konnte ein Sammler zotologiſcher Anekdoten ſeinen Vorrath um ein ſtarkes vermehren.

Weiter begegnete mir auf dieſer Reiſe nichts Sonderbares: doch lernte ich noch die wahre Urſache kennen, warum die Weidenbäume, wenn ſie älter werden, pflegen aufzuplatzen, und dieſe muß ich meinen Leſern mittheilen. Zwiſchen Scherben und Paſſendorf kam ein hübſcher Menſch zu mir, welcher aus dem Mansfeldiſchen gebürtig war. Wir ſprachen von allerhand, endlich kamen wir an eine Reihe Weidenbäume. „Sieh an, ſagte ich, die Bäume ſind auch alle geborſten.“

Er. Ja, wiſſen Sie aber auch warum?

Ich. O ja! Die Bäume werden oft ihres Oberholzes beraubt: da muß alſo der Saft im Stamm bleiben, und macht, daß dieſer aufſpringt.

Er. Lariſari, das iſt nicht wahr; ich weiß es wohl beſſer.

Ich. Nun, und —

Er. Kennen Sie Judas, den Verräther?

Ich. Nein, den kenne ich nicht, aber gehört habe ich von ihm. Wie kommt aber Judas, der Verräther, und die Weidenbäume zuſammen?

Er. O, ſehr ſtark.

Ich. Das verſtehe ich nicht, und bin begierig, es zu vernehmen.

Er. Ja, ſehen Sie, Judas hat ſich an einen Baum gehenkt, nachdem es ihm leid geworden war, daß er den Herrn verrathen hatte. Der Baum, woran ſich der Schuft aufhenkte, war ein Weidenbaum.

Ich. Je nun, wenn es auch ein Weidenbaum war, ſo wars doch gewiß keiner von dieſen da.

Er. Nein, das wars nicht: aber es war doch ein Weidenbaum, und nun müßen alle Weidenbäume dafür büßen: Gott hat ſie alle verflucht, daß ſie müßen aufberſten, wie Judas, der Verräther, aufgeborſten iſt. Hab ich nicht Recht, Herr?

Gegen ein ſolches Argument hatte ich nun freylich nichts einzuwenden, aber aus dem angeführten Geſpräch erhellet doch, wie ſtark die Macht des Aberglaubens noch iſt, und wie kraß und finſter die Begriffe der Leute vom lieben Gott ſeyn müßen, welcher alle Weidenbäume verfluchen kann, weil Judas, der Schuft, ſich an einen Weidenbaum gehenkt hat. Unſre heiligen Bücher ſelbſt ſcheinen dieſen ſeltſamen, der göttlichen Gerechtigkeit ſo nachtheiligen Fratzenglauben, zu unterſtützen. Denn da lieſt ja der Pöbel auch, daß Jeſus einen Feigenbaum verflucht habe, weil er zu einer Zeit, da er keine Feigen haben konnte, auch wirklich keine hatte.

Der arme Feigenbaum am Wege mußte verdorren, und hatte doch nichts verbrochen.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Meiſter Schäfer der Schuſter zu Halle.

Ich hatte im Sommer 1799 in einem Hauſe gewohnt, welches die Kutſche heißt, und war von da im Herbſt zu einem Schuhmacher gezogen, welcher Schäfer hieß, unter den hieſigen Bürgern aber mehr unter dem Namen des Hn. Unteroffiziers, als unter ſeinem eignen bekannt war. Schäfer hatte nämlich bey einer gewiſſen Gelegenheit ſich gerühmt, er ſey Unteroffizier bey der Stadt, und habe das Recht, einen Degen zu tragen mit einem Portdepe. Die Hallenſer ſind aber komiſche Leute, welche nichts weniger vertragen können, als dummen Bauernſtolz, und jeden ſarkaſtiſch verfolgen, der ſich ſo was zu Schulden kommen läßt: Schäfer hieß daher der Herr Unteroffizier, ſo wie ein anderer Jemand der Leutnant genannt wurde, weil er zu ſeiner Frau beym Abſchied ins

Feld gesagt hatte: „als Corporal gehe ich weg, als Leutnant komme ich wieder.“

Ich kann nicht eigentlich sagen, was mich bewog, zu dem Schuster Schäfer zu ziehen: meine Frau war auch hier an meiner Mißlage vorzüglich Schuld, diese miethete das Zimmer, und that so froh, als sie auf dem Katzenplan — so heißt das Plätzchen, worauf Schäfer sein Haus hatte — wohnen konnte, als logierte sie im Lustgarten des Paradieses.

Indessen währte die Freude nicht lange: meine Frau kam bald in die Wochen, und der fürchterlich kalte Winter, welcher erfolgte, machte, daß wir in der sehr übel verwahrten Stube mehr Feuerwerk brauchten, als zur Heitzung von zwey andern Zimmern nöthig gewesen wäre. Meine Frau sprach deßwegen mit dem Wirth; dieser versprach den Ofen machen zu laßen: denn hieran mußte die Schuld liegen, daß die Stube sich so schwer heitzen ließ; aber statt den Ofen zu verbessern, nahm er die eiserne Platten heraus, und setzte Ziegeln dafür ein: die Platten verkaufte er, wie er dann hernach vor seinem löblichen Abschied von Halle sogar die Oefen verkauft hat. Ausserdem trillte uns Schäfer unaufhörlich um Geld, daran aber hatte er noch nicht genug: er trug mich noch obendrein in allen Kneipen herum, und gab bald da bald dort vor, ich

ſey ihm, wer weiß wie viel ſchuldig, zwanzig, dreyßig Thaler, und noch drüber: wer mich kannte, und den Herrn Stadt-Stabs-Unteroffizier Schäfer, der wußte freylich, daß dieß gelogen war: denn Schäfer konnte mir keine dreyßig Thaler borgen, ſo viel hatte er noch niemand borgen können.

Mein Gevatter Engelmann von Schochwitz beſuchte mich öfters, und da Freund Schäferus merkte, daß der Mann Geld hatte, lag er ihm an, wenigſtens ihm drey Louisdor zu borgen, welche er binnen vier Wochen wieder zu geben verſprach. Engelmann traute dem Menſchen, weil er aber kein Geld bey ſich hatte, verſprach er es ihm zu ſchicken, Freund Schäfer aber, welcher befürchtete, Engelmann mögte auf andre Gedanken kommen, und ihm den Credit verſagen, nahm ein Pferd, und begleitete den ehrlichen Engelmann nach Schochwitz, wo er das Geld empfing, und dann eine Luſtreiſe ins Mansfeldiſche machte, von welcher er nicht eher zurückkam, als bis das Geld alle war. Engelmann hat noch keinen Kreuzer von ſeinem Geld wieder geſehn, und wird, ſi dii placent, auch keinen wieder ſehen.

Einen andern ehrlichen Mann wollte Schäfer auch anprellen, aber ich verhinderte es. Dieſer war Hr. Lederhändler Zappe von Magdeburg, mit welchem ich hier in Halle Bekanntſchaft und Freundſchaft

gemacht hatte. Hr. Zappe und ich saßen bey einander auf dem Weinkeller, und waren vergnügt, als Schäfer sich so nach seiner dummdreisten Art bey uns eindrang, und an unserm Wein Theil nahm, welchen Hr. Zappe auch gerne hergab, da er hörte, der Zudringliche sey mein Hauswirth. Dieser, welcher bloß gekommen zu schmarutzen, hörte nun, Hr. Zappe sey ein Lederhändler, und machte seine Sachen so gut, daß Zappe ihm für hundert Thaler Leder zu schicken versprach, welche Schäfer auf die Ostermesse bezahlen sollte. Sie machten sogar eine Art von schriftlichem Contract. Den folgenden Tag sprach ich Hn. Zappe auf dem Löwen; er fragte mich nach dem Credit des Großsprechers; als ich ihm aber die wahren Umstände desselben entdeckte, dankte er mir und war froh, daß er sein Leder noch hatte. Hätte er es geschickt, so war er geprellt, wie so mancher andere.

Mit allen Leuten im Hause zankte sich Mosjeh Schäfer alle Tage, und besonders heftig, wenn er kein Geld hatte, welches dann sehr oft der Fall war. Er haßte nichts so sehr, als die Arbeit; früh, wenn er aufstand — früh hieß aber bey Schäfer so viel als um neun oder zehn Uhr — zog er sich schnell an, und eilte in eine Kneipe, um da sein Frühstück einzunehmen: nach Tische, das heißt nach der Zeit, wo ordentliche Leute zu essen pflegen,

ſtieg oder, wenn er Geld hatte, ritt er zu Dorfe. Stichelsdorf war ſein Lieblingsort, theils weil es da herrlichen Breyhan giebt, theils aber auch, weil er daſelbſt einen Freund, den Hn. Amtsverwalter Bertram hatte, welchen er auch weidlich geſchnellt hat. Der gutmüthige Mann dachte, ſein Gevatter Schäfer würde ihn nicht anführen, und borgte ihm — zu ſeinem Schaden. Von Stichelsdorf kehrte er gegen Abend nach Halle zurück, pflanzte ſeinen Leichnam auf den Rathskeller, auf die Mail, oder auf die Loge, und hielt daſelbſt aus bis auf den lezten Mann.

So gings einen Tag und alle Tage: wie ſeine Wirthſchaft bey dieſer Lebensart gefahren ſey, kann man leicht denken. Er hielt zwar Geſellen, aber die verließen ihn bald, ſo auch die Lehrburſche, welche bey ſo einem Meiſter nichts lernen konnten; mit der Frau lebte er wie Hunde und Katzen mit einander zu leben pflegen: dabey war er ein groſſer Verfechter der Innungsprivilegien, ein Erzfeind alles Herkommens, und wollte alles bloß durch Geſetze entſchieden wiſſen. Eben daher zankte er ſich unaufhörlich mit den andern Meiſtern, welche ihn aber nur auslachten, und ſchreien ließen.

Da er unendlich viel übelverſtandnen Stolz beſaß, ſo war ihm nichts empfindlicher, als wenn er wegen Schulden gemahnt wurde, am allerärge

ſten aber tobte und ſchalt er, als ihm von Magiſtrats wegen einige Neppe zur Auspfändung ins Haus geſchickt wurden. Nie habe ich einen Menſchen geſehen, der ſich komiſcher betragen hätte, als ſich unſer Hr. Unteroffizier damals betrug. Da wollte er alles zum Hauſe hinaus werfen: aber ein derber Soldat, welcher zu einer hinten im Hofe wohnenden Frau gehen wollte, und welchem der Schuſter Grobheiten ſagte, griff ihn bey der Gurgel, und tranſportirte ihn ſehr unſanft ſelbſt zur Hausthüre hinaus.

So zänkiſch aber ſonſt auch Schäfer, und ſo impertinent grob er gegen jedermann war, der ihm in den Weg kam, kann ich doch nicht ſagen, daß er mit mir gezankt, oder mir Grobheiten geſagt habe, bis ohngefähr einige Wochen vor meinem Abzug aus ſeinem Hauſe, und auch damals war er gegen mich nicht eigentlich grob.

Meinen Leſern muß dieß billig auffallen, und ſie werden mir es ohne Zweifel übel nehmen, daß ich den Ehrenmann hier ſo unvortheilhaft beſchreibe, zumal da er nicht in Halle iſt, und ſich nicht vertheidigen kann: ſie finden in der Schilderung des militäriſchen Schuſters vielleicht eine gewiße demangeaiſon de médiſe, die keinem Menſchen wohl anſteht, und die ich mir bey allen meinen übrigen Fehlern, doch nicht gerne mögte vorrücken laßen.

Aber das folgende Kapitel ſoll und wird mich gewiß entſchuldigen. Ich weiß es recht gut das goldne Sprüchlein de mortuis et abſentibus non niſi bene: aber obgleich der Schuſter Schäfer jetzt abweſend iſt, ſo darf ich ihn nicht allein doch beſchreiben, ſondern ich glaube auch, daß es meine Pflicht iſt, einen Menſchen öffentlich bekannt zu machen, der ſich an mir ſo wie Schäfer verſündigt hat.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Hübſche Raritäten.

Ich habe immer von der Enthaltſamkeit und von der Keuſchheit der Frauenzimmer ſo meine ganz eigne Gedanken gehabt, und niemals die Vorzüge einer Frau oder eines Mädchens bloß allein in der Jungferſchaft oder in der ehelichen Treue geſucht. Es mag übrigens eine ganz hübſche Sache ſeyn, wenn man ein lediges Mädchen als Jungfer zur Gattin erhält, oder wenn eine Ehefrau ſichs nie nach fremder Koſt gelüſten läßt. Aber nur wenige ſind ſo glücklich, dieſes Loos zu treffen, wie die leidige Erfahrung zeigt und beweiſet.

— Tarpejum limen adora
Bonus et auratam Junoni caede juvencam,
Si tibi contigerit capitis matrona pudici!
Paucae adeo Cereris vittas contingere dignae
Quarum non timeat pater oleula —

ſagt Juvenalis *) vielleicht etwas ſtark, aber ſehr wahr für ſeine Zeit, und für die unſrige nicht ganz falſch wenigſtens. Da nun die Hörnerträgerey ſo ein gemeines, ja gar allgemeines Uebel iſt, ſo darf man beynahe behaupten, es ſey ein nothwendiges Uebel, und daher iſt es recht, und billig, daß man es mit Gedult ertrage, und ſo viel als möglich iſt, zu lindern und zu beſſern ſuche, wenn es eintritt. Die Franzoſen haben daher ganz Recht, daß ſie wenig eiferſüchtig ſind, und es von jeher auch wenig waren: Die ſonſt ſo eiferſüchtigen Italiener und Spanier ſind zu unſern Zeiten ſehr nachſichtig, und in Italien hat jede Dame einen Cicisbeo, ſo wie in Spanien jede einen Corteja hat: geringere Frauenzimmer haben hier ihre amigos und in Italien ihre vicini. Das iſt ſchon recht ſo: die Leute ſind tolerant geworden, und haben eingeſehen, daß unter allen Bocksſtreichen keine närriſcher herauskommen, als die, welche ein Eiferſüchtiger gewöhnlich macht.

*) Sat. VI. v. 49.

Ich denke, wenn die Frau das Scandal nicht gar zu arg macht, und ihren Mann nicht abſichtlich zu beſchimpfen und zu kränken ſucht, hat dieſer keine Urſache, mit ihr zu brechen. Manche machen es freylich zu arg, und ſolche verdienen fortgejagt zu werden, aber grade ſolche Creaturen pflegen recht nachſichtige Männer zu haben. Doch dieſe Kerle ſuchen ihren eigenen Nutzen zu befördern, indem ſie die Schleichgänge der Frau Gemahlin nicht verhindern. Ich habe die Ehre, eine gewiße Madam zu kennen, welche mehr als einen angeſehenen Mann in ihr Netz gezogen, und mehr als eine Familie in große Unordnung gebracht hat. Ihre Liebhaber ware.. bloß Ehemänner: denn von ſolchen konnte die Kokette mehr ziehen, als von Unverheiratheten, aber es waren auch durchaus Schafsköpfe, welche ſich prellen ließen nach Noten; insbeſondere wird geſagt, daß ſich ein gewiſſer Herr Schwarzrock, vulgo Pfaff, habe von der Liſtigen ganz artig hänſeln laßen, aber obgleich dieſer Pfaffe fünf oder ſechs hundert Thaler für das Vergnügen von einer halben Viertelſtunde hingeben mußte, hat ihn doch jederman ausgelacht, und niemand bedauert, und das mit Recht: denn nichts iſt abſcheulicher als ein heuchleriſcher Pfaffe. *) Der

*) — Hunc ego ſatis
Imputo, qui vultu morbum incuſſuque fatetur,

Ehemann der Madam, von welcher ich rede, wußte um ihre ganze Wirthſchaft, da Madame alles ſo frey öffentlich trieb, daß die ganze Stadt darüber ſkallirte, und daß in allen Kneipen, wohin Herr Gerber, der Ehemann, kam, ſo deutlich darüber räſonnirt wurde, daß er hätte müſſen von Holz ſeyn, wenn ers nicht hätte verſtehn wollen. Aber Herr Gerber hatte dazu keine Ohren: er ließ ſeine liebe Jule machen, was ſie wollte, und lebte einen guten Tag. Geſchäfte hatte Hr. Gerber nie geliebt, und da das von Madam verdiente Geld ihn der Mühe überhob, ſelbſt Geld zu verdienen, ſo freute er ſich ſeiner Hahnreyſchaft, die ihm ſo viele Vortheile brach-

---

Horum ſimplicitas miſerabilis, his furos ipſe
Dat veniam; ſed pejores qui talia verbis
Herculis invadunt, et de virtute locuti
Clunem agitant. Ego te caventem, Sexte verebor?
Infamis Varillus alt: quo deterior te?
Loripedem rectus derideat, Aethiopem albus:
Quis tulerit Gracchos de ſeditione querentes.
Quis coelum terris non miſceat, et mare coelo,
Si fur diſpliceat Verri, homicida Miloni,
Clodius accuſet Moechos, Catilina Cethegum?
In tabulam Sullae ſi dicant diſcipuli trex?
Qualis erat tragico nuper pollutus adulter
Conchylio, qui tunc leges revocabat amaras
Omnibus atque ipſis Veneri Martique timendus,
Cum tot abortivis foecundam Julia valvam
Solveret, et patruo ſimileis effunderet offas.

Juvenalis Sat. II.

te. Aber Julchens Reize nahmen nach gerade auch ab, und verſchwanden, und mit ihnen verſchwanden auch die Liebhaber. Einige waren von ihr zu Grunde gerichtet worden, und die darbenden Familien fluchten der Koketten, andre hatten die Verführerin näher kennen lernen, und verachteten ſie: neue Liebhaber, welche im Stande geweſen wären, Geld zu geben, und die ausſchweifenden Bedürfniſſe der Madame zu befriedigen, kamen nicht; aber Madame mußte durchaus bedient ſeyn, und ſchaffte, welche freylich nicht klotzten, weil ſie nicht konnten, welchen aber Madame klotzen mußte. Madame war gewohnt, ſtets auf hohen Fuß zu leben, und ein Haus zu machen: ſo lange ihre Anbeter noch hübſch reich waren, ging das Ding gut, aber als ſie anfing nichts mehr einzunehmen für ihre Gunſtbezeugungen, mußte Madame aus eignen Mitteln die ſchweren Ausgaben beſtreiten, welche das Hausmachen zu koſten pflegt. Darüber gerieth ſie in Schulden, und ihres Mannes Credit in gewaltige Unordnung. Nun erſt fiel es Herrn Gerbern ein, daß ſeine Frau ihm untreu geweſen war, und er ließ ſich ſcheiden, da ſie nichts mehr verdienen konnte.

So ein Mosjeh, wie Herr Gerber und ſeines Gleichen, verdient Verachtung: aber ſoll man dann auch ohne Unterſcheid jeden verachten, der ſeine

Frau einen Fehler vergiebt, und eine Gattin behält, von deren Fall er überzeugt iſt? Ich denke, nein! Sie beſſert ſich, und dann mags ja gut ſeyn: wir ſind ja alle ſterbliche Menſchen, pflegte meine Tante immer zu ſagen, wenn ihr mein Vater ihre Ausſchweifungen im Trunke vorhielt. Eine Frau kann ſonſt ſehr ſchätzbare Eigenſchaften haben, welche den Ehemann mit Recht bewegen können, ihr einen verliebten Fehltritt zu vergeben. Frauenzimmer ſind ſchwache Geſchöpfe, und man weiß ja, daß lüſterne Burſche hübſchen Weibern mehr nachſtehen, als ledigen Mädchen, und das aus leicht zu errathenden Gründen.

Hier werden meine Leſer fragen, was dann Meiſter Laukhard gethan haben würde, wenn ihm ein andrer ins Gehege gegangen wäre? Ich weiß es warlich nicht, meine Herren, was ich grade gethan haben würde: denn mich regieren die Leidenſchaften, wie der Wind das ſchwache Rohr: aber das weiß ich doch, daß ich würde klug gethan haben, wenn ich geſchwiegen, und mein Kreutz mit Gedult getragen hätte. Mein Hannchen hat mir zwar in dieſem Stück noch keine Gelegenheit oder Urſache zu klagen gegeben; aber wenn dem auch ſo wäre, ſo würde ich mir wahrſcheinlich haben zureden laſſen.

Herr Professor M.... zu F.... sperrte erst den Leuten die Mäuler auf, und nachdem er sich und seine Frau weidlich beschimpft hatte, ließ er's auch gut seyn: er hätte den Spektakel nicht anfangen sollen. Herr M.... war ein Bücherwurm, lag den ganzen Tag und die halbe Nacht über dem Corpus Juris: die Zeit, wenn er nicht studierte, oder schlief, brachte er bey der Weinflasche zu. In H...., wo er anfangs existirte, heyrathete er ein junges Ding, welches mit der Lebensart des Herrn Gemahls durchaus nicht zufrieden seyn konnte. Madame suchte sich also andern Zeitvertreib, und fand ihn mit Studenten und sogar mit gemeinen Soldaten. Der Herr Professor merkte nichts: seine Frau trieb das Leben so frech und so öffentlich, daß die ganze Stadt davon redete, und er merkte noch immer nichts. Endlich wurden seine eigne Collegen aufgebracht, und meynten, ein solches Betragen einer Frau Professorin blamire die ganze Innung. Prof. N.... ein Freund des Hn. M... übernahm es, diesem das skandalöse Leben der Frau vorzustellen, und that es nach der ihm ganz eignen zotologischen Freymüthigkeit *) so kräftig,

*) Die Professores Juris haben von jeher den wohlverdienten Ruhm als grosse Kenner der Zotologie gehabt. Ich rede nicht von allen: Doch sehe man Caricaturen von Anselmus Rabelais 2ten Theil. Berlin 1803.

daß M.... Feuer fing, und beſchloß, ſich ſcheiden zu laſſen. Während der Verhandlung kamen die abſcheulichſten Dinge zum Vorſchein, und unter andern auch, daß Madame öffentliche Hurenhäuſer beſucht hatte. Es war nun ganz natürlich, daß Hr. M.... ſeine liebe Frau loswerden mußte; aber die Mutter derſelben, eine alte Politikuſſin, brachte ihn durch Geld und Champagner, wie auch durch einen Codex Theodoſianus in 6 Folianten, den ſie ihm ſauber gebunden zuſchickte, ſo herum, daß er den Scheidungsprozeß niederſchlug, und ſeine Frau wieder zu ſich nahm. Die Acten wurden bey dem Univerſitätsgericht niedergelegt, aber Hr. M.... ärgerte ſich doch, daß in der Regiſtratur der Univerſität Papiere lagen, welche ſeiner Ehre ſo ſehr nachtheilig waren. Er ſagte daher dem Actuar, er mögte ihm doch ſeine Acten auf einige Tage geben, er habe wonach zu ſehen. Der Actuar, welcher einfältiglich glaubte, was der Hr. Profeſſor ſagte, gab die Acten hin, und Herr M.... ließ ſogleich Feuer anzünden im Ofen, und warf die Acten hinein. Freylich waren nun die Papiere dahin, aber M....s Schande und die ſeiner Frau währte noch immer, er machte daher, daß er fortkam, und ging nach F...., wo man ſeine Hahnreyſchaft weniger kannte, als in H.... Man ſagt, die Frau Profeſſorin ſoll ihrem Ehe-

mann

mann nie wieder Gelegenheit gegeben haben, eine Ehescheidungsklage wider sie anzufangen, ob es gleich nicht an Leuten fehlte, welche aussprengten, in F.... sogar habe sie Stipendien an hübsche Studenten ausgetheilt.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung des drey und zwanzigsten Kapitels.

Als ich von Nordhausen zurück kam, empfing mich meine Frau mit vieler Herzlichkeit, aber sobald die ersten Bewillkommungen vorbey waren, floß ihr Mund von Invectiven wider den Schuster Schäfer über. Der Bube hatte sie im Zank eine Hure geheissen, und ihr vorgeworfen, sie habe einen guten Freund von mir mehr begünstigt, als es einer Ehefrau zukomme. Ich kannte den Schuster, und wußte, daß er an alle Schlechtigkeiten und Eseleyen gewöhnt, jederman für einen schlechten Kerl und für einen Esel ansahe. Ich rieth meiner Frau, stille zu schweigen, diese aber bestand darauf, daß ich den Burschen koramiren sollte. Ich mußte gehorchen, denn eine Frau hat allemal das Recht, so Etwas zur Rettung ihrer Ehre von ihrem Manne zu fordern. Des andern Tages früh sprach ich mit dem Staabsunteroffizier Schäfer,

und hielt ihm sein Vergehen vor; er aber schwur hoch und theuer, es sey nicht wahr; er könne zwar einiges gesagt haben, aber dann seys gewiß nicht in übler Absicht, und zwar in einem bey ihm sehr gewöhnlichen hohen Grad der Besoffenheit geschehen u. s. w. Was wollt ich machen? Zeugen hatte ich keine, und den Mosjeh auf einen Schwur zu treiben, hielt ich nicht für rathsam: denn es ist überhaupt eine kützliche Sache, sein Recht auf einen Eid ankommen zu laßen, besonders in Halle, und bey Schäfern war es gewiß am aller kützlichsten: denn dieser hatte einst auf dem Rathskeller erklärt, ein Schwur sey eine Lumperey; man könne so ein Ding hinbrummen — seine eigene Ausdrücke — ohne sich das geringste Gewissen zu machen. Ich mußte also schweigen, und alles war wieder gut.

Die Sache selbst, welche Schäfer meiner Frau vorwarf, rührte mich nicht im Mindesten: denn derjenige Freund, mit welchem, nach der Lästerung des Buben meine Frau ein Verbrechen begangen haben sollte, war damals, als ich in Nordhausen war, zwar in Halle, aber in solchen Umständen befand er sich, welche nicht erlauben, daß man an näheren Umgang mit Frauenzimmern denke: ich konnte daher sehr ruhig seyn. Daß übrigens mein braver Freund meine Frau besucht, und ihr in meiner

Abwesenheit Beystand geleistet hat, verdanke ich ihm herzlich. Man hatte nämlich ausgesprengt, ich sey in Nordhausen gestorben, und da zog sich jederman von meiner Frau zurück, aber der ehrliche E... und Hr. B. nahmen sich meiner Frau und meines Ackens an, und so konnten diese auch ohne mich subsistiren.

Mit Schäfern blieb nun alles ruhig, und er selbst legte weder mir noch meiner Frau nicht das Geringste mehr in den Weg. Ohngefähr vierzehn Tage vor Ostern sprach er mich um Geld an, welches ich ihm zwar erst bey der Räumung des Quartiers zu geben hatte: denn ich wollte ausziehen. Ich hatte eben eine Anweisung an einen hiesigen Antiquar erhalten, und gab diese dem Schuster, um sie Hn. Weidlich — so heißt der Antiquar — zu bringen, und zu fragen, ob er sie annehmen wollte. Schäfer kam zurück und meldete mir, daß Hr. Weidlich den andern Tag versprochen habe, die Anweisung zu bezahlen, nur sollte er eine Quittung von mir mitbringen.

Diese schickte ich zwar an Hn. Weidlich, ließ ihn aber bitten, dem Schäfer nicht mehr als 6 Thlr. zu bezahlen: denn grade so viel war ich ihm schuldig: Schäfer, welcher gedacht hatte, die ganze Anweisung zu ziehen, und mich hernach warten zu laßen, und

am Ende zu prellen, gerieth hierüber aufs heftigſte in Wuth, und da er vermuthete, meine Frau habe mich bewogen, ihm nicht mehr zu geben, als ihm zukomme, wie es denn auch wahr iſt, fiel er dieſe an, und nannte ſie in Beyſeyn einiger Bürger eine Hure und Ehebrecherinn, welche einen fremden Herrn in meiner Abweſenheit bey ſich habe ſchlafen laßen: als ſich meine Frau etwas derb gegen den unſinnigen Buben vertheidigte, ſtieß dieſer ſie an, daß ſie über die Wiege hinſtürzte.

Ich ward wegen dieſer infamen Behandlung meiner Frau bey den Stadtgerichten klagbar, und Hr. D. Scheuffelhuth, welcher die Klageſchrift aufſetzte, würde dem elenden Wicht gewiß rechtſchaffen eingeheizt haben, wenn der Burſche ſich nicht fortgemacht, und alle die geprellt hätte, welche einige Forderungen an ihn hatten.

Kaum war Moſeh Schäfer, der Schuſter und Unteroffizier weg, ſo hörte man ſein Lob in der ganzen Stadt, und weit und breit auf dem Lande herum. Es war in der Stadt beynahe keine Kneipe, wo er nicht Bären angebunden hatte, alle ſeine Bekannte hatte er geprellt, und ich mußte meine Klage liegen laßen. Wie konnte ich auch gegen einen Hollunken agiren, welcher ſeine Frau und zwar in ſchwangern Umſtänden im ärgſten Elend ſitzen läßt, und in die Welt läuft? Alle die, wel-

che mit ihm zu thun gehabt hatten, krazten sich hinter den Ohren, und mußten nun durch Ehrentitel, Schurke Spitzbube, Betrüger, u. d. gl. ihrem Aerger Luft machen. Ich hatte vollkommne Satisfaction: denn einem Elenden, welcher durch Schulden, Fikfakereyen und Bubenstreiche, deren üble Folgen er fürchtet, flüchtig wird, kann man wohl eine Injurie vergeßen.

Aber warum thust du es denn nicht, Laukhard, werden meine Leser fragen? Warum beschreibst du denn den elenden Schuster Schäfer, so wie du gethan hast? Das war auch nicht recht.

Antwort: Ich thue dieß nicht meinetwegen: denn mir liegt wenig daran, ob Schäfer der Staabsunteroffizier und Schuster in Halle auf dem Rathskeller, in Stichelsdorf bey Hr. Runge, oder in einer Branntweinskneipe sitzt, und da den großen Herrn macht, oder ob er unstät und flüchtig in der Welt herumstreicht: aber meiner Frau war ich diese Genugthuung schuldig, und habe sie ihr auch gerne geleistet. Die Familie des Schäfers, welche in Halle existirt, habe ich weder beschimpfen noch beleidigen wollen: was ich geschrieben habe, ist notorisch, und jedem bekannt, so bekannt, daß sich von Schäfers Historien einige Sprüchwörter herschreiben, welche wahrscheinlich, wie alle Sprüchwörter, noch lange im Gang bleiben werden.

Von Halle aus zog Schäfer nach Erfurt, ließ ſich daſelbſt von Kayſerlichen Werbern unterhalten, und wurde nach Prag gebracht, wo er jetzt halter die Ehre und das groſſe Glück hat, halter dem gröſſ en Herrn in der ganzen Welt zu dienen, und halter den Stand eines Koſtbeutels zu bekleiden. Er hat ſchon einige Mal an ſeine Verwandte geſchrieben, und ſie gebeten, für ſeine Loskaufung zu ſorgen, aber die wollen nichts von ihm wißen. Seine Frau befindet ſich jetzt beſſer als vorher, da der Wicht noch bey ihr war, aber ſeine Schuldner ſind — geprellt.

Eben war ein Freund bey mir, dem ich das, was ich vom Schuſter Schäfer geſchrieben hatte, vorlas. Er ſchüttelte den Kopf, und meynte, es würde beſſer ſeyn, wenn ich die ganze Hiſtorie wegließe. Ich könnte einen Injurienprozeß mir auf den Hals ziehen.

„Und wer ſoll mir den an den Hals werfen,“ fragte ich?

Er. Je nun ſeine Verwandten. —

Ich. Seine Verwandten? Die kümmern ſich um den Burſchen nicht.

Er. Meynen Sie? Seine Schweſter vertheidigt ihn πυξ και λαξ.

Ich. Ha, ha, ha, das ſollte mir doch eine wahre Freude ſeyn, wenn dieſe gegen mich auf-

treten wollte. Aber Sie wißen ja, daß eine Schweſter die Sache ihres Bruders nicht führen darf. Dem Bruder ſtünde es noch eher an; der iſt ja ein Juriſt, und könnte an mir probiren

quid valeant humeri

Quid ferre recuſent.

Auf keinen Fall aber fürchte ich mich: denn ſind ſie klug, ſo ſchweigen ſie; ſchweigen ſie aber nicht, und räſonniren brav, und ſpectakelu, was das Zeug hält, ſo lache ich, und finde gewiß viele, die mit mir lachen. Uebrigens muß ich noch einige Kunſtgriffe erwähnen, welche Schäfer anwendete, wenn er kein Geld hatte, und doch ſaufen wollte. Vielleicht können dieſe Kunſtgriffe andern Leuten nützlich ſeyn, welche ihm ähneln.

Einſt kam er auf die Loge zu Hr. Buſſe. Wer hat da Ihrer Frau die Schuhe gemacht, fragte er?

Buſſe. Meiſter N. N.

Schäfer. Iſt ſchofele Waare, mein Seel! Gott ſoll mich ſtrafen (beſieht die Schuh) ja meiner Seele, mein Junge macht beßeres Zeug. Was koſten denn die Latſchen?

Frau Buſſe. Einen Thaler.

Schäfer. Schwerenoth, ſo ein Paar Latſchen einen Thaler! Da mache ich ein Paar derbe hübſche Schuhe für 20 gl.

Fr. Busse. Je nun, ich brauche wieder Schuhe.

Schäfer. Bloz, will's Maaß nehmen.

Schäfer nahm das Maaß, soff einige Tage auf die zu machenden Schuhe los, und als er merkte, daß die 20 gl. herunter seyn mogten, kam er nicht wieder. Hr. Busse mahnte ihn einige Mal, aber da er sahe, daß doch nichts werden würde, ließ ers gut seyn, und ist — geprellt.

Ein ander Mal kam er auf den Universitätskeller, ein Beckermeister saß da, und trank ein Glas Brevban. Schäfer that, als sähe er den Becker nicht, wendete sich gegen einen seiner Mitmeister, und sagte: Es ist doch zum Rasendwerden, wenn man denkt, Geld zu kriegen, muß man noch suchen, wo man welches herkriegt, um es einzulösen.

Der Meister. Es wird wohl auf der Post liegen.

Schäfer. Warum nicht gar auf der Post? In der Kugel vorm Steinthor steht es in Säcken. Stelle Dir vor, der Lausekerl da von — — der vertrackte — — ist mir schon seit Jahr und Tag Geld schuldig: ich drohte ihm mit der Klage, da schämte er sich, und schickt mir heute neun Scheffel Roggen herein. Sechs sollen meine, und drey soll ich ihm bezahlen. Sein Kerl hat die Säcke in der Kugel abgesetzt, und will nun Geld haben.

Meiſter. Du mußt die drey Scheffel verkaufen, ſo kriegſt Du ja gleich Geld.

Schäfer. Das will ich auch: weiſt Du niemand, der alles zuſammen nehmen wollte.

Der Beckermeiſter legte ſich nun drein, und fragte nach dem Preiß: Schäfer ſetzte einen civilen, verſprach dem Becker alle neun Scheffel zu laſſen, ließ ſich aber gleich 4 Thlr. 12 gr. auf Abſchlag geben, um den Kerl abzufertigen, wie er ſagte, ging dann ſchnell fort, und — kam nicht wieder.

Vor vierzehn Tagen ſprach ich mit einem kayſerlichen Deſerteur, welcher den Mosjeh Schäfer recht gut kannte. Er beſchrieb mir ihn ſo, daß ich wohl merken konnte, er habe ſich bey den Koſtbeuteln nicht um ein Haar gebeſſert. Sein brutales Weſen hat ihm auch ſchon einige Mal derbe Regimentsſtrafen, wie der Deſerteur ſagte, zugezogen, aber vielleicht hats der Kerl übertrieben, und Schäfers Züchtigungen waren wohl nur Arſchprügel, welche bey den Halters nur gar zu gemein und leicht zu haben ſind.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Oeffentliches Aergerniß und Apologie.

Nach meiner Rückkehr von Nordhauſen unterhielt ich mit meinen daſigen Freunden, beſonders mit dem Hn. Juſtizcommiſſar Lange, einen ununterbrochenen Briefwechſel: ich ſchrieb ellenlange Epiſteln, und erhielt dergleichen wieder zurück, kurz ich lebte auch noch in der Ferne mit meinen lieben Freunden. Herr Juſtizcommiſſar Lange meldete mir, daß er eine kleine Schrift herauszugeben geſonnen ſey, worin auch meiner und meines Aufenthalts zu Nordhauſen gedacht werden würde, und fragte mich, ob ich ſein Unternehmen billige? Warum ſollt' ich das nicht thun? Hatte ich doch ſelbſt ſchon fünf dicke Bände von mir in die Welt geſchickt: und zudem war nicht zu vermuthen, daß Hr. Lange etwas ſkandalöſes und ehrenrühriges von mir anbringen würde: dazu war er zu ſehr mein Freund, und ein zu ehrlicher Mann. Ich ſchrieb ihm alſo, und bat ihn, mir bald Bogen zu ſchicken. Ich wartete lange vergebens, nun aber erhielt ich das Nordhäuſiſche wöchentliche Nachrichtsblatt, 17tes Stück vom 27. April 1801 und erſtaunte nicht wenig, als ich folgenden Artikel las,

welcher gleich vorn, und zwar wie's scheint, absichtlich voran gedruckt war.

Oeffentliche Bekanntmachung.

Allen Unsern gutdenkenden biedern Bürgern und Einwohnern, welche sich die Mühe genommen haben, die von dem Herrn Justiz-Commissair Lange herausgegebenen Bogen über den Aufenthalt des Herrn Magister Laukhard in Nordhausen ꝛc. nur zu durchblättern, wird bey dem ersten Anblick derselben gewiß nicht entgangen seyn, wie äußerst platt und schmutzig die Ausdrücke sind, deren sich der Verfaßer zur offenbaren Beleidigung der Leser, der Sittlichkeit, und des guten Geschmacks bedient; wie schal der Witz ist, womit derselbe Gegenstände abgehandelt hat, die auch nicht das geringste Interesse haben, und wie sträflich er sich sogar erdreustet hat, bey dem aufgestellten Begriff des Worts Genie eine höchst skandalöse, die Würde der christlichen Religion schändende Zusammenstellung und Vergleichung zu machen. Zwar soll der Herr Magister Laukhard bey einem Abend-Gespräche diese unerhörte Vergleichung gemacht haben; allein dies kann dem Verfaßer auf keine Weise zur Entschuldigung dienen, denn wer berechtiget ihn, ein Gespräch unter vier Augen öffentlich durch den Druck bekannt zu machen, und durch die Lobsprüche der Laukhardschen Definition jene Mey-

mung und Vergleichung zu billigen und öffentlich anzupreiſen. Wer gab ihm das Recht, in der Note ſub No. 7 über die Dogmen der chriſtl. Kirche ſo höchſt unanſtändige Ausdrücke zu gebrauchen?

Wir ſind nun zwar weit entfernt, die Preßfreyheit allhier nur im geringſten einſchränken zu wollen; können aber ohnmöglich geſtatten, daß ſolche in Preßfrechheit ausarte, und daß allhier Piecen gedruckt werden, die wie das angeführte Langiſche Produkt im höchſten Grade anſtößig und dem Ganzen nachtheilig ſind. Ohngeachtet wir dahero (unde vero, ſi placet?) überzeugt ſind, daß diejenigen gutgeſinnten (ſed malevoli?) Bürger und Einwohner, welche die bisher herausgekommenen wenigen Bogen der Langiſchen Piece geleſen haben, der weiteren Fortſetzung derſelben mit großem Verlangen eben nicht entgegen ſehen, ſondern vielmehr die folgenden Bogen von ſelbſt zurücklegen werden, (nach dem Durchleſen doch erſt?); ſo haben wir uns dennoch bewogen gefunden, den Druck und die Verbreitung derſelben aus wohlgemeynter Abſicht allhier zu unterſagen, und ſolche (die noch zu druckenden oder die ſchon gedruckten?) als confiſcirt hiermit zu erklären. Nordhauſen, den 20. April 1801.

B. u. R. d. K. F. R. St. Nordhauſen.

Ehe ich weiter erzähle, muß ich einige Anmerkungen machen über dieſe öffentliche Bekanntma-

chung. Hr. Lange ſchrieb eine Piece, und der Hochweiſe Magiſtrat zu Nordhauſen will nicht erlauben, daß dieſe Piece in dieſer Reichsſtadt gedruckt, und verbreitet werde. Gut, ſo konnte und ſollte vielmehr bloß dem Cenſor — denn ich weiß doch, daß ein Cenſor in Nordhauſen iſt — anbefohlen werden, den folgenden Bogen das Imprimatur zu verweigern. Geſchah dieß nicht, oder wußte vielleicht der Hochweiſe Magiſtrat zu Nordhauſen, daß der Hr. Buchdrucker auch gar manches z. B. den Hohen (Hohn) ſteiniſchen Erzähler ohne Cenſur, mir nichts dir nichts, drucke, ſo konnte ja dem Herrn Buchdrucker durch einen Rathsdiener, welche ohnehin nicht viel zu thun haben, angezeigt werden, das Langeſche Schriftchen dürfe bey Strafe nicht fortgedruckt werden, und that es dann doch der Buchdrucker nicht, ſo hatten ja die Hochweiſe Herren ihre Reppe, *) welche als dienſtbare Geiſter den Befehlen der hohen Obrigkeit ſchon Reſpect zu ſchaffen wißen. Wozu war es nun nöthig, dieſen Befehl ins Wochenblatt zu ſetzen? Man ſetzt Befehle und Verordnungen ins Wochenblatt und in die Zeitungen, weil ſie allgemein ſind, und weil man ſie nicht jedem Individuum inſinuiren kann: hier aber fällt dieſer Grund weg: denn ſowohl dem Hn. Lan-

*) Ruthen.

ge als dem Buchdrucker war die Fortsetzung der Piece schon untersagt, und beyde hatten schon Parition geleistet gegen die hohen Befehle, ehe dieselben im Wochenblatt öffentlich bekannt gemacht wurden. Aus welchen Ursachen hat also der Magistrat dieß gethan? Ich kann keine andere auffinden, als die liebe Schadenfreude, welche in den Seelen einiger Mitglieder dieser gewiß ehrwürdigen und helldenkenden Versammlung ein wenig ultra modum wirksam gewesen seyn mag. Doch ich muß weiter erzählen.

Die Bekanntmachung, welche man so eben gelesen hat, fiel mir sehr auf: ich wollte sofort an den Herrn Justitzcommissar Lange schreiben, und mich nach den wahren Umständen und der Lage der ganzen Sache erkundigen, als mir folgender Brief zugeschickt wurde, welchen ich ohne Bedenken ganz einrücke.

Nordhausen, den 21. Mai 1801.

Hochgeehrtester Herr,

Ich habe während Ihrem Aufenthalt in unserer Stadt die Ehre gehabt, Sie kennen zu lernen, und auch zu sprechen, und habe gefunden, daß Sie ein Mann sind, der es wenigstens nicht verdient, wenn (daß) man ihn öffentlich schimpfe und prostituire. Das thut aber Lange, der Advocat, der sich hier für einen Justitzcommissarius ausschreit, und

es doch nicht ist: denn unser Magistrat macht keine Justizcommissarios (commissare). Lange hat ein häßlich Pasquil (Pasquill) auf Sie drucken laßen, worinnen Sie als ein großer arger Religionsspötter, als ein Erzfreygeist und als ein Verächter aller Tugend und aller Keuschheit (???) an den Pranger gestellt und abgemahlt (gemalt) werden. Laßen Sie sich nur die gottlosen Bogen kommen, und Sie werden sehen, wie gräßlich Sie abgebildet sind. Ich mags Ihnen nur nicht zu Leide thun, sonst schickte ich Sie (Ihnen) dieselbige gleich mit. Aber damit hat Lange noch nicht genug: er macht Sie auch in allen Gesellschaften herunter, und hat sogar ihr schmutziges Hemdd beschrieben, das Sie mit nach der Stadt sollen gebracht haben. Ist das ein Freund? Er sprach zwar immer, daß er Ihr wahrer Freund ist (sey), und daß er Sie bald wieder bey sich erwartet (erwarte), aber Sie werden sich wohl in Acht nehmen, den Lange wieder zu besuchen, der an Sie (Ihnen) so freventlich gethan hat. Sie werden, wie ich höre, bald Ihre Lebensbeschreibung fortsetzen, da müßen Sie dann auch den Lange recht mitnehmen: denn er verdient es. Fällt es Ihnen bald wieder ein, nach Nordhausen zu kommen, so werden Sie auch außer dem Lange Freunde finden, die es sich zur Freude machen werden, Ihnen Vergnügen zu machen. Dieses Schreiben habe ich in

guter Meynung geſchrieben und hoffe, Sie werden mich verſtehen. Ich bin mit aller Hochachtung

Ew. ergebenſter Diener

Sincerus.

Von wem war nun der Brief? Von Sincerus, aber keine Familie Sincerus exiſtirt in Nordhauſen. Der Verfaſſer war alſo ein Pſeudonymus, und auf pſeudonymiſche Schriftſteller und Briefſchreiber halte ich nie Etwas gehalten; die Herren ſind allemal gar ſehr verdächtig. So viel ſahe ich wohl ein, daß Factionen in Nordhauſen ſeyn mußten, von welchen eine auf Hr. Langens Seite war, die andre aber ihn haßte, und mich gern zum Werkzeug ihres Unwillens machen wollte: aber ich ſahe doch auch zugleich, daß mußte geplaudert worden ſeyn. Der Briefſteller erwähnt meines ſchmutzigen Hemdes. Ich hatte wirklich ein ſchmutziges und — ich ſetze es hinzu — zerriſſenes Hemd in Nordhauſen auf dem Leibe. Woher wußte dieß der Briefſteller? Von Herrn Langen ſelbſt? das folgt nicht: Herr Fromm und der Schuſter Bock, und des Schuſters hübſche junge Frau, und Hr. Langens alte Aufwärterin, und vielleicht noch mehr andere Perſonen kannten die Beſchaffenheit meines Hemdes; konnte keiner von dieſen geplaudert haben? Und geſetzt auch, Hr. Lange habe ſelbſt von meinem Hemde etwa der Geſellſchaft auf dem Grimmel, auf

dem

dem Kirſchberg oder ſonſtwo Notiz erhielt, ſo folgt noch nicht, daß er mich verunter gemacht, und beſchimpft habe: denn wenn ein zerrißnes oder ſchmutziges Hemd beſchimpft

Quis tunc conſervet honorem?

Ich erinnere mich noch eines alten jezt längſt aus der Mode gekommnen Studentenliedes, worin es unter andern heißt:

Die Zeit macht alle Sachen ſtumpf,
Utendum eſt dum durat,
Ein dreckigt Hemd, ein Loch im Strumpf
Philoſophus non curat.

Das alte Liedchen hat nicht ſehr unrecht: ich würde es daher dem Juſtizcommiſſar auch nicht ſehr übel nehmen, wenn er von meinem Hemd in ſeinen Cirkeln erzählt hätte.

Den Vorwurf der Freygeiſterey und der Religionsſpötterey hat mir der Magiſtrat zu Nordhauſen gewißer Maaßen ſchon vorher in ſeiner Bekanntmachung gemacht und Hr. Lange hatte bloß das gebilligt, was er mir wider die Religion in ſeinen Bogen in den Mund legte. Zu Nordhauſen iſt man ſo gut in der Welt, wie an andern Orten, das heißt, man glaubt auch da oft zu hören und zu verſtehen, was man weder gehört noch verſtanden hat. Ich habe zwar nicht eigentlich erfahren können, welche Aeußerung gegen die chriſtliche Reli-

gion mir eigentlich Schuld gegeben wird, aber erklären muß ich öffentlich, daß ich in Nordhausen wider die eigentliche christliche Religion nie das geringste geäußert habe. Es kann seyn, daß ich dieser oder jener Kirchenfratze, und sollte es auch eine Nordhäuser Fratze seyn, nicht im Besten gedacht habe: indeßen weiß ich nicht, ob es so ist: denn wer erinnert sich an alle Worte, die er beym Wein, Punsch, Breyhan oder Schetter geredet hat? Es mag aber immer seyn, daß ich so nach meiner Art von gewissen Lehren, z. B. von der Erbsünde, von der Trinität, von der reellen Gegenwart des Leibes u. s. w. welche ich nebst mehrern andern für Hirngespinnste halte, oder von Gebräuchen z. B. vom Beichtpfennig, von der Kindertaufe, von den Bußtagen, von der Vereydung auf die Symbolischen Bücher, von der Kirchenbuße, u. d. gl. die ich als Mißbräuche ansehen muß, räsonnirt habe, aber dennoch bin ich überzeugt, nie wider die eigentliche Lehre Jesu und seiner Apostel, mithin auch nicht gegen die christliche Religion losgezogen zu haben: hat aber dennoch Herr Lange mir so etwas in den Mund gelegt, so hat er mich nicht verstanden, oder — welches auch seyn kann — die Herren vom Senat haben den Hn. Lange nicht verstanden. Dieses würde ihnen, den Herren nämlich, auch gar nicht zum Vorwurf gerei-

chen: denn sie sind ja keine Theologen, aber dann hätten sie auch ihr Urtheil suspendiren und den Herrn Primarius erst zu Rathe ziehen müßen. Doch wer weiß auch, was geschehen ist!

Herr Lange soll mich auch als einen Spötter aller Tugend und aller Keuschheit beschrieben haben, sagte der Epistoliker. Ich erinnere mich nicht, über die Tugend gespottet zu haben: dieß kann nur ein Narre thun, und selbst der Allerlasterhafteste nimmt sich in Acht, öffentlich über gesellschaftliche Tugenden loszuziehen, und das Laster zu empfehlen. Doch gedenkt der Briefsteller der Keuschheit insbesondere, welche ich soll beleidiget haben. Practisch kann dieß nicht geschehen seyn: denn ich habe mir keinen unkeuschen Griff, geschweige denn sonst Etwas in Nordhausen zu Schulden kommen laßen. Ich zweifle zwar nicht, daß es in dieser Stadt, so wie leider in allen Städten, feile Nymphen und Gassenmenscher giebt, und das zwar in abundantia, wie mich einige Freunde versichert haben, aber ich habe Menschen dieser Art daselbst nicht kennen lernen. Doch kann es seyn, daß ich bey einem und dem andern Zotologischen Diskurs mein Scherflein auch beygetragen habe. Daß aber ein zotologisches Gespräch die Tugend der Keuschheit gradezu beleidige, sehe ich nicht ein. Catullus hat Recht, wenn er sagt

Castum decet esse pium poëtam
Ipsum; versiculos nihil necesse est

und Ausonius

Lascira nobis est pagina, vita proba d. i. curta. Ich kenne einen gewissen Hn. Professor, welcher in seinen Lehrstunden die ärgsten Zoten und Sünereyen vorbringt, und doch sonst keusch und züchtig lebt — in Werken. Die ehemaligen Zuhörer des seeligen N.... s zu H.... wißen noch recht gut, wie dieser große Gelehrte auf dem Catheder zu reden gewohnt war, und wie er die Zoten mit Gewalt in seinen Vortrag zwang, daß er sogar bey der Lehre de emtione venditione schmutzige ächt zotologische Beyspiele von den Menschern unter dem rothen Thurm anbrachte, und doch war N.... nichts weniger, als ausschweifend. Baldinger riß auch Zoten, und zwar recht saftige, und lebte doch keusch. Wenn ich also gleich einiges Zotologische angebracht habe in den Gesellschaften zu Nordhausen, so kann daraus doch gar nicht geschloßen werden, daß ich ein Feind der Keuschheit sey, und hat jemand so geschloßen, so hat er einen Fehlschluß gemacht.

Was sonst noch in dem anonymen Briefe von Herrn Langen selbst vorkommt, geht mich nichts an z. B. daß er nicht Justizcommissar sey. Da thun aber doch der Magistrat selbst diesen Titel bey-

legt, so muß ich allerdings denken, er sey es wirklich. *) So viel und nicht mehr führe ich wegen des öffentlichen Schreibens und Redens zu meiner Rechtfertigung an; nicht als ob ich mich geärgert hätte über das unnütze Gezänke, sondern bloß um den Herren zu zeigen, daß ich antworten kann, wenn ich directe oder indirecte gefragt werde.

Indessen fand ich für gut, meinen Briefwechsel mit Hn. Langen abzubrechen. Ich bin gewohnt, an gute Freunde grade von der Leber weg zu schreiben, und kümmere mich wenig darum, was ich schreibe, und wie ich schreibe, daher kann es mir auch nicht gleichviel seyn, ob man mein Geschreibsel öffentlich bekannt macht, oder nicht. Hat aber, so dachte ich, Herr Lange sogar von deinem schmutzigen Hemde gesprochen, so wird er wohl auch deine Briefe öffentlich vorlesen. Ich schwieg daher, und Hr. Lange auch.

Im Februar dieses Jahres schrieb ich an einen Freund zu Nordhausen, und schickte ihm eine Abschrift des oben angeführten anonymen Briefes. Der Freund, an den ich schrieb, ist eben kein Freund des Hn. Lange, und daher glaubte ich, eine für

*) Es im Vorbeygehen möge ich anmerken, daß das Wort Justizcommissar seiner Etymologie nach einen komisch-hämischen Nebenbegriff mit sich führt. Zur Erklärung ist hier kein Raum.

Anmerkung des Setzers.

diesen eben nicht vortheilhafte Antwort zu erhalten. Ich irrte mich: denn mein Freund schrieb mir, die Blätter, welche der Justitzcommissar hätte drucken lassen, enthielten gar nichts nachtheiliges für mich, und seine öffentlichen Gespräche auf dem Grimmel und an andern Orten des Vergnügens wären so beschaffen, daß man seine Freundschaft gegen mich nicht verkennen könne. Dieß beruhigte mich völlig, und ich verlange jezt nicht einmal mehr, die famösen Bogen zu lesen, welche Hr. Lange im Reichsanzeiger zu vollenden versprochen hat. Wenns ihm übrigens drum zu thun ist, daß die von ihm geschriebenen Lauchardiana im Druck erscheinen, so mag er mir nur das fertige Manuscript schicken: für einen Verleger will ich schon sorgen.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Meine Händel mit der Regierung zu Magdeburg.

Die Preußischen Staaten wimmeln, wie alle Länder, von einer großen Menge Winkeladvokaten, welche für Geld und gute Worte in Prozeßen arbeiten, Klagen schreiben, und Suppliken machen.

Dieſe Praxis iſt zwar durch einige Verordnungen ſehr eingeſchränkt, und was eigentliche Rechtsſachen anbelangt, gänzlich verboten. Dafür ſind ordentliche Advokaten, welche man Juſtizkommiſſarien gewöhnlich nennt, angeſtellt, und dieſe ſollen auch für Geld und gute Worte, wie ſich dieß ohnhin verſteht, die klagenden und bittenden Partheyen bedienen oder deſerviren. *) Die Einrichtung iſt im Ganzen nicht zu verwerfen, ob ſie gleich viele Inconvenienzen mit ſich führt, die freylich nicht immer können vermieden werden. Eine von den Hauptinconvenienzen iſt wohl dieſe, daß die Gerechtigkeit leicht zur Hure und das Recht eine käufliche Waare werden kann. Exempla ſunt odioſa, ſonſt wäre ich wohl im Stande, einige und zwar recht auffallende zu liefern.

Ich behalte mirs auf ein ander Mal vor. Ich habe mich nie mit gerichtlichen Dingen gern abgegeben: theils verſtand ich das Ding nicht hinlänglich, theils haßte ich die Schikane, und fürchtete mich vor der Arbeit, vor der unangenehmen Arbeit, Acten durchzuſtäukern: inzwiſchen machte ich doch dann und wann für einen Bekannten eine

*) Hr. Juſtizkommiſſar Schneller ſchreibt deſerviren, deſerviten. Nicht unrecht: Er deſervirt ſo lange, als noch etwas da iſt, wenns alle iſt, dort er aus.

Vorſtellung, und hatte einige Mal das Vergnügen zu hören, daß ſie nach Wunſch gewirkt hatte. Im eigentlichen Sinn war ich jedoch kein Winkeladvokat, weil ich nicht jedem aufwartete, der mich drum anſprach, mich auch in eigentliche Rechtshändel nicht einließ, und mich in nichts miſchte, worin jemand anders arbeitete.

Ohngefähr im Auguſt 1800 erſcholl auf einmal das Gerücht in der ganzen Stadt, der Aſſeſſor Rommann oder Kortmann habe eine ſchwangere Frau auf dem Rathhaus in der Gerichtsſtube dermaßen geſtoßen und getreten, daß ſie abortirt habe, und auf der Stelle geſtorben ſey. Ich hörte die ſchöne Geſchichte auf dem Rathskeller, glaubte aber eben deswegen wenig davon, weil ſie gar zu gräßlich erzählt wurde. Das Gerücht macht gleich alles gröſſer, beſonders in Halle.

Fama malum quo non velocius ullum
Mobilitate viget, viresque adquirit eundo:
Tam ficti pravique tenax quam nuntia veri
Fama loquax, quae veris addere *) falſa
Gaudet et ex minimo ſua per mendacia creſcit. **)

Indeſſen mußte doch etwas an der Sache mit der Inſultirung der ſchwangern Frau ſeyn, da je-

*) Virg. Aen. L. IV.
**) Ovid. Met. Lib. IX.

derman so frey und öffentlich davon sprach. Wenn damals der Assessor Kornmann die Gesellschaften auf der Mail, auf dem großen Keller, bey Herrn Bosse, in Stichelsdorf und Riedeburg hätte besuchen sollen, er würde Dinge gehört haben, worüber ihm die Ohren hätten gellen müssen, und wäre er auch noch mehr taub gewesen, als die Gesetze selbst sind, welche er behandelt. Einige Wochen hernach ging ich durch die Clausstraße: ein mir bekannter, sehr rechtschaffner Bürger bat mich, bey ihm einzusprechen, weil er mir Etwas zu sagen habe. Ich that dieß gerne, und Herr Grundmann — so hieß der Bürger — führte mich zu dem Becker Wendeburg, dessen Ehefrau der Assessor Kornmann so abscheulich behandelt haben sollte. Wendeburg erzählte mir den Vorfall, und seine gleichfalls gegenwärtige Frau bestätigte alles, was der Mann sagte.

Nach diesem Bericht hatte ein Student Namens Ahlburg, bey Wendeburgen logirt. Als dieser auszog, zahlte er alles, was er schuldig war, bis auf einen Thaler, den er nicht schuldig seyn wollte. Es kam darüber zu einem Gezänke, und Hr. Ahlburg, um seinen Koffer, welchen Wendeburg nicht herausgeben wollte, zu erhalten, wendete sich an den Prorector. Dieser ließ den Koffer sofort holen, aber Herr Ahlburg mußte dennoch

den Thaler bezahlen, und zwar an den Prorektor. Der Prorektor schickte, ich weiß nicht warum, den Thaler aufs Rathhaus, und die Herren auf dem Rathhaus ließen dem Becker sagen, er möge kommen, und seinen Thaler holen. Der Becker war eben mit Arbeit überladen, und schickte die Frau hin, weil er glaubte, diese könne eben so gut, als er selbst, einen Thaler in Empfang nehmen. Als die Frau in die Gerichtsstube kam, war von den Herren noch niemand da — es war nach eilf Uhr — als der Assessor Kornmann. Dieser fuhr die Frau häßlich und mit den niedrigsten Schimpfreden an: die Frau, welche auch das Mäulchen bey sich hatte, blieb ihm seine Invectiven nicht schuldig, und so entstand ein förmliches Gezänke, welches fortzusetzen Hr. Kornmann unter seiner Würde hielt, worinn er dann auch vollkommen recht hatte: denn es ist nichts abgeschmackter, als ein Gezänke mit dem Richter in der Gerichtsstube, und doch hört man dergleichen nicht selten. Die Frau schwieg aber noch nicht, da gab er ihr, vielleicht weil sie sich zu nahe machte, einen Stoß, und klingelte den Häschern. Diese kamen und schleppten die Frau auf des Assessors Befehl in die Nepperey oder aufs Capitel, wo die Herren Neppen ihr Standquartier haben. In der Nepperey blieb die Frau nicht lange, sondern wurde nun ins Loch

geworfen, wo sie bis Abends um neun Uhr bleiben sollte. Als die Wendeburgin von der Gerichtsstube nach der Nepperey, und von da aus ins Loch geschleppt wurde, widersetzte sie sich den Knechten oder Neppen aus allen Kräften und fiel einige Mal auf den Treppen nieder; die Neppen aber, ihrer Schuldigkeit eingedenk, drohten ihr mit Schlägen, mißhandelten sie, und schleppten sie fort: die Frau kam hiedurch in mißliche Umstände, und da sie sich alle Stunden der Niederkunft vermuthend war, so konnte ihr Zustand allerdings bedenklich werden.

Wendeburg der Beckermeister wartete auf seine Frau, aber sie kam nicht: er erkundigte sich nach ihr, und hörte, sie sey durch die Häscher ins Loch geworfen worden. Er eilte aufs Rathhaus, und redete da so derb, daß der Assessor, welcher üble Folgen befürchten mogte, seinen strengen Spruch zurücknahm, und die Frau stante pene, wie die Hallenser sagen, wieder in Freyheit setzen ließ. Die Neppen ärgerten sich gewaltig; denn sie erhielten nichts pro studio et labore.

Die Frau konnte kaum nach Haus gehen, so matt und schwach war sie: zu Hause mußte sie gleich ins Bett gebracht werden: denn sie empfand Schmerzen und Wehe, wie eine Kreisende. Der Becker ließ eine Hebamme, die Frau Großin ru-

ſen, aber dieſe wollte das Geſchäft nicht allein übernehmen, und daher wurde nach dem Hn. Geheimerath Meckel geſchickt. Dieſer große Mann, deſſen Humanität eben ſo groß iſt, als ſeine Wiſſenſchaft und Dexterität, erſchien, und fand die Umſtände allerdings mehr als bedenklich. Indeſſen war die Frau jung und ſtark, und ſo konnte durch Hn. Meckels geſchickte Hand dasjenige leicht wieder gut gemacht werden, was die Neppen auf dem Rathhaus, oder ſelbſt Hr. A. Kornmann verdorben hatte: die Hebamme verſicherte, das Kind ſey aus ſeiner Lage verrückt geweſen, und habe müßen reponirt werden. Der Beckermeiſter Wendebung, über die unwürdige Behandlung, welche ſeiner Frau in der Gerichtsſtube wiederfahren war, mit Recht aufgebracht, ſuchte ſich einen Advocaten, und wollte den Beleidiger bey der Magdeburgiſchen Regierung verklagen, aber die Herren Advocaten — Juſtizcommiſſare, Hoffiskäle, ꝛc. ꝛc. — waren eben nicht der Meynung, daß man um eines — mit Recht oder mit Unrecht — beleidigten Philiſters ſich eine Gerichtsperſon — deren favor, zu deutſch, Begünſtigung — in andern Fällen nützlich ſeyn konnte, durch Verklagerey auf den Hals hetzen müſſe, und verſagten ihre Aſſiſtenz. Nun ſuchte ſich der Becker einen andern, und kam e an mich.

Soweit geht die Erzählung des Becker Wendeburgs und ſeiner Frau. Ich habe ſie hinlänglich unterſucht, und vieles davon beſtätigt gefunden, daher trage ich auch kein Bedenken, das Ganze, nämlich für mein Individuum, für wahr zu halten. Dem leſenden Publikum liegt wenig an der ganzen Geſchichte: denn was kümmert ſich dieſes um den halliſchen Aſſeſſor Kornmann, um den halliſchen Becker Wendeburg und ſeine Frau, und um ein Scandal auf dem halliſchen Rathhaus und in der halliſchen Nepperey? Aber ich mußte dennoch die Sache in extenſo erzählen, damit meine Leſer mich nicht für unbeſonnen halten, daß ich mich in dergleichen Dinge miſchte: ich dachte, etwas gutes zu ſtiften, wenn ich mich einer Sache annähme, die mich freylich nichts anging: nahm ſich doch,

Si licet exemplis in parva grandibus uti

der große Voltaire der Familie des unglücklichen Calas an, und rettete ſie durch ſeinen Freund, den ehrwürdigen Sachwalter Beaumont: aber ſogleich hatte Beaumont mit dem Parlament zu thun, wo ein Aulnoy und ein Chatignon ſaßen. Doch haec in tranſitu, ſo viel ſich ſonſt noch drüber ſagen ließe: denn nie erſchien das Parlament zu Paris in größerm Glanze, nie wurde deßen Gerechtigkeit mehr geprießen, als damals, da es nicht ei-

nen individuellen armen Sünder in einem Collegium," sondern ein ganzes ansehnliches Collegium — das Parlament zu Toulouse bestrafte. —

Wendeburg bat mich, eine Klage wider Herrn Kornmann aufzusetzen, und zwar im Namen seiner Frau. Ich hatte grade damals nicht wohl Zeit, so ein Ding zu machen, erzählte aber die ganze Historie einem damals durch Halle reisenden nassauischen Beamten, welcher mich durch seine Vorstellung, daß ich ein gutes Werk thun könnte, bewog, so ein Libell aufzusetzen und nach Magdeburg zu schicken. Ich habe in dieser Schrift mich keines einzigen Ausdrucks bedient, welchen der Assessor Kornmann als Injurie oder Calumnie ansehen konnte: freylich hatte ich nicht geschrieben „Seine Wohlgebohren, der Herr Assessor haben geruhet, mich allergütigst durch Neppe, ins Loch werfen zu laßen" aber so darf man ja, wie mich dünkt, nicht an die Regierung schreiben, unter welcher der Hr. Assessor steht, oder welcher er, nach einem richtigern Ausdruck, subordinirt ist. — Demohnerachtet hieß es doch nachher, die Klage sey voll Injurien und Calumnien gewesen: so wären aber die meisten Klagschriften wahre Pasquillen voll Injurien und Calumnien.

Die Antwort blieb nicht lange aus: denn der Assessor Kornmann erhielt Befehl, auf die Anklage

der Beckerin zu berichten, und zwar, quod probe notandum, gewißenhaft. Wie und was er berichtet hat, oder ob er gar berichtet hat, habe weder ich noch die Beckerinn erfahren: übrigens war auch sein Bericht nicht nöthig, und ist er ja abgegangen, so war es nur so pro forma. Ich verstand damals den Rummel noch nicht so, wie ich ihn jetzt verstehe, sonst würde ich mich mit der Sache gar nicht haben eingelaßen.

Der Syndicus Streuber oder Streiber *) erhielt den Auftrag, denjenigen herauszubringen, und deßen Namen der Regierung anzugeben, welcher das Pasquill — denn so nannte Hr. Streuber die Klage **) — gemacht habe. Ich war grade von Halle abwesend, und in Nordhausen krank, als diese Untersuchung angestellt wurde. Die Wendeburgin verrieth mich nicht, aber nach meiner Rückkehr rieth ich ihr selbst, mich zu nennen. Hr. Streuber hatte indeßen sich die Untersuchung vom Hals gewälzt, und jezt wurde sie dem Hn. Doctor Stisser aufgetragen, welcher mich citiren ließ.

Wenn nicht Hr. Stisser die Commission gehabt hätte, so wäre ich nicht erschienen, und sollte man

*) Ich verstehe die Orthographie der elenden Namen unserer Gerichtsherren schlecht. Sie werden mir daher verzeihen, wenn ich falsche oder unrechte Buchstaben setze.

**) Er mag wohl Hn. P. Webers bekanntes vortreffliches Buch über diesen Gegenstand damals noch nicht gelesen haben.

neun und neunzig beſchriebene Stempelbogen an mich geſchickt haben: denn weder die Regierung zu Magdeburg noch ihre Mandatarien und Deputirten zu Halle, wie ſie heißen mögen, Syndicuſſe, Hofſiskäle ꝛc. ꝛc. ꝛc. ſind meine Vorgeſetzten; aber ich kannte den Herrn Doctor, als einen ſehr ſoliden, braven und einſichtigen Mann, und erſchien.

Um bald loszukommen, geſtand ich alles gerne ein, doch hielt mich Hr. Stiſſer beynahe zwey Stunden auf, weil auch die Beckerinn und ihr Mann herbey mußten. Zum Ueberfluß hatte ich mich noch auf den Zinngießer Hn. Grundmann berufen, und einige Tage hernach wurde auch dieſer verhört.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Luſtiger Arreſt. Der Regiſtrator Abel. Hempel der Amtsknecht.

Nach vielen Hin- und Herſchreiben, Protocollmachen, Citiren, Verhören und d. gl. kam endlich nach Pfingſten meine Sentenz von Magdeburg, nach welcher ich 1 Thlr. 4 gl. 6 pf. bezahlen und 48 Stunden im Arreſt ſitzen ſollte. Dieſes Urtheil

theil war nun in der That nicht hart, und in der Sentenz hatten die Herren weder despotisch noch anzüglich gesprochen. Hr. D. Stisser fragte mich, ob ich mit dem Spruche zufrieden sey, oder ob ich dagegen einkommen wolle? Ich verneinte dieses, und erklärte, daß ich einsitzen wolle, nur müsse es an einem Sonnabend und Sonntag geschehen, da ich an den andern Tagen Unterricht zu geben hätte. Meine Frau erschrack fürchterlich, als sie hörte, ich müsse aufs Karzer; aber ich erklärte ihr alles, und führte ihr Beyspiele an, und sie lachte, wie ich, obgleich aus verschiedenen Gründen.

Ich konnte mich sehr leicht trösten: denn wie oft habe ich und andere ehrliche Kerle in Gießen wegen des vertrakten Eulerkappers sitzen müssen, zwey, drey Tage und noch länger? Rief ich Abends: pereat Eulerkaper, kapper, kapper! und wurde entdeckt, so waren mir wenigstens zwey Tage Karzerstrafe gewiß. Der Assessor Kornmann glaubte sich von mir beleidigt, und die Regierung glaubte es auch, also war es natürlich, daß ich gestraft werden mußte. Und doch ist Hr. Kornmann eine ganz andere Person als der Gießer Eulerkapper: dieser war ein elender Mädchensschulmonarch, ein Johann Heinrich Eulerkapper, Ritter von Fellaga, des heiligen Römischen Reichs Großkroneselsohrträger, Hunzsott,

und Schwerdfeger, und doch mußte man eins ſtecken, wenn man pereat Eulerkapper, kapper, kapper! gerufen hatte! Zwar hatte ich den Hn. Kornmann gar nicht beleidigt, *) meiner Meynung nach nämlich, alſo im Grunde nicht, man müßte dann mit gewiſſen künſtlichen Criminaliſten eine injuria culpoſa annehmen; aber er hielt ſich für beleidigt, und da war doch wohl eine Satisfaction nothwendig. Ob ſich Hr. Kornmann auch drüber mag gefreuet haben? Sollte man ihn fragen, ſo würde er wahrſcheinlich antworten, er kümmere ſich wenig um mich; ob ich auf dem Bau oder in einem Bierhauſe ſitze, ſey ihm ganz einerley: ich ſey unter aller Kritik, und daher denke er nicht an das, was mich beträfe; hätte er aber gewußt, daß ich ſitzen ſollte, ſo hätte er es nicht zugegeben (!!) ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc.**) Im Grunde aber mag er ſich doch recht herzlich gaudirt haben: denn ſonſt würde er bey der Regierung zu Magdeburg, wo er ſo viele Freunde hat, nicht πξ πχ λαξ auf die Beſtrafung des Schriftſtellers gedrungen haben. Ob er

*) Injuria enim dictum eſt vel factum ſignificans (?) in contumeliam hominis honeſti dolo malo commiſſum. Herm. Vultejus. Ueber dieſe Definition der Injurie werde ich bey Gelegenheit, welche ſich mir, wie ich hoffe, bald darbieten ſoll, einen Commentar liefern.

**) Sunt haec ipſiſſima verba. Auch hierüber hoffe ich ſuo tempore einen Commentar, aber erſt ſuo tempore.

ſich aber auch über dieſe gedruckte Nachrichten gäu diren wird, iſt eine andre Frage? Hier iſt nicht die Magdeburgiſche Regierung, ſondern das Deutſche, und bald auch *) das Franzöſiſche und Engliſche Publikum Richter, und da fragt es ſich, ob die Plurima auf ſeiner Seite ſeyn werden. Vehementer dubito!

Aber ich mußte einmal eingeſteckt werden, und ward es auch. Ohne einen Spieß **) zu haben, zog ich zu Herrn Klappenbach und forderte Quartier. Herr Klappenbach — nicht aber, wie einige ſuperkluge geplappert haben, Herr Schlappenbach, der Oberneyn, von welchem in meinem Aſtolfo Mention geſchieht — ſagte mir, ich müßte noch einige Wochen warten, denn alle ſeine Quartiere wären beſetzt. Er hatte nicht Unrecht: denn eine kurz vorher entdeckte Spitzbubenbande hatte Anhang in Halle ***), und dieſer Anhang war damals auf allen Karzern und Gefängniſſen einquartiert. Aber ich wollte einmal dem Herrn Aſſeſſor Kornmann meine ἀπολυτρωσις, zu Deutſch, meinen Löſepreiß leiſten — nicht aber Buße thun: denn

*) Weil dieſe Biographie überſetzt wird.

**) Sechſer oder Sechspfennigſtück. Lat. haſta, daher haſtatus d. i. ein Menſch, der Moſen und die Propheten bey zu Deutſch, ein Beſchiſſer.

***) Quo undique cuncta atrocia et pudenda confluunt, celebranturque. Tacit. Ann. L. XV. C. 44.

warlich, es reuete mich nicht, des Hn. Aſſeſſors wegen an die Regierung geſchrieben zu haben — und forderte alſo, daß Hr. Klappenbach mich einſtecken mögte. Ich kam nun auf die Bürgerſtube, ein Loch, bey deſſen Anblick der Pſychologe ſowohl, als der Criminaliſt und der Satyriker reichlichen Stoff zu Expectorationen finden kann. Der Pſychologe würde ſich wundern, daß die Hallenſer zugeben, daß ein Pißfaß da ſteht, worin der Urin mehrere Monate conſervirt wird, und würde vom dreymonatlichen Urin auf den Geſchmack unſerer Herren Hallenſer ſchließen, welche die Antiquitäten auch in dieſem Stücke zu lieben ſcheinen. Der Criminaliſt würde ſagen, das ſey doch wohl kein Gefängniß, deſſen Wände ein kleiner Junge einſtoßen kann: und der Satyriker vollends — doch tuo tempore plura!

Mein Hannchen brachte mir Kaffee, den ich freylich erſt hätte zu Hauſe trinken können, und mein Fritzemann Acke wälzte ſich auf dem in der Camera obſcura d. i. dem Schlafzimmer liegenden Stroh, und ward ſo voll L[illegible]ſe, daß ihn meine Frau in einigen Tagen nicht reinbringen konnte. *)

Kaum war es bekannt worden, Laukhard ſey auf dem Gute, das heißt, auf dem Arreſt, ſo wur-

*) Haec phraſis notetur! Meinſt du?

de ich gleichsam bestürmt mit Besuch: aber die Neugierigen wies ich ab, weil ich mich nicht zum Object des Anguckens ad instar der Prädicanten, Professoren, Komödianten, Seiltänzer, Hanswurste ꝛc. machen wollte, ob ichs gleich selbst schon oft genug gewesen war. Nur einige kamen wirklich in meine Putzstube, aber keiner kam leer.

Der Magister Dornensteeg hatte seine achtzehnjährige Schnappspulle gefüllt, und wir leerten sie; als wir grade am Ende waren, kam Hr. Kiepke, der Hirschwirth mit einem derben Schnabes*) und einem Pack Taback. Unser Gespräch rollirte über die Befugnisse der Accisbediente, die Contrebande, welche confiscirt wird, utiliter sich zuzueignen: doch wurde die schwere Frage gelöset, warum ein Defraudant weniger und mehr gestraft werde, als ein anderer, und oftmals gar nicht. Mir kam die Frage immer schwer vor, aber einige Aufschlüsse machten mir das Problem leicht. Auch Hr. Raack und Hr. Albrecht der Beutler bekanonirten mich, das ist, sie besetzten meinen Arrestisch mit großen Breyhanskrügen, Canonen genannt.

Unter mir saß eine Theilnehmerin an der löblichen Gesellschaft, welche Klappenbachs Quartiere occupirt hatte. Diese industriöse Communitas

*) Schnaps.

hatte weit und breit herum gestohlen und geraubt, und es scheint, als wenn einige Oberaufseher der lieben Polizey selbst Theil genommen haben, nicht an der Operation selbst, wohl aber an dem Operirten; die Mail bey Halle, welche so oft in diesem Werke schon genannt ist, diente den Burschen zur Niederlage, und Herr Brand der Mailwirth hatte wöchentlich einen fixirten Gehalt für seine Gefälligkeit. Er und alle, welche man entdecken konnte, wurden eingeleckt.

Hier muß ich eine impertinente Lüge widerlegen, welche zur Schändung der Wahrheit in so vielen Büchern aufgetischt wird, nämlich daß die Folter im Preußischen durchaus abgeschafft sey. Wider die Folter hat man schon gewaltig geschrieben, und dieselbe als unsinnig und grausam weit und breit verschrieen; besonders haben dieß unsre Philosophen gethan. Preußen hat die Ehre, als der aufgeklärteste Staat in Europa angesehen zu werden, und das mit Recht, und doch hat die Folter noch nicht aufgehört in Preußen! Baum, ein Theilnehmer an der genannten Spitzbubengesellschaft, hat auf Befehl und Verordnung des Auditörs mehr als tausend Prügel bekommen, weil er nicht gestehen wollte, was man aus seinem Munde zu hören verlangte. Ob er die Wahrheit immer gesagt, oder

manches Factum zum Schaden andrer, falſch angegeben habe, iſt ungewiß, und gar mancher einſichtige Männer finden in Baums Angaben, allerley Anomalien. Baum iſt indeſſen ein Beweis, daß die Folter noch nicht abgeſchafft iſt: denn Prügel, welche man geben läßt, um jemanden nachgeben zu machen, was man ihm in Cauſa criminali vorſagt, verdienen den Namen der Folter ſo gut als Daumenſchrauben und Spaniſche Stiefel. Freylich war Baum nichts als Soldat, und Soldaten werden in mancher Hinſicht angeſehen, wie die Sclaven auf Martinique: aber Baum war doch immer Menſch, und verdiente allemal als Menſch behandelt zu werden. Nach den Geſetzen macht der Meyneyd infam, und das mit Recht: ein Musketier legte vor einigen zwanzig Jahren einen Meyneyd ab, und Ruſt der Soldat, welchen er als einen Dieb angegeben hatte, wurde beynahe todtgeſchlagen, weil er einen nicht begangnen Diebſtahl nicht geſtehen wollte. Der geweſene General des Haliſchen Regiments, Adolph von Anhalt, erklärte auf ächt Fürſtlich, die Canaille ſo lange zu prügeln, bis ſie bekennte oder verreckte, und der Auditör Seyfert, cujus memoria eſt in maledictione, befolgte den barbariſchen Befehl des Tyrannen ſo artig, als wenn er die Schinderknechts-Kunſt zu Gießen bey dem Kanzler Koch, dem Ante-

ſignan der Schinderknechte *) gelernt hätte: Ruſt wurde zum Krüppel geſchlagen, und würde endlich haben unterliegen müſſen, wenn die wahren Diebe nicht wären entdeckt worden. Der Menſch, welcher durch einen falſchen Eyd dem Ruſt die infame Behandlung zugezogen hatte, ward Unteroffizier. Auf den Bau hätte er ſollen geſchickt werden, aber er ward Unteroffizier, und endlich gar Offizier. Konnte man das Portepee ärger brandmarken? Ich bin überzeugt, wenn unſer ehrliebender König die Ruſtiſche Hiſtorie wüßte, er riße dem Unwürdigen den Degen von der Seite. Doch weiter!

Die Unterſuchungen der Spizbübereyen der Brandiſchen Bande währt ſchon über ein Jahr; Brand u ſeine Frau ſitzen noch, und niemand vermuthet einen baldigen Rechtsſpruch.

Montags früh wurde ich meines Arreſtes entledigt.

Einige Zeit nachher wurde ich auf die Waage gefordert, wo mir der Hofrath Dreyander einen Wiſch vorlegte, der an die Regierung zu Magdeburg von einen Kerl aus Trotha war geſchickt worden. „Haben Sie das Ding gemacht, fragte Hr. Dreyander?“

*) Man ſehe Kochs Inſtitutiones juris Criminalis im Anhange, aber die ältern Ausgaben: denn Hr. Koch oder ſein Verleger mag ſich des Schinderknechtsunterrichts geſchamt haben; und ſo blieb er in den neuern Editionen weg.

Ich. Nein.

Er. Si feciſti nega, eſt prima regula juris.

Ich. Die nur gar zu gut befolget wird.

Er. Beſonders vom Herrn Magiſter.

Ich. Herr Hofrath, bin ich hierher gerufen worden, um Beleidigungen zu hören?

Er. Schon gut, ſchon gut! Haben Sie das Ding da gemacht?

Ich. Nein.

Er. Aber der Kerl hat's doch geſagt.

Ich. Und wenn auch.

Er. Dem Kerl muß geglaubt werden.

Ich. Mein Wort gilt doch ſo viel wie das Wort des lumpigen Kerls von Trotha.

Er. Das verſtehen Sie nicht. Der Kerl hat fidem; er indicirt ſeine complices. Die Sache ſoll näher unterſucht werden.

Ich. Hab nichts dagegen.

Er. Auf allen Fall kommen Sie garſtig in die Tinte.

Das war mein Beſcheid. Acht Tage nachher ließ mich Hr. Drevander nochmals citiren: ich erſchien, wartete über eine Stunde, und konnte kaum erhalten, daß ich weggehen durfte, indem der luſtige Kerl von Trotha, welcher aber doch mehr fidem als ich hatte, nicht kam. Kaum war ich zu Hauſe, ſo kam der Pedell Hr. Peuke, und rief mich. Nun

entdeckte ſich die ganze Sache. Der Regiſtrator Abel oder Apel von Gibichenſtein hatte den Wiſch für meine Arbeit ausgegeben, und da der dumme Kerl von Tretha ſelbſt nicht wußte, wer den Dreck geſchmiert hatte, ſo rieth ihm Abel, mich als den Verfaßer anzugeben. Dieß ſagte der Pinſel aus, und Dreyander ließ es zu Protocoll nehmen. Ich beſchwerte mich nun, über die Impertinenz des Regiſtrators, Hr. Hofrath Dreyander verſprach mir Genugthuung, aber ich habe keine erhalten, und muß mir ſie ſelbſt nehmen, indem ich dieſe Hiſtorie dem Publikum erzähle. Abel hätte, ſtatt in der Gerichtsſtube, den dummen Kerlen, Lügen und Falſchheiten zu inſpiriren, doch warlich an ſich und ſeine Fallibilitäten denken ſollen. Ich mag hier nichts von ihm herſetzen: denn Fremde kümmern ſich wenig um den Regiſtrator Abel, und Einheimiſche hören in allen Kneipen genug von ihm, beſonders in Delau und auf dem Neumarkt in Halle. Madam Abel erzählt ganz frank und frey die allerſchönſten Geſchichtchen von verbrannten Acten, von geſtohlnen Uhren u. d. gl. und die Leute tragen die Geſchichtchen von Kneipe zu Kneipe. Abel ſcheint aber gut friſch zu denken, und ſich um das Gerede der Leute nicht zu kümmern. Er hat auch vollkommen Recht: denn je ärger man, mit Verlaub zu reden, den Dreck herumrührt,

deſto dreyer ſinkt er. Neulich reichte ſeine Frau ein derbes Ding gegen ihn ein, aber das Ding bewirkte grade ſo viel als ein Mahnbrief an einen böſen Schuldner. Man braucht ja Fidibus.

Da Herr Abel Amtsregiſtrator zu Gibichenſtein iſt, ſo fällt mir durch die Aſſociation der Ideen der Amtsknecht Hempel ein. Sein Vorfahr Scharlach nannte ſich ſelbſt den Schwanz von der Gerechtigkeit zu Gibichenſtein, und dachte Wunder, wie witzig er ſich ausgedrückt habe. Ich reiſte vor wenigen Jahren nach Schochwitz, und kehrte in Lieskau ein, um einen Schnapps zu machen. Als ich wegging, fragte ich die Wirthin, ob ich meine Pfeiffe durchs Dorf fortrauchen dürfte? O ja, erwiederte die Wirthin, heute kommt Hempel nicht; er geht zu Gottes Tiſche.

Ich. Alſo wenn Hempel nicht kommt, darf man rauchen.

Wirthin. Freylich; was der nicht ſieht, darf jeder thun.

Ich. Aber kann mich denn keiner von den Herren ſehen, die im Amt ſitzen?

Wirthin. Ey was die andern Herren! die ſind — Wenns nur Hempel nicht ſieht.

Ein ſolches Anſehen hat Hempel, von welchem man im eigentlichen Sinn der Worte ſagen kann, er habe die Gewalt zu züchtigen und loszulaßen.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Madame Ilſchnerin, Herr Doctor Thieß.

Warum ich dieſes Capitel hier einrücke, wird man verſtehen, wenn man es durchgeleſen haben wird: alſo bitte ich die Leſer, nicht gleich beym Anklotzen der Ueberſchrift ein Urtheil zu fällen.

Um die öffentliche Meynung, oder vielmehr um das öffentliche Geſchwätz iſt es eine gar ſeltſame Sache. Laudatur ab his, culpatur ab illis, ſagte Horatius, und dieſes Wort iſt auf den Gegenſtand dieſes Kapitels ſehr anwendbar. Ganz Halle, und die Gegend weit und breit um Halle kennt die Frau Ilſchnerin, aber die Urtheile derer, welche ſie kennen, ſind gar ſehr verſchieden. Ich mache hier weder ihren Accuſator, noch ihren Apologeten, und erzähle bloß das, was mich in Rückſicht auf ſie angeht, das Uebrige mögen die Leſer ſich ſelbſt ſuppliren.

Vor ohngefähr vier Jahren heyrathete ein gewißer Student *) eine alte Witwe, welche da-

*) Er läßt ſich zwar Commiſſar nennen: in den Acten aber heißt er Student, und die Acten dürfen doch in der Regel nicht lügen.

mals noch reich war, und Madam Ilſchnerin war die Hayrathsſtifterin. Der Herr Student hatte aber grade kein Geld: denn wenn er ſich hätte helfen können, würde er ſich wohl ſchwerlich entſchloßen haben, eine alte an der Krücke ſchleichende Schachtel zu heyrathen: freylich de guſtibus non eſt diſputandum, aber in Hinſicht auf alte Schachteln iſt der Geſchmack ziemlich allgemein. Noch vor der Hochzeit vereinigte ſich der Student und ſeine Frau Braut mit Madam Ilſchnerin, und nun war des Räſonnirens kein Ende von beyden Seiten. Nachdem der Student ſeine Ehe, wenigſtens vor dem Prieſter, vollzogen hatte, verklagte er die Frau Ilſchnerin, und forderte einige Wechſel, wodurch er ihr viertauſend Thaler verſchrieben hatte, zurück. In dem Laufe der Klage ergab ſichs, daß die Madam Ilſchnerin dem Studenten kein baares Geld gegeben hatte, und daß dieſer bloß um zu ſeinem Zweck zu gelangen, den Wechſel geſchrieben hatte.

Um dieſe Zeit wurde ich mit Madam Ilſchnerin bekannt, und fand ein ſehr gebildetes Frauenzimmer in ihrer Perſon. Da ich mit ihrem Gegner mehrere Geſchäfte ſchon gehabt hatte, ſo unternahm ich es, einen Vergleich zu Stande zu bringen, und der Gegner war nicht abgeneigt, ſich Vorſchläge gefallen zu laßen, aber Madam Ilſchnerin war

mit den Anerbieten ihres Feindes nicht zufrieden, zumal da ihr Sachwalter, der Stiftsamtmann Büttner verſicherte, der Prozeß könne für Madame nicht verlohren geben. Aber es heißt auch hier

Fraudantur jure periti.

Der Prozeß ging verlohren, und zwar in allen Inſtanzen: die Acten ſind, wegen der vielen darin vorkommenden Allotria und alter und neuer Geſchichtchen gar ſehr erbaulich zu leſen. Gedruckt haben ſie werden ſollen, und es würde auch geſchehen ſeyn, wenn der Buchdrucker hätte auf Pump drucken, und bis ad calendas graecas mit der Bezahlung warten wollen. Meine Bemühungen, einen Vergleich zu bewirken, waren alſo vergebens; doch ſetzte ich meine Beſuche bey Madam fort, weil ich wirklich viel Vergnügen in ihrem Umgang fand. Indeßen hatte Frau Ilſchnerin auch Scandal mit ihrem Manne, und beyde Theile trugen auf Eheſcheidung an. Die Acten dieſes Prozeßes ſind auch gar erbaulich zu leſen, und den Winter von 1800 bis 1801 durfte man nur den Univerſitätskeller beſuchen, um aus dem Munde eines Hn. Auſcultators einen fidelen Auszug aus den die Ilſchneriſche Eheſcheidungsſache betreffenden Acten zu hören. Der Hr. Auſcultator mogte nicht umſonſt auſcultirt haben. Ehe die Scheidung wirklich erfolgte, beſuchte ich die Madam noch immer; der Mann

ärgerte ſich über den Umgang ſeiner Frau, und Hr. Röpprich, ſein Advocat, brachte es dahin, daß der Frau Iſchnerin aufgegeben wurde, von mir, dem Candidat Hn. Bernhard, und einem Landläufer Namens Gebhard keine Beſuche mehr anzunehmen. Madame hatte ſich auf mein Zeugniß in einer ganz unbedeutenden Sache berufen; Hr. Röpprich, den die Sache nichts anging, weil ſie weder für noch wider ſeinen Klienten war, machte allerley Gloſſen vor Gericht über meine Perſon, und über mein Betragen, wofür ich ihm hiermit öffentlich danke, und ihn verſichre, daß ich den weitern Dank ſuo tempore nicht ſchuldig bleiben werde. Aber freylich hatte ich mich an einem Freunde des Hn. Röpprichs grob genug verſündigt, und daher mag es wohl kommen, daß er meiner ſo ungnädig gedachte. Ich muß doch die Sache erzählen.

Im Sommer 1800 ſchickte mir Hr. Magiſter Dornenſteeg oder Eichhorn einige Bogen zur Durchſicht, weil er ſelbſt nicht Zeit hatte. Ich ſahe das Ding an, und fand, daß es ein juriſtiſches Wörterbuch ſeyn ſollte, aber von ſo erbärmlicher Art, daß auch nicht ein einziger Artikel ohne einige Schock Schnitzer darin war. Hr. Böhme in Leipzig war der Verleger, und der verſtorbne Buchdrucker Hr. Cramer druckte es.

Wenn Hr. Böhme Ihr Freund iſt, lieber Cramer, ſagte ich zu dieſem, ſo ſchreiben Sie ihm, er möge ja nicht den traurigen Sudel drucken laßen: der Dreck wird zuverläßig Makulatur, und um Ihnen zu beweiſen, daß ich Recht habe, wollen wir einen Mann fragen, der als competenter Beurtheiler ſolcher Dinger kann und muß angeſehen werden. Wir gingen zu dem Hn. Profeſſor König, und dieſer gelehrte und humane Jurisconſult erklärte das Machwerk für das non plus ultra alles juriſtiſchen Unſinns. Cramer ſchrieb das Urtheil des Hn. P. Königs an Hn. Böhmen, und mit dem dritten Bogen wurde der Druck des jämmerlichen Sudels beſchloſſen. Der Verfaſſer war mir unbekannt, aber hinterher erfuhr ich, daß es ein ſehr naher Verwandter eines Freundes des Herrn Röpprichs war. Nun konnte ich mir manches erklären.

Madam Ilſchnerin wurde von ihrem Manne geſchieden, zog in die Stadt, und bekam bald einen Freywerber, der aber bald wieder abtrat, und ihr einen derben Prozeß an den Hals warf, welcher gleichfalls erbaulich iſt. Bey der Gelegenheit meines Umgangs mit der Frau Ilſchnerin ward ich näher mit einem gewiſſen Mann bekannt, welcher Knorre heißt, und ſich durch ſeine Feder und durch die Induſtrie ſeiner Frau durchbringt. Knorre hat der Frau Ilſchnerin viel, ſehr viel zu danken, und daher

daher war es mir auffallend, daß er endlich gar wider ſie auftrat, und ein Zeugniß zu ihrem Nachtheil ablegte. Es kann ſeyn, daß er die Wahrheit bezeuget hat, aber zum Nachtheil ſeiner Freundin mußte er es nicht thun, zumal da er nicht aufgefordert war, noch aufgefordert werden konnte. Knorre ſchrieb in Ilſchners Namen zwey Wechſel: Ilſchner leugnet dieſe Wechſel beſtellt, und Geld darauf empfangen zu haben. Die Sache iſt noch nicht ausgemacht. Wie wenn die Wechſel, als untergeſchoben, anerkannt werden? Hat nicht Knorre alle Urſache, die Madam Ilſchnerin zu ſchonen, um ſich nicht die Gefahr zuzuziehen, für einen Falſarius angeſehen zu werden? Hr. Knorre und ſeine Frau, welche ich nie beleidigt, haben doch die Güte gehabt, meiner ſo nach ihrer Art zu gedenken, und ſogar den Anzug meiner Frau ihrer Critik zu würdigen. Danke dafür recht ſchöne, und da einer meiner Freunde nächſtens ein Werkchen über das Jus Cambiale ſchreiben will — Doch weiter im Text.

Im erſten Theil meines Aſtolfo kommt eine gewiſſe Madam Maſchkupi vor, eine bloß fingirte Perſon, unter welcher ich mir die Madam Ilſchnerin wenigſtens ganz und gar nicht dachte. Eben ſo wenig dachte ich mir unter dem daſelbſt beſchriebenen Magiſter ein Individuum aus der wirklichen

Welt, und die dort genannten Mamſellen Spadille und Manille ſind bloß erdichtete Perſonen. Dieß iſt meine Erklärung, welche mehr gelten muß, als alle Auslegungen müßiger Köpfe, auf welche der Spruch des Terentius *) angewendet werden kann:

Faciunt nae intellegenda, ut nihil intellegant.

Indeſſen hat mir doch dieſe fatale Auslegung, welche wer weiß von wem zuerſt iſt aufgebracht worden, gar viel Verdruß zugezogen. Erſtlich machte mir die Madam Iſchnerin ſelbſt Vorwürfe drüber, und ich hatte alle Mühe anzuwenden, um ſie nur gewiſſer Maaßen zu beruhigen, und dann hielten ſich andre gleichfalls für beleidiget, und gingen mir zu Leibe: einer davon drohte mir ſogar mit einer Klage. Ein gewißer Herr will ſogar in der Rathsſtube geſagt haben, von Mad. I. könne man ſkandelöſe Nachrichten in Laukhards Büchern finden, und ein anderer wollte ſich ſogar drauf, als auf ein Document berufen. Man denkt leicht, daß mir ſo Etwas nicht gleichgültig ſeyn konnte: ich kümmere mich zwar ſehr wenig um die Urtheile andrer Leute, aber ich mag doch nicht haben, daß man mich als einen Diffamanten ausſchreie — und das würde ich auf alle Fälle ſeyn, wenn ich wirk-

*) Terent. Andriae prolog.

lich auf jene Personen angespielt, oder sie gar näher beschrieben hätte, welche die kuriösen Müßiggänger zu Halle unter meinen Personen wollen verstanden wißen.

Wer einen Roman schreibt, kann unmöglich vermeiden, daß nicht seine Personen einigen wo nicht ganz, doch zum Theil ähnlich sehen, welche in der wirklichen Welt existiren: es wäre aber doch ein gewaltiger Fehlschluß, daß der Schreiber eines solchen Buches auch grade jene Leute, welchen seine Fictionen ähneln, wirklich im Sinne gehabt, und Willens gewesen sey, sie zu beschreiben, und ihnen auf diese Art wehe zu thun. Ich habe mich hierüber schon hinlänglich erklärt, aber die künstlichen Leute haben auf meine Erklärungen nicht geachtet, und ihre Noten mit niemands Dank gemacht, blos um zu zeigen, daß sie eine feine Nase haben.

Herr D. Thieß hat mir auch die Ehre angethan, meinen Namen in seinen Theologischen Almanach fürs Jahr 1802 zu setzen, nur wünschte ich, daß er es mit mehrerer Schonung getwan hätte. Er nennt mich den famösen Bauklard. Das Wort famös kommt aus dem Lateinischen her, wo famosus im guten und bösen Sinn gebraucht wird: doch häufiger im lezten als im ersten. Im Deutschen weiß ich nicht, ob es gute Schriftsteller von Menschen in guter Bedeutung gebraucht haben.

Schiller hat zwar einmal famöſe Niederlage geſagt, wo das Beywort bloß das Aufſehen und die großen Folgen anzeigt, welche jene Niederlage gehabt hat. Doch ich will mich wegen dieſes Adjectivs mit Hr. D. Thieß nicht zanken: will mich der Herr Doctor wegen der wenigen Bekanntſchaft, die ich mir erworben habe, einen fämöſen Mann nennen, ſo mag er es thun, und dann wird er es auch nicht übel nehmen, wenn ihn jemand den famöſen Doctor Thieß nennt, auch Er iſt bekannt genug, und hat ſich durch ſeine, wie ich gern eingeſtehe, leſenswürdige Lebensbeſchreibung, noch bekannter gemacht. Aber daß Herr Thieß ſagt, ich habe das Geheime Archiv der Zeit erbrochen, verſtehe ich nicht ganz. Geheimniße habe ich nie entdeckt; dazu hatte ich weder Gelegenheit noch Willen. Ich habe freylich manche Geſchichte und manches Geſchichtchen, auch manches ſkandalöſe Anekdötchen in meinen Büchern vorgebracht; aber alle dieſe Dinge waren keine Geheimniße. Zum Beyſpiel, was ich von Carl Magnus dem Rheingrafen, von den Grafen von Leiningen geſchrieben habe, auch alles was in meinen Schriften von dem traurigen franzöſiſchen Kriege, von der lächerlichen und elenden Beſchaffenheit der Reichsarmee und andern Dingen vorkommt, gehört nicht ins geheime Archiv der Zeit, ſondern iſt da, wo es geſchehen iſt, we-

nigſtens bekannt genug geweſen. Meine Bücher ſind in den Händen des Publikums, und werden in ganz Deutſchland und auch außer Deutſchland geleſen, und dennoch hat meinen Nachrichten noch niemand in Hauptſachen widerſprochen, wenn ich gleich gern zugeben will, daß ich dann und wann in Kleinigkeiten geirrt und einen Namen *) unrecht geſchrieben habe. Meine Nachrichten ſind daher notoriſch wahr, und keinesweges aus dem geheimen Archiv der Zeit gezogen, welches ich nicht erbrechen kann. Hr. Thieß erzählt ja ſelbſt eine Menge Anekdoten, die gewiß manchem nicht ſchmecken werden. Deßwegen hat aber Hr. Thieß noch lange kein Archiv erbrochen. Man nimmt es ſehr übel, und zwar mit Recht, wenn ſich jemand unterſteht, aus einem Archiv, wozu er Zugang hat, Documente zu entwenden, oder Nachrichten öffentlich bekannt zu machen, deren Publicität dem Beſitzer des Archives nachtheilig ſeyn kann: was wird man erſt von einem Menſchen denken, welcher geheime Archive erbricht, und den Inhalt derſelben mit des Henkers Dank unter die Leute bringt?

*) Z. B. im zweyten Band dieſes Werkes S. 329. kommt Kriyvenſtapel ſtatt Kriyvendorf vor. Deßwegen hätte aber ein gewiſſer Herr keinen großen Brief ſchreiben, und es mit zum Verbrechen machen müſſen, daß ich des Branntwein-brenners und Schenkwirths zu Neuſtätt im Weimariſchen, Hn. Caſpar Kriyvendorfs Namen unrecht geſchrieben habe. Fehler dieſer Art finden ſich ſogar beym Thuanus und beym Hugo Grotius.

Uebrigens iſt mir des Hn. Doctors Anzeige nicht ſchädlich, und daher bin ich gar nicht unzufrieden mit ihm, vielmehr verehre ich ſeine großen Kenntniße und Verdienſte, und ſchätze ſeine edle Freymüthigkeit, und freue mich, einem ſolchen Mann bekannt zu ſeyn.

Dreyßigſtes Kapitel.

Meine literariſche Arbeiten ſeit 1799.

Der letzte Theil meiner Schildaiſchen Annalen kam auf Oſtern 1799 heraus, im Sommer ſchrieb ich mein Werkchen über den Amiciſtenorden, weshalben ich einigen Verdruß mit dem ſeeligen Profeſſor Krauſe und dem damaligen Univerſitätsdirector Hr. G. R. Klein hatte. Ich mußte einige Seiten umdrucken laßen. Außer dieſem Büchlein, welches ſogar von den Recenſenten iſt gut aufgenommen worden, und worüber der Verfaßer der Schrift Graf Gerido von Taufkirchen ſehr beſcheidene Anmerkungen gemacht hat, *) ſchrieb ich noch einen Roman, Franz Wolfſtein oder Be-

*) In der Vorrede zum zweyten Theil dieſes im Grunde lesenswerthen Buches.

gebenheiten eines dummen Teufels, in zwey ziemlich ſtarken Bänden. Die Recenſenten dieſes Buchs haben unter andern es ſehr übel genommen, daß ich in einer Anmerkung geſchrieben hatte, die Univerſität, oder vielmehr die mediciniſche Fakultät zu Erfurt habe einen jungen erzunwiſſenden Menſchen, welcher ſchon in Halle ſey abgewieſen worden, ohne Examen und ohne Diſputation für baar Geld zum Doctor der Arzneykunſt gemacht, und haben deßwegen dieſe Fakultät aufgefordert, ſich zu vertheidigen; aber die Apologie iſt ausgeblieben, wahrſcheinlich, weil die Fakultät ſie nicht ſelber — wollte. *)

Auf Oſtern 1800 gab ich einen Band Novellen heraus, welchem der zwente auf Michaelis nachfolgte, und einen Roman in zwey Theilen Marki von Cebrian. In der Novellenſammlung kommen kleine Romane, und zum Theil auch wahre Erzählungen vor; im Gebrian aber wollte ich die franzöſiſchen Emigranten von jener Seite ſchildern, von welcher ſie mir bekannt worden waren. Ich kenne einige Emigranten, welche verdienen, geehrt und geſchätzt zu werden: aber die Meiſten et tantum non omnes ſind elende Wichte, welche von Unwiſſenheit, Stolz und Impertinenz ſtrotzen,

*) Non poſſum, ich will nicht.

und bey all ihrer innerlichen und äußerlichen Traurigkeit die deutsche Nation, bey welcher diese Bettler Brodt und Schutz finden, verachten und hassen. Die Emigranten Canaille ist unserm Vaterlande schädlicher gewesen, als die Pest zu Davids Zeiten dem jüdischen Lande war. Alle diese Schriften, den Amicistenorden ausgenommen, hat Hr. Fleischer in Leipzig verlegt. Hr. Günther in Pegau verlegte meinen Grafen von Vitacon, einen Emigrantenroman in zwey Bänden, worin aber andre Personen aufgestellt sind, als im Gebrian. Auf Ostern 1801 kam meine Uebersetzung einer anonymischen Piece, Bonaparte und Cromwell mit meinen Anmerkungen heraus, welche mir deßwegen würdig geschienen hat, auch in Deutschland bekannt zu werden, weil der französische Verfasser sehr richtige Urtheile über den Oberconsul seines Volkes vorbringt, welche manches falsche Urtheil, über den sonst großen Mann rectificiren können. Beynahe zwey Jahre arbeitete ich an einem Werke über die Geschichte Europas von Carl dem Großen bis auf unsre Zeit. Dieses Werk ist unter dem Titel: Bild der Zeit mit Kupfern in zwey Bänden erschienen, und soll, wenn ich einigen Recensenten und einigen sachkundigen Lesern trauen darf, seinem Zweck entsprechen. Ich wollte das Studium der Geschichte durch eine richtige und

lichtvolle Darstellung leichter und angenehmer mache; ob ich aber dieß habe leisten können, wage ich nicht zu entscheiden. Ich that wenigstens, was ich thun konnte. Ein Erfurter Recensent, er heißt glaube ich, Dominicus, hat verschiedene antipapistische Aeußerungen in meinem Werke getadelt, und das sehr consequent: denn wer nach mönchischen Grundsätzen erzogen ist, der muß auch nach mönchischen Principien recensiren: sind ja doch auch die Recensenten der A. L. Zeitung und der deutschen Bibliothek ihren philosophischen Grundsätzen so ziemlich getreu, warum sollte es der Erfurter Recensent nicht auch den seinigen seyn? Aus guten Gründen setzte ich meinen Namen nicht auf den Titel des Bildes der Zeit: aber sieben schöne Kupfer dienen ihm zur vorzüglichen Zierde.

Von meinem Askolfo erscheint jetzt der dritte und letzte Band, und auf Ostern dieses Jahres ist ein Theil meines Anekdotenbuches fertig geworden. Einiges habe ich anonymisch herausgegeben, und finde es noch nicht nothwendig, meine Anonymität in dieser Hinsicht aufzugeben. Einiges hat man auch schon auf meine Rechnung geschrieben, wovon ich aber nicht Verfasser bin. In Hn. Meusels gelehrtem Deutschland findet sich eine gewaltige Menge von Fehlern dieser Art, welche aber

beynahe nicht vermieden werden können, bey einem Werke von solchem Umfang.

Meinen Unterricht bey den hiesigen Studierenden habe ich, nach meinen Kräften immer so betrieben, daß ich hoffen konnte, meine Herren Zuhörer würden wahren Nutzen von meinen Lectionen haben. Mit einigen wiederholte ich die Kirchengeschichte, mit andern die theologische Dogmatik, und da ich mir seit einigen Jahren einige Kenntnisse in der Rechtswissenschaft, besonders im Justinianischen-, Canonischen- und Staats-Recht erworben habe, so fand ich schon einige Mal Gelegenheit, auch diese Disciplinen zu repetiren: die hebräische, griechische und lateinische, wie auch einige neuere Sprachen, habe ich mitunter auch gelehrt, und lehre sie noch. Seitdem Hr. Wolf hier das philologische Studium wieder à tenebris zurück gerufen hat, finden sich mehrere Liebhaber der Sprachkunde, als ehemals in Halle. Die schöne Spanische Sprache sogar, welche bisher ganz und gar vernachläßigt wurde, weil man sie aus Unkunde der wirklich schätzbaren Spanischen Literatur für unnütz hielt, findet ihre Schüler. Ob aber auch das Studium der Morgenländischen Sprachen einst in Halle in gebührenden Flor kommen wird, ist eine Frage, welche ich nach der jetzigen Lage der Dinge nicht bejahen kann. Wir haben zwar

für die Sprachen des Orients recht gute Lehrer, die Herren Vater und Wahl, aber diese Herren können wegen gewisser Radicalfehler, doch nur äusserst wenig bewirken. Diese Radicalfehler liegen theils in den Vorurtheilen, welche unsre Studierenden beherrschen, theils in dem Mangel an Hülfsmitteln, die zur Orientalisterey nothwendig sind. Ich werde mich näher erklären. Die meisten Studenten et tantum non omnes, glauben, die morgenländischen Sprachen seyen übermäßig schwer, und könnten nur durch die äußerste Anstrengung erlernt werden. Dieses wirklich ungegründete Vorurtheil kommt aber daher, daß die jungen Leute einen pedantischen Unterricht auf Schulen gehabt haben. Um eine Sprache zu lehren, und dem Anfänger Geschmack daran beyzubringen, muß man auch die Sprache verstehen, und recht gründlich verstehen, sonst wird der Unterricht confus und abgeschmackt. Nun aber sind viele von denen, welche auf Schulen das Hebräische lehren sollen, selbst traurige Sünder in dieser Sprache, und deren Grammatik, und führen eine Lehrart, die kein Mensch verstehen und nützen kann. Junge Leute schreiben aber das der Sprache selbst zu, was doch der Unwissenheit des Docenten hätte sollen zugeschrieben werden, und lassen sich abschrecken.

Das andre Vorurtheil der Studenten in Hinsicht auf die morgenländiſche Sprachen erklärt dieſelben für überflüßig und unnütz. Ich brauche, heißt es, das alte Teſtament ja nicht zu verſtehen; genug wenn ich das neue verſtehen lerne. Aber die Herren bedenken nicht, daß ſie ohne Kenntniß des Hebraismus, und folglich auch der Arabiſchen Sprache, ohne welche die Hebräiſche unmöglich erlernt werden kann, das neue Teſtament noch viel weniger verſtehen können, als ohne Wiſſenſchaft der Griechiſchen Sprache. Da hören ſie zwar zwey Jahre hinter einander die ſogenannte Exegeſe des neuen Teſtaments, und wenn ſie fertig und recht fleißig geweſen ſind, können ſie zwar nachbeten, aber nicht gründlich erklären.

Dieſes Vorurtheil verſtärken die Conſiſtorien auf eine höchſt unanſtändige Weiſe, indem ſie Leute durchlaſſen, wie man ſagt, und als Candidaten approbiren, welche kaum hebräiſch leſen können. Dieß iſt Unrecht, und vermehrt die Trägheit der Studierenden, welcher doch nach dem Willen des Königes nicht vorgearbeitet werden ſoll. Da denken dann die jungen Herren, ſie brauchten ja das jüdiſche Zeug — ſo nennen ſie die alte ehrwürdige hebräiſche Sprache, — vor dem Conſiſtorium nicht, weßhalben ſie dann dieſelbe nun noch lernen ſollten? Es wäre ſehr zu wünſchen, daß die Examis

natoren in dieſer Hinſicht etwas ſchärfer, hingegen in Rückſicht der kritiſchen Philoſophen nachgiebiger wären.

Endlich hindert auch der Mangel an Hülfsmitteln das Studium der Orientaliſchen Literatur gar ſehr. Für das Hebräiſche giebts nun wohl noch Hülfsmittel genug, Bibeln, Verſionen, Lexika, Januen, Claves, Eſelsbrücken von allerley Art, u. ſ. w. aber für die arabiſche Sprache, ohne welche die hebräiſche nie gründlich erlernt werden kann, ſind die Hülfsmittel ſehr ſelten, und bey der jetzigen Lage der Dinge, läßt ſich kaum hoffen, daß dieſer Mangel aufhören werde. Wir haben ja nicht einmal ein erträgliches Handlexikon, und an wohlfeilere Ausgaben der beſten Schriftſteller iſt gar nicht zu denken, da ſogar manche wichtige Werke dieſer Literatur noch überhaupt nicht gedruckt ſind.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Annalen der Univerſität zu Halle von 1801 und 1802.

Herr G. R. und Prof. Meckel war Prorektor der Halliſchen Univerſität, als im December 1800 der

bisherige Direktor Klein abging, um in Berlin das Amt eines Tribunalraths zu übernehmen. Herr Klein hatte nie das Zutrauen der Studenten gehabt — a poriori nämlich — ich mag aber nicht untersuchen, ob er selbst oder vielmehr die Studenten an diesem Mißverständniß Schuld waren. Hr. G. R. Meckel führte aber sein Prorektorat so, daß jederman, die Studenten und die Bürger, vollkommen damit zufrieden waren. Herr Meckel ist ein Mann, welcher stets mit Arbeiten zum Besten der Leidenden, gleichsam überladen ist. Kleinigkeiten ließ er also sobald durch, als es nur immer möglich war, und befolgte bey der Untersuchung der Vergehungen gewisse Grundsätze, welche den wahren Zweck des Prorektorats, nämlich die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und der guten Sitten, ungemein beförderten. Das Meckelische Prorektorat ging vorüber ohne ein einziges auffallendes Skandal, und Herr Klappenbach, der Oberaufseher der Karzer, versicherte, daß er nie weniger, als während dieser Zeit, verdient habe. Ich glaubs ihm gerne: denn Meckel besann sich erst, ehe er jemand aufs Karzer schickte, wo die Studenten so recht eigentlich gestraft, das heißt um ihr Geld, und um ihre Zeit gebracht werden.

Professor Jakob ward Prorektor nach Meckel, und gleich anfangs trug man sich mit allerhand Ge-

sprächen von Verbesserungen, welche der neue Magistrat vornehmen würde. Es blieb jedoch alles ruhig, so ziemlich nämlich, bis gegen den Herbst 1801, wo die sogenannten Studentenkränzchen aufgehoben werden sollten.

Ehedem existirten in Halle eine große Menge Ordensbrüder, welche unter dem Namen der Unitisten und Constantisten vorzüglich bekannt waren. Es gab zwar auch zu gewissen Zeiten Inviolabilisten, Desperatisten und andre Klüken mit seltsamen Namen, aber diese kamen vor jenen nicht recht auf, und unter andern nahm der Orden der Herren Desperatisten ein gar desperates Ende. Die Universität war immer aufmerksam auf die Ordensverbindungen, und stellte mehrmals scharfe Untersuchungen darwider an: aber ganz vertilgt wurden sie doch nie, bis es der Mehrheit der Studenten selbst einfiel, gegen die Orden zu agiren, und ihnen ein derbes Bollwerk entgegen zu setzen. Dieses Contra gegen die Orden sollten die Kränzchen werden, welche die verschiedenen Landsmannschaften unter sich errichteten, und den Orden opponirten. Das Ding hatte den besten Erfolg; die Orden wurden gewisser Maaßen infamisirt, und gingen so nach und nach ein, wenigstens wurden sie unsichtbar, wie die unsichtbare christliche Kirche, und

niemand bekannte ſich mehr zu dieſen geheimen Geſellſchaften.

Die Kränzchen exiſtirten ganz öffentlich, und ſogar ein Verfaſſer einer Poetiſchen Blumenleſe dedicirte einem Kränzchen ſeine Sammlung: Wenn die Kränzchen öffentlich am Neujahrsabend oder am Tag der ſogenannten Prorektorwahl commerſirten, ſo hatten ſie die Ehre, von Profeſſoren, ja ſogar vom Prorektor ſelbſt beſucht zu werden. Dieſe Herren commerſirten zwar nicht ſelbſt mit, aber ſie approbirten doch durch ihre Gegenwart das Kränzchen und den kränzianiſchen Commers.

Die Kränzchen ſind, wie ich an einem andern Orte *) hinlänglich bewieſen habe, von den eigentlichen Orden im Grunde wenig unterſchieden; ihr Zweck iſt wie der Zweck der Orden, ein Streben nach einer freylich nur eingebildeten Herrſchaft auf der Akademie: da ſie jedoch nicht ſo viele Alfanzereyen und myſteriöſe Fratzen haben, als die Orden, ſo können ſie nicht ſo ſchädlich werden, als dieſe, und koſten auch bey weitem nicht ſo viel Geld. Ich für meinen Theil bin vollkommen überzeugt, daß junge Leute ohne alle Verbindung auf Univerſitäten weder exiſti-

*) In meiner Schrift über den Amicißen-Orden. Halle bey Kramer 1799.

exiſtiren würden, noch exiſtiren ſollen! ſo lange dergleichen Verbindungen, Kränzchen, Landsmannſchaften ꝛc. nicht in renommiſtiſche Klicken ausarten, und ſo den Zweck der Univerſitäterey ſelbſt hindern, ſoll und muß man ſie toleriren, damit nicht Etwas ſchlimmeres entſtehe, wenn man ſie zerſtört.

Aber von Seiten der Univerſität, oder vielmehr von Seiten des Curatoriums zu Berlin dachte man anders, und verbot die Kränzchen bey ſchweren Strafen. Herr Prof. Meckel ſtellte während ſeines Prorektorats keine Inquiſition gegen die Kränzchen an, aber Herr Jakob that dieſes, und die Studenten glaubten, er allein ſey die Urſache der ihnen ſo unangenehmen Unterſuchung, und warfen einen Saturianiſchen Haß auf ihn, der ſich durch allerley ziemlich derbe Exploſionen äußerte.

Der Prorektor ließ ſich nicht irre machen, und verordnete am ſchwarzen Bret, daß alle Senioren und andre bey den Kränzchen Chargirten ſich binnen acht Tagen angeben, die Geſetze der Verbindungen nebſt den Degen und Rappieren extradiren, und ein Verzeichniß aller Verbündeten ſtellen ſollten: widrigenfalls würde man wider ſie ſtreng nach den Geſetzen verfahren: die Klicken und alle Theilnehmer an denſelben ſeyen hinlänglich bekannt ꝛc.

Dieß war ein Donnerschlag für die Herren Kränzianer! Diese hatten sich nichts weniger als so Etwas vermuthet, und hatten daher sich gar nicht in Acht genommen, um ihre Verbindungen geheim zu halten, wie sie doch der Klugheit gemäß hätten thun müssen, da schon einige Jahre vorher das Halten der Kränzchen untersagt worden war. Aber jeder Schuster und Schneider, jeder Kränzianischer Kneipenhalter, jeder Stiefelwichser und jeder Pferdephilister wußte ganz genau, wer zu diesem oder zu jenem Kränzchen gehörte, und da konnten die Herren leicht vermuthen, daß der Prorektor mit ihren Verbindungen bekannt sey. Ausserdem sollen auch, wie man sich nicht ins Ohr, sondern ganz laut auf der Straße sagte, Angeber und Mährchenträger aus der Zahl der Hallischen Studenten selbst herumschleichen, und das, was sie erfahren können, wieder ausplaudern, und sogar bey den Vorgesezten angeben. Ich bin zwar vollkommen überzeugt, daß Herr Jakob sich keines Angebers und keines geheimen Spions bedient habe, um die Heimlichkeiten der Studenten zu erfahren: denn dergleichen thut kein rechtlicher Mann, und dann war es ja auch gar nicht nöthig, da er andre Mittel genug in Händen hatte, die Kränzchen und deren ganzes Zubehör hinlänglich zu entdecken. Indessen glaubten dieses doch die Kränzianer, und

um so vielmehr mußten sie glauben, der Prorektor wisse um alles, was sie anging.

Gleich nach dem obgedachten Anschlag versammelten sich die Kränzchen, und nach einigen Debatten wurde beschlossen, der Aufforderung nicht zu gehorchen, sondern das Aeusserste zu erwarten. Wären die Senioren Leute gewesen, welche noch lange auf der Universität hätten bleiben wollen, oder hätte die Pluralität der Gesellschaften aus Ausländern bestanden, so wäre es vielleicht dabey geblieben, aber so waren beynahe alle Landeskinder, und die Senioren waren nächstens im Begriff, die Akademie zu verlassen. Unter solchen Umständen wurde das Conclusum weislich abgeändert, und Degen, Rappiere und Gesetze wurden ausgeliefert.

Bis jezt war alles stille — wie mans ohngefähr von Universitäten sagen kann — hergegangen; aber nun entstand eine gewaltige Gährung auf der ganzen Akademie; die Studenten glaubten in ihren Rechten gekränkt zu seyn, und dem Prorektor wurden manche Pereat's geschrieen. Ich ging eines Abends hinter dem Rathhaus herunter, um mich auf den Universitätskeller zu begeben. Von ferne hörte ich pereat tief! tief! rufen, kümmerte mich aber nicht um dieses Geschrey, und ging weiter. Einige Menschen, vielleicht Studenten, vielleicht auch keine Studenten, liefen neben

mir vorben; als ich aber gegen das Rathhaus kam, hielten mich einige Neppe an, welche, wie es scheint, den Perificanten nachgerennt waren. „Was wollt Ihr, fragte ich?“ und die Neppe, welche mich kennen mogten, sagten: „ach, Sie haben gewiß nicht pereat geschrieen!“ und ließen mich gehen.

Nach und nach legte sich der Unwillen der Studenten, und es scheint auch, daß die Obrigkeit von der Strenge der Gesetze nachgelassen habe. So wurden z. B. die Commerse nicht nur in der Stadt, sondern auch auf den Dörfern, und namentlich zu Riedeburg unter strengen Strafen untersagt. Das war zwar schon öfter geschehen, aber dießmal wurde sogar an die Sächsischen Gerichte deßwegen requirirt. Nicht lange nachher, als dieser Befehl angeschlagen worden war, hielten mehrere Studenten in Riedeburg einen flotten Commers, und der Herr Richter — sahe zu, und gaudirte sich ob der Fidelität. Nach dieser Zeit sind öfters Commerse bey Herrn Zacharias Schmid in Riedeburg gehalten worden, aber alle ohne Abndung.

Mit den Ständchen oder Abendmusiken ging es eben so. Diese waren streng verboten, aber die Observanz hat sie wieder erlaubt gemacht: Oftmals fiel mir bey dergleichen Vorfällen die Stelle aus dem Horatius bey:

Quid leges sine moribus
Vanae proficiunt?

Lieber gar keine Geſetze, als ſolche, welche man nicht ſtreng halten machen kann, oder nicht mag. Il vaut mieux de ne faire point de loix, que d'en faire des impuiſſantes, ſagt Monteſquieu, und er hat Recht. Un magiſtrat, qui menace toujours, mais qui n'y donnes pas de poids, ſe fait mépriſer, ſagt der Verfaſſer des Buchs: ſur les moeurs, *) und er hat auch ſehr Recht, wie die leidige Erfahrung täglich beweiſet.

Eins hat indeſſen der Prorektor, Herr Jakob, recht gut gemacht, und jedermann, ſelbſt die Studenten, danken ihm dafür. Er hat die häßlichen Halliſchen Bordelle, oder die Hurenlöcher zerſtört, wo die jungen Leute in den Grund verderbt wurden. Die ſchändlichen Halter ſolcher infamen Wirthſchaften zogen die Herren an ſich, indem ſie ihre feile Waare ſtets ankündigten, und aufs Beſte herausſtrichen. Sie ſtanden ſich auch recht gut dabey, konnten jubeln nach Herzensluſt, konnten alles mitmachen, und achteten kein Geld, da ſie dergleichen ſehr leicht verdienen konnten. Aber ſeitdem die Wirthſchaften aufgehört haben, geht es dieſen Prieſtern und Prieſterinnen der niedrigen

*) Duclos.

Wollust gar kläglich. Freylich wird es nie an feilen Menschern fehlen, aber es giebt doch keine öffentliche Tempel der Wollust mehr, und das ist schon sehr viel.

Wenn Herr Prof. Jakob, oder das Curatorium zu Berlin auch den Schaden hindern könnte, oder wollte — denn warum sollte es unmöglich seyn? — welchen die Komödie zu Lauchstädt jährlich für die Hallischen Studenten stiftet, so würde das dadurch erworbene Verdienst warlich sehr bedeutend seyn. Diese Komödie verführt die Studenten nicht nur zu sehr beträchtlichen Ausgaben, welche das Vermögen der Meisten übersteigen, sondern hält sie dergestalt vom Studieren ab, daß Viele den ganzen Sommer über gar nichts lernen. Wenn ich einem Vater rathen sollte, dessen Sohn in Halle studiert, so würde ich ihn zu bewegen suchen, den jungen Herrn nur den Winter über daselbst zu lassen, und den Sommer zu Hause zu behalten. Ich rede aus vieljähriger Erfahrung. Es wäre besser, man erlaubte, während der sogenannten Lauchstädter Zeit ein Schauspielhaus in Halle selbst: dieses würde unendlich weniger üble Folgen haben, als das Theater in dem kostbaren und doch über allen Glauben elenden Lauchstädt.

Sonst wird die Lebensart unsrer Studierenden von Tag zu Tag artiger und gesitteter. Die alte,

in das Wesen der Studenten selbst verwebte Renommisterey hat beynahe völlig aufgehört, und selten sieht man noch auffallende Kleiderfratzen, Stürmer, *) Uniformen, Canonenstiefel u. d. gl. Aber der Fleiß, welcher den Wissenschaften gebührt, scheint auch täglich abzunehmen, und die Herren Examinatoren tragen dazu das Ihrige mächtig bey. Menschen passiren durch juristische Examina — ich wills beweisen, wenn man mich auffordert — die auch die ersten Linien der Rechtswissenschaft nicht gelernt haben. Ich habe noch vor einigen Wochen ein Testimonium gesehen, worin bestätiget wurde, daß Hr. — — das Civil- Criminal- Kirchen- und Staatsrecht, wie auch die Rechtsgeschichte fleissig gehört habe; aber ganz Possendorf und Lauchstädt kann bezeugen, daß er in alle diese Collegia wenig kommen konnte, weil er nicht in loco war. Was ihn sein Examinator mag gefragt haben, weiß ich freylich nicht, aber das weiß ich wohl, daß er auf die Frage, wie culpa und dolus in criminalibus differirten, antwortete, dolus sey alsdann, wenn der Delinquent seine Sachen listig gespielt habe, culpa aber sey gewaltsames Verbrechen, z. B. Strassenraub: bey jenem, dem dolus fände Entschuldigung Statt, bey dieser aber nicht. Ist so Etwas

*) Hüte, wie man sie im Jahr 1572 in Spanien getragen hat.

nicht erbaulich? Doch würde ich sehr sündigen, wenn ich nicht öffentlich gestehen wollte, daß es uns an jungen Männern nicht fehlt, welche den Wissenschaften Ehre machen, und dereinst die Zierde derselben seyn werden.

Zu bedauern ist es aber doch, daß die Theologie in Halle, wo sonst ein Semmler lehrte, nun nach gerade zur Concordienformel zurück krebsgängert. Das alte Ding, System mit Unrecht genannt, welches die Nicänischen und Chalcedonensischen Fratzen, nebst den Fratzen des h. Augustinus, Anselmus und Luthers Privatmeynungen und andre unverdaute Sätze aufstellt, wird unsern Studierenden zur Schande des neunzehnten Jahrhunderts noch immer vorgekeuert, und die jungen Männer, welche in ihren Schuljahren geschiedere Sachen gehört haben, mögen kratzen, scharren und lärmen, wie sie wollen, der Herr Professor hört doch nicht auf, ihnen die Erbsünde vorzudemonstriren, und die Zahl der Engel und der Teufel vorzurechnen.

O quantum est in rebus inane!

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Meine jetzige Lage.

Die taugt nun freylich nicht viel: quälende Sorgen drücken mich zu Boden, und Ausſichten zur Verbeſſerung meines Zuſtandes zeigen ſich auch nicht. Ich habe bey jedem Project, das ich machte, immer gefehlt, und eben daher bin ich es müde, neue Projekte zur Beſſerung meines Zuſtandes zu machen, und laſſe es gehen, wie es geht. Nichts rührt mich mehr, und wenn ich auf Etwas hoffte, und es mir dann, wie faſt immer, fehl ſchlägt, ſo kann ich recht herzlich drüber lachen. Auf Freundſchaften habe ich ſonſt viel gehalten: aber die Erfahrung hat mich gelehrt, daß Freundſchaften gerade nicht mehr und nicht weniger ſind, als höfliche Geſellſchaften, z. B. in einem Garten, Kneipe u. ſ. w. die man vergißt, ſobald man heraus iſt, und ſie folglich nicht mehr nöthig hat. Man thut Unrecht, wenn man mehr von Freunden fordert, als ſie nach der Natur der Freundſchaft leiſten können. Mutua utilitas iſt das Fun-

dament ſolcher Verbindungen, hört das mutuum auf, gute Nacht Jungfer Freundſchaft! Daher ſind alle Theorien und Moralien, welche Cicero und Carraccioli, und alle zwiſchen jenem groſſen und dieſem kleinen Büchermacher ſtehende Schriftſteller bloß Hirngeſpinnſte, denen die Erfahrung widerſpricht. Eben indem ich dieß ſchreibe, läßt mir ein Freund, den ich aufforderte mir beyzuſtehen, freundſchaftlichſt ſagen, er ſey mir nichts ſchuldig; ich möge ihm nicht mehr kommen. Er hat Recht! und ich wäre ein Narre, wenn ich mich über erkaltete Freundſchaft beſchweren, oder gar ärgern wollte.

Ob ich aber gleich keine Ausſichten habe, und ein Feind aller Projecten bin, ſo habe ich doch noch nicht allen Muth verlohren, und vielleicht zeigt mir das Schickſal noch einen ungeſuchten Weg, worauf es ſich beſſer gehen läßt, als auf dem gegenwärtigen. Dieſer Band meiner Lebensgeſchichte iſt aber grade nicht ſo beſchaffen, daß ich hoffen könnte, meine Lage dadurch beſſer zu machen, er kann mir unmöglich einen Gönner bringen, aber manche Feinde muß er mir machen. Aber meine Theorie über Feindſchaft iſt der über Freundſchaft vollkommen gleich: ich achte weder eine noch die andre. Ich biete mich nie theurer aus, als ich werth bin, und habe die Kunſt nicht ſtudiert,

folglich auch nicht gelernt, Aufsehen zu meinem Vortheil zu machen, daher bin ich auch immer zurück geblieben, und komme wahrscheinlich erst dann in eine ruhige Lage, wenn man mich zu Grabe trägt.

Ueber das fehlgeschlagene Glück, welches ich mit meinem Hannchen zu genießen hoffte, tröstet mich meine leidige Erfahrung. Ich sehe nämlich, daß tausend Ehen, wo nicht unglücklicher, doch auch um kein Haar besser sind als die meinige. Wer hieß mich auch heyrathen? Ein Mensch, der nicht jährlich auf einige hundert Thaler gewiße Rechnung machen kann, muß, wenn er klug ist, an kein Weib denken. Doch es ist einmal geschehen, und il faut faire bonne mine à mauvais jeu: ich werde die Launen meiner Frau tragen, poltern mitunter und doch am Ende geduldig thun, wenn sie auch bis in Ewigkeit fortfahren sollte, bey allem meinem Bitten und Schelten, den Kammerfensterladen zuzumachen, und das Mittagessen erst um ein Uhr auf den Tisch zu bringen. Gut ist übrigens, daß mein Hannchen kein Buch schreiben kann: denn sonst schriebe sie vielleicht auch ihre Lebensgeschichte, und da würde ich vielleicht noch schlimmer wegkommen, als in der Literaturzeitung und in der deutschen Bibliothek.

Meinen Fritzemann Acke habe ich beſchloſſen, auf eine ganz eigne Art zu erziehen. Latein und Franzöſiſch, die Erdbeſchreibung und die Geſchichte, in ſoferne dieſe verdient, gelernt zu werden, werde ich ihn ſelbſt lehren, auch die Rechenkunſt und die Geometrie. Kann ichs bewerkſtelligen, ſo ſoll er die Chirurgie lernen; denn dieſe Wiſſenſchaft iſt unter allen Wiſſenſchaften wohl die, welche den meiſten Nutzen leiſtet, und ich mögte nicht gerne, daß mein Fritzemann ein unnützer Kerl in der Welt würde. Geht es aber nicht mit der Chirurgie, welche ich ſehr wohl von der Bartkratzerey zu unterſcheiden weiß, ſo ſchicke ich ihn, wenn er die Stärke dazu hat, zu einem Canoniercorps. Den Katechismus ſoll er nicht lernen, und ich hoffe ihm durch meinen Vortrag der Geſchichte ſo einen Eckel gegen die Pfafferey beyzubringen, daß er weder die Salbadereyen der Pfaffen anhören, noch ihnen Beichtgeld geben ſoll. Die Polizey fordert zwar — mirabile dictu — daß jedes Kind entweder getauft oder beſchnitten ſey, ausgenommen die Kinder der Anabaptiſten, welche ein privilegium ſpeciale haben, aber bisher kenne ich noch kein Preußiſches Polizeygeſetz, welches befiehlt, daß alle getaufte Kinder den Katechismus lernen und confirmirt werden müßen. Der Junge hat zwar ſchon ſo vom Zuhören das Lied: „eine feſte Burg iſt unſer Gott“

gelernt, hat aber so wenig Begriffe von dem Inhalt desselben, daß er den darin genannten alten bösen Feind und seinen Schulmeister für ein Ding hält. Kommt Zeit, kommt Rath.

Ich für mein Theil lebe so ziemlich ruhig, und laße alle Steine liegen, die ich nicht wegschaffen kann. Mangel habe ich freylich an vielen Dingen, woran andre abundiren, aber das Nothwendige fehlt mir doch nur selten. Man sagt gewöhnlich, Credit sey so gut, als baar Geld; aber es ist doch auch zu etwas gut, wenig Credit zu haben: denn so kann man auch wenig Schulden machen, und dieß ist mein Fall.

Mein Umgang sind meine Bekannten, worunter ich auch einige Freunde rechnen kann. Von leztern habe ich erst kürzlich Herrn Dornensteeg oder Eichhorn verlohren, welcher ins Hannöverische verreiset ist, und wahrscheinlich nicht wieder kommt. Die öffentlichen Oerter besuche ich oft, aber nur gegen Abend, meistens aber nur solche Oerter, wo man bey einem Glas Breyhan einen unterhaltenden Discours führen kann. Meine Bekannten sehen mich immer gerne kommen.

Meine Studien setze ich noch immer fort, und vorzüglich suche ich das Römische und Deutsche gemeine Recht zu erlernen, nicht als wollte ich einst großen nützlichen Gebrauch davon machen: denn

wie schon gesagt ist, ich hasse alle Projecte für mich und meinen Zustand: sie haben bisher nichts getaugt, und werden in Zukunft eben so wenig taugen: also spage ha nugar. Aber ich habe Gefallen an der Rechtswissenschaft, und vielleicht kann sie mir noch nützen.

Vor einigen Tagen erhielt ich einen Brief von meiner alten Mutter, welcher meine längst projectirte Reise nach dem Vaterlande nothwendig macht. Ich werde dieselbe noch dieses Jahr unternehmen, und da ich meine Tour etwas ausdehnen will, so werde ich Gelegenheit haben, manches zu sehen und zu hören, welches eines öffentlichen Rapports nicht unwürdig seyn mögte. Künftige Ostermesse hoffe ich dem Publikum mit den Beobachtungen, welche ich auf dieser Reise machen werde, meine Aufwartung zu machen, und bis daher wünsche ich meinen lieben Lesern recht wohl zu leben.

Ende des fünften Theils.

Vom Verfaßer dieſes Buches iſt noch erſchienen und in allen Buchhandlungen wie auch Leihbibliotheken zu haben.

Lauckhard, F. C. Anleitung zur Uebung in der franzöſiſchen Sprache, nach einem allgemeinen Umfange alles Wiſſenswürdigen bearbeitet, mit einem Wortregiſter. gr. 8. 1797. 1 thl.

— Begebenheiten, Erfahrungen und Bemerkungen während des Feldzugs gegen Frankreich. 1r Th. Nebſt dem Bildniſſe des Verfaſſers. 8. 2te Auflage. 1801. 1 thl. 12 gr. 2ten Theils 1ſte Abtheilung 1 thl. 12 gr. 2ten Theils 2te Abtheilung 1 thl. 8 gr. 4 thl 8 gr.

— Anekdotenbuch, oder Sammlung intereſſanter Begebenheiten aus der wirkl. Welt. 1r Thl. 8. 1802. 1 thl.

— Leben und Thaten des Rheingrafen Carl Magnus, den Joſeph der Zweyte auf zehn Jahre ins Gefängniß nach Königſtein ſchickte, um da die Rechte der Unterthanen und anderer Menſchen reſpectiren zu lernen. Eine Warnung für alle winzige Deſpoten, Leichtgläubige und Geſchäftsmänner. 8. 1798. 1 thl. 8 gr.

— Annalen der Universität zu Schilda, oder Bocksstreiche und Harlekinaden der gelehrten Handwerksinnungen in Deutschland. Zur Auflösung der Frage: Woher das viele Elend durch so manche Herren Theologen, Aerzte, Juristen, Kameralisten und Minister? 3 Thle. 8. 1798-1799 3 thl. 4 gr.

— Erzählungen und Novellen. 16 u. 26 Bändchen. 8. 1800. 2 thl. 12 gr.

— Marki von Gebrian, oder Ränke und Schwänke eines Französischen Emigranten. 2 Theile. 8. 1800. 2 thl.

— Franz Wolfstein, oder Begebenheiten eines damnen Teufels. 2 Bde. 8. 1799. 3 thl.